# Die Weltbühne

Der Schaubühne XIX. Jahr

Wochenschrift für Politik·Kunst·Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

19. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 3

Verlag der Weltbühne

Charlottenburg - Königsweg 33

# Register der „Weltbühne"

## XIX. Jahrgang (1923), 1. Band

# Neujahrspredigt von Otto Flake

Wieder ist ein Jahr vorüber. Niemand wird es leugnen. Und vom neuen Jahr kann man von vorn herein annehmen, daß es ebenso ekelhaft sein wird wie das vergangene. Der Chronist unterscheidet sich vom Pfarrer, der die hohen Töne anschlägt, dadurch, daß er sie tiefer stimmt. Wahrscheinlich hält man den Pfarrer für den angenehmern Menschen.

Aber der Leser hat Aussicht, daß die unbequeme Spielart des Schriftstellers, der die Behaglichkeit des Geldverdienens stört, anno 23 aussterben wird. Bis jetzt machte euch der Herausgeber einer Zeitschrift ein Geschenk und der Mitarbeiter erst recht — das Schenken hat seine Grenzen.

Rechnet euch aus: Nimmt man bescheiden an, daß im Frieden der Autor für die Zeile dreißig Pfennige bekam, und hält man sich nur an den illoyalen Preis von tausend Papiermark, den die Reichsbank für die Goldmark zahlt, so müßte der Herausgeber dem Mitarbeiter die Zeile mit dreihundert Mark honorieren. Glaubt Ihr, er zahlte ihm auch nur dreißig Mark?

Kurz, es stellt sich heraus, daß ich, wie alle meine Kollegen, nur noch entweder um der Sache oder um des Vergnügens und der Beschäftigung willen schreibe. Ich hätte nichts dagegen einzuwenden und würde mir davon sogar eine Hebung des Niveaus erwarten, ganz im Geiste Schopenhauers, vorausgesetzt, daß der Schriftsteller wie Schopenhauer in der Lage ist, von seinem Vermögen zu leben.

Aber gibt es das heute, bei uns, überhaupt, daß Jemand von seinem Vermögen leben kann? O ja, ich kenne einige solcher jüngerer Leute. Sie sind in Deutschland an einer Fabrik oder einer Bank beteiligt und verzehren die Rente in Rom. Die Rente wächst automatisch mit der Entwertung der Mark. Immerhin, es sind ihrer sehr wenige, und übers Jahr wird es keine zwanzig freien Schriftsteller mehr geben, zumal wenn man sich auf diejenigen beschränkt, die ohne Einkünfte aus Unterhaltungsroman und Film dem reinen Geist dienen.

Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Ich nehme mir also in zwölfter Stunde das Recht, euch einige Wahrheiten zu sagen. Statt mich höflich zu erkundigen, was Ihr vom neuen Jahre erwartet, frage ich umgekehrt: Darf man von euch selbst nichts erwarten? Glaubt Ihr wirklich, an allem Elend sei nur jener „Feindbund" schuldig?

Richtig ist gewiß, daß man nichts Entscheidendes beginnen kann, solang die Reparationsfrage ungelöst bleibt. Gibt das aber ein Recht, im Innern uneinig und passiv zu sein? Denn

das sind die beiden deutschen Grundübel; man kann sie als Unaufrichtigkeit zusammenfassen.

Die Aufrichtigkeit würde verlangen, daß heute, unter der Kanzlerschaft Cuno, die nationalistische und die partikularistische Presse erklärt: Wir sehen ein, daß jedes Ministerium, ob es nun aus Juden oder Ariern besteht, die Politik befolgen muß, die vorgezeichnet und aufgezwungen ist. Es bleibt gleichgiltig, wie der Mann an der Spitze heißt, ob Wirth, Helfferich Stegerwald, Scheidemann — er muß Erfüllungspolitik treiben und danach Verständigung suchen.

Die Aufrichtigkeit würde verlangen, daß man erklärt: Jedes Kabinett, wenn nicht grade an ein kommunistisches gedacht wird, ist national und verdient die Unterstützung Aller, die das Wohl der Nation wollen. Und selbst die Kommunisten könnten keiner andern Politik folgen als der von der Situation diktierten.

Es fehlt euch die Fähigkeit, das Wesentliche, die große, einfache Linie zu sehen. Ihr seid aufbrausende Schwätzer, denen eine trübe, dumme Metaphysik die Nerven verschleimt. Das Reale ist euch nicht das Rhodus, wo es zu springen gilt, sondern eine boshafte Verschwörung von Gegnern, die Ihr andeklamiert und mit gedrahteten Resolutionen niederschmettern wollt.

Angenommen, eure Enkel seien einst klüger als Ihr, was werden sie von euch sagen? Daß Ihr auf die kindischste Weise die Schuld beim Dolchstoß, bei den Juden, bei den Republikanern suchtet und nicht denken konntet. Der Gräuel der Gräuel ist die Unpräzision, die sentimentale Verschwommenheit, der Mangel an Mut, die Unehrlichkeit. Wenn sich ein Einzelner, ein Privatmann in eurer Lage so benimmt, wie Ihr es tut, mißachtet man ihn, denn vom Einzelnen erwartet man ohne Erbarmen, daß er seine Lage sieht und so handelt, wie die Lage es verlangt.

Die Lage ist diese: Ihr habt Unglück gehabt, Ihr müßt euch durch kluge, vorsichtige, abwägende Entschlossenheit der Lage entwinden und das eine Ziel nicht aus dem Auge verlieren: die Liquidation der Lasten und die Wiederherstellung eurer Unabhängigkeit. Statt dessen geifert Ihr und mordet und konspiriert und erzieht eure Jugend in der Lüge.

Nein, ich verstehe nicht, daß ein geschlagenes Volk etwas andres tun kann, als sich geschlossen hinter eine Verfassung zu stellen, die wirklich aus der Idee der Freiheit und Gerechtigkeit entstanden ist. Denkt an 1922 zurück: Ihr habt die Gesetze zum Schutz dieser Verfassung sabotiert, und euer ganzes deutsches Reich ist wie ein eingesunkener Turm, weil Ihr ihm das Fundament entzogen habt.

Jene Schutzgesetze gelten im zweitgrößten Staat des Reiches nicht, und wenn die Bayern ihre Treue zum Reich versichern, ekelt euch nicht vor der Unsauberkeit und der Ohnmacht dessen, was Ihr im Munde führt, des Vaterlandes.

Ihr protestiert gegen den Parlamentarismus, aber es geht euch nicht um seine Umwandlung in ein lebensfähiges, modernes System, sondern darum, grade die Parteiwirtschaft und die Ausbeutung der Macht noch zu verstärken. Seitdem ich in Bayern die Hetze gegen den Parlamentarismus verfolge, hüte ich mich, in dasselbe Horn zu stoßen. Der Klerus, der Bauernbund, die Monarchisten, die titellüsternen Beamten wollen ein Geschäft machen, das ist Alles. Sie lenken die Aufmerksamkeit von sich ab wie der Dieb, der „Dieb, Dieb" schreit, um sich in Sicherheit zu bringen.

Das Körnchen Wahrheit, das im Faszismus steckt, könnt Ihr auch nicht herausschälen, Ihr macht gleich ein Knüttelsystem daraus. Gebt Männern mit Verantwortungsgefühl diktatorische Vollmachten, um Schmarotzer zu entfernen, Preise zu regulieren, Wucherer zu fassen, aber bereitet nicht die Diktatur der Könige vor.

Ihr seid erkannt, liebe Deutsche. Einige in euerm Land sehn euch, wie der Psychoanalytiker seinen Patienten sieht: der Patient glaubt, in seiner Seele gingen ganz absolute, einmalige und überpersönliche Dinge vor; aber der Arzt gibt den Namen und zeigt, was dahinter steckt: Angst, Egoismus, sehr erklärbare Menschlichkeiten.

So verhält es sich auch mit eurer Metaphysik der feudalen Treue. Sie ist nichts als Bequemlichkeit, euer Schrei nach der Ordnung ist der Schrei nach der gelieferten Lösung. Wer euch durchschaut, nennt euch bequem, und das Benannte ist das Klare, sonst nichts.

Alles das sind bloße Worte für Die, die entschlossen sind, nicht zu hören. Gleichwohl, man muß die Worte wiederholen, immer neu variieren. Es gibt eine einzige Sache, an der der politische Mensch niemals zweifeln darf: Das, was pathetisch der Genius einer Nation heißt. Der Sinn dieser Uebergangsjahre ist: der Kampf um ein Niveau, das einmal da war und wiederkehren wird. Vom Genius der Nation erwarten wir, daß er den dumpfen, kläffenden Nationalismus in die Sphäre hebt, in der die Idee schwebt: die Idee der Einheit, der Größe, der Kulturnation.

Wer an diesen Genius nicht glaubt, soll schweigen. Ich verstehe sehr gut, daß man heute verstummt, aus Ekel, aus Ueberdruß. Aber wer klar ist, wird immer nur verstummen, um sich zu sammeln. Klarheit und Passivität vertragen sich nicht. Es bleibt das ewige Wort: Im Dienst der Idee.

# Horthy rüstet zum Krieg! von Geza Muranyi

Den Abenteurer in der Königsburg von Ofen scheint es schwül zu werden. Seit ihm bei Karls letztem Putschversuch die konstitutionelle Maske vom Gesicht rutschte und erkennbar wurde, daß er als erwählter „Platzhalter" des Königs nicht diesem den Platz zu halten, sondern dessen Platz zu behalten strebte, hat sich die aristokratische — also die immer noch maßgebende — Gesellschaft Ungarns von ihm zurückgezogen. Auf seinen pompösen Festen, zu den „Hof"-Jagden, die mit den Steuergeldern eines zerrissenen, verarmten Landes bezahlt werden, erscheinen bestenfalls die Diplomatenneulinge, durch die sich die Staaten des Völkerbundes in Budapest vertreten lassen. Dabei ist dem Völkerbund sicherlich insgeheim längst peinlich, einem Ungarn Aufnahme gewährt zu haben, dessen Tron von solch größenwahnsinnigem Parvenu usurpiert wird, und dessen wahrer, unumschränkter Herrscher nach wie vor der Massenmörder Iwan Hejjas ist. Ob sich Horthy auf die „Nationalarmee", über die er unausgesetzt Paraden abnimmt, ernstlich verlassen darf, bleibe dahingestellt. Unzweifelhaft ist dagegen, daß Hejjas die nicht nur zu Judenmetzeleien, sondern auch zum Bürgerkrieg längst entschlossenen Rowdie-Banden der „Erwachenden Magyaren" „fest in der Hand" hat; nur deshalb konnte er jüngst in offenem Gerichtssaal und in allen Blättern erklären, daß er auch fürderhin Todesurteile fällen und vollstrecken werde und auf die ihm gewährte Amnestie pfeife. Horthy mußte diese Ohrfeige des einstigen Freundes und Komplizen einstecken. Er ist ihm gegenüber so wehrlos, wie den fünfundzwanzig Sozialdemokraten gegenüber, die, blutigstem Wahlterror zum Trotz, nun doch in der Nationalversammlung sitzen und täglich aufs neue von den tausendfachen Arbeiter- und Judenmorden „weißer" Offiziere in der jüngsten Vergangenheit, von den unzählbaren willkürlichen Internierungen in der Gegenwart, von den brutalen Uebergriffen politischer, mit ungeheurer Vollmacht versehener „Recherchеure", von den Millionen-Panamas regierungstreuer Abgeordneten und Beamten und endlich davon sprechen, daß der prassende, von Napoleonsträumen benebelte Schwächling in der Königsburg dieses Schurkenpack vor Polizei, Staatsanwalt und Gericht in seinen Schutz nimmt, oder — wenn fürs Ausland die Potemkiniade einer Verhandlung inszeniert wird, wie jüngst im Falle Landau — unfehlbar amnestiert. Tatsächlich: diese unbequemen fünfundzwanzig „Roten" der Nationalversammlung sprechen von nichts anderm. Und da Parlamentsberichte — erstaunlich genug! — immer noch gedruckt, sogar im deutschsprachigen „Pester Lloyd" gedruckt werden dürfen, wird es Herrn Horthy nachgerade etwas schwül, und in der vielen freien Zeit, die ihm der gesellschaftliche Boykott nun läßt, sinnt er offenbar schon lange darüber nach, wie seine arg bedrohte Stellung und Macht zu festigen wäre.

Jetzt endlich hat er das Mittel gefunden. Leider weiß er bei seinen mangelhaften Geschichtskenntnissen nicht, wie wenig originell es ist, und wie rasch es verbraucht sein wird. Doch wüßte ers auch: es gibt im Augenblick für ihn kein besseres. (Das einzig bessere eine radikalen Umkehr zu voller Rechtsordnung und europäischen Zuständen liegt außerhalb seines Denkbereichs und würde ihm wohl auch den Kragen kosten.) Herr Horthy hat beschlossen, die Rolle zu wechseln: da ihm nicht gelungen ist, König zu spielen, will er nun versuchen, Zar zu sein. Ein Zar

wie Iwan der Schreckliche. Gesetz und Konstitution sollen durch Knute und Kerker ersetzt, und an der Donau soll ein Polizeistaat errichtet werden, wie er selbst an der Newa nie möglich war.

Der eben zur Verhandlung stehende „Gesetzentwurf über den gesteigerten Schutz der Ordnung" erklärt, daß nicht nur Jeder, den die Behörde (also irgendein versoffener Stuhlrichter oder Polizeibüttel) für politisch „bedenklich" hält, sofort ins Arbeitshaus oder ins Internierungslager gebracht werden kann, sondern auch der, von dem „angenommen werden darf", daß er mit Bestrebungen „einverstanden" ist, die auf Aenderung der Verfassung, der gesellschaftlichen Ordnung und dergleichen abzielen. Doch weiter: Mit ähnlichen und strengern Strafen wird bedroht, wer das Ansehen der Behörden, den Kredit, die Tradition der Nation, die Institution der Ehe, der Religion, des Eigentums, die Einrichtungen der Armee, des Telephon- und Eisenbahnwesens herabsetzt oder verhöhnt — auch wenn er es „in einer vom Strafgesetzbuch nicht vorgesehenen Weise" tut. Auf gut Deutsch heißt das also: Erkläre, sofern du Ungar bist, daß du die freie Liebe der Ehe, eine Mozart-Oper der Zigeunermusik vorziehst, und daß du über die Zustände am Billettschalter des Westbahnhofes empört bist — und dein Schicksal, wenn irgendein uniformierter Trottel oder ein dir mißgünstiger „Erwachender" dich hört, ist mit Umgehung jedes Gerichtsverfahrens dreifach besiegelt. Du kommst ins Interniertenlager von Zalaegerszeg, und wenn du robust genug bist, um weder zu verhungern noch zu erfrieren, so stirbst du an den Prügeln, die dort der Hausordnung gemäß jedem Insassen verabfolgt werden.

Mancher, der bis hierher gelesen, wird all dies für gehässige Uebertreibung halten und sich sagen: Solche Dinge hätten, wären sie wahr, längst auch in deutschen Zeitungen stehen müssen, von denen viele doch einen Korrespondenten in Budapest haben. Ihnen antworte ich: Diese Korrespondenten haben dank der Brief- und Telegrammzensur auch bisher mit ihrem Kopfe gespielt, wenn sie waghalsig genug waren, an das Gebiet ungarischer Innenpolitik zu rühren. Einzelne waren mitunter so waghalsig, und es sickerten auch gelegentlich ein paar Andeutungen in die Auslandspresse. Nun aber sorgt der neue Gesetzentwurf Horthys dafür, daß dies nicht wieder geschieht: Wer Nachrichten verbreitet, die geeignet sind, die öffentlichen Zustände in ungünstigem Licht erscheinen zu lassen, wird ohne weiteres eingekerkert — heißt es dort. Ueberhaupt nimmt der Entwurf sich der Presse besonders an: Die Gründung neuer Zeitungen ist an die Erlaubnis des Ministerpräsidenten gebunden, der nicht nur jedes Blatt vorübergehend oder endgültig verbieten kann, sondern auch alle in Ungarn eintreffenden ausländischen Presseprodukte, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichen, kontrollieren und, wenn ihr Inhalt den Staatsinteressen zuwiderläuft, konfiszieren läßt. Ich darf mich also — geht der Gesetzentwurf durch — keineswegs in dem Wahn wiegen, daß diese Nummer der „Weltbühne" irgendeine budapester Redaktion, irgendeinen oppositionellen Abgeordneten erreicht. Allenfalls liest sie Horthys Pressechef und verfügt, mich auf die Liste Derjenigen zu setzen, die beim Erscheinen an einer ungarischen Grenzstation auf unerklärliche Art für immer verschwinden.

Allein es ist mir völlig gleichgültig, ob man, oder wer diese Zeilen in Ungarn liest. Ich schreibe sie, um Europa wissen zu lassen, daß Nikolaus Horthy — auch hierin ein Nachäffer zaristischer Regierungsmethoden

— den Ausweg aus dem Chaos innerer Bedrängnis auf dem Schlachtfelde sieht. Daß er sein brüchig gewordenes Prestige mit Blut zu leimen trachtet, um nach Wiedereroberung verlorener Landesteile als „Mehrer des Reiches" die Stephanskrone zu erraffen. Horthy rüstet zum Krieg! Kein Vollsinniger kann hieran zweifeln, der die nachstehende, wörtlich wiedergegebene Verfügung jenes Gesetzentwurfes liest:

> Jeder Staatsbürger, der sein achtzehntes Lebensjahr überschritten, das fünfzigste Lebensjahr aber noch nicht vollendet hat, kann zur persönlichen Dienstleistung verpflichtet werden, wenn dies durch Rücksichten der öffentlichen Gesundheit, Ernährung oder Sicherheit geboten erscheint. Ebenso haben auch die Eigentümer von Fuhrwerken und Lasttieren jeder Art die Verpflichtung, solche im Notfall, wenn dies von den Verwaltungsbehörden angeordnet ist, beizustellen. Zu dem erwähnten Zweck sind auch die im Privatbesitz befindlichen Kleinbahnen oder Schwebebahnen heranzuziehen. Die erwähnten Dienstleistungen können im Notfalle auch durch Brachialgewalt erzwungen werden. Eine Entschädigung kommt den Betreffenden für die Dienstleistung nicht zu. (§ 7)
>
> Pester Lloyd vom 6. Dezember 1923

Erinnern wir uns doch: Die Mobilisierungsbefehle waren nur etwas umständlicher stilisiert, aber sie besagten nichts andres: Jeder Mann, jedes Pferd, jedes Auto hat einzurücken, und die Privatbahnen stehen dem Staat ebenso unentgeltlich zur Verfügung. Einzig um mit dem Wortlaut des Trianon-Vertrages nicht vorzeitig in Konflikt zu geraten, heißt es statt militärischer „persönliche" Dienstleistung. Und wer vollends weiß, wie die — sehr geschickt „behandelten" — Ententekommissionen bei der Waffenablieferung beide Augen zudrückten, sodaß Geschütze Maschinengewehre, Minenwerfer, Handgranaten, aber auch Flugzeugmotore in aller Ruhe beiseite geschafft werden konnten (nur so konnte Hejjas seine Insurgententruppen im Burgenland von heute auf morgen feldmäßig ausrüsten), und wer überdies an die immensen Gewehr- und Munitionsvorräte denkt, die sich in den Händen der von Hejjas und dem frühern Generalstabshauptmann Gömbös befehligten „Erwachenden Magyaren" befinden, der kann nicht mehr daran zweifeln, daß Horthy wirklich zum Krieg rüstet.

Gegen wen sich diese Rüstungen richten? Zunächst gegen die Tschechoslowakei. Die Wiedereroberung des frühern Nord-Ungarn war schon anno 1920 ein Hauptprogrammpunkt Horthys. Es bestand bereits eine Militärkonvention mit Polen, das den ungarischen Angriff von Norden her zu unterstützen versprach — ein Angriff, der damals nur deshalb unterblieb, weil der polnische Verbündete mit der Sowjetarmee im Kampfe lag. Die politischen Erwägungen, die diesem Feldzugsplan zu Grunde lagen, stützten sich auf den — heute gemilderten, doch immer noch fortbestehenden — Antagonismus zwischen der slowakischen Bevölkerung und der Regierung in Prag. Auf die lebhaften Autonomiebestrebungen der Slowakei, denen von Prag niemals, von Budapest unzweifelhaft Erfüllung winkte. Auf die tschechenfeindliche Gesinnung der gesamten slowakischen Industrie, die mit dem Verlust der billigen Wasserstraßen — alle Flüsse münden in die Donau — den des ungarischen Marktes ebenso berechtigt fürchten wie die überlegene Konkurrenz Böhmens. Und schließlich glaubt Horthy der neutralen Haltung aller Nachbarn — also des Versagens der „Kleinen Entente" — sicher zu sein. Wer

in Budapest die imposanten italienfreundlichen Demonstrationen bei der „zufälligen“ Anwesenheit desselben Oberst Romanelli, der im Frühjahr 1919 den Sturz der Kommunisten beschleunigen half, beobachten konnte, der ahnt zum mindesten eine beträchtliche Intimität Horthys mit jenem Italien, dem jede Schwächung des Slawentums ebenso sehr wie die Freundschaft Ungarns im Hinblick auf eine kaum vermeidbare Auseinandersetzung mit Jugoslawien nur erwünscht sein kann. Dessen militärische Kräfte jedenfalls durch dies gespannte Verhältnis zu Italien gebunden bleiben. Rumänien ist ebenso wenig zu fürchten: es ist vollauf damit beschäftigt, Siebenbürgen zu „verdauen“, die dort äußerst rege ungarische Irredenta in Schach zu halten. Und Oesterreich?

Man sieht: Horthys Rechnung stimmt. Unterläßt es Europa, sie zu durchkreuzen, dann sieht dieser Frühling neues Gemetzel.

---

# An die Verlorene von Sigismund von Radecki

Wo bist du nicht? Wo bist du? ... sag: ich bin.
Von woher kommst du, und wo gehst du hin?

Du lehnst ja noch am Baum im Garten Eden,
und deiner Stimme Klang ist Ueberreden.

Natur wollt' ihre Kraft zusammenraffen:
aus wieviel Liebe wurdest du erschaffen . . .

und jenes ersten Augenblicks Entzücken
spricht immerfort aus deinen großen Blicken.

Mit deiner Schönheit ragst du aus der Zeit,
dein goldnes Haar rührt an die Ewigkeit.

Auch wird dein Fuß dem Boden nie Beschwerde,
unter dem leisen Druck erblüht die Erde.

Bei deinem Anblick glaubt man es so gern:
auf Erden sind wir, sind auf einem Stern!

Wenn man nach deinem Bau Gesetze schriebe,
regierte nicht der Haß, es herrscht die Liebe,

— und wieviel mehr wär' in der Welt Erbarmen,
glich' Menschenhilfe deinen schönen Armen.

Wie durfte Wirklichkeit dich mir entlehnen?
Du wurdest Schmerz, du bist in meinen Tränen.

Doch jedes Jetzt und alles helle Hier
stammt aus der Ferne, Liebste, stammt von dir.

Und sinkt der Tag zum Abend, wird es spät,
wanderst du wunderbar in mein Gebet.

# Wirtschaftsführer von Frank Faßland

XIX.

## Berliner Bankdirektoren

Als mich einmal in der Zeit der großen Stabilisierungsdiskussion ein hoher ausländischer Diplomat fragte, warum die sonst doch so tüchtigen deutschen Bankdirektoren nichts von Währungsfragen verstünden, sondern kritiklos nachbeteten, was ihnen eine gleichfalls währungspolitisch nur obrflächlich orientierte Vulgär-Oekonomie vorspräche, erwiderte ich ihm: Den deutschen Bankdirektoren fehlt es ganz einfach an Zeit, sich in Probleme zu vertiefen, die ihnen in der großen Aera der deutschen Bankentwicklung (und diese war auch die Werdezeit der meisten heutigen Bankleiter) völlig unpraktisch erscheinen mußten. Die Zeit fehlte ihnen bereits damals, sie fehlt ihnen erst recht heute, wo sich gegen früher ihre Geschäfte nicht nur gehäuft, sondern auch ganz außerordentlich kompliziert haben. Da ist kein Tag, der nicht durch zwei, drei Sitzungen im Hause, außerhalb des Hauses und oft sogar außerhalb ihres ständigen Wohnsitzes zerschnitten wird; Sitzungen, von denen manche die äußerste Anspannung und Hirnkonzentration, andre fast nur die körperliche Präsenz der Männer verlangen, die mit ihrer kostbaren Zeit geizen müssen und doch aus repräsentativen Gründen oft genötigt sind, Stunden dieser kostbaren Zeit an Konferenzen zu verschwenden, von denen sie keinen Nutzen (im geistigen Sinne), und die auch von ihnen keinen Nutzen haben.

Die Struktur unsres Bankwesens, in dem das eigentliche Geldgeschäft, das Kredit- und Depositengeschäft, zu einem gemischten System mit dem industriellen Gründungs- und Kommissionsgeschäft verschmolzen ist, hat zweifellos ihre großen Vorteile im Punkte der Wirkungssteigerung. Aber auf der andern Seite überbürdet der schwere Apparat, der neben seinem weitverzweigten Depositenkassennetz auch noch die Interessen der Banken bei ungezählten Industriegesellschaften, Tochterbanken und andern Patronatsunternehmungen zu tragen hat, die Bankdirektoren in ganz unoekonomischer Weise. Dazu kommt die Verfassung des deutschen Aktienwesens mit ihrer — durch die wirtschaftliche Entwicklung veranlaßten — Umbildung des Aufsichtsratsprinzips zum geschäftlich-finanziellen Repräsentationsprinzip, die im Zusammenhang mit der immer stärker um sich greifenden Konzern- und Verschachtelungstendenz zur Häufung von Aufsichtsratsmandaten in den Händen der leitenden Bank- und Industriemänner geführt hat. Dreißig, vierzig und fünfzig Aufsichtsratsposten hat ein einziger Großbankdirektor neben seinem eigentlichen Bankposten oft zu versehen. Manchmal leistet er dabei wirklich positive oder doch wenigstens positiv-kontrollierende Arbeit, oft aber „sitzt er nur dabei", repräsentiert seine Bank und gibt Acht, daß in den Aufsichtsratssitzungen und Generalversammlungen nichts seiner Bank Nachteiliges und möglichst viel seiner Bank Vorteilhaftes geschieht. Dazu kommen noch Sitzungen in der Stempelvereinigung der Banken, in den übrigen Bankenorganisationen, in den Börsen- und Handelskorporationen, dazu kommen ferner Sachverständigenkonferenzen und andre zeitfressende Sitzungen mehr. Wenn der Bankdirektor dann von seinem Tagewerk (oft spät abends) müde und gehetzt freigegeben wird, so will er — je nach Temperament — entweder zuhause seine Ruhe haben oder in gesellschaftlichen oder andern Vergnügungen die ihm notwendige Entspannung

suchen. So kommt es, daß der deutsche Bankdirektor selten Zeit und Lust hat, ein wissenschaftliches Buch über das Gebiet, auf dem er arbeitet, zu lesen, und niemals Zeit, ein solches Buch zu schreiben. Nimmt man den Mangel an währungspolitischer Tradition hinzu, erwägt man, daß Deutschland — im Gegensatz zu andern, ältern Kapitals- und Wirtschaftsländern — nach einer kurzen intensiven, auf anscheinend völlig geldstabiler Grundlage aufgebauten Blütezeit plötzlich in eine Epoche unerhörter und unerhört schwieriger Wirtschaftszerrüttung hineingeworfen wurde, daß keine ausländische Finanz- und Kolonialbetätigung großen Umfanges vorher das Studium fremder Währungsprobleme vermittelt hat, daß auch die deutsche Finanzwissenschaft durch die historische Schmoller-Schule von der begrifflich-konstruktiven, systematisch-abstrakten Durchdenkung grundlegender Wirtschaftsprobleme zu sehr in die empirische Betrachtung wirtschaftlicher Einzelerscheinungen abgelenkt wurde: dann hat man die Vorgeschichte der deutschen bankwirtschaftlichen Einstellung gegenüber dem Inflationsproblem in ihren entscheidenden Grundzügen. Dann hat man auch den Grund für die oberflächliche Hilflosigkeit, mit der die deutschen Bankdirektoren, diese „gegebenen Fachleute", den Währungsfragen der deutschen Gegenwart gegenüberstehen. Ihre große Geschäftsroutine, ihre privatwirtschaftliche Elastizität und Agilität befähigten sie, nachdem sie erst einmal (was lange genug dauerte) das Wesen der Geldentwertung erkannt hatten, diese Geldentwertung als Geschäftskonjunktur für sich auszunutzen; aber es fehlte ihnen die Fähigkeit, den festen geldwissenschaftlichen Punkt zu ergründen, aus dem diese Geldentwertung zu kurieren war. Es fehlte ihnen vielleicht auch — bei den immerhin guten Geschäften, die diese Geldentwertung ermöglichte — die rechte Entschlossenheit, den Gedanken der gefahrvollen Umkehr allzu stark zu propagieren.

* * *

Wenn nach dieser allgemeinen Einleitung zur Betrachtung der einzelnen Persönlichkeiten übergegangen werden soll, so ist zu sagen: Wie sehr es auch im derzeitigen berliner Bankwesen an überragenden Gestalten fehlt, so muß doch zugestanden werden, daß kaum jemals ein so hoher Grad des Durchschnitts, eine so starke Zahl begabter, tüchtiger und geschulter Persönlichkeiten im berliner Bankwesen tätig gewesen ist wie grade jetzt. Die Schule, und zwar nicht nur die Schule der Vergangenheit, sondern auch die Schule der Gegenwart, die außerordentliche Ansprüche stellt, aber auch außerordentliche Lehren erteilte, hat aus diesen Begabungen das Höchste herausgeholt, dessen sie fähig waren, ja fast noch mehr, als wessen man sie für fähig gehalten hätte. Genies freilich können niemals durch die Schule gebildet werden, sondern sie müssen geboren sein. Aber grade wenn man nicht verschwiegen hat, was ihnen fehlt, ihnen fast allen fehlt: der schöpferische Zug, das Format, die Kraft zur Ueberwindung alter und zur Erzwingung neuer Verhältnisse —, dann darf man doch auch anerkennen, was sie besitzen, was viele von ihnen besitzen: die Fähigkeit zur erschöpfenden Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse. Betrachten wir in den einzelnen Großbanken die Männer, die ihre Geschicke und mehr als dies: die Geschicke wichtiger Teile der ganzen Volkswirtschaft bestimmen.

Die Deutsche Bank, das ist eins der größten Organisationszentren, das ist aber auch eine der größten Tretmühlen Deutschlands. Ihre

Direktoren haben weder Tag noch Nacht Ruhe. Ein paar der Besten sind in den Sielen zusammengebrochen, andre haben dieses Schicksal nur dadurch vermieden, daß sie sich frühzeitig pensionieren ließen oder sich in eine Art Reservestellung mit halbdirektorialer Tätigkeit zurückzogen. Das gilt, zum Beispiel, von dem klugen und noch immer fleißigen Veteranen Max Steinthal, das gilt auch von Arthur v. Gwinner, der mit seinem rötlichen Geheimratsbart und seiner für einen Bankdirektor immerhin aparten Diktion eine Zeitlang die größte deutsche Bank sehr wirkungsvoll repräsentierte. Die Deutsche Bank kennt, wie die meisten deutschen Bankinstitute, nicht die Position eines Generaldirektors, es gibt bei ihr nur einen Seniordirektor, der die Vorstandssitzungen leitet und in den Generalversammlungen als Sprecher fungiert. Gwinner machte das so gut, daß er ins Herrenhaus berufen, in den erblichen Adelsstand erhoben und — wogegen er oft genug den Dementierapparat bewegte — in der Presse immer wieder zum Generaldirektor der Deutschen Bank befördert wurde. Paul Mankiewicz, seinem Nachfolger in der „Sprecherschaft", ist dieses Mißgeschick noch niemals passiert, und man kann auch nicht grade behaupten, daß er als Repräsentant der Deutschen Bank sehr repräsentativ wirkt. Wenngleich in seiner kleinen Körperstatur kein bezwingender finanzpolitischer Geist, sondern nur ein großer Börsendirektor und Geschäftsmensch von sicherm Instinkt steckt, so schlägt doch hinter einer manchmal etwas rauhen Außenseite ein gutes Herz, und bei den Beamten der Deutschen Bank ist noch niemals ein Direktor so beliebt gewesen wie dieser Paul Mankiewicz, trotzdem noch nie einer seine Leute gegebenenfalls so rücksichtslos anranzen konnte wie dieser. Heute ist allerdings Mankiewicz über den Börsendirektor hinausgewachsen, und dieses Amt versieht an seiner Stelle Oscar Wassermann, ein Sproß der bekannten süddeutschen Familie, die neben etlichen Finanz- und Wirtschaftskapazitäten August v. Wassermann, den großen Mediziner, hervorgebracht hat. Auch Oscar Wassermann fühlt sicherlich das Zeug in sich, mehr als ein Börsendirektor zu werden, und zweifellos ist er ein sehr kluger Bankier, ein so kluger, daß er manchmal sogar überklug wirkt. Es geht von ihm die Sage, daß er einen sehr originellen Plan zur Sanierung der deutschen Finanzen in der Aktentasche trage; aber bisher hat er davon nur Bruchstücke sehen lassen, die nicht so unbedingt originell waren. Dann sitzt im Direktorium der Deutschen Bank von bemerkenswerten Persönlichkeiten noch Elkan Heinemann, nach Erscheinung und Veranlagung mehr Gelehrter als Kaufmann. Seine Stärke ist nicht, große turbulente und polyphone Geschäftskomplexe überlegen zu dirigieren, im Drang und Sturm der Tagesgeschäfte das Bankenschiff in die Zukunft zu steuern, sondern er liebt und versteht es, gewisse große Finanzierungs- und Beteiligungsgeschäfte seiner Bank, namentlich auf elektrotechnischem und überseeischem Gebiet mit einer nahezu wissenschaftlichen Präzision und Gründlichkeit zu entwickeln. Neben dieser auf Konzentriertheit angelegten Persönlichkeit steht der Weltmann der Deutschen Bank, Emil v. Stauß, der Leiter und Inspirator der Petroleuminteressen, der Gründer der Ufa und des Bayrischen Lloyd, der ihm in der vorrevolutionären Zeit den bayrischen Adel eingetragen hat — eine vielseitige und vielgewandte Persönlichkeit, die sich nach dem Ausscheiden v. Gwinners besonders stark auf demjenigen Geschäftsgebiet betätigt, das man am besten als Finanzdiplomatie bezeichnen kann. Alle diese Männer, zu denen nach außenhin nicht so stark her-

vortretende Persönlichkeiten wie Millington-Herrmann, Oscar Schlitter, Michalowsky (der Personal- und Filialchef) treten, ragen nicht in Geniehöhen, aber sie bilden ein Konzert, dessen guter Abgestimmtheit und hochentwickelter Ensemblekunst nicht nur die aktive und organische Fortentwicklung des Riesenorganismus der Deutschen Bank, sondern auch die Prägung selten ingeniöser Transaktionen und Transaktionsmethoden — zum Beispiel das aktienrechtliche Fusionsmeisterstück Deutsche Bank-Deutsche Petroleum A.-G. — gelingt.

*

Die Disconto-Gesellschaft war einstmals — in den Glanzzeiten Davids und Adolphs v. Hansemann — die führende Bank Deutschlands. Als ausgesprochene Emissions- und Industriebank ist sie durch das Depositenkassensystem Georgs v. Siemens zeitweise in den Hintergrund gedrängt worden. Als aber ihre alten Herren durch jüngere Kräfte ersetzt wurden, hat sie die Jahre der Stagnation schnell überwunden, und ihre starke Grundlage als Industriebank, ihre noch immer führende Beteiligung bei großen deutschen und internationalen Anleihekonsortien gestattete ihr eine schnelle und erfolgreiche Ausdehnung auch der Depositenorganisation. Die Disconto-Gesellschaft ist eine Kommanditgesellschaft auf Aktien, sie wird nicht von einem Vorstand, sondern von persönlich haftenden Geschäftsinhabern geleitet. Ihr leitender Geschäftsinhaber (nicht de jure, aber de facto) ist Dr. Arthur Salomonsohn, der Neffe Adolf Salomonsohns, der schon in der Aera Hansemann Geschäftsinhaber gewesen war und später zu jenen „alten Herren" gehörte. Arthur, der Neffe, bewährte sich sogleich, nachdem er das Steuerruder ergriffen hatte, als eine durchaus moderne Bankiererscheinung, die Schneid, Frische und eine sehr bewußte Geschäftsbestimmtheit mit bankdiplomatischer Begabung verband. Ein überlegener Versammlungsleiter, der einstmals, als in den Schmidtmann-Kämpfen um die Kaliwerke Aschersleben der Disconto-Gesellschaft schwere Niederlage und empfindlicher Prestigeverlust drohten, den alten Herren resolut die Zügel aus der Hand nahm und die Situation mit bravouröser Eleganz rettete. Was ihm zu fehlen scheint, ist geistige Freiheit und Weite: ein Interessent, wenn auch Interessent mit Form und Format. Als ihn Stinnes in seiner berühmten Reichswirtschaftsratsrede zum Kronzeugen für die Behauptung anrief, daß schließlich doch nur der Wirtschaftsmann die Voraussetzungen der Währungsgesundung herbeiführen könne und der Finanzmann weiter nichts vermöge, als die geldtechnischen Details der von den Wirtschaftskreisen geschaffenen Reform durchzuführen, bestätigte er durch Kopfnicken diese Auffassung, die ihn, den Finanzier, doch eigentlich zum Handlanger des Industriellen degradierte. Die Geschichte der Währungsrevolutionen und Währungsreformen wie eigne freie Durchdenkung des deutschen Währungsproblems hätten ihm zeigen können, daß fast immer die konstruktiven Finanziers — und zwar oft im zähen Kampf gegen die wirtschaftlichen Interessenten — die Gesundung der Währung und der Wirtschaft herbeigeführt haben. Sein jüngerer Bruder, Dr. Georg Solmssen, ähnelt ihm in vielen Zügen. Auch ihn zeichnen moderne Empfindung, Frische und Schneid aus, nur ist sein Wesen nicht so reif, so sicher und bestimmt wie das Arthur Salomonsohns, er ist jugendlich-leidenschaftlicher und darum besserer Redner, der andre besserer Debatter. Arthur ist geeigneter, wenn es sich um Verteidigung handelt, Georg brauchbarer im Angriff. Franz Urbig ist in diesem Kreise der eigentliche Geld- und Währungspolitiker, seine

großen Erfahrungen im ausländischen Geldgeschäft, in internationalen Finanzkonsortien, insbesondere in dem berühmten Fünfmächtesyndikat für China, aus dem Deutschland durch Krieg und Niederlage ausschied, haben ihm zu einem bemerkenswerten Empiriker in Geldfragen gemacht. Aber auch ihm fehlt wie fast allen deutschen Bankmännern der große, freie, konstruktive Zug auf diesem Gebiet, und auch für ihn war darum das Gutachten der internationalen Sachverständigen in der deutschen Stabilisierungsfrage eigentlich ein Echec. Eine starke Begabung hat die Disconto-Gesellschaft mit dem vor Jahresfrist verstorbenen Hermann Waller verloren. Ein Ersatz wächst ihr vielleicht in dem gleichfalls aus Süddeutschland verschriebenen Theodor Franck heran.

*

Bei der Dresdner Bank fungiert der Gründer und Schöpfer des Instituts Geheimrat Eugen Gutmann nur noch als Ehrenpräsident. Der war einstmals, als er in der Blüte seiner Jahre stand, eine Vollblutnatur, ein Draufgänger, eine Persönlichkeit voll Konstruktionen und Ideen, die sich manchmal durch ihr Temperament zu weit und zu schnell fortreißen ließ, aber doch der bauenden Kraft nicht ermangelte. Sein Sohn Herbert M. Gutmann hat das Draufgängertum des Vaters geerbt, auch den Börsen- und Geschäftsinstinkt, aber nicht ebenso die bauende Kraft. In scharfem Kontrast zu ihm steht Henry Nathan, dem vielleicht nur der Instinkt, der Schwung und das Temperament fehlen, um ein wirklich großer Bankdirektor zu sein. Henry Nathan, heute unbestritten der geistige Mittelpunkt der Dresdner Bank, ist eine kühle, ruhige, sehr gemessene und zurückhaltende Natur, aber ein Bankier mit sachlichem Weit- und Tiefblick, mit Einfühlungsfähigkeit und klugem Verständnis für die Verschlungenheit des modernen Wirtschafts- und Bankprozesses, der dem Zentrum der Probleme vielleicht näher kommt als die meisten übrigen Bankdirektoren von heute, dessen Einfluß sich aber vielleicht deswegen nicht voll entfalten kann, weil er Andre schwer an sich herankommen läßt, und weil ihm doch die Suggestivkraft fehlt, die zum einsamen Herrschen notwendig ist. Was sonst noch im Kreise der Dresdner Bank lebt, ist tüchtige organisatorische Fachlichkeit ohne persönliche Eigenzüge hervorstechender Art.

*

Bei der Darmstädter und Nationalbank, die erst vor einiger Zeit aus der Darmstädter Bank und der Nationalbank für Deutschland zusammengeschweißt worden ist, sind die stärkern Persönlichkeiten von der Nationalbank beigesteuert worden. Die Darmstädterin wurde ja hauptsächlich deswegen fusionsreif, weil es ihr — seit dem Ausscheiden Dernburgs — an Führernaturen stets gefehlt hat. Diesem Schicksal schien auch die Nationalbank nach dem Tode Julius Sterns, der ein guter Spezialist, wenn auch für sein geistiges Maß zu sehr Autokrat war, zu verfallen, und die ersten Versuche, Nachwuchs heranzuziehen, scheiterten ziemlich kläglich. Dann verschrieb sie sich vorurteilsfrei ein paar junge Kräfte, die noch wenig Vergangenheit und Reputation, aber vielversprechende Zukunft besaßen. Hjalmar Schacht hat sich vom akademischen Archivleiter bei der Dresdner Bank schnell in die vorderste Reihe geschoben. Er hat als Bankdirektor nicht ganz das Talent bestätigt, mit dem er es fertiggebracht hat, in verhältnismäßig kurzer Zeit Bankdirektor zu werden, aber seine schnelle Laufbahn wurde doch immerhin durch

überdurchschnittliche Qualitäten als Finanzdiplomat und Organisationstalent gerechtfertigt. Jacob Goldschmidt, der sich aus noch kleinern Anfängen und fast ganz ohne Protektion binnen kurzer Zeit in die Helle ansehnlicher Börsenerfolge emporschwang, ist ein echtes Finanztalent mit ausgesprochenem Bankierinstinkt und sehr anschlägigem Kopf. Voll von Gedanken, mit Geschick und Schick in den Fingern, noch nicht ganz ausgereift, mit scharfem kritischen Blick begabt, vielleicht kein großes Baugenie, aber ein gescheiter, agiler Former. Seine Faktur verbunden mit dem reichen Fundus eines Henry Nathan, das würde vielleicht die richtige Mischung für den großen Bankdirektor abgeben, den wir heute im deutschen Bankwesen nicht haben.

*

Bei der Commerz- und Privatbank dominiert Gustav Pilster, ein sehr gewitzter und geweckter Bankmann ohne sonderlich originelle Note, der Prototyp des gesunden, aber etwas hausbackenen Menschenverstands, der keine großen Führereigenschaften besitzt, aber sich auch nicht leicht ins Hintertreffen schieben läßt. Neben ihm Curt Sobernheim, eine gewandte Vermittlernatur.

*

In der Berliner Handelsgesellschaft ruht noch immer Alles auf den zwei klugen, aber durch das Alter doch schon etwas getrübten Augen Carl Fürstenbergs. Jugend mit eignem Drang und Willen konnte sich neben ihm nicht Platz schaffen.

*

Noch Einer muß erwähnt werden, wenn es sich um die Aufzählung der heutigen Bankleiter handelt: Rudolf Loeb, kein Großbankdirektor, sondern jüngerer Mitinhaber des Hauses Mendelssohn & Co., das im Geldgeschäft bedeutender ist als viele Großbanken. Ein Gelddisponent zweifellos sehr großen Stils, vielleicht nicht so instinktsicher wie sein Vorgänger Fischl, aber dafür ein selbständiger und scharfer Durchdenker des Geld- und Währungsproblems, freier und vorurteilsloser und weniger interessenpolitisch abgestempelt in diesen Fragen als die große Mehrzahl seiner berliner bankdirektorialen Kollegen. Wird einmal eine Konversionskasse oder ein andres Bankinstitut zur Stabilisierung und Reform der deutschen Valuta gebildet: hier ist der gegebene Leiter.

---

## Zu diesem Krieg von Thackeray

Als Marlborough nach der Schlacht von Malplaquet die Linien entlang ritt, hinter sich das stolze Gefolge der Adjutanten und Generale, als er hier und da anhielt, um einem Offizier mit dem huldreichen Lächeln, das seiner Gnaden immer zur Verfügung stand, für seine Leistungen zu danken, da ertönte kaum ein einziges „Hoch" aus den Reihen der gelichteten Regimenter. Cadogan ritt mit einem Fluch heran und schrie: „Verdammte Bande, warum ruft Ihr Seiner Gnaden nicht zu?" Aber die Leute hatten nicht das Herz dazu. „Wo ist mein Kamerad geblieben?" dachte einer wie der andre; „wo ist mein Bruder, der gestern neben mir focht?" Es war das trostloseste Schauspiel, das ich je gesehen habe, und das Tedeum, welches unsre Geistlichen sangen, die trübseligste Komödie.

# Andre Methoden von Victor Barnowsky

Das weihnachtliche „Friede auf Erden!" haben die berliner Schauspieler in diesem Jahre schon als Adventsgruß zu hören bekommen, obwohl vielleicht mancher ihrer Gegner gewünscht hätte, den Friedenspakt im Theaterkrieg erst als Weihnachtspräsent unterm Lichterbaum vorzufinden. Ueber den Streik selbst und über meine Stellungnahme zur Schauspielerbewegung ist in den Tageszeitungen so ausgiebig diskutiert worden, daß der Leser nicht zu fürchten braucht, ich werde noch einmal das Schwert, will sagen: die Feder zücken, um zum wirklich allerletzten Male einen Gang für Prinzipielles und Persönliches zu wagen.

Eines nur möchte ich nicht unterlassen zu erklären: In dem Kampf der berliner Bühnenleiter gegen mich handelt es sich nicht so sehr um die Gegensätzlichkeit in materiellen Fragen, als vielmehr um die Gegensätzlichkeit unsrer — na, wenn schon nicht Welt-, so doch wenigstens Theateranschauung! Ich werde wohl kein besserer Mensch sein als die übrigen Herren Theaterdirektoren, vielleicht aber besitze ich ein unmittelbareres Verhältnis zum Schauspieler, seinen Bedürfnissen und Wünschen, seinen menschlichen Schwächen und Vorzügen, weil ich ganz einfach in der Lage bin, mich in meine eigne Vergangenheit zurückzuversetzen. Aus der eignen Vergangenheit heraus aber erwächst mir die Vergangenheit Aller, ohne die das Heute nicht wäre. Das gibt in Zeiten der Not eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl. Es muß daher bei meinem vielfach bespöttelten Satze bleiben: „Ich kann nur mit Schauspielern arbeiten, denen es gut geht!"

Wenn in dem nun glücklich abgebrochenen Kampfe zwei Besiegte zu beklagen waren, so darf man als Grund für diesen überraschenden Ausgang die Tatsache ansehen, daß die Führer der einen Partei allzu einseitig mit dem ganzen Aufgebot ihres ewig jungen Schauspielertemperaments und vielleicht ohne richtige Einschätzung des Erreichbaren sich dem „Feind" entgegenwarfen, während auf der andern Seite eine zu einseitig geschulte juristische Führung unter der vorherrschenden Meinung, Strategie sei nichts als Kopfarbeit, die Einfühlung in Wesen und Wollen des Schauspielerstandes erheblich beeinträchtigt.

Eines steht für mich fest: Das eigentliche Problem des Theaters von heute hat in diesem Streik seinen Ausdruck nicht gefunden. Der nächste Kampf um das Theater kann nur und muß von revolutionärer Bedeutung sein. Und es wird, glaube ich, umgekehrt kommen müssen wie in der Weltrevolution. Denn im Reiche der Rampe kann es, darf es und soll es keine ausgleichende Demokratie geben, viel weniger noch eine Diktatur des wirtschaftlich bedrängten Proletariats, nur eine Aristokratisierung, wie sie in Dingen der Kunst selbstverständlich ist. Kein Nivellieren, sondern Selektieren! Nur so kommen wir wieder zum künstlerischen Theater.

Wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, ist der Zusammenbruch des Ensembles im großen Ganzen nicht wegzuleugnen. Und da der Theaterdirektor unter allen Umständen ein Taugenichts ist, so wird ihm auch hierin wieder alle Schuld beigemessen, zumal offensichtlich nur Wenige bisher versucht haben, sich Rechenschaft darüber abzulegen, welche Motive denn eigentlich zur Auflösung eines einst blühenden Organismus geführt haben. Sollte wirklich der Theaterdirektor selbst — I

Es ist doch ganz klar: Ein festes Ensemble bedeutet für ihn nichts andres als Stetigkeit, Ruhe, Arbeitsmöglichkeit, Geldersparnis. Und nun sollte er gegen die eigne Ruhe, gegen den eignen Geldschrank anrennen? Aus eitel Uebermut oder aus andern unergründlichen Gründen? Alles falsch! Die Zertrümmerung des Ensembles ist die unmittelbare Folge des Niederganges, der Zersplitterung, der Auflösung unsres öffentlichen Seins überhaupt. Den letzten Gründen dieses Verwesungsprozesses nachzuspüren, hieße: dem Leser ein Stück Sozial- und Kulturgeschichte mundgerecht machen zu wollen. Der Einzelne steht dieser Tragödie der Gesamtheit machtlos gegenüber, und es bleibt ihm nichts übrig, als, sofern er Optimist ist, auf die Zukunft zu vertrauen.

Ich selbst bin im Tiefsten überzeugt, daß — was unsre deutsche Bühne anbelangt — Niemand zu einer Wiedererweckung des Ensembles so leicht zu bewegen wäre wie der Schauspieler, und ich glaube ihn gut genug zu kennen, um zu wissen, daß er unter das Banner seiner Kunst zurückkehren würde, wenn er für sich das Gefühl aufbringen könnte, an etwas Neuem mitzuwirken oder wieder aufzurichten, was seinen Idealen von früher entspräche.

Erforderlich wäre allerdings, daß dem strebenden Schauspieler auch nach außen hin seine Tätigkeit wieder verlockender gemacht würde. Denn in einer Zeit, die das Starwesen auf eine schier unerschwingliche Höhe getrieben hat, fällt dem Schauspieler, der es noch nicht zur Ausnahmestellung gebracht hat, wirklich verteufelt schwer, ungetrübte Freude für seinen Beruf aufzubringen. Und hier wehre ich mich mit allem Nachdruck dagegen, daß man abermals den Theaterdirektor allein für Dinge verantwortlich machen will, an deren Vorhandensein Presse und Publikum gleich beteiligt sind. Es ist doch nicht zu leugnen: Führen wir Stücke auf ohne einen oder gar mehrere Stars, so ist das vom Filmsystem übersättigte Publikum nicht ins Theater zu kriegen. Lassen wir uns aber von dem Gedanken leiten, ein Stück einzig des Stückes wegen aufzuführen und es dem Können und dem hingebungsvollen Eifer junger aufstrebender Talente anzuvertrauen, so haben wir vielfach den Vorwurf einzustecken: die Aufführung verrate das Niveau einer mittlern Provinzbühne (obwohl es vielleicht nicht uninteressant wäre, den Nachweis zu erbringen, daß die erdrückende Mehrheit der berliner Schauspieler mit ihren Leistungen das künstlerische Niveau sagen wir einmal: des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg zum mindesten erreichen).

Das entmutigt! Entmutigt gleichmäßig Bühnenleiter und Schauspieler, die sich wohl bewußt sind, daß es unter den heutigen Verhältnissen oftmals an die Unmöglichkeit grenzt, eine halbwegs gepflegte Aufführung heraus-, geschweige denn auf eine künstlerische Höhe zu bringen.

Ich behaupte mit absoluter Bestimmtheit, daß mancher berliner Bühnenleiter in künstlerischen Dingen wagemutiger wäre, daß mehr Stücke zur Aufführung gelangen, mehr junge Autoren ins Treffen geführt würden, wenn ein Teil der berliner Presse sich entschließen könnte, dem besondern Zweck seiner Aufgabe zu dienen, das heißt: immer und immer wieder das Publikum, das seinen Beratern, ach, so dankbar ist, darauf hinzuweisen, daß etwas geschieht, und nicht nur, wie es geschieht.

Das die den Instinkten des Publikums Rechnung tragenden Werke sich auch gegen die Kritik durchzusetzen wissen, ist eine wohlbekannte Tatsache. Umsomehr sollte die Kritik, namentlich in Zeiten künstlerischer Not wie der unsrigen, danach trachten, das Publikum — die Gebildeten wie die Snobs — mit der Lockflöte der Autorität für Dinge geistiger Art einzufangen, für all die Werke, in denen sich Wollen und Sehnsucht regen. Wo aber Wollen und Können noch mit einander hadern, sollte man wenigstens versuchen, den Appetit des Publikums durch Hinweis auf den Geist und die Absicht, die für die Aufführung jener Werke bestimmend waren, zu wecken und zu heben. Die Gefahr, daß Direktoren und Regisseure im Vertrauen auf eine mildere Beurteilung ihre Aufführungen in lässiger Weise vorbereiten würden, ist kaum zu befürchten. Dafür bürgt wohl das Verantwortlichkeitsgefühl der in Frage kommenden Persönlichkeiten, denen unter allen Umständen die Wahrung eines großstädtischen Niveaus am Herzen liegen muß.

Neulich schrieb ein Kritiker, sogar die Snobs hätten geklatscht, „vorsorglich, weil sie Morgenluft witterten". Das richtete sich gegen die Snobs und war doch — der gründliche Irrtum eines wohlmeinenden, um die Entwicklung des Theaters ehrlich bemühten Kritikers. Gebt uns fünftausend solcher Snobs, und wir würden, wenn auch nur stückweise, vorwärtskommen. Denn darum handelt sichs jetzt: den Boden zu lockern, an morgen und übermorgen zu denken, dem Publikum, das selten einen eignen Geschmack hat, Gerichte schmackhaft erscheinen zu lassen, die es sich niemals von selbst bestellen würde. Dies Alles aber ist nicht möglich, wenn der Kritiker aus Sorge, sein berufliches Gewissen zu beschweren, Hoffnungen mit gleicher sachlicher Strenge beurteilt wie Erfüllungen, wenn er nicht die Trägen wachrüttelt und, von seiner produktiven Mission fanatisiert, ins Horn stößt, lauter als früher, mit dem Temperament des Fanfarenbläsers.

Nicht erst seit gestern und heute habe ich mich bemüht, diesen Problemen nachzugehen und mich mit maßgebenden Persönlichkeiten darübr auszusprechen. Als ich in einem besondern Falle bei einem Kritiker für meine Auffassung Verständnis gefunden zu haben glaubte, wurde ich kurze Zeit darauf durch eine außerordentlich zugespitzte Kritik desselben Mannes überrascht. Ich verfehlte nicht, ihn an das vorangegangene Gespräch zu erinnern, erhielt aber zur Antwort: „Ja, sehen Sie, ich hatte die beste Absicht, mich mit Wohlwollen zu umgeben, aber der Kritiker vermag eben nichts wider seine Natur!" Denkwürdige Worte, umso denkwürdiger in einer Zeit, in der alle dafür berufenen Kräfte sich zu dem gemeinsamen Ziel der Hebung des künstlerischen Theaters vereinigen sollten, sicherlich einem Ziel produktivster Natur. Warum sollte also nicht auch der Kritiker, wenn es der guten Sache gilt, aus seiner beruflichen Reserve heraustreten und die Werbetrommel rühren im Kampfe wider den Ungeist und für alles nach Leben Ringende, auch wenn er weiß, daß unsre künstlerischen Generation noch nicht über neue Tast- und Gehversuche hinausgedrungen ist!

Und nun wage ich den Satz: Dem Theater von heute ist nur zu helfen, wenn es gelingt, das Interesse des Publikums — wenigstens eine Zeit lang — von den Künsten des Theaters (Regie, schauspielerische Glanz- und Höchstleistungen) abzulenken und wieder hinzuführen zu der Quelle aller Theaterei: zur dramatischen Literatur! Dieser Satz wird auch nicht widerlegt durch die Behauptung: Wir haben heute

keine Literatur! Zur Rettung, zur Heilung des künstlerischen Theaters würde ja auch der reiche Bestand von gestern und vorgestern vollauf genügen.

Und schließlich: Ganz so steril, wie mancher Schwarzseher uns glauben machen möchte, ist doch die Produktion unsrer Zeit nicht geworden. Die „strebend sich Bemühenden" sind noch da, die Sehnsucht der Jungen und das Temperament der Jungen! Wenn das Theater und mit ihm die übrigen dafür Berufenen sich nur bequemen wollten, ihrem Geist und damit gleichzeitig auch dem Geist unsrer dichterischen Vergangenheit gerecht zu werden, so müßte das Theater doch wohl auch über Zeiten der Ermattung hinwegzusteuern sein.

Dies Eine scheint mir gewiß: Verbände, Organisationen werden das Theater nicht retten können. Von Einem Verband allerdings könnte ich mir nutzbringende Arbeit versprechen: dies wäre der Verband zur Rettung des künstlerischen Theaters, der eine zielklare, zu gemeinsamer Arbeit bereite Gruppe verantwortungsbewußter Theaterleiter und führender Persönlichkeiten der Kritik umschließen müßte. Vielleicht liegt hier ein Weg, der zu produktivem Wirken führt: eine bewußte Beeinflussung des Publikums von zwei Seiten aus, ein Wegführen vom Ungeistigen, ein Wecken und Fördern besserer Triebe — und damit eine Stärkung des geistigen und künstlerischen Theaters!

---

## Schiffe stark gefragt von Frank Warschauer

Schiffe stark gefragt. Als dies Meyer hörte,
begann er ebenfalls stark nach Schiffen zu fragen.
Kaufte sich schnurstracks sechs Kosmos Kanalschiffahrt.
Meyer besaß somit das Hinterteil eines Dampfers
(im gebildeten Volksmund auch Heck genannt)
oder ein Achtel Promenadendeck, vielleicht auch die Reeling
oder drei Messingknöpfe aus dem hocheleganten W. C. des
Salondampfers.
Am nächsten Tag jedoch waren Schiffe lustlos.
Meyer ertrug es nicht ohne Größe. Indessen, was soll ich Ihnen sagen:
Schiffe blieben matt, circa vierzehn Tage.
Grete, seine Frau, sagte (und zwar mit Recht):
Idiot, hättest Du doch auf Onkel Eugen gehört!
Dreimal täglich habe ich Dir vorgebetet: Piano Zimmermann!
Meyer indessen blieb auf seinem Kosmos sitzen,
stumpfsinnig brütend, diese kahle alte Henne. Irrsinnig!
Weiß der Teufel, was in die Schiffe gefahren war:
Schiffe blieben verstimmt. Meyer, sonst eine starke Natur,
verfiel sichtlich. Grete magerte ab. Cilly,
in urgesundem Instinkt, roch den Kanarienvogel
und ging schnellstens über zu Gregor Müller, Direktor der J. P. F.
(der sich zur rechten Zeit Griechische Porzellan gesichert hatte).
Friedrich, der kleinste Meyer, bekam Diphterie. Unheil über Unheil!
Genug davon!

## Savonarola

Der Autor der „Renaissance“ gibt: Historische Szenen. Die erste Folge heißt: Savonarola. Der geistesheiße Mönch dieses Namens sieht in der „Liebe zur Kunst“ nur die schmachvolle Begehrlichkeit aller Laster. Ovid ist ihm unzüchtig, Anakreon unrein — und gar der Decamerone! Ein heiliger Sebastian, eine heilige Magdalena sind seines Erachtens Vorwände, um den menschlichen Körper ganz ebenso schamlos zu enthüllen wie Apollo und Venus. Die Kirchen sind die Synagogen des Teufels. Ueberall Schutt, Unzucht, Fäulnis und Schlamm. Gegen diese Hölle den Himmel zu mobilisieren, hat sich der Bruder Girolamo auf den gefahrvollen Weg gemacht. Seine Besessenheit, die Glut seiner Inbrunst, die Selbstdurchdrungenheit seines Prophetentums, die Orgiastik seines Rednertalents — davon wird Florenz in Flammen gesetzt. Nach kurzer Zeit rührt, wer an diesen Priester rührt, an den Liebling des Landes. Die Kinder der Welt blicken teils beklommen, teils lächelnd auf den hagern Fanatiker: sind die Freuden des Lebens dazu da, derartig behandelt zu werden? Zunächst freilich ist sein unheimlicher Einfluß auf die Bevölkerung nicht zu brechen. Der „äußere Feind“ verhält sich mit ihm. Die Medici werden gestürzt. Die Republik tritt an ihre Stelle. Aber von dem Augenblick an, wo Savonarola die weltliche Herrschaft, deren er um seiner ethischen Sendung willen zu bedürfen geglaubt hat, immer neu befestigen muß, verliert er seine nachtwandlerische Sicherheit. Wenn die Religion „Ziele“ hat, so sind sie jedenfalls nicht mit den Methoden der Politik zu erreichen. Nach sieben Jahren regt sich in Savonarola die Einsicht, daß die Notwendigkeit, die Menschheit zu bessern und zu bekehren, leichter zu erkennn als zu verwirklichen ist. Sowie man spricht, beginnt man schon zu irren. Sowie man „handelt“, wird man zum Verräter der Idee. Der Mensch ist schlecht, und seine Strafe dafür ist, daß er es bleibt. Savonarolas Leute hausen in der Macht wie Wölfe. Er dient der Sache Gottes mit des Teufels Mitteln. Der überreden, durch Ueberredung leiten wollte, soll nun strafen. Das ist nicht seines Wesens. Er erwacht aus seinem tiefen Traum. Die Massen fallen von ihm ab. Er wird verbrannt. Niccolo Machiavelli monologisiert ihm achtungsvoll den Nekrolog. Er hatte seit seiner frühesten Jugend ein Dichtwerk von Reinheit, Ehrbarkeit, Weisheit und Redlichkeit aufgerichtet und wähnte die Zeitgenossen fähig, nach seinen Phantasien zu leben. Er hat das Reich des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit zu gründen gesucht — und der Erfolg seiner mörderischen Rechtschaffenheit ist: Bürgerkrieg, Entweihung des Rechts, der eigne Tod und eine Aera Cesare Borgias. So gehts, wenn man sich über die wahre Beschaffenheit des zweibeinigen Tieres täuscht. Ausrufungszeichen. Ende.

Gobineau vermeidet, Partei zu nehmen. Ueber Savonarola läßt er sogar die Künstler seiner Zeit, die doch befugt wären, ihn einmütig zu verurteilen. durchaus verschiedener Meinung sein. Diese maßvolle Gerechtigkeit, auch sie, macht den sprachlich dürftigen Geschichtsunterricht mit verteilten Rollen einigermaßen undramatisch. Wie soll sich da die Bühne verhalten? Sie könnte diese Dialoge etwa wie Platons „Gastmahl“ be-

handeln. So denkt man einen Moment. Aber dazu sind sie nicht gewichtig genug. Die Menge tut es: es sind zweiundvierzig: und nachdem das Theater der Königgrätzer Straße den Stumpfsinn seiner „Wunderlichen Geschichten" damit entschuldigt hatte, daß ja die Kreisler-Bühne eine dauernde Einrichtung sei, die allen ungegliederten Werken der Weltdramatik zugute kommen werde — danach war zu erwarten, daß man jene ganze Epoche des Aufruhrs und der Zuckungen, den Wirrwarr von Fürsten und Volksregierung, die Gegensätze zwischen Kirche und Bußprediger, zwischen Artisten und Moralisten, zwischen Franzosen und Italienern, daß man Feldlager und Atelier, Vatikan und Palast, Gerichtsplatz und Zelle in einer unabreißbar schnellen Folge von Bildern erblicken werde. Meinhard und Bernauer helfen sich anders. Sie sagen: Das Schauspiel Savonarola; schreib: Schau-Spiel. Sie setzen darunter: Zehn Szenen nach Gobineau; und das heißt, daß sie jeden geistigen Zusammenhang zerstört, daß sie ungefähr Alles, was künstlerische Abwechslung bringt, sich erspart, daß sie außer der Natur solche Hauptrepräsentanten der Renaissance wie Leonardo, Michelangelo, Machiavelli, Botticelli, Lucrezia Borgia und von den Medici gleich drei beseitigt haben. Ein Zeichen von Selbstkritik. Sie haben gewußt, was in ihrem Ensemble aus Alexander dem Sechsten werden würde, einem Manne „begabt mit Weisheit, mit Klugheit, mit einem majestätischen Verstand", haben ermessen, wie sich die übrigen Heroen ausnehmen würden, und haben deshalb weniger eifrig Gobineaus Text als seine Regiebemerkungen gelesen; und da wird allerdings ausgiebig für die Gaffluft gesorgt. Wir werden nicht minder sorgen. Wir haben den Blauen Vogel bewundert und sind sicher, daß die Art, wie der russische Maler Tschelitscheff slawische Kleinkunstwerke ausgestattet hat, auch für ein abendfüllendes Stück italienischer Renaissance passen wird. Wir veranstalten eine Licht- und Farbenorgie als Selbstzweck. Wir bauen rechts einen Turm an die Rampe und links einen, klappen bald den, bald jenen auf, setzen wunderbar bunte Figuren hinein, klappen ihn wieder zu, benutzen mal eine Wendeltreppe im Vordergrund, mal eine im Hintergrund, schonen Prospekte nicht und nicht Maschinen, lassen die Leute aus dem Keller und von der Seite kommen, gruppieren sie auf Brücken und Treppen, wo sie Zeit haben, in ihren schweren Ungetümen von Kleidern zu erstarren, viertelstundenlang, stundenlang — einen Theaterabend lang, der als Augenweide . . . Zugegeben: beginnt. Aber er endet als Albdruck. Unerträglich, daß mit inbrünstig-brünstigem Chorgesang und schwellendem Glockengeläut an dem liturgischen Apparat des Katholizismus schmarotzt wird zu keinem andern Zweck als dem, ein glaubenloses Publikum einzulullen. Daß man diesem zu schmeicheln trachtet, indem man es mit „Bildung" traktiert. Daß ein Schauspieler wie Ernst Deutsch die Funktionen einer Sprechpuppe übernehmen muß. Daß eine Direktion hochtrabend von einem „Frontwechsel" spricht und einen Haufen aesthetischer Phrasen drischt, wenn sie ihr Saisongeschäft machen will. Meinen Segen hat sie. Das berliner Theaterwesen hat sich endlich dahin entwickelt, daß ihm gewogen nur bleiben kann, wer möglichst selten Gelegenheit hat, seine alte Neigung auf die Probe zu stellen.

# Kloepfer von Alfred Polgar

„Tartuffe“ von Molière, deutsch umfrisiert von Ludwig Fulda (Fuldas Pomade ist doch die beste!). Dem Theaterzettel des Raimund-Theaters liegt eine empfehlende Visitenkarte Goethes bei. Aber zu Molière braucht man uns nicht zuzureden. Auch der weniger Gebildete weiß, daß er sich bei diesem Dichter nicht langweilen darf, sondern ein beglücktes Lächeln in die Mundwinkel zu zwingen hat; und tut dies, so bitter es ihm auch ankommen mag. Ich sah Einen, wie er, sich beim Gähnen ertappend, statt die Hände vor den Mund zu halten, das Gähnen mit einem Ruck der Kinnbacken in Gelächter transponierte, der Tartuffe! Dieser selbst ist eine unsterbliche Figur. Um sie herum geht es, im Raimund-Theater, ernstlich lustig her. Offenbach trocken. Orgons Equipierung zur Flucht ist ganz aus der Garderobe des Königs Menelaus. Auf nach Kreta, auf nach Kreta!

„In Ewigkeit Amen“, ein Akt von Anton Wildgans. Diese Geschichte von dem Verbrecher, der keiner ist, sondern ein Lämmchen, das die Bosheit der Welt ins Wölfische stieß, von dem unguten, aber im gemeinen Sinn durchaus nicht schlechten Richter, hat mir vor Jahren gut gefallen. Bei der Wiederbegegnung war die Freude etwas gemindert. Es ist eine weichborstige Bürste, mit der hier Gute und Böse blank gescheuert werden. Der arme Zuchthäusler, ein tiefverstockter Sentimentaler, hat gewiß was Rührendes, aber irgendwo ist seine Syruppigkeit unecht, behaftet mit dem Geruch der edel-literarischen Küche. Immerhin gewinnen wir ihn lieb, und wie er zum Schluß mit dem, wenn man so sagen darf: kreuzbraven jüdischen Rechtspraktikanten eine stumme heilige Allianz der Sanftherzigen schließt, will der Zuhörer gern der Dritte im Bunde sein. Das Raimund-Theater spielt den Akt sehr hübsch, ein bißchen weitläufig. In natürlicher Lebenskleinheit erscheinen die Prostituierte (Berta Hammer) und ihr Freund, der Zahlkellner (Alfred Neugebauer). In dem kaum verhaltenen Jubel, mit dem die Zuhörer das Habit, die grelle Lokalfarbe, die Dialekt-Schärfe dieses Zahlkellners begrüßten, verriet sich der Hunger nach dem Volksstück, nach Eindeutigkeit, nach Komik, nach Gestalten aus dem Bilderbogen des Lebens. Direktor Beer, tun Sie was für Ihr Publikum, das so treu durchgehalten hat im Duster der Expressionen!

Eugen Kloepfer ist ein Schauspieler großen Formats. Schon seine figurale Wirkung ist bedeutend. Er ist ein Recke, besonders in dem Sinne: Einer, der sich reckt. Als entlassener Zuchthäusler sitzt er da wie nach einer Figurine von Hodler steingemetzt. In seiner Augen Bläue . . . o welche deutsche Treue. Dumpfheit der Kreatur, das Arme-Leut-Elend der Unartikuliertheit trifft er wie kein Zweiter. Er hat was von der Tapsigkeit und Wucht, von der Gefährlichkeit und Gutmütigkeit, der Prankenkraft und Weichfelligkeit eines Bären. Eines Fabel-Bären. Solche, denen das Schicksal einen Ring durch die Nase gezogen hat, trabt und brummt er am besten. Er ist überhaupt fabelhaft; man könnte auch sagen: wie aus einer Chronik geschnitten. Sein Tartuffe ist mehr von Anzengruber als von Molière, ein Zwillingsbruder des Dusterer. Solcher Tartuffe übertölpelt alte Geizkragen von Bauern, beißt Großknechte hinaus und steckt sich hinter den Burgermaster. Unter Stadtleuten Ludwigs des Vierzehnten macht er sonderbare Figur. Herrlich die Frechheit, die Geilheit, die breitpratzige Gier des Bösen, und ein Elementarereignis, wenn seine schlimmen Säfte hemmungslos ins Triefen kommen. Komisch

und mehr als komisch, wie das heimliche Tempo, das in dem Gauner steckt, und das er heuchlerisch drosselt, in Sprüngen über die Treppe, in Gebärden von gewaltiger Amplitude sich erlöst. Seiner sieghaften Unverschämtheit folgt Gelächter und Sympathie, und wie sie zuschanden wird, tut er einem fast leid, der Bösewicht, um dessen schlaues Haupt der Heiligenschein des Spitzbuben glänzt. Als seelenadliger Verbrecher dann, bei Wildgans, rührt Kloepfer durch saftigste Kleinmalerei zerbrochenen Menschentums. Sein Spiel nimmt sehr viel Zeit und Raum in Anspruch; aber solcher Anspruch wird vollauf gedeckt durch die Persönlichkeit, die ihn erhebt.

---

## Wünschen dürfen von Hans Reimann

Ueber dem Bahnhof hangt Rauch wie blutige Watte,
Müde Lokomotiven haben ihn ausgespien.
Sorgen, die ich gestern und vorgestern hatte,
Sehe ich nachthimmeleinwärts ziehn.
Wie durch ein zartes Silbersieb irren Lärm und Gekreisch
Der schlaftrunknen Stadt. Es knistert und knirscht.
Strichdamen kokettieren mit strumpfübergittertem Fleisch,
Bis ein Zahlungswilliger sich an sie pirscht.
Hungrige Betrunkene verlangen Hummer mit Marseillaise,
Melancholische Droschken befördern Porzellan;
Ein Schupo-Mann reckt objektiv seine Neese —
Mir aber hat es der Himmel angetan.
Falls eine Sternschnuppe fällt (hat meine Mutter gesagt),
Darf man sich wünschen, was man will.
Darum blicke ich unentwegt und doch verzagt
Nach oben. Ringsum ists ziemlich still.
Viktor Wendel, neben mir, lutscht Nikotin
Und zitiert infolge ausgedehnter Belesenheit
Eine markante Stelle aus der Liesbeth Dill,
Während über uns kühle Planeten ziehn,
Ohne daß wir sie durch unsre Anwesenheit
Auch nur im allermindesten stören.
Man könnte eine Sternschnuppe zischen hören.

Was wünsch ich mir? Gesundheit? Eine Dose Sardinen?
Hans von Webers Dreiangeldrucke? Einen Winterpaletot?
Die ewige Seligkeit? Mehrere Schreibmaschinen?
Oder ein dreiviertel Pfund Schinken, möglichst roh?
Karten für die Massary? Im Urwald ein Blockhaus?
Genie, Talent und seelische Feinheit?
Eine Million Dollars? Den doppelläufigen Brockhaus?
Eine Panzerhaut gegen Dumm- und Gemeinheit?
Vierwöchigen Aufenthalt auf einer Sporade?
Ein Original von Thomas Theodor Heine?
Marasquino, Kaviar, Milchschokolade?
Definitive Beseitigung meiner Gallensteine?

Nein. Ich wünsche, daß Carla daheim nicht ausgezankt wird.
Ja, ich wünsche, daß sie nicht ausgezankt wird!

Ehe ich den Viktor Wendel traf, der nächtens durch Hannover irrt,
Gestand sie schluchzend, daß ihre Eltern sie hassen.

Lieber Gott, jetzt darfst du eine Sternschnuppe fallen lassen.

# Jahresbilanz von Morus

## Konsumtion

Wie früher zum guten Ton gehörte, aufzuschneiden und sich zu brüsten, so gilt jetzt als „national", zu stöhnen. Oeffentliche Notschreie werden organisiert, und dieselben Männer, die sich anno 14 als die lautesten Kriegsschreier hervortaten, und die noch im Oktober 18, manche wider besseres Wissen, das Volk zum „Durchhalten", also zur Kriegsverlängerung aufstachelten, treten jetzt als Notschreier auf. Ob an autoritärer Stelle wirklich irgend Jemand glaubt, mit Arrangements, wie sie jüngst die deutsche Aerzteschaft in der berliner Universität veranstaltete, das Ausland zu beeinflussen, oder ob man von vorn herein nichts adres will als wieder einmal „Betrieb" und von sich reden machen?

Sehr viel eindrucksvoller als derlei bestellte Jammeriaden sind die Ziffern, die in der vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" über das Absinken der Reallöhne unsrer bestbezahlten Arbeiter veröffentlicht werden. Danach erhielten die Bergleute des Ruhrbezirks im April 1922 das 27fache, die Metallarbeiter das 22 fache des Vorkriegslohns, während zu gleicher Zeit der sehr niedrige Reichsteuerungsindex gegenüber Juli 1914 bereits eine Steigerung der Lebenshaltungskosten um das 32fache anzeigte. Im November 1922 waren die Lebenshaltungskosten auf das 580fache gestiegen, die Löhne der Bergleute aber nur auf das 268fache und die der Metallarbeiter auf das 221fache. Die Löhne der Bergleute sind also um 54, die der Metallarbeiter sogar um 62 Prozent hinter der Teuerung zurückgeblieben. (Was kein Grund sein darf, im unrechten Augenblick die Lohnschraube anzuziehen!)

Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich, wie unberechtigt der Aerger proletarisierter Intellektueller über die „Riesenlöhne" der Handarbeiter sind. Der frühere Mittelstand ist aus größerer Höhe herabgestürzt, und deshalb erscheint sein Sturz schwerer, aber heruntergekommen ist im letzten Jahre das ganze deutsche Stadtvolk. Nicht das ganze deutsche Volk. Denn man darf ja doch nie außer Acht lassen, daß ein Drittel der Gesamtbevölkerung, nämlich 20 Millionen Landleute, vom Großgrundbesitzer bis zum letzten Kätner und bis zum letzten ostpreußischen Landarbeiter, heute wesentlich besser leben als vor dem Kriege. Die deutsche Landbevölkerung lebte früher zum großen Teil menschenunwürdig, und man kann sich vom menschlichen und vom kulturellen Standpunkt aus nur darüber freuen, daß sich ihr Lebensstandard gehoben hat. Aber es ist ein unmöglicher Zustand, daß in Zeiten allgemeiner Verarmung ein Drittel des Volkes sich auf Kosten der andern zwei Drittel mästet.

## Produktion

Die Bereicherung der Agrarier ist, im Ganzen genommen, sehr viel größer als die Wucher- und Schiebergewinne einzelner gewerblicher und Händlerkreise. Wie schamlos aber auch in der Stadt Riesengewinne eingeheimst werden, soll hier an einem Beispiel demonstriert werden. Es handelt sich dabei, wie ausdrücklich vermerkt sei, nicht etwa um Geschäfte, die gegen den Buchstaben des Strafgesetzes verstoßen, sondern, im Gegenteil, um staatlich beaufsichtigte und genehmigte Manipulationen. Im Juli

1922 wurde zwischen Deutschland und der Entente das nach dem belgischen Unterhändler benannte Bemelmans-Abkommen geschlossen, das angeblich das Sachlieferungsverfahren „vereinfachen" sollte. Vor diesem Abkommen vollzog sich die Lieferung (beispielsweise) einer Maschine in der Weise, daß die Reparationskommission vom Reichskommissar eine Maschine für diesen oder jenen Zweck, etwa für eine brüsseler Firma anforderte. Der Reichskommissar holte Angebote der geeigneten deutschen Firmen ein, nannte ihren Goldwert zwecks Gutschrift der Reparationskommission und zahlte dem deutschen Lieferanten den inländischen Marktpreis. Kostete die Maschine vor dem Kriege 100 000 Goldmark, so ergaben sich für das Reich folgende Ausgaben: der „Friedenspreis" wurde mit 12 multipliziert, und auf diesen „Grundpreis" (des Jahres 1921!) wurden im Jahre 1922 weitere Zuschläge erhoben. War die Maschine Anfang August 1922 bestellt worden und die Lieferung Anfang November erfolgt, so kam ein Zuschlag von 1710 Prozent auf den Grundpreis von 1,2 Millionen = 20,4 Millionen Mark hinzu. Der deutsche Lieferant erhielt also vom Reich insgesamt 21,6 Millionen Papiermark.

Nach dem Bemelmans-Abkommen „vereinfachte" sich das Verfahren nun dahin, daß zwischen der reparationsberechtigten brüsseler Firma und dem deutschen Lieferanten freier Handelsverkehr eingeführt und die Tätigkeit des Reichskommissars auf die Bezahlung der Lieferung beschränkt wurde. Und nun spielte sich der Vorgang in folgender Weise ab. Laut Verbandsbeschluß des deutschen Fabrikantensyndikats, sagen wir einmal: des Motorenverbands wurde der Preis der Maschine festgesetzt auf den Goldmarkpreis der Vorkriegszeit plus 50 Prozent, wovon die Hälfte, nach dem jeweiligen Dollarkurs, bei der Bestellung, die andre Hälfte bei der Lieferung zu entrichten ist. Bei der Bestellung (Anfang August: Dollarkurs 650) waren demnach in unserm Falle 11,5 Millionen, bei der Lieferung (Anfang November: Dollarkurs 6000) 106 Millionen, insgesamt also 117,5 Millionen Mark vom Reich an den Lieferanten zu zahlen. Um zu ermessen, welche unerhörten Gewinne auf diese Weise von den deutschen Fabrikanten gemacht worden sind, muß man sich vergegenwärtigen, daß auch schon vor dem Bemelmans-Abkommen die deutsche Maschinenindustrie bei ihrer Preisfestsetzung einen Gewinn von 25—30 Prozent einkalkulierte. (Vor dem Kriege waren 10 Prozent Gewinn viel!) Demnach waren, in unserm Beispiel, von den 21,6 Millionen nach der ersten Berechnung auch schon 6,5 Millionen verdient. Bei der jetzigen Kalkulationsmethode fallen aber für den notleidenden Fabrikanten bei 15,1 Millionen Mark Gestehungskosten nicht weniger als 102,4 Millionen Mark Gewinn ab. Am 29. November, als die Mark immer tiefer sank, fühlte sich der Motorenverband bewogen, den Goldzuschlag von 50 auf 20 Prozent zu ermäßigen, aber gleichzeitig die Provisionen der Mitverdiener — und ihrer sind nicht wenige! —, die bis dahin einbegriffen waren, gesondert auf den Preis aufzuschlagen, sodaß sich an dem Endresultat nicht viel ändert.

Dergleichen spielt sich vor den Augen, mit Wissen und mit offizieller Genehmigung der Behörden ab. Wie eng das „Einvernehmen" zwischen den amtlichen Stellen und der Industrie ist, geht am besten daraus hervor, daß der Geschäftsführer eines der größten Syndikate, die für Sachlieferungen in Frage kommen, zugleich „Vertrauensmann" der Preisprüfungsstelle und damit zugleich des Reichskommissars ist. (Mit der Aufwartung von Einzelheiten stehen wir gern zur Verfügung.)

Weiß Gott: Der Buckel der deutschen Steuerzahler ist breit. Kein Esel kann geduldiger seine Lasten tragen.

**Distribution**

Das Publikum neigt, begreiflicherweise, dazu, denjenigen für den schlimmsten Wucherer zu halten, der ihm die hohen Preise abnimmt: den Detailkaufmann. Ohne Zweifel sind auch im Einzelhandel während der letzten Jahre durch Uebervorteilung der Käufer hier und da sehr beträchtliche Gewinne erzielt und Vermögen zusammengebracht worden, die, auch in Goldmark umgerechnet, sich noch recht stattlich ausnehmen. Im Ganzen aber ist der Handelsstand, soweit er sein Kapital im Geschäft investiert hatte, gewaltig verarmt, und die Kaufleute werden erst sehen, wie arm sie geworden sind, wenn sie eines Tages gezwungen sein werden, wieder Goldbilanzen zu ziehen.

Einstweilen wird vom Handel noch auf die ungesunde, unrationelle Art fortgewirtschaftet, die auf der Unternehmerseite überall das Kennzeichen der Verarmungswirtschaft ist: der durch den geringern Konsum bedingte kleinere Umsatz wird durch Erhöhung der Zwischengewinne eben das, was sie früher bis zu einem gewissen Grade rechtfertigte: sie enthalten keine Risikoprämie mehr, weil bei dem Handel der Kriegs- und Nachkriegszeit jegliches Risiko fehlt. Der Warenmangel, der während des Krieges bestand und größtenteils auch gegenwärtig noch herrscht, das fortwährende Emporschnellen der Preise infolge der Geldentwertung und die daraus entstehende Kaufwut des Publikums schützt den Kaufmann vor Rückschlägen. Daher kann heute jeder Kaufmann spielen und spielt tatsächlich jeder Kaufmann. Rationelles, kaufmännisches Handeln ist Nebensache. Ware und Laden sind die Hauptsache. Daher haben sich Hunderttausende in den Handel gedrängt, die einer regulären Geschäftsführung in keiner Weise gewachsen sind. Es wird, aller Voraussicht nach, eine der ersten und segensreichsten Wirkungen einer Wirtschaftskonsolidierung sein, daß diese volkswirtschaftlich gänzlich unproduktiven Inflationsgewächse von der großen Reinigungswelle der Markstabilisierung fortgespült werden.

---

# Bemerkungen

### Kleine Woche

Wir buchen für mit Ihrem Schreiben beorderte Vergütung an Meier & Co. Mark … Den übrigen Inhalt Ihres Geehrten erledigen wir separat. Du fragst, was das für ein Kauderwelsch ist, und schließt womöglich aus der zweiten Hälfte auf das Angebot einer Stuhlleerungsanstalt. Ei, Bankdeutsch ist es, mein Lieber, und wenn du nicht weißt, ob der Nominativ deines Geehrten dein Geehrtes oder dein Geehrter ist, so brauchst du nur auf eine Handelsschule zu gehen, wo man mit Schweiß und Eifer jenen Stil lernt.

Vielleicht graut dir? Das Grauen ist der erste Schritt der Erkenntnis. Jede Stadt im deutschen Land, die ihren Bismarckturm hat, hat auch ihre Handelsschule, und in jeder Handelsschule gibt es akademische und nichtakademische Lehrer und Direktoren und Lehrerinnen, und sie alle sind tagaus tagein bemüht, das gute Deutsch, das wir einmal besaßen, in das Geschäftsdeutsch zu verwandeln, das wir nicht mehr loswerden.

Manchmal kommen einem Bücher in die Hand, die vor hundert Jahren von Dilettanten und solchen Leuten geschrieben wurden, die

nichts mit der Literatur zu tun hatten. Man stellt fest, wie selbständig, verständnisvoll, gut und gediegen sie den Geist des Literaturdeutsch verwalteten.

Noch vor siebzig Jahren war es so, noch vor sechzig, dann kam der unfaßliche Niedergang, und je mehr Schulen, desto schlechter der Stil, die Gesinnung, der Geist, die Moral. Betrachtet nur die Denkmäler vor 1870 und nach 1870. Dort noch überall das kleine, diskrete Format, untrügliches Symptom für Geschmack und Menschlichkeit; hier der Bombast, das Pathos und die Trivialität.

Einst, wenn die Frage Monarchie oder Republik den Blick nicht mehr verdunkelt, werden eure Enkel stillschweigend die Denkmäler des Kaiserreichs niederlegen, weil sie sich des Geschmacks ihrer Väter schämen, und in den Almanachen wird man hinten unter Kuriositäten Proben aus Romanen der Rudolf-Herzog-Zeit geben. Hier ist eine. Ein fünfundfünfzigjährger Bankier freit ein gebild[illegible] aber armes Mädchen und [illegible] edelmütig, er wisse, daß er k[illegible]e Liebe verlangen dürfe, worauf er auch auf die immerhin naheliegenden ehelichen Pflichten kommt und formuliert: „Von Ihrem Körper geben Sie mir, was Sie die Natur zu geben heißt.“ Stil und Gesinnung gehören zusammen, und solange es deutsche Romanschriftsteller gibt, wird der Gentleman, wenigstens in der Literatur, nicht aussterben.

*

Worauf man gut tut, Flauberts „Bouvard und Pecuchet“ zu lesen. Es ist jetzt in einer bequemen Taschenausgabe deutsch (bei Kiepenheuer) erschienen und gehört zu den Büchern, die vor ihrer Zeit geschrieben wurden. Ihre Zeit ist heute — wo zwar der Affe stolz darauf sein darf, es bis zum memoirenschreibenden General und nationalistischen Redakteur, wollte sagen Schriftleiter gebracht zu haben, der Mensch aber dem Affen näher als Gott steht.

Es wird sehr deutlich, welche Bücher der Vergangenheit wir in die Zukunft mitnehmen: abgesehen von den wenigen großen und den reinen kleinen Dichtungen, die Schrittmacher des Geistes. Geist ist Opposition, in dem Sinn, wie Sankt Georg der Drachentöter Opposition ist — Bekämpfer der Dummheit, der Gespreiztheit, der Anmaßung, der Selbstsicherheit.

Neben Stendhal, der immer natürlich, menschlich, unpathetisch war, tritt Flaubert, der adlig litt. Das Große an ihnen ist, daß sie die Welt nicht in Harmonie verschleimten. Ein tiefer Geist hält sich von der Harmonie fern. Er kennt den Schmerz, die Härte und das Schweigen. Der Literat schreibt das Feuilleton über den Mitliteraten, denn eine Hand

wäscht die andre. Aber ein Flaubert konzipiert den Gedanken, das Epos der gigantischen Dummheit, des Rationalismus, des Glaubens an das Glück zu schreiben.

Wie schön an Flaubert, daß er kein einziges Buch nach dem Rezept verfaßte, das den Erfog garantiert und die Tradition fortsetzt. Wäre „Bouvard und Pecuchet" bei seinen Lebzeiten erschienen, so hätte man ihn ohne Zweifel belehrt, daß Abstraktionen kein Roman seien. Aber die Abstraktionen von heute sind die Anschaulichkeiten von morgen. Wir verstehen endlich dieses ironische Völkerschlachtdenkmal der Borniertheit, und wenn wir an Flaubert etwas Deutsches finden, dann deshalb, weil wir ahnen, daß die höchste deutsche Leistung einmal in der Sphäre des Geistes liegen wird.

*

Ich las einen deutschen Kriminalroman. Man sollte es nicht tun. Die Deutschen sind zu diesem Genre nicht souverän genug. Der Roman, von dem ich spreche, ist typisch dadurch, daß er das Scharfe, Ueberlegene, Sachliche, das zum Detektivroman gehört, ins Sentimentalische, Humoristische, Provinzhafte, Neckische wendet. Eine Abenteurergeschichte mit Gemüt und Liebe zum Idyll, das ist wie Anchovis mit Himbeer.

Merkwürdig und ohne Zweifel psychologisch sehr verräterisch, wie unfähig die deutschen Schriftsteller sind, ihre Bücher in die Atmosphäre der weiten Welt zu hüllen, und zwar der eroberten und beherrschten weiten Welt; die Sehnsucht nach ihr gelingt ihnen bisweilen.

Das letzte Wort über die Juden ist vielleicht, daß ihrem Blut die Erlebnisse des Herrentums fehlen, weshalb sie nie aristokratische Instinkte sublimieren und weiterbiden konnten; die Deutschen ihrerseits tragen nicht die Erlebnisse des Weltvolks im Blut; fast war es so weit, da scheiterten sie.

*Lilliput*

## Um einen Pfennig

Im Buttergeschäft der Gebrüder Manns, Charlottenburg, Berliner Straße 144, steht ein Junge vor dem Ladentisch und weint. Er hat für sechsundfünfzig Mark ein Päckchen Malzkaffee erstanden — das Geld hat er bezahlt, der Handel ist perfekt, das Gekaufte liegt in seiner Mappe auf dem Tisch; aber nachträglich macht man ihm Schwierigkeiten, er hat angeblich zu billig gekauft und soll noch drei Mark erlegen, sonst läßt man ihn nicht gehen. Der Junge gibt nicht nach, die Leute lassen nicht locker; Worte, Argumente gehen hin und her, der ganze Laden wird hineingezogen, der Verkehr stockt, kein Käufer wird bedient, die Menge unfreiwilliger Zuhörer staut sich, wächst bis auf die Straße, wo Neugierige sich zu sammeln beginnen. „Unerhört!", ruft Jemand, „eine solche Szene: um den Wert eines Pfennigs!" „Ein Pfennig?! Geben Sie doch die drei Mark, wenn Sie Geld übrig haben!", keift es höhnisch zurück. „Das hätte ich längst getan, wenn ich mich nicht für Sie schämte." Unnützer Streit: der Junge will nichts geschenkt, er will sein Recht. Und er ist im Recht, das sehen Alle; auch Die hinter der Barriere wissen, daß sie eine traurige Sache führen. „Das Fräulein hat sich eben geirrt; das ist doch menschlich — Sie können sich ja auch mal irren", sprechen sie auf das Publikum ein. Sie werben um Nachsicht, um teilnehmendes Verstehen, betteln um ihre drei Mark, die sie vielleicht eingebüßt haben: um Zustimmung, um Rechtsschein, um Beglaubigung des Unrechts — im Rücken eine Mauer von gefüllten Fässern, Kisten, Büchsen, Töpfen —, die Ahnungslosen, als wüßten sie nicht um die Gefühle der Städter von 1922, nicht um dies provozierende Bild einer verproviantierten Festung, deren Schuld, sicher in ihrem Schutz, sie verteidigen.

Kein Ende war abzusehen. Immer lauter wurden aus der Menge Rufe nach Polizei vernehmbar; selbstverständlich war kein Polizist in der Nähe . . . Recht oder Un=

recht, in der Tat ging es um weniger als einen Friedenspfennig. Nur darum? Nur um diese drei Mark, für die man heute nichts zu kaufen bekommt, die nur noch ein Name von Geld sind? Nur darum? Ungeheuerlich, daß es nur darum ging. Es ging um das Phantom dieses erbärmlich winzigsten Geldgewinns, um die scheußliche Gewalt dieses Phantoms, um dümmste, roheste Geldgier, Geldversessenheit, um das Unfaßliche, daß Menschen, die längst in Dollar rechnen (und fakturieren möchten), sichs Worte, Mühe, Zeit, Ansehen, Gewissen, Krach und Skandal im Laden, einen Auflauf auf der Straße kosten lassen, um aus einem weinenden Kind, dessen Recht himmelschreiend ist, ein paar elende Papierzettel zu pressen, die man sich schämt einem Bettler in den Hut zu werfen. (Uebrigens halten für solche Zwecke Manche noch immer Fünf- und Zehnpfennigstücke bereit. Auch die Toilettenfrauen in berliner Theatern wissen da ein Lied zu singen. Man glaubt nicht, wie schwer den Leuten wird, sich an die neue Zeit zu gewöhnen.)

Wären ein paar resolute Bursche dabei gewesen, ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie den Laden demoliert hätten: so war die Stimmung. Aber Gott sei Dank sind resolute Bursche nicht immer zur Stelle, wo es Arbeit für sie gäbe.

*Klaus Pringsheim*

## Psychoanalyse

Mit den Psychoanalytikern geht es einem sonderbar. Liest man ihre Werke, so wünscht man: Hätten sie doch lieber nicht sublimiert! und sieht man sie, so wünscht man: Hätten doch ihre Väter sublimiert!

*Max Reis*

## Das Lied vom Humoristen

Nun wird die Rampe helle.
Schon ist ein Frack zur Stelle.
Ei seht nur, wer das ist.
Er stellt sich vor bescheiden,
Gleich mag ihn Jeder leiden:
Ich bin ein Humorist.

Mit alten schönen Scherzen
Erheitert er die Herzen.
Doch plötzlich wird er trist.
Ach, Deutschland macht ihm
Kummer . . .
Die seriöse Nummer
Beginnt der Humorist.

Germaniens Ketten brechen
(Sie kann nicht widersprechen)
Will er von welscher List.
Und heldisches Verlangen
Lindströmt durch seine Wangen —
Ein tapf'rer Humorist.

Er schwört dem Erbfeind Sühne —
Wie zittert selbst die Bühne,
Sooft er sich vergißt.
Dank nationalen Kassen
Lehrt er euch wieder hassen,
Der deutsche Humorist.

Es liegt ein Land in Fetzen.
Er hört nicht auf zu hetzen
Als Mensch und guter Christ.
Wenn die Kanonen krachen,
Dann kann er wieder lachen,
Der deutsche Humorist.

*Heinrich Fischer*

## Antworten

**Dr. M. Spandau in Bonn.** Sie wünschen, sich gegen einen Satz zu wenden, den Liliput im vorigen Jahre geschrieben hat: „Die Deutsche Bank führt unter dem Posten ‚Bankgebäude' als ‚sonstigen Besitz' an: 2 Mark, die Dresdner Bank gar nichts." Das, sagen Sie, „widerspricht den Regeln korrekter Bilanzführung ebensowenig wie die verschiedene Bewertung der Gebäude hier mit 119 Millionen, dort mit 56 Millionen. Denn die Veranlagung des ‚sonstigen Besitzes' besagt nicht, daß er gar nicht oder nur mit 2 Mark bewertet werde, sondern daß dieser bereits aus frühern Gewinnen abgeschrieben wurde und für die Ermittlung des in Frage stehenden Geschäftsergebnisses jetzt irrelevant ist. Würde der ‚sonstige Besitz' höher bewertet worden sein, so hätte seine Abnutzung als Verlust gebucht werden müssen, und damit wäre der Gewinn der Banken noch niedriger erschienen, es wäre also ein Ergebnis erzielt worden, das der Tendenz jener Bemerkung Liliputs ganz entgegengesetzt ist. Auch die Schätzung des Gebäudewertes beruht nicht auf willkürlicher Bewertung, denn die Aktiven müssen in den Bilanzen nach allen über sie bestehenden Gesetzen in den Anschaffungspreisen geführt werden, ohne Rücksicht auf die inzwischen eingetretenen Wertsteigerungen. Die Differenz zwischen den Angaben beider Banken ist also einfach dadurch zu erklären, daß die Dresdner Bank vielleicht ein Gebäude mit dem Anschaffungspreis entwerteter Papiermark zu der alten Schätzungssumme in Goldmark addiert hat — ein Verfahren, das nach den jetzigen Vorschriften über die Aufstellung von Bilanzen durchaus berechtigt ist und auch so lange allein möglich bleibt, wie es nicht gelungen ist, Einheitlichkeit der Bilanzaufstellung durch Verordnungen zu bewirken, worüber die Verhandlungen beim Reichswirtschaftsrat mit Vorschlägen von Schmalenbach, Mahlberg und Andern im Gange sind. Die Kritik Ihres Liliput ist falsch, weil sie unter der Voraussetzung geschrieben ist, das Wesen der Bilanz sei die Feststellung des absoluten Vermögensstandes, während sie doch in Wirklichkeit den Zweck hat, das Ergebnis, also Gewinn oder Verlust der gewerblichen Betriebe festzustellen. Deshalb dient sie ja auch der Steuerbehörde nicht als Unterlage, sondern nur als Hilfsmittel. Niemals wird ein Finanzamt jene Posten mit 2 Mark oder gar nicht bewerten, wenn es den absoluten Wert eines Betriebes feststellt, und der Vorstand einer Gesellschaft wird nie zur Rechenschaft gezogen werden können, weil seine Schätzungen dieser Posten in der Bilanz mit denen, die er gegenüber der Steuerbehörde macht, nicht übereinstimmen. An den Punkten also, welche Ihr Liliput hervorhebt, braucht eine Willkür in der Aufstellung der Bilanz bei den genannten Banken nicht vorzuliegen. Wenn

die ‚Tendenz' Ihres Liliput auch ihre Berechtigung haben wird, so findet sie an den von ihm hervorgehobenen Punkten keine Bestätigung, sie wird sich an einer der Oeffentlichkeit vorgelegten Bilanz überhaupt nur bei sehr großer Ungeschicklichkeit der Bilanzverfasser illustrieren lassen."

**Reisende.** Meidet Bayern, solange Fechenbach schuldlos im Zuchthaus sitzt!

**Hans Sch.** Es ist ein Kriegsheilbäder-Syndikat gegründet worden. Ueber den Namen dürfte sich streiten lassen, da ja wohl in den Bädern nicht der Krieg geheilt werden soll noch die Menschheit von der Freude am Kriege, sondern Der, den der Krieg physisch oder psychisch beschädigt hat. Aber ein ungetrübtes Vergnügen bietet der „Ehren-Aktions-Ausschuß" den „höchste und hohe Herrschaften" bilden. Also: Seine Königliche Hoheit Prinz Eitel-Friedrich von Preußen; Seine Königliche Hoheit Herzog Friedrich Christian zu Sachsen; D. Wilhelm Freiherr von Pechmann, Königlich Bayrischer Kämmerer; Karl Graf von Taufkirchen, Königlich Bayrischer Major und Kammerherr; Theodor Freiherr von Kramer-Klett, Königlich Bayrischer Kämmerer und erblicher Reichsrat der Krone Bayern — und von ähnlich erlauchter Gattung nach Stücker sechzig Männer und Frauen. „Der Erfolg ist gesichert, wenn Alle, an die wir uns wenden, durch Zeichnung von Aktien . . ." Die höchsten und hohen Herrschaften wenden sich auch an mich. Ein echter deutscher Mann mag keinen Juden leiden, doch Aktien dreht er ihm mit Wonne an.

**Historiker.** Nein, der Toilettenmann der linken Parkettseite unsres Deutschen Theaters hat noch nicht seine Memoiren geschrieben.

**Unbekannte Paketsender.** Ich möchte nicht undankbar erscheinen, wenn ich gestehe, daß es noch höhere geistige Genüsse gibt, als eure starkprozentigen Flaschen für die Sylvesternacht spenden sollten. Am Morgen des ersten Januar kam die neue Nummer der „Fackel" (608—612), und wenn Ihr sie euch vom Verlag (Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3) habt schicken lassen, da der Herausgeber den Vertrieb seines Blattes in Deutschland mehr hindert als fördert, so werdet Ihr ziemlich schnell meiner Meinung werden. Abermals hundert Seiten Satire vom höchsten Rang; und man freut sich schon auf die Vorlesungen, die gewiß ein paar dieser Meisterstücke im Programm haben werden. Aber wie an dem vorigen Heft, so muß ich an diesem eine jener Richtigstellungen vornehmen, die Karl Kraus für sein Teil mir selbst dann nicht ersparen würde, wenn ich in viel geringerm Grade die historische Treue verletzt hätte. Er spricht von dem „Schauspieler, dem Matkowsky den Rat gibt, zu Lutter & Wegner hinüberzugehen und Wein zu verlangen, sie würden ihm keinen geben, denn sie würden es ihm nicht glauben". Das stimmt nicht. Die Anekdote formuliert unvergleichlich den Unterschied zwischen der deklamierenden und der menschendarstellenden Schauspielkunst. Nur grade Matkowsky konnte solchen Rat schwerlich geben, weil er weder der einen

noch der andern „Richtung" angehörte, sondern ganz und gar Klasse für sich war. Um ihn zu geben, war er, der herzensgute, kindliche, neidlose Riese, auch keineswegs boshaft genug; und am allerwenigsten war ihm dazu Jemand Rivale genug. Aber er lachte dröhnend, als uns, in der kleinen Weißbierstube von Kowalk in der Rosmarien-Straße, Albert Heine die Anekdote erzählte. Und sie lautet: Theodor Döring und Richard Kahle haßten sich wie die Sünde. Und einmal, im Konversationszimmer des alten Königlichen, muffelte der längst zahnlos gewordene und trotzdem noch immer gestaltungsmächtige Döring zu dem Kollegen hinüber: „Herr Kahle, Se sind ein Rethoriker, Se sind ein aus—je—zeich—ne—ter Rhetoriker. Aber jehn Se mal rieber zu Lutter & Wegner und sahren Se dem Schenkbuben, er soll Ihnen 'ne Flasche Wein jeben — er jibbt se Ihnen nich, er jibbt se Ihnen nich! Se kenns ihm nich so sahren, det er se Ihnen jibbt!"

---

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, dass die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

---

**Auslandspreise für ein Vierteljahrsabonnement der „Weltbühne"**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien, Rumänien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Schweiz, Spanien | 5 Schweizer Franken |
| Frankreich | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung durch Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

---

## Berichtigung

Durch ein Versehen der Druckerei wurde in der „Weltbühne" der Prospekt über den neuen Brockhaus der Buchhandlung Karl Block, Berlin S. W. 68, Koch-Straße 9, mit den im November gültigen Preisen gedruckt, was der anbietenden Firma äußerst unangenehm war, da sie nicht in der Lage ist, die eingegangenen Aufträge zu diesen Preisen auszuführen. Wir machen daher darauf aufmerksam, daß die im Dezember gültigen Preise des neuen Brockhaus, Handbuch des Wissens, wie folgt waren:

Band 1 und 2, in Halbleinen gebunden der Band 10 780 Mark,
in Halbpergament gebunden der Band 14 300 Mark.

---



---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Verantwortlich für die Anzeigen: B. Gerlach, Berlin. Verlag der Weltbühne, Charlottenburg (Inh. Neue Berliner Zeitungsgesellschaft m. b. H.). Druck der Neuen Berliner Zeitungs-Druckereigesellschaft m. b. H., Charlottenburg, Berliner Straße 128.

# Programm der Programmlosigkeit

von Wilhelm [illegible]ael

Ueber geistige, künstlerische, quasipolitische Dinge geht meine Rede; ich tadle dieses, rühme jenes, und daher gerate ich in den Verdacht, ein Programm zu haben. Man fragt mich um mein Programm. Regelmäßig geht mir bei dieser Frage das Herz auf, ich breite die Arme aus wie ein geflügeltes Tier seine Fittiche und antworte mit dem strahlendsten Lächeln: Freunde, ich habe kein Programm! (Sie können dieses Lächeln sehen am Ende der Geschichte von Hans im Glück, da, wo eben der Mühlstein in den Brunnen gefallen ist.)

Ich gehe noch weiter. Ich sage: Wir müssen endlich begreifen, daß wir Alle von den Programmen schon erlöst sind, wenn wir sie auch noch schicklich keuchend mit uns herumschleppen. Man ersteige die Freitreppen, man verkünde von allen Kriegerdenkmälern und Brunnen: Tot sind die Programme, erschlagen sind die Schlagworte, wir stehen schon mitten im Leben, und eine viel höhere, schönere Aufgabe erwartet uns als die, uns am Geländer der alten Prägungen entlang zu tasten; die Aufgabe nämlich, aus unserm gelebten Leben die neuen Namen zu entsenden, auf die wir wirklich hören können, in Form, Tat und Wort das Geheimnis darzulegen, das sich schon stumm in uns zu bilden begann.

Glaubt Ihr, es sei umsonst und folgenlos, daß sogar die exakte Wissenschaft auf das Problem des Lebens als eines Sonderwerts gestoßen ist, zu dessen Erfassung noch gar keine begrifflichen oder experimentellen Organe vorliegen? Glaubt Ihr, es sei zufällig daß heute die ärztliche Kunst in die Tiefen des Unterbewußten [illegible]ucht? Daß man bei uns Natur zu erwandern und zu ertanzen sucht auf allen Pfaden und Podien? Daß im Bereich der Erörterung alle Worte ein abgehetztes, verschlissenes Aussehen haben, daß sie alle verbraucht sind, abgestanden, tonlos und unverständlich? Daß wir kaum noch hinhören, wenn einer zwischen zwei Buchdeckeln die Weltgeschichte durchmahlt, Werte umstürzt, Erdteile entdeckt und probiert, ob das Ding nicht auch einmal auf dem Kopf stehen könne?

Um ein Jota (homousios oder homoiusios) erschlugen sich vorlängst Hunderttausende auf blutigen Schlachtfeldern. Wir machen um das ganze Alphabet nicht den Finger krumm. Nicht, als ob Fragen des Geistes und Lebens uns nicht mehr angriffen; da sei Gott vor. Sondern, weil sich unsre Kämpfe und Wunden in einer andern Sphäre vollziehen als in der des Wortes (und wahrlich, Mitmenschen, dieses Eingeständnis fällt Dem nicht leicht, der von Beruf und Berufung ein wörtlicher Mensch ist); zum mindesten in einer andern Sphäre als der des bisherigen Wortes. Selbst im politischen Bereich, der Hochburg der festgelegten Prägungen, nimmt die geistige Flucht aus den Parteiprogrammen immer mehr zu. Ich bejuble das nicht und beweine es nicht. Aber ich reihe es ein als Beweis dafür, daß die Prägungen, die abgelösten Wollungen und Wortungen

immer mehr dem Mißtrauen des Lebens begegnen, daß das wichtigste Geschäft der Weltstunde die Verdichtung der Menschen um den innern Kern her ist, der Rückgriff auf das letzthin stichhaltige Müssen, und von da her womöglich die Tat, aber auch die Frommheit und die Fühlung mit der geistigen Weltkraft.

Es handelt sich um Mehrung des Weltstoffs, ja schon fast um die bloße Substanzerhaltung. Und dieses Wort aus unsern wirtschaftlichen Nöten kommt mir grade recht in die Hand. Haben wir denn nicht auf geistigem Gebiet dieselbe Inflation, dieselbe Ueberschwemmung mit Papierzeichen, denselben greulichen Substanzverlust wie auf dem wirtschaftlichen? Was sind diese angeblichen Wertmarken noch wert, das heißt: was wälzen wir noch um, wenn wir Worte, Prägungen, Programme umwälzen? Was binden und lösen diese Anweisungen auf vergeudete Schätze noch? Was bewirken sie noch an Tod oder Leben?

Ich rede beileibe keiner wilden Wiedertäuferei das Wort. Ich ziele im Gegenteil auf die äußerste Schlichtung der Verkernung, auf die letzte Besonnenheit, in der sich freilich etwas ganz andres „besinnen“ soll als der lauernde Flüsterer, der Intellekt. Ich rede das Wort dem Tatsachensinn, der Schicksalsfrömmigkeit, der Welthaftigkeit, dem Müssen und dem Sein — all dem, was jenseits der Programme und Prägungen, jenseits der Wortverhaftung, der Wortehrung und der Wortangst liegt; jenseits vor allem des Aberglaubens an Buchstaben und Institutionen, des wilden und gewaltsamen Preußenkollers wie der auf Paragraphen abgezogenen Radikalität. Zu Beginn des großen Kriegs ging ein Mann ins Feld, dessen Kriegsziel war, wieder „auf die Fundamente zu kommen“. Dieser Mann hatte den Sinn der Weltstunde erfaßt. Denn er sprach mittelbar aus, daß wir von den Fundamenten durch eine dicke Papierschicht getrennt sind, durch einen Estrich von festgestampften Ersatzstoffen, der Alles ist, nur kein lebendiges Erdreich.

Warum muß denn jeder junge Dichter heute seinen „Faust“ schreiben? Warum beginnt heute alle geistige Arbeit „ab ovo“, so als wäre „Welt“ gar nicht vorhanden und müßte von Jedem erst mühsam gezimmert werden, ehe er darin einen Tisch für seine Arbeit findet? Weil wir an einen Anfang gestellt sind, wo es sich zunächst um den Rohstoff handelt. Ist es nicht ein bedenkliches Zeichen für die Stofflosigkeit unsres Lebens, daß ein Mann wie Spengler die rohesten Voraussetzungen alles Daseins, das Blutmäßige und Seelenhafte, mit toller und barbarischer Gebärde ins Licht des Bewußtseins heraufreißen muß? Er tut es mit einer Unfrömmigkeit gegen den Geist, in der sich das dringende, verzweifelte Bedürfen nach Materie gewaltsam vordrängt. Und wird dabei doch ungewollt zum Schädiger dessen, wonach er mit so viel Begierde greift. Denn eben das Bewußtmachen jener Elemente, die im Schmutz des frommen Erddunkels wirken und nähren sollen, zerstört ihre Kraft. Nein, so wertvoll die Teilwahrheiten auch sein mögen, die sich dem Blick dieses Mannes entschleiert haben: grade um das Heraufziehen des im Dunkel Wirksamen kann es sich für uns nicht handeln. Gewisse Dinge können wir nur entweder im Bewußt-

sein oder im Leben haben. Für störende Wirksamkeiten hat das Freud klar genug erwiesen. Und bei all unserm Wissen fehlt uns noch der Weise, der uns eine pragmatische Bewußtseinslehre schenkt, zur Aufklärung darüber, daß zwischen Haben und Wissen ein gefährliches Ersatz- und Austausch-Verhältnis besteht.

Die Zustände unsrer Welt sind unerhört empfindlich geworden, die fälschenden Kräfte gehen gewaltig um. Wir haben fast alle zu grobe Tatzen, wir greifen falsch, wir haben zu wenig Weisheit, zu wenig Zartheit mit den Dingen; und auf der andern Seite zu wenig Mut, zu wenig Freude und schicksalhafte Getriebenheit; im Ganzen zu wenig Weltstofflichkeit und „Wichtigkeit vor Gott". Der Natur wie dem Geist aus der Schule gelaufen, sind wir dem einen wie dem andern unzulänglich geworden. Es gilt nicht mehr Natur oder Geist, nicht mehr das alte Hin und Her zwischen den zwei Polen, sondern die Gleichzeitigkeit von beidem. Es gilt Verlebendigung und Anhäufung von geistigem Vermögen in der Stille; in jener Stille, die natürlich nicht buchstäbliches Verstummen ist, sondern die tathafte, die religiöse Handhabung des Wortes. Jene Verlebendigung tun und bewirken und Andern vorleben — das ist möglich. Keine Schule, keinen Verein daraus machen, sondern eine geistige Verpflichtung, einen allgemeinen atmosphärischen Zwang, den Jeder unbewußt einatmet.

Ja, wir müssen uns und den Mitmenschen dazu stimmen, die Welt wieder ernst zu nehmen, der fatalen Ent-Ichung zu steuern durch Wiederherstellung des „Du", Gesetz und granitenes Sein innen und außen willig aufzufassen. Den großen Gehorsam und die große Freiheit müssen wir neu für unser Menschentum gewinnen statt der albernen Abarten, die wir negerhaft eingehandelt haben. Neu hineinhorchen in das gewaltige Geschehen, alle Istheiten ans Herz nehmen und trinken wie Wein, Taten tun von letzter Ermächtigung wie Pflanzen und Gestirne, aber unter sorgsamer Einrechnung des Geistes — das ists, was ich Weltstofflichkeit nenne.

Ist das ein Programm? Es ist das Durchsinken eines Menschen zum Eigentlichen, Nachgiebigkeit gegen die geistige Schwerkraft, die heute wie je zum glückhaften Mittelpunkt zieht, wenn wir es nur aufgeben, uns illusionistisch dagegen zu sträuben.

---

# Erlebnisse in Serbien von L. Persius

## I.

In Nummer 44 der ‚Weltbühne' vom 2. November 1922 hat Otto Kras sich mit ‚Serbien vor dem Krieg' beschäftigt. Viele seiner Bemerkungen erinnerten mich an die Erfahrungen, die ich im Herbst 1912 in Serbien gesammelt habe. Einzelne Ansichten vermag ich nicht zu teilen, zum Beispiel die nicht, daß Paschitsch der Schöpfer des Balkanbundes gewesen ist. Aber der Aufsatz hat mich veranlaßt, wieder einmal mein Tagebuch zur Hand zu nehmen.

12. Oktober 1912. Chefredakteur . . . . fordert mich auf, als Kriegsberichterstatter für sein Blatt nach dem Sandschak Novibazar zu gehen. (Der erste Balkankrieg stand in Sicht — Montenegro hatte am

9. Oktober die diplomatischen Beziehungen zu der Türkei abgebrochen.) Ich lehnte ab, weil ich als ehemaliger Seeoffizier wenig von militärischen Dingen auf dem Lande verstünde und bat, einen Armeeoffizier auf den Kriegsschauplatz zu senden. In den nächsten Tagen setzten sich die Bemühungen der Redaktion fort, mich zur Uebernahme des Auftrags zu veranlassen. Man suchte mich zu überzeugen, daß sachgemäße strategische und taktische Betrachtungen in meinen Berichten weniger vonnöten seien als amüsante Darstellungen, mehr oder minder geschöpft aus einer — nun sagen wir: regen Phantasie. Schließlich gab ich dem Drängen nach; ich sah ein, und habe das später reichlich bestätigt gefunden, daß ich zu schwerfällig war, daß ich meinen Beruf zu ernst nahm. Ein Kriegsberichterstatter braucht ganz andre Qualitäten, als ich mir damals träumen ließ.

Einige Vorbereitungen für das Unternehmen wurden rasch in Berlin getroffen. Dann versuchte ich mich noch über Serbien ein wenig zu informieren, insbesondere über Belgrad, mein erstes Reiseziel. Niemand auf der Redaktion war jemals dort gewesen. Ich selbst war wohl mehrere Male um die Erde gefahren, kannte die europäischen Hauptstädte London, Paris, Petersburg ebenso gut wie Berlin. Aber Serbien war für mich terra incognita. Als ich verzweiflungsvoll an einem Nachmittag über den Kurfürstendamm schlenderte, begegnete mir ein diplomatischer Freund, der Legationsrat vom Rath. Ich klagte ihm mein Leid. Wie groß war meine Freude, als er sagte: „Aber Bester, da kommen Sie ja grade bei mir an den Rechten. Ich habe doch jahrelang in dem Lausenest Belgrad gesessen, als Attaché bei der Regierung der Königsmörderbande.“ Dann weihte er mich gründlich in die politischen und wirtschaftlichen sowie die — nicht zu vergessen — militärischen Verhältnisse der „Königsmörder“ ein. Die Quintessenz war: „Halten Sie die Augen offen vor dem schmutzigen Diebsgesindel. Gehen Sie nie ohne Revolver und Schlagring aus. Stecken Sie sich einen Haufen Insektenpulver in die Tasche.“ Er hatte erreicht, daß ich von Stund an nur noch mit höchstem Mißtrauen an jeden Serben dachte, den ich für einen ganz gemeinen Kerl, den Abschaum der Menschheit hielt, und daß ich mir selbst höchst bedauerlich vorkam, als Berichterstatter grade zu diesem verlumpten, verlogenen und feigen Volk gehen zu sollen. Feigen Volk? Unklugerweise hatte der Herr Legationsrat mir auf meine Bitte einige Geschichtswerke über Serbien mit auf den Weg gegeben. Er selbst hatte sie wohl nie gelesen. Ich wollte mich über das Volk ein wenig unterrichten. Bei der Lektüre stellte sich heraus, daß wenigstens Feigheit die Vorfahren der heutigen Serben nicht gekannt zu haben schienen. Ihre Kämpfe mit den Türken, Amselfeld und andres mehr besagten das Gegenteil. Sollten ihre Enkel und Urenkel so aus der Art geschlagen sein?

Am 16. Oktober abends 7 Uhr stieg ich auf dem Bahnhof Zoologischer Garten in den Schlafwagen des budapester Zuges. Die Nacht gehörte weniger dem Schlaf als der Unterhaltung mit verschiedenen Bulgaren, die, eingezogen zum Heere, sich in die Heimat begaben. Am nächsten Tag um ein Uhr langten wir in der ungarischen Hauptstadt an. Wenige Stunden später saß ich bereits wieder im Zuge nach Belgrad. Die Abteile waren überfüllt; hauptsächlich von Herren, die, um ihrer Vaterlandspflicht zu genügen, heimwärts gen

Südosten strebten. Die Konversation stoppte keinen Augenblick. Ich erfuhr über Serbien und Bulgarien, Rumänien und Montenegro wiederum Dinge, die mit der Wissenschaft des Legationsrats vom Rath nicht in Einklang zu bringen waren. Spät in der Nacht erreichten wir endlich Belgrad. Auf dem Bahnhof fand strenge Paßkontrolle statt. Aber sonst wurde man recht freundlich behandelt. Ein liebenswürdiger Offizier nahm sich meiner an und stellte mich zwei Berichterstattern der wiener ‚Zeit' vor. Sie führten mich in das — erste — Hotel ‚Moskau', an der Terasia, der Hauptstraße, belegen, wo ich für billiges Geld — 5 Dinar = 4 Mark — ein in jeder Beziehung zufriedenstellendes Unterkommen fand.

Früh am 18. Oktober spazierte ich durch die Stadt, die sich bei herrlichem Sonnenschein prächtig präsentierte. Viele Menschen drängten sich auf den Straßen, aber nirgends war etwas von Kriegsstimmung wahrzunehmen. Ich machte alle erdenklichen Versuche, Informationen zu sammeln. Das Ergebnis war spärlich. Auf die Frage: „Gibt es Krieg?" schüttelten die meisten Kaufleute, deren Läden ich aufsuchte, den Kopf. In den Cafés horchte ich auf die Gespräche. Die Stimmung war schwer zu erkennen. Ueberall war das Publikum zurückhaltend. Ein wenig enttäuscht, nichts erfahren zu haben, warf ich geschwind einige Sätze auf meinen Papierblock und eilte zum Telegraphenamt. Ich depeschierte an mein berliner Blatt (und las gedruckt am 20. Oktober 1912):

> Erster Eindruck von Belgrad. Ein mir befreundeter Diplomat, der lange in Serbien, im besonderen in Belgrad gelebt hat, bedauerte mich bei meiner Abreise von Berlin, daß ich hierher geschickt würde. „Nehmen Sie reichlich Insektenpulver mit", gab er mir den Rat. Er entwarf wahre Schreckensbilder von der Stadt. Ich weiß aus langjähriger Erfahrung im Ausland, daß unsre Diplomaten vielfach herzlich wenig Humor besitzen, sich schlecht in fremde Verhältnisse schicken und daher wenig von ihnen kennen lernen. Ich fand Belgrad, ganz abgesehen von seiner landschaftlich überaus reizvollen Lage, keineswegs so schlimm, wie die mir entworfenen Schilderungen besagten, und dennoch kam ich direkt aus Berlin. Ich war überrascht, viele hervorragend stattliche Gebäude, breite schöne Straßen mit ansehnlichen Läden zu sehen, in denen man Alles, was der zivilisierte Mensch zu brauchen für gut hält, kaufen kann. Elektrische Straßenbahnen laufen in den verschiedensten Richtungen. Sie behindern hier nicht den Verkehr, wie in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, weil dieser nicht übermäßig stark ist. In den Vorstädten lugen die Häuser aus lieblichen Gärten, die noch fast im grünen Schmuck prangen.

Zu dieser Depesche, meiner ersten als „Kriegsberichterstatter", waren freilich weder taktische noch strategische Kenntnisse vonnöten gewesen. Endlich war Besuchszeit. Ich ging ins Hotel, zog mir einen schwarzen Rock an und fuhr zu unserm Gesandten, dem Freiherrn v. Griesinger. Nach einer guten Viertelstunde wurde ich vorgelassen. Etwas von oben herab begrüßte mich der Herr als den Vertreter eines von ihm selbstverständlich recht wenig geschätzten berliner Blattes. Im Lauf des Gesprächs fragte er ganz ungeniert, wie ich als Offizier, aus alter Beamten- und Offiziersfamilie stammend, dazu käme, diesem Blatt meine Dienste zu widmen. Der „Diplomat" erhielt darauf keine Antwort. Seine Haltung wurde von Minute zu Minute frostiger. Meiner Bitte, mich über die serbischen Verhältnisse

zu informieren, kam er mit einigen für das Land, bei dem er akkreditiert war, verletzenden Bemerkungen nach.

Obs Kriege gäbe, fragte ich.

Er lachte hell auf. „Daran glaube ich nie“, antwortete er. „Die Serben sind ein feiges Pack, haben keinerlei militärische Ausrüstung. Alles ist bei ihnen jammervoll. Die Türken hingegen sind von unserm Goltz tadellos ausgebildet und glänzend ausgestattet. Sie würden die Serben und Bulgaren einfach über den Haufen rennen, wenn die wagen wollten. Aber die denken ja gar nicht daran.“

„Wenns aber dennoch zum Kriege kommen sollte“, drang ich in ihn, „würden Euer Exzellenz mich dann als Berichterstatter beim serbischen Hauptquartier empfehlen? Wollen Sie mir zunächst eine Audienz beim Ministerpräsidenten Paschitsch vermitteln, mich auch im Auswärtigen Amt vorstellen?“

„Bedaure, wenig — eigentlich nichts für Sie tun zu können.“

Ich merkte, daß hier jede Minute zwecklos geopfert war, stand auf und empfahl mich kurz.

Als mein Wagen in die Terasia einbog, stauten sich dort gewaltige Menschenmassen vor großen Plakaten: „Die Kriegserklärung Serbiens an die Türkei.“ Jetzt war Herr Griesinger vollends für mich erledigt. Ich eilte, ins Hotel zu kommen, um zu telegraphieren.

In der Halle trat der Portier an mich heran: „Bitte sofort ans Telephon — der deutsche Gesandte hat bereits zweimal angerufen.“

Freiherr v. Griesinger: „Ach, verehrtester Herr Kapitän, würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, heut bei mir zu frühstücken? Dann können wir unsre interessante Unterhaltung von Vormittag fortsetzen.“

Schnell gefaßt sprach ich: „Verbindlichsten Dank. Bedaure unendlich, der gütigen Einladung nicht Folge leisten zu können — ich bin bereits versagt. Empfehle mich gehorsamst“ und hängte an.

Mein Gewissen fühlte sich von dieser konventionellen Lüge nicht bedrückt. Ein freundlicher Herr, Vertreter einer Handelsgesellschaft, hatte mir im Café gesagt: „Gehen Sie so etwa um zwei Uhr zu dem deutschen Konsul. Um diese Zeit ist seine Arbeits- und Sprechzeit vorüber. Er wird Sie liebenswürdig empfangen. Er ist ausgezeichnet unterrichtet und unterhält die besten Beziehungen zur serbischen Regierung. Er wird Sie einladen, mit ihm beim Frühstück zu plaudern.“ Ich war also gewissermaßen wirklich schon versagt.

Alles kam, wie der Herr von der Handelsgesellschaft mir vorausgesagt hatte. In einem reizenden Landhaus, draußen vor der Stadt in der Milescha Pozerza, von der Gattin des Konsuls Schlieben gastfreundlichst begrüßt, fühlte ich mich bald heimisch. Noch am gleichen Nachmittag stellte mich Schlieben verschiedenen prominenten Persönlichkeiten der serbischen Regierung vor. Wir gingen ins Kriegsministerium und ins Auswärtige Amt. Der Ministerpräsident Paschitsch war grade für einige Tage nach Nisch gereist. Sobald er zurückkehre, so sagte uns sein Adjunkt, würde er sich freuen, mich kennen zu lernen. Als Berichterstatter zum Kriegsschauplatz würde ich selbstverständlich zugelassen werden. Der Chef der politischen Abteilung Milan Scheinowitsch fertigte mir sogleich auf Schliebens Fürsprache Empfehlungsdokumente aus. Der Chef des Pressebüros Stefanowitsch hielt uns in interessantem Gespräch über eine Stunde fest. Er stellte mir jede Unterstützung in Aussicht. Auf dem Nach-

hauseweg fragte ich Schlieben — ich war zum Abendessen wieder von ihm eingeladen worden —, ob er mir nicht zu einem Schlager verhelfen wolle. Ich würde ihm sehr dankbar sein, wenn er mir Material über irgendeine geheime militärische oder politische Sache verschaffen könne, die sonst in der Welt noch nicht bekannt sei. Natürlich dürfe ihre Veröffentlichung den serbischen Interessen nicht zuwiderlaufen. Ich sei Neuling auf meinem Gebiet, wolle mir die Sporen verdienen, sei also darauf erpicht, meinem Blatt irgendeine sensationelle Nachricht zu depeschieren. Schlieben versprach mir, darüber nachzudenken. Ehe ich spät in der Nacht von ihm Abschied nahm — reich an Eindrücken von serbischen Politikern, die Schlieben für mich eingeladen hatte —, versprach er mir: „Seien Sie beruhigt, ich hoffe bestimmt, Ihren Wunsch bald erfüllen zu können."

Am nächsten Nachmittag schon klingelte er bei mir im Hotel an: „Sind Sie daheim? Gut, ich komme sofort, — die Sache wird gemacht." Dann saßen wir in meinem Hotelzimmer, emsig beschäftigt mit der Abfassung eines Interviews. Es handelte sich um die Gründung des Balkanbundes. Der bulgarische Gesandte Toschew hatte sich bereit erklärt, mir eine Unterredung zu gewähren, in der er mir die Grundlinien des Balkanbundes, wie er sie entworfen hatte, mitteilen wollte. Er, der eigentliche Inspirator, gedachte jetzt seinen Plan der Oeffentlichkeit zu enthüllen. Die nötigen diplomatischen Sicherheiten waren gewährleistet. Dem ihm befreundeten Dr. Schlieben hatte er das Material übergeben. Danach arbeiteten wir den langen Bericht aus, den ich am nächsten Tage nach Berlin telegraphieren könnte. Ich hatte unter allen Umständen einen erheblichen Vorsprung. Das Interview wurde Satz um Satz von uns Beiden mit sorgfältigster Abwägung jedes Wort niedergeschrieben. Ich machte noch eine Reinschrift, und am nächsten Nachmittag empfing uns Exzellenz Toschew.

Auf seinem Schreibtisch lag das Manuscript des Interviews, das ich nun mit ihm haben sollte. Teschow las nochmals den Entwurf aufmerksam durch, strich mit unserm Einverständnis hier und dort einen Satz, korrigierte einige und lächelte wieder bei andern, so etwa, wenn von der Tasse echt türkischen Kaffees und den aegyptischen Zigaretten gesprochen wurde, die er uns im Laufe unsres Besuches angeboten hätte. Genau waren die Richtlinien für die Vereinigung der Balkanstaaten festgelegt. Auf meinen — vorher notierten — Einwand, daß die Griechen mit den Bulgaren, die Bulgaren mit den Serben sich auf die Dauer nicht vertragen würden, antwortete Toschew: „O, Sie meinen, wir würden aus der Vergangenheit nichts gelernt haben, würden uns untereinander in die Haare kriegen. Ja, es gibt Manche, die noch an unsre frühere Uneinigkeit glauben. Aber Sie irren . . ." Exzellenz Toschew machte uns noch eine Fülle aufschlußreicher Angaben über die Vorbereitungen zum Krieg in militärischer und wirtschaftlicher Beziehung, über die finanziellen Fragen undsoweiter. Das Interview ist am 24. Oktober in meinem Berliner Blatt erschienen. Der Schlußpassus lautet:

> Der Balkanblock findet seine Verwirklichung in der nun vollzogenen Verständigung der vier christlichen Balkanstaaten. Alle, die glauben, diesen Block zersplittern zu können, riskieren, sich lächerlich zu machen. Wenn die europäischen Kapitalisten genügend Garantien in einem Lande wie der Türkei zu finden glaub-

ten, wo niemals Ordnung geherrscht hat, weder in den Finanzen noch sonstwo, dann können sie unbedingtes Vertrauen zu den kleinen christlichen Balkanstaaten haben. Die verfügen über geordnete Finanzen. So sind, zum Beispiel, die Zinsen der serbischen Auslandsschuld in Höhe von 32 Millionen (jährliche Quote an Deutschland und Frankreich) bereits am ersten Oktober im voraus für das nächste Jahr bezahlt. Doch es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen alle diese Verhältnisse beleuchten wollte. Sie haben an Dr. Schlieben einen Mann, der besser Bescheid in diesen Dingen weiß als ich. Fragen Sie ihn. Nur das Eine noch. Vergessen Sie nicht: Wir waren für den Frieden, wir haben den Krieg nicht gewollt. Wenn wir jetzt die Waffen ergreifen, so ist es, um den Frieden in der Zukunft zu gewährleisten.

Am Abend dieses Tages war Biergesellschaft im Deutschen Club von Belgrad. Der Gesandte fragte den Konsul Dr. Schlieben: „Sagen Sie, mein Lieber, hat Sie da etwa auch ein deutscher Kapitän Persius besucht, der als Berichterstatter für das ekelhafte berliner Blatt . . . engagiert ist?“ Und er fügte einige „schmeichelhafte“ Bemerkungen über meine Person hinzu.

Dr. Schlieben antwortete: „Jawohl, der Herr Kapitän zur See war gestern bei mir. Er erzählte, Sie hätten ihn zum Frühstück eingeladen. Ich verstehe nicht recht, wie Sie diesen Herrn bei Ihrer Meinung über ihn und sein Blatt zu sich ins Haus bitten konnten.“

„Ja, wissen Sie, man muß in meiner Stellung vorsichtig sein. Man weiß nicht, was solch ein Pressemensch, nun gar noch von dem . . . berliner Blatt, einem für Unannehmlichkeiten machen kann.“

(Schluß folgt)

---

# Der bayrische „Faschismus“ von O. T. Marssen

Seitdem vom Sprecher unsrer regierenden Partei auf der Landtagstribüne öffentlich festgestellt worden ist: „Die Einwohnerwehr ist tot — nicht tot aber ist der Gedanke, der sie geboren, und der fortlebt in den Vaterländischen Verbänden“, seitdem macht sich selbst nach dem Partikularstrafrecht des münchner Volksgerichts die Presse schwerlich mehr des versuchten Landesverrats hinreichend verdächtig, wenn sie feststellt, daß sich nach Auflösung der Einwohnerwehr durch vorsichtige Siebung und eignen Entschluß in den Vaterländischen Verbänden etwa 50 Prozent der frühern Mitglieder wieder haben sammeln lassen in dem Geist, der die Einwohnerwehr zuletzt beseelt hatte. Allmählich gelang es auch, der da und dort rivalisierenden Ehrgeize Herr zu werden; das Gesetz zum Schutz der Republik kam dazu willkommen; man gruppierte alle Gesinnungsverwandten um die 29 Vaterländischen Vereine und schuf eine Dachorganisation, die unter dem Namen „Vereinigte Vaterländische Verbände Bayerns“ in etwa 70 Vereinigungen das münchner Bürgertum umfaßt, soweit es von realpolitischen Erwägungen unbeschwert auf den „königlichen“ Beamtenstaat von dermaleinst und die guten alten Zeiten, in denen Alles so viel schöner war, schwört. Abseits läßt man nur ein paar Organisationen stehen, die, wie etwa „Oberland“, dank allerlei peinlichen Enthüllungen

geeignet sind, die Gedankengänge, an denen man sich in den „Vereinigten Vaterländischen Verbänden“ nur in Worten berauscht, durch Taten in unerwünschter Weise aufzuhellen. Dagegen hat man die Bewegung vor die Tore Münchens hinaus getragen und in Augsburg, Nürnberg und drei kleinern Städten Gruppen gebildet, die vorerst nur die Bedeutung von Anhängseln haben. Seele und Wille sitzen in München. Dort aber manifestieren sie sich mit Getöse.

So ernst gemeint begreiflicherweise auch die Empörung gegen die maßlose Ueberspannung der Ansprüche aus dem Versailler Vertrag ist, so ist doch der ganze Kampf gegen den Versailler Vertrag, wie er von den V. V. V. geführt wird, mehr Mittel als Zweck. Der wirkliche Zweck im Sinne und nach dem Willen der geistigen Leiter der Bewegung ist vielmehr die Neubelebung bayrisch-dynastischer Politik und der Kampf gegen die berliner Regierung. Dabei ist allmählich auch gelungen, die Mißstimmung zu beschwichtigen, die gegen den ehemaligen Thronerben wegen der bekannten, soldatisch nicht einwandfreien Begleitumstände der raschen Trennung von seiner Armee in weiten, namentlich in Offiziers-Kreisen bestand, und die Meinungen wieder auf ihn als legitimen Prätendenten zu sammeln.

Als der ideelle Gründer der V. V. V. ist der General v. Möhl anzusehen. Möhl, der 1919 bei der Besprechung der Reichswehrführer in Weimar nachdrücklich für die Annahme des Versailler Diktatfriedens eingetreten ist, hat offenbar das Gedächtnis verloren und fördert die Propaganda gegen Versailles. Aber trotz allen Reden und Trutzgesängen vor dunkeln Hotelfenstern: an einen Revanchekrieg denkt außer den unreifen Jünglingen der nationalsozialistischen und mancher studentischer Gebilde kein Mensch. Dazu ist der Blick für unsre Lage doch keinem Verantwortlichen genügend getrübt. Man ist sich klar darüber, daß viel weniger Waffen im Lande sind, als man da und dort, namentlich auch auf der Linken glaubt. Die gelegentlich festgestellten Vorräte sollen nur innenpolitischen Zwecken dienen.

Die Methode des Kampfes ist einfach: die mit den Zeitläuften Unzufriedenen nie zur Ruhe und Besinnung kommen zu lassen; namentlich Die unausgesetzt aufzupeitschen, die unter ihnen besonders leiden, und die unreife Jugend; besonders also die Studenten und die frühern Offiziere; Verstärkung dieser Taktik im geeigneten Augenblick durch Demagogie und Provokation bis zum Putsch. Man rechnet darauf, daß den Gummi-Knüttel- und Revolver-Sturmabteilungen gegenüber Reichswehr und Sipo Gewehr bei Fuß bleiben. Wer sich mit Sipo-Leuten gelegentlich unterhält, wer erlebt hat, in welchem vertraulichen Verkehrston die blaue und die grüne Polizei nach der letzten Demonstration auf dem Königsplatz die Nationalsozialisten „auseinandersprengte“, der wird die Tapferkeit der völkischen Sturmtrupps gut begreifen. Die — gelinde gesagt: wohlwollende — Neutralität dieser Ordnungswächter und der Truppe Möhls, die den Rechtskreisen wohlbekannte vollständige Erfassung der Waffenbestände der Arbeiterschaft seit der Rätezeit und die Auflösung der Einwohnerwehr machen diese Art von „Sturmangriff“

recht harmlos. Warme, von oben leicht übersehene, Fürsorge mittlerer und unterer Beamten der Polizei verbürgen ihnen Sicherheit gegen allerhand Unannehmlichkeiten, wie sie andern Staatsbürgern leicht beschieden sind, und freundwillige Auskunft über Gegner, die andern Staatsbürgern verweigert wird.

Die treibende Kraft dieser Organisation zur Wegbereitung für den Fascismus ist Dr. Pittinger, früher ein kleiner Bahnarzt in Regensburg. Unter Escherich ist er als Unterführer groß geworden; später trat zwischen Beide der Gegensatz zwischen gesamtdeutscher und bayrisch-partikularistischer Grundeinstellung. Diese lohnte sich für Pittinger reichlich. Die palaisähnliche Villa in der Möhl-Straße 10 und das darin eingerichtete vorzügliche Röntgen-Institut legen Zeugnis für die Richtigkeit föderalistischen Glaubensbekenntnisses ab. Je mehr der Ordnungsblock in den Hintergrund trat, weil Pittinger die finanzielle Speisung der von Escherich loyal aufgegebenen Einwohnerwehr energisch an sich riß, je mehr sich der strebsame Sanitätsrat bei andern Organisationen („Oberland"), die den gesamtdeutschen Standpunkt nicht aufgaben, verhaßt machte, indem er ihnen die Geldquellen abgrub: desto mehr wurde das ockerfarbene Palais im vornehmen Bogenhausen zum Sammelpunkt. Mittelsmänner „in langen Röcken" besorgen die nach außen während des Münchner Katholikentags greifbar gewordene Verbindung zu hohen klerikalen Kreisen. Möhl, Kahr, Rechtsanwalt Dr. Müller, der durch den Depeschenverkehr nach Budapest mit dem Erzberger-Mörder Tillessen bekannt gewordene Sohn des Erbauers und Vorbesitzers, Regierungsräte und Söhne königlicher Staatsminister, höhere Offiziere in und außer Dienst gehen dort ein und aus. Vor Allen Ludendorff und ein Kunstmaler Reichel, der während längerer Zeit Rupprecht eine geheime Zuflucht auf seinem steiermärkischen Gut geboten hatte, als Verbindungsoffizier zu ihm tätig ist und ihm insbesondere auch Vorschläge zur Ausnutzung der Beisetzungsfeier Ludwigs des Dritten überbrachte, die zurückgewiesen wurden. Ein studentisches Corpshaus dient als kleineres Stabsquartier. Die Verbindung zwischen V. V. V. B. und Reichswehr besorgt ein Generalstabsoffizier des Wehrkreiskommandos mit so heiterer Sorglosigkeit, daß dazu gelegentlich sogar Dienstordonnanzen benutzt werden. Die rechte Hand jenes Reichswehroffiziers ist ein Leutnant derselben Truppe, der von Rupprecht sehr begönnerte Schwiegersohn des bekannten Geldmanns und Anhängers der Wittelsbacher Czermak. Pittingers Puppen sind der Vorsitzende der V. V. V. B., ein Mittelschulprofessor Bauer, und der in Rom herangewachsene Schriftleiter des ‚Miesbacher Anzeigers' Stempfle. Die Deckung durch Beziehungen zu einzelnen berliner amtlichen Persönlichkeiten (zum Beispiel: im Reichswehrministerium) hat mehr Verkleidungs- als tatsächliche Bedeutung; sie und Andre, wie der bekannte Antisemitengraf Reventlow, dienen nur als antiseparatistisches Aushängeschild. Die Tendenzen sind gegenüber den gesamtdeutschen „Belangen" trotz allen phrasenhaften Beteuerungen bayrischen Deutschtums destruktiv. Wie gefährlich sie sind, zeigt die wüste, verschlagene demagogische Hetzrede, die der frühere Justiz-

minister Roth letzhin an der Seite Hitlers in einer Versammlung der V. V. V. hielt.

Ueberhaupt macht auch Viele, die im übrigen der politischen Haltung und den Grundsätzen der V. V. V. B. zustimmen, der Umstand nachdenklich, daß eine unverkennbare Annäherung der Vaterländischen Verbände an die nationalsozialistischen Methoden stattgefunden hat. Lange schien es während der Konsolidierung zur Dachorganisation, als wollte man sich jene radikale Hetztruppe in angemessener Entfernung halten, ohne es mit ihr zu verderben. Widerstände waren sichtbar vorhanden; aber den Leuten vom Schlage Xylanders, den die bayrischen Deutschnationalen mit seinem Anhang aus der Partei ausgeschlossen haben, „Staatsmännern" wie dem Dr. Roth, „führenden Köpfen" der Wirtschaft, wie dem Nährvater der Nationalsozialisten, dem von einem großen Teil der Mitglieder seines Verbandes wegen seines unheilvollen Einflusses gefürchtete rabiate Geschäftsführer des Bayrischen Industriellenverbandes Dr. Kuhlo, ist gelungen, sie zu besiegen. Desperados wie diese Radikalen müssen entweder an der Kette liegen, oder sie reißen die Führerschaft an sich. Von Woche zu Woche, von Veranstaltung zu Veranstaltung wird klarer, daß die Hitler-Garde in den V. V. V. B. nach der Führung strebt und es nicht umsonst tut. Einigermaßen beruhigen kann nur der klägliche Verlauf der von Hitler als „das glänzendste militärische Schauspiel, das München je erlebt hat" angekündigte Demonstrationsumzug „sämtlicher bayrischer Stoßtruppen" am goldenen Sonntag vor Weihnachten: statt der angekündigten Tausende zogen keine neunhundert kümmerliche Männlein, mit bayrischen Hakenstöcken bewaffnet, hinter zwanzig Hakenkreuzfahnen durch die Stadt. Trotz aller Aufpeitschung blieb die Bevölkerung völlig gleichgültig; nur in der Bieratmosphäre des Hofbräuhauses, als auf dem Platzl diese urbajuvarische Truppe unter den Klängen des Fridericus-Rex-Marsches vor Exzellenz Hitler Parademarsch machte, hob sich die Stimmung ein wenig. Immerhin ist nicht ganz leicht zu nehmen, daß einigen hundert Buben, die die Köpfe voll Dummheiten haben, in den rechts gerichteten Kreisen Münchens eine Bedeutung zugestanden wird, deren Folgen Staatsleben und Außenpolitik verhängnisvoll belasten können.

General Möhl hat den klassischen Ausspruch getan: „Rupprecht ist mein König! Ich werde nach Kräften bemüht sein, ihn von Dummheiten zurückzuhalten. Wenn er aber Dummheiten macht, werde ich ihn nicht sitzen lassen." Das war an sich nicht tragisch zu nehmen; denn noch hält sich Rupprecht selbst zurück und Möhl wird auf einen weniger heißen Boden verpflanzt. Leider nur braucht es nicht grade „sein König" zu sein, damit das aus Möhls Geist erzeugte Gebilde sich bereit finden läßt, Dummheiten zu begehen. Ingolstadt und Passau haben deutlich genug gezeigt, wie hoch sie zu stehen kommen. Das Reich dürfte sich durch ihre Bezahlung einen Anspruch darauf erworben haben, daß man es ihm in Bayern künftig nicht mehr verargt, wenn es die Augen offen hält für das Treiben der V. V. V. B.

# Geschäft ist Geschäft

In Octave Mirbeaus Komödie ist kaum ein Satz wahr und fast jeder Zug verlogen. Oder richtiger: es kommt uns so vor. Zwischen Deutschland und Frankreich türmen sich Schranken. Wie hohe, das hat sich nie fürchterlicher erwiesen als grade in diesen Tagen. Keiner — die wenigen vernunftbegabten Wesen zählen ja leider nirgends mit — scheint sie von hüben und Keiner von drüben überschreiten zu können. Aber uns trennen auch — bis zum Kriegsende hätte man gesagt; die Vogesen, jetzt müßte man sagen: der Schwarzwald des künstlerischen Empfindens. Möglich, daß wir manche satirische Feinheit des Stückes nicht verstehen, möglich, daß die Franzosen echt anmutet, was uns als krasse Kulissenmache peinigt. Ein Dialog, der die abgeleiertsten Phrasen nicht scheut: über die Ehre des Namens; über die freie und umso glücklichere Liebe; über die adlige Armut, die sich nicht verkauft (und dann doch verkaufen würde, wenn man sie kaufte). Eine Technik, die zwei Personen an die Rampe rückt, auf daß sie dem Publikum verkünden, was ihr Verfertiger mit ihnen vorhat; oder die eine Figur, statt ihr sofort den Mund zu öffnen, mit den unheilschwangern Worten: „Das wird sich zeigen!" verschwinden läßt und nur auf diese kümmerliche Weise die scène à faire herbeiführt. Eine Handlung, die Motivierungen abhold ist, so etwas wie psychologische Entwicklung verpönt, auf Knalleffekte aus ist und sie manchmal bis zur Unerträglichkeit häuft. Eine Charakteristik, die die verblichenen Masken aus der Theaterleihanstalt nicht einmal mit dem Besenstiel neuanstreicht, sondern sie alle — das kluge junge Mädchen mit dem schreienden Frauenherzen und der sozialen Gesinnung, den edelmütigen Sekretär ihres Vaters, den wüsten Genüßling von Bruder, die vereinsamte, leidende Mutter und zwei, drei vertraute Chargen — einfach aus dem alten Inventar der Salonstücke und Familienblattromane herübernimmt und sie mit der linken Hand um die Hauptfigur gruppiert: um François Lechat, den König der Gauner, den Gott des Mammons.

Neu ist dieser Typ weder in der erzählenden noch in der dramatischen Literatur der Franzosen. Lesage hat im Turcaret mit dem Stolz des armen, unabhängigen Künstlers die Fratze des traitant, des gewissenlosen, niedrigen Geldmenschen gegeben. Im vorigen Jahrhundert schuf Balzac seinen Mercadet le faiseur, das Finanzgenie, das in den Taschen der Andern „schon das Geld zu finden weiß, das noch gar nicht darin ist"; wurde Augier nicht müde, die Parvenus der Börse zu bekriegen; gestaltete Zola den Bankbanditen Saccard, der jahraus, jahrein Millionen verzehrt, ohne jemals selbst einen Pfennig zu besitzen. Von allen diesen Dichtern trennt Mirbeau eine tiefe Kluft. An die weite Perspektive, an die Kulturvisionen Zolas, bei dem der Börsenkrach nur der Vorbote des Zusammenbruchs der ganzen alten Geld- und Weltordnung ist, darf man nicht denken. Aber selbst als losgelöste Einzelfigur ist Lechat mißglückt; ist er eine Zusammenstellung schlau ersonnener Abenteuerlichkeiten geworden, nur kein

glaubhafter Mensch. Dieser tollkühne Spekulant mit den Nerven von Stahl und den zwei Reihen weißer Wolfszähne, der sich unter der tadellosen Toilette eine barbarisch brutale Schlachtenmoral zurechtgelegt hat, konnte entweder mit infernalischem Sarkasmus oder mit stiller Bewunderung oder auch mit ruhiger Objektivität gezeichnet werden. Mirbeau weiß nicht recht, wie er seinen Helden beleuchten soll, und erreicht, daß Lechat possenhaft berührt, wo er Furcht einjagen möchte, daß er abwechselnd wie ein Hampelmann und wie ein Monstrum aus der Schreckenskammer wirkt.

Nun, man soll ein Theaterstück nicht lesen, sondern — wozu sonst Theater? — sehen. Und dieses hier mitten unter dem Großstadtpublikum unsrer Tage, mitten unter den Miniatur-Lechats, die schockweis auf ihr bewundertes Vorbild da oben stieren. Schade, daß der gewaltige Jobber dieser Epoche des Grauens seinen Gestalter noch nicht gefunden hat, daß man sich immerzu die kindlichen Dimensionen von 1900 in die elephantastischen von 1922 recken und zerren, daß man sich den Salonjargon des Vorkriegs-Paris in die Gaunersprache des Nachkriegs-Berlin übersetzen muß. Aber die Transponierungsarbeit erleichtert einem wundersam Emil Jannings, den sein François Lechat als Schauspieler solchen Kalibers bestätigt hat, daß das Theater jedes Opfer bringen müßte, um ihn wenigstens halb dem Film wieder zu entreißen. Er hat das Gesicht der Zeit. Er hat die Urkraft des monumentalen Raffke. Er hat die Pratze, um Mirbeaus Teile mit Einem Griff zu einer beklemmenden Einheit zusammenzuzwingen. Er füllt die Bühne und erfüllt sie mit Lärm, mit einer dröhnenden Lache, mit einem kannibalischen Wohlbehagen, mit Saft und Blut und Wucht, nie gehemmt von der bleichen Furcht, sich zu übernehmen. Wie die Maßlosigkeit den Typus Lechat nicht entstellt, sondern ausmacht: so die Gier nach strotzender Wirkung den Schauspieler Jannings. Legitimer als diesmal hat er sie noch nicht sättigen dürfen. Ha, welche Lust, ein Parvenu des größten Stils zu sein! einer, der nicht einmal mehr nötig hat, sich ordentlich zu kleiden. In immer demselben gelbbraunen, verbeulten, vollgestopften Anzug trägt er über die Freitreppe seines Schlosses ein Hintergestell, das die würdige Kehrseite des Gesichtes der Zeit ist. Ein Bursche von unendlichem Humor. Er weiß, daß es Leute gibt, die das Geld flieht; und aus seinen listigen Aeuglein funkelt die Freude, daß es ihn kennt und bei ihm sich wohlfühlt. Um die derben Genießerlippen, die er gern mit der Zunge nach außen stößt, zuckt es von tausend Teufelchen der Selbstironie, mit der er seinen Patriotismus bedenkt, der artistischen Befriedigung über die Meisterschaft, mit der er die Lümpchen begaunert, auf jeden Fall und in jeder Lebenslage. Keine Kleinigkeit, daß er Mirbeaus falsche Tragik ohne den leisesten falschen Ton und, ohne sich schamhaft an ihr vorbeizudrücken, mit breitestem Pinselstrich bewältigt. Und in aller Gemeinheit bleibt er naiv und liebenswürdig. Wenn das Personal des Lessing-Theaters shakespearereif wäre: hier hätte es einen Falstaff, wie er seit Bernhard Baumeister nicht auf der deutschen Bühne gestanden hat.

# Der blaue Vogel von Alfred Polgar

Drei Elemente, innig gesellt: Farbe, Klang, Bewegung. Phantasie mischt, Rhythmus bindet sie, Witz macht das Gemenge leicht, locker, schaumig.

Von dem, was in deutschen Landen ‚Cabaret' heißt, ist ‚Der blaue Vogel' ein paar tausend Werst weit entfernt: durch Buntheit, Geschmack, Bizarrerie, Einfall, Laune. Durch den Dreiklang der Talente seiner Maler, Musiker, Darsteller. Durch die aesthetische Wertigkeit seiner feinen, kleinen Künste.

Die Musiker machen nette Musik. Gassenhauer, Salonhauer und bittre moderne Geräusche. Am schönsten sind ihre nationalen Musiken, aus ganz kurzem melodischen Faden durch unendliche Wiederholung einen Lasso drehend, der den Zuhörer fängt und mitschleift.

Die Maler dominieren. Chudjakow und Tschelischtschew. Man wird sich diese Namen merken müssen (aber nicht können). Sie schaffen jeder Szene ihr atmosphärisches Daheim, geben ihr die besonders-farbige Luft, das Stückchen Erde, den Fleck Himmel, die ihr zukommen. Der Göttin: Farbe werden üppige, heidnische Opfer gebracht. In den Trachten lebt sich eine Orthodoxie des Charakteristischen aus, eine herzhafte Freude am Uebersteigern des stilistisch Grundsätzlichen. Die Bäuerinnen sind nicht bäurisch, sondern bäurischst gekleidet. Eine hunderteinprozentige Sättigung der Tracht mit Ländlichkeit. So kommt in das Bild ein parodistischer Zug, weglächelnd jeden Verdacht artistischer Wichtigtuerei.

Die Darsteller sind geschickte, bewegliche Leute, Sänger und Tänzer, die die Musikalität im Blute haben.

Wie weit Alles russisch ist, was die blauen Fittiche decken, kann ich nicht beurteilen. Ist es russisch, dann jedenfalls ein gereinigtes, lackiertes, blitzblankes Rußland. Auch die Schwermut — das beliebte Heimprodukt — hat da ihre Politur, das Wilde einen Zusatz von kindlicher Wauwau-Spaßigkeit.

Manches ist ganz westlich, süß-westlich. Oder Westliches, das in russischer Beize gelegen hat.

Manches hat ein wenig den Charakter der Attrappe. Die ganze Veranstaltung ist wie in Festlichkeit getaucht, schmeckt leicht nach Weihnachten, Bescherung und den Menschen ein Wohlgefallen.

Verdrängte Puppenstubensehnsucht der Erwachsenen wird befriedigt. Das ewig Kindliche zieht uns hin.

Ein entzückendes Cabaret . . . , aber um ein paar Grade zu harmlos. Jushnij, werde hart! Laß die Romanzen, die Abendglocken, die Traumstimmungen, die konzertanten Zigeuner! Nimn von dem Blauen Vogel den Oeldruck, der noch auf ihm lastet!

Niedlichkeit, leider also nicht immer vermieden, wird wettgemacht durch einen Zug ins Barbarische. Er steckt im Regenbogenrausch der Trachten, in Masken und Grimassen, in der hemmungslosen Hingabe an den Rhythmus, in dem obstinaten Verharren bei ihm. Der Barbar gibt gleichsam den lustigen Diener ab der kultivierten Herrschaft. Kratze den Russen, und

der Tatar erscheint. Ich wollte, es würde am Blauen Vogel öfter gekratzt.

Bezaubernd sind die heitern Stücke, ganz eigenartig, von reizvollster, schmackhafter Exotik des Uebermuts. Der komische Grundeinfall blüht üppig auf . . . und aus dem blühenden Unsinn strömt Geruch von Lebensfreude. Er ist das eigentlich Besondere des Gartens, in dem der Blaue Vogel nistet.

‚Zwei Kneipen', die deutsche, die russische. Zwei Bilder, Stube mit zechenden Bauern, nur an Stelle der gemalten Köpfe wirkliche. Also: ein Mienen-Spiel. Der in Berlin den russischen Bauern mimte, war ein Genie der Grimasse. Die ganze Fratze überschwemmt von Alkohol, ein Tanz der Gutmütigkeit, Brutalität, Infantilität in den versoffenen Aeuglein.

‚Zinnsoldaten': Das Lächerliche der Symmetrie, des gebundenen Zeitmaßes wird frei. Oh, wieviel Dressur mag zu solch exakter Verhöhnung der Dressur notwendig gewesen sein!

‚Time is money': Der Amerikaner freit in kürzester Kürze um die Amerikanerin, wird abgewiesen, erschießt sich, wird wieder lebendig und bekommt die Braut. Solostimmen und Chor. Das Ganze als mechanisches Spielwerk gedacht; in fünf Minuten schnurrt es ab. Reizend! Federleicht, graziös, besprengt mit ein paar Tropfen zartester Ironie-Essenz. ‚Time is money' möchte ich kaufen und zu Hause haben.

Dann sind noch die sechs tanzenden Bäuerinnen da, mit ihren wehenden Kattunröcken und Kopftücheln ein windbewegtes Feldblumenbeet; das drollige ‚russische Spielzeug'; die Solistin, ich weiß ihren Namen nicht, die das weinerliche Lied singt, meisterhaft in der Mischung von Vortrag, Selbstgespräch und Dialog mit einem nicht vorhandenen Partner.

Und Jushnij. Der Geist und die (im deutschen Idiom so spaßig-ungelenke) Zunge des Unternehmens. Auf der Bühne mischt er sich mit allerlei kleinen Clownerien und Randbemerkungen ins Spiel, vor dem Vorhang frozzelt er gelinde die Zuhörer und sich. Am witzigsten die Nonchalance, mit der ers trägt, wenn ihm nichts Witziges einfällt.

In Berlin haben Jushnij und die Seinen ihr eignes, apartes Theaterchen. Rauchen im Zuschauerraum gestattet. Man möchte es nicht glauben, wie das den Romanzen, Abendglocken, Traumstimmungen zugute kommt! Du plaisir à l'ennui il n'y a qu'une cigarette.

---

## Nach dem Schauspielerputsch von Klaus Pringsheim

Was heute not tut, ist Entwirrung der Begriffe. Grundsätzliche Fragen der wirtschaftsmoralischen Vernunft, künstlerische und soziale Zukunftsprobleme sind durch den (verstohlenerweise in einen Putsch ausgearteten) Streik aufgerührt und harren — nicht der Erledigung, doch der Formulierung. Nach einem Schlüssel, den heute kein Sterblicher besitzt, hatten die Schauspieler ein tägliches „Existenzminimum" errechnet und danach ihre Mindestforderung bemessen; sich mit weniger begnügen, hieß nach dem Wort ihres Wortführers: „in eine Verelendung geraten, die schließlich die Ausübung des Be-

rufs unmöglich machen muß". Aber sie folgerten nicht (was allein logisch und für die berliner Theaterverhältnisse vielleicht der Anfang der Sanierung gewesen wäre): „Ein Betrieb, in dem diese Mindestforderung nicht erfüllt werden kann, muß, da er wirtschaftlich unhaltbar ist, aufgelöst werden" — sondern: „Wo die Erfüllung als unmöglich nachgewiesen wird, wollen wir uns mit weniger begnügen." Sehr vernünftig. Nur: ein Existenzminimum, über das sich reden läßt, ist kein Existenzminimum, sondern Mindestanteil an den vermuteten Einnahmen; eine geschäftliche, keine vitale Angelegenheit.

Wie stand es mit jener Mindestforderung? Daß sie, nach dem Streik, abgelehnt worden ist, ändert nichts an der Tatsache, daß sie jedem berliner Schauspieler, der das dritte Lehrjahr hinter sich hat, ein Einkommen sichern sollte, wie es nicht nur unter Angehörigen der freien Berufe, sondern unter Festbesoldeten, auch unter Reichs-Beamten und Angestellten, nur eine Minderheit mühsam Emporgestiegener bezieht. War es berechtigt, war es gewissenhaft, Das zu fordern und zu tun, als könnte man nicht anders? Was verleiht dem Schauspielerberuf so außerordentlichen wirtschaftlichen Rang?

Einen Beruf nennt ihn der Wortführer, „der durch seine Natur mit so vielen Notwendigkeiten der besseren Lebensführung verbunden ist". Das ist stark. Daß der Künstler, um arbeiten zu können, es besser haben müsse als Andre: Das hat, solange es Kunst gibt, noch kein Künstler öffentlich behauptet. Hundertmal hat man Dies erlebt: ein Schauspieler liegt krank, fiebernd im Bett — aber um halb Sieben springt er auf, hält es nicht mehr aus, fährt ins Theater und spielt; ein andrer quält sich, hinkt mühselig am Stock den Prospekt entlang, hinter der Bühne — und auf einen Wink des Inspizienten wirft er die Krücke weg, federnden Schrittes, beschwingt und elastisch wie ein Tänzer betritt er die Szene: so stark, so zwingend ist für den echten Schauspieler die Lockung seines Berufs. Der ist kein Künstler, dem „die bessere Lebensführung" Notwendigkeit ist. Fort mit ihm!

Der Schauspieler, hieß es weiter, der neun oder gar nur acht Monate Arbeit und Verdienst hat, muß für die Zeit „erzwungener Arbeitslosigkeit" vorsorgen; man hat also sein Einkommen „auf zwölf Monate zu verrechnen, um das wirkliche Monatseinkommen zu finden". Nun, das ist noch stärker. Im heutigen Deutschland gibt es gesunde, arbeitsfähige Menschen, die im November 1922 Arbeitslosenunterstützung für den Sommer 1923 fordern. Nein, ein Luxusberuf, in dem man nur acht Monate arbeitet, ist — heute — kein Beruf, von dem man das ganze Jahr leben kann; wer acht Monate lang Theater spielt, hat acht Monate Zeit, darüber nachzudenken, wie ers in den vier theaterfreien Monaten halten will. Man ist Gewerkschafter, Theaterproletarier, Bruder des werktätigen Volks, Kampfgefährte der Arbeiter: aber man ist zu schade, um im Sommer als Landarbeiter sich drei Monate von den Strapazen des nervenaufreibenden Theaterwinters und im vierten, mit dem Ertrag der Landarbeit, sich von der ungewohnten Anstrengung zu erholen; und man ist, als Künstler, selbstverständlich zu weltfremd und ungewandt, um Gelegenheitsarbeit zu finden, nach der Angehörige andrer Winterberufe, nach der Studenten, Aerzte, Universitätslehrer unbedenklich greifen.

Endlich aber ging es nicht nur um „Mindestforderungen", sondern, noch mehr, um die „mittlern" und „großen" Gagen. Das heißt:

die Schauspieler fordern garantierte Möglichkeit wirtschaftlichen Aufstiegs, wie sie in keinem andern Beruf vorhanden ist — doch auf der Basis einer behaglichen Gesichertheit, die nie und nirgends der Künstlerberuf gewährt hat. Keine Chance wollen sie aufgeben, die es je für den Künstler gab; doch nicht den kleinsten Teil des Wagemuts mehr nötig haben, ohne den noch kein Künstler, der größte nicht noch der zaghafteste, den Gipfel seines Erfolgs, des wirtschaftlichen und des künstlerischen, erklommen. Das ist der Gipfel. Und mit solchen Forderungen sind sie auf die Straße gegangen.

Von all dem müßte heute nicht mehr gesprochen werden: hätten sie nicht ihr wirtschaftliches Programm mit Fetzen eines idealen Programms aufgeputzt. Wie schwer auch manche Direktoren an der Kunst gesündigt haben mögen: es war kein Heldenstück, es war ungeheuerlich, ihren Geschäftsgeist anzuklagen in einem Augenblick, da man das Theater als wirtschaftliches Unternehmen, als Versorgungsinstitut bloßstellte, mit einer Hemmungslosigkeit, die in der Kunstgeschichte ohne Beispiel ist. Euch, die Ihrs nicht zu wissen scheint, muß gesagt werden: Jede wirtschaftliche Belastung eines Kunstunternehmens lähmt seine künstlerische Kraft. Noch nie ist die Kunst in deutschen Theatern so aggressiv bedroht worden wie durch das Mindestprogramm eurer wirtschaftlichen Forderungen.

Hättet Ihr die schlimmen Direktoren, die eure Ideale morden — hättet Ihr sie davongejagt, wie das deutsche Volk seine Fürsten: Das wäre, Ihr Tarifrevolutionäre, eine theatergeschichtliche Geste gewesen, für die in den Augen aller Welt jugendlicher Künstlerenthusiasmus der unzweifelhafteste Rechtstitel ist. Ihr tatets nicht, und Ihr werdet wissen, warum. Was habt Ihr denn, wenn es um Kunst geht, euern Direktoren vorzuwerfen, woran Ihr nicht mitschuldig wäret? Daß sie euch mißbrauchen, um schlechte Stücke aufzuführen? Warum streikt Ihr nicht — weigert euch, das erbärmliche Zeug zu spielen? Sie stellen euch in ungenügend vorbereiteten Vorstellungen auf die Bühne? Warum streikt Ihr nicht: verlangt noch eine Woche Proben, oder Ihr tretet nicht auf? Ihr habt, wie die Arbeiter, ums Brot gestreikt — wie Arbeiter: deren Arbeit freilich nicht danach ist, daß zu erwarten wäre, sie würden einmal um der Arbeit willen hungern. Ihr hattet euern Lohnstreik, und da habt Ihr dann die Gelegenheit benützt, euch als Künstler in Erinnerung zu bringen. Ihr wolltet: Brot; jedoch auch Kunst. Vor einem Entweder-Oder standet Ihr; aber Ihr habt ein Einerseits-Anderseits daraus gemacht.

Es ist barer Unsinn, daß unter einem Chef, der „nur Geschäftsmann“ ist, nicht „künstlerisch gearbeitet“ werden könnte. Wer, weil „man hier nicht künstlerisch arbeiten kann“, nicht künstlerisch arbeitet, ist eine traurige Sorte Künstler. Es ist barer Unsinn, daß der Theaterdirektor kein ganzer Geschäftsmann sein soll; besser jedenfalls ein ganzer als ein halber. Laßt ihn gehörig fürs Geschäft sorgen, das euch ermöglicht, als Künstler den Beruf eurer Wahl auszuüben. Am besten ist es allemal ums Theater bestellt, wenn künstlerische mit geschäftlicher Verantwortung, geschäftliche mit künstlerischer Sorge möglichst wenig verquickt ist. Dahin zielte die Entwicklung dieser Epoche; in der Umwandlung vieler Stadttheater, Umwandlung aus Pacht- und Kommunal-Betrieb, kam sie beispielhaft zum Ausdruck. Um diese Entwicklung wollte der unsinnige Streik das Theater be-

trügen. Sagt mir, wen Ihr bekämpft, und ich sage euch, wo Ihr steht. Ihr habt euch in der Wahl des Gegners vergriffen. Zwei Uebel, die weit aus einander liegen und sich nicht in Einem abtun lassen, bedrängen euch: das eine — die deutsche Not, der Versailler Friede, oder wie sonst Ihr es nennen wollt; das andre: daß es euch an geistiger Führung fehlt; sie fehlen, oder Ihr erkennt sie nicht, eure Führer. Entdeckt, endlich, den jungen Max Reinhardt eurer Generation (wenn er da ist), schart euch um ihn, tragt ihn empor, laßt von ihm euch emporheben — und kein geschäftskluger berliner Theaterdirektor, glaubet mir, wird euch wehren.

Entscheidet euch; und scheidet euch. Das Gewerkschaftshaus in der Keith-Straße hat keinen Raum für künstlerische Projekte. In Dingen der Kunst hat die Streikgenossenschaft nichts mehr dreinzureden; das muß, ein für alle Mal, vorbei sein — Gott sei Dank, noch bevor es begonnen hat. (Es stand ja nur auf der Streikfahne.) Eine Genossenschaft, in der Strindberg- und Gilbert-Interpreten vereint sind, täte ja auch besser, ihr Interesse auf die Frage zu beschränken, die schließlich auch die Strindbergs und die Gilberts gemein haben: die Brotfrage. Seitdem die Könige, mit denen einst die Sänger gehen sollten und ach so gerne gingen, abgeschafft sind, wird stramm in der Einheitsfront des klassenbewußten Proletariats marschiert. Man nennt Das: Mit der Zeit gehen. (Man könnte es auch anders nennen.) Wie haben die streikenden Schauspieler gejubelt, als ihnen Hilfe ihrer Brüder, der Arbeiter, zugesagt wurde! Und mit Genugtuung sprachen die Bühnenarbeiter des Deutschen Theaters von ihren Kollegen, „jawohl, unsern Kollegen" den Schauspielern. Wie es um die kollegiale Treue bestellt ist, kann sich schon morgen erweisen: wenn etwa die Brüder vom Transportarbeiterverband in Streik treten. Sympathiestreik der Schauspieler oder — Bedauern? Ach, es wird da noch peinliche Auseinandersetzungen geben. In den Reihen der Arbeiterschaft werden die Schauspieler, mißtrauisch bewacht, immer Fremdkörper bleiben, wie zwischen den Mannschaften des alten Heeres die „Freiwilligen", die, den Reserveleutnant in der Tasche, das ganze Dienstjahr nach dem Offizierskasino schielten. Sie sitzen zwischen zwei Stühlen, die Schauspieler; aber mehr als Einer ist unter ihnen, der sich, in Gedanken, schon im Clubfauteuil einer Theaterdirektion räkelt; und unter ihren Besten ist mehr als Einer, der kein Bruder der Arbeiter ist. Nur Blinde und Verblendete sehen Das nicht; die Arbeiter wissen es.

Gewerkschaft ist nicht die höchste Lebensform einer Vielheit von Berufsgenossen. Für den Arbeiter war sie ein Ziel, aufs innigste zu wünschen; sie ist ihm Station im Aufstieg aus dunkler Machtlosigkeit. Bedeutet für den Künstler Vergewerkschaftlichung Aufwärtsentwicklung?

Wie steht es, zum Beispiel, mit dem Streik als Kampfmittel? Die Arbeit verweigern, wenn der Lohn, der geboten wird, ihm nicht genügt: Das ist Arbeiters Weise. Logisch und natürlich: denn er arbeitet um den Lohn. (Außerdem vielleicht freudig und von Herzen — Das ist nicht Gewerkschaftssache.) Und er verweigert nichts Andres als nur grade den Gegenwert des von ihm begehrten Lohns; nur grade ein Stück Arbeit — ein durchaus anonymes Stück Arbeit. Wenn er arbeitet: ein Andrer, ders gelernt hat, würde an seinem

Platz die selbe Arbeit tun; zum Verwechseln genau die selbe. Wenn der Künstler, der nicht um Lohnes willen Künstler ist — und Das ist Künstlerstandessache, oder es gibt keinen Künstlerstand —, wenn er Arbeit verweigert, so verleugnet er sich selbst; und verweigert — nicht ein meßbares Stück Arbeit, sondern ein Stück Persönlichkeit. Je höher, je ernster seine Künstlerpflicht, desto mehr gebietet sie ihm: seine Arbeit so zu tun, wie nur er, Niemand sonst, es vermöchte. Der Arbeiter steht an seinem Platze als: ein Arbeiter; der Künstler an seinem als Der, der er ist. Dem entspricht die Art seiner vertraglichen Bindung. Wenn ich nach langem Hin und Her, Verhandlungen Punkt um Punkt, sorgsamer Prüfung meines künftigen Wirkungskreises, Erprobung meines beruflichen Könnens, Wissens, Wollens — wenn ich dann einen individuellen Vertrag abschließe, und mein Name steht darunter: so ist Das eine höhere, stärkere, unvergleichlich verpflichtendere Bindung, als sie dem Arbeiter zugemutet wird; eine persönlich verpflichtende Bindung, von der kein gewerkschaftlicher Mehrheitsbeschluß mich entbindet. Wenn der Arbeiter, weil er mit der Löhnung nicht zufrieden ist, sein Gerät wegwirft, so widerspricht Das immerhin nicht der primitivern Art seiner Verpflichtung. Wenn ich so handelte: es wäre ein Vertrags-, nein: Vertrauensbruch, dessen ich mich mein Leben lang zu schämen hätte.

Ich blicke zurück: junge, unverbrauchte Kräfte waren während des Streiks, trotz dem Streik fühlbar geworden; Kräfte, die es zu sammeln und zu lenken gilt. Dazu bedarf es keines neuen Verbandes, keiner neuen „Organisation". Sondern nur gemeinsamen Wollens und Voneinander-wissens. Unsre materiellen Interessen mögen, wie bisher, die Herren in der Keith-Straße wahren. Doch ohne Gassenlärm und talmigewerkschaftlichen Humbug. So geräuschlos geschäftsmäßig, wie zum Beispiel, die ‚Genossenschaft deutscher Tonsetzer' ihr Werk verrichtet. Was die in zwei Jahrzehnten aus Nichts erschaffen, ihren Mitgliedern erstritten hat, kann sich stolz neben den Leistungen der Bühnengenossenschaft sehen lassen. Arbeiten Sie, meine Herren, ebenso still, klug und erfolgreich. Dann werden wir alle mit Ihnen zufrieden sein.

---

# Die Stunde der Not von Morus

## Die Pariser Konferenz

Die Pariser Konferenz, die ursprünglich nur eine Vorbesprechung für die große Brüsseler Finanzkonferenz sein sollte, ist durch ihren dramatischen Ausgang zu einem politischen Ereignis von unabsehbarer Tragweite geworden. Nicht so sehr auf Seiten der Entente. Der „Bruch" zwischen England und Frankreich, von dem in Deutschland so viel geredet wird, vollzog sich in höchst konzilianten Formen — ein offiziöser französischer Bericht spricht treffend von einer „fracture cordiale" — und wird bald wieder geheilt sein. Schon hat Bradbury, der aus Obstruktion fernbleiben wollte, sich in der Reparationskommission eingefunden, und die Erregung der englischen Presse über die intransigente Haltung Poincarés ist bereits wieder vorüber. Nur der radikal demokratische Manchester Guardian — die englische Frankfurter Zeitung —, der mehr Ansehen als Einfluß hat, tritt unentwegt für Deutschland ein, während der Daily Herald, das einzige

Blatt der Arbeiterpartei, davor warnt, statt einer deutschfeindlichen jetzt eine franzosenfeindliche Politik zu treiben. Die englischen Konservativen bedürfen dieser Warnung kaum.

Sehr viel folgenschwerer kann das Scheitern der Pariser Konferenz für die Haltung Deutschlands werden. Es wäre gefährlich, sich im Unklaren darüber zu bleiben, daß in und außerhalb der Regierung die Partei der Vabanque-Spieler in raschem Wachsen begriffen ist und weite Kreise des Volkes die Erfüllungspolitik für aussichtslos halten und offenen Widerstand gegen den Versailler Vertrag wollen. Die passionierten Franzosenfresser sind natürlich mit ihrem Urteil über das militaristische Frankreich schnell fertig; aber bedenklicher ist, daß ein so ehrliches Pazifistenblatt wie die berliner Volkszeitung zu der Formel gelangt: England will Reparationen, Frankreich will Eroberungen. Nun, wenn Frankreich wirklich nichts andres wollte als militärische Eroberungen, so ist nicht recht einzusehen, warum es nicht schon längst nach Essen marschiert ist. An Vorwänden hätte es doch wahrhaftig nicht gefehlt. Der englisch-französische Gegensatz in der Reparationsfrage ist kein Gegensatz im Endziel, sondern ein Gegensatz in den Mitteln: England glaubt, daß bei ausgedehnter militärischer Besatzung noch weniger von uns zu holen ist, Frankreich glaubt, daß es ohne militärischen Druck überhaupt nichts von uns bekommt.

Es muß leider gesagt werden, daß die Reparationspolitik der deutschen Regierung bis in die letzten Tage hinein nicht immer geeignet war, Frankreichs Mißtrauen zu zerstreuen. Was sollen, beispielsweise, die Riesenrechnungen über geleistete Reparationen, die regelmäßig vier- bis fünfmal so hoch sind als die französischen? Wie lange hat es gedauert, bis man sich am Wilhelm-Plaz zu einem Reparationsplan aufraffte, der mehr enthielt als Gemeinplätze und Redensarten! Wie schlecht sind die „Bücher“ des deutschen Reiches geführt worden, sodaß selbst Keynes und die andern ausländischen Sachverständigen, die man nach Berlin geladen hatte, sagen mußten, es fehle an den notwendigsten Unterlagen zur Aufstellung einer einigermaßen brauchbaren Zahlungsbilanz! Ist da wirklich so verwunderlich, daß chauvinistisch gesinnte Franzmänner, an denen natürlich kein Mangel ist, in die Welt hinausrufen, Deutschland gehe auf betrügerischen Bankerott aus?

Und was sich seit dem Scheitern der Pariser Konferenz hinter den Kulissen der Wilhelm-Straße abgespielt hat, gehört wahrhaftig nicht zu den Ruhmesblättern deutscher Politik. Eine halbe Stunde, nachdem die Nachricht von dem Abbruch der Konferenz in Berlin bekannt geworden war, sandte das Kabinett Cuno auch schon eine amtliche Erklärung in die Welt, worin es sich darüber beschwerte, daß Deutschland nicht in Paris gehört worden sei. Eine alte preußische Kommißregel lautet: Der Soldat darf sich erst nach 24 Stunden beschweren; er soll sich die Sache erst überschlafen. Es ist dringend notwendig, daß sich Herr Cuno wieder an diese Muschkotenregel erinnert und nicht in das System Simons verfällt: Beschwerden auf Vorrat zu fabrizieren und täglich ein paar Protestnoten vom Stapel zu lassen.

Schwerwiegender aber als dieser faux pas des Herrn Cuno ist die jüngste Affäre Hermes. Herr Hermes, dessen Ehrgeiz offenbar ist, im Kabinett immer anders zu sein als die Andern, konnte auch

diesmal nicht umhin, eine Sonderaktion zu unternehmen. Ehe noch Bergmann aus Paris zurückgekehrt war und Bericht erstattet hatte, gab der sonst so schweigsame Herr Hermes einem amerikanischen Journalisten geharnischte Erklärungen ab, worin er nach gutem altem Muster den furor teutonicus heraufbeschwor und ganz offen mit der Annullierung des Versailler Vertrages drohte. Die übrigen Kabinettsmitglieder hatten alle Mühe, Herrn Hermes zu einem Dementi zu bewegen. Aber der amerikanische Journalist war standhaft, das offiziöse Dementi mußte noch einmal dementiert werden, und zurück blieb der üble Nachgeschmack einer Scharfmacherrede, die in Frankreich nicht ohne Echo bleiben wird.

### Wachsende Arbeitslosigkeit

Während die Debatte über die Stabilisierung der Mark weitergeht, ohne daß man sich zur erlösenden Tat aufrafft, haben die deutschen Industriellen die Großhandelspreise auf dem Weltmarktpreis stabilisiert. Manche sind darüber hinausgegangen, nicht viele mehr stehen noch weit dahinter zurück. Und schon zeigen sich die Folgen: der Absatz stockt, und die Arbeiter werden — wie Friedrich Engels vor achtzig Jahren als Erster erkannt hat — „aufs Pflaster geworfen“, weil der Unternehmer die Ware Arbeit nicht mehr verwerten kann. Die Arbeitslosigkeit, die in der ersten Hälfte des Jahres 1922 so niedrig war, wie sie in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege kaum jemals gewesen ist, nimmt rasch zu. Während noch im Juni, Juli und August 1922 nur 0,6 Prozent der männlichen Arbeiter beschäftigungslos waren, wurden im September 0,8, im Oktober 1,4, im November schon 1,6 und im Dezember etwa 3,8 Prozent Arbeitslose gezählt. Damit ist der Friedensstand vor 1913 (3,2 %) bereits überschritten. Viel stärker als vor dem Kriege ist die weibliche Arbeitslosigkeit. Insgesamt wurden von den wichtigern Arbeitsnachweisen des Reiches am letzten Stichtag im Dezember 277 000 arbeitslose Personen, 190 000 Männer und 87 000 Frauen, ermittelt. Am stärksten ist Berlin belastet, wo vor Weihnachten 36 652 Männer und 18 855 Frauen ohne Arbeit waren.

Während das starke Anwachsen der Arbeitslosigkeit in den letzten Wochen vorwiegend auf ein Stocken der Exportindustrien zurückzuführen ist, ging die langsame Zunahme in den vorhergehenden Monaten parallel dem Absinken der Reallöhne, also der Kaufkraft der breiten Massen. Wie hier vor acht Tagen berichtet worden ist, sind die Reallöhne der Qualitätsarbeiter seit Anfang 1922 um 50—60 Prozent hinter der Teuerung zurückgeblieben. Dementsprechend sind von der Arbeitslosigkeit am schwersten betroffen die in der Nahrungs- und Genußmittelbranche Tätigen. Die stärkste Arbeitslosigkeit hatte die Tabakindustrie zu verzeichnen — was man vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus am ehesten verschmerzen kann —, wo im November von rund 130 000 organisierten Arbeitern 16,4 Prozent feiern mußten.

Gegenüber der Arbeitslosigkeit in den hochvalutarischen Ländern steht Deutschland gewiß noch immer günstig da. Noch liegen in England 1,4 Millionen Arbeiter auf der Straße, in Amerika ebenfalls über 1 Million, in den skandinavischen Ländern sind rund 10 Prozent,

in Holland 20 Prozent aller Arbeiter, in Italien sind mehr als 300 000 Personen erwerbslos und fast ebensoviele in der kleinen Tschechoslowakei. Vollbeschäftigt ist infolge der Wiederaufbautätigkeit und infolge der sinkenden Währung allein Frankreich, wo sogar 400 000 ausgewanderte belgische Arbeiter ein Unterkommen fanden. Aber in allen hoch- und mittelvalutarischen Ländern, mit Ausnahme der Tschechoslowakei, ist im Lauf des letzten Jahres die Zahl der Arbeitslosen wesentlich zurückgegangen, in manchen Ländern sogar auf ein Drittel. Nur in Deutschland und Deutsch-Oesterreich geht die Tendenz in entgegengesetzter Richtung. Und nur in Deutschland bietet sich dank den eigenartigen Kalkulationsmethoden unsrer Unternehmer das Bild, daß wir bereits die Nachteile stabiler Goldpreise zu spüren bekommen, ohne die Vorteile einer stabilen Währung zu haben. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Weltmarktpreise als solche schon volkswirtschaftlich schädlich sind. Im Gegenteil: es muß notwendig zum Ruin einer Wirtschaft führen, wenn jahrelang unter dem Weltmarktpreis exportiert wird, mit andern Worten: 8 Stunden Arbeit gegen 5 oder 6 Stunden Arbeit ausgetauscht werden. Aber der Uebergang zu Goldpreisen ohne gleichzeitige Zahlung von Goldlöhnen muß eine Auspowerung der breiten Massen bewirken, die auf die Dauer nicht ertragen und nicht geduldet werden kann.

### Die notleidende Landwirtschaft

Die Not der Landwirtschaft nimmt allmählich die lustigsten Formen an. So erfreut der ‚Zeitungsdienst des Reichslandbundes' die Mitwelt mit dem Schreiben einer Landwirtschaftskammer an den Landbundgeneral Dr. Roesicke, worin darüber geklagt wird, daß der Besuch der landwirtschaftlichen Schulen im letzten Jahr erheblich zurückgegangen ist. Und warum? Du ahnst es nicht, schöne Leserin! Weil die armen Landwirte infolge der geringen Bezahlung des Umlagegetreides für ihre Kinder nicht mehr das Schulgeld aufbringen können, was „also einen weitern verhängnisvollen Schritt zur Extensivierung der Landwirtschaft" bedeute.

Aber dem armen Landbund ist noch ein zweites, weit verhängnisvolleres Malheur zugestoßen. Um der Kapitalnot der Landwirte abzuhelfen — von der man sich durch die Neubauten selbst in den ärmsten Fischerdörfern überzeugen kann —, hat die Bank für Landwirtschaft, hinter der der Reichslandbund steht, beschlossen, ihr Aktienkapital von 50 Millionen auf 1 Milliarde Mark zu erhöhen. Und siehe da: schon auf den Werbeversammlungen, die der Landbund überall veranstaltete, schlugen die Bauern Krach, weil sie das mitgebrachte Geld nicht gleich loswerden konnten. Und kaum war der Zeichnungstermin da, da war auch schon die ganze Emission zu 145 Prozent überzeichnet. Es ist charakteristisch für die „Kapitalnot" nicht nur der Großagrarier, sondern auch der Bauern, daß tausende kleiner Zeichnungen eingegangen waren, besonders aus Bayern. Herr Roesicke hielt es in seinem Siegesbulletin für notwendig, zu erklären, „daß die Behauptungen Einer bestimmten Seite, das alte und neue Kapital der Gesellschaft werde zu politischen Zwecken mißbraucht, jeder Grundlage entbehren". Wer hätte dem pommerschen, dem ostpreußischen Landbund auch je so etwas zugetraut! Dies Kind, kein Engel ist so rein.

# Die Familie von Peter Panter

Die Griechen, die so gut wußten, was ein Freund ist, haben die Verwandten mit einem Ausdruck bezeichnet, welcher der Superlativ des Wortes „Freund“ ist. Dies bleibt mir unerklärlich.

*Friedrich Nietzsche*

Als Gott am sechsten Schöpfungstage alles ansah, was er gemacht hatte, war zwar alles gut, aber dafür war auch die Familie noch nicht da. Der verfrühte Optimismus rächte sich, und die Sehnsucht des Menschengeschlechtes nach dem Paradiese ist hauptsächlich als ihr glühender Wunsch aufzufassen, einmal, nur ein einziges Mal friedlich ohne die Familie dahinleben zu dürfen. Was ist die Familie?

Die Familie (familia domestica communis, die gemeine Hausfamilie) kommt in Mitteleuropa wild vor und verharrt gewöhnlich in diesem Zustande. Sie besteht aus einer Ansammlung vieler Menschen verschiedenen Geschlechts, die ihre Hauptaufgabe darin erblicken, ihre Nasen in deine Angelegenheiten zu stecken. Wenn die Familie größern Umfang erreicht hat, nennt man sie „Verwandtschaft“. Die Familie erscheint meist zu scheußlichen Klumpen geballt und würde bei Aufständen dauernd Gefahr laufen, erschossen zu werden, weil sie grundsätzlich nicht auseinandergeht. Die Familie ist sich in der Regel heftig zum Ekel. Die Familienzugehörigkeit befördert einen Krankheitskeim, der weit verbreitet ist: alle Mitglieder der Innung nehmen dauernd übel. Jene Tante, die auf dem berühmten Sofa saß, ist eine Geschichtsfälschung: denn erstens sitzt eine Tante niemals allein, und zweitens nimmt sie immer übel — nicht nur auf dem Sofa: im Sitzen, im Stehn, im Liegen und auf der Untergrundbahn.

Die Familie weiß von einander alles: wann Karlchen die Masern hat, wie Inge mit ihrem Schneider zufrieden ist, wann Erna den Elektrotechniker heiraten wird, und daß Jenny nach der letzten Auseinandersetzung nun endgültig mit ihrem Mann zusammen bleiben wird. Derartige Nachrichten pflanzen sich vormittags zwischen elf und ein Uhr durch das wehrlose Telephon fort. Die Familie weiß alles, mißbilligt es aber grundsätzlich. Andere wilde Indianerstämme leben entweder auf den Kriegsfüßen oder rauchen eine Friedenszigarre: die Familie kann gleichzeitig beides.

Die Familie ist sehr exklusiv. Was der jüngste Neffe in seinen freien Stunden treibt, ist ihr bekannt („Uebrigens 'ne sehr schicke Person!“), aber wehe, es fällt dem jungen Manne ein, zu heiraten! Zwanzig Lorgnons richten sich auf das arme Opfer, vierzig Augen kneifen sich musternd zusammen, zwanzig Nasen schnuppern mißtrauisch: „Wer ist das? Ist sie der hohen Ehre teilhaftig . . . ?“ Auf der andern Seite ist das ebenso. In diesen Fällen sind gewöhnlich beide Parteien davon durchdrungen, tief unter ihr Niveau heruntergestiegen zu sein.

Hat die Familie aber den Fremdling erst einmal in ihren Schoß aufgenommen (Karl Kraus bezeichnet das Wort „Familienbande“ als eines der tiefsten der ganzen deutschen Sprache), dann legt sich die große Hand der Sippe auch auf diesen Scheitel. Und auch das neue Mitglied muß auf dem Altar der Ver-

wandtschaft opfern; kein Feiertag, der nicht der Familie gehörte! Alle fluchen, keiner tuts gern — aber gnade Gott, wenn einer fehlte! Und seufzend beugt sich alles unter das süße Joch . . .

Dabei führt das „gesellige Beisammensein" der Familie meistens zu einem Krach. In ihren Umgangsformen herrscht jener sauersüße Ton vor, der am besten mit einer Sommernachmittagsstimmung, kurz vor und kurz nach einem Gewitter zu vergleichen ist. Was aber die Gemütlichkeit nicht hindert. Die seligen Herrnfelds stellten einmal in einem ihrer Stücke eine Szene dar, in der die entsetzlich zerklüftete Familie eine Hochzeitsfeierlichkei abzog, und, nachdem sich alle die Köpfe zerschlagen hatten, stand ein prominentes Mitglied der Familie auf und sagte im lieblichsten Ton: „Wir kommen jetzt zu dem Tafellied—!" Sie kommen immer zum Tafellied.

Schon in der großen Soziologie Georg Simmels ist zu lesen, daß keiner so wehtun könne wie das engere Kastenmitglied, weil das ja genau um die empfindlichsten Stellen des Opfers wisse. Man kennt sich eben zu genau, um noch an einander Gefallen zu finden, und nicht genau genug, um sich herzinniglich zu lieben.

Man ist sich sehr nah. Nie würde es ein fremder Mensch wagen, dir so nah auf den Leib zu rücken wie die Cousine deiner Schwägerin à conto der Verwandtschaft. Nannten die alten Griechen ihre Verwandten die „Allerliebsten"? Die ganze junge Welt von heute nennt sie anders. Und leidet unter der Familie. Und gründet später selbst eine und wird ganz genau so.

Es gibt kein Familienmitglied, das ein andres Familienmitglied jemals ernst nimmt. Hätte Goethe eine alte Tante gehabt, sie wäre sicherlich nach Weimar gekommen, um zu sehen, was „der Junge" macht, hätte ihrem Pompadour etwas Cachou entnommen und wäre schließlich durch und durch beleidigt wieder abgefahren. Goethe hat aber solche Tanten nicht gehabt, sondern seine Ruhe — und auf diese Weise ist der Faust entstanden. Die Tante hätte ihn „übertrieben" gefunden.

Zu Geburtstagen empfiehlt es sich, der Familie etwas zu schenken. Viel Zweck hat das übrigens nicht: sie tauscht alles regelmäßig wieder um.

Irgend eine Möglichkeit, sich der Familie zu entziehen, gibt es nicht. Mein alter Freund Theobald Tiger singt zwar: „Fang nie was mit Verwandtschaft an — denn das geht schief, denn das geht schief!", aber diese Verse sind nur einer stupenden Lebensunkenntnis entsprungen. Man fängt ja gar nichts mit der Verwandtschaft an — die Verwandtschaft besorgt das ganz allein.

Und wenn wir jezt das von den Wissenschaftlern angekündigte neue Tropenklima beklommen, und wenn daran die ganze Welt zu Grunde ginge, so steht zu befürchten, daß dir im Jenseits ein holder Engel entgegenkommt, leise seinen Palmenwedel schwingt und spricht: „Sagen Sie mal — sind wir nicht mit einander verwandt —?" Und eilends, erschreckt und im innersten Herzen gebrochen enteilst du. Zur Hölle.

Das hilft dir aber gar nichts. Denn da sitzen alle, alle die Andern.

# Bemerkungen

### Was ist der Mensch?

„ . . . Diese Quintessenz von Staub . . . “, antwortet Prinz Hamlet in seiner tiefsten Verstimmung und bittern Skepsis. Und an einer andern Stelle seufzt Hamlet-Shakespeare: „Ein Menschenleben ist, als zählt man: Eins.“

Die Dichter haben nur in ihren olympischen Räuschen eine enthusiastische Anschauung vom Bruder Mensch. Im übrigen ist er bestenfalls als Objekt eines merkwürdigen, wirren, ruhelosen Strebens interessant und als Schauspiel, das er seit dem Tage seiner Entstehung bietet, aus der Ferne erträglich.

Die Philosophen sind sich mit den Dichtern in der geringen Meinung vom Menschen einig. Die Optimisten wollen zwar glauben machen, er sei der Zweck und die Krone der Schöpfung, aber die Schöpfung scheint immer wieder das Krönlein zu verleugnen, als bedanke sie sich für diese Auszeichnung. Die rechten Philosophen dagegen waren seit jeher alle ein bißchen menschenscheu und menschenfeind. Sie wußten wohl warum.

Die Theologen, mein Gott, haben die schwierige Aufgabe, Gott zu rechtfertigen wider seinen unzuverlässigsten, halsstarrigsten Kronzeugen, den Menschen (der, wie ein Kenner behauptet, seine Vernunft nur braucht, um tierischer als jedes Tier zu sein). Um Gottes Position zu halten, mußten die Theologen die unsterbliche Seele erfinden, deren Beweiskraft auf der Unbeweisbarkeit beruht.

Unverbesserlich hartnäckige Gläubige des Menschen sind die Erlöser und Heilande. Sie haben nun einmal die große Passion für den Bruder Mensch; sie überschätzen ihn, sie halten ihn für erlösungsfähig, für wert, vom Fluch des Irdischen befreit zu werden. Bruder Mensch reagiert darauf meist sauer und recht bestialisch; er glaubt, daß der Andre sich höher dünkt als alle Uebrigen; und das erträgt er nicht. Infolge dieses Mißverständnisses erschlägt der Bruder Mensch den Bruder Heiland.

Wenig Federlesens machen die Politiker und Feldherren: Der Mensch ist Menschenmaterial.

Da soll nun einer nicht irre werden! Woran soll man sich halten?

Rette uns die Physik vor der Metaphysik! Jene ist eine zuverlässige Wissenschaft. Und die Wissenschaft, sie allein weiß, was der Mensch ist. Fahr hin, windige Spekulation! Die exakte Wissenschaft hat auf Grund neuester Forschungen festgestellt, daß ein mittlerer Mann enthält:

Fett genug für 7 Stück Seife, Eisen genug für einen mittelgroßen Nagel, Kalk genug, um einen Hühnerkorb zu weißen, und Phosphor genug für 2200 Streichhölzer.

Nun, haben die Dichter nicht recht, wenn sie Satiriker, und die Philosophen, wenn sie Menschenverächter sind? Sieben Stück Seife hat der Mensch in sich und ist doch kein sauberes Wesen. Den mittelgroßen Nagel hält er stets bereit für das Kreuz, an das er seinen jeweiligen Heiland schlägt. Den Kalk verwendet er leider nicht zum Hühnerkorbweißen, sondern zur Ablagerung einer soliden Arteriosklerose, die

im Hirn der Würden- und Titelträger sitzt und sie zu außerordentlichen Aemtern befähigt. 2200 Streichhölzer — das ist ja nicht viel, reicht aber aus, um von Fall zu Fall einen Weltteil in Brand zu stecken.

Es ist gut, daß der Mensch aus so harmlosen Materialien besteht. Wäre er goldhaltig: die Folgen wären nicht abzusehen und noch viel übler.

Gott nahm Paraffin, Eisen, Kalk und Phosphor zu verschiedenen Teilen und probierte nach uraltem Rezept sein Meisterstück. Er versuchte, ihm eine unsterbliche Seele einzublasen; da ward der Mensch fertig, eine kleine, wandelnde Gemischtwarenhandlung. Es ist Alles da — nur die Seele ist, trotz den Streichhölzern, unauffindbar in dem dunklen Gewölbe.

*Hans Natonek*

**Sackleinewand**

Nach Gebrauch für Sackzwecke. Zum Gebrauch für Kleidungszwecke!

Der Wirtschaftsminister weist in einer Rede darauf hin, daß in Deutschland die Zahl Derer immer mehr wächst, die aus Mangel an jeglicher Wäsche Sackleinewand tragen.

Der Handelsteil der Zeitungen bringt die Berichte der Textilaktiengesellschaften, die darauf hinweisen, daß „der Stand der Geschäftslage zur Zeit als ein günstiger angesprochen werden kann und das Unternehmen auf viele Monate mit Aufträgen versorgt ist“.

Die Produktengeschäfte errichten Niederlage auf Niederlage, weil sie nicht wissen wohin mit den immer neu eintreffenden Warensäcken.

Die Menschen haben kein Hemd und schlagen sich um die leeren Säcke.

Deutschlands „wirtschaftliche Lage ist eine blühende“; die „Lage der Arbeiter“ eine „glänzende“. Herrliche Hemden duften in den Schaufenstern der Großstadtstraßen.

Das kommt daher, daß das Schaf seine Wolle dem Nichtschaf übergeben hat. Denn auch Getier weidet in riesigen Herden auf der Erdkugel. Den Feldern entströmt die Frucht. Wohin man die Baumwolle noch lagern soll, weiß in Amerika kein Mensch mehr. In Brasilien brennen sie weite Strecken von Kaffeeplantagen ab, weil es sonst zu Riesenernten kommt, die den Profit schmälern. Alte Leute weisen auf schneeige Kampferkugeln und sagen, so weiß habe das ausgesehen, was in ihrer Jugend „Zucker“ genannt wurde. Schmach aber der Regierung, dem Kneipwirt Fritze Ebert, den Juden, den Idioten vom grünen Tisch, daß das Brotgetreide noch nicht freigegeben ist! Bevor es nicht dazu gekommen ist, muß „dieser Regierung“ jeder Kredit geweigert werden. Nur der freie Kaufmann kann Deutschland retten, wo die Zahl Derer immer wächst, die aus Mangel an jeglichem Brot Laub und Baumrinde kauen.

Denn das wird der Deutsche tun. Er wird seine Steuern zahlen, hungrig und nackt nach Doorn telegraphieren, Allen gerecht werden und die auf freier Initiative beruhende Privatwirtschaft preisen. Es kann ab und zu einmal geschehen, daß eine Mutter aufschluchzt, wenn sie ihr Kind in den Sarg (Klasse „Arm“) legt; daß ein Mann tobt; daß ein Jüngling den Blick hebt. Was er damit antrifft, ist ein wohlgekleideter Feistling, der ihn belehrt: „Du mußt in Sackleinewand gehen, weil sonst meine Unternehmer-Initiative gelähmt werden könnte!“ Dann senkt der Belehrte beschämt den Schädel. Er weiß nun wieder: Wolle, Getreide, Leinewand, Früchte — all das ist nicht für den Menschen da, sondern für die Kalkulation. Der Mensch muß produzieren, aber er darf nicht essen. Die gesamte Nationaloekonomie von Adolf Wagner bis Lujo Brentano ist sich darüber einig, daß es drei Sorten der Volkswirtschaft gibt: Produktion, Distribution, Kon-

sumtion. Die Theoretiker dieser drei Sorten stellt das Bürgertum gern; wenn es sich aber um die Praktiker der Distribution handelt, dann weist es auf den Staat hin und dessen Aufgabe: die Distribution. Die, bürokratisch angefaßt, die freie Wirtschaft an allen Ecken stört und somit das Wohl der Gesamtheit. Was bleibt, ist ein Räubertum unter Garantie und Schutz des Staates. Es gäbe genug Fleisch und Eier, auch Leinwand und Hemden. Aber das Alles erfüllt seinen Zweck nicht im Menschen, sondern in der Produktion. Die Hemden sind viel zu schön, als daß jeder August sie tragen dürfte; sie mögen ruhig im Ladenfach liegen bleiben, der Mensch aber soll sehen, wie und wo er einen weggeworfenen Erbsensack erwische. Kommunismus? Rußland, „das Beispiel von Rußland“ hat euch doch deutlich genug gezeigt, was dabei herauskommt. Die gemeinwirtschaftliche Produktionsweise geht wider die menschliche Natur. Der aber widerspricht nicht, daß der Naturmensch seine Blöße decke mit Sackleinewand. Ihr sprecht von Kultur? Vor die Hunde mit aller Kultur, wenn sie in neue Hände übergehen soll! Ehe der Arbeiter die Produktionsmittel an sich reißt, ehe der Börsenzettel verschwindet, dieses süße Erinnerungsblatt, ehe der Mittelstand darauf verzichtet, auf die Dienstboten zu schelten — eher lassen wir den sechshundert Großkapitalisten unter den sechzig Millionen Deutschen ihre Milliarden und geben ihnen unsre Ersparnisse dazu. Eher tragen wir sämtlich Sackleinewand. Der Mensch ist nichts, die Produktion ist Alles. Gibt es in Wahrheit eine soziale Frage? Es gibt nur Fragen der Kalkulation. Einen kurzen Augenblick sind die Deutschen einmal in die Höhe geschnellt. Sofort aber gewannen sie wieder Haltung. Sie studieren die Gesetze der Volkswirtschaft; eine verdammt schwere Chose. Immerhin haben sie zwei Dinge herausgeschält: Das Beispiel von Rußland ist evident; und „der Stand der Lage“ erheischt mit zwingender Logik, daß Sackleinewand getragen wird.

*Arno Voigt*

### Die Woge

Oder: Joachim Ringelnatz in Zivil. Es ist sozusagen ein Räuberzivil: der literarische Anzug sitzt ihm nicht recht; die formale Bügelfalte zeigt allerhand Abweichungen vom Stil, der unter den feinen Leuten der Novellistik vorgeschrieben ist. Ach nein, ein Gent ist Hans Bötticher, wie ja wohl in der Stammrolle des Oberbootsmannsmaats stand, auch im Cutaway der salonfähi-

---

gen short story nicht. Trotzdem macht der Casus, den das Vorwort mitteilt, beträchtlich lachen: daß der weiland Kriegszensor „nahezu ein Drittel des Textes" gestrichen habe. Von was alles so ein weiches Gehirn in der eisernen Zeit das Wohl des Vaterlandes abhängig glaubte! Schön wurde England von Gott gestraft, weil der Admiralstabsgewaltige für ein „kichern" ein „sagen" erzwang. Und wenn er gar zugelassen hätte, daß die Welt durch eine Skizze erführe, deutsche „Fahrensleute" pflegten sich manchmal zu besaufen, so hätten wir sicherlich den Krieg verloren. Denn wir haben ihn doch natürlich, zumindest militärisch, gewonnen.

Die eben genannte ist wohl die netteste in dem schmalen Bändchen ‚Marine-Kriegsgeschichten' (die bei Albert Langen erschienen sind). Nett allein deshalb, weil ihr Rhythmus mit so progressiv zunehmender Geschwindigkeit von dem nüchtern-biedern Hans Bötticher, der ein normal begabter Schreibergeselle ist, zu jenem farbig-bohemischen Joachim Ringelnatz stürzt, dem nicht einmal der Schuß Aqua Tofana in seinem Devils-Cocktail fehlt, um ein genialer Karikaturist zu sein. Wie gar die erste Geschichte von den beiden „Blockadebrechern" schließt, wie der pathetischste Patriotismus sich nicht ausleben kann, weil er nicht auf einen rostigen Nagel geachtet hat, das ist von einer skurrilen Tragik, die des Sängers der ‚Turngedichte' und der ‚Gebatikten Schusterpastete' durchaus würdig ist.

*Hans Glenk*

**Cunos Friedens-Angebot**

Im Zweikampf fiel der Eine um,
der Andre trat ihm auf den Magen.
Europa schien als Publikum
die Spannung mit Gefühl zu tragen.

Da ward des Michels Ruf gehört,
dem Jener Schwert und Pfeil genommen:
„Läßt du mich los, bei meinem Schwert!
so bist du heil davongekommen!

Ein Menschenalter, schwör ich bloß,
will ich der Blumenzucht mich weihen,
und kurz und gut: Läßt du mich los,
will ich in Gnaden dir verzeihen!"

*Minimax*

# Antworten

**Paul Morgan.** Sie schreiben mir: „Da die ‚Weltbühne' mir nachgrade die Ehre erweist, eine eigne Rubrik ‚Contra Paul Morgan' einzurichten, bitte ich selbst einen kleinen Augenblick um Gehör. In Sachen Tschitscherin (Nummer 51) konnte ich Ihnen nicht beipflichten, denn wenn ich im Rahmen einer blödsinnigen Verulkung der Genua-Konferenz den — na ja — billigen Scherz auf die Sowjets mache, muß doch der Verweis, den Sie mir darauf stirnrunzelnd erteilten, ein wenig wasserglas-stürmisch erscheinen. Ich habe den Scherz trotzdem gestrichen, aber erst nach Ihrem Einschreiten und keineswegs eingeschüchtert durch den grenzenlos ungewaschenen Kerl, der sich mir hinter den Kulissen des ‚Größenwahn' als empörter Sowjet-Vertreter präsentierte. Die ganze Affaire wuchs sich schließlich zu einer glatten Reklameangelegenheit für mich aus, und so hätte mich schon allein der letzte Rest von Delikatesse, den mir die erbärmliche Cabaret-Beschäftigung noch gelassen, daran gehindert, diesen überwältigenden Scherz weiter zu verwenden. Was aber den letzten — verzeihen Sie das bombastische Wort: Angriff (in Nummer 52) anbelangt, ich hätte das Andenken Frank Wedekinds mit der Bemerkung ‚auch eine Schweinerei' geschändet, so muß ich mich rückhaltslos unterwerfen! Auf dem Podium der — hm — Kleinkunststätten, vor den allerwertesten Augen und Ohren des heutigen Publikums können Entgleisungen passieren; auch Einem, der sich einbildet, ein ganz klein wenig Niveau zu haben wie Ihr ganz ergebener Canossagänger." Na, dann ist ja Alles in schönster Ordnung. Man erlebt selten, von den Opfern seiner Kritik nicht unlauterer Motive bezichtigt zu werden, und noch seltener, die Kritik durch Beseitigung der kritisierten Mißstände anerkannt zu sehen. Hoffentlich hält in diesem Ihrem Ausnahmefalle, der erstaunlich genug ist, die löbliche Wirkung vor.

**Theaterbesucher.** Die Geschichte von Döring und Kahle hat Ihnen Spaß gemacht. Aber fast so stark wie die Rivalität zwischen dem Menschendarsteller und dem Rhetoriker, dem aus-ge-zeich-ne-ten Rhetoriker, war eine andre: zwischen dem Menschendarsteller Döring und dem Menschendarsteller, der ihm die meisten seiner Rollen nachspielen mußte: Ernst Krause. Den zertraß die Tragik des Episodisten, der nur „in zweiter Besetzung" Protagonist sein darf; und da er vermutlich glaubte, daß dem Genie seine Wirkungen abzulernen sind, und daß er sich für die Zeit, wo er Döring ganz und gar beerbt haben würde, am besten systematisch vorbereite, so stand er gewöhnlich zwischen zwei Seitenkulissen und verfolgte gierigen Auges die Taten des Meisters. Als diesem das einmal besonders stark auf die Nerven ging, da spielte er sich unmerklich vom Souffleurkasten bis zu Krausen hin, unterbrach den Text und zischte dem Aufpasser ins Gesicht (er war noch im Vollbesitz seiner Zähne): „Herrrrr

Krrause — ich sterrrb auf der Bühne!“ Was aber Richard Kahle betrifft, dessen Bild, von Schlenthers Haß und Fontanes Gunst verwirrt, in der Geschichte des Theaters schwankt, so hab ich selbst ihn noch gesehen und kann ein bißchen mitreden. Er deklamierte, gewiß. Aber als Deklamator hat er mich niemals kalt gelassen. „Auch das Wort ist, das heilende, gut.“ Ich denke an eine ‚Braut von Messina‘ mit der Haverland als Isabella, der Poppe als Beatrice, Matkowsky als Cesar, Ludwig als Manuel und Kahle als Kajetan — eine Vorstellung, auf ihre Art so vollkommen wie Brahms ‚Wildente‘ und Reinhardts ‚Bürger Schippel‘, eine Vorstellung von einer Stilreinheit und Stilgröße, die wir im klassischen Drama ganz verloren haben, und die nicht von einem Regisseur stammte, sondern von diesen fünf Schauspielern. Wenn Kahle in Ehrfurcht die prangende Halle begrüßte, sie, seiner Herrscher fürstliche Wiege, das säulengetragene, herrliche Dach: dann rollte kein R, wohl aber erklang rauschend und mächtig eine Orgel. Diese eherne, dunkelprächtige Stimme dröhnte wie jüngstes Gericht. Man sah förmlich Granitblöcke sich türmen, keine klobig ungefügen, sondern edelbehauene, die einer fugenfest in den andern paßten und mitsammen zu einem schlanken, übersichtlich gegliederten Bau wie für die Ewigkeit emporstrebten. Schlenthers höchstes Lob für Kahle war, daß er ihn „vornehmer“ nannte als Herrn Adolf Klein „mit seiner übertriebenen Theatermanier, seiner maskierten Bösewichterei und seinen keuchenden Gurgeltönen‘. Das war er selbstverständlich. Aber es ist zu wenig Lob für den großartigen Sprecher, von dem, wenn er nur zu „sprechen“ hatte, Gewalt ausging, von dem die meisten Schauspieler unsrer Gegenwart hätten lernen können, und der, nach fünfundzwanzig Jahren der Vergessenheit, auch einmal von der Jugend bedankt sein soll. Wofern die Frankfurter Zeitung, die mich neulich als den und den unter „den Kritikern der ältern Generation“ charakterisiert hat, mir gütigst erlaubt, mich selber noch ziemlich jung zu fühlen.

---

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

---

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne‘**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien, Rumänien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Schweiz, Spanien | 5 Schweizer Franken |
| Frankreich | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.




Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

# Der Kohlenkrieg von Morus

Die Franzosen sind nach Essen gegangen, um sich die Kohle zu holen, die ihnen die Deutschen vorenthalten haben. Das ist die Auffassung Frankreichs.

Die Franzosen haben das Ruhrgebiet besetzt, um uns zu vergewaltigen, um unsre Wirtschaft, um unsre Zukunft zu zerstören: das ist die Auffassung, die gegenwärtig die öffentliche Meinung in Deutschland beherrscht.

Was ist geschehen? Zunächst etwas Furchtbares. Vier Jahre nach einem — immerhin — nach einem Friedensschluß rücken fremde Soldaten, feldmarschmäßig, mit Artillerie und allen Mitteln des modernen Krieges ins Land, bemächtigen sich der Verwaltung, verhängen den Belagerungszustand, lassen deutsche Privatleute zusammentrommeln wie Rekruten und spielen, wenn schon nicht Krieg, so doch Etappe. Das ist und bleibt eine Ungeheuerlichkeit — eine Ungeheuerlichkeit auch dann, wenn triftige Gründe zu Zwangsmaßnahmen vorhanden waren.

Was waren die Gründe? Die deutsche Regierung behauptet, mit 4 Prozent der Kohlenlieferungen, 20 000 Kubikmetern Holz und 5000 Telegraphenstangen im Rückstand zu sein. Die französische Regierung gibt etwas höhere Ziffern an. Von 200 000 angeforderten Telegraphenstangen seien nur 65 000 geliefert worden, von 55 000 Kubikmetern Holz nur 35 000, während in den staatlichen Forsten auf dem linken Rheinufer allein ohne Raubbau jährlich 1¼ Millionen Kubikmeter geschlagen werden könnten. Die deutsche Regierung hat erklärt, die Preise für die Reparationslieferungen seien so niedrig, daß sie dafür kein Holz hat bekommen können. Aber zur gleichen Zeit haben deutsche Privatfirmen der französischen Industrie Angebote zu viel niedrigern Preisen gemacht. Aehnlich mit deutschem Stickstoff, ähnlich mit den Kohlenlieferungen.

Das Alles — es muß wiederholt werden — entschuldigt nicht die militärische Besetzung. Aber man muß doch auch die deutsche Regierung fragen: War das nötig? War wirklich nötig, bei allen Lieferungen zu protestieren und abzuhandeln und im Rückstand zu bleiben? War wirklich nötig, um die Holzlieferungen, die doch tatsächlich zu leisten gewesen wären, monatelange Verhandlungen in der Reparationskommission zu führen? War die Methode des ständigen Querulierens, aus der die Beamten mancher Ministerialbüros doch gar keinen Hehl machten, wirklich die richtige?

Die deutsche Presse und die deutsche Leserschaft — eine der andern würdig — antwortet in ihrer Mehrheit: Nein, die bisherige Methode der „Erfüllung unter Protest" war falsch, und wir müssen zu einer andern übergehen — zu der Methode der passiven Resistenz. Die Regierung hat das Stichwort gegeben, und das Volk trottet nach. In Wirklichkeit ist man aber weder in der Wilhelm-Straße noch in Essen zur passiven Resistenz ernsthaft entschlossen, sondern man berauscht sich hier und dort wieder einmal an der großen Geste. Statt einer Politik kaltblütiger Besonnenheit treibt man in

Deutschland gegenwärtig eine Politik der Pose. Was soll die Abberufung des Botschafters und der Gesandten aus Paris und Brüssel, wenn man das Gesandtschaftspersonal dort beläßt? Was soll die pompös angekündigte Verlegung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats, wenn man gleichzeitig anordnet, daß alle Werkleiter, alle Ingenieure, alle Beamten auf ihren Plätzen bleiben?

Es berührt wie ein Treppenwitz, wenn die schwerindustrielle Telegraphen-Union ein Communiqué herausgibt: „Kein maßgebender Herr aus den Werkdirektionen hat jemals die Absicht gehabt, sein industrielles Werk im Augenblick der Gefahr aus Gründen persönlicher Sicherheit zu verlassen." Weiß Gott: daß die Herren aus „Gründen persönlicher Sicherheit" retirieren würden, hat Niemand befürchtet. Eher könnte man befürchten, daß sie sich nach den ersten Protestgebärden zu schnell mit den Besatzungsbehörden anfreunden werden. Und die Börse geht wohl nicht fehl, wenn sie in der Besetzung keinen Grund sieht, die Montanpapiere niedriger zu bewerten. Auch die Abwärtsbewegung der Mark ist nach den Tagen der Ungewißheit zu einem gewissen Stillstand gekommen. Ein Gerücht besagt, die Bank von Frankreich hätte Markkäufe vorgenommen, um der Welt zu zeigen, daß die Besetzung keine katastrophalen Folgen für die deutsche Währung hat.

Ob die Mark ihren jetzigen Kurs wird halten können, wird aber nicht nur von den Maßnahmen der Franzosen abhängen, sondern zum guten Teil von der Haltung der deutschen Regierung und des deutschen Volkes. Mit Massenprotesten, Trauertagen oder gar mit kleinlichen Vergeltungsmaßnahmen wie der geplanten Ausschließung französischer und belgischer Journalisten von der Reichstagstribüne ist nichts getan. Noch gefährlicher ist natürlich der Weg, zu dem die Deutschnationalen die Regierung zu drängen suchen: der förmliche Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Notwendig ist vielmehr, möglichst rasch wieder mit Frankreich Verhandlungen anzuknüpfen, sei es auf dem Wege über England, sei es, wenn das nicht möglich ist, auf direktem Wege.

Jedenfalls: Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht!

---

## Unser Justizminister von Otto Flake

Der Reichsjustizminister, der Reichsfinanzminister — wenn man das in den Zeitungen liest, klingt es römisch, imperiumshaft, sehr imponierend; man sieht Männer mit den schmalen Zügen Caesars und dem souveränen Geist, der, weit entfernt, in Clichés zu denken, jene klassischen Prägungen findet, die sich von selbst ergeben, wo große Gesichtspunkte herrschen.

Hier die Gesichtspunkte des Reichsjustizministers Heinze für die Reform der deutschen Rechtspflege, Anfang Januar den münchner Journalisten vorgetragen bei Gelegenheit eines Interviews.

Ehescheidung: Der Minister wird auf die „Erregung weitester Kreise" über die Umformung des § 1568 Rücksicht nehmen. Das heißt: er wird den Klerikalen zuliebe verhindern, daß die Scheidung ausgesprochen werden kann, wenn die Ehe zerrüttet ist. Der Grundsatz der Verschuldung gilt weiter — der bewie-

senen oder konstruierten Verschuldung. Der ausgesprochene Wille beider Ehegatten wird ignoriert.

Politisierung der Rechtsprechung: Der Minister wird alles tun, „um die Objektivität hochzuhalten". Was er darunter versteht, ersieht man aus dem Beispiel, das er wählte. Einer der Journalisten oder sonst Jemand beklagte sich, daß beim Rathenau-Prozeß der Senatspräsident Schmidt eine Bemerkung gemacht hätte, die die deutschvölkischen Kreise verletzte. Der Minister mißbilligte das und bat für den „bisher tüchtigen Richter" um mildernde Umstände, ein Mißverständnis zum Beispiel. Da bei diesem Prozeß die Deutschvölkischen auf der Anklagebank saßen, bedeutet die Auffassung des Ministers, konsequent durchdacht, etwa dieses: Wenn du das Pech hast, vor uns zu kommen, müssen wir dich wohl verurteilen, aber deine Ueberzeugungen sind uns heilig.

Fechenbach-Prozeß: Hier wünschte der Minister einige grundsätzliche Bemerkungen zu machen. Ich drucke sie in extenso ab:

> Ein Urteil kann nur fällen, wer den ganzen Prozeßstoff unterbreitet erhalten hat. Wir haben das mündliche Verfahren. Es beruht darauf, daß der Richter nach dem, das ihm in der Verhandlung vor Augen und Ohren geführt wird, das Urteil fällt. Das mündliche Verfahren läßt sich durch kein schriftliches Urteil und durch keine Reproduktion ersetzen. Der Richter kann, zum Beispiel, unter Umständen durch ein Zögern in der Antwort des Angeklagten oder des Zeugen, durch ein bestimmtes Auftreten, durch ein Verlegenwerden, durch den Eindruck, den die Zeugenaussagen auf den Angeklagten machen, sich über gewisse Punkte ein Urteil bilden. Ein richterliches Urteil kann man nach der Rechtsseite, wenn der Richter falsche Rechtsausführungen macht, kritisieren, aber nicht nach der tatsächlichen Seite hin, weil nach dieser Richtung hin das Endergebnis auf dem Eindruck der mündlichen Verhandlung aufgebaut ist und diese mündliche Verhandlung nicht reproduziert werden kann.

Wenn der Minister einen Vortrag über die Vorteile der Torffeuerung gehalten hätte, wäre den Journalisten seine Meinung über den Justizmord an Fechenbach ebenso klar gewesen. Daher sie sich beeilten, in ihren Blättern zu versichern: „Die Ausführungen des Reichsjustizministers zeigen, daß hier ein Mann an der Spitze steht, dem das Recht und nur das Recht Leitstern ist."

Das Recht? Mir scheint: die Diktatur des persönlichen Eindrucks, den der Richter aus einem Zögern, einem Verlegenwerden, einem bestimmten Auftreten des Angeklagten gewinnt. Was der Minister proklamiert, ist die Unfehlbarkeit des voreingenommenen Richters und die Ueberflüssigkeit jedes Verhandlungsapparates. Warum nicht gleich das Standgericht und die Tortur?

Das also ist unser Reichs-Justizminister von 1923. Jeder anständige Jurist muß wild werden, wenn er die Geständnisse seines höchsten Vorgesetzten liest. Und dem Laien, der den gesunden Verstand und das unmittelbare Rechtsgefühl vertritt, wie muß ihm werden? Wie Einem, dem ein Licht aufgeht über die Folgen, die innenpolitisch ein Rechtskabinett nach sich zieht.

Immer wieder stößt man bei uns auf gewisse Grundeinstellungen, die das Grundübel sind. Dahin gehört die Forderung, daß die Richter nicht politisiert werden dürfen. Wenn der Richter die Gesetze zum Schutz der bestehenden Staatsform anwendet, wenn er der Sprecher und Rächer der bestehenden Staatsform ist, treibt er unerlaubte Politik?

Nein, er treibt notwendige Politik, selbstverständliche Politik. Aber lassen wir besser den irreführenden Begriff Politik. Jedes Recht entspringt zuerst der Macht, insofern jede Gesellschaftsform auf Macht beruht. Erst danach kann der Richter objektiv werden: indem er das geltende Recht verwaltet.

Um den Kern des Problems ist den Minister mit der Schlauheit eines Opportunisten herumgegangen. Denn der Kern besteht darin, daß das als Volksgericht aufgemachte Revolutionsgericht in Bayern wider Reichsrecht und Reichsgesetz weiterbesteht, ebenso wie der Ausnahmezustand, der es deckt.

Für die bayrische Schande hat der Minister kein Wort gefunden. Im Gegenteil, er hat verstanden, was die münchner Journalisten von ihm hören wollten: das reaktionäre Bekenntnis. Er redete ihnen jovial nach dem Munde und fuhr ohne Zweifel zufrieden mit sich nach Berlin zurück.

Wenn eine Diktatur des Guten möglich wäre, mit welcher Lust wäre ich Faszist. Es hat diese Diktatur nie gegeben, es gibt sie nie. Diktatur der Partei, Diktatur des Banalen, Verschwommenen, Egoistischen, Schlauen, der Phrase, des Klerus, der Bourgeoisie, der Stände, des Geldes, Diktatur der Macht, die zynisch ist und sich sentimental gibt, das ist die Menschenwelt, wie trostlos.

Die deutsche Lüge frißt weiter. Das Verhältnis zwischen Bayern und dem Reich ist verlogen von Grund aus. Die Bayern verhöhnen die Reichsgesetze, und das Reich tut so, als ob es nichts wisse. Es umwirbt die Bayern und verliert Achtung und Selbstachtung.

Der Terror der Nationalsozialisten wächst, bereits kuscht das ganze bayrische Beamtentum, die Ministerien, das Parlament vor ihnen. Es gibt so auch eine interne bayrische Lüge, man wird die Geister, die man rief, nicht mehr los.

Welche Zeit, welch armes Land, dieses Deutschland. Nach außen ein getretener und mißhandelter Prügeljunge, innen krebskrank und auf der Suche nach dem Prügeljungen, auf den es seinerseits die Schuld abladen kann.

Eben kam die Nachricht vom Abbruch der Pariser Konferenz und die Parole, in Würde und Entschlossenheit das Unglück zu tragen. Das Gemeinsam-Nationale voranzustellen, ist selbstverständlich. Aber was hilft sie, wenn die kleinen Geister auf den Plan treten und sich spreizen, oder wenn die Rowdies sich anschicken, das Knüppelregiment einzuführen?

Die Nachricht, daß man in München einen Amerikaner oder vier Italiener auf offener Straße überfallen und gezwungen hat, sich auszuweisen, ob sie beschnitten oder nicht beschnitten seien, ist dementiert worden. Niemand, der die Verhältnisse kennt, zweifelt daran, daß wir vor der Einführung dieser völkischen

Polizei stehen. Herr Hitler gibt bereits Obligationen zur Stützung seines Völkischen Beobachters heraus. Erlaubt ist das zwar nicht nach dem Gesetz, aber wer fragt nach dem Gesetz? Man macht es, und das ist wieder richtig.

Vielleicht erkennen das allmählich sogar die letzten deutschen Idealisten, die Enthaltung von der Politik fordern. Auch das Gute ist auf Macht angewiesen.

---

# Erlebnisse in Serbien von L. Persius (Schluß)

## II.

In Belgrad gabs während der ersten Tage der serbischen Mobilmachung noch genug für mich zu sehen und zu hören. Alle ausländischen Kriegskorrespondenten, eine stattliche Menge, waren vom serbischen Hauptquartier nach Nisch beordert, um dem Gebiet, wo die ersten Gefechte mit den Türken stattfinden würden, näher zu sein. So hieß es offiziell. Aber ich glaube, man wollte diese Herren von der Presse in der Hauptstadt des Landes los sein. Hier konnte man ihre Berichterstattung nicht überwachen. Eine halbe Stunde mit dem Dampfer hinüber nach Semlin erlaubte von dort Alles zu telegraphieren. Ein hoher Offizier aus dem Kriegsministerium gab mir den Rat, in Belgrad zu bleiben. In Nisch würde ich weiter von der Quelle der Neuigkeiten entfernt sein als hier. Das leuchtete mir ein. Es kostete meine Protektoren geringe Mühe, mir Verlängerung des Aufenthalts in Belgrad zu erwirken. Einige meiner Telegramme an mein berliner Blatt waren mittlerweile in Serbien bekannt geworden. Der Eindruck, den sie machten, war für mich günstig. Ich hatte, zum Beispiel, berichtet (nachzulesen am 20. Oktober 1912):

> Die Offiziere, die ich hier sah, machen einen exzellenten Eindruck. Tadellos gekleidet sind sie. Einfache, vernünftige Uniformen ohne jede Ueberladung, aber im Felde brauchbar, ohne viele Abzeichen, die den Offizieren so unpraktisch anderswo kennzeichnen, sind die Regel. Im Café sitzen die Herren am Abend stundenlang bei einer Schale Schwarz. Nüchternheit ist die bekannte Eigenschaft jedes Serben. Trunkenheit gehört zu den größten Seltenheiten. Die Herren sprechen natürlich über die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Ruhig und zurückhaltend im Gespräch mit Fremden, zeigen sie sich als Leute von guter Erziehung und Bildung. Ich weiß, man lächelt daheim vielleicht über dieses lobende Urteil. Wie wenig kennt man das Land und seine Bevölkerung! Schuld an unseren falschen Informationen und verkehrten Anschauungen tragen die Operettenschilderungen von Leuten, deren Namen ich nicht nennen mag. Ich hörte nebenan im Café Jemand mit stark süddeutschem Dialekt äußern: „Diese Offiziere — na, ganz schöne, schlanke Gestalten, ganz hübsche Gesichter haben sie ja. Erinnern allenfalls so ein bissel an die Herren von der oesterreichisch-ungarischen Armee. Haben doch aber alle einen starken Einschlag ins Bohemische.“ Ich bemühte mich, diesen „Einschlag“ festzustellen. Vergeblich. Aber ich werde ja wohl noch manche Gelegenheit haben, weiter Studien zu machen.

Am 23. Oktober wurde ich von Paschitsch empfangen. Als ich in sein Arbeitszimmer trat, gab mir der erste Blick die Ueberzeugung: Hier hast du es mit einem eminent klugen Manne zu tun. In meiner Erinnerung schwebt über all den interessanten Themen, die Paschitsch

mit mir besprach, die Antwort, die er mir auf die Frage: „Was erhoffen Exzellenz vom Kriege?“ erteilte:

„Langen Frieden, Hebung der Kultur, wirtschaftlichen Aufschwung und die hierzu nötige Luft.“

„Exzellenz meinen den Platz am Meere?“

„Ja, und wenn wir nur einen ganz kleinen, schmalen Streifen Land dorthin erhalten, sind wir zufrieden.“

Als ich Paschitsch gegenüber erwähnte, wie wenig man in Deutschland von Serbien wüßte, und daß ich noch vor einigen Tagen an mein Blatt telegraphiert hätte: „Wir interessieren uns stets für das weiter Abgelegene, für Ostasien — mehr Balkan täte uns not“, stimmte er mir freudig zu und entwarf mir ein umfassendes Bild der wirtschaftlichen Nöte seines Volkes, das sich unter dem Druck Ungarns kaum lebensfähig erhalten könne. Kurz lasse sich die serbische Not in die vulgären Worte zusammenfassen: „Die Fülle der ungarischen Schweine versperrt dem serbischen Borstenvieh den Eingang ins westliche Europa. Wie mit dem Borstenvieh, so sei es mit zahllosen landwirtschaftlichen Produkten. Serbien ist ein fast nur Ackerbau treibendes Land.“

Ueber den Platz am Meer und über den Korridor dorthin verbreitete sich Paschitsch ausführlich. Ich äußerte mich über die in Frage kommenden Häfen Durazzo und San Giovanni di Medua. Ich hielt beide wegen der ungenügenden Tiefe für nicht geeignet und nannte sie — später — „Serbiens blinde Fenster an der Adria“.

Paschitsch lud mich am Schluß unsrer Unterhaltung ein, in seinem Salonwagen nach Wranja zu fahren: dort würde ich dem Kriegsschauplatze ganz nahe sein. Ich war glücklich und nahm die Einladung dankend an. Reisen in Kriegszeiten auf der serbischen Eisenbahn waren kein Vergnügen. Selten gingen Züge, und die Abteile waren überfüllt. Von Belgrad nach Wranja, das heißt: durch ganz Serbien dauerte die Fahrt zwei bis drei Tage.

Am Morgen des 24. Oktober saß ich auf bequemem Klubsessel im Salonwagen des serbischen Ministerpräsidenten und schaute voll Entzücken durch die breiten Scheiben auf die fruchtbare Landschaft. Erst am Abend trafen wir in Nisch und am nächsten Morgen in Wranja ein. Mit Paschitsch, dem Gesandten in Konstantinopel Minandowitsch, einem Vetter des Königs Peter, dem Kultusminister Jowanowitsch stockte die Unterhaltung keine Minute: reiche Ausbeute für einen Berichterstatter (und es waren keinerlei militärische Kenntnisse erforderlich).

Paschitsch wurde vom Volk überall enthusiastisch begrüßt. Verschiedentlich gabs längern Aufenthalt, weil entgegenkommende Militärzüge abgewartet werden mußten. Die Bahn ist nur eingleisig. Die an den Salonwagen herandrängenden Menschenmassen benahmen sich bemerkenswert gesittet, ohne daß irgendwo ein Polizist in Sicht gewesen wäre. Die Stimmung schien mir allerorten zuversichtlich, aber keineswegs überhitzt kriegslustig. Diesen Eindruck fand ich später bestätigt im Gespräch mit hohen Beamten und Volksvertretern, die hin und wieder für einige Stunden in unserm Salonwagen mitfuhren. Als es dunkelte, bestand Paschitsch persönlich darauf, daß mir eins der wenigen Betten für die Nacht zur Verfügung gestellt wurde. Bei der Ankunft in Wranja beförderte mich ein Regierungsauto zum Hotel.

So hatte ich der Liebenswürdigkeit des serbischen Ministerpräsidenten zu danken, daß ich auf die angenehmste Weise bis dicht an den Kriegsschauplatz heran kam. Es war vor der Schlacht bei Kumanovo. Nach allem, was ich in Belgrad gesehen und erkundet hatte, und was ich nun hier in Wranja erlebte, wo es von Militär wimmelte, wo täglich türkiche Gefangene zu tausenden durchmarschierten, war ich überzeugt, daß unser Goltz die Türken doch nicht so ausgezeichnet militärisch vorgebildet und ausgestattet hatte, wie man daheim bei uns zumeist annahm, und wie Herr v. Griesinger mir noch neuerdings auseinandergesetzt hatte. Ich war der Ueberzeugung, daß zum mindesten die Serben ihren Mann stehen würden.

Diese Ansicht verstärkte sich, als ich einige Tage darauf auf dem Schlachtfeld von Kumanovo stand. Ich glaubte zu träumen, als ich in den Taschen tot daliegender türkischer Infanteristen Patronen Modell 71 und Platzpatronen fand. Ich sagte mir: Wenn du das in Berlin erzählst, glaubt es dir kein Mensch. Also steckte ich mir einige Hände voll von diesen Patronen ein, um sie als Beweis auf meiner Redaktion vorzeigen zu können. Ich habe bereut, nicht einen ganzen Kasten voll mitgebracht zu haben — Jeder wünschte einige als Andenken. Diese Patronen waren mir wohl bekannt. Anfang der achtziger Jahre wurde ich als Seekadett mit dem Gewehr Modell 71 ausgebildet. Wir nannten es damals schon „vorsintflutlich". Ich hätte nicht geglaubt, daß nach zwanzig Jahren ein angeblich modern ausgerüstetes Heer mit solchen Waffen kämpfen, daß es mit Platzpatronen in einen Feldzug ziehen würde. Auf der Bahnstation von Kumanovo lagerten himmelhoch getürmt Munitionskisten. Ich untersuchte einige erbrochene und fand tadellose 7,5-cm-Einheitspatronen. Freilich, berichteten mir serbische Offiziere, hätte man ganz ähnliche Kisten gefunden vollgepackt mit — Seifestücken. Immerhin: an guter Munition hat es den Türken nicht gefehlt. Aber sie verzichteten darauf, sie gegen die Serben zu verfeuern. Ich ging die bei der Flucht von den Türken stehen gelassenen Batterien ab. Aus vielen Geschützen war kaum geschossen worden; die Seelen waren nur leicht verschmutzt. Kruppsche Feldkanonen waren es. Ich zog einige Säbel gefallener Kavalleristen aus den Scheiden: sie waren nicht geschliffen, sondern ganz stumpf. So weit das Auge reichte, sah man Kanonen, Bagagewagen, Gewehre, die zahllosen Leichen der Pferde, auf denen gierige Raben saßen, blutige Uniformstücke, unzählige unverfeuerte Granaten, Sättel, Säbel, Patronentaschen herumliegen. Die Flucht der Türken mußte, soviel ich beurteilen konnte, gradezu grandios gewesen sein. Wars nach diesen Erlebnissen und Feststellungen nicht berechtigt, daß ich voll Optimismus auf die Karte der Serben setzte, daß ich an den Sieg der Türken, der damals in Berlin noch für sicher gehalten wurde, nicht glaubte?

Ich sandte entsprechende Telegramme an mein Blatt. Kein Wunder, daß man in der Redaktion Kopf stand. Schon meine ersten Berichte über Serbien waren ganz aus dem Rahmen gefallen. Ich hatte mich niemals über „die Königsmörder" ausgesprochen. Im übrigen: „Königsmörder"! Ich lernte einige von ihnen kennen. Es waren sehr zivilisiert ausschauende, hochgebildete und sich recht bescheiden gebende Offiziere. Wie wars zu dem Mord gekommen? Draga war plötzlich durch die Laune eines Irrsinnigen — Alexanders — Königin

geworden, und dennoch kannten nicht Wenige sie aus der Zeit, wo sie sich noch für zwei Dinar auf der Terasia allabendlich angeboten hatte. Alexander verpfändete sein Ehrenwort, abzudanken, enteilte dann aber, in jener Unglücksnacht, unter einem nichtigen Vorwand, bevor er seinen Namen unter die Abdankungsurkunde gesetzt hatte — und telephonierte nach der Infanteriekaserne um Hilfe. Er wurde hierbei erwischt, und die Wut der Offiziere über den Wortbruch tobte sich aus . . .

Als wieder einmal einer meiner Artikel veröffentlicht war, stellte sich der Korrespondent des ‚Temps' beim Chefredakteur ein und erkundigte sich nach dem merkwürdigen Spezialberichterstatter, der, wie es scheine, die Wahrheit depeschiere — ein vollkommenes Novum! Wie stand es mit der Wahrheit? Ich räume ein, daß ich mich bemüht habe, sie zu sagen. Aber schon damals in dem „kleinen" Krieg verleugnete sich das Militär nicht. Der höhere Offizier ist, wo es auch sei, zumeist unfähig, in die Seele des Volks zu blicken, zu beurteilen, was dem Wohl des Landes dient, und was nicht. Aengstlich auf sein Prestige bedacht, nur seine Klasseninteressen im Auge, vergißt er, daß er sich mit Machenschaften wie Volksbetrug durch Lügennachrichten selbst am meisten schadet. Auch in Serbien setzte damals der Zensor schnell und rigoros den Rotstift an. Ich hatte in einem Artikel, überschrieben: ‚Hasenjagd', geschildert, wie die Türken im Galopp vor den Serben geflüchtet wären. Der Artikel wurde nicht freigegeben. Man bedeutete mir, solche Darstellungen ließen den Sieg der Serben als zu leicht erscheinen und schädigten das Ansehen der Armee. Ganz unschuldig hatte ich geschrieben: „Ich bemerkte in den Lazaretten einige Krankenschwestern, die sich recht zärtlich mit den Verwundeten abgaben. Die Gesichter dieser Schwestern kamen mir merkwürdig bekannt vor. In der Tat: täuschte mich mein Gedächtnis nicht, so hatten die Damen mich spät nachts in Belgrad auf der Terasia angesprochen." So etwas zu erzählen wäre geeignet, die serbische Verwundetenpflege in Mißkredit zu bringen. Ich hatte mich sonst äußerst lobend über die Behandlung der Verwundeten ausgesprochen, die wirklich vorzüglich untergebracht und beköstigt waren. Die Monita erteilte mir der Pressechef, ein junger Hauptmann. Ich versuchte, ihn zu ironisieren, riet ihm, ein wenig gesunden Humor aufzubringen. Vergeblich.

Diese harmlose Kleinigkeit war der erste Anstoß zu meinem Entschluß, den serbischen Kriegsberichterstatterdienst zu quittieren. Selbstverständlich kamen gewichtige andre Gründe hinzu. Der Militarismus begann sich im serbischen Hauptquartier breitzumachen. Rücksprache mit verständigen hohen Staatsbeamten blieb ohne Wirkung. Die Herren gestanden selbst ein, machtlos zu sein. So beredete ich die Kollegen, und eines schönen Morgens zogen wir allesamt von Ueskürb aus, den heimatlichen Gefilden wieder zu. Beim Abschiedsfest, das uns gegeben wurde, entwickelte ich in einer Rede offen und ehrlich meine Ansicht über die Behandlung, die uns Berichterstattern zuteil geworden war, und brachte auf den „Kulturfortschritt" Serbiens ein Hoch aus. Der Vorstand des Pressebüros verstand! — dankte jedoch, scheinbar ergriffen, mit den Worten: „Sie haben echt deutsch, grade und aufrichtig gesprochen. Ihre berechtigten Vorwürfe sind mir weit lieber gewesen als fade Schmeichelei."

# Wirtschaftsführer von Frank Faßland

## XX.

## Camillo Castiglioni

Die Gründerperiode vor und nach 1870, bei der die wirtschaftliche Aufblähung aus siegreichen Kriegen und Geldüberfülle entstanden war, hatte ihren einen Strousberg. Die Gründerperiode, die in der ausgebluteten Wirtschaft nach einem langen, verlorenen und vernichtenden Kriege aus Währungszerrüttung und Kapitalschwund erwuchs, ließ in Deutschland und Oesterreich gleich Dutzende großer und kleiner Strousbergs erstehen. Mit diesem Vergleich wollen wir dem so hoch gestiegenen und danach so tief gefallenen Bahnenkönig beileibe nicht Unrecht tun. Er, der Dutzende von deutschen und ausländischen Bahnen wirklich gebaut, der in der verunglückten Dortmunder Union den später so fruchtbar gewordenen Gedanken des gemischten Eisenwerks mit Selbstrohstoffversorgung und Selbstabsatzsicherung frühzeitig, zu frühzeitig für seine Zeit verwirklichen wollte — dieser Strousberg ist ohne Zweifel eine industrieschaffende Natur gewesen. Freilich: ein Konstruierender mehr als ein Bauender, größer im Entwurf als in der Durchführung, und diese blitzschnelle Inspiration im Entwerfen, die ihm — auf den Flügeln einer Zeit ohne Hemmungen — die Erfolge zu leicht und zu schnell ins Haus trug, machte ihn, je erfolgreicher er wurde, umso unentrinnbarer zum Finanzierer und Gründer, nicht mehr um der Sache, sondern zuletzt nur um des Finanzierens und Gründens willen. Gute, heilsame Hemmungen hätten vielleicht den Konstrukteur zum Baumeister vertiefen können. Das Unglück allzu heftiger Beschwingung verflachte den Konstrukteur zum Finanzspekulanten, und er, der organisch zu schaffen angefangen hatte, endete damit, daß er Alles, was sich ihm bot und von ihm angeboten wurde, systemlos, wenn auch nicht ohne einen Rest genialer Witterung zusammenraffte, finanzierte, gründete: Markthallen, Bau- und Terraingesellschaften, Restaurants, Zeitungen — ganz wie die Strousbergs unsrer Zeit, die nicht alle den organischen Ausgangspunkt, aber wohl die springende Sucht seiner Endperiode mit ihm gemein haben. Vielleicht auch den jähen, splitternden Krach seines Endes? Qui vivra, verra. Noch ist ja die blühende, goldene Zeit der Geldentwertung, und die Bäume der Inflation wachsen. Wachsen sie auch in den Himmel? Stehen sie auch wurzeltief im festen Grund?

Unverständlich, märchenhaft wird den spätern Geschlechtern erscheinen, daß nicht nur das trotz allem noch substanzerfüllte, wirtschaftsstarke und wirtschaftseinheitliche Deutschland, sondern auch das kleine, bei der großen Länderzerschneidung substanzleer zurückgelassene Oesterreich eine ganze Anzahl von Strousberg-Naturen hervorbringen konnte. Männer, die riesigen Reichtum, nicht nur an Papierkronen, sondern auch an Sachwerten, an Substanzen, an Goldwerten in ihrem Lande und außerhalb ihres Landes aufzuhäufen, inmitten der Leere und Verödung ihrer Volkswirtschaft ins Volle zu greifen und aus

dem Vollen zu wirtschaften vermochten. Die zukünftigen Geschlechter, die in einer andern Luft leben werden, müssen sich wahrscheinlich in das Verständnis solcher widernatürlichen Phaenomene erst mühsam hineinstudieren. Wir aber, die wir uns daran gewöhnt haben, „verkehrt zu stehen", halten das Alles für ganz natürlich. Wir haben gelernt, wie Geldentwertung wirkt, und wie sie genutzt werden kann, wir wissen, daß auch die Zersetzung bildnerisch wirken kann (wenngleich dabei nur Zerrbilder entstehen), und es sind uns sogar Volkswirte erstanden, die das Walten und Raffen der Inflationskönige noch als Glück im Unglück der Ueberkonsumtion, des Zehrens von der Substanz preisen und die These aufstellen, daß die plutokratische Kapitalakkumulation die einzige Möglichkeit bietet, wie in diesen kapitalzerstörenden Zeiten überhaupt noch Kapital gespart, erhalten und gebildet werden kann: durch Herausziehung aus der breiten verbrauchenden Volksschicht, der so bis zur bittern Verelendung Konsumtionsmittel genommen werden, und durch Zusammenströmen in den Händen weniger überreich werdender Riesenkapitalisten, die selbst bei üppigstem Ueberkonsum doch nur einen kleinen Teil ihres Reichtums aufzehren können und gezwungen, aber auch willens sind, den weitaus größten Teil „produktiv" hecken zu lassen: marxistische Konzentrationslinie, aber ohne den Trost und die Hoffnung des von Marx ideologisch-ethisch konstruierten Ziels, des von Marx historisch-materialistisch prophezeiten Endes. Im wahrsten Sinne des Wortes: Marxismus für Milliardäre.

*

Camillo Castiglioni, geboren im staatlich oesterreichischen, völkisch italienischen Triest als Sohn eines Rabbiners, war in der Zeit vor dem Kriege — die nach den großen Ballungen der hochkapitalistischen Periode unter dem überlegenen Druck der bereits Gewordenen und Angekommenen nichts Neues und keinen Neuen mehr groß werden ließ — ein kleiner Auto-Reifen-Agent mit bescheidenen industriellen Ansätzen gewesen. Hätten der Krieg und in noch stärkerm Maße die Nachkriegszeit nicht das anscheinend festgefrorene Meer der industriellen Besitzverhältnisse in neue Umwallung gebracht, so wäre er — wie in Deutschland Hugo J. Herzfeld und manche Andre — nach ruhmlosem Leben ruhmlos (mäßig begütert oder vielleicht auch mäßig bankrott) gestorben. So aber kam eine Konjunktur nicht nur für die Alten, sondern auch für die Neuen — für die Neuen, die nichts aufzugeben und zu riskieren, sich nicht umzugewöhnen und umzustellen hatten, war sie sogar vielleicht noch größer —, und Camillo Castiglioni war der Mann, sie zu ergreifen und bis zur Neige auszuschlürfen. Es war die Dauerkonjunktur für die geistig und moralisch Hemmungslosen. Auch in gewöhnlichen Konjunkturzeiten bringen es solche Leute, die den schnellen Griff, aber keine Zeit und keinen Sinn dafür haben, Reserven zu stellen, manchmal zu respektabeln Ansätzen; aber schon die erste Krise streckt sie gewöhnlich nieder, und die besser fundierte Konkurrenz sorgt durch kräftige Stiefeltritte dafür, daß sie sich nicht wieder erheben.

Camillo Castiglioni gewann freies Feld, als die Kriegskonjunktur anbrach. Er brachte die Semperit-Werke, eine Gummi- und Automobilreifenfabrik an sich, vom Gummireifen drang er in die Automobil- und Motorenfabrikation, von da in die Flugzeugindustrie ein. Er organisierte die Fabriken von Austro-Daimler und Puch für die Massenproduktion, auf die es damals ja in erster Linie ankam, denn es galt schnell zu bauen (wenn darunter auch die Qualität des Bauens manchmal litt). Das verstand der Mann des genialischen Griffs. Er war keine Ingenieurnatur, aber er verstand, Ingenieure anzutreiben. Er verstand, Dinge fertig zu machen, wenn auch nicht zu vollenden.

Schon das Kriegsende ließ Castiglioni als reichen Mann zurück. Seinen Aufstieg ins ganz Große brachte aber erst die Revolutionskonjunktur. Wie Stinnes in Deutschland, war Castiglioni in Oesterreich einer der Ersten, die das Gesetz der Geldentwertung begriffen hatten und an seine langfristige Wirkung glaubten. Er raffte Sachwerte zusammen und zahlte unbedenklich die höchsten Preise, denn er war felsenfest überzeugt, daß auch die höchsten Preise in wenigen Monaten durch die Geldentwertung zu Spottpreisen geworden sein würden. Und seine Käufe finanzierte er dadurch, daß er Kronenschulden aufnahm, je mehr, desto besser, denn er glaubte, daß nach eben diesem Gesetz der Geldentwertung die Kronenschulden in demselben Grade zusammenschrumpfen würden, wie die Sachpreise stiegen. So verdiente er an der Geldentwertung doppelt und erhöhte seine Substanz sowohl auf Kosten Derer, die ihm ihre Sachwerte gegen schwindendes Geld verkauften, wie auch auf Kosten der Andern, die er in schlechterm Geld wiederauszahlen konnte. Das Disponieren und Jonglieren mit dem Gelde ist es ja, worauf es in Zeiten großer Geldwertveränderungen in erster Linie ankommt. Deshalb sind die Matadore solcher Epochen nicht die industriell stabilen Naturen, sondern die fluktuierenden Finanzkünstler. In der Revolutionskonjunktur drang Castiglioni aus den Improvisationsindustrien der Kriegswirtschaft in die Dauerindustrien der Friedenswirtschaft vor, immer größer wurde sein Kreis, immer weitere Gewerbezweige und Wirtschaftskomplexe zog er in sein Spinnennetz. Von der oesterreichischen Fiat bahnte er, der das Glück gehabt hatte, durch den Friedensvertrag Italiener zu werden, sich den Weg in die große italienische Fiat, deren Krisennöte ihm bald die Möglichkeit gaben, seine anfängliche Partnerschaft zur Führerschaft zu verstärken. Auf dem Umwege über die Fiat kam er in die Oesterreichische Alpine Montan-Gesellschaft, des verkleinerten Oesterreich mächtigstes Eisenunternehmen, nach welchem die Fiat in dem Ueberschwang der italienischen Siegesstimmung ihre Hände ausgestreckt hatte — Hände, die stark genug waren, das erz- und hochofenreiche (aber kohlenarme) Werk zu ergreifen, nicht aber stark genug, es festzuhalten. Auch Castiglioni war dazu nicht stark genug, und so spielte er den Großteil seines Besitzes in die Hände von Stinnes, der sich vermaß, den fehlenden Koks für die Alpine aus seinen deutschen Zechen heranzuschaffen. Das Fehlergebnis dieser Rechnung und die

oesterreichische Krise haben den Beweis geliefert, daß der „oesterreichische Stinnes" in diesem Falle klüger gewesen ist als der deutsche Stinnes, denn jener hat rechtzeitig einen machthungrigen Irrtum auf Kosten des anscheinend glücklichen Erwerbers korrigiert und sich von einem großen Engagement, das ihm dermaleinst zur Last werden mußte, in einem Augenblick befreit, wo es noch eine große aktive Potenz zu sein schien. Aber die Alpine Montan-Gesellschaft war nicht das einzige große Eisenwerk, das Castiglioni in seinen Konzern zu ziehen verstand. Die Qualitätsstahlwerke Schoeller und Leobersdorf-Traizen waren kleinere, aber besser konsolidierte Erwerbsposten. In die Chemische Industrie drang Castiglioni durch seine Beteiligung bei den Skoda-Wetzler-Werken, in die Elektrotechnische Industrie durch seine Beteiligung bei den oesterreichischen Felten-Guilleaume-Werken und der oesterreichischen Brown-Boveri-Gesellschaft, in die Papierindustrie durch Erwerb des ausschlaggebenden Einflusses bei den großen Gesellschaften Leykam-Josefstal und Elbmühl ein. Dies nur einige Hauptglieder seines Konzerns.

Castiglioni griff von Anfang an über die engen Grenzen Deutsch-Oesterreichs hinaus. Zwei Tatsachen kamen ihm dabei zustatten. Erstens einmal seine neue italienische Staatszugehörigkeit, die ihn — wirtschaftlich Bürger eines besiegten Reiches — im entscheidenden Augenblick politisch und zum Teil auch währungspolitisch auf die Siegerseite hinüberstellte und ihn jenseits vieler oesterreichischer Steuerverpflichtungen und Devisenbeschränkungen etablierte, während er doch wirtschaftspolitisch — soweit es ihm paßte — im Zentrum des oesterreichischen Staates verbleiben konnte. Zweitens half ihm, wie den meisten andern oesterreichischen Matadoren, die Tatsache, daß Wien auch nach der Zerschlagung der oesterreichisch-ungarischen Monarchie vorerst noch Finanz-, Handels- und Organisations-Mittelpunkt für die in diesen Beziehungen noch nicht für die Selbständigkeit reifen Nachfolgestaaten blieb. Castiglionis Konzern war von Anfang an nicht auf das substanzarme Deutsch-Oesterreich beschränkt: er dehnte nach dem Zerfall systematisch seine Interessen auf Italien, Jugoslawien, Ungarn, Neurumänien, die Tschechoslowakei aus, erwarb überall Fabriken, Handelsgeschäfte, Landgüter, Immobilien, Wälder, jonglierte mit Währungen und erkannte für seine Person die durch die Weisheit „der großen Vier" geschnittenen Landesgrenzen des vormals oesterreichisch-ungarischen Wirtschaftsgebietes nur dort an, wo es seinen Interessen zuträglich war. Nicht immer kam er an Dümmere und Schwächere. Aus der Wiener Depositenbank, die er ursprünglich zum finanzpolitischen Instrument seiner Konzernpolitik hatte ausbauen wollen, wurde er durch eine in der Stille organisierte Oppositionspartei hinausgedrängt; oder vielmehr: da er kein Freund von dramatischen Aktionen ist und die Verhandlung ihm besser zusagt als der Kampf, besonders, wenn dessen Ausgang zweifelhaft ist, so ging er freiwillig und ließ sich seinen Austritt gut bezahlen.

Dieser Castiglioni hat nun, wie die meisten großen und kleinen Oesterreicher, die während des Zusammenbruchs der Krone

verstanden hatten, sich auf Sachwerte und ausländische Valuten zu stellen, den Weg nach Deutschland gefunden, als die oesterreichische Krone vorerst einmal — wenn auch auf einem sehr tiefen Punkte — stabil geworden war und für Geldentwertungs- und Gelddifferenz-Ausnutzer ebensowenig mehr hergab wie der erschöpfte und durchakkumulierte oesterreichische Sachwertbesitz. Deutsch-völkische Zeitungen begannen darob eine antisemitische Hetze gegen Castiglioni, und Dr. August Müller, der aus Versehen sozialdemokratischer Konzessionsschulze im wilhelminischen Durchhaltekabinett geworden war und an den Folgen dieses Pechs noch immer laboriert, verlangte kurzerhand seine Ausweisung aus Deutschland. Aber der biedere, brave Dr. Müller hatte sich über die Freizügigkeit des internationalen Kapitals und der internationalen Kapitalisten doch etwas zu naive Vorstellungen gemacht. Camillo Castiglioni und seinesgleichen haben natürlich niemals daran gedacht, höchstpersönlich und höchstkörperlich nach Deutschland zu übersiedeln. Die internationalen Konzernkönige brauchen dort, wo sie grade gründen und konzentrieren, wahrhaftig keinen ständigen Wohnsitz, sie üben ihr Gewerbe im Umherziehen aus, und sie finden überall eingeborene Vertreter, Vertrauensleute und Hilfspersonen von höchster nationaler „Zuverlässigkeit“, von höchster gesellschaftlicher Reputation und höchstem politischen Einfluß genug, um ihre Geschäfte auch in absentia tadellos abwickeln zu lassen. Camillo Castiglioni besonders denkt natürlich nicht daran, den alten, im Stil der italienischen Renaissance eingerichteten wiener Palast (italienischer Palast in Wien — welche sinnvolle Kombination für den Austro-Italiener!), in dem der Amusische, Arbeitsgehetzte doch nicht heimisch ist, zu verlassen und sich mit den berliner Antisemiten herumzuärgern. Er hat allerdings in der berliner Tiergarten-Straße ein Etagenhaus gekauft und läßt es zu Geschäftszwecken umbauen; aber es ist dabei sehr legal, anständig und sogar sozial zugegangen. Dafür, daß ein oder zwei deutsche Kommerzienräte ihre Wohnung räumen müssen, baut Castiglioni fünfzehn Arbeiterhäuser für deutsche Proletarier, und dagegen kann doch auch Herr Dr. August Müller als Sozialdemokrat nichts einwenden, wenn er sich schon vollständig über die alten Beteuerungen der Bundestreue und die neuen Bekräftigungen des Anschlußgedankens hinwegsetzen sollte.

Camillo Castiglioni, der sonst so Schweigsame, hat zu den „Anwürfen“, denen er aus diesen und andern Anlässen in der deutschen Oeffentlichkeit ausgesetzt war, in einem Offenen Brief an den preußischen Innenminister Severing das Wort ergriffen, und was er geschrieben hat, war nicht nur diplomatisch geschickt, sondern auch in mancher Hinsicht außerordentlich lehrreich. Diplomatisch geschickt war es, daß er, dem von deutschnationalistischer Seite ein jüdisch-zersetzendes und markzerstörendes Spekulantentum vorgeworfen worden war, die Gruppe Stinnes-Deutsch-Luxemburg als seine „deutschen Freunde“ mit aller Deutlichkeit anrief. Wenn nämlich die Erwerbung der oesterreichischen Alpinen Montanindustrie-Mehrheit durch Stinnes von gewissen deutschen Kreisen als eine patriotische und volkswirtschaftlich großartige Tat gepriesen wurde, so wer-

den dieselben Kreise unmöglich den Anteil des (noch immer als Zweiter Vorsitzender neben dem „Freunde“ Stinnes im Verwaltungsrat sitzenden) Herrn Castiglioni an dieser Tat als ein für Deutschland schädliches und verwerfliches Vorgehen bezeichnen dürfen. Und wenn man für den Deutschen Stinnes das Recht in Anspruch nimmt, das größte Industrieunternehmen Deutsch-Oesterreichs zu „überfremden“, so wird man dem oesterreichischen Finanzier Castiglioni nicht in den Arm fallen oder ihn schelten dürfen, weil er die Aktion einiger deutscher Motoren-, Flugzeug- und Werft-Unternehmen gekauft hat und mit seinem Kapital „befruchten“ will.

Lehrreich aber waren in Castiglionis Brief besonders die folgenden Sätze: „Mit Warengeschäften, Effekten- oder Valutenspekulationen habe ich mich nie abgegeben. Weit davon entfernt, jemals etwas zur Beschleunigung des Markrückgangs beigetragen zu haben, habe ich an der Kursgestaltung der Mark nur jenes Interesse, welches sich naturgemäß aus meinen industriellen Beteiligungen in Deutschland ergibt.“ Ob diese Sätze buchstäblich der Wirklichkeit entsprechen, soll und kann an dieser Stelle nicht nachgeprüft werden; aber ein hohes Maß von innerer Wahrheit tragen sie tatsächlich in sich. Man wird nämlich grade jene besonders rührigen und besonders erfolgreichen Inflations- und Geldentwertungs-Ausnützer gänzlich falsch einschätzen, wenn man sie als pure, nackte Devisenspekulanten hinstellt. Diejenigen, die in solcher direkten Weise gegen die Mark und gegen die Krone operieren, die heute ausländische Zahlungsmittel (ohne dahinterstehende reale Geschäfte) kaufen und sie morgen wieder verkaufen — die sind es zweifellos nicht, die in den Jahren des Krieges und nach dem Kriege die ganz großen Kapital- und Sach-Vermögen zusammengerafft haben. Jene sind Tagesspekulanten, die bald nach oben, bald nach unten liegen, die zu einer Zeit sehr reich sein können, denen aber auch gelegentlich, wenn sie sich einmal verspekuliert haben, ihr ganzer Spekulationsreichtum wieder unter den Händen zerrinnt. Viel konsequenter, viel großzügiger, viel gefährlicher gehen jene Andern zu Werke, die sich um die Tagesspekulation, um das Auf und Nieder der Devisen- und Effektenkurse überhaupt nicht kümmern, sondern unbeirrt an der Idee festhalten, der sie in Wirklichkeit ihren großen Sachwertbesitz verdanken. Es ist dies die Idee der dauernden und unaufhaltsamen Geldentwertung. Aus dieser Idee heraus halten sie auch an ihrem Besitz fest, wenn die Bewegung der Wechselkurse und des Geldwerts sich einmal (wie sie glauben: nur vorübergehend) in der Richtung der Besserung zu bewegen scheint. Ja, grade solche Zeiten des Rückschlags und der Fläue benutzen sie mit Vorliebe, um ihre Substanz an Sachwerten zu verhältnismäßig niedrigen Preisen auf Kosten jener Tagesspekulanten zu vermehren, die dann nervös werden und ihre Werte auf den Markt werfen.

Grade diese ihre Einstellung ist es aber auch, die aus den Ausbeutern der Geldentwertung Interessenten für ihre Erhaltung macht, und hierin liegt die größte Gefahr, die sie für die Gesundung der Volkswirtschaft bilden. Die Sicherheit der Erhaltung

und der Vermehrung ihrer in den Zeiten der Geldwertschwankungen aufgehäuften Substanz ist nur gegeben, wenn das Gesetz der Geldentwertung weiter wirksam bleibt. Alles dies aber ist gefährdet, wenn eine stabile Geldwirtschaft wiederkehrt und die Rentabilität der Inflationsschöpfungen nicht mehr auf Kosten der „Substanz der Andern“, sondern nur noch aus wirklich produktiven Erträgen möglich ist. Betrachtet man den Satz Castiglionis, „daß er an der Kursgestaltung der Mark nur jenes Interesse habe, das sich naturgemäß aus seinen industriellen Beteiligungen in Deutschland ergebe“, in diesem Sinne, so enthüllt er erst seinen ganzen Inhalt, aber auch seine ganze Gefahr. Eine Gefahr, die umso größer ist, als Castiglioni erst am Anfang seiner Betätigung in Deutschland steht. Und in diesem Punkte unterscheidet sich eine Erscheinung wie Castiglioni grundsätzlich (bei vielen Verschiedenheiten in der Art und dem Ernst der Industrialisierung, in der Grundlage und der Herkunft der Industriebetätigung) nur wenig von sehr deutschen, sehr arischen Industriekönigen. Es geht nicht an, in dem Einen nur einen gewissenlosen Spekulanten und Finanzkünstler, in den Andern nur große volkswirtschaftliche Führer und Schöpfer zu sehen. Dieser Castiglioni, der ein wirtschaftlicher Emporkömmling und ein großer Faiseur ist, der, weniger aus Kunstliebe als aus Geschäftsprinzip, gewaltige Kunstschätze als eine besondere Spezies von Sachwerten um sich gehäuft, aber auch ohne Geschäftsabsicht der Wissenschaft, dem Buchverlag, der Wohlfahrtspflege große Mittel zur Verfügung gestellt hat — dieser Castiglioni gehört zweifellos zu den reinsten Exemplaren des Typus Geldentwertungskünstler. Mit moralischen Werturteilen kann man solchen Erscheinungen nicht beikommen. Die Zeit hat sie geboren. Eine andre Zeit wird sie wieder zum Verschwinden bringen, wenn sie nicht verstehen sollten, in der nächsten Generation aus Abenteurern Seßhafte, aus Kapitalzersetzern Kapitalbildner zu werden.

---

# Das andre Bayern von Hans Glenk

Otto Flake erzählt in der letzten Nummer des abgelaufenen Jahrgangs von seinen bayrischen Erfahrungen. Was mich betrifft — ich fing genau so verkehrt an wie Flake: ich lebte in Bayern und las bayrische Zeitungen. Nicht einmal die München-Augsburger oder den Kurier, geschweige den Miesbacher Anzeiger; ich ließ mir an den Münchener Neuesten Nachrichten genügen. Es war im Sommer und kostete mich täglich fünf Mark. Dafür hatte ich jeden Morgen meinen gesunden, beschwingenden Aerger für den ganzen Tag. Aber nach ein paar Wochen empörte sich das Hirn gegen die einförmige Kost konzentrierter Dummheit: ich las fortan nichts mehr über die Seele des Bayernvolks; ich forschte ihr lieber auf gradem Wege nach. Was kann schließlich der bayrische Bauer dafür, daß ein Papier wie die Miesbacher Neuesten Nachrichten sich eigenmächtig zu seinem Vormund, Vertreter und Uebersetzer ins Schriftdeutsche aufwirft? Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus.

Nämlich so: Im zweitgrößten Kurdorf Bayerns wohnte mit mir bei der gleichen einfachen Bäuerin ein erkennbar semitisches Individuum aus Norddeutschland. Zu dem höre ich bald nach seinem Einzug die Bäuerin sagen: „Kaufens nur nix bei dem Graßl! Der besch . . . . t Eahna, wo er kann, der Jud, der öllendige.“ Oder, als Endergebnis eines abendlichen Küchenratschs, dessen ursprüngliches Thema der neuerliche Preisaufschlag der Margarine war: „Mir missen z'sammhalten, sonst kriegt der Jud alles.“ Herr Korbinian Graßl ist ein über jeden Zweifel erhabener, christkatholischer Arier, und „Jud“, auch in der Weiterbildung „Oberjud“, ist bei den bayrischen Gebirglern keine Rassen-, geschweige eine Konfessions-Bezeichnung, sondern ein Name für unreelle Kaufleute. Heute noch. Daher allein kommt es, daß die münchner Schreihälse mit einigem Recht behaupten, das Hinterland flamme von Antisemitismus. Nur meinen beide Verschiedenes. Nicht allein, weil die bayrischen Bauern mit Vergnügen das Geld jüdischer Kurgäste nehmen, sind sie keine Antisemiten. Die Hakenkreuzbewegung ist ihnen etwas völlig Fremdes. Der einzige Mensch, den ich während eines halbjährigen Aufenthalts im Oberland mit dem Abzeichen des „dummen Kerls von München“ herumlaufen sah, war ein sächsischer Photograph. Der aber wurde allgemein nur „der damische Preiß, der damische“ genannt. So viel zum Kapitel Antisemitismus und Preußenhaß.

Des Fernern zum Thema: Revanchesehnsucht. Eine andre Bäuerin erzählt mir: „Gestern Abend ham mer vom Krieg g'redt. Aber die Mannsbülder ham alle g'sagt: naa, sie meegn nimmer in' Kriag. Bal dees wieder aso wern soll mit dö Lebnsmittlkarten un dem schlechten Mehl . . naa . . .!“ Bauern, Bauern! Das „Mark des Volkes“, keine kommunistisch verseuchten Arbeiter! Darf man vielleicht an die so merkwürdig rasch vergessene Tatsache erinnern, daß die Novemberrevolution von München ausgegangen ist, und daß ihr die gut bayrische Furcht vor der „nationalen Verteidigung“ und der ebenso gut bayrische Ueberdruß an dem „schlechten Mehl“ zugrunde gelegen hat; bei besserm Mehl, Bier und Weißwurst hätten die „landfremden Volksverführer“ lange hetzen können, ohne daß die Seele der Verführten ins Kochen geraten wäre. Daß die wildesten Dolchstoß- und Hoch-Rupprecht-Schreier von heute auch vorm und am siebenten November Achtzehn den Mund am weitesten aufgerissen haben, bedarf überhaupt keiner Erwähnung.

Und nun: die Treue zum angestammten Herrscherhaus. Selbstverständlich ist sie vorhanden und muß, unter diesen Bauern — zumal die Wittelsbacher, ungleich andern deutschen Kronenträgern, sich immer als Bauern gaben, wenn sie nicht überhaupt solche waren — leichter wahrnehmbar sein als in den übrigen, viel stärker industrialisierten Staaten des Reichs. Aber Hand aufs Herz: wo in Deutschland wird denn, bis in sehr links gerichtete Kreise hinein, nicht nach den „guten, alten Zeiten“ geseufzt; wird nicht ausschließlich die Revolution, die Republik für die Folgen des verlorenen Krieges verantwortlich gemacht? Ueberall bei uns ist doch zum mindesten etwas von der muffigen Atmosphäre jener münchner . . . Retirade, deren Betreuerin, eine Papiermark für ihre Dienste einheimsend, aus vollem Herzen sich vernehmen ließ: „Bal mir unsern guten, alten Kini noch hätten, dats bloß a Fimferl kosten“. Das Ressentiment des

Toilettenfünferls ist wirklich kein bayrisches Monopol. Und auf nichts Andres läuft letzten Endes auch der bayrische Monarchismus hinaus. Ein so kluger Mann wie Rupprecht von Wittelsbach müßte das eigentlich wissen. Wenn ich der nächste Agnat zu einem Thron wäre, möchte ich nicht so zu ihm gelangen, daß ich von meiner Krone einmal entschuldigend sagen müßte, was Kaiser Vespasian von dem Gold meinte, das er aus den . . . indirekten Steuern gewann: Non olet.

Nein, kein Wort für diese habsüchtigen, engstirnigen Dickköpfe, deren politisches Denken bis zum blauweißen Grenzpfahl reicht, und die, eben in und ob dieser völligen Unberührtheit und Unberührbarkeit von Allem, was wirklich den Namen Politik verdient, wohl der deutscheste aller Stämme zwischen Etsch und Belt sind. Aber sie sind nicht von der dummen Böswilligkeit, der einfach verbrecherischen Gemeinheit, wie sie jetzt in München Wort und Ruder führt; und sie sind mit dem Mob, dem zahlenmäßig nicht einmal sehr bedeutenden und durchweg von norddeutschen „Emigranten" geführten Mob, der das Gefolge des Herrn Hitler (selbst eines Oesterreichers, keineswegs eines Bayern) bildet, nicht zu identifizieren. Schlimm genug selbstverständlich, daß sich das andre, das wirkliche Bayern die Führung dieses Gesindels gefallen läßt. Aber es geht auch nicht an, daß Kreise, die bei jeder Gewalttat gegen Deutschland immer mit der Beschwichtigungsformel: Paris ist nicht Frankreich! bei der Hand sind, München mit Bayern oder auch nur mit Oberbayern verwechseln.

---

## Noch einmal Zahnschmerzen von Moritz Heimann

Vor einigen Monaten habe ich hier von Zahnschmerzen erzählt. Zu meiner Ueberraschung fand ich damit mehr Widerhall, als ich in einer Zeit erwarten durfte, deren Abendblatt nichts von ihrem Morgenblatt weiß. „Ein Uebel Jedermanns, schreckt das den Tapfern? — Wenn ers zu fühlen wahrhaft tapfer ist." Indessen, weil die Teilnahme an meinem Gegenstand durch seine Allgemeinheit erklärlich ist, so hätte die Folge davon doch nicht zu sein brauchen, daß man mich und meine Absicht auch bei so einer einfachen Gelegenheit mißversteht. Ich wünschte sehr, einem ähnlichen Mißverständnis dieses Mal, und grade dieses Mal, zu entgehen. Es war mir, dem Inhalte nach, nicht um Zahnschmerzen und, der Form nach, nicht um ein Feuilleton zu tun. Sondern ein Erlebnis, von keinem höhern Rang, als daß nicht Jedermann, wenn er aufpaßte, es sich notieren könnte, schien mir deswegen wichtig, weil Erlebnisse höchst ungewöhnlicher, ja sogar schauerlicher Art in seinem Gleichnis stehen; das Feuilleton aber, das heißt: der Umweg, war nötig, weil bei direkter Annäherung der Schmetterling hätte davonfliegen können.

Was ich heute mitteilen will, ist gleichfalls ein persönliches Erlebnis, von dem auf andre, nicht persönliche Verhältnisse Licht ausgehen könnte; und kein Umweg! Denn ich werde an einen höchst heiligen Bezirk geraten und fühle die Scheuheit davor schon in den Nerven, bevor ich noch in seiner Nähe bin.

An einem Sonntag Nachmittag im Hochsommer bekam in dem Dorf, in welchem ich lebte, der Fischer ein Telegramm,

worin ihm der Tod seiner Tochter gemeldet wurde, einer jungen Frau, die in einem Dorfe nicht allzu weit von uns gut verheiratet und nun an einem Kindbett zugrunde gegangen war. Mit dem Fischer und seiner Familie verband mich und meine Schwestern ein Verhältnis, das schon von den zwei der unsern vorangegangenen Generationen durchgehalten und bewährt war, und dessen Herzlichkeit ihren besondern, mit der aus Verwandtschaft oder Freundschaft nicht verwechselbaren Charakter hatte. Ein Dichter mit der Goldwage hat uns auch von dieser Schwebung ein Beispiel gegeben, Hauptmann im ‚Fuhrmann Henschel'. Wir glauben vom Hotel- und Hausbesitzer Siebenhaar einiges zu wissen, was uns nirgends auch nur mit einem Worte angedeutet ist; wir spüren es ihm an, daß alle seine Lebensbeziehungen, sogar seine Ehe, noch nicht grade frostig, aber einigermaßen pflichthaft ausgekühlt sind; bis auf die eine zum Fuhrmann Henschel. Dabei ist sie von der Art, wie der Zufall sie schafft, die Gewohnheit bindet und der Zufall wieder löst; — und doch erhält und bestätigt sie dem Herzen, ohne welche Bestätigung es verkümmern müßte, seine angeborene Lebenswärme, seine eigenste Liebesfähigkeit. Henschel erwidert das Gefühl; aber, und nun genügte kaum noch eine Goldwage, er erwidert es um eine Nuance weniger stark. Andrerseits, in einem Fall der größten Lebensnot weiß Siebenhaar dem Fuhrmann keinen andern Rat zu geben als einen oberflächlichen, törichten. So sind diese Dinge. Es kann sogar geschehen, daß man mit einer solchen Liebe einen Menschen umfaßt, den man überhaupt nicht kennt, nur grade einmal gesehen oder mit ihm einen Höflichkeitsdienst in einem Eisenbahncoupé ausgetauscht hat.

Landleuten und Landsleuten gegenüber muß man immer darauf gefaßt sein, daß man etwas Gefühl weniger zurückbekommt, als man ihnen gibt. Zwar, wenn das Haus brennt, werden sie uns kräftiger helfen als wir ihnen; aber die zartere Regung, die wirklich ganz unegoistische Beglücktheit der Lebensgemeinschaft dürfen wir bei ihnen nicht im selben Grade voraussetzen, wie wir sie haben. So ungefähr war unser Verhältnis zu den Fischersleuten, und die Todesnachricht betrübte uns ernstlich.

Ein paar Tage später erzählten mir meine Schwestern, daß am Morgen jenes Sonntags die Fischerfrau bei ihnen gewesen sei und ihnen erzählt habe: in der verwichenen Nacht hätten sie und ihr Sohn — also Mutter und Bruder der Verstorbenen — beide den gleichen Traum gehabt: daß ihnen alle Zähne ausfielen; der Traum von ausfallenden Zähnen bedeutet nach dem Volksglauben schwere Krankheit oder nahe bevorstehenden Tod Angehöriger; beiden hätte sich also der Tod der Tochter, der Schwester vorverkündet. Ich fragte sogleich, ob die Fischerfrau wirklich vor dem Empfang der Nachricht, oder ob sie erst nachher von dem Traum erzählt habe. Nachher, so wäre mir der Bericht aus dem Munde des glaubwürdigsten Menschen unglaubwürdig erschienen, als eine Projektion der abergläubischen Verknüpfung in die heimlich erwünschte reale und kontrollierbare. Die Untersuchung ergab, daß der eigentümliche Bericht indertat

am Morgen jenes Sonntages gegeben war. Dadurch, daß der skurril widerwärtige Traum zu gleicher Zeit zwei Menschen heimgesucht hatte, war für mich die peinigende Unerklärlichkeit und die Aufdringlichkeit des gespenstisch, höhnisch sich Realität anmaßenden Zusammenhangs nicht verdoppelt, sondern verhundertfacht.

Ein paar Jahre vergingen, und ich erlebte, was die meisten Menschen erleben, den Tod meiner Mutter. Schon fast ein Tag seit der schweren Stunde war vergangen, ein Tag, wie diese ersten sind, voll von Geschäften und Besorgungen, die sich vor das noch nicht verstandene, noch nicht zuende gefühlte Ereignis schauerlich ablenkend und doch vergeblich zu drängen versuchen. Die Geschäfte sind vorbei, und nun fangen die Minuten an, bleiern schwer zu fließen und langsam wie ein Gletscher. Teilnehmender Besuch findet sich ein, und noch schwerer werden die Minuten, und noch langsamer quälen sie sich ins Dunkel ihrer Ewigkeit hinein. Ich wollte allein sein eine Weile und ging die Treppe hinauf in mein Zimmer. Schneesturm stob gegen Fenster und Giebel, die Kälte drang durch die Wand. Ich rückte mit Tisch und Stuhl an den Ofen und las in einem der Bücher, die wahr sind und sich auch vor dem Tode nicht zu schämen brauchen. Trotz des Stürmens, Rüttelns, Schnaubens war eine Stille von unfaßbar großem Raum um mich. Unten lag auf Stroh und Linnen liebevoll gebettet, wie Urväterbrauch es befahl, meine schlummernde Mutter. Plötzlich war es mir — als wüchsen meine Zähne. Ein Schmerzen, das kaum ein Schmerzen war, eine rheumatische Empfindlichkeit zwang meine Kiefer, auf einander zu kauen. Ich glaubte, daß ich fröre, wickelte mich fester in meine Decke, und da traf mich ein Schreck. Der Geruch des Todes, o nein, etwas viel Gewaltigeres, der Geruch der Toten wurde mir; ich atmete die Tote ein; ich sehr sündiger Mensch aß auf eine neue Weise den Leib meiner Mutter, den ich als Säugling gegessen hatte.

Wieder vergehen Jahre; und ich weiß nicht mehr welcher Zufall bringt das Gespräch auf den Tod jener Fischertochter. Dabei erfahre ich denn eine mir vormals unterschlagene Einzelheit, die mir sogleich als die wichtigste von allen erscheint. Beide Angehörige nämlich, die Mutter und der Bruder, hatten die Kindbetterin drei Tage vor ihrem Tode besucht und in einem schon hoffnungslosen, schrecklichen Zustande angetroffen; einem Stillstand aller Funktionen außer der Atmung; einem Stocken des Lebens noch während des Lebens. Warum war mir grade diese Tatsache verschwiegen worden? Ganz gewiß nicht aus der Absicht, den Zusammenhang zwischen Traumdrohung und Traumerfüllung möglichst rein ins Rätselhafte zu isolieren. Oder doch vielleicht aus dieser Absicht? wenn sie sich auch im dunkelsten Unterbewußtsein geregt hätte. Vielleicht trieben eine geheime Ahnung und Warnung dazu, jene eine winzige Stelle zuzudecken, aus der die rationale Erklärung des mysteriösen Vorfalls hätte aufbrechen können.

Ich unterfange mich nicht, das Hereinblitzen sogenannter übernatürlicher Mächte in unsre Welt zu leugnen; aber wenn

auch nur die geringste Möglichkeit zur natürlichen Erklärung bleibt, so müssen wir sie versuchen und dürfen uns mit keiner andern zufrieden geben, und selbst die gewundenste natürliche Erklärung, solange sie noch möglich ist, muß uns glatter erscheinen als die glatteste übernatürliche. Es könnte wohl sein, daß ein Mensch, welcher an das Ausfallen der Zähne im Traum als eine Vorverkündigung von Krankheit oder Tod ganz fest glaubte, und an Festigkeit kommt kein Glaube dem Aberglauben nahe, im Traum auch wohl den umgekehrten Schluß vollzöge; kehrt ja der Traum auch sonst Ursache und Wirkung um. Das heißt also: es könnte sein, daß der geahnte, der gefürchtete Tod den Traum erzeugte, durch den er sich anmelden läßt. Wer im Wachen glaubt, daß ausfallende Zähne bevorstehenden Tod bedeuten, könnte sehr wohl im Traum von dem gefürchteten bevorstehenden Tod seine Zähne verlieren. Diese Erklärung, das gestehe ich mir selbst, obgleich ich auch sie immer noch der mysteriösen vorziehe, ist sehr geschraubt, und sie wird mir fast unleidlich verdünnt, weil Zwei es waren, die geträumt haben. Bei Zweien will mir die rein psychologische Erklärung nicht genügen, und etwas zwingt mich, zu ihr nach einer physiologischen Grundlage zu suchen.

Und wiewohl ich mich gegen die plötzlich aufspukende Verbindung wie gegen ein Sakrileg wehre, kann ich nicht daran vorbei, und jenes Erlebnis vom Abend nach dem Tode meiner Mutter wird mir gegenwärtig. Gibt es, so frage ich die Toxologen, minimale Vergiftungen, deren Wirkung vom Gefühl der Zähne angemeldet wird? Hat die beginnende Auflösung eines menschlichen, noch eben in Güte und Segen lebenden Leibes einen so schaurigen Atem? Und, was doch wohl noch schauriger wäre: kann von einem noch lebenden Leib die verfrühte Drohung des toten ausgehen?

Wenn Etwas dieser Art möglich wäre, so würde Alles erklärt sein. Beide Besucher würden die Vergiftung erlitten und davongetragen haben; und es hätte genügt, wenn davon das denkbar winzigste Gefühl in den Zähnen zurückgeblieben wäre. Im Traume, das wissen wir, kann das Gewicht einer schmalen Schnur auf dem Nacken zum Schlag des Fallbeils werden, und also kann auch ein Nichts von Unbehagen im Kiefer alle die festen, weißen Knöchelchen lose ausrollen lassen.

Weswegen ich aber letztlich dieser Erklärung zustrebe, hat seinen Grund nicht in dem Wunsch, Gespenstern heimzuleuchten. Ich würde gern hier ein Beispiel für eine oft gemachte Erfahrung haben; für die, daß das Volk zwar schlecht schließt, aber außerordentlich subtil beobachtet. Wer weiß, in wie vielen Fällen wir einen Aberglauben auf dieser Regel aufgebaut finden könnten! Da wir längst in den Mythen, Sagen und Märchen den sogenannten Aberglauben als eine ihrer ursprünglichsten Quellen aufzufinden gelernt haben, so würde ein großes Feld des Studiums eröffnet sein, wenn wir nun auch noch im Aberglauben die zwei seiner Komponenten zu unterscheiden versuchten: den abstrusen, mißdeutenden, voreiligen Schluß von der echten, wahrheithaltigen, erprobten Beobachtung.

# Kaiser Karls Geisel

Dem Drama wird nicht zu helfen sein. Worin besteht die Kunst des Dramas? In Handlung umzusetzen, was der Dichter auszusagen hat. Bei Hauptmann wird es selten umgesetzt. Es wogt in ungedämmter Redeflut daher. Der erste Akt ergibt fast nichts, was nicht bequem in einen von den unvermindert üppigen Berichten des nächsten Aktes ginge. Dort ist der sechzigjährige Kaiser Karl im Bann des fünfzehnjährigen Hexleins, das er aus der Gefangenschaft gelassen hat, weil er es liebt. Man ist voll Mitleid und voll Furcht. Man kennt die Lulus, die Astartes und Dalilas, die den Männern Knochen und Gehirn aussaugen. Auf Gersuinds jungem Angesicht erblickt man die Familienzüge. Jedoch der große Kaiser Karl ist weder so gebildet noch so scharfen Augs wie wir: er fühlet durch tiefes Verderben ein menschliches Herz und sucht es zu retten. Eh ihm das nicht gelungen ist, will er den blonden Irrwisch nicht besitzen. Wir Klugerfahrenen sind gewiß, daß es ihm nie gelingen wird, und sehen ohne jene Spannung, die ein legitimes Vorrecht nicht allein des schlechten Dramas ist, genau Das kommen, was in solchen Fällen immer kommt. Er richtet ihr, Akt Drei, ein Lustschloß ein. Ihr beut es keine Lust. Sie läuft des Nachts in Schenken, tanzt nackt und ist dem ganzen Troß der Gäste feil. Der Kanzler Ercambald beschreibt ihr Treiben im Interesse seines Frankenreiches, uns zu weit geringerer Ueberraschung als dem Kaiser. Der jagt sie voll Empörung fort — nicht ahnend, daß sie schon das Gift des vorsorglichen Staatserhalters in den Adern hat. Wenn man ihr Schicksal ohne Gleichgewichtsbeeinträchtigung aufnimmt, liegt es daran, daß sie allzu blaß geblieben ist. Wedekinds Erdgeist ist ein Schrecken, die Jüdin von Toledo eine Wonne gegen Hauptmanns Verderberin, die für mich weder liebenswert noch fürchterlich ist. Mag sie aus dem Leben gegriffen sein: sie wirkt wie errechnet. Sie erläutert sich mit Vorliebe selbst. „Ich bin ein Kind von eurer Eva nicht und euerm Adam: meine Urureltern aßen von euerm Sündenapfel nicht! Drum weiß ich also nicht, was gut und böse.“ Es spricht von seiner „brünstigen Glut“, dies Elementarwesen, bevor es dann, im Schlußakt, stirbt, soll allerlei Brimborium das simple Bild ersichtlich komplizieren: es wird nur unlebendiger, nicht runder und nicht reicher. Trotzdem erweist zum Schluß sich noch unwiderstehlicher als in den frühern Akten, daß der schwachmütige Dramatiker, der eigne Wirrnis mit Grillparzers Mitteln lösen muß, daß dieser Gerhart Hauptmann der alte wundervolle Dichter ist.

Denn namenlos ergreift, was in diesem ‚Legendenspiel‘ mit einem Kriegshelden und Kaiser vor sich geht. Naturgewalten rauschen. Das bist nicht Du, das kannst du aber werden. Wer zwanzigjährig und nicht gar zu schweren Blutes ist, der findet wohl für jede Rosalinde eine Julia und lacht nach kurzer Zeit an ihrer Brust der Falschen. Der große Karl ist greis und schwersten Bluts. Ihn trifft es

hundertfach. Um kein Haar anders als sein Leidgefährte aus der Bibel Salomo vor Sulamith empfindet er beim Anblick dieses hurenhaften Höllenblendwerks, das ihn mit unbegreiflicher Gespenstigkeit narrt, äfft und seiner Pflicht entwendet. Er lacht der Pflicht. Was ist denn seine Pflicht? Befehlen? Paläste bauen und zerstören? Länder bevölkern und zur Wüste brennen? Wunden erst schlagen und dann heilen? Würgen und bestrafen? Schätze finden, verlieren, suchen, wiederfinden? Nein, zur Tafel möge der Kaplan ihm des Kollegen Weisheit lesen: wie stets geschieht, was schon einmal geschah, und wie das Alles eitel ist! Nur Eines ist nicht eitel: die Leidenschaft zu Gersuind. Sie braust über ihn dahin wie Sturm, der auch die stärksten Eichen rüttelt. Ihr psychologischer Verlauf hat keine Lücke. An seinem Ende möchte man freilich fragen, ob dieses typische Erlebnis denn an keinem unbeträchtlichern Gegenstand als Karl dem Großen zu demonstrieren war. Aber die Frage verstummt vor der Einsicht, daß, was erschüttert, ja grade der Widerspruch zwischen der Weltbedeutung dieses Herrschers und der vollkommenen Nichtigkeit dieses Schlängleins ist. Die Unentrinnbarkeit urewiger Kräfte macht immer wieder alle Menschen gleich. Der große Karl, ach, wie so klein! Je mehr der Abstand sich verringerte, um so viel matter wäre die Erschütterung. Bei allem Adel — wie menschlich schwach berührt der Mann, wenn er noch diesen „Auswurf" Gersuind sich stilisiert, den zügellosen Trieb nicht als 'ner Dirne Fürwitz gelten lassen will, sondern ihn einen finstern Dienst, Zwang eines Dämons nennt! Dann kriecht er unters Joch zurück, von Einsamkeit umwittert, ein Parsifal im Silberhaar, Mimosenseele im kriegerischen Otterfell des groben Franken. „Wohlan! Eh es zu spät ist . . .: Handwerksmann, nun an dein Handwerk!" Dieser Abschied von der schmerzenreichen Episode ist Musik, ist herrliche Musik. Was Stoff für einen Humoristen bieten könnte und oft genug geboten hat, ist hier zu einer stolzen Elegie von tiefem, vollem, reinem Klang geworden.

Im Deutschen Theater waren ihr die schönsten Noten gestrichen von einem Dramaturgen, der an den unleugbaren Längen der ersten Akte so in Schuß gekommen war, daß ihn auch dort nichts aufhielt, wo jeder Ton heilig sein sollte. Für Gersuind war Liselotte Denera ein Notbehelf, dessen tapfer entsagende Bereitwilligkeit Dank verdient: sie weiß, daß sie nichts für die Gestalt hat, und daß, was sie macht, um das Manko auszugleichen, eben Mache bleiben muß. Heinrich George war an meinem Abend — wo er ein paar Hände oder Bänke voll Zuschauer hatte, und wo ihn der leise Flügelschlag des Todesengels, der über dem künstlerischen Theater schwebt, ebenso schwermütig stimmen mochte wie mich —, also an diesem Sonnabend war er von einer Seelenzartheit, die bei der Massigkeit des Gehäuses nur noch mehr rührte. Seine ironische Abneigung gegen die törichten Staatsgeschäfte hatte eine erstaunliche Anmut. Weniger erstaunlich, daß es mächtig aus ihm gewitterte, und daß er in großem Stil zu seinem Handwerk zurückkehrte. Wir paar Teilnehmer waren hingerissen.

# Pariser Mist von Alfred Polgar

„Banco!" Ein Lustspiel aus dem Französischen, in deutsches Idiom umgewechselt von Ludwig Hirschfeld. Der verdächtige französische Autor heißt: Savoir (was ein Kenner der deutschen Nachdichtung gern mit „Eh scho wissen!" übersetzen möchte).

Graf Lussac ist leidenschaftlicher Kartenspieler. Nach dreiundachtzig Stunden ununterbrochenen Bakkarats ersucht er die ebensolang im Kasinovorsaal wartende junge Gattin in einem von ihr öffentlich zur Verlesung gebrachten Brief um frische Unterhosen (Savoir, wo bleibt dein vivre?). Das arme Frauchen verläßt die Szene mit dem schwachsinnigen, aber braven Baron Delignières, heiratet ihn im Zwischenakt, und es sind, wenn sich der Vorhang — von einem Angestellten der Neuen Wiener Bühne hierzu gezwungen — wieder hebt, bereits vier Jahre ihrer zweiten Ehe stillzufrieden verstrichen. Lussac aber hat die Zeit benutzt, der berühmteste Flieger Europas zu werden. Nun erscheint er unter Vorwand und falschem Namen und fordert von Charlotte eine Nacht. Frau Konstantin wehrt diese Zumutung mit einem entzückenden Lächeln, in dem Unsicherheit und Ueberlegenheit sich ineinanderkräuseln, ab. Doch ihr reizvolles Lächeln wird übertrumpft von dem sieghaften des Grafen Lussac-Korff, der, in einer schmucken Autolederjoppe, von Willenskraft, sportlicher Elastizität und allem Selbstbewußtsein eines erotischen Rekordfliegers aufs Anmutigste strotzt. Richtig sitzt der Tausendkerl einige Stunden später — dritter Akt, Baron und Baronin wollen eben zu Bett gehen — ganz frech und fidel in einer vom Architekten der Villa Delignières hierzu erbauten, durch Vorhänge abgeschlossenen Nische des ehelichen Schlafzimmers. Stellen Sie sich die Aufregung der Baronin vor! Plötzlich tönt der Gong der Neuen Wiener Bühne, der Baron behauptet, es sei das Läuten der Sturmglocke, und geht ab. Lussac hat nämlich, dieses Abgehen zu erwirken, eine Feuersbrunst arrangiert: so sieht sich jetzt die entblößte Baronin den Energien der kleidsamen Lederjoppe preisgegeben. In der Not hat sie einen Einfall: Spielen wir Bac! Und der alte Spieler kann wirklich nicht Nein sagen, spielt, durchspielt die ganze Nacht, die Baronin schlägt immer Neun — ein rechtes Schlagerlustspiel —, er verliert Geld und Gelegenheit, muß am Ende, schon dämmert der Morgen, blamiert abziehen. Sie aber hat kein Triumphgefühl, au contraire, wie Savoir in seiner Muttersprache sagen würde, denn sie liebt den verwegenen Bac-Flieger. In einem ungestümen Lach-Weinkrampf — also diese Szene voll durchbrechender, gradezu deutscher Empfindung ist bestimmt von Hirschfeld — entlädt sich ihr gefülltes Herz, dahin Seelen- und Nervenfriede, mühsam erworben an der Seite des Trottels, immer wieder wird in schwülen Träumen, das ist so gewiß wie nur, der Mann ihr erscheinen, der nach dreiundachtzig Stunden Bakkarats noch nicht des Schlafes bedürftig war, sondern nur eines Paares frischer Unterhosen.

*

‚Die heißblütige Apollonia', von zwei Franzosen. (In den Kammerspielen.) Die Frau des Deputierten — seit Jahren nur mehr in freundschaftlicher Beziehung zu ihrem Mann, aber in intimer zu dessen Sekretär — glaubt in andern Umständen zu sein. Solche Umstände zu legitimieren, müht sich die gute, hilfreiche Tante Apollonia, den Neffen Deputierten noch einmal zur ehelichen Tat aufzupulvern. Sie treibt es so, daß das ganze Haus läufig wird.

Die Figuren dieser Posse haben gar kein Gesicht, nur Unterleib. Sie sind, sozusagen, durchaus Bauchredner. Blieb die Schweinerei der pariser Sexual-Schwänke, die der unvergeßliche Maran gespielt hat, weniger im Materiellen stecken? (Oder hat man es damals nur weniger bemerkt?) Ist die Produktion um so vieles gemeiner geworden oder der Hörer um so vieles empfindlicher? Es war, glaube ich, in jenen Schwänken doch immer eine Witzigkeit über der Schweinerei und nicht diese selbst der ganze Witz. Hier, bei der heißblütigen Apollonia, fällt es jedenfalls schwer, dem Wunsch, den die Frau Deputierte gelegentlich äußert: „Breche nicht . . .", zu entsprechen. (Trotz der treuherzigen Mundart, in der er vorgebracht wird.)

Frau Werbezirk ist sehr komisch. Auf eine einfache Formel gebracht: sie ist immer Das, was sie drastisch nicht ist. Ihr Tun vollkommener Gegensatz ihres Seins. Ihr Fett spielt Schlankheit, ihre Matronentracht Jugend, ihre Schwere Beweglichkeit, ihre Jovialität Bosheit, ihr Phlegma Temperament. Besonders spaßig, wenn durch die falschen Funktionen das natürliche Wesen bricht, im Einschnappen einer Reflexbewegung die Lächerlichkeit gespielter Bewegung fixiert wird. In ihrer äußern Erscheinung hat Frau Werbezirk ein Kapital an absoluter Komik, das auch ohne Arbeit Zinsen trägt.

---

## Der Journalist von Erich Weinert

Ein Mann, der dies beruflich muß,
genest von einem Leitartikel,
denn der creator spiritus
hat ihn beim Wickel.

Nichts Menschliches erscheint ihm fremd;
er schwirrt durch alle Disziplinen,
schaut allen Dingen unters Hemd,
auch femininen.

Er macht in Objektivität
und nimmt den lieben Gott zum Muster;
jenseits von Gut und Böse steht
der Meinungsschuster.

Der ganze orbis pictus kreist
bewegt in seiner Schädel-Höhle;
er stellt sich mit der Zeiten Geist
in Parallele.

Was ihn Chaotisches erfüllt,
wird oben zerebral entsäuert;
so wird ihm sein Gedankenbild
verbiedermeiert.

Ideen entkleckern seinem Geist
ganz wie von selbst und ziegenbohnig,
jedoch sein Stil entströmt ihm meist
wie Schleuderhonig.

Kein Urteil gibt es, dem er nicht
sein Ueberurteil aufgepflastert;
er wird, drum tut ers mit Gewicht,
dafür bezastert.

Doch dies ist nicht allein als Grund
für seine Triebe ausschlaggebend.
Er ist Gefäß des Himmels und
so muß er ebend.

# Bemerkungen

## Was ist Nepperei?

Erste Spielart: Eine Straßenbahnfahrt von einem Ende Berlins ans andre kostet siebzig Mark, eine Untergrundbahnfahrt Dritter Klasse bis zum fünften Bahnhof dreißig, darüber vierzig. Was bezahlt man für einen „Umsteigefahrschein", der berechtigt, die Reise mit der Elektrischen zu beginnen und mit der Untergrundbahn (Dritter Klasse) zu vollenden? Hundertzehn Mark. Das heißt: im günstigsten Falle wird nichts gewonnen; im ungünstigern (und vermutlich öfter vorkommenden) honoriert man die Papierersparnis, zu der man der Hoch- und Untergrundbahn Berlin verholfen, mit dreiunddreißig Prozent des Fahrpreises. Aber selbstverständlich: der arglose Grunewäldler, der an der Halensee-Brücke die 76 besteigt und sich von der komfortabeln Kombination locken läßt, rechnet nicht nach, daß er mit zwei normalen Fahrkarten nach dem Bayrischen Platz um zehn Mark billiger fahren würde; er ist überzeugt, es so vorteilhaft wie möglich gemacht zu haben. Denn es gibt Erfahrungen, die den Rang ewiger Wahrheiten haben, und es ist weltbekannt, daß es einen Genuß eher verbilligt als verteuert, wenn man die Verpflichtung, einen zweiten Genuß vorauszubezahlen, mit in Kauf nimmt.

Zweite Spielart: Einem Besucher des Theaters in der Königgrätzer Straße, dem, weil er vom Bau ist, zwei Freikarten zugebilligt sind, werden an der Abendkasse, nachdem er sich legitimiert hat, zweitausend Mark für „Steuer" abgefordert. Man ist kein Amüsier-Berliner, ist gekommen, um sich die Sache mal anzusehen, wird wahrscheinlich nach einer halben Stunde genug haben, oder man hilft vielleicht ein schwachbesetztes Haus garnieren — zweitausend Mark? (Achthundert kostet der teuerste Platz bei Bruno Walter.) Aber man hat disponiert, ist verabredet, will nicht Zeit und Geld umsonst verfahren haben, also: Nie wieder; diesmal aber, da man nun schon hereingefallen ist . . .

Was ist Nepperei? Nicht einfach Ueberforderung, nicht etwa Betrug. Irgendein verschmitzter, verstohlener Vorgang ist dabei, der die Sache (für den Nepper) zugleich gefahrlos und aussichtsvoll macht; durch den der Geldzweck gesichert, das Geldmotiv verwischt, der Ehrenschein gerettet wird; Irreführung, bei der der Führende geborgen bleibt;

Täuschung, die nichts zu scheuen hat; Erzielung eines Lügeneffekts ohne ausgesprochene Lüge; eine Handlung, ohne daß man sie begangen hat: ein schleichender, heimtückischer Vorgang.

Was braucht der Nepper? Neben dem Ausfall von Hemmungen: Psychologie; Publikumspsychologie. (Nie ist der Mensch ein dankbareres Objekt nepp-psychologischer Angriffe als eben dann, wenn er Publikum ist.) Gröbste, rohste, dümmste Methode: Benebelung, schwatzende Ueberredung, Ueberrumplung des Opfers — mit einem Wort: aktive Schwächung seiner Widerstände. Feinere Methode: Ausnützung schon vorhandener Schwächen, Wahrnehmung der psychologischen Konjunktur — zum Beispiel Spekulation auf abgelenkte Aufmerksamkeit, verminderte Zurechnungsfähigkeit, schlechtes Gewissen; oder, noch einfacher, noch harmloser, auf Harmlosigkeit, Arglosigkeit, Gutgläubigkeit, mangelnde Abwehrbereitschaft, freundliche Gesinnung, Vertrauen, gutes Gewissen — Alles menschliche Eigenschaften, Zustände, Disponiertheiten, die gesellschaftserhaltend und darum wert sind, dem Schutz des Publikums wärmstens empfohlen zu werden. Und die zu mißbrauchen, durch Mißbrauch zu verderben. eine berliner Spezialität geworden ist.

*Klaus Pringsheim*

## Der Steinach-Film

Noch vor einem Jahrzehnt hätte man in Europa von einem solchen Film gesagt: So eine unverschämte Reklame ist, Gott sei Dank, nur in Amerika möglich. Pfui über den Humbug! Ich weiß nicht, ob es berechtigt gewesen wäre, ausschließlich Amerika als das Vaterland des Humbugs zu bezeichnen; aber keinerlei Respekt vor dem Dollar soll mich abhalten, festzustellen, daß eine derartige „Popularisierung“ wissenschaftlicher Forschungen, deren praktische Ergebnisse zugestandenermaßen — und dieses Zugeständnis ist fast das einzige Plus des Films — vorläufig durchaus fragwürdig sind, bisher in Deutschland wenigstens nicht üblich war und im Interesse sowohl Steinachs selbst wie der Volksbildung nicht anders als bedauert werden kann. Ueberhaupt wäre es einmal an der Zeit, den Unfug des wissenschaftlichen oder belehrenden Films zu stoppen. Er bringt zunächst die Gefahren aller Popularisierungsmittel mit sich, in dem Laien das Gefühl aufkommen zu lassen: was er gesehen hat, nun auch wirklich zu wissen; er verstärkt diese Gefahren aber, weil er die Belehrung im Rahmen einer Theateraufführung, eines Vergnügens darreicht. Ich bin kein Pedant und lasse Jeden sich gern nach seiner Fasson amüsieren. Aber ich halte es für verderblich, in einem sehr weitgespannten Kreise des Laienpubliums die Meinung aufkommen zu lassen, als könnte man durch ein bißchen Gaffen „auch mal was für seine Bildung tun“. Wissenschaft ist kein Spielzeug, und wer wirklich lernen will, scheut auch den Gang in Lehrsaal und Bibliothek nicht. Hinzu kommt, daß der Film wohl als bildliches Einprägemittel (Größenverhältnisse, Größenverschiebungen), nicht aber, von ganz vereinzelten Fällen abgesehen, als Lehrmittel zu gebrauchen ist. Der Film ist seiner Natur nach unscharf und selten prägnant, die Aufnahmen, auch die besten, von vielen Zufällen abhängig, die Umstände seiner Vorführung der Aufmerksamkeit nicht förderlich. Der Lehrfilm, eine Erfindung jener schauderhaften Sorte von Menschen, die ihren Mitmenschen jedes Vergnügen verderben müssen dadurch, daß sie es mit einer Belehrung verbinden — der Lehrfilm ist ein wahrer Sport geworden. Es gibt auf diesem Gebiet wahrhaft idiotische Projekte, aber ich habe noch nie einen Menschen getroffen, der wirklich etwas von einem Lehrfilm gelernt hätte. Es gibt ein paar sehr schöne biologische Filme, seltene Tiere, blühende Pflanzen, die Anschauung

vermitteln, aber im allgemeinen wird man aus Filmen so wenig lernen wie der Porzellanhistoriker, der seine Objekte nur in Museumsvitrinen beobachtet. Der Film wird niemals das Buch, den anatomischen Atlas, das Studium des Objekts selbst zu ersetzen vermögen.

Beim Steinach-Film vollends fragt man sich: Warum in aller Welt eigentlich Film? Warum nicht der alte ehrliche Vortrag mit Lichtbildern, die ja viel billiger sind? Die auch ein Verweilen gestatten und die Aufnahmetätigkeit des Zuschauers ruhiger gestalten. Der Film ist ein sehr gutes, wenngleich wissenschaftlich keineswegs einwandfreies Mittel der Veranschaulichung von Bewegungen. Wo ist hier Bewegung Wesentliches? Das „Filmische“ also ist hier überflüssig, zerstreuend und daher schädlich. Kommt hinzu die „Aufmachung“, die miserabel ist. Daß diese wissenschaftliche Veranstaltung mit Musik vor sich geht, ist noch nicht das Schlimmste. Bedenklicher sind die Gemeinplätze, der Löwe, die Löwin, Banalitäten wie die Präparatsammlung Steinachs, die sich zunächst in nichts von einer geräumigen Speisekammer mit Einmachegläsern unterscheidet, und Trivialitäten wie solch eine: „Schon vor Steinach beschäftigten sich Gelehrte mit diesem Problem.“ Bild: eine Karte Europas in schwarz, darauf in einer Ecke der Name des Gelehrten und auf der Karte der Name seiner Wirkungsstätte in weiß. Das Gleiche dann noch mit Amerika und Chicago. Endlich die Albernheit, daß die Geschlechtsteile von Ratten zwar gezeigt, von Menschen aber ständig geschämig versteckt werden, auch wo es sich um Zwitter und dergleichen handelt. Ich verstehe es durchaus, wenn man die Vorführung solcher Filme als peinlich und unzart empfindet; aber wenn schon, denn schon: was der Ratte recht ist, sollte dem Menschen billig sein. Das Schlimmste aber sind in einem derartigen, auf Sachliches gewandten Film die Ausflüge in das Reich fürchterlichsten Kitsches: die primitiven Menschen, Darstellungen der Mutterliebe oder die „Jagd nach dem Glück“ (zwei spielende Dackel!). Wenn das am grünen Holz geschieht . . .

*Roland Schacht*

**Die Bahnhofshalle**

Der Oberrabbiner von M. sagte: „Ich bin kein Auserwählter des Herrn. Ich bin es nie gewesen. Und auch sonst sehr schwach im Fleische bin ich immer gewesen.

Aber in einer Bahnhofshalle, wenn ein Zug einfährt, wenn ein Zug ausfährt, die Fernzüge, weit aus der Ferne, weit in die Ferne: da verbeugt sich Jemand in mir, wird stumm und betet.

Der ganz kleine, respektvolle, ewige Unterunterrabbiner in mir verbeugt sich.“

*Berthold Viertel*

## Chronik vom Jahre 1915

Nach dem unglücklichen Kriege gegen die Koalition von England, Frankreich und Rußland im Jahr 1909 wurde Deutschland geteilt und Preußen für englisches Schutzgebiet erklärt. In den ersten Jahren englischer Herrschaft nahm das Land Friedrichs des Großen einen hervorragenden Aufschwung. König Eduard besuchte alljährlich mehrmals seine neuen Untertanen, ließ sich überall huldigen und führte ein strenges, aber gerechtes Regiment. Denkmäler des dicken Königs zierten Berlin wie Treuenbrietzen, und das „God save the king" klang einer ältern Variation täuschend ähnlich. In den Theatern wurden zahlreiche Gastspiele deutscher, nunmehr ausländischer Künstler gegeben, und Berlin W., das sich schon von früher her seine angelsächsische Rasse gewahrt hatte, kaufte des fremdartigen Reizes halber nur noch Gemälde und Skulpturen deutscher Künstler. Ein goldnes Zeitalter schien für Preußen anzubrechen.

Männer von Rang und Stellung verpönten den kostspieligen Schnurrbart und ließen sich den Spitzbart Eduards VII. wachsen. Bald wurde die neue Barttracht auch beim Volke beliebt unter dem Namen: it is approached.

Der Antisemitismus, diese Geißel des öffentlichen Lebens, verschwand völlig, da alle wohlhabenden Hebräer gegen eine kleine Munifikation englische Beamtentitel erhielten.

Eine Versammlung der auserlesenen spleenigsten Lords lenkte die Geschicke des Landes zu aller Zufriedenheit.

Nach einigen Jahren friedlichen Aufschwunges aber öffnete der alternde König sein Ohr schlechten Ratgebern. Die günstigen Erfolge, die er seinerzeit mit der Verleihung einer freien selbständigen Regierung bei den Buren erzielt hatte, bestimmten Eduard, ein Gleiches in Preußen zu versuchen. Männer aller Stände sollten zu einer nationalen Vertretung gewählt werden, noch dazu nach dem allgemeinen, freien und geheimen Wahlrecht. Strenge Strafen bedrohten jede Art von Wahlschacher und Beeinflussung.

Aber Gott, der keinen guten Preußen verläßt, ließ es so weit nicht kommen. Als König Eduard gar ein Manifest erließ, nach welchem die Gleichheit der Person vor Gericht, ein englischer Rechtsgrundsatz, auch für Preußen Geltung erhalten sollte, da brach der Unwille des geknechteten Staates los. Wie ein Mann erhob sich das tapfere Preußenvolk, und in wenigen Tagen warf es die fremden Unterdrücker übers Meer zurück nach England.

*P. Wachtel*

‚Simplicissimus' vom 20. Juli 1908 (XIII. 16)

## Antworten

**Kölner.** Sie wurmt, daß Liliput der Stadt Frankfurt am Main den ersten ‚Platz der Republik‘ nachgerühmt hat, wo doch Ihre Vaterstadt schon seit zwei Monaten einen habe. Aller guten Dinge sind drei: auch Altona meldet sich. „Wahr und wahrhaftig: der Platz, der unter dem Doornen-König ‚Kaiserplatz‘ hieß, heißt jetzt ‚Platz der Republik‘, und das ist umso bemerkenswerter, als Altona immer sein Nur-Preußentum gegen die Republik Hamburg ausgespielt hat — die noch bis heute nicht einen ihrer Plätze umgetauft hat.“ Es aber, kaufmännisch, wie sie denkt, von wegen der Konkurrenz hoffentlich schnellstens nachholen wird.

**F. Sch. am Bodensee.** Ein schönes Plakat, das Sie mir da schicken. Es bittet zur „öffentlichen Gründungsversammlung der Interessengemeinschaft für Kleinkaliber-Schießen alle Interessenten“ zusammen, namentlich aber „die Mitglieder hiesiger Sportvereine, die Schüler der obern Klassen und Angehörige des Jägerbataillons“ Zwar „gestattet das Kleinkaliber-Schießen durch seine Billigkeit Jedermann die Ausübung“ — trotzdem wird, um die Aermsten der Armen nicht entbehren zu müssen, „kostenlose Ueberlassung der Kleinkalibergewehre“ angeboten. Unter den sechs Gründern befindet sich selbstverständlich ein leibhaftiger Freiherr. Zum Glück ist Baden vorläufig noch nicht Bayern, und so hatten sich schon Vertreter aller Linksparteien samt Demokraten für die Versammlung vorbereitet, als das Bezirksamt sie verbot. Hoffentlich wird auch die Frage gestellt und beantwortet, wer den Leuten die Möglichkeit gibt, bei diesen Fleischpreisen Flinten zu verschenken.

**Circus Busch.** Du kündigst an: „Aus Anlaß des nationalen Trauertages gelangt am Sonntag, 14. Januar, dem Ernst des Tages entsprechend, in beiden Vorstellungen 3 und 7¼ Uhr das klassische Manegeschaustück ,Die Nibelungen' mit ernstem Vorprogramm zur Aufführung." Weh Dem, der lacht!

**Alter Zeitungsleser.** Sie haben abbestellt, weil Ihnen für diese Qualität dieser Preis zu hoch ist. Aber billiger kann Ihre Zeitung nicht sein — und wie sollte sie besser sein? Um von den hundert Momenten, die sie zur Minderwertigkeit verdammen, nur eines herauszugreifen: es verbietet sich, in diesen Zeiten altgedienten Redakteuren das bißchen trockene und harte Brot zu nehmen, und da der Etat oder die Gewinnsucht nicht zuläßt, sie menschenwürdig zu pensionieren, so ist die Zeitung der Möglichkeit beraubt, sich durch Heranziehung des Nachwuchses selber frisches Blut zuzuführen. Ein Beispiel: Der rote ,Tag' geht nach mehr als zwanzig Jahren ein. Eine Anzahl Kräfte, die ihm seit 1900 angehören, erhalten den blauen Brief. Im selben Hause erscheint der Berliner Lokal-Anzeiger. Dessen Personal droht, binnen vierundzwanzig Stunden die Arbeit einzustellen, wenn die alten Herren nicht weitergefüttert würden. Man gibt nach und verteilt sie auf die verschiedenen Verlagsobjekte, die davon kaum jugendlicher werden. Wissen Sie einen Ausweg? Dann zeigen Sie ihn, und Sie werden sich Dank erwerben. Ich weiß keinen — es sei denn, daß man den homo insipiens ändert und die Gesellschaftsordnung umstürzt.

---

Wir bitten die Abonnenten, die das erste Vierteljahr 1923 noch nicht bezahlt haben, die beiliegende Zahlkarte auszufüllen: bei Postbezug mit 1800 Mark, bei Kreuzbandbezug mit 2100 Mark.

*

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ,Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien, Rumänien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Schweiz, Spanien | 5 Schweizer Franken |
| Frankreich | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | 2½ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

*




Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

# Die große Täuschung von Morus

Auf daß wirs nicht vergessen, ist uns beschieden worden, noch einmal alle Schrecken der Großen Zeit zu durchleben. Damals, im August 14 stellten wir beides: Gewalttat und Lüge. Diesmal ist die Arbeit geteilt: die Franzosen liefern die Gewalttätigkeit, die Deutschen die Unwahrhaftigkeit. Frankreich mißbraucht seine Macht, Deutschland seine Not.

Die Franzosen hatten sich durch ihren Einmarsch in das Ruhrgebiet schwer ins Unrecht gesetzt, weniger formaljuristisch als moralisch, weniger de jure als de facto. In allen europäischen Ländern sah ein erheblicher Teil der Bevölkerung, in manchen Ländern das gesamte Volk darin einen verdammenswerten militärischen Einbruch in fremdes Land. Deutschland hatte wirtschaftlich einen lebensgefährlichen Schlag erlitten, es hatte moralisch — ohne sein Zutun — eine Bataille gewonnen. Aber es hat nicht verstanden, diesen moralischen Sieg zu nützen. Es hat seelisch die Belastungsprobe der französischen Zwangsvollstreckung nicht ausgehalten. Es ist unter dem unmittelbaren Eindruck dieser trotz allen Ankündigungen überraschenden Aktion mit seinen Nerven zusammengebrochen. Das deutsche Volk wird gegenwärtig von einer Kriegspsychose geschüttelt, die deshalb so viel krankhafter wirkt als der August-Wahnsinn, weil Gesinnung und Tat, weil Wollen und Können diesmal so völlig inkongruent sind. Ich weiß, daß das Bild nicht schön ist — aber ich finde kein andres: Deutschland liegt da wie ein abgezehrter und deshalb um so lauter bellender Kettenhund.

Die Erregung über den Einmarsch der Franzosen war verständlich, Auswüchse dieser Erregung sogar, soweit sie spontan waren, verzeihlich. Aber lauter noch und offenkundiger als im August 14 wurde die Stimmung, die Verstimmung organisiert. Durch Demonstrationen, durch Proteste und — last not least — durch falsche und übertreibende Pressemeldungen wurden Haß und Erbitterung geschürt. Die Angaben über Vorbereitungen, Truppenstärke und Zwangsmaßnahmen wurden gewaltig aufgebauscht. In keine Stadt zogen die Franzosen ein, in der sie nach den Zeitungsberichten nicht schon längst drin waren — wie wenn wirklich so schwer festzustellen wäre, ob in Bochum uniformierte Franzmänner sitzen oder nicht. So besonnene Männer wie der Reichstagspräsident Löbe warnten davor, die Wut der Bevölkerung zu entfesseln — und hernach war man verwundert, daß die Franzosen, die anfangs nur ein paar tausend Mann zum Schutz ihrer Ingenieure und zur Durchführung der Kohlenkontrolle ins Ruhrgebiet geschickt hatten, die zehnfache Verstärkung hinterhersandten.

Und dazu wieder und immer wieder der törichte Protesthagel. Es wäre empfehlenswert, wenn die emsigen Statistiker, die so gern den Ausfall der Güterproduktion am 1. Mai oder durch Streiks berechnen, einmal untersuchten, wieviel Zeit und Kosten durch die obrigkeitlich geförderten Protestkundgebungen

vergeudet worden sind. Was wollte und was will man — der Unfug nimmt ja noch immer kein Ende — denn eigentlich damit erreichen? Wen will man bekehren? Die Franzosen? Oder die Engländer und Amerikaner? Die haben genug Vertreter in Deutschland, um sich genau darüber informieren zu lassen, was Tatsache und was Uebertreibung, was ehrliches Gefühl und was Mache ist. Und es ist kaum zweifelhaft, daß die Drommetentöne, mit denen man allerorten unsre Not in die Welt hinausschmetterte, grade jenseits des Kanals die entgegengesetzte Wirkung gehabt haben, als die Posaunenbläser wollten. Man horchte nicht auf — man hielt sich die Ohren zu.

Damit soll nicht gesagt sein, daß eine würdigere, eine glaubwürdigere Haltung England zur Intervention bewogen hätte. Vertrauen und Mißtrauen sind nicht nur ethische Kategorien, sondern sind Imponderabilien des geschäftlichen Lebens und damit höchst realpolitische Größen. Aber Voraussetzung ist immer, ob sich überhaupt verlohnt, mit einem andern Volk ein Geschäft abzuschließen. Und England ist gegenwärtig an der Reparationsfrage sehr viel uninteressierter als vor zwei Jahren. Es gehört zu den Unseligkeiten der neudeutschen Politik, daß sie immer nur zwei Methoden kennt: entweder man spielt den Großmogul (siehe: Flottenpolitik!), oder man pendelt im Zickzackkurs hin und her (siehe: Polenpolitik!) — aber man geht nie den graden Weg zu einem erreichbaren Ziel.

In der Reparationspolitik gab es zwei Möglichkeiten: entweder man erfüllte bis zum Ruin Englands — oder man erfüllte bis zum Wiederaufbau Frankreichs. Beides waren, vom deutschen Standpunkt ausgesehen, Ziele, die wir in ein paar harten Jahren nur zu erreichen brauchten, um wieder in die Höhe zu kommen. Aber der Weg, den man einmal eingeschlagen hatte, mußte bis zu Ende gegangen werden.

Das Londoner Ultimatum hatte uns — es gehört das zu Lloyd Georges ohne sein Zutun korrigierten, aber ganz groben Fehlern — auf den ersten Weg gedrängt: auf den Weg der Barzahlungen. Barzahlungen leisten konnten wir, wofern wir nicht fortgesetzt von der Substanz zehren wollten, nur durch gesteigerte Exportproduktion. Wir mußten exportieren, und da wir unsre Qualitätsmonopole nach dem Krieg zum großen Teil verloren hatten, konnten wir nicht besser, sondern nur billiger liefern als die Andern, namentlich als unser Hauptkonkurrent auf dem Weltmarkt, als England. Wir mußten den Markt mit Ware überschwemmen. Nicht, wie wir es dank unsrer unverantwortlichen Inflationspolitik getan haben, mittels Valutadumping, sondern durch reelles Unterbieten. Das hätte für ein paar Jahre schwere Ueberarbeit gekostet, aber es hätte sich rentiert, denn es hätte zu einer Zerrüttung des Weltmarkts und zumal des englischen Absatzes geführt, die uns zwangsläufig in verhältnismäßig kurzer Zeit eine völlige Revision des Versailler Vertrages erwirkt hätte.

Der zweite Weg der Erfüllungspolitik war der Weg der Sachlieferung, genauer: der Sachlieferungen auf Bestellung. Man hat vielfach, und vom rechnerischen Standpunkt aus gewiß richtig, den Einwand erhoben, zwischen Sachlieferungen und Bar-

zahlungen sei kein grundlegender Unterschied, denn letzten Endes müßten wir ja doch in beiden Fällen „zahlen“, und beide Male zahlten wir ja schließlich mit Ware, denn die Barzahlungen würden, wenn man sie wirklich aufbringen wollte, mit Exportdevisen geleistet, also mit dem Ertrag von produzierten Waren. Das traf durchaus zu für die Sachlieferungen, wie wir sie neben den Barleistungen im Londoner Ultimatum und noch nach Spa zu zahlen hatten. Aber es trifft nicht zu auf die eigentlichen „Sachlieferungsverträge“, deren ersten Rathenau und Loucheur in Wiesbaden schlossen, und die sich dann in dem Bemelmans-Abkommen, in den noch viel bedenklichern „Wiederaufbauverträgen“ zwischen Stinnes und Lubersac, dem Vertrag des Lehrer-Siemens-Konzerns und den vielen kleinern Privatabkommen auf Staatskosten mannigfach wiederholten.

Hier war der Vorgang der Warenlieferung ein ganz andrer. Es wurde nicht mehr geliefert, was Deutschland wollte, sondern was nötig, das heißt: was auf dem Weltmarkt knapp oder unbequemer zu beschaffen war. Die deutsche Ware, die man brauchte, wurde angefordert. Damit wurde die Absatzkrise in den angelsächsischen Ländern, wenn auch nicht gleich behoben, so doch ganz wesentlich gemildert. Und wenn England auch aus politischen Gründen anfangs zögerte, zu dem Wiesbadener Abkommen, ohne Gegenleistung Frankreichs, seine Einwilligung zu geben, so hat es doch von den Sachlieferungsverträgen außerordentlichen Vorteil gehabt und den spätern Verträgen auch bereitwilligst zugestimmt. Damit war das (negative) Interesse Englands an der Reparationsfrage — seine Kriegsbeute: die Kriegs- und Handelsflotte und die Kolonien hatte es ja vorweggenommen — erloschen; damit aber auch die Aussicht für Deutschland, auf Drängen Englands von den Reparationsleistungen befreit zu werden. Die Gefahr, die hierin steckte, hat bei uns als Erster Alfred Lansburgh, der Herausgeber der ‚Bank‘ erkannt; aber ebenso wie in der Stabilisierungsfrage ist auch in der Reparationsfrage die Stimme dieses hervorragenden Volkswirtschaftlers überhört worden.

Gewiß, man brauchte nicht auf das Interesse oder die Interesselosigkeit Englands Rücksicht zu nehmen. Aber dann mußte man nicht nur mit Worten, sondern mit Taten entschlossen sein, die Erfüllungspolitik ganz auf die Befriedigung Frankreichs aufzubauen, nicht auf das Minimalprogramm einiger französischer Pazifisten, sondern auf das Reparationsprogramm des französischen Volkes, der französischen Bevölkerung in den zerstörten Gebieten. Dann mußte man wirklich entschlossen sein, zu erfüllen „bis zum Weißbluten“. Seien wir ehrlich: wer hat in Deutschland diesen letzten, unerschütterlichen Willen gehabt? Nicht einmal Diejenigen, die in dem Wiederaufbau Nordfrankreichs mehr als eine peinliche Vertragsverpflichtung, nämlich eine selbstverständliche moralische Pflicht sehen — und deren gibt es in Deutschland nicht mehr viele. Dann mußten wir auch die nächste Konsequenz der Wiederaufbaupolitik ziehen und eine enge, Manchem vielleicht bedrohlich enge Verbindung mit der französischen Industrie eingehen. Auch das geschah nicht.

So sind wir auch von diesem zweiten, beschwerlichern Wege abgeglitten und halb sehend dem Unheil zugerannt, das wir in diesen Tagen erleben. Die Situation im Ruhrgebiet hat sich in den acht Tagen, seit hier zu einem möglichst raschen Verständigungsfrieden geraten wurde, prinzipiell nicht sonderlich verändert. Die Franzosen haben ihren Plan folgerichtig durchgeführt. Die Deutschen gefallen sich — wenigstens nach außen hin — in einem falschen Heroismus. Aber Starrsinn und Steifnackigkeit ist noch kein Heldentum. Ist es selbst dann nicht, wenn man aus den Klubsesseln des Direktionszimmers ein paar Tage ins Polizeigewahrsam wandert. Und ist es erst recht nicht, wenn draußen dem Arbeitsvolk ein Winter ohne Kohle droht. Denn nicht allen Deutschen wird der Schmerz um das Ruhrgebiet durch die Riesengewinne an der Börse gemildert.

Und wäre es selbst eine Heldentat, starren Widerstand zu leisten: das Ziel der Politik ist nicht, heroisch unterzugehen, sondern sich zu behaupten.

---

## An der Ruhr-Front von L. Lania

Ein phantastisches Bild: wie riesige Wachtfeuer züngeln ringsum rote Flammen aus der Finsternis, und drüben im Westen ist der schwarze Nachthimmel in einen grellen, blutigen Schein getaucht; der breitet sich aus, verblaßt dann wieder, schon glaubt man, das ferne tiefe Rollen schwerer Geschütze zu hören — da flammt wieder der Himmel auf, und aus dunkeln Rauchwolken recken sich drohend Schlote, Krane, gigantische Gerippe von Eisen und Glas, huschen wie lebendig gewordene Ungetüme an den Fenstern des Schnellzugs vorbei und verschwinden wieder in der Finsternis. Die scheint wach und voll von Rätseln. Bis die langen, verschlungenen Lichterketten der Signallaternen, die Bogenlampen eines Bahnhofs einen hellen Kreis in die Nacht schneiden: ein Gewirr von Hebeln, Stangen, Traversen wird sichtbar — nein, es ist nicht der Krieg, es ist die Arbeit, die hier ihr nächtliches Fest begeht. Noch nicht der Krieg.

*

Und doch: wenn man den grotesken Irrsinn des französischen Einmarschs in seiner ganzen Größe empfinden will, darf man nicht bei Nacht und im Eisenbahnzug, da muß man zu Fuß auf der Landstraße von Essen gegen Bochum oder Gelsenkirchen wandern. Fabrik an Fabrik, Zeche an Zeche — wo ein Ort endet, beginnt der nächste; es ist, als ginge man immerfort durch den endlos langen Korridor eines Werks. Kein Fleckchen Grün — wohin man sich wendet, trifft der Blick auf hohe Mauern, bis er hoffnungslos in diesem düstern, grauen Einerlei ertrinkt.

Und nun ist diese einzige, riesige Werkstätte — Kriegsschauplatz. Selbst im letzten und schrecklichsten aller Kriege hat man die Schlachten nicht in Fabrikhöfen und Maschinenhallen geschlagen — außer, wo man von vorn herein sich deren Vernichtung und Zerstörung zum Ziel gesetzt hatte. Raymond Poincaré aber will die Hämmer und Dynamos in schnellern Gang bringen — durch Bajonette und militärische Kommandos. Als die französischen Truppen mit Stahlhelmen und Gasmasken, mit Kavallerie und Panzerautos und

Sanitätskolonnen in Essen einrückten, da war das erste, das unmittelbare Gefühl bei „Siegern“ und „Besiegten“: Wie lächerlich, wie unsagbar lächerlich ist das Alles! Eine Farce. Die Deutschen lächelten: die Arbeiter mit überlegenem Spott, mit verhaltenem Grimm die Kleinbürger. Die französischen Soldaten, linkisch, sichtbar betreten, bemühten sich, stramm und ungerührt grade vor sich hin in die Luft zu starren — wie Kinder, die sich von Erwachsnen beobachtet fühlen. Die Offiziere — es wimmelt von Offizieren bei den französischen Besatzungstruppen — lächelten nicht und dachten nichts: sie hatten ja ihre Befehle. Ihr Auftreten: schneidig, arrogant — tadellos! Kein preußischer Leutnant hätte das besser getroffen. Die Generäle aber blickten finster, mit böse verkniffenen Lippen voll Verachtung nach rechts und links auf das Zivilistenpack. Wie alle Generäle aller Völker blicken, ob sie nun in ihrer Heimat oder im Feindesland, die schofeln Fußgänger mit Dreck bespritzend, für die Ehre ihres Vaterlands und den ersehnten Orden bis ans bittere Ende — der Andern — durchhalten.

*

Die vorherrschende Stimmung war vor dem Einmarsch der Franzosen: Sollen sie nur kommen! Was können sie uns denn eigentlich noch tun? Und die alte Zeitungsverkäuferin am Hauptplatz sagte ganz laut: „Vielleicht wird es sogar mehr Lebensmittel geben.“

In den nächsten Tagen wuchs die Erbitterung der breiten Massen zusehends. Diese herausfordernde Soldatenspielerei ist es, was insbesondere die Arbeiter am meisten reizt, nicht der nationale Gegensatz. Und trotzdem darf man sich nicht darüber täuschen; daß eine müde Hoffnungslosigkeit, eine tiefe Apathie schwer auf der Arbeiterschaft lastet: die ewige Not und die Sorgen der letzten Jahre haben Männer und Frauen vor der Zeit zermürbt und den Glauben an die eigne Kraft erstickt. Man muß die Arbeiter sehen, wenn sie aus der Grube kommen: diese blassen, eingefallenen Gesichter, die der Hunger gezeichnet. Und die Frauen: verhärmt, frühzeitig gealtert. Dann weiß man, was es mit der „glänzenden“ Entlohnung der Bergarbeiter auf sich hat. „Die letzten Jahre waren zu schwer!“, sagte mir einer der Steiger. „Nicht genug zum Sattessen und dazu noch die Sorgen um Frau und Kinder und — da unten arbeiten müssen . . .!“ Er machte eine müde Handbewegung und spuckte grimmig aus.

*

Grade aus solcher Stimmung erwachsen nur allzu leicht die sogenannten „unüberlegten“, die so zwecklosen und so verständlichen Taten der Verzweiflung, deren Folgen kein Poincaré voraussehen und kein General Degoutte verhindern kann. Grade solche Stimmung schafft jene Atmosphäre, in der jeder klare Gedanke getrübt wird und die furchtbarsten Giftpflanzen über Nacht aus dem Boden schießen. Wir haben das Alles vor langer, langer Zeit — vor neun Jahren erlebt. Grund genug in Deutschland, diese tragische Komödie noch einmal aufzuführen; zumal jede Rollenumbesetzung überflüssig ist und auch die Regie seit damals nichts verlernt hat. So spielte sich denn der erste Akt dieser Narrenposse wie folgt ab: Nachdem die Regierung Cuno — Meisterin wie nur ihre glorreiche Vorgängerin von 1914 in der Kunst, durch grundfalsche Psychologie alle Gegenspieler in eine geschlossene Front gegen sich zu bringen — den Franzosen den gewiß ersehnten Vorwand zum Einmarsch gegeben hatte, trat

sie bescheiden in den Hintergrund und ließ die Kohlenbarone und Großindustriellen ihre Sache selbst vertreten, wie die es für gut finden würden. Worauf die zuerst mal die Unangreifbaren mimten — und gleichzeitig nach Hamburg ausrückten. Erste Losung: Passive Resistenz. Hierauf Anbiederung an die Franzosen und die Erklärung, die Verlegung des Syndikats nach Hamburg habe nicht die mindeste Bedeutung, nichts läge der Industrie ferner, als die Lage zu verschärfen. Zweite Losung: Verhandeln als Kaufmann zu Kaufmann. Darauf kriegerisches Auftrumpfen, Verweigerung aller Kohlenlieferungen, auch gegen Bezahlung und Vorschuß. Dritte Losung: Offener Kampf. Und das Alles ohne jeden Uebergang, ohne daß man auch nur eine Gegenmaßnahme des Gegners abwartete. So konnte der erstrebte Effekt nicht ausbleiben: Vollkommene Ziel- und Planlosigkeit und ein allgemeines Chaos. Und mit stolzgeschwellter Brust verkündete dann der Regierungspräsident von Düsseldorf dem französischen Ober-Kommandanten: weder er noch die andern deutschen Regierungsstellen hätten eine gesetzliche Handhabe, den Kohlenindustriellen über die Förderung und Verteilung der Kohle Befehle zu erteilen. Am Abend war dieser Befehl schon da: Keine Lieferungen an Frankreich!

*

Wie bekannt doch der Text zu dieser Melodie ist! Provozieren — zurückzucken — abermals auftrumpfen — und doch nie wissen, wie weit man eigentlich gehen, und was man erreichen will: die Regierung Franz Josefs des Ersten hat das aus dem ff verstanden. Man läßt den Dingen eben mal ihren Lauf. Vernunft ist Plage — die Parole lautet: Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!

*

Es gibt jetzt nur eine Rettung für die breiten arbeitenden Massen: Nicht nach Paris oder London oder New York schauen, sondern nach Berlin und München. Nicht die Politik des „kleinern Uebels" vertreten (siehe: Verteidigungskrieg!), sondern gegen die Lüge, die Phrase, die Korruption, die planmäßige Verhetzung kämpfen ohne Rücksicht darauf, wer „angefangen" hat. „Die Sozialdemokraten, die Gewerkschaften appellieren an unsre Hilfe", sagte mir ein französischer Gewerkschaftler, „— in Wahrheit brauchen wir ihre Unterstützung beinahe noch dringender als sie unsre. Der Umschwung, das große Erwachen der breiten Massen in Frankreich wird erst dann kommen, wenn die sehen werden, daß das Hakenkreuzler- und Junkertum, womit Poincaré sie immer wieder in Schrecken und Verwirrung jagt, tatsächlich tot ist. Vorläufig ist es leider noch sehr lebendig."

*

Das war in Köln am Trauersonntag. Auf allen öffentlichen Gebäuden wehten die schwarzrotgoldenen Fahnen halbmast, was amtlich vom Kommando der Interalliierten Besetzungsarmee verboten worden war, und was die Engländer — sichtlich bestrebt, auf das deutsche Empfinden in weitem Maße Rücksicht zu nehmen — stillschweigend gestattet hatten. Tausende von Menschen bei der Trauermesse im Dom. Und dennoch wage ich die Behauptung, daß die Messe, die die Blüte der kölner Studentenschaft in den verschiedenen „Bierställen" — welch tiefe Befriedigung, hier endlich mal das Kind beim richtigen Namen genannt zu sehen! — zur gleichen Stunde abhielt, sich keines geringern Zuspruchs erfreute. Zumindest wurde sie ebenso feierlich zelebriert. Und wer diese streng völkischen Jungen mit bunten

Mützen und Bändern geziert beim Frühschoppen beobachtete, wie sie da, ganz von der Wichtigkeit ihres Tuns durchdrungen, ein Glas Bier nach dem andern ex-tranken und — strammer kann man nicht — den ganzen Komment durchexerzierten: nun, der weiß eben, was er von diesen deutschen Jungen und vom deutschen Nationalismus zu halten hat.

*

Tut Alles nichts: Die es wissen, haben in ihrer großen Mehrheit nicht die Kraft, gegen die Harmonieduselei des nationalen Seelenaufschwungs anzukämpfen. Prestige! Der französische Militarismus hat Deutschland überfallen — also: Geschlossenes Auftreten nach außen, Einheitsfront! Die Regierung hat der Kohlenindustrie 40 Milliarden Steuergelder geschenkt, die so bewährten Patrioten aus der Gefolgschaft der Stinnes und Helfferich suchen sich in der Auspowerung des Reiches, in Produktionssabotage und Kapitalsverschiebung zu überbieten . . . pst, jetzt darf all dessen nicht Erwähnung geschehen. So konnte es kommen, daß tagelang die Nachricht verbreitet wurde, die Verlegung des Kohlensyndikats nach Hamburg sei mit allen Stimmen, auch mit der des Arbeitervertreters, erfolgt; und als dieser die Meldung nach zwei Tagen dementierte und auf die Katastrophenpolitik der Industriellen hinwies, da — vertuschte man eben das Dementi. So konnte es kommen, daß die Sozialdemokratie in ihrer offiziellen Politik schon wieder den Standpunkt des 4. August vertritt und sich nur zu sehr schwachen, papiernen „grundsätzlichen Vorbehalten" aufrafft, denen man von weitem anmerkt, daß sie nicht allzu ernst gemeint sind. So ist es gekommen, daß die breiten Massen wieder rettungslos den Schlagworten der Hitler und Hergt ausgeliefert sind. So müssen die Dinge der Katastrophe zutreiben. Nein, es hat sich nichts geändert in den letzten neun Jahren: Die „Boches" sitzen fest im Sattel — in Berlin und in Paris.

---

# Italien im erneuerten Krieg von Max Tann

Wenn ich mich außerstande fühle, augenblicklich aus Rom über andre, noch so interessante, noch so exemplarische Dinge zu berichten als über die große Frage, die heute alle Deutschen bewegt, so darf das als Beweis für die magnetischen Ströme gelten die niemals aufhören werden, von Deutschland auszugehen. Auch in Italien begreift Jedermann, daß Deutschland noch immer — mindestens geographisch — im Herzen Europas liegt, und daß jede Erschütterung, die es bewegt, diesen ganzen Erdteil trifft.

Die Besorgnis um den europäischen Frieden wird hier noch verstärkt durch das Gefühl, daß Italien mit der Reparationsfrage und mehr noch mit den Folgen, die sich aus ihrer gewaltsamen Lösung ergeben können, auf das innigste verbunden ist. Denn diesmal handelt es sich für Italien um das wichtigste oekonomische und folglich politische Problem überhaupt: um die Kohle.

Bekanntlich gibt es auf der Halbinsel keine Kohle, und die reichlich vorhandenen Wasserkräfte, von deren Nutzbarmachung man gerne spricht, werden erst nach langen Jahren genügend ausgebaut sein, um die „schwarzen Diamanten" ersetzen zu können. Diese Tatsache und die nach drei Seiten vom Meer

begrenzte Lage des Landes machen eine ernstliche Gegnerschaft gegen England einfach unmöglich . . . Giolitti erzählt in seinen soeben erschienenen Memoiren, die im übrigen nicht sonderlich interessant sind, daß bis Kriegsausbruch Sonnino und viele andre Politiker den Eintritt Italiens in den Krieg an der Seite der Mittemächte gefordert hätten. Aber der Hinweis auf die geographische Lage und die Kohlenfrage hätten schon in dem ersten Ministerrat genügt, um die Neutralitätserklärung herbeizuführen.

Andrerseits fürchtet man selbstverständlich auch diese Machtstellung Englands, und das Wort von der „Preisdiktatur" seiner Kohlenmagnaten war in mehr als einer Zeitung zu lesen. Den Fascisten ist England zudem noch ganz besonders unsympathisch, denn England besitzt Malta und die Weltherrschaft; und die einzige Entschuldigung, die man im Café Aragno dafür gelten läßt, ist die, daß die Fascisten vorläufig andre Dinge zu tun haben, und daß die Engländer eben inzwischen diese für die Tertia Roma bestimmten Herrlichkeiten verwalten.

Schließlich hat England Italien grade jetzt sehr verstimmt durch die Verwendung der halben Milliarde Goldlire, die während des Krieges auf die Bank von England gebracht wurden, man weiß nicht recht, ob als Pfand oder als Depositum. Die italienische Regierung erklärt, es sei ein Depositum gewesen, und England hätte kein Recht gehabt, sich dieses Geldes zu bemächtigen und dadurch die Lira zu schädigen. Inzwischen ist das Geld jedoch schon nach Amerika gebracht, um die englischen Schulden zu bezahlen, und alle Proteste kommen zu spät.

Die Möglichkeit, diesem bösen England nicht seine teuren Kohlen abkaufen zu müssen, erhielt Italien bis zu einem gewissen Grade durch die deutschen Reparationskohlen. Das ist der Grund, warum es mit Eifersucht grade auf diesen Punkt achtete, und warum auch der italienische Vertreter in der Reparationskommission nicht gezögert hat, das böswillige Verschulden Deutschlands zu votieren.

Die letzten Vorschläge Italiens auf der Pariser Konferenz kamen dem Plan Poincarés schon sehr nahe, und, wie man weiß, sollen ja italienische Ingenieure die staatlichen Minen im Ruhrgebiet mitausbeuten. Aber zu einer offenen Unterstützung der französischen Politik ist auch Mussolini nicht übergegangen.

Man braucht Mussolini nicht gegen den Verdacht zu verteidigen, daß er sich davor aus pazifistischer Sentimentalität gehütet habe. Die Ursache seiner halben und zweideutigen Unterstützung Poincarés liegt vielmehr in der Furcht, am Ende auch von Frankreich um die Kohlen geprellt zu werden. Denn der kommende deutsch-französische Industrietrust gilt bei allen italienischen Politikern als ausgemachte Sache, und man sucht schon jetzt nach Mitteln, um als der wirtschaftlich Schwächere dabei nicht unter die Räder zu kommen.

Die Fascisten lieben auch die Franzosen nicht. Denn wie England Malta, besitzt Frankreich Nizza, Savoyen und hauptsächlich Tunis, wo viele Italiener wohnen, dessen Erwerbung freilich Crispi seinerzeit abgelehnt hat. Die italienische Politik hat den französischen Standpunkt ziemlich weitgehend unter-

stützt, aber sie hat niemals daran gedacht, den Bruch der Entente zu provozieren, der heute de facto eingetreten ist. Denn in dem Augenblick, wo England sich sozusagen mit gekreuzten Armen vom Festland zurückzieht, ist Frankreich mit seinen Anhängseln die unbestreitbar dominierende Macht in Europa. Und Italien, das wegen seiner Differenzen mit Jugoslawien nicht sonderlich gut mit der ganzen Kleinen Entente steht, ist allein, ohne Freunde, sogar ohne Interessenten.

Die italienische Außenpolitik befindet sich also scheinbar in einem vollkommenen Dilemma: Abhängigkeit von den englischen oder den deutsch-französischen Kohlenherren.

Die fascistische Regierung, „Regierung der Klarheit, der Tatkraft und Aktion", hält sich zurück. Die redselige Großspurigkeit, mit der sonst jede Bagatelle breitgetreten wird, hat, was die Außenpolitik anbelangt, völligem Stillschweigen Platz gemacht. Mussolini, „der starke Mann", hat zu der Besetzung Essens nicht Ja und nicht Nein gesagt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist auch keine entscheidende Aeußerung zu erwarten. Seine Anbeter halten das selbstverständlich für den Gipfel der Klugheit; aber es gibt Leute, die darin nur denselben „Nullismus" sehen, woran die frühern Regierungen gestorben sind.

Die Regierungspresse — das ist in diesem Augenblick die gesamte Presse außer den sozialistischen und republikanischen Zeitungen — befolgt mit sichtlichem Gehorsam das gleiche System des schweigenden Abwartens. Keine Billigung, keine Verurteilung, nur Befürchtungen und vage Ausblicke. Daß der so laut angekündigte und reichlich mit Vorschußlorbeeren bedachte Plan Mussolinis nicht einmal diskutiert wurde, wäre ein Prestigeverlust, der verschmerzt werden könnte. Aber Jedermann fühlt, was Niemand ausspricht: daß Italien eine Niederlage erlitten hat, und man sucht krampfhaft nach einer neuen Basis für die außenpolitische Orientierung.

Sicherlich im Einverständnis mit dem Ministerium des Aeußern ist deshalb ein Plan aufgetaucht, den man in Deutschland vielleicht für eine groteske Phantasie halten wird. Es ist jedoch Tatsache, daß allen Ernstes die Möglichkeit einer deutsch-französisch-italienischen Kombination diskutiert wird. Wenn sich die Festlandmächte — so ungefähr sagt man — zunächst unter einander über die drängenden Probleme einigen, so wird das einerseits zu einer Paralysierung Englands, andrerseits zu einer Annäherung Amerikas und schließlich doch auch Englands führen. Dieser kontinentalpolitische Ideengang ist eben nur verständlich aus der Isolierung Italiens, das sich in die Notwendigkeit versetzt fühlt, eine preiswerte Sicherung seiner Kohlenversorgung zu suchen.

Gleichzeitig glaubt man jedoch auch durch einen solchen Block einen Revanchekrieg Deutschlands im Verein mit Rußland unmöglich zu machen. Denn das deutsch-russische Militärbündnis ist ein fascistisches Axiom. Mussolini hat in seiner ersten Parlamentsrede und bei andern Gelegenheiten davon wie von einer feststehenden Tatsache gesprochen, und da seiner Meinung nach die Türkei zu diesem Bündnis gehört, ist klar, daß Italien

dabei nicht gleichgültig bleiben kann. Hier zeigt sich noch immer die unglückliche Wirkung des überhasteten Rapallo-Vertrages, der Deutschland nichts eingebracht hat als den Argwohn der Westmächte. Die Frage des deutsch-russischen Vertrages und die Auffassung, daß Deutschland künstlich seine Zahlungsunfähigkeit herbeigeführt habe, sind die beiden Punkte, die die deutsche Politik hauptsächlich beachten muß, wenn sie das Mißtrauen zerstreuen will, das das größte Hindernis für sie ist. Ich kann nur von Italien sprechen; aber soweit ich sehe, ist auch in andern Ländern immer noch dieses Mißtrauen vorherrschend, und gewisse Artikel der deutschen Reichspresse sind allzu zu sehr geeignet, es zu verstärken.

Gegenüber der offiziellen Atmosphäre zweideutiger Unklarheit erklärt nur die sozialistisch-republikanische Opposition die französische Aktion unverhohlen für einen imperialistischen Gewaltakt. In der Tat wäre die Politik der europäischen Einheit auch die beste und geeignetste für die schwierige Lage Italiens. Aber die fascistische Politik, die das „do ut des“ zum heiligen Grundsatz erhoben hat, kann natürlich nicht für Gleichberechtigung und überstaatliche Organisierung eintreten. Statt dessen hält sie mit den veralteten Methoden der Diplomatie und des nationalen Größenwahns Umschau nach phantastischen Kombinationen, um das europäische Gleichgewicht zu retten, das sowohl durch den Ruin Ost- und Mittel-Europas wie durch die gesteigerte Macht Amerikas und Asiens längst seine Bedeutung verloren hat.

---

# Rüstet Ungarn wirklich zum Krieg?

**von Julius Somogyi**

Géza Murányi hat sich in Nummer 1 der ‚Weltbühne‘ mit Ungarn befaßt und ist zu dem Schluß gelangt, daß Horthy einen Krieg gegen seine Nachbarn, zuerst gegen die Tschechoslowakei, führen will. Wenn Europa nicht einschreite, werde dieser Störenfried des Südostens die Menschheit wieder mit einem Blutstrom überfluten. Murány rechnet mit den Gefühlen einer aufgeklärten Leserschaft. Ich appelliere an ihre Logik.

Murányi reißt aus dem zusammenhängenden Komplex der Gesetzesvorlage über erhöhte Ordnung Stücke heraus und behauptet, Ungarn rüste in dieser verborgenen Form zum Kriege. Die Regierung will also ein Ordnungsgesetz, und man behauptet, das sei der Krieg. Aber sind denn zu einem Krieg überhaupt Gesetze notwendig? Bewegen Gesetze die Psychologie des Krieges, oder beginnt nicht jeder Krieg damit, daß die Gesetze über den Haufen geworfen werden? Wer den Krieg will, der bringt vorher keine Gesetze über den gesteigerten Schutz der Ordnung ein. Und wer die Ordnung schützen und steigern will, den kann man nicht kriegerischer Absichten beschuldigen. Wer den Krieg will, findet auch ohne Gesetze tausend Gründe, besonders wenn er zu den „Besiegten“ gehört.

Das Ordnungsgesetz hat in Ungarn selbst ebenso viele Bekämpfer wie Verteidiger. Die schärfsten Bekämpfer stammen nicht aus dem radikalen, demokratischen und sozialdemokratischen Lager, son-

dern, aus dem Lager weltbekannter konservativer Politiker, wie Graf Albert Apponyi, Graf Julius Andrassy, Graf Johann Zichy und Stephan von Rakovszki. Wilhelm Vázsonyi, der Demokrat, Friedrich, der Fascist, Peyer, der Sozialdemokrat, greifen des Gesetzentwurfes wegen die Regierung tagtäglich unerbittlich an; aber noch keinem von ihnen ist eingefallen, aus den einzelnen Verfügungen des Entwurfes kriegerische Absichten herauszulesen. Die Regierung behauptet gegen ihre Argumente, daß sie die Ausnahmeverfügungen des Entwurfes deshalb benötigt, weil die normalen innenpolitischen Verhältnisse noch nicht wiedergekehrt sind, und weil man unter anormalen Verhältnissen nicht mit normalen Verfügungen regieren kann. Der Zweck des Entwurfes ist nicht die Vergeltung, sondern die Vorbeugung. Die einzelnen Verfügungen des Entwurfes stammen aus den entsprechenden Gesetzen Deutschlands, der Schweiz und Bulgariens.

Aber nehmen wir die Möglichkeit an, daß in der Tiefe der ungarischen Volksseele die Bereitwilligkeit zu einem durch die Erbitterung diktierten Krieg verborgen wäre, wie dies auch ein fashionable foreigner im ‚Populaire' behaupten will. Gäbe dazu Trianon nicht tausend Gründe? Dreiviertel des Reiches der tausendjährigen Stephanskrone sind willkürlich abgerissen worden. Das Land muß jeden Tag von der Kleinen Entente Fußtritte erdulden und sich, an Händen und Füßen gefesselt, ins Gesicht schlagen lassen. Und wenn es erbittert vor Schmerz aufschreit, sagen die „Sieger" höhnisch der Welt: Ecce bellum! Kann ein Volk, seine Vergangenheit und Zukunft vergessend, sich derart erniedrigen, daß es sich den imperialistischen Bestrebungen eines fremden Staates stillschweigend unterwirft? Aber der Gedanke und die zum Letzten entschlossene Tat sind zweierlei. Der Vertrag von Trianon hat die Höhe des ungarischen Söldnerheeres auf 30 000 Mann festgesetzt. Die verschiedenen Alliierten-Kommissionen, unter denen auch die Staaten der Kleinen Entente vertreten sind, sitzen ihm ebenso auf dem Halse wie die Entente-Kommissionen Deutschland. Dem minderwertig ausgerüsteten winzigen Heere Ungarns steht das nahezu eine halbe Million zählende, vom Kopf bis zu den Fußspitzen neu ausgerüstete Heer Rumäniens, Jugoslawiens und der Tschechoslowakei gegenüber. Ungarn zählt samt Säuglingen, Alten, Frauen und Kriegsinvaliden 7½ Millionen. Jenes Heer umgibt Ungarn von drei Seiten mit einem eisernen Wall aufgepflanzter Bajonette. Und da soll Ungarn einen Krieg vorbereiten? Einzelne Personen können in ihrer Verzweiflung Selbstmord begehen — Nationen niemals! Ein Widerstand mit den Waffen wäre heute für Ungarn genau so Selbstmord wie für Deutschland.

Es liegt ja aber auch keine Notwendigkeit vor. Wenn die Staaten der Kleinen Entente ihre Entstehung der unwiderstehlichen Kraft der Naturgesetze und der historischen Entwicklung verdanken, dann kann dieses Ereignis nur mit denselben Gesetzen verändert werden. Wenn aber die Friedensverträge von dem Deutschenhaß der Franzosen, von der gewissenlosen Unwissenheit Wilsons und von der zu spät erkannten Bosheit Lloyd Georges diktiert worden sind, dann werden diese Verträge auch ohne Krieg von dem Wind der Zeiten weggeblasen werden. Dann werden mit ihnen von der Karte Europas die Grenzen verschwinden, die nicht der Wille der Völker, sondern die Hand gehässiger Politiker gezeichnet hat.

# Ich lese ein berühmtes Buch von Jan Altenburg

Vor Jahren erließ eine pariser Zeitung an die Berühmtheiten Frankreichs die Rundfrage: „Welche Bücher nehmen Sie auf Reisen mit?“ Selbstverständlich benutzte Jeder die Gelegenheit, um zu heucheln und zu renommieren. Die Antworten lauteten: Dante, Homer, Kant, die Bibel, Plato, Milton und nochmals Dante. Einer aber, dessen Namen ich vergessen habe, schrieb ebenso ehrlich wie witzig: „Seit zehn Jahren nehme ich auf jede Reise ‚Paul und Virginie‘ mit. Und zwar in der Hoffnung, daß ich das Buch endlich einmal lesen werde.“

Dieser Anekdote erinnere ich mich immer, sooft ich an jene Ecke meiner Regale gerate, wo unberührt, dickleibig und gut gedruckt ein paar weltberühmte Bücher vorwurfsvoll als stumme Dokumente meiner Unbildung stehen. Daß ich diese Werke in edeln Exemplaren besitze, ist kein Zufall. Spröde Bücher, die wir bei Reclam nur anlasen, aber nie durchlasen, gehen uns bisweilen leichter ein, wenn sich die Sätze in schönem Druck darbieten, und so habe ich mir mit den guten Editionen goldene Brücken gebaut, die zur endlichen Lektüre hinüberführen sollen.

Es gibt Theaterstücke, von denen ich deutlich spüre, daß sie mich nichts angehen werden. Dennoch besuche ich aus Bildungseifer eine Aufführung. Wochenlang ärgere ich mich bei der Durchsicht der Spielpläne, daß ein solches Stück meiner noch harrt — habe ich mich endlich aufgerafft, dann seufze ich erleichtert auf: Gottseidank, wieder ein Stück um die Ecke gebracht!

Genau so stelle ich mir die Fleißaufgabe, in jedem Jahre mindestens ein Buch, vor dem mein Instinkt mich warnt, das man aber gelesen haben muß, zu erledigen. Heuer habe ich mich zu einem Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege verdammt.

Mit tiefem Unbehagen stelle ich zunächst fest, daß er mehr als tausend Seiten umfaßt. (Berühmte Bücher haben es in der Beziehung überhaupt in sich; man kann da von Glück reden, wenn sie nicht gleich fünf Bände dick sind.) Eines Abends gebe ich mir einen kräftigen Ruck und stürze mich mit zusammengebissenen Zähnen kopfüber in die Lektüre. 1400 Seiten! Wenn ich täglich 100 Seiten lese, bin ich das Ding in zwei Wochen wieder los. Obgleich der schwerfällige Stil des ‚Simplicius Simplicissimus‘ kein Tempo hat, packt mich eine Art Rekordfieber, und ich erledige an manchem Tage 200 Seiten. Zu meiner Ehre sei gesagt, daß ich nicht einen Satz überspringe. Aber während der Blick über die Zeilen hingleitet, habe ich Muße genug, über allerlei nachzudenken.

Was zwingt mich, den Roman zu lesen? Unter den zahllosen Büchern, die ich kenne, sind es, hoch gerechnet, ein halbes Hundert, gewaltige und schöne, kluge, witzige und graziöse, die mir ans Herz gewachsen sind, oder die meine Anschauungen bestimmend beeinflußt haben. Ist das nicht genug?! Ich hoffe, noch 45 Jahre zu leben. Wenn nun unter den 45 Büchern, die ich freiwillig-unfreiwillig vornehmen werde, der Zufall jenes Werk, das das lebenslang erharrte Wort enthält, mir erst im achtzigsten Jahre vor Augen führt: muß mich dann nicht tiefe Wehmut überfallen, weil mir jenes Wort nicht

ein Menschenalter früher offenbart worden ist? Oder wird es mir ergehen wie dem erblindeten Arzt in Glarus, dem auf dem Sterbebett die Tochter ‚Uli der Knecht' vorlas, und der keinen andern Wunsch hatte, als noch den Schluß der Erzählung erleben zu können?

So viel steht jedenfalls fest: der ‚Simplicius Simplicissimus' enthält jenes tiefe und endliche Wort nicht. Bevor ich ihn gelesen hatte, war mir schon aus der Literaturgeschichte bekannt, daß das Werk Grimmelshausens inmitten der Barbarei des Dreißigjährigen Krieges und der — angeblich! — leeren und schwülstigen Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts als ein Monument voll Kraft und Schlichtheit einsam aufragt. Aber nicht einmal das stimmt, oder es ist zum mindesten relativ. Gemessen an der bildhaften und kernigen Sprache Gottfried Kellers, wirkt Grimmelshausens Diktion saftlos und nüchtern, von Psychologie ist für uns Leser Hamsuns und Dostojewskis nichts zu spüren, und was die berühmten Greuelschilderungen des Dreißigjährigen Krieges anbelangt, so können wir immerhin mit den Untaten eines Weltkrieges aufwarten. Bleiben noch die erotischen Stellen. Aber grade die spärlich verstreuten hanebüchenen Derbheiten sind das Einzige, was ich schon vor Jahren gelesen habe — damals, als uns auf dem Gymnasium eine stubenreine Ausgabe empfohlen wurde, hatte bereits am nächsten Tage die gesamte Unterprima sich ein ungekürztes Exemplar zu verschaffen gewußt. Es fällt mir übrigens auf, daß die berühmten vier radierten Illustrationen Max Klingers sich nur auf die ersten hundert Seiten beziehen. Sollte auch Klinger das Buch bald gelangweilt beiseite geworfen haben?

Unter derlei Betrachtungen schreitet meine Lektüre von Tag zu Tag fort, und ich renommiere weidlich damit. In Gesprächen mit Freunden werfe ich nonchalant die Bemerkung hin: „Da lese ich jetzt übrigens wieder mal den guten alten ‚Simplicius Simplicissimus' — fabelhaft!" Mit dieser Bemerkung nötige ich meinen Bekannten, jenachdem, Hochachtung oder Dankbarkeit ab. Dankbar sind mir die seltsamen Käuze, die auf meine Worte hin das Buch lasen und es tatsächlich schön und unterhaltsam fanden. Unbegrenzte Hochachtung vor meinem Kunstverstand und meinem literarischen Einfühlungsvermögen haben jene Andern, die sich beim Lesen ebenfalls gelangweilt haben, und die sich deshalb für dümmer und kunstfremder halten als mich, dem das Buch angeblich Spaß gemacht hat. Indessen: es ist unrecht von mir, so vorschnell zu urteilen. Mein Exemplar umfaßt, wie gesagt, 1400 Seiten, und ich bin erst auf Seite 1380. Vielleicht kommt es noch.

---

# Justiz

**Links**

In Essen wurde der Maschinist Karusseit, der im Kapp-Putsch als Soldat der Roten Armee in der Nacht vom 29. zum 30. März 1922 einen Reichswehrsoldaten und einen andern jungen Mann nach einem Standgerichtsurteil wegen Spionage hat erschießen lassen, zum Tode verurteilt.

**Rechts**

In Berlin wurden der Rittmeister v. Oertzen und der Leutnant a. D. Czekalla, die im März 1920 einen Schlosser und einen einundsechzigjährigen Zigarrenhändler als Bewohner von Häusern, aus denen geschossen wurde, haben erschießen lassen, freigesprochen.

# Paestum

An unbehauster Stätte wohnen die Götter. Niemand kann im Umkreis von Paestum leben. Zur Arbeit fährt oder reitet der Bauer stundenlang hierher, um abends in seine Hütte zu kehren, weit drin im Lande. Meilenfern im Kreise erhebt sich kein Dach, darunter eines Menschen Auge sich zum Schlummer schließen könnte.

Nur ein Einziger atmet die gefährliche Luft mit den Seinen, die Fenster sind mit Netzen geschützt, um die gefährlichen Moskitos abzuhalten, und dennoch ist selbst das Jüngste schon gelb und fieberkrank. Der Wächter bei den Tempeln. Soll er achten, daß Niemand einen Stein davontrage? Nichts liegt umher, was einer stehlen könnte, ewig sind die Säulen wie das Meer zu ihren Füßen. Es ist nur ein kleiner Gott, dem der arme Mann dient: er sammelt für den Staat einige Lire aus dem Besuch der Fremden.

Auch die Tiere meiden die Gegend, nur zuweilen staunt der schwarze Kopf eines halbwilden Büffels großgehörnt aus dem menschenhohen Grase, das Alles bedeckt. Flach dehnt sich diese Küstensteppe, und es ist fern, wo sich die Linie des Appenin erhebt.

Wenn die Sonne untertaucht ins Meer, erglühen die braunroten Säulen, die den Altar Poseidons beschützten. Mächtiger wirken sie, als ihre Maße sind, weil sie allein in dieser liegenden Landschaft die ragenden sind, wie ein Gleichnis der Götter. Schärfer scheinen sie sich zuzuspitzen, weil nichts querläuft zwischen ihren Linien und nur der Horizont des Meeres sie schneidet.

Dunkelblau und schwer ist hier das Meer; ehedem soll es zuweilen bis an die Basen der Säulen gestiegen sein, damals, als ihr Herr noch lebte. So streichelten die Urenkel des Wassergottes, die kleinen Wellen, seine großen Füße. Damals belebten noch Menschen den Ort, heiter und bewegt klangen hier die Rufe der Schiffahrt und des Landbaus. Alle fühlten sie sich geschützt von Poseidon, dessen Geist im Innern der braunroten Halle hauste.

Jetzt ist das Dach gestürzt, der Mensch geflohen, der Acker verdorrt, der Hafen übersandet, und nur die furchtbare Fliege zischt in Milliardenschwärmen durch die gelben, gedorrten Sommergräser. Es gibt keine Stelle der antiken Welt, an der der Nachgeborene tiefer trauert.

Doch wie wir heimfahren und die rasche Nacht bricht über uns zusammen, wie damals das Dach des Gottes über seinem Haupte: mit einem Male beginnt sich die verlassene Landschaft zu beleben. Es tanzt in Lichtern, es hüpft und schwingt, es taumelt, flirrt, fackelt und lischt in der Weite. Jetzt sind sie schon unzählbar. Das sind die Geister des Fiebers, ihr Ballett bringt den Tod.

Hastig fliehen unsre guten Pferde in die Nacht.

# Magdalena

Auch ‚Magdalena' könnte ‚Moral' heißen. Das war Ludwig Thomas erster Bühnenerfolg. Die Satire aufs Philistertum gefiel allgemein, weil sie selbst philiströs, weil sie in der Gesinnung spottbillig und in der Charakteristik genügend altertümlich war. Die Frauen erschienen blütenweiß, und die Männer waren schwarz angestrichen. Thoma hatte, als wäre er Otto Ernst, seine Heuchler zugleich zu Feiglingen, Angebern, Dieben, Strebern, Lakaien — er hatte die kleinen Menschen seinem Hohn erst durch die gröblichsten Verzerrungen reif gemacht, ohne doch für den Stil der Groteske die nötige Phantasie zu haben. Soweit diese Menschen in uns hafteten, hafteten sie nicht durch ihre Taten noch durch ihr Wesen, sondern durch ihre Aeußerungen. Der Dramatiker Thoma war auf kürzestem Wege vom Vers seiner Wochengedichte zu der Prosa seiner Eintags- oder Einjahrskomödie gekommen: er beschenkte seinen Dialog und erfreute unser Ohr mit der Geschmeidigkeit, dem Rhythmus und der Prägnanz, die manche seiner Schlemihliaden am Leben erhalten werden, wenn ihre Anlässe vergessen und ihre Inhalte strohig geworden sind. Eine unverblümte, spröde, kantige, holzgeschnitzte Sprache — diesen Vorzug hat auch ‚Magdalena'; aber da sie nicht vier bis acht Strophen, sondern drei Akte umfaßt, wird sie durch ihn allein so wenig am Leben zu erhalten sein wie ‚Moral'.

Die Moral also wird in dem Volksstück nicht mehr verlacht, sondern tötlich, buchstäblich: tötlich ernst genommen. Das spätere Stück ist die tragische Variante des frühern. Weder Bürger noch Bauer ist abgeneigt, ein Dirnchen heimlich zu frequentieren. Nur läßt der Bürger es bei aller öffentlichen Entrüstung entwischen, während der Bauer es durch seine Entrüstung umbringt. Was Thoma schöner findet, wird nicht klar, weil er ja noch immer nicht redet, nicht kommentiert, nicht moralisiert. Er versucht, darzustellen. Seine Leni Mayr erstickt einfach in der Schlinge, die ihr ein ungütiges Schicksal um den Hals gelegt hat, und die ihre lieben Mitmenschen zuziehen. Ihr Vater ersticht sie, weil das Dorf über sie entsetzt ist. Es ist entsetzt, weil sie (nachträglich) Geld für ihre Liebe verlangt, die jede Dorfmaid allen Buam ohne Honorar zu liefern hat. Sie verlangt das Geld, weil sie in die Stadt zurückwill. Sie will in die Stadt zurück, weil die Dörfler ihr die Hölle heiß machen, und weil der eine, dem sie zuneigt, sie ‚verschmäht'. So sind die Dörfler und der eine, weil sie in der Stadt nun einmal schlecht geworden ist. Sie ist schlecht geworden, weil ein Kerl sie um ihre Spargroschen geprellt hat. Dagegen gab es keinen Schutz. Daß aber sie sich einen Teil des Raubs von einem andern wieder zu verschaffen sucht: das kostet sie ihr junges, dummes, dumpfes Dasein. Der Ring ist geschlossen und die Gelegenheit günstig — für uns: die Armen zu zitieren, die Ihr ins Leben hineinführt und schuldig werden laßt; für viele Dichter, die keine sind: sozialkritisch zu wettern. Das tut Thoma zum Glück nicht.

Trotzdem ist er hier kein Dichter. Denn müßte er, müßte es nicht wenigstens unterirdisch ein bißchen grollen? Nichts grollt. Thoma sitzt so phlegmatisch da, wie wir ihn aus einem Bilde kennen: den massiven Kopf auf die Handflächen gestützt, die kurze Tabakspfeife im Munde und aus dieser Haltung ganz und gar nicht aufgestört von einer Welt, die sein Blick durch zwei scharfe Brillengläser sicher erfaßt, die aber seine Faust in kein Drama zu pressen vermag. Schmucklose Sachlichkeit allein tut es nicht. Bevor ein Dichter sein Werk zu dieser Sachlichkeit abgeklärt hat, ist es gut, daß Haß oder Liebe, Zorn oder Mitleid ihn erst einmal zum Werk getrieben haben. Von solchen oder andern Affekten verspürest du bei Thomas keinen Hauch. Dieser Bauerndramatiker verhält sich etwa zu Hauptmann wie Baluschek zu Leibl; oder nicht einmal. Baluscheks Bahndamm ist nämlich ein Bahndamm; dieses Berghofen aber ist für mich weder ein Dorf des dachauer Bezirks noch überhaupt ein Dorf. Wo hat der Dramatiker Thoma den Saft, die Fülle, die Farbe seiner Bauerngeschichten gelassen? Oder ist er plötzlich ein Stilist geworden, der gar kein rundes, leibhaftes, riechendes, lärmendes, lachendes und weinendes Gemengsel von Strohdächern, Düngerhaufen, krachledernen Hosen, Heugabeln, unehelichen Kindern und Haberfeldtreibern geben wollte, sondern eine Lineatur?

Ich wende mir selber ein, daß ich das Stück nicht gesehen, sondern gelesen habe, und lese es zum zweiten Mal (nachdem ich an der Tür des Deutschen Künstler-Theaters habe umkehren müssen). Ach, es wird beim zweiten Male nicht plastischer. Dieser rechtliche, leidlich vernünftige, nicht übertrieben strenge Vater, der lange braucht, bis er zu einer Art Odoardo des Dorfes wird — ihm fehlt gewiß jeder Zug, der ihn theatralisch verunstalten, aber auch jeder, der ihn uns belangvoll machen könnte. Dabei ist er noch ein blutreiches und originales Stück Volk gegen seine Tochter, die nur der Schatten einer Magdalena ist. Die andern vollends huschen als gleichgültige Episoden durch drei Akte, die richtig aufzubauen leicht sein muß, wenn mit solcher Entschlossenheit alles schmückende, verwirrende, belebende Beiwerk vermieden wird. Der Humor ist bis zu einem Grade ausgeschaltet, daß Hebbels ‚Maria Magdalena' daneben von Dickens zu stammen scheint; man erkennt Ludwig Thoma nicht wieder. Aber auch die geistige Dürftigkeit dieser drei Akte ist größer, als sie ein Autor sich hätte erlauben dürfen, der ein satirischer praeceptor Germaniae sein wollte, also auf seine Autorität zu halten gehabt hätte. Es ist wie bei Bahr. Männern, die ihre Zeitgenossen zu erziehen und damit unsre Zustände zu bessern den Drang und vielleicht die Gabe haben, tut es nichts, durch die Fabrikation schmieriger Schwänke und gedankenleerer ‚Volksstücke' die Wirkung ihrer wichtigern Arbeit in Frage zu stellen. Dann aber wundern sie sich noch, wie gering in Deutschland die Achtung vor ihrem Stande ist; daß Niemand darauf kommt, sie jemals ihre Theorien in die Tat umsetzen zu lassen; und daß unsre Zustände immer schlimmer werden.

# Aribert Waescher von Else Lasker-Schüler

Zur Zeit des Nazareners
War er ein starker Jünger.

„Arib"! So nenne ich meinen herrlichen Freund.
Tief religiös ist er.

Jedes Jahr pflückt er das Evangelium
Glitzernd vom Weihnachtsbaum.

Aber auch vergoldete Aepfel und Nüsse
Und Herzen aus Chocolade.

Freut sich darauf wie der fünfjährige Ari,
Der so viel Liebe von Mutter und Vater empfing.

Er sehnt sich noch immer nach süßen Beteurungen
— Der Riese.

Schlägt er die Fransen seiner Lider auf,
Wird es blaublaublau.

Sein Schritt auf die Bühne
Hob seinen Traum nicht auf, erhöhte ihn.

Seine Stimme wurde antik:
Ein Hektor in des Theaters Arena.

Thau im Klang, bebend vor Kraft,
Dennoch Zurückhaltung im Ausbruch bewahrt.

Wie vornehm spielte er den Holofernes;
Und nicht als ungeschlacht Raubtier.

Dabei freut sich Niemand neidloser
Am Spiel des Andern wie mein Freund.

Namentlich weiß er den Bassermann
Unendlich zu verehren.

Wie erst versteht er Freund zu sein
Dem Freunde brüderlich.

In der Passion saß Aribert zur Rechten Jesu,
Ein junger Petrus: Knecht und Wille zugleich.

Ergriff es mich mächtig, ich weinte,
Als er schlicht und entsetzt zu Ischariot sagte:

„Du wirst dir doch von unserm Herrn
Nicht die Füße waschen lassen!"

Dann — mit welchem Blutbeben
Er selbst seinen Fuß dem Rabbuni reichte.

Sehr oft wandeln wir beide
Durch die alte und neue Testamentwelt;

Und waren schon im Himmel einmal
— bei Gott.

## Es von Alfred Polgar

Ziemlich fassungslos steht man diesem dramatischen Vorfall — ‚Es‘, Schauspiel von Karl Schönherr, Fünf Akte — gegenüber. Folgendes ereignet sich:

Ein Arzt, zelotischer Verkünder der Lehre, daß Lungenkranke keine Kinder haben sollen, muß bei sich selbst Tuberkulose feststellen. Keinen, der des Schicksals Theaterlaunen kennt, wird es wundern, daß jener Feststellung die Mitteilung der Frau Doktor, sie fühle sich Mutter, auf dem Fuße folgt. Zwiespalt. Er läßt, wegen der Volkshygiene, nicht vom Dogma, sie, im heiligen Egoismus der Mutterschaft, verteidigt des gezeugten Wesens Recht auf Leben. Eines Aktes erwacht sie entkindet. Was war geschehen? In Schönherr-Zwiesprache, die noch lange nicht genug kondensiert ist, könnte man das etwa so erzählen: Frau (erwachend): „Was treibst?“ Mann (finster): „Ab“ . . . In der Tat hat der Furchtbare sein Weib narkotisch überrumpelt und ihr das Kind genommen. Es entspinnt sich ein Dialog von ganz und gar unverschmockter Sachlichkeit. „Wie hats ausgesehen?“ fragt die Frau. „Nun,“ sagt er, „du hast doch schon einmal sowas in Spiritus gesehn.“ „Wo hast du’s hingetan?“ forscht sie weiter. Darauf bleibt er (welch wunderliches Restl von Delikatesse!) die Antwort schuldig. Der Zuschauer teilt die Wut der armen schnöde chirurgisch Vergewaltigten und würde, wäre so häßlich-zynischer Gedanke in der Firnenluft solches Dichters denkbar, dem Rohling von Herzen gönnen, daß die Frau ihm ins fanatische Antlitz würfe: „Also jetzt sollst du’s wissen . . ‚Es‘ war gar nicht von dir!“ Akt Vier, da erleben wirs, daß der Arzt, durchfiebert von jener an Lungenkranken zu beobachtenden hypertrophierten Sinnlichkeit, sein Weib auf demselben Diwan, auf dem er sie zur Un-Mutter gemacht hat, neuerdings zur Mutter macht. An den Fenstern rüttelt hierbei ein, von Friedrich Rosenthal inszenierter, Frühlingssturm. In den folgenden Szenen hustet der Arzt schon sehr viel. Wir hören den Galopp der Schwindsucht. Und er, das dunkle Ziel nahe wissend, nimmt Gift. Die ganze Todesstunde wird ihm durch die Botschaft verekelt, daß Frau Maria ein Kind unter dem Herzen hege. Ihre gute Hoffnung vernichtet die seine, als des siechen Stammes letzter Sproß hinzugehn. „Gegengift!“ keucht er nun. Aber da feit sie nix! Roheit gegen Roheit. Erbarmungslos läßt sie ihn, den hierbei ein, von Friedrich Rosenthal inszenierter, Sonnenstrahl umspielt, sterben, seine letzten Zuckungen mit erhöhter, durch Weglassung des Hilfszeitwortes gesteifter Prosa begleitend. Also etwa: „Nicht mehr du morden!“ Eine Sprechweise, die rechtens eigentlich dem mühsam artikulierenden Sterbenden eher zukäme als der Lebfrischen.

Wie weit die Forderung nach einem Verbot des Kinderkriegens für Lungenkranke medizinisch stichhaltig, kann ich nicht beurteilen. In Schönherrs Stück tritt sie jedenfalls mit dem ganzen finstern Applomb einer idée fixe auf und wirkt sich in einer Sachlichkeit aus, die alles Menschliche erstickt. Hier wird das Ding beim Namen genannt, wahrlich nicht beim Kosenamen, und eine Materie, an die selbst das Trampeltier auf Zehenspitzen heran-

ginge, mit dem „Ho-ruck!"-Griff eines Möbelpackers gefaßt. Wenn sie dabei noch besonders hoch gehoben würde! Aber sie wird nur ein wenig auf der platten Erde herumgewälzt. Und was kommt denn heraus bei dieser Wälzung? Daß eine Frau, die Mutter sein will, ein Krankheit-bedrohtes Kind lieber hat als gar keines, daß die Mutterschaft überhaupt was Schönes (Nouveauté!), und daß ein Monomane seiner Idee leicht über die Linie kommt, wo das Menschliche an das Andre grenzt, man weiß nur nicht, ob an das Göttliche oder an das Viehische. Zwei Figuren bestreiten das ganze Schauspiel. Wie Hamlet Dolche, reden sie Holzhacken. Sie sind mit knotigster Deutlichkeit nicht sentimental, aber umso zuwiderer, wenn sie, wie es von Zeit zu Zeit geschieht, einen gestockten Gefühls-Kloß erbrechen. Als ein andres Rausch-Symptom stellt sich bei diesen von Kraftbrühe Betrunkehie und da auch poetischer Singultus ein. Dann spricht der todbewußte Arzt etwa: „Stehst schon hinter mir, alter Tafeldecker?!"

Die darstellerischen Aufgaben werden im wiener Deutschen Volkstheater erledigt von Anton Edthofer, der seiner dem Liebenswürdigen und Leichten geneigten Art erstaunliche Härte aufzwingt, und von Lucie Höflichs überzeugender, vom Atem eines vollen, starken Menschentums getragener Schauspielkunst.

---

# Der Tip war gut von Frank Warschauer

Sie ging zu Einem, den sie von früher kannte
und sagte: „Herr Schneehuhn, die Elisabeth liegt im Sterben,
meine dreijährige Tochter. Leokadyl ist sehr teuer,
gegen Herzschwäche bekanntlich das einzige Mittel.
Ich bitte Sie, geben Sie mir einen Rat:
Sind Hippelsdorfer Maschinen gut, oder wird die Breslauer Montangesellschaft
in diesem Jahr die Dividenden erhöhn?"

Schneehuhn sagte nach kurzem Zögern:
„Tüll Flöha sind noch steigerungsfähig,
nach meiner Ansicht; natürlich unverbindlich."
Sie wußte aber: Schneehuhn war erstklassig informiert
selbstverständlich — als Vorsteher einer Depositenkasse
(übrigens hat er auch in diesem Falle Recht behalten).
Und wie einst jener Saulus, so ward sie hier von dem Strahl des Glaubens getroffen:
Tüll Flöha ist noch sehr billig, Tüll Flöha muß steigen,
um dreihundert Prozent, vielleicht auch vierhundert.
Der Mensch ist nicht allein, im schwierigsten Augenblick
hilft ihm irgendetwas. Sie sah ihn deutlich vor sich
einen Hügel von Butter, groß wie ein ganzer Käse
und licht, gelbhell, eine Mittagssonne.

Die Straße grüßte sie donnernd, Posaunen der Automobile
kündeten einen neuen Tag an, über dem Dach an der Ecke Mauritius-Straße
stand es riesenhaft mit Lichtbuchstaben: Tüll Flöha.
Da sah sie am Himmel in der Badewanne das Kindchen
wieder gesund, die geliebte Haut wieder zart wie Schinken
und duftend nach Salat, reiner Milch und holdem Kalbsbraten!
Leider war Elisabeth schon gestorben, als sie nach Hause kam.

# Bemerkungen

### Häußer gesucht

Dank Willy und seinem Doornröschen ist in der deutschen Hocharistokratie die Heiratswut epidemisch geworden. Geschickt hält man sich dabei an das erlauchte Vorbild, das, wie es im Berliner Lokal-Anzeiger hieß, des öftern in ein fröhliches Lachen auszubrechen pflegt, und unternimmt seinerseits Taten, die der bürgerlichen Mitwelt ein ebenfalls fröhliches Lachen entlocken könnten, wenn es nicht durch die Erinnerung an die Tränen, die die Hocharistokratie sie gekostet hat, unterdrückt würde. Jedenfalls hat die prüde deutsche Hocharistokratie, deren Weltruf nicht nur die Keuschheit, sondern auch die Tatsache einer ausgesprochenen Inzucht war, von der Revolution sowohl wie vom Hause Doorn gelernt, sich umzustellen und etwas für den Humor zu tun.

In mehreren Zeitungen war das folgende Inserat zu lesen:

> **Hedwig von Pohl**
>
> Tochter des verstorbenen früh. kais. Admirals, Sr. Exzellenz Herrn von Pohl, Chef der Hochseestreitkräfte,
>
> **Ludwig Christian Haeusser**
>
> Vorstand der christl. radikalen Volkspartei, Chefredakteur und Advokat,
>
> Verlobte.
>
> Oldenburg i./O. Bonnigheim. Weihnachten 1922.
>
> (Die Trauung findet am 3. Februar 1923 statt.)

In Privatangelegenheiten sich zu mischen, ist eine Gemeinheit. Ich unterlasse es daher, auf die Motive dieser neuen Verlobung einer edlen Dame mit einem Chefredakteursadvokaten einzugehen. Von dem Schwiegersohn des ehemaligen Chefs der deutschen Hochseestreitkräfte wäre aber dennoch zu sagen, daß er im vergangenen Jahr auf den damaligen Reichskanzler folgendes Telegramm losließ: „Lieber Freund und quasi — Landsmann! Ich bestätige den Inhalt meiner gestrigen Karten an den Reichspräsidenten, Reichstag, Reichskanzler! Mit meiner Bewerbung um den Posten eines Außenministers ist es mir ernst, sehr ernst!!! Im Reich ist kein Mann, der so viel Rückhalt in allen Volksschichten hat und so stark vom Volkswillen getragen ist! Dem Ausland in Sonderheit Frankreich gegenüber ist Niemand geeignet, die Interessen des Reiches zu vertreten, wie ich es bin!! Wenn Sie mit Mir reden, beweise Ich es prompt!"

Also immerhin ein Witzbold von Format. Dem deutschen Hochadel aber rate ich, diesem Beispiel zu folgen, um erstens der Zeit, mit der er sowieso nichts mehr anzufangen weiß, Rechnung zu tragen, indem er sich mit den überzeugtesten unadligen Anhängern des verfluchten Regimes verehelicht, und zweitens sich dadurch ein wenig frisches Blut zuführen zu lassen. Drum laute die neue Parole: „Haeußer gesucht!"

*Hermann Penzer*

### Bücher

Anton Santer: Nachruf
(Brenner-Verlag in Innsbruck)

Aus der täglichen Sturzflut von Büchern und Broschüren sei diese Schrift ihrer herben, marktabgewandten Hoheit wegen zuerst genannt. In dem esoterischen Kreis der Brenner-Leute, deren Arbeiten Variationen sind über das unendliche Thema Kierkegaard, ist Santer der Dichter. Sein ‚Nachruf', die Schilderung einer um Gott bemühten Lebensführung, die sich vor dem Eindringen der Reflexion in alle Winkel des Innen und Außen flüchtet, steht so über der Litera-

tur des Heute, daß er sich der üblichen „Besprechung" entzieht und nur eines dankbaren Wortes gewiß sein kann. Ein von tiefem Glauben erfülltes Buch, das menschlicher und freier macht. Kein Zweifel, daß das Unwichtigere an ihm die poetische Stimmungsfülle ist: die dröhnende Einsamkeit der großen Stadt; der erhabene Abschluß einer Hochgebirgslandschaft; Nachtszenen von bestirnter Schönheit, die an den toten Trakl denken machen. Schon im Formalen achtunggebietend durch die aufgesparte Knappheit der Diktion. Als habe der Dichter bei jedem Satz die strenge Mahnung seines Meisters vor Augen gehabt: „Schwätzen ist die aufgehobene Disjunktion der Leidenschaften zwischen Reden und Schweigen."

Berta Lask: Rufe aus dem Dunkel (Buchverlag der Arbeiter-Kunst-Ausstellung, Berlin)

Warum ist Expressionismus und Proletariat ein unmögliches Zeugma? Weil (siehe Karl Marx) die oekonomischen Voraussetzungen fehlen, weil die jagende Hast den Arbeiter noch immer nicht zu Atem, Sammlung, Schulung kommen läßt. Das undurchführbare Bemühen, künstlerisch unorientierten Proletariern proletarische Kunst zu schaffen, gibt den Gedichten der sehr begabten und aufrichtig glühenden Verfasserin etwas Gezwungen-Starres, aus dem sie sich nur in zwei Stücken: ‚Christus bei den Kanonen' und ‚Der Glückliche und der Tod' zu rein lyrischer Gestaltung erlöst. Dort in der Vision des waffenwehrenden Heilands, hier im hellen Rhythmus eines glücklichen Herzens ist jenseits aller programmatischen Tendenz der Weg in unbeschwertere Zukunft gewiesen.

Vom Kriegsspiel der Jugend

Das Buch von Deutschlands Schuld und Niederlage. Auf hundertfünfzig Seiten werden ernsthaft ausführliche Anleitungen zu aller Art von Kriegsspiel gegeben, dessen Wert für die „körperliche Ertüchtigung" — welch ein Wort! — der Autor nicht genug loben und preisen kann. Unbeschreiblich die ahnungslose Roheit seiner Marginalien. Der Mann, welcher sich rühmt, mit elfjährigen Kindern Tagmärsche von 40 Kilometern und mehr geleistet zu haben, heißt Huth und scheint Hüter der Jugend zu sein. Wohnhaft in München, zuständig nach dem politischen Bezirk Ludendorff. Der Verleger führt mit Recht den Namen Wunderlich.

Kurt Hiller: § 175 (Paul Stegemann Verlag, Hannover)

Vom ‚Fridericus Rex' zum § 175 führt nur ein Schritt: der

Paradeschritt. Gegen die abscheulichste und verlogenste Emanation der preußischen Weltanschauung „Ordnung muß sind“: die geschlechtliche häuft Hiller noch einmal klar, klug und sachlich die Evidenz seiner Argumente, deren Richtigkeit ihm dreihundert der besten Köpfe des Landes ausdrücklich bestätigt haben. Da aber unter ihnen etliche sind, die das wichtigste Dokument des deutschen Bürgers: den Taufschein nicht beizubringen vermögen, wird auch dieser Versuch, lebendiges Wasser aus verstaubten Brunnen zu schöpfen, vergeblich sein.

Die besten Erzählungen von Tolstoi

sind nicht die besten. Man mag, je nach der Einstellung, von der Höherwertigkeit des jungen oder des alten Tolstoi durchdrungen sein: aber den Herausgeber eines so prätentiös titulierten Buches, worin dann weder der ‚Iwan Iljitsch‘ noch eine der mächtigern ‚Volkserzählungen‘ zu finden ist, könnte man beinahe wegen Unterschlagung belangen. Gewiß hat auch Molos Auswahl (in den Auswahlbänden des Verlags Albert Langen in München) ergreifende Stellen — und wo bei Tolstoi wären die nicht! —; sollte er jedoch die Absicht haben, den „besten Erzählungen“ einen Band der allerbesten folgen zu lassen, so schlage ich vor: Tolstois gläubigste Geschichte: ‚Die drei Greise‘; seine zarteste: Andrejs Tod (aus ‚Krieg und Frieden‘); seine künstlerisch reifste: ‚Iwan Iljitsch‘; seine russischste: ‚Märchen vom einfältigen Iwan‘. Seine schlichteste: ‚Wieviel Boden ein Mensch braucht‘ könnte, wenn kein Raum mehr wäre, ruhig an Stelle des Vorworts stehen, das ja doch nur den Unterschied zwischen früherer und heutiger Prosa blamabel offenbart.

Ernst Drahn: Friedrich Engels (Verlag Junge Garde zu Berlin)

Eine reinliche Biographie, die es mit anerkennenswerter Objektivität unterläßt, den Toten für Parteizwecke zu reklamieren. Allen Arbeitern, rechts wie links, und besonders ihren Bibliotheken zu empfehlen.

Fr. W. Foerster: Bismarcks Werk (Verlag ‚Friede durch Recht‘ Ludwigsburg)

Dem herrschenden Nationalismus Treitschkes und Bismarcks stellt Foerster die Kritik des Politikers Constantin Frantz entgegen, der in Bismarcks zentralistischem Regime als Erster einen folgenschweren Irrtum sah. Foersters Mut, Erkenntnisse unbekümmert um Tagesmeinungen auszusprechen, tritt auch in seiner Bismarck-Darstellung zutage (die einem größern Werk entnommen ist). Das ist eben die Schrift, welche die philosophische Fakultät Münchens zu dem Urteil reizte, daß „sich jeder Deutsche über sie entrüsten müsse“. Weil aber das Einzige, worüber sich wirklich jeder Deutsche entrüsten müßte, die „unentwegte“ Engstirnigkeit seiner Fakultäten ist, sei wieder hervorgehoben, daß dieser Professor Foerster in besserm Sinne deutsch ist als seine Widersacher, und sein Bestreben, den säbelrasselnden Bramarbas durch ein friedlicheres Ideal zu ersetzen, höchster Ehren wert.

*Heinrich Fischer*

## Filme

Soll man die glatten Könner unter Hinweis auf den Hochflug edel oder künstlerisch gedachter, aber in der Ausführung mißratener Produkte schlechter Geschäftsleute verdammen — oder die entgleisten oder strauchelnden Idealisten mit der Vollendung der ewig Fertigen totschlagen? Ich glaube, die Wahl ist heute noch garnicht gegeben. Denn was sich heute beim Film Idealismus nennt, findet vorläufig noch überaus selten seinen Ausdruck in künstlerischer Arbeit, beschränkt sich noch oft auf ein nebuloses Wollen ohne jede Klarheit über künstlerische Ziele und Möglichkeiten, auf Unfähigkeit, in andern Künsten oder Handwerken Tüchtiges zu leisten

oder auf — einfache Großmannssucht. Wiederum sind selbst inmitten unsrer Produktionshochflut, bei den ständig wechselnden Arbeitsbedingungen, die wirklich gekonnten Filme verhältnismäßig so außerordentlich selten, daß man kaum Gefahr läuft, sich an den heiligsten Gütern der Menschheit zu vergreifen, wenn man feststellt, daß einem ein inhaltlich gleichgültiger, hausbackener und im Einzelnen unwahrscheinlicher — wer läßt das Mädel, das er bewachen will, im Parterrezimmer nach der Straße zu schlafen! — Familienromanfilm wie ‚Tabea, stehe auf!' gar nicht unlieb ist: ob seiner saubern Mache, ob der tüchtigen Regie Dinesens, die selbst aus Lotte Neumann eine recht anständige Leistung herauszuschlagen verstand, und Dinge wie den Karneval und den Schwips fast zart, jedenfalls aber ohne alle verstimmenden Mätzchen zu behandeln weiß, und schließlich ob einer kleinen, aber wundervoll durchgeführten Rolle Guido Herzfelds. Jedenfalls scheint solch ein Film der gesunden Entwicklung der Gattung förderlicher als Riesenschinken wie der ‚Mann mit der eisernen Maske' oder große Kanonen wie ‚Nathan der Weise'.

Nicht daß jener ein schlechter Film wäre. Er steht, wie man so sagt, wenn nicht in der allervordersten, so doch in der ersten Reihe der Produktion. Sehr behutsam, mit einem edeln Geschmack gestellt, sorgfältig probiert, mit hübschen Erfindungen im Einzelnen (Gegensatz zwischen Volks- und Hoffest), mit feinfühliger Unterstreichung der schauspielerischen Leistung und vortrefflicher Photographie. Aber letzten Endes ist das doch Alles Technik, die sich lernen läßt. Es ist ja ein Irrtum, anzunehmen, daß sich, gute Technik vorausgesetzt, die ganze Weltgeschichte, nebst allen historischen und pseudohistorischen Romanen, beliebig verfilmen ließe, sofern man nur erst den spannenden Schmöker und den Mann gefunden, der die Sache in sieben Akte zu arrangieren weiß. Die Schwierigkeit ist nicht die, einen Stoff zu finden, der Gelegenheit bietet, Filmkünste spielen zu lassen, sondern einen, der ein Publikum fesselt, nicht roh stofflich allein, sondern der sich ihm so in Herz und Sinne spielt, daß es erfreut sich selbst in einer Form wiederfindet. Aber Ludwig XIII., Ludwig XIV., Richelieu und Mazarin, Hugenotten und Kerkermeister — was gehen sie einen denn an? Dies ganze lebendig gewordene Panoptikum wirkt zuletzt, wie allzu künstliches Spielzeug auf Kinder, nach der ersten Ueberraschung langweilig. Auch täusche

man sich darüber nicht: So wenig wie jede beliebige Geschichte eignet sich jedes beliebige Kostüm und Milieu zur Verfilmung. Für Filmleute gibt es gar nicht genug weltgeschichtliche Epochen, und sie meinen Wunder was zu tun, wenn sie neues Kostüm und dieses womöglich „echt“ und prächtig bieten. Aber nicht alle Kostüme sind zur selben Zeit künstlerisch gleichwertig; es kommt weniger auf Echtheit als auf Wirkung an. Reifröcke gehen, sie „ziehen“ sogar, denn die Tendenz zur Krinoline ist da, Empire, Biedermeier, Gotik entsprechen dem Hang zur Romantik, zur Altertümelei, sind interessant oder doch, wie in ‚Vannina‘, ins Interessante zu stilisieren und kommen verborgenen Kleiderwünschen des Beschauers, die zugleich auch Formwünsche sind, entgegen. Aber grade das Barockkostüm mit den falschen Bärten und Perücken geht uns heute wenig ein. Ein Film, in dem alle Leute von vorn herein verkleidet aussehen, ist rasch verloren.

Wie sehr, wie durchaus die Wirkung des Films vom mitfühlenden Herzen des Zuschauers abhängt, beweist ‚Nathan der Weise‘. Der von einem Haufen Kriegsknechte gehaltene Jude, der zusehen muß, wie Weib und Kinder im heiligen Tempel verbrennen, der mit seinem Gott hadert und die Menschen verflucht, ist, von Werner Krauss überwältigend, allerdings in Folge Manuscriptfehlers mehr ge- als dargestellt, eine menschliche Angelegenheit weit über das Ethnographische hinaus, ein Erlebnis himmelschreienden Unrechts. Das bleibt. Auch sonst gibt es Lebendiges. Auch hier, wie seit ‚Lucrezia Borgia‘ so oft, die heimlich fortschwelende Kriegslust dieses Volkes in einer zwar nicht mit dem atemraubenden Impressionismus der Lucrezia-Belagerung, aber doch sehr gut aus vielen Dokumenten wuchtig und lebendig herausdestillierten Kreuzzugschlacht und Erstürmung; daneben manches mindestens geistvoll Vergegenwärtigtes wie die Orientszenen. Ein Fehlgriff dennoch. Nicht nur, weil etwa die Gelegenheit, die Einheit des Prächtigen, Edelmütigen, des Weisen, Tüchtigen, des unruhigen Stürmers, eine sehr schöne Konzeption der Gesamtmenschheit also, herauszuarbeiten versäumt wurde, was dem Ganzen mehr Halt gegeben hätte, sondern wegen der falschen Wahl des Stoffes. Das Kernstück, die Parabel, ganz blaß silhouettenhaft nach der Art von Parfümreklamen und bildlich absolut unverständlich, also verfehlt. Die Nathan-Geschichte breit auseinandergezerrt und von den Lärmstrecken der Schlachten eingeengt. Das Religiöse im Text steckenbleibend oder illustriert, anstatt dargestellt. Fazit: ein Haufen schöner Trümmer, während es darauf angekommen wäre, die Parabel sowohl wie Lessings Fabel noch einmal zu erfinden, es Nathan gleichzutun, dem Orientalen, und eignes Erleben bild- wie lehrhaft zu gestalten.

*Roland Schacht*

### Vergnügungen

An ihren Vergnügungen könnt Ihr sie erkennen, die Zeit und die Menschen der Zeit.

Es gibt zwei Mittel, sich von der Arbeit, der Fron, dem Muß und Zwang des Tages zu erholen: die Ruhe oder den Wechsel, Ausspannung oder Umschaltung. Ruhe ist Kontrast, Wechsel ist Weiterbeschäftigung der Nerven, aber in einer andern Sphäre. Beide Methoden sind hygienisch.

Die Menschen dieser Zeit, die fast alle Menschen der Großstadt sind, kennen weder die Ruhe noch den Wechsel, darum sind ihre Vergnügungen unhygienisch.

In einer Stadt wie Berlin muß Der, der zur Arbeit geht, vor allem den Raum überwinden, mit Hilfe von Verkehrsmitteln, die längst zu schwerfälligen, energiefressenden, gehaßten und lästigen Hindernissen geworden sind. Aber wer dort zum Vergnügen

aufbricht, muß zunächst ebenfalls den Raum überwinden.

Ob morgens oder abends, er geht zur Tram, zur Untergrundbahn, zum Autobus, und wenn er angekommen ist, empfängt ihn derselbe Geist, der am Tag Herr über ihn war: der Geist des Betriebes, des Unternehmens, der Ausbeutung, der Dividende.

Lieblos wie der Tag ist die Nacht. Hier wie dort ist man Masse, an Stelle des Arbeitgebers treten der Geldeintreiber des Etablissements, Garderobepächter und Kellner.

Der Abend ist Fortsetzung des Tags mit denselben Mitteln. Der ganze Apparat, die ganze Industrie des Vergnügens ist nur ins Leben gerufen, um das Geld in der Brieftasche zum Uebergang in eine andre Brieftasche zu bewegen. Diese Tendenz ist so offenkundig, daß Niemand sich mehr Mühe gibt, die Spekulation durch die geringste Liebenswürdigkeit zu verschleiern. Illusion fehlt in der Großstadt durchaus.

Ein Gang ins Konzert, eine Fahrt ins Theater sind Anstrengungen, die den ganzen Tag im voraus bestimmen. Sucht man eine Oper auf, so ist man gleichsam für zwei Stunden zugelassen, danach wird man in Das wieder hinausgestoßen, dessen graue Oede man nie vergißt, die beschmutzte, herzlose Stadt.

Aber grade in der Oper könnte man leicht einer Zeit nachsinnen, in der Vergnügung und Gesellschaft eines waren: die Oper entsprang dem Geist der Gesellschaft, war eine Veranstaltung im Rahmen der Gesellschaft, und der Rahmen umschloß vor und nach der Aufführung das Mitglied der Gesellschaft. Niemand fuhr damals aus einem fernen Viertel ins Theater und stand nachher wie ein Ausgestoßener vor Türen, die sich schließen, weil die Leistung des Unternehmers vorüber ist.

Es scheint, daß ich da auf ganz altmodische, ja feudale und höfische Gedanken komme. Aber es steht fest, daß ich in jedem einzelnen Konzert, jeder einzelnen Aufführung diese sachliche, kühle Distanzsetzung zwischen mir, dem Zuschauer, und dort dem Ausübenden abscheulich finde, und gern ins Theater ging ich immer nur, wenn ich mit den Schauspielern persönlich bekannt war und wußte, daß ich mich nachher mit ihnen treffen würde.

Mit andern Worten: in mir wenigstens ist der Wunsch sehr stark, an der Atmosphäre des Theaters teilzuhaben, in die Atmosphäre des Theaters einbezogen zu sein. Man denke nur daran, wie noch in Goethes Romanen das Theater das einzige gesellschaftbildende und die Stände zusammenführende Motiv des deutschen Lebens ist: ein Baron in einem Schloß lud sich eine Truppe ein, studierte mit ihr, verkehrte mit ihr, und das Vergnügen, das er suchte, bestand darin, interessierter Teilnehmer zu sein.

Genau dies vermißt man heute und wünscht es vergebens. Es ist ein falscher Ton, eine falsche Wertung in diese Dinge gekommen. Die Arbeit der Künstler tritt zu prätentiös, nämlich zu ernst auf. Das Spielerische fehlt, das darin bestünde, daß Menschen, die eine Illusion wünschen, sich mit denen, die die Illusion gestalten können, sich zu einem Spiel von tieferm Sinn zusammen tun.

*Liliput*

**Selbsterkenntnis**

„Die preisgekrönte Damenspende des Presseballs zeigt die Form einer langstieligen erblühten Blume, deren einzelne Blätter außen und innen die Namen der berliner Zeitungen tragen."

**Liebe Weltbühne!**

Einer zählt renommierend die Seltenheiten seiner Autographensammlung auf. Heinrich Grünfeld hört sich das eine Weile mit an, und dann spricht er: „Das kann mir alles nicht imponieren. Ich habe einen angezweifelten Holzbock."

## Antworten

**Justizrat Dr. N. R. in E.** Sie sind der Ueberzeugung, „daß es nichts Ernsteres geben kann, als Fechenbach aus dem Zuchthaus zu befreien“. Denn solange ein Staat mit solcher Unbekümmertheit das Recht beugt, hat er nicht das Recht, sich über Rechtsbeugungen eines andern Staates zu wundern, die ihm schweren Kummer machen. Aber: „Wir deutschen Pazifisten allein sind zu schwach, etwas zu erreichen. Von der deutschen Regierung haben wir, namentlich bei der augenblicklichen Zusammensetzung, nichts zu erhoffen. Will man also Fechenbach helfen, so bleibt nichts übrig, als sich an die Intellektuellen des Auslands zu wenden. Mag sein, daß im ersten Augenblick die bayrische Regierung erklärt: Nun erst recht nicht! Sie wird aber auf die Dauer dem Druck dieser Kreise nicht widerstehen können. Namentlich kann ja vom Ausland her das uns noch unbekannte Ritter-Telegramm veröffentlicht werden. Dann wird sich schon zeigen, daß zwar die frühere Regierung und die frühern leitenden Kreise dadurch bloßgestellt sind, nicht aber das deutsche Volk als solches. Ich weiß kein andres Mittel, um dem Manne zu helfen.“ Es gibt wahrscheinlich kein andres — bei der Geistesverfassung der bayrischen Machthaber und der schändlichen Gleichgiltigkeit unsrer Intellektuellen, die zwar den Ankläger eines Justizmords verherrlichen, wenn er Ausländer und gestorben ist, aber alle Justizmorde in ihrem eignen Lande seelenruhig hinnehmen. Jedenfalls: wie immer die Erfolgsaussichten dieses Mittels sind — es muß versucht werden. Und es wird versucht werden.

**Adolf Weißmann.** Sie schreiben in der Vossischen Zeitung: „Es geschehen heut in der deutschen Musikkritik Dinge, die in andern Zeiten unmöglich waren.“ Aus den vorhergehenden und den folgenden Sätzen ist zu ersehen, daß Sie mit diesen Dingen recht bedenkliche Korruptionserscheinungen meinen, und daß Sie die Luft zu reinigen wünschen. Aber dazu genügen nicht unfaßbare allgemeine Beschuldigungen: es müssen Namen und Tatsachen genannt werden, Herr Professor. Also worum handelt es sich?

**F. S.** Zu den vielen guten Eigenschaften, die wir Deutschen uns beilegen, weil wir sie nicht haben, gehört die Kenntnis des Auslands. Wie leicht wird da eine etwa statistisch erfaßbare Kenntnis der fremden Sprachen und Theaterstücke mit der Kenntnis des fremden Wesens verwechselt! Die ist leider bei uns unendlich gering. Wenn nun L. Persius den Lesern der ‚Weltbühne‘ ein andres Bild von Serbien enthüllt hat, als ihnen bisher auf der Operettenbühne, im ‚Simplicissimus‘ und in Zeitungsartikeln geboten worden ist, so soll das nicht geschehen sein, ohne daß der König Peter, der für uns als eine Kreuzung von Hammeldieb und Königsmord-Hehler fortlebt, in seiner

wahren Gestalt hineingezeichnet wird. Wer der Mann war, ist deswegen so unbekannt, weil schon vor der Balkangrenze auch die üblichen „Kenntnisse“ der Deutschen über das Ausland aufhören. Eine Ausnahme macht Ludwig Quessel, der am 6. März 1922 in den ‚Sozialistischen Monatsheften‘ schreibt: „Von seinem vierzehnten Jahr an mußte Peter Karageorgewitsch in der Verbannung leben. Im deutsch-französischen Kriege focht er als Freiwilliger gegen Deutschland; er wurde gefangen und entwich aus dem deutschen Lager, um unter Bourbacki den Kampf gegen Deutschland fortzusetzen. Der Befreiungskampf der serbischen Bauern führte Peter nach Bosnien. Nach zwanzig Monaten grimmigen Bandenkampfes mußte er fliehn, weil gedungene Meuchelmörder ihm auf den Fersen waren, und die türkischen Grundherren jedes Gebüsch der bosnischen Wälder nach ihm absuchten. Im Exil findet er den Weg zum Sozialismus. Er übersetzt Saint-Simon, Proudhon, Bakunin und Marx. Seinem demokratisch-sozialistischen Ideal hätte es am besten entsprochen, als Präsident der serbischen Republik nach dem Sturz der Gewaltherrschaft der Obrenowitsch in die Heimat zurückzukehren. Dazu war die republikanische Idee in Serbien aber noch zu schwach. Peter nahm die ihm dargebotene Krone an, sorgte aber dafür, daß eine Verfassung auf demokratischer Grundlage zustande kam, die dem Serbenkönig nicht mehr Rechte gibt, als sie etwa der Präsident der französischen Republik aufweisen kann. Er förderte die Agrarreform derart, daß er jedem Serben einen Anteil am heimatlichen Boden, ein Erbgut, zum mindesten aber eine Heimstätte sicherte. Daß Peter in beiden Kriegen Beweise großen Heldentums geliefert hat, wird auch von seinen Gegnern nicht bestritten. Seinem Volke wird die von Tragödienschauern umwallte Gestalt des gekrönten Sozialisten, des im Graus des Rückzugs durch Schnee und Eis taub gewordenen, fast erblindeten und von Frostbeulen bedeckten Greises stets ehrwürdig bleiben.“ Das war der König des — laut wilhelmischer Randnote — „serbischen Gesindels, dem man feste auf die Füße treten“ sollte. Dies zu fordern und danach zu desertieren, war freilich leichter, als dem gekrönten Sozialisten an Mut und Größe zu gleichen.

**Heinrich F.** Sie liefern einen Nachtrag zu der literaturkritischen Charakterisierung der Prager Dichterschule (in Heft 50 des vorigen Jahrgangs), indem Sie vorschlagen, sie nach der berühmten prager Synagoge „Altneuschul“ zu nennen.

**Oberschlesier.** Nach Ihren Mitteilungen geht es bei euch ja munter zu. „Wer das nationalistische Geheul nicht mitmacht, wird auf offener Straße als Landesverräter beschimpft und den Orgesch-Leuten denunziert. In den Hauptwerkstätten der Staatsbahn Ratibor wird eifrig für einen ‚Bahnschutz‘ geworben: Taglöhnung 7500, bei ‚aktiver Tätigkeit‘ 15 000 Mark. In dem Personenzug, der am dreizehnten Januar vormittags $9^{58}$ die Station Deutschwette passierte, befand sich eine Hundertschaft ‚Selbstschutz‘ mit Transportschein nach Gleiwitz. Die

Kerle, meist Bayern, prahlten, daß sie in wenigen Wochen die Polen verjagen würden. Der Reichspräsident hat gepredigt: ‚Harrt aus in duldender Treue, bleibt fest, bleibt ruhig, bleibt besonnen! Im Gefühl unsres guten Rechts tretet in ernster Würde den fremden Gewalthabern entgegen, bis der Morgen tagt.‘ Wie reimt sich das mit der Anwerbung von Freischärlern zusammen, die ja der Regierung so gut bekannt sein muß wie uns? Wer zahlt die ungeheuern Summen für das Pack? Es ist hier eine Stimmung wie Ende Juli 1914. Ueberall spricht man vom kommenden Krieg wie von einer Selbstverständlichkeit.“ Kein Wunder, da sich zur Zeit ein großer Teil der sozialdemokratischen Presse in Nichts von der Deutschen Tageszeitung unterscheidet, während die demokratische der Deutschen Zeitung ähnelt. Der einzige Trost ist, daß die Ernüchterung beträchtlich schneller eintreten wird als nach vier Jahren.

R. W. Das Salzburger Festspielhaus ist zwar noch nicht gebaut, wird aber schon jetzt im Berliner Tageblatt von Hans Poelzig der Mitwelt erläutert. Es sei das zweite Exemplar des Typs Großes Schauspielhaus, dieses Typs der Zukunft. Die Zukunft ist die Aera der Massen, und das Theater der Zukunft „wird in erster Linie das Theater der Massen sein“. Oder muß etwa nicht „der Drang unsrer Zeit nach Mystik und die Sehnsucht nach religiöser Erhebung“ im Theater der Fünftausend zum Ausdruck kommen? Daß der Einzug der Tanzoperette ins Große Schauspielhaus — das hoffentlich samt den Kammerspielen und dem Deutschen Theater durch sie vor der Pleite bewahrt wird — diesem Drang einigermaßen widerspricht, das tut nichts: die Welle ist eben „zurückgeebbt, wird aber bald wieder hochfluten“. Dann nämlich, wenn Deutschland nicht einmal für die kleinen Theater Kohlen genug mehr haben wird. Und was „die Massen“ betrifft, so werden sie sicherlich in teuern Zügen nach Salzburg „fluten“, dort in teuern Hotels kampieren und auf ebenso teuern Plätzen ihre paar Urlaubstage verbringen, gemeinsam mit den gewaltigen Massen der Stadt und des Landes Salzburg.

---

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne‘**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien, Rumänien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Schweiz, Spanien | 5 Schweizer Franken |
| Frankreich | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

# Frankreich, Deutschland, England

von Meridionalis

Die beherrschende Stellung der Politik im Völkerleben ist die Ursache der allgemeinen Katastrophe." So zu lesen im ‚Handbuch der Uebersee-Woche'. Der Verfasser des Satzes ist der ehemalige (und zukünftige?) Generaldirektor der H.A.P.A.G. und derzeitige Kanzler des Deutschen Reichs. Welche andre Macht aber möchte Herr Dr. Cuno, da er doch wohl nur von dem Wunsche, der allgemeinen Katastrophe zu steuern, beseelt die Politik von ihrem angemaßten Thron stürzen will, an ihre Stelle setzen? Sein Vorleben und die Strömungen, die ihn in sein jetziges hohes Amt gebracht haben, noch mehr aber die Reden, die er gehalten hat, seit er es verwaltet, geben die Antwort. Gleich Walther Rathenau glaubt er an den Primat der Wirtschaft.

Man kann andrer Ueberzeugung sein als die Cuno und Rathenau, nämlich dieser: Das ganze, noch lange nicht auf seinem tiefsten Tiefstand angelangte Elend Europas kommt von der verhängnisvollen Ueberschätzung des Wirtschaftlichen; vor allem unser eignes jetziges Elend rührt davon her, daß wir immer Wirtschaft sagten, wenn Andre Politik meinten, und daß wir deshalb an unsern Hauptgegnern ständig vorbeiredeten. Aber wer sich nur darauf besinnt, welch eine Summe von Völkerrechts- und Landfriedensbruch, von schamlosestem Nationalismus und nacktestem Utilitarismus dieses modische Fetischwort, dieser unheilige Schem aller Geschäftemacher und Geistesverneiner grade jetzt decken muß, dem wird sich, in Bitterkeit und Ekel, das Hohnwort Hamlets: „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" auf die Lippen drängen.

Nun, Herrn Cuno (wie seinen Vorgängern und Nachschwätzern) wird schon noch die Lust an seiner geliebten Wirtschaft und der Glaube an ihre Gottähnlichkeit vergehen, wenn er erst erlebt hat, wie das Gebackene vom bochumer Leichenschmaus kalte Schüsseln zur Hochzeit des lothringischen Erzes mit der rheinisch-westfälischen Kohle gibt. Ein Narr, wer nicht spätestens seit Spa eingesehen hat, worauf unausweichlich das pseudo-wirtschaftliche Pfänderspiel hinauslief; ein Kind, wer sich einbildet, er werde zu seinen Lebzeiten, und sei es auch als Greis, noch einmal ein freies deutsches Rheinland erleben.

Raymond Poincaré — nein, ein so beschränkter Kopf ist er wirklich nicht, daß es ihm einzig um die Bilanzen des Comité des Forges ginge. Er hat noch nie an den Primat der Wirtschaft geglaubt. Er treibt Politik; nichts als Politik. Und weil er das tut, weil er seine Stunde wählt und seinen Weg einschlägt, ohne sich von dem Popanz eines Tagesschlagworts beirren zu lassen, darum ist er logisch unwiderleg- und faktisch unbesiegbar. Wer wird ihn denn aufhalten auf der Straße, die zur unbestrittenen Hegemonie in Europa führt? England etwa? Es wird sich hüten, allein mit der größten Land- und vor allem der stärksten Luftmacht anzubinden. Amerika? Ach, du lieber Gott. Das Weiße Haus ist weit, und der Mississippi wird rück-

wärts fließen, bevor so selbstbewußte Leute wie die Yankees zugeben, daß sie sich von dem größten Schwindel der Weltgeschichte haben bluffen lassen. Sie können es nicht, und sie sollen es auch nicht; denn es ist eine Dummheit, von ganzen Völkern zu verlangen, sie sollten sich schämen. Und mit welcher Parole wollte man dem amerikanischen Volk denn einen Krieg gegen jenes Frankreich mundgerecht machen, das man ihm eben noch als den Ausbund aller Tugenden und den Hort aller Gesittung hingestellt hat? Daß dieses Frankreich Verträge als Papierfetzen betrachtet; daß es wehrlose Völker anfällt; daß es die Weltherrschaft erstrebt? Der Mann auf dem Broadway wird überlegen lächeln, wenn man ihm erzählt, es sei diesmal Ernst, bitterer Ernst mit diesen Sprüchen. Wer also wird Frankreich zum Rückzug von der Ruhr zwingen? Niemand. Und daß es ihn je freiwillig antritt, wenn sich der (selbstverständliche, und von Niemand sicherer als von Poincaré vorausgesehene) Fehlschlag der Expedition erwiesen hat: das glauben ja nicht einmal die Engländer, deren kümmerliche Pilatusgeste noch weniger als ein frivoles Spiel, nämlich das Eingeständnis der Ohnmacht ist.

Glaubt irgendwer, der seine fünf Sinne beisammen hat, Herr Poincaré und seine Franzosen wüßten das alles weniger gut? Sie wissen es noch viel besser, und sie wissen noch viel mehr. Sie wissen, zum Beispiel, etwas, was die Deutschen, ihre Treiber und ihre Schreiber immer wieder vergessen: daß wir nicht allein auf der Welt, daß hinterm Berg auch noch Leute und Länder sind. Daß es etwa grade jetzt, östlich von uns, eine mindestens ebenso sengerige Gegend wie die Ruhr gibt, und daß deren Flammen den Briten viel heißer auf den Nägeln brennen als alle Kohlen des Ruhrreviers zusammen und daß man — zufällig — grade dabei ist, sich an einem idyllischen Ort in der Schweiz über die Verteilung dieser Gegend schlüssig zu werden. Die Franzosen wissen auch, daß England nicht das schlechteste Geschäft dabei macht, wenn der Ruhrdistrikt so desorganisiert wird, daß er auf absehbare Zeit wenig oder gar keine Kohlen liefern kann. Denn dann muß Deutschland, Italien, ja Frankreich selbst — soweit es sich nicht an Saar und Ruhr noch eindecken kann — Brennstoff für seine Fabrik- und Lokomotivenschlote aus Cardiff und Newcastle beziehen. Die Franzosen wissen ferner, daß es England nur recht sein kann, wenn Deutschlands Industrie — durch Kohlenmangel, Transportkrisen, Hungersnot, Revolten — in Unordnung oder gar ins Stocken gerät; denn dann ist der Weltkonsum zum Bezug vieler Waren wieder ausschließlich auf England angewiesen, und dessen Arbeitslosenkrise — das einzig wirklich ausschlaggebende Motiv für seine von Frankreich abweichende Behandlung des säumigen Schuldners — verschwindet. Oder läßt doch zum mindesten ebenso weit nach, wenn Deutschland aufgehört hat, Industriekonkurrent zu sein, als ob man es künstlich in den Stand gesetzt hätte, wieder Industriekonsument zu werden.

Und Frankreich weiß vor allen Dingen noch etwas — die unvorsichtig-betulichen Aeußerungen der Mussolini-Presse über

die kommende Kontinentalpolitik zeigen, daß es ihm bereits gelungen ist, das auch Andern plausibel zu machen —: es weiß, daß die Abdankung Englands als europäische Macht, zumindest als europäische Vor- und Schiedsmacht, vor der Tür steht. Wann seit den Tagen des großen Napoleon ist ein französischer Staatsmann mit einem Ministerpräsidenten Seiner glorreichen Britannischen Majestät umgesprungen wie Herr Poincaré mit Herrn Bonar Law? Oder bildet sich Jemand ein, Palmerston, Disraeli, Gladstone, Salisbury hätten sich bieten lassen, daß auch nur die Diskussion eines von ihnen ausgearbeiteten Plans a limine abgelehnt worden wäre? Herr Poincaré wußte, daß er sich diese herrische Geste, diese späte, aber sichere Rache für Faschoda leisten konnte. Denn er kennt, und weiß, daß auch Bonar Law sie kennt: die Schwäche der politischen Stellung Englands. Wie aber ist es so weit gekommen?

England ist in den Krieg gegangen aus vornehmlich wirtschaftlichen Gründen: Niederwerfung eines unbequemen Konkurrenten war sein erstes und oberstes Kriegsziel; busineß as usual gedachte es 1914 und meinte es noch 1919 zu treiben. Erst Spa, vielleicht auch schon San Remo, wo Nitti einigen Einfluß auf Lloyd George gewann, hat diesem und ein paar andern Briten die Augen geöffnet. Es war zu spät. Vor lauter wirtschaftlichen Bäumen — die allerdings dank der ungeahnt plötzlichen und kläglichen Niederlage Deutschlands so hoch und so breit in Englands Himmel gewachsen waren, wie dieses in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hatte — hat es den Blick für den politischen Wald verloren. Die Auskostung seines wirtschaftlichen Siegs hat es blind gemacht für die politischen Züge Frankreichs: ein Beispiel die Preisgabe des Rheins für das Protektorat über den Tigris mit seinem Petroleum, das ihm jetzt auch zu entgleiten droht, und das es nur — mit Frankreichs Beistand halten kann. Nun ist es so weit, daß es der höchsten Figur nach seinem König ein trotziges Schach bieten lassen muß, und es ist sehr fraglich, ob eine rasche Rochade seine ganze — europäische — Stellung noch retten kann. Wenn es dazu überhaupt die Kraft findet. Wahrscheinlich aber wird es bei dem mattherzigen Rösselsprung der „rupture cordiale“ bleiben, und das wird in Wahrheit der „letzte Sprung des alten Löwen“ sein. Denn Bonar Law ist kein Politiker, sondern ein Wirtschaftler; ein Kaufmann, wie man in der deutschen Presse bisher mit lobendem und hoffnungsvollem Augenaufschlag hervorzuheben pflegte; ein Kauf-, kein Staatsmann. Deutschland und England haben Pech, das gleiche Pech: am wichtigsten Wendepunkt ihrer neuern Geschichte werden beide von „ehrbaren Kaufleuten“ (nicht einmal „königlichen“) geleitet. Der Ausgang der Machtprobe zwischen Frankreich und England auf unserm Rücken und auf unsre Kosten — denn nichts andres bedeutet die Ruhrbesetzung, die kein wirtschaftlicher Beute-, sondern ein weltpolitischer Schachzug ist — kann deshalb kaum zweifelhaft sein.

Während des Krieges wurde so viel von Taktik und Strategie geschwatzt und gedruckt, daß selbst der krasseste

militärische Laie den Unterschied dieser beiden Begriffe am Schnürchen hatte. Aber jetzt, da wir sozusagen Frieden, also immerhin Ruhe zu reiflicherm Nachdenken haben, ist es den Geistern, die in Deutschland an den höchsten Stellen stehen, noch nicht klar, daß Völkerstrategie nur mittels Politik zu machen ist, und daß alles Wirtschaftliche — bestenfalls — taktische Bedeutung hat. Daß es genau umgekehrt ist, als das ‚Handbuch der Uebersee-Woche' behauptet. Denn: die beherrschende Stellung der Wirtschaft ist die Ursache der allgemeinen Katastrophe. Der modische Köhler- und Kohlenglaube — eine mesquine Mixtur aus mißverstandenem Marxismus und allzugut verstandenem Manchestertum —, der aus der Geschichte nichts als eine mehr oder minder monumentale Magenfrage macht: das ist das Grundübel, woran Europa und die Welt krankt. Die Franzosen sind die Einzigen, die sich einigermaßen von dieser geistigen Ansteckung frei gehalten haben, und darum stehen sie heute an der Spitze Europas und auf dem Gipfel ihrer Macht, trotzdem sie das numerisch und somatisch schwächste unter den Großvölkern der Erde sind, und obschon sie keineswegs von genialen Königen und Kondottieren, sondern von durchaus ungenialen Advokaten und Journalisten geführt werden. Und sie werden dort bleiben, an Europas Spitze und auf dem Gipfel der Macht, bis ein Drittes, das jenseits von Politik und Wirtschaft steht, diese ganze herunterpolitisierte und abgewirtschaftete Welt aus den Angeln hebt, um . . . sie neu einzurenken.

---

# Der Schrei vom Ararat von Armin T. Wegner

## An die Regierungen der sieghaften Völker

> Aus dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen. *Matthäus II.*

Ihr Diener der Völker!

Aus den Bergen Kleinasiens tönt von neuem die Stimme der Schrecken an unser Ohr. Seit der Stunde, da die jungtürkische Regierung den furchtbaren Entschluß faßte, die armenische Bevölkerung wie eine Schar von Heuschrecken zu vernichten, haben die Stürme niemals aufgehört, dieses Land in Feuer und Blut zu tauchen. Die letzten Reste der Flüchtlinge sind um die Heimkehr auf die verarmte Scholle betrogen, und in allen Jenen, die der Zufall während des Krieges verurteilte, Zeugen dieser Verheerungen zu sein, müssen noch einmal die Bilder des Grauens von ihrem unheimlichen Schlafe aufstehen, die bestimmt scheinen, hinter der armen Schale des menschlichen Hirns niemals zur Ruhe zu kommen.

Was aber haben die sieghaften Mächte des Westens getan, um dieses kleine, wegen seines Glaubens und Geistes gemarterte Volk vor dem völligen Untergange zu schützen? Darf ich Sie als die Häupter dieser Staaten an die feierlichen Zusagen, die Bürgschaften erinnern, die Sie während des Krieges Armenien geleistet haben?

Darf ich noch einmal vor Ihren Ohren und den Ohren der Welt die Worte wiederholen, die Clemenceau, der Präsident des französischen Rates, am vierzehnten Juli 1918 an Armenien gerichtet hat: daß die verbündeten Regierungen niemals aufhören würden, es als ihre Pflicht zu erachten, das Schicksal dieses Landes nach den Gesetzen eines höhern Menschentums und der Gerechtigkeit zu ordnen? Und ist nicht die Luft noch erfüllt von den tönenden Worten Poincarés, die er an den Patriarchen der katholischen Armenier in Zilizien schrieb — Worte, die so bald wieder seinem Gedächtnis entschwunden sind? Lloyd George, Robert Cecil haben nicht gezögert, seine Botschaft zu der ihren zu machen, keiner dieser Männer, der nicht mehrmals eine Erklärung für die Freiheit Armeniens unterschrieb! Briand, Deschanel, Orlando, Sonnino, Wilson — so viele stolze Namen, die gleich einer Parade prächtiger Uniformen an uns vorüberrauschen, um nichts als das Gelächter eines hohlen Echos in den enttäuschten Herzen zurückzulassen.

Denn was war das Ergebnis so feierlicher Schwüre, die einander folgten wie die Verkündigungen eines heiligen Kreuzzuges? Neue Plünderungen, Hungersnöte, Metzeleien! Den blutigen Ereignissen des Krieges reihen sich 1918 die Abschlachtungen von Karaklis, von Alexandropol an, 1921 die Greuel von Pambag, von Samsun, 1922 die letzten Massaker und Vertreibungen im Angora-Gebiet. Sind doch die verbrieften Rechte des Vertrages von Sèvres nicht einmal von Jenen gehalten worden, die dieses Gesetz dem türkischen Volke aufzwangen, und dessen Schicksal durch seine Erfüllung nicht weniger bedroht wurde als das Armeniens durch seine Mißachtung! Der Vernichtung der armenischen und syrischen Christen ist die Ausrottung der griechischen Bevölkerung auf dem Fuße gefolgt, eine Ausrottung ähnlich jener, durch die einst die türkische Verwaltung die Hunde von Konstantinopel vertilgen ließ: sie wurden auf eine einsame Insel im Meere gebracht, wo sie vor Hunger und Durst umkamen. Smyrna ist niedergebrannt. Die leuchtende Stadt des Mittelmeers, der Reichtum und die Schätze, die christlicher Fleiß durch Jahrhunderte anhäuften, ein rauchender Aschenhügel. Wie, und die Feinde Armeniens, die stets auch die Feinde der Menschheit sind, haben den traurigen Mut, uns glauben zu machen, die Reste dieses Volkes hätten sich selbst der letzten Habe und Zuflucht beraubt, die die grausamen Verheerungen des Krieges ihnen ließen? Deuten nicht vielmehr die entsetzenerregenden Berichte englischer und amerikanischer Reisender darauf, daß auch hier jene Rotten der Finsternis ihr gräßliches Spiel trieben, deren eine barbarische Herrschaft sich nur allzu gerne bedient, und die stets die Elemente der Erde zu Hilfe ruft, um die Folgen ihrer Verbrechen zu verbergen?

Aber selbst, wenn wahr ist, was die Erfahrenen des Landes, durch Enttäuschungen geprüft, niemals glauben werden — was beweist es für die Schuld Jener, die man niedergemetzelt, in Gefängnissen erstickt, in die Oede des Hungers getrieben hat? Es gibt keine Schuld unter Säuglingen und Müttern — es sei denn die Schuld des Blutes! Dies aber grade ist es, was sie zum Ziel des bittersten Hasses ihrer Verfolger gemacht hat. Die Qual jener Menschenjagden sich vorzustellen, denen die Scharen der Flüchtlinge in der brennenden und vom Feinde besetzten Stadt ausgeliefert waren, wagt keine irdische

Phantasie. John Clayton, der Berichterstatter der ‚Chicago Tribune', schreibt in seiner Schilderung dieser Entsetzen:

Unfaßbare Szenen haben sich in den Straßen und Docks abgespielt. Neue Leben wurden auf den Steinen der Uferstraße geboren oder auf den Bohlen des Hafendamms. Eine Frau, deren schwere Stunde gekommen war, als sie sich mühsam einen Weg nach dem Boote bahnte, das sie entführen soll, drängt sich wartend durch das Tor, das Neugeborene in den Händen, während zwei kleine Kinder sich an ihre Schürze klammern. Fast unmittelbar darauf wird sie mit ihrer kleinen Familie an Bord des Schiffes gebracht. Ihr Mann aber, der sich in militärpflichtigem Alter befindet, wird gefangen genommen, um später in das Innere verschickt zu werden. Einen andern, mit seiner kranken Frau auf dem Rücken, hält man an der letzten Schranke zurück. Er legt seine Last auf die Ufersteine und bittet den diensthabenden türkischen Offizier, ihn durchzulassen. Ein Blick des Entsetzens verzerrt das Gesicht der Frau, die auf einer Bahre von Segeltuch durch zwei englische Matrosen an Bord gebracht wird, während der Mann sich den andern Gefangenen anschließt. Als die Flut der Menschen anschwillt, steigt das Elend mit ihr. Kinder straucheln und werden zu Tode getreten. Die Barrieren schließen sich für eine Minute, während ein andres Schiff anlegt. Ein Jammerschrei entringt sich der Menge, die bereit ist, das Schlimmste zu erwarten, in dem Wahn, das Tor der Zuflucht hätte sich für immer geschlossen.

Unsre Augen, die diesen traurigen Zeilen nachgehen, wagen nicht, ihnen bis an das Ende zu folgen. Schon sehen wir die Menschen wie Tiere, die der Schrecken des Verstandes beraubt hat, sich gegenseitig in die Flut stoßen, sehen das Meer von Ertrunkenen bedeckt, die sich zu den Schiffen schwimmend vergeblich zu retten suchten, und deren starre Leiber die Brandung an das Ufer zurückträgt. Die Nacht, von feurigen Flecken bedeckt, heult vor Entsetzen, und den brennenden Häusern entstürzen fliehend Männer, Frauen und Kinder, um mit ausgebreiteten Armen in das grausame Gelächter der Maschinengewehre zu fallen. Durch das Dunkel herüber dringt bis in die Stille der Nacht Europas das Geschrei der Gemetzelten, die man in einem Winkel der Gasse ausweidet, gefolgt von jenem tiefen Schweigen, das noch furchtbarer ist als der Schrei, der ihm vorherging.

Was aber trug sich im Innern des Landes zu, wenn dies im Angesicht europäischer Schiffe, unter den Augen ihrer Truppen geschah? Wohin trieb man jene zahllosen Scharen, die man in die Schluchten der Berge führte, die man zur Zwangsarbeit auf den Straßen verurteilt hat, denen man nicht gestattete, sich ein Obdach herzustellen, und die Nahrung verweigerte, wenn sie krank wurden, um sie sterben zu lassen? Aus dem Ufersande der Flüsse scharren Hunde die zerstückelten Leichen, und das Tagebuch, das Dr. Ward für das amerikanische Hilfswerk über diese Ereignisse geführt hat, gleicht auf jeder Seite den Rechnungstabellen, die das getötete Vieh eines Schlachthofes unsrer großen Städte aufzählen.

John Clayton erzählt uns an einer andern Stelle seines Berichtes von der schönen Handlung eines jungen Türken, der gegen die unerbittliche Härte seiner eignen Landsleute einen kranken Flüchtling in Schutz nimmt. Und er fügt hinzu: „Wenn die ganze Welt sich in Todeszuckungen windet, muß man an die kleine Tat eines Einzelnen denken, will man nicht dem Wahnsinn verfallen." Ach, diese

Stimme der Liebe ist es, von der wir nicht zweifeln, daß sie auch in den Tiefen dieses Volkes wohnt, die uns aber immer betrogen hat, sooft wir ihr Glauben schenkten, und die uns wieder betrügen muß, solange dieses Volk, gebannt unter die starre Hand des Islam, ausgeliefert ist einer Schar wilder Emporkömmlinge, die kein andres Gesetz über sich kennen als die eitlen Gelüste nach Macht und Reichtum. Deshalb ist es auch weniger die Wut der türkischen Armeen, deren Heimat der selbstsüchtige Westen nicht minder zu zerstückeln trachtet wie die Türkei Armenien, und die erregt sind durch den grausamen Rückzug des griechischen Heeres — als die Haltung der zivilisierten Staaten der Welt, die uns entrüstet. Es ist Europa, das stets ein Unrecht durch das andre zu vergelten sucht, und das seine Freude über diesen Sieg nicht verhehlt, einen Sieg, erkauft mit dem Blut zehntausender unschuldiger Frauen und Kinder — Europa, das lieber einen wucherischen Handel mit ihren Peinigern treibt als die Reste eines vertriebenen Menschenstammes vor dem Untergang rettet.

Ist das die Art, wie die sieghaften Staaten des Westens ihre feierlichen Zusagen erfüllen? Nicht genug, daß Sie, die sich die weisen Diener Ihrer Völker nannten, das aus tausend Wunden blutende armenische Volk schon während des Krieges zur Stellung von Kriegsfreiwilligen veranlaßt hatten, verhinderten Sie auch die junge armenische Republik, die den Metzeleien entronnenen Flüchtlinge in ihren Heimstätten anzusiedeln. Sie ließen zu, daß die unmündigen Kinder den amerikanischen Waisenhäusern aufs neue entrissen wurden, daß man die Reste der Bevölkerung von Wan vernichtete, die, weit davon entfernt, der Regierung von Angora gefährlich zu werden, vielmehr die Rolle von Lasttieren für ihre türkischen Herren spielte. Frankreich, das Zilizien nur deswegen besetzt hatte, weil es seine fruchtbaren Ebenen und seine Baumwolle liebte, gab durch das Abkommen von Angora, ich weiß nicht, ob um des Erdöls oder um welcher Vorteile willen, diese Provinz von neuem der türkischen Willkür preis. Hundertundfünfzigtausend Armenier, die im Vertrauen auf das Wort der französischen Republik dorthin zurückgekehrt waren, sahen sich abermals ihren alten Henkern überliefert... Wann endlich aber wird auch in Ihnen das Bewußtsein erwachen, daß die Werte der Welt nicht auf der Wage des Krämers gewogen werden, da auch aus Ihrem Blut eine bessere Stimme ruft: Nicht Erdöl noch Wolle — sondern der Mensch! Hat das gleiche Frankreich der Welt nicht immer wieder wie ein Morgenrot verkündet, daß es den vergangenen Krieg nur deswegen geführt hat, um die Freiheit der kleinen Völker zu schützen? Wo ist die Freiheit der kleinen Nationen? Ach, meine Feinde, welche Scham erfüllt uns vor so viel Zynismus oder Geschwätz! Hat nicht Frankreich selbst der Türkei die Waffen geliefert, die auch in das Herz Armeniens trafen, England die Schiffe gelenkt, die das griechische Heer an die Küste Kleinasiens setzten? Und Amerika, jenes Land, von dem die Hoffnung so vieler verfolgter Nationen aufstieg — ist seinen Parlamenten und Staatsmännern das tiefe Leid dieses Volkes mehr als ein willkommener Wahlruf zum Kriege gewesen, sein blutendes Sterbehemd mehr als der gefärbte Lappen, den sie ihren eignen irregeleiteten Völkern wie einem friedlich grasenden Stier vorhielten, um sie zum Kampf für

eine gerechte Sache zu verleiten? Wie gerne möchten wir, die niemals den Triumph des Schlechten gewünscht haben, auf eurer Seite den Sieg der Gerechtigkeit sehen und müssen doch Habsucht und Lüge finden, wo Ihr euch anmaßtet, das Gewissen der Welt zu sein!

Sie, die Gebieter des Westens, können sich nicht entschuldigen, die blutigen Folgen nicht vorausgesehen zu haben, die Ihre eigensüchtige Haltung hervorrufen mußte. Als das verzweifelte und niederbrechende Deutschland zum ersten Male jenes Verbrechen zuließ, da schrieen die Völker der Erde voll Entrüstung auf vor so viel verantwortungslosem Gleichmut. Was aber haben Sie, die Führer der sieghaften Staaten, getan? Müssen wir nicht im Anblick von so viel neuem Entsetzen glauben, daß die Gerechtigkeit für immer von der Erde verschwand, und daß die Mächte des Westens sich selber gerichtet haben? Mögen Sie, vor deren Urteil nur Heeresmassen und Erdschätze bestehen, immerhin die Empfindungen verlachen, die um das Glück der Verstoßenen ringen: dies kann Jene nicht irre machen, denen das eingeborene Gefühl des Herzens sagt, daß die Gnade des Geistes sie zum Richter eingesetzt hat über die Gewalt, und daß durch das Mittel ihres schwachen und verzweifelten Mundes die Stimme der Völker selber spricht.

Wenn nach diesem Kriege eine Nation der Anteilnahme der ganzen Welt würdig war, so ist es Armenien und sein Schicksal gewesen. An der Grenze zwischen Morgen- und Abendland, zu Füßen jener Berge des Kaukasus, den die Geschichte die Völkerbrücke genannt hat, fiel diesem Volke von jeher die heroische Aufgabe zu, der Mittler zweier Kulturen zu sein. Eine Aufgabe, umso verhängnisvoller, als dieses Volk, umgeben von östlichen barbarischen Horden, sich seit frühen Jahrhunderten für die Kulturen des Westens entschied. Es ist ein trauriges und beschämendes Zeichen für den tiefen Zerfall Europas, daß wir grade dieses Land zur Wüste verheeren ließen, und daß seine Bewohner, von ihren Herdstätten vertrieben, ein trauriges Dasein unter fremdem Himmel fristen. Haß und Unvernunft haben die Brücke der Völker zerbrochen, deren geborstene Pfeiler aus einem Sumpf schwarzer Verwesung ragen. Aber wenn nach so viel Enttäuschungen Armenien auch nicht mehr erwarten kann, daß die Friedensverhandlungen über die Länder des Ostens, zu deren Beratung die Mächte der Welt nun zum zweiten Male zusammengetreten sind, ihm Genugtuung bringen, so wird es doch nicht aufhören, an seine Erlösung zu glauben. Denn Jenen, die mit so inbrünstiger Liebe an ihrer Scholle hingen, daß sie noch auf ihrem Todesgang in der Wüste ein Hand voll Heimaterde in den Kleidern trugen, um sterbend das Haupt darauf zu betten, wird immer ihr Land eine stärkende Mutter sein, und sollte es selber voll geheimer Kräfte den blutgenäßten Schoß öffnen, neue Keime aus seiner Tiefe zu senden. Gläubig sind die Blicke der letzten Reste dieses unglücklichen Volkes auf die Spitze des Ararat geheftet, wo einst die Taube Noah den Oelzweig des Friedens brachte. Schuld und Verantwortung aber werden für immer, Ihr Häupter der sieghaften Staaten, euer Gewissen und das aller sittlich denkenden Völker beflecken, wenn Ihr zulaßt, daß die Wasser des Todes noch einmal an seinen Flanken zu steigen beginnen, um vielleicht einst für immer seinen glänzenden Scheitel unter einem Meer von Blut zu begraben.

# Horthys Verteidiger von Géza Murányi

In Nummer 4 der ‚Weltbühne' hat Herr Julius Somogyi meine Ausführungen über Horthys kriegerische Verzweiflungspolitik (in Nummer 1) „logisch" zu widerlegen versucht. Die Tatsache, daß sich seither die Kleine Entente veranlaßt gesehen hat, in einer gemeinsamen Demarche gegen eben diese Kriegspolitik Ungarns zu protestieren, stört ihn anscheinend nicht. Er bleibt überzeugt, daß nur meine bösartige Gehässigkeit in jenem Gesetzentwurf zum „gesteigerten Schutz der Ordnung" bedrohliche Kriegsvorbereitungen erblickt. Zwar gibt er zu, daß eine ganze Anzahl hochkonservativer, feudaler Politiker gegen diesen Entwurf heftig Front macht. Aber, trotzdem er logisch vorgehen will, scheut er doch den naheliegenden Schluß: Wenn selbst bekannte, erprobte Ordnungsfreunde von diesem „gesteigerten Ordnungsschutz" entschieden abrücken, so dürften wohl auch sie hinter jenem Entwurf Andres sehen als Ordnungsschutz — genau wie ich es tue. Und genau wie ich dürften sie wissen, daß die Bezeichnung dieses Gesetzentwurfes ebenso verlogen ist wie sein vorgebliches Ziel, und daß es dem Regime Horthy-Bethlen weder auf gesteigerten noch sonst welchen Schutz der Ordnung, sondern, im Gegenteil, auf Erhaltung jener chaotischen Rechtsunsicherheit ankommt, in der allein Horthys Knutenherrschaft zu etablieren ist.

Wollen Sie hierfür Beweise, Herr Somogyi?

Iwan Hejjas, der Führer der ‚Erwachenden Magyaren', dessen Schuld an hunderten grauenhafter Morde nunmehr gerichtsnotorisch feststeht, der sich durch Raub und Erpressung an den jüdischen Weinhändlern Kecskeméts vom kleinen, vorbestraften Bankdieb zum Millionär machte, geht frei umher und darf im Gerichtssaal erklären, daß er, der „strafende Blitzstrahl Ungarns", auch fernerhin Todesurteile erbringen und vollziehen werde. Warum fällt es der zu gesteigertem Ordnungsschutz bereiten Regierung nicht ein, diese gemeingefährliche Bestie unschädlich zu machen? Antworten Sie, Herr Somogyi!

Die ‚Erwachenden Magyaren' ziehen nachts in Rudeln durch die Straßen, zwingen Passanten durch Prügel zum anatomischen Nachweis ihres Christentums, veranstalten in Cafés Judenjagden, bei denen es immer Verwundete, oft Tote gibt — die Polizei verhaftet ein paar, findet in ihren Wohnungen Waffen, Munition, Handgranaten und muß sie dann auf höhern Befehl entlassen. Wer gibt diesen Befehl, Herr Somogyi?

Die ‚Erwachenden' bringen im Saal eines demokratischen Clubs kurz vor der Bankettstunde eine Höllenmaschine an, zehn Leichen, zwei Dutzend Verwundete liegen zwischen den Trümmern, die Polizei stellt einwandfrei fest, daß der Anschlag vom Verein der ‚Erwachenden' vorbereitet und ausgeführt worden ist — aber die Untersuchung verläuft im Sande, Niemand wird bestraft. Und als der Minister des Innern — von Parlamentsinterpellationen gedrängt — eine Hausdurchsuchung im Vereinslokal nicht etwa vornimmt, nein, nur androht, wird er auf öffent-

lich angeklebten Plakaten der ‚Erwachenden' unflätig beschimpft. Und der Minister, das Mitglied dieser ordnungssüchtigen Regierung, der jenen Verein doch mit einem Federzug auflösen könnte, muß den Schimpf einstecken und schweigen.

Aber weiter: Die ‚Erwachenden' beschließen, in einem Theater, das mit jüdisch-amerikanischem Geld errichtet ist, eine Panik hervorzurufen und das herausströmende Publikum mit Knüppeln für den Besuch dieses Lokals zu bestrafen. Einer gibt im Zuschauerraum drei Schüsse ab, die Rotten warten an den Ausgängen. Der Anschlag mißlingt, die Täter werden gefaßt, die Polizei stellt neuerdings fest, daß es sich um eine offizielle Aktion jenes Vereins handelt — aber Alles bleibt beim Alten.

Warum, Herr Somogyi, beginnt die Ihrer Meinung nach um den Schutz, ja den gesteigerten Schutz der Ordnung so besorgte Regierung ihr Werk nicht damit, diese Rowdiebanden abzufassen und aufzulösen?

Oder: der sozialistische Abgeordnete Esztergályos schildert im Parlament die grauenvollen Zustände im Internierungslager von Zalaegerszeg. Er erzählt von einem Internierten, der vor Hunger dem Hunde des Wächters einen Knochen entriß und hierfür totgeprügelt wurde. Die Opposition besteht auf sofortige Abreise einer Kontrollkommission von Abgeordneten aller Parteien. Der Zug bleibt stecken. Es herrscht allerdings Schneeverwehung — aber just dieser Zug kann überhaupt nicht weiter. Und zwei Tage später ist das Internierungslager zufällig abgebrannt.

So viel über diese Regierung, der Sie, Herr Somogyi, aufs Wort glauben, daß sie nur Konsolidierung und innere Ordnung anstrebt, ja von der Sie dies als so erwiesen, als so unbezweifelbar annehmen, daß Sie entrüstet erklären: Wer den Krieg will, der bringt doch vorher keine Gesetze über den Schutz, ja den gesteigerten Schutz der Ordnung ein — und wer die Ordnung will, den kann man nicht kriegerischer Absicht beschuldigen. Doch, Herr Somogyi, man kann, man muß es sogar, wenn man — dem Pressebureau Horthys fernsteht und die heutigen Machthaber Ungarns kennt, deren Ordnungsgesetz unter anderm auch erstrebt, daß Leute wie ich mundtot und Leute wie Sie zum Sprachrohr der öffentlichen Meinung gemacht werden.

---

# An Herrn von Rosenberg von *,*

Als Sie das Amt des Reichsaußenministers übernahmen, wurden Sie sehr freundlich begrüßt. Sie hatten eine gute Presse im Inland — was kein Kunststück ist, weil bei uns Alles tanzt, wie am Wilhelms-Platz gepfiffen wird —, aber auch im Ausland, was bedeutend wichtiger war. Selbst in den vier Häusern der Wilhelm-Straße, die zur Zeit von den Beamten Ihres Ressorts bevölkert werden, atmete man auf bei dem Gedanken, daß wieder einmal ein Berufsdiplomat, einer „vom Bau" mitregieren dürfe. Das Publikum endlich, das heißt: das Volk, soweit es sich überhaupt Gedanken über Politik macht, die über die allgemein üblichen Phrasen hinausgehen, knüpfte

an Ihre Berufung den Wunsch, es möge nun wieder mit dem System der freien Bahn für Alle, die über gute persönliche oder parlamentarische Beziehungen verfügen, aufgeräumt werden.

Diese Hoffnung scheint erfüllt zu sein, denn man hört nichts mehr von Neu-Einstellungen, ja es sollen sogar Kündigungen ausgesprochen, Entlassungen vorgenommen worden sein. Das klingt erfreulich. Weniger erfreulich jedoch sieht sich von außen das Revirement an, das mit Ihrer Amtsführung eingesetzt hat. Hier werden Sie, wenn man sich Ihrer einst dankbar erinnern soll, etwas schärfer aufpassen und zugreifen müssen. Das ist umso notwendiger, als Sie ja mit der Ernennung des Herrn von Maltzan zum Staatssekretär auf die kräftige eigne Note in der deutschen Außenpolitik verzichtet haben. Ob freiwillig oder nicht, sei dahingestellt. Es ist so. Sie selbst glauben vielleicht, im Verein mit Ihren beiden Corpsbrüdern Maltzan und Schubert zu regieren, und beide Herren lassen Sie bei diesem Glauben — wie ja auch Herr Cuno immer noch des Glaubens zu sein scheint, er selbst, und nicht sein Freund Hamm, den er sich aus München geholt hat, sei Reichskanzler. Ein Glaube, nebenbei bemerkt, für den das Reich die von den Bayern in Passau und Ingolstadt eingeschlagenen Fensterscheiben bezahlen durfte.

Wenn Sie nun aber schon nicht Praetor sind, Herr Außenminister, so kümmern Sie sich wenigstens um einige Minima, die für das Reich keineswegs ganz unerheblich sind. Es wird nicht von Ihnen erwartet, daß Sie das Heer Ihrer Beamten auf das Maß zurückführen, das in der wilhelminischen Glanzzeit genügte. Es gibt aber Dinge, die Sie mit einem Federstrich machen können, und über deren Unterlassung man bereits bedenklich die Köpfe zu schütteln beginnt. Man versteht wohl, daß Sie mit der Entsendung des Herrn Koester auf den Gesandtenposten in Riga der vergrämten S.P.D. gewinnend zulächeln und gleichzeitig einen unbequemen Mahner aus Berlin entfernen wollten. Auch die Entfernung des — in diesen Blättern oft und gern erwähnten — Herrn Rümelin aus der Zentrale war recht hübsch ausgedacht, selbst wenn sie noch einen Gesandtenposten kostete. Daß aber die Ernennung des Herrn Rümelin zum Gesandten in Sofia gleich die Abberufung des Gesandten von Schrötter aus Kairo nach sich ziehen muß, weil man für Herrn Mertens eine Gesandtschaft braucht, ist nicht leicht verständlich, denn wie Herr Mertens in Sofia, ist Baron Schrötter kaum ein Jahr in Kairo. Er hat dort keine diplomatischen Heldentaten verrichtet, dazu war keine Gelegenheit; aber er ist wohlgelitten. Ob Herr Mertens eine eben so glückliche Hand haben wird, bleibt abzuwarten.

Wie? Sie haben diese Versetzungen schon vorgefunden? Dann machen Sie sie wieder rückgängig! Und wenn Ihnen Zweifel ob der Wichtigkeit der Sache kommen, so denken Sie an die Kosten, die dieses diplomatische „Kämmerchen vermieten" verursacht. Es könnte sonst nämlich passieren, daß das Finanzamt, der Auswärtige Ausschuß, der Hauptausschuß oder irgendeine andre Stelle Ihnen die Umzugsrechnungen vorhält, die in die Hunderte von Millionen gehen!

Was soll dann übrigens mit Herrn von Schrötter werden? Kommt er nach Ostasien, nach Südamerika, nach Australien? Oder wird ihm vielleicht — was oft genug geschieht — ein Posten in einem Lande

versprochen, das „zur Zeit“ noch nicht besetzt werden kann? Auch dann ist die Sache nicht billig. Und alles Das um eines schönen Wahnes willen. Wenn Sie, Herr Minister, nämlich glauben sollten, Herr Rümelin ließe sich nach Sofia oder in irgendeine andre Gesandtschaft abschieben, so sind Sie nicht der geschickte Taktiker, für den Sie gelten. Herr Rümelin bleibt hier. Darüber geben Sie sich keiner Täuschung hin. Er regiert mit, auch ohne daß er ein Zimmer in der Wilhelm-Straße hat.

Sie wenden ein, daß die Ernennungen und Versetzungen im diplomatischen Dienst gar kein öffentliches Interesse hätten? Das ist ein Irrtum. Wir haben sie ja zu bezahlen. Man kann vielleicht die Gehälter im Außendienst nicht so genau bemessen, daß nicht — wie aus allen Weltteilen berichtet wird — selbst mittlere und untere Beamte trotz bequemem und sorglosem Leben im valutastarken Ausland Millionen von Papiermark keineswegs jährlich, sondern monatlich sparen. Man kann jedoch dafür sorgen, daß nicht andauernd kostspielige Versetzungen stattfinden, und man kann langsam Stellen einziehen, die den Reichshaushalt sehr belasten, wenn man sich einmal entschließen wollte, die Ueberzähligen, die Vielen, Allzuvielen, rücksichtslos auszumerzen und nicht alle Kriegs- und Revolutionsschöpfungen von einem Etat in den andern hinüberzuschleppen. Der im Bereich des Auswärtigen Amtes immer wieder erscheinende Ukas: „Der Mann muß irgendwie verwendet werden“ sollte verschwinden. Dieses „Verwendetwerden“ ist gleichbedeutend mit: unterkriechen. Es erinnert an den bombensichern Unterstand im Weltkrieg. Es hat zur Folge, daß überzählige Beamte unter ungeheuerm Kostenaufwand von Südamerika nach den Vereinigten Staaten, von den Vereinigten Staaten nach Inseln des Stillen Ozeans oder nach irgendwelchen Weltgegenden sonst versetzt werden, immer unter Aufwand von Kosten, bei deren Umrechnung in Mark den deutschen Finanzpolitikern die Augen übergehen würden.

Das Alles müssen Sie beseitigen, Herr Reichsminister! Sie haben zwar im Augenblick alle Hände voll zu tun mit der Anfertigung von Protestnoten. Aber wenn einmal ruhigere Zeiten kommen, und Sie sind dann noch im Amt, so prüfen Sie einmal die Personalausgaben in Italien — wo sehr viele Ueberzählige sich sonnen —, in den Vereinigten Staaten und in Ostasien. Aber tun Sie es selbst. Lassen Sie nicht etwa „eine Aufzeichnung“ machen. Das kennt man. Sie kennen es wohl auch; man wird Sie daher nicht täuschen können. Und es verlohnt sich, des positiven wie des negativen Resultats wegen. Sie wissen ja wohl, daß man im Zentrum und in der Sozialdemokratie mit dem Plan umgeht, die Einsetzung eines „Parlamentarischen Staatssekretärs für die Kontrolle der Personalpolitik im Auswärtigen Amt“ zu verlangen. Wenn Sie da nicht rechtzeitig zupacken, kann passieren, daß unter Ihrem Nachfolger Herrn von Maltzan einmal Herr Rümelin unter der Kontrolle des Herrn Staatssekretär Rauscher, georgischen Angedenkens, die Personalia im Stil des seligen Mathieu dirigiert.

Das wünschen Sie nicht? Nun, dann ziehen Sie sich die Handschuhe aus und greifen Sie kräftig zu. Das Vaterland und das Finanzamt werden es Ihnen danken.

# Das andre Bayern? von Otto Flake

Hans Glenk hat in Nummer 3 der ‚Weltbühne' für das andre Bayern gesprochen. Aber obwohl ich neugierig in die Richtung sehe, in die sein Finger zeigt, sehe ich es nicht.

Oh, ich kenne den Gedankengang oder Gefühlsgang Glenks. Man hat, fern von den Leuten, aber über Das, was sie tun oder sagen, gut unterrichtet, im Namen der Gerechtigkeit oder sonst einer Idee gegen die Leute geschrieben; dann trifft man persönlich mit ihnen zusammen und merkt, daß sie ganz nette, sogar sehr nette Menschen sind. Was geschieht? Man entdeckt, daß die Kehrseite auch eine Vorderseite hat, und hilft sich, wie Glenk, damit, daß man dem offiziellen Treiben, das sich in Programmen, Reden, Zeitungsartikeln dokumentiert, das Volk entgegenstellt und von diesem Volk versichert, es sei viel besser als sein Ruf, es werde all den Schreibern, die es zu führen behaupten, gar nicht folgen.

Ich finde das sehr deutsch, und deshalb bitte ich Hans Glenk, bei seiner Ehrenrettung des bayrischen Volkes verweilen zu dürfen. Die Fähigkeit, einseitig zu sein, obwohl die Dinge zweiseitig sind, macht für mich den Politiker aus. Die Fähigkeit, die zwei Seiten einer Sache zu sehen, macht dagegen den Menschen aus. Es ist daraus der Schluß zu ziehen, daß Politik und Menschlichkeit verschiedene Sphären sind.

Politik ist Taktik, und sie ist Benennung. Im Leben ist es sehr schwer, von einer Katze wirklich zu sagen, daß sie Katze sei; in der Politik und überhaupt im Reich der abstrahierten Begriffe bleibt die Katze Katze. Sonst wird man übergerecht und verliert seine Stoßkraft. Fast alle Deutschen fröhnen der Uebergerechtigkeit und erleben das berühmte und gefährliche Einerseits-Andrerseits oder die ebenso berühmte und ebenso gefährliche Objektivität.

Die deutsche Objektivität: man verwandelt die Monarchie in die Republik, möchte aber überall die Embleme des vergangenen Regimes hängen lassen. Man stellt die Putschisten vor Gericht, behandelt sie aber mit ausgesuchtester Courteoisie. Man setzt den 11. August als Nationalfeiertag fest, feiert aber den 18. Januar. Sogar die frankfurter Universität feierte ihn heuer, und die Frankfurter Zeitung bemerkt, daß die Feier einen ernsten, würdigen Verlauf nahm.

Ich verstehe das nicht. Ich verstehe nicht, daß zwei Gegensätze nicht etwa vereint, sondern neben einander stehen gelassen werden. Warum polemisieren wir gegen den 18. Januar? Aus Lust an der Nörgelei? Nein, aus Unlust an der Verschwommenheit, die ein solches Nebeneinander erzeugen muß.

Bayern und das Reich, das ist auch eine solche Gegensätzlichkeit. Das Schutzgesetz gilt im Reich, aber nicht in Bayern. Ich weiß nicht, ob Glenk der Meinung ist, hinter dieser bayrischen Opposition stehe nicht das Volk, sondern eben nur ein paar Drahtzieher, auf die es nicht ankommt. Es wäre ein schlimmer Irrtum.

Das Volk. Nach Glenk schluckt es zwar das tägliche Gift, das ihm die Zeitungen vorsetzen, scheidet es aber, ohne Schaden zu nehmen, aus seinem gesunden Körper aus. Das Volk, zumal in Bayern, ist immer der Meinung Dessen, mit dem es spricht. Das Volk ist in diesem Sinn immer falsch.

Im Privatverkehr huldigt es dem gesunden Menschenverstand und versichert, daß es sich von den „Großkopfeten“ nicht am Narrenseil führen läßt. Aber im entscheidenden Augenblick folgt es den Großkopfeten, dem Dr. Heim, dem Bezirksamtmann, dem Kronprinzen, dem Hitler, dem General Xylander und dem Pfarrer.

Vor allem dem Pfarrer. Und die politische Seele des Pfarrers, sie spricht aus den Zeitungen und Reden und Schlagworten und der ganzen Propaganda, auf die man, falls man gute Ohren hat, jeden Morgen bei der Lektüre der Blätter und Blättchen schließen darf.

Glenks Artikel ist die Geste eines Mannes, dem die ewigen Händel zu dumm geworden sind. Gut, es kann einem zu dumm werden, daß man sich unaufhörlich mit der Verlogenheit und den Intriguen der Nebenmenschen beschäftigen soll. Aber man soll diesen Ueberdruß nicht in die Politik einführen. Denn man schwächt die Wichtigkeit von Symptomen ab, man schläfert die Wachsamkeit ein.

Wenn in Starnberg ein Trupp Hakenkreuzler beim Einlaufen des Zuges das Lied auf oder gegen die Judenrepublik anstimmt und dann während der Fahrt nach München den Zug nach Juden absucht, dann sind nicht Fälscher der öffentlichen Meinung am Werk, sondern das Volk selbst.

Das italienische Konsulat in München hat die Paßvisa für gebürtige Bayern eingestellt. Es wird also doch etwas Wahres daran sein, daß man in München Passanten zwang, mit geöffnetem Hosenlatz sich über ihre arische Herkunft auszuweisen. Wer trieb dieses Spiel? Ein Redakteur der Münchner Neuesten Nachrichten oder Ludendorff in Person? Nein, um mit Glenk zu reden: das Volk.

Und den Miesbacher Anzeiger für eine künstliche Sache und eine Bagatelle ansehen, heißt: die Wahrheit nicht sehen wollen. Er ist kein Stadtprodukt, sondern eines, das sehr nach Land riecht. Er ist die Seele dieses bäurischen Volkes selbst, das Dem folgt, der es zum Dreinschlagen auffordert. Denn das Dreinschlagen ist die ultima ratio, mit der man hier Alles beantwortet.

Vielleicht wollte Glenk sagen, das Volk sei nicht so rabiat, wenn es nicht so systematisch, nunmehr seit Jahren, verhetzt würde. Das allerdings ist richtig. Jedoch, eben diese Verhetzung nennen wir die Gefahr.

Das Volk ist pazifistisch, solange seine Urinstinkte nicht geweckt werden. Es ist fremdenfreundlich, solange eben der Fremdenhaß nicht gepredigt wird. Das Volk ist stets zweideutig — eben darum heißt Politik: eindeutig sein und sich des gefährlichen Instruments bewußt werden, das Benennung heißt.

Das andre Bayern, sagt Glenk. Man kann von einem andern, nämlich unimperialistischen Frankreich und ebenso von einem andern Deutschland reden. Damit bezeichnet man eine intellektuelle Schicht gewissenhafter und versöhnlicher Gebildeter und Parteiangehöriger. Aber es würde Glenk schwer fallen, unter den bayrischen Gebildeten diese Andern nachzuweisen.

Es gibt dieses andre Bayern nicht, die Arbeiter und natürlich noch den einen oder andern Isolierten ausgenommen. Und daß Hitler Oesterreicher ist, beweist so viel wie der Umstand, daß Ehrhardt und Ludendorff Preußen sind. Man muß nicht abzuschwächen suchen, wo nur die Herausarbeitung hilft.

# Kollegen — Kameraden von Adolf Behne

## Marc Chagall

Die Kritiker haben ein unerhört feines Gefühl für Kunst. Man braucht ihnen nur zu folgen, um bestimmt niemals mit Kunst zusammenzustoßen. Sie wissen ihr mit instinktiver Sicherheit aus dem Wege zu gehen. Insofern hat Whistler die Kritiker doch unterschätzt, als er schrieb, daß nicht einmal eine schlechte Kritik etwas für den Wert eines Kunstwerks bedeute.

Als vor zehn Jahren Marc Chagall zum ersten Mal in Berlin ausstellte (Waldens Herbstsalon 1913), war er das Gespött der Zeitungskritiker . . . ganz zu Recht; denn die Bilder waren außerordentlich, und der Name Marc Chagall war kein „Name". Heute singen dem Marc Chagall die Zeitungskritiker Hymnen — und das ist wiederum logisch: denn die Bilder sind (seit 1914) eine populäre, verdünnte Massenauflage, Produkte einer gangbaren und renommierten Fabrik, die „Chagall" heißt. Marc Chagall ist ein Klassiker der neuen Reichen. Er liefert ihnen die Mystik, über die sie schwätzen können.

## Die Akademie der Künste

Es ist gewiß nicht sehr liebenswürdig, was Albert Gleizes in seinem Buch ‚Vom Kubismus' über die Akademien der Künste sagt: „Es kostet große Mühe, um zuzugeben, daß ihr Prinzip die Fortdauer einer Wahrheit von einst ist, da sich in den Ateliers die Geheimnisse der Malkunst vom Meister auf den Schüler übertrugen. Der Akademie-Unterricht existiert nicht mehr . . . oder wo er existiert, wiegt er kaum das Geschrei eines kindisch gewordenen Greises auf." (Eine ausgezeichnete Schrift mit gutem Bildmaterial, im Sturm-Verlag zu Berlin.)

Es klingt nicht sehr liebenswürdig, was Gleizes schreibt; aber es ist die Wahrheit.

Die berliner Akademie der Künste, deren Präsident immerhin Max Liebermann ist, wählt von Zeit zu Zeit neue Mitglieder. Im vorigen Jahr gab es dabei einen Skandal. Man konnte sich nicht einigen, ob, zum Beispiel, E. R. Weiß, Akademiker seit seinem ersten Pinselstrich, der Mitgliedschaft würdig sei. Man nahm ihn schließlich kollegial auf. Und die zwei Architekten, die seit Messel die wichtigsten Leistungen aufzuweisen haben, ließ man prompt durchfallen, um zu beweisen, daß man an Sicherheit des Urteils nicht hinter den besten Kritikern zurückstehe: Peter Behrens, den Schöpfer der A.E.G.-Bauten, und Hans Poelzig, den Architekten der Fabrik in Luban.

Aber nicht dies ist eigentlich verwunderlich, vielmehr ganz natürlich. Verwunderlich ist nur, daß nicht alle jene Künstler, die die Leistungen eines Behrens und Poelzig besser zu schätzen wissen, geschlossen von allen Veranstaltungen dieser Akademie abrücken . . . noch verwunderlicher, daß Hans Poelzig, in diesem Jahre glücklich doch gewählt — die Wahl tatsächlich annimmt, brav wie ein endlich versetzter Pennäler, auch wenn der Kollege Peter Behrens draußen bleibt. Daß Heinrich Straumer, auch ein Architekt, die Wahl dankbar annimmt, ist selbstverständlich.

Nicht die Akademie ist unsympathisch. Sie ist nur komisch. Aber daß Menschen von Rang, trotz allem, für den schönen Titel hineingehen, das ist unsympathisch. Kann es Poelzig als Ehre empfinden, wenn die akademischen Müllers und Schulzes über seine Würdigkeit zwei Jahre lang kuhhändeln? Denn es können hier nur Kuhhändel vorliegen, wenn Max Pechstein gewählt, Schmidt-Rottluff abgelehnt ... und Emil Nolde nicht einmal zur Ausstellung aufgefordert wird!

Diese Akademie der Künste hat mit dem Schaffen unsrer Zeit nichts, aber auch nichts zu tun! Die für sie aufgewendeten Gelder sind glatt verschwendet.

## Der Bund der Direktoren Preußischer Kunstgewerbeschulen

In einer Stadt ist gewöhnlich ein Stadtbaurat und ein Kunstgewerbeschul-Direktor. Man nennt sich höflich „Kollege" und sieht nicht hin, was der Andre macht, weil das nur Aerger gibt. Persönlich findet man die Arbeit des Andern vielleicht ganz hundsmiserabel. Als Kollegen geht einen das aber nichts an. Der Kollege hat nur eine andre Auffassung. Man würde es selbst natürlich besser machen, aber immerhin . . .!

Wer es in künstlerischen Dingen ernst meint, kann diesen Begriff der Kollegialität nicht anerkennen. Es geht nicht um Futterkrippe und Altersversorgung (daß die Lehrer an Kunstgewerbeschulen lebenslänglich angestellt werden, ist unverantwortlich!), sondern um Dinge von kultureller Wichtigkeit. In der Kunst gibt es Kameraden, die sich offen die Wahrheit sagen; nicht Kollegen, die sich ihre bürgerliche Stellung gegenseitig garantieren. Der Stadtbaurat einer Gemeinde wird im allgemeinen der Berater des Magistrats in künstlerischen Fragen sein. Er hat die moralische Verantwortung nicht nur für sein engeres „Ressort", sondern für das gesamte bildkünstlerische Tun (und Lassen!) der Stadt. Er erfüllt seine Pflicht, wenn er, ohne persönliche Empfindlichkeiten zu schonen, auf Mißstände und Fehler aufmerksam macht. Er würde seine Pflicht versäumen, als Künstler — und der Stadtbaurat soll ja wohl nicht ausschließlich Verwaltungsbeamter sein —, wenn er Schäden kollegial übersähe.

Bruno Taut, Stadtbaurat in Magdeburg, fand, daß die Kunstgewerbeschule jedenfalls nicht Das leiste, was sie leisten könnte. Es ist hier für uns gleichgültig, wie schlecht die magdeburger Schule ist. Ich kenne sie nicht und nehme also zu ihren Gunsten an, daß sie genau so gut ist wie andre Kunstgewerbeschulen: überflüssig, bedenklich, letzten Endes schädlich. Es handelt sich hier um prinzipielle Dinge. Die Frage des künstlerischen Unterrichts muß von Grund aus neu durchdacht werden. Um dazu anzuregen, hat Taut den Magistratsmitgliedern und den Stadtverordneten eine Denkschrift vorgelegt, die das Verdienst hat, offen und ohne um den heißen Brei herumzugehen die allgemeinen Mängel des jetzigen Kunstgewerbeschul-Betriebes festzustellen und zu begründen und die vom Allgemeinen aus eine gleichfalls sehr offene, für Menschen von kameradschaftlicher Gesinnung doch keineswegs verletzende Kritik an der Bosseltschen Schule vornimmt. Diese durchaus sachlich gehaltene Denkschrift Tauts hat nun zu einem auffallend gehässigen Angriff der Kunstgewerbeschuldirektors-Kollegen gegen Taut geführt. Bruno

Taut wird mit ihren sehr aufgeregten Vorwürfen selbst schnell fertig werden. Uns interessiert nur der Vorgang selbst. In demselben Moment, da ein Mensch, der sich seiner künstlerischen Verantwortung bewußt ist, sein Amt wirklich und lebendig erfüllt, die Sache über die Person stellt, fällt geschlossen die Kollegenschaft des — nicht einmal Angegriffenen, sondern zur öffentlichen Debatte Aufgeforderten über den Störer des kollegialen Burgfriedens her. Der bei aller Offenheit ruhige und sachliche Ton in Tauts Denkschrift unterscheidet sich auf das angenehmste von der giftigen Eingabe des ‚Bundes der Direktoren an Preußischen Kunstgewerbeschulen' an den magdeburger Magistrat. Dieser Bund findet, daß Taut entweder hätte kollegial schweigen oder die berühmten instanzenhaften Eingaben machen sollen, die nur den einen Erfolg haben, daß sie sorgfältig registriert werden. Was er statt dessen getan habe, sei eine „beispiellose Taktlosigkeit" und eine „unfaire Kampfesweise", die „nicht scharf genug gebrandmarkt" und „nicht niedrig genug gehängt werden kann". Der Bund (der Taut „nur als Architekten kennt") findet, daß die „Vorkommnisse von unabsehbaren schädlichen Folgen sein müssen und Verwirrungen anrichten werden, die nie wieder gut zu machen sind". Herrschaften, müßt Ihr denn schlechte Diplomaten nachmachen und Phrasen drechseln, weil ein Mensch offen zu euch gesprochen hat?! Der Bund ist der Ansicht, daß „alle diese Handlungen jeden anständigen Gesinnungsgenossen" — lies: Kollegen — „veranlassen müssen, von Taut abzurücken". Es ist ganz entzückend, wie prompt die Kollegenschaft funktioniert, sobald einer einen höhern Begriff von seinen Pflichten hat. Mögen diese Kollegen von Taut abrücken! Die Kameraden werden auf seiner Seite stehen.

---

# Pariser Mistigkeiten von Alfred Polgar

In Nummer 3 war von ‚Pariser Mist' die Rede: von ‚Banco!' und von der ‚Heißblütigen Apollonia'. Hier nun folgt eine Auswahl aus der Fülle menschlicher Gemeinheiten, die in den zwei heitern Stücken verübt werden.

Tante Apollonia tut, um den Menschen geil zu machen, übermäßig viel scharfes Gewürz in die Speisen. Sie legt schweinische Zeichnungen auf alle Tische und Schränke der Wohnung. Sie unterweist das Dienstmädchen — das ins lustige Komplott einbezogen wird —, wie es den Herrn sinnlich aufzuregen habe.

Frau und Liebhaber haben sich einen Nachschlüssel zum Schreibtisch des Mannes machen lassen.

Ein telephonischer Anruf, der diesem gilt, wird von der Tante, die des Mannes Stimme imitiert, abgefangen.

Die erste Reaktion des Liebhabers auf das Geständnis der Frau, sie fühle sich von ihm Mutter, sind ordinäre Vorwürfe wegen der Unbequemlichkeiten, die sie ihm bereite. Er schimpft die Geliebte tüchtig zusammen, weil ihr das passiert ist.

Sowie sich Zwei in ein Zimmer zurückziehen, drängen sich die Zurückbleibenden ums Schlüsselloch.

Den fremden Herrn, der die Stube betritt, reißt die Tante augenblicks mit Brachialgewalt ins Schlafzimmer, damit er sie sur le champ befriedige. Hernach wird er — in Gegenwart

von Frau und Liebhaber — über die Sexualverhältnisse im Hause eindeutigst orientiert.

Der bezaubernde Kavalier (in ‚Banco!') spielt, obzwar er kein Geld mehr hat, weiter Baccarat. Auf die Frage des guten Freundes, was er im Verlustfall zu tun gedenkt, sagt er: dann werde er seine flinken Beine nützen und verschwinden.

Ein paar Wochen verheiratet, läßt er die Frau im Kasino-Vorsaal vier Nächte lang in Gesellschaft des Kellners warten und gibt sie dem Spott der Dienerschaft preis. Dann verlangt er ein paar frische Unterhosen von ihr. Der Kellner wird Vertrauter ihrer Ehe-Nöte. Um den Mann vom Spiel fortzulocken, schickt ihm das Weibchen ein gefälschtes Telegramm des Inhalts, daß seine Großmutter gestorben ist.

Der Kavalier denunziert seine Geliebte bei der Polizei, um sie loszuwerden. Er rühmt sich, daß ihn die Weiber nie Geld kosten, sondern vielmehr er sie. Er rühmt sich, daß er Touren, die den Wagen zu ruinieren drohen, immer nur mit Autos unternehme, die nicht ihm gehören. Zum Schluß des Stückes fährt er mit so einem Auto, das ihm nicht gehört, davon.

In das fremde Haus eingetreten und allein in der Stube, trinkt er sofort die Reste von dem Wein, den die Eheleute vorher getrunken haben, und von dem noch eine halbvolle Flasche auf dem Tisch steht. Eine vorsichtige Regie hatte allerdings veranlaßt, daß der Diener, der dem Ehepaar früher den Wein zu servieren hatte, gleich vier Gläser auf seinem Tablett hereinbrachte (in kluger Rücksichtnahme darauf, daß ja eine halbe Stunde später zwei gänzlich unerwartete Gäste überraschend erscheinen würden). Aber den Kavalier, wie wir ihn kennen, hätte es auch nicht gestört, aus einem bereits benützten Glas zu trinken.

Kurz: es ist eine feine pariser Gesellschaft, zu der uns da die Herren Ludwig Hirschfeld und Robert Blum Zutritt verschafft haben.

---

# Ein neuer deutscher Shakespeare

**von Lion Feuchtwanger**

Bei Meyer & Jessen in München sind drei Bände erschienen: ‚Troilus und Cressida', ‚Macbeth', ‚Wie es euch gefällt', deutsch von Hans Rothe.

Dieser neue Shakespeare wirkt durchaus revolutionär. Fürs erste hat der Nachdichter mit viel mehr Kühnheit, als es bisher geschah, getilgt, was er für verfälscht und von Unberufenen überarbeitet ansah. Verfeinerte Philologie war ihm bei Beseitigung dieses schalen Rankenwerks wertvolles Hilfsmittel; aber nicht mehr. Entscheidendes Kriterium blieb Einfühlung in Rhythmus und Struktur, Intuition letzten Endes. Dieser neue Shakespeare hat ein sehr andres Gesicht als der bisherige; man wird sich erst daran gewöhnen müssen. Aber liest man in diesem neuen Gesicht mit der rechten Liebe und Hingabe, ohne Vorurteil, so erkennt man, daß das Weggestrichene wirklich zumeist eitel Schminke war. Das neue Gesicht ist weniger glatt, es ist sachlicher, unheroischer. Menschlicher.

Beispiele. ,Macbeth' etwa schließt so. Macbeths letzter Zauber ist von ihm gewichen; er muß erkennen, daß die Sicherheit, in die die Zauberschwestern ihn gepanzert haben, Gaukelspiel, daß er dem Macduff, den kein Weib gebar, verfallen ist. Bis dahin ist Alles eindeutig und sachlich. In den landläufigen Fassungen begehrt jetzt Macbeth in großen Tiraden auf und beginnt, hinter der Szene, einen umständlichen Kampf mit Macduff; dann kommt der junge König, und es folgt etliches Banal-Heroische. Rothe streicht aus einem sichern Gefühl heraus diesen schönen Theaterschluß. In seinem Shakespeare schlägt Macduff den entzauberten Macbeth einfach und ohne große Worte tot wie einen Hund. Sachlich, unheroisch. Ein unverschönter Schluß, wild und wahr und unverschnörkelt aus der wolkig warmen, finstern Mord- und Angstluft des Stückes heraus. Sehr anders als der übliche Schluß mit Macbeths abgehautem, theatralisch aufgespießtem Kopf und der obligaten Apotheose des jungen, tugendhaften Königs.

Aehnlich in ,Troilus und Cressida'. In den überlieferten Ausgaben schließt Pandarus das Stück; mit einigen zotig schelmischen, schlechten Epilog-Versen, die obendrein — unverständlich, warum — eine Fortsetzung ankündigen. Hans Rothe stellt glücklich und überzeugend in den Szenen 17 und 25 ein paar Verse um und gewinnt einen sogleich einleuchtenden bittern und sehr eindringlichen Schluß. Hektor ist dreckig und unrühmlich von Achill erschlagen. Sehr unheroisch wiederum. Am Schweif des Pferdes zerrt sein Mörder ihn viehisch durch das schambewegte Feld. Troilus findet Worte für den fahlen, üblen Geschmack solchen Loses. „Hektor gefallen! Dies das letzte Wort" schließt jetzt statt mit den Zuckerzötchen des Pandarus die bittere Komödie vom Helden, und man spürt, daß Shakespeare unter vielem andern ein großer Vorfahr Shaws gewesen ist.

Auch in der Verdeutschung hat Roth sich leiten lassen von dem gleichen Prinzip der Entkitschung, der Versachlichung, die seine Textreinigung charakterisiert. Seine Sprache ist ebenso fern von edlem Klassizismus wie von geballtem, gekrampftem, geschraubtem Neudeutsch. Vielleicht ist er manchmal zu trivial geworden, vielleicht hat ihn sein Bestreben, wo es angeht, unpathetisch zu sein, auch für etliche ungeeignete Stellen zu plattes Straßendeutsch wählen lassen, das dann, sogleich durch edlere Stellen überscharf kontrastiert, stilsprengend wirkt. Aber wie sehr von heute ist dieser Shakespeare! Wie rauh und entstaubt und neu ist dieser Shakespeare! Die starke und milde Patina, mit der Schlegels herrliche Uebertragung ihn umkleidete, schien uns so sehr ein Teil von Shakespeares Wesen, daß man sie nicht mehr wegdenken konnte. Wohl fragte man sich immer wieder: Warum eigentlich haben wir keinen Shakespeare von 1600, warum keinen von 1900? Warum eigentlich lassen wir uns gefallen, daß ausgerechnet der humanistisch-klassizistische Mantel von 1800 dem Shakespeare immer mehr in die Haut hineinwächst? Aber Gewöhnung war immer dicker, zäher, unbesiegbarer geworden; dann war ja auch Schlegels Nachdichtung so adelig, hingebend und meisterhaft für ihre Zeit, daß jeder neue Versuch von vorn herein anmaßlich erschien.

Rothe wird mit solcher pietätvollen Gewöhnung schwer zu kämpfen haben. Selbst mancher Wohlwollende wird zurückzucken, wenn etwa in ,Troilus und Cressida' sich die Helden mit Sie anreden. Aber schon im zweiten Akt hat man sich daran gewöhnt, und im fünften

wundert man sich, daß man nicht früher schon an der Ihr-Form sich gestoßen ha'

Shakespeare hat für die Bühne geschrieben. Was seine Menschen sprachen, mußte im Augenblick verständlich sein, ohne Kommentar, ohne zwei- oder dreimalige Wiederholung. Archaisierung hindert diese Verständlichkeit. Allzu große Buchstabentreue, die jedes Jota, auch wenn es nur dem Menschen um 1600 verständlich war, wiedergeben will, ist gegen Shakespeare, der in erster Linie Bühnendichter war. Eine Uebertragung, die nur dem Leser, nicht dem Hörer begreiflich ist, reicht nicht zu.

Rothes Deutsch ist klar und, gesprochen, bis in die letzte Nuance verständlich. Es gibt eine sehr hübsche, kleine Shakespeare-Parodie von Paul Reboux, da stehen auf jeder Seite Sätze wie: Da hat die Grasmücke den Bäcker gebissen. Und dazu dann eine Anmerkung: Nicht ganz verständliches, unübersetzbares Wortspiel. Derartige unübersetzbare Wortspiele gibt es bei Rothe nicht. Bei ihm ist Alles klar; ein fanatischer Wille zur Versachlichung, zur Verlebendigung räumt auf mit allen toten, nur musealen Stellen. Manche Partien haben dabei ihren bequem dämmerigen, mystischen Duft verloren, manche auch sind allzu nüchtern und trivial geworden. Aber schließlich ist dieser Shakespeare viel mehr unser Shakespeare als jeder andre. Und mag man noch so viele Einzelheiten des revolutionären Uebersetzers ablehnen: zu dem Ganzen des kühnen Werks wird man froh und dankbar Ja sagen

---

# Gläubiger und Schuldner von Morus

## Das Kehrbild der Katastrophe

Die deutsche Mark ist, seit dem Abbruch der Pariser Konferenz, auf dem Wege, die schlechteste Währung des außerrussischen Europa zu werden. Die ungarische Krone ist mehr als 10 Mark wert, die Polenmark fast 90 und selbst die Wiener Krone 36 Pfennige. Wobei der Begriff „Pfennig" einigermaßen inkommensurabel geworden ist in dem Augenblick, wo ein goldenes Zwanzigmarkstück 145 000 Papiermark aufwiegt.

Das Tempo des neuen Marksturzes ist nicht geschwinder, als es seit der Ermordung Rathenaus bereits ein paar Mal war. Aber der jähe Fall nach den Wochen der „Selbststabilisierung", der plötzliche Sturm nach der Ruhepause des Dezembers hat wiederum alle Wertbeziehungen der Wirtschaft von oberst zu unterst gekehrt. Das Ueberraschende und, seit ein paar Monaten wenigstens, nicht mehr Dagewesene ist das Stocken der Preise. Die Großhandelspreise sind zwar mit gutem Gelingen dem Eilmarsch des Dollars gefolgt, wenn auch hier der Abstand weit größer geworden ist; die Detailhändler haben aber — sei es aus vaterländischer Gesinnung, sei es aus Angst um ihre Fensterscheiben — das Höherzeichnen anscheinend vergessen. Die Differenz zwischen dem Außen- und dem Binnenwert der Mark ist so groß, wie sie seit Monaten nicht mehr gewesen ist. Und dieses zur selben Zeit, da nicht nur von einer ganz schmalen Schicht, sondern von der immerhin nach Hunderttausenden zählenden Menge der Effektenbesitzer phantastische Summen verdient werden, Summen, die selbst in Goldmark umgerechnet beträchtlich sind und jede reelle

und halbreelle Verdienstmöglichkeit der Vorkriegszeit lächerlich erscheinen lassen. Der Gesamt-Index und die Teil-Indices der einzelnen Aktienmärkte sind zwar durchweg hinter der Dollarsteigerung zurückgeblieben. Das ruckartige Anziehen der einzelnen Spezialwerte hat aber doch bewirkt, daß mit einem bißchen Glück und Fingerfertigkeit innerhalb dreier Wochen aus einer Million Mark zehn, aus einem Dollar zwei und drei zu machen waren.

Das Alles vollzog sich ruhiger, unbeobachteter und ungestörter als sonst. Je größer der Schmerz um das Ruhrgebiet, desto schmerzloser die Gewinne in der Burgstraße. Dabei waren, wie einem demokratischen Staatswesen wohlansteht, die Hauptmatadore diesmal nicht die Berufsspekulanten, die bei der politisch immerhin ein bißchen unsichern Lage und vor der Einkommensteuer-Erklärung Bedenken hatten, zu tief hineinzusteigen — sondern die Amateurspekulation, das große Publikum hat diesmal den Rahm abgeschöpft.

Freilich wird die Gesamtzahl der Amateure wohl eher kleiner als größer. Zwar haben wir bei einer Geldentwertung auf den siebentausendsten Teil trotz allen Kurssteigerungen längst die Pfundaktie. Aber der Kreis Derer, die sechs Pfund aufbringen können, um allein „einzukaufen", wird in Deutschland immer kleiner. Die Folge davon ist das Aufblühen eines merkwürdigen Konsortialgeschäfts: das Entstehen von Aktieneinkaufszentralen, deren Leiter meist Bankangestellte jüngern und jüngsten Alters sind. Diese neue Form des Zwischenhandels trägt nicht eben dazu bei, die Sicherheit des Publikums zu erhöhen. Aber das doppelte Risiko wird willig in Kauf genommen, wenn man dadurch nur die Gelegenheit erhält, ein Zipfelchen von der großen Goldecke zu erhaschen. Diese Minimalspekulanten treibt gewiß nicht Leichtsinn und Raffsucht. Es sind die letzten, vergeblichen Selbstbehauptungsversuche jener Bevölkerungsschicht, die sich selbst immer noch als „Mittelstand" zu bezeichnen pflegt. Und die, wenn Deutschland eines Tages aus seiner Kriegspsychose erwacht und den einzig möglichen Weg der Verständigung sucht, wiederum unter den Letzten sein wird, die die Hunde beißen.

### Die Kündigung der Obligationen

Den Groschenrentiers von anno 13 ist in diesen Tagen die letzte Hoffnung genommen worden, noch einmal zu ihrem Geld zu kommen. Die rigorose Art, wie unsre größten und potentesten Gesellschaften sich ihrer Vorkriegsschulden entledigten und die für Goldmark aufgenommenen Obligationen mit einem Häufchen wertloser Papierscheine abtrugen, hat in weiten Kreisen so großen Aerger erregt, daß auch Denen, die Mittelstandspolitik für einen untauglichen Versuch am untauglichen Objekt halten, ein Eingreifen des Staates unvermeidlich erschien. Die „zuständigen Stellen" tagten und tagten und drückten Jedem, der es hören wollte, ihr herzlichstes Beileid aus. Und nachdem die meisten Obligationen und Hypotheken von den Schuldnern gekündigt waren, ließ endlich die Reichsregierung durch das W.T.B. „verlautbaren", daß „nach sorgfältiger Würdigung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte" eine Aufwertung der Schulden auf dem Wege der Gesetzgebung nicht in Aussicht gestellt werden könne. Welche „Gesichtspunkte" die Regierung bei ihrer sorgfältigen Würdigung zu dieser Auffassung geführt haben, ist ja ohne weiteres klar und wird auch ziemlich unverblümt eingestanden.

Man glaubt nicht eine bestimmte Art von Schuldverhältnissen auszunehmen zu können, mit andern Worten: man hat Angst vor der Frage der Reichs- und Kriegsanleihenbesitzer: Wie gedenkt das Reich, wie gedenken die Länder und Gemeinden ihre in gutem Goldgeld aufgenommenen Schulden abzutragen?

Aber bei „sorgfältiger Würdigung“ besteht, wenn man sich von formaljuristischen Bedenken frei macht, zwischen den Hypotheken und hypothekarisch gesicherten Obligationen und den andern Vorkriegsschulden doch noch ein wesentlicher Unterschied. Bei Hypotheken und Obligationen hat man den Beweis vor Augen, daß der Gläubiger tatsächlich im Besitz der Sachwerte, auf Grund deren er die Schuld aufgenommen hat, geblieben ist. Das ländliche Grundstück ist vollkommen entsprechend der innern Geldentwertung, das Stadthaus um das Fünfzig- und Hundertfache seines Vorkriegswertes gestiegen und wird trotz dem neuen Gesetz gegen die Auslandskäufe mit der unvermeidlichen Erhöhung der Mieten weiter steigen; die Gesellschaften, welche Obligationen herausgegeben haben, repräsentieren, selbst nach dem relativ niedrigen Börsenwert bemessen, wenigstens das Drei- bis Fünfhundertfache des Vorkriegswertes. Die Schuldner haben also nachweislich gar nichts oder nur wenig von ihrem frühern Vermögen eingebüßt. Das Reich, die Länder und Gemeinden sind dagegen durch die große Umwertung der Kriegs- und Nachkriegszeit effektiv zahlungsunfähig geworden, und ebenso ist es vielen Privatpersonen ergangen, die, ohne Sachwerte zu besitzen und als Sicherung zu bieten, früher Schulden aufgenommen haben. Daß auch von dieser Schuldnerkategorie manche inzwischen reich geworden sind, ihr Vorkriegsvermögen erhalten oder sogar vermehrt haben, ist für die Gesetzgebung, die sich immer nur an generelle und erweisbare Vorgänge halten kann, irrelevant.

Der Unterschied zwischen den beiden Schuldnerkategorien, den Sachwertbesitzern und den Andern, ist jedenfalls groß genug, um ein Gesetz zu rechtfertigen, das den Hypotheken- und Obligationengläubiger wenigstens teilweise für die Entwertung des Geldes entschädigt oder das Kündigungsrecht des Schuldners einstweilen suspendiert und damit das Unrecht wiedergutmacht, das man am 4. August 1914 durch die Aufhebung der „Goldklausel“ begangen hat.

### Hapag-Derutra

Mit jener aus Not geborenen Doppelzüngigkeit, mit der die Sowjet-Herrscher auf allen Gebieten der Außenpolitik herumlavieren, bemühen sich die Männer des Nep, des neuen Wirtschaftskurses, das ausländische Privatkapital nach Rußland hereinzuziehen. Als Angelpunkt dient vor allem die russische Handelsvertretung in Berlin, die von Stamonjakow mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit geleitet wird. Von hier aus werden die großen Fischzüge unternommen, die oft leer ausgehen, aber in letzter Zeit doch auch beträchtliche Beute heimgebracht haben. Deutschland selbst kommt dabei wegen seiner geringen Kapitalkraft als Kontrahent nur in zweiter Linie in Betracht. Immerhin sind auch mit deutschen Unternehmungen nicht unerhebliche Geschäfte zustande gekommen. Bedeutungsvoller noch als der vor kurzem ratifizierte Krupp-Vertrag, bei dem ja überwiegend englisches Kapital beteiligt ist, scheinen die Abmachungen zu werden, die in den letzten Tagen zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und den

Russen getroffen worden sind. Die Verhandlungen des Hapag-Direktors Gopp mit der Derutra, der Deutsch-Russischen Transportgesellschaft, über die Ausdehnung der Geschäftstätigkeit am Schwarzen Meer haben sehr schnell zu einer Einigung geführt, und schon in kurzem wird die erste Zweigstelle in Odessa errichtet werden. Die Haupttätigkeit der Hapag am Schwarzen Meer soll der Auswanderertransport sein. Mit der russischen „Freiwilligen Handelsflotte“ im Schwarzen und im Asowschen Meer, die im letzten Jahr mehr als 300 000 Reisende befördert hat, ist eine Vereinbarung über die Beförderung sämtlicher sowjetrussischer Auswanderer getroffen worden. Nach dem Abkommen mit der Hapag soll der Schiffspark der „Freiwilligen Handelsflotte“ außerordentlich vermehrt und verbessert werden.

Wenn sich die Nachrichten in vollem Umfang bestätigen, so hätte allerdings die deutsche Schiffahrt in Rußland einen beachtenswerten Vorsprung errungen. Das fällt umsomehr ins Gewicht, als um die Schiffahrtsprivilegien Sowjet-Rußlands ein heftiger Kampf geführt wurde. Die besten Aussichten schien bislang die englische White Star Line zu haben; doch werden die Nachrichten darüber von der russischen Handelsvertretung in Berlin nunmehr dementiert. Auch die russische Ostseeschiffahrt soll nun unter Beteiligung deutscher, schwedischer und lettländischer Gesellschaften neu organisiert werden. Die Verschlechterung der direkten russisch-englischen Handelsbeziehungen, die seit dem Scheitern des Urquhart-Vertrages eingetreten ist, zeigt sich auch in den Schwierigkeiten, die die englische Regierung einer geordneten Konsularvertretung entgegenstellt, weil man damit „die Sowjet-Regierung anerkennen würde“. England hofft offenbar, durch derartige Repressalien die großen Konzessionen für Leslie Urquhart doch noch durchzusetzen.

Das größte russische Handelsgeschäft der letzten Wochen ist aber fraglos der Vertrag zwischen dem Obersten Rat der Sowjet-Regierung und der R.A.I.C., der Russian-American Industrial Corporation. Es ist ein Rahmenvertrag, der weitgehende Beteiligungen der R.A.I.C. an russischen Industrie-, Handels- und Finanzorganisationen ins Auge faßt. Dem amerikanischen Kapital wird eine Dividende von 8 Prozent in Dollars garantiert, die von der russischen Staatskasse zu zahlen sind, wenn das Unternehmen nicht genügende Ueberschüsse abwirft. Auch für Rückzahlung des Kapitals haftet die Sowjet-Regierung. Kapital und Dividende sind keinerlei Besteuerung ausgesetzt. Als erste große Beteiligung ist der Eintritt der R.A.I.C. in das neu organisierte Syndikat der Kleinindustrie mit 1 Million Dollars vorgesehen.

Man sieht: Rußland rührt sich. Es sind Anfänge, immer noch Anfänge. Aber trotz allen Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten, die die Führer des Nep im eignen Lager durchzufechten haben, scheinen sie doch beharrlich den Weg zu gehen, der allein Rußland aus dem Dunkel zum Licht führen kann.

---

## Zu diesen Antisemiten von Börne

Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jetzt, was Ihr früher nicht getan, eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie und sucht, so gut Ihrs könnt, zu beweisen, daß sie es verdienen, und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen.

# Bemerkungen

## Kleine Woche

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, sagte der Dichter, als er einen jener Preise bekam, die nach den großen Vorgängern benannt sind.

Wie die Journalisten, die einen Angeklagten schonen wollen, nur seine Anfangsbuchstaben bringen, so werden die Preisrichter gut tun, im Communiqué an die Presse fortan den Namen des Preisgekrönten nicht auszuschreiben, denn sein bürgerlicher Kredit würde leiden, wenn die Wirtin, bei der er wohnt, aus den Zeitungen erführe, daß er eine Beihilfe von 3000 Mark oder Wiener Kronen als Glücksfall unter Konkurrenten betrachten muß.

Ich nehme an, der gute Ton verlange, daß man nach Empfang eines Preises dem Stiftungskomitee einen höflichen Brief schreibt. Man geht ins Caféhaus, bestellt einen Schwarzen, zwei Zigaretten, Papier, Marke und bezahlt mit der Preissumme, basta.

Die Gelegenheit ist günstig, den ganzen Unfug abzuschaffen. Ich hatte einmal die Hand im Spiel, als eines dieser Jahrespreischen gestiftet ward, und würde den Fehlgriff gern wieder gutmachen. Warum? Reden wir doch nicht erst ernsthaft von Freundschaften, die Bagatelle ist die Worte nicht wert.

*

In Barcelona gab es jüngst auch ein Preisausschreiben. Dort ansässige Deutsche, die über die Pyrenäen hinweg nach dem neuen Bismarck ausschauen, hatten hundert Peseten für die beste Schilderung der Züge gestiftet, die der künftige Diktator Germaniens tragen müsse. Ein nationalsozialistischer Student der Universität München erhielt den Preis, der der Sparsamkeit seiner Stifter alle Ehre macht.

Wie ich im bayrischen Kultusministerium höre, soll das imaginäre Charakterbild in die Lesebücher für Mädchenschulen aufgenommen werden, in der Hoffnung, daß die jungen Bajuvarinnen sich in dem Augenblick, wo sie Mütter werden, der Vorschriften feurig erinnern.

*

Als die Franzosen ins Ruhrgebiet einbrachen, leiteten münchner Heißsporne aus dem Bruch des Versailler Vertrags das Recht ab, die Einwohnerwehren wieder offiziell zu machen. Der Pfarrer Traub, Lizentiat aus Blut und Eisen, hatte einen bessern Gedanken.

Er hielt den Augenblick für gekommen, die Wehrpflicht wieder einzuführen. Am 18. Januar, den die Studentenschaft natürlich nur deswegen als Nationaltag feiert, weil der republikanische vom 11. August in die Ferien fällt, rauschte der alte Gott mächtig auf, der nichts als der christlich drapierte alte Wotan ist.

Auch ich wurde lebhaft an den Juli 1914 erinnert, als die paar Menschen, die den Mut hatten, von Verweigerung der Wehrpflicht zu sprechen, überschrien wurden. Wehrpflicht? Wir danken energisch. Das wird nicht mehr sein.

Was an der Obstruktion der Ruhrbewohner grandios heißen darf, ist der Entschluß, die Gewalt ad absurdum zu führen. Ich erkläre ehrlich, daß ich nicht geglaubt habe, die Industriellen würden das Beispiel geben; aber ich füge hinzu: nur die Arbeiter und Beamten machen die Aktion möglich.

Man kann immer wieder feststellen: der Sozialismus versagt, er hat nicht die Ideen geliefert, die die Gesellschaft umformen — bis der Moment kommt, wo er aktiv und positiv reguliert. So war es beim Kapp-Putsch, so beim Rathenau-Mord, so ist es heute. Die Einheitsfront löst sich auf, sobald der Militarismus seine Pläne zu verwirklichen sucht.

Mit der Ruhr-Affäre beginnt der Sieg das deutschen Pazifismus. Dies zur Kenntnisnahme Denen, die glauben, daß er mit ihr verendet sei.

*Liliput*

### Der steinerne Reiter

Fritz Wendhausen verdanken wir einen der schönsten Filme: ‚Die Intrigen der Madame de la Pommeraye'. Das rechtfertigt, gelegentlich seines ‚Steinernen Reiters', der ein Fehlschlag ist, einiges Grundsätzliche über Filmstoffe zu sagen und über die Grundeinstellung eines Autors zu ihnen. Hier gilt: wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nie zurecht. Wer nicht den Lebensnerv eines Stoffes findet, schmeißt hoffnungslos um und umso empfindlicher, je fleißiger er sich anstellt, seinen Irrtum auszuführen. Wem ist schon aufgefallen, daß die sogenannten großen, ewigen Stoffe trotz aller Lebenszähigkeit und allen Wanderungen durch die Weltliteratur fast immer nur ein Mal groß oder doch lebensfähig behandelt worden sind? Und darf man daraus nicht schließen, daß auch oder grade die großen Stoffe nur ein Mal zeitgemäß sind? Und daß dies daher kommt, daß sie nur ein Mal aus den Notwendigkeiten oder Ergebnissen zeitgemäßen Lebens heraus gestaltet sind?

Bestätigt wird das durch die Tatsache, daß alle großen Stoffe in dieser zeitgemäßen Behandlung Zugstücke gewesen sind. Es gibt kaum ein lehrreicheres Kapitel der Literaturgeschichte als den Nachweis Lansons, daß selbst die anscheinend so lebensfremden Stoffe C neilles aufs Haar den Lebensanschauungen, der Bildung und den Empfindungen seiner Zeit entsprachen. Zwischen Stoff also und dem Milieu, in dem er entstanden ist, besteht ein magnetischer Zusammenhang, der umso schwerer zu verkennen ist, je lebenskräftiger der Stoff als solcher sich erwiesen hat. Die Geschichte der Manon Lescaut ist sicherlich sowohl vor wie nach dem Abbé Prévost hundert- und tausendmal in Wirklichkeit passiert, aber so kristallisch rein, so zum Typus kondensiert doch eben nur in diesem Buch, das niemals anderthalb Jahrhunderte überdauert haben würde, wären nicht grade im Milieu des achtzehnten Jahrhunderts alle Voraussetzungen der Geschehnisse in seltener Dichte und typischer Klarheit gegeben gewesen. Grade dieser kräftige Griff ins Leben selbst, unbekümmert um alle durch frühere Kunst nahegelegte Formungen, hat dem Buch Lebenskraft gegeben.

Auch Pommeraye war ein solcher Stoff, und man brauchte nur das Milieu wiederherzustellen und durchzuführen, so mußten die Schatten der alten Geschichte Leben zurückgewinnen. Der springende Punkt aber bei aller Stoffwahl (sofern freilich von Wahl überhaupt gesprochen werden kann) ist: diese innere Lebenskraft zu erkennen, zu fühlen, daß er einmal wenigstens durchaus lebendig war, daß er bestimmten Realitäten des Lebens entsprang, daß keine tönernen Stellen überkommener Poetik oder Rhetorik die Risse in seinem Gefüge ausfüllen.

‚Der steinerne Reiter' aber knüpft an eine Lokalsage an. Man weiß, wie Lokalsagen zustande kommen. Irgendwo steht ein Fels von sonderbarer Form. Die Phantasie macht eine Gestalt daraus, aus der Gestalt eine Geschichte. Sehr selten sind diese Gestalten originell, noch seltener ergiebig. Sie entspringen einem Spiel der Phantasie, das eine vereinzelte und unnatürliche Erscheinung umkleidet mit verblaßten Erinnerungsbrokken aus Wandergeschichten oder, bestenfalls, entfernter Wirklichkeit. Verblaßten — denn lebendige würden sich nicht ohne weiteres zur Verwendung eignen. Sehr selten auch sind diese Sagen wirklich volkstümlich. Sie entstammen zumeist Chronisten- oder Fremdenführergeschwätz. Sie gehen auf das Kuriose aus, nicht aufs Menschliche, Typische und sind daher grundsätzlich mit Mißtrauen zu behandeln. Sie passen auch, da keiner Zeit bestimmt entsprungen, in keine Zeit recht hinein. Ihr Gewand ist meist mittelalterlich. Aber Mittelalter ist ein weiter und vager Begriff. Darum ist auch das Gefüge vage und, ausgestaltet,

unglaubhaft. Was sich nie und nirgends hat begeben, das alleine haftet nie. Der moderne Dichter also kann den Stoff nicht einfach fügen: er muß ihn dichten. Und gerät, wenn er ein moderner Dichter sein will, mit seinem Stoff sofort in Widerspruch. Ein Burgherr, der die Bauern schindet und die Bräute küßt, das gibts. Aber es gabs nur in einer Zeit, wo eben die Bauern sich das als Geschehnis göttlicher und sittlicher Weltordnung gefallen ließen. Tempi passati. Also was geht uns der Stoff an? Bleiben ein paar poetische Fetzen, von jener Sorte Poesie, die aus Ohnmacht das Leben umbiegt und fälscht. Erstens: wie poetisch, wenn die Bauern sich das eines Tages nicht mehr gefallen lassen! Einmal gabs auch das; aber aus der künstlerischen Darstellung dieser Wirklichkeit wurde keine Rittergeschichte, sondern die Farce vom Barbier Figaro und vom Grafen Almaviva. Das war Wirklichkeit, und darum wurde es Kunst. Dagegen an diesen Bauern dichtete kraftlose Romantik. Und nachdem dies erste Knopfloch verfehlt war, gabs kein Halten mehr. Der Wirklichkeit entsprach, daß der Burgherr die aufrührerischen Bauern durch seine Kriegsknechte einfach niedermachen ließ. Die Poesie verlangte, daß sie siegten. Die Poesie verlangte auch, daß er nicht einfach ein ungebrochener klarer Bösewicht war, sondern, wie heute selbstverständlich, eigentlich ein edler Mensch, nur durch unglückliche Familienverhältnisse und Verkennung so schlecht geworden. (Aber im Grunde weich!) Heimlich und alleine weint er. Und das Mädchen, das ihre bei der Rauferei versehentlich erstochene Schwester rächen will, eine Hirtin, die ganz so aussieht, wie man sich eine Lucie Mannheim vorstellt, geht mir nichts, dir nichts mit dem Messer in der Hand auf die Burg. Und wird durchgelassen. Ueberall. Und kanns natürlich nicht übers Herz bringen, den einsam schluchzenden Tyrannen abzumurksen. Und wird sogar seine Frau. Und rettet ihm das Leben, als die Bauern, die inzwischen durch ihr Beispiel auch Mut gekriegt haben (wie das lebensecht ist!) die Burg stürmen. Und befreit ihn aus dem Kerkerloch und entflieht mit ihm. „Lieber verdammt mit ihm als allein selig". Schon kommt ein Blitz und versteinert sie. Das Publikum sagt: Stuß! und hat Recht.

Ein solcher Stoff ist durch keine Künste zu retten, und auch die schönsten müssen äußerlich bleiben. In der gewöhnlichen Meininger-„Aufmachung" solcher Sagenstoffe hätte kein Hahn nach diesem Film gekräht. Darum versuchte man es mit Expressionismus. Aber auch hier geriet man, da eben der Stoff nirgends zuhause ist, ins Vage. Man stellte Felsen, die in ihrer betonenen Künstlichkeit fatal nach Hagenbecks Tierpark aussahen. Man baute ein Dorf, das sich ausnimmt wie die Konstruktion einer landwirtschaftlichen Musterausstellung, eine Burg, wie die wildgewordene Berg-und-Tal-Bahn eines Rummel-

platzes in Halensee. Man zog den Leuten Kostüme an, die, eine abstruse Mischung aus Indianerschmuck und Theaterfundus, Kurfürstendammbrokat und sentimentalem Neoprimitivismus, den Leuten saßen wie einer Landratte die Oeljacke eines Schiffers. Und suchte die Unmöglichkeiten der Handlung dann mit Bildern zu verkleben, die kompositorisch sehr schön und das einzig Gute an diesem Film waren, aber doch die Tatsache, daß eine Sammlung schöner Bilder eben noch lange keinen Film ausmacht, nur noch greller hervortreten ließen. Nicht als Anlaß zu schönen Bildern darf ein Film gestaltet werden: das Bildhafte muß den Filmstoff gestalten helfen. Wenn aber der Stoff nichts taugt, hängen auch die schönsten Bilder nur wie kostbar gearbeitetes Talmi darauf herum, und es ist gleichgültig, ob er archäologisch oder expressionistisch gearbeitet ist.

*Roland Schacht*

### Passive Resistenz

1919: Auch so eine „Errungenschaft" der deutschen Revolution ist der Streikwahnsinn des Proletariats und besonders die passive Resistenz gewisser Arbeiterkategorien. Die passive Resistenz, die einen Streik an der Arbeitsstätte darstellt, ist ein heimtückischeres und brutaleres Mittel als der offene Streik. Wo ist die Regierung, die die Arbeiterführer auf der Stelle in Schutzhaft nimmt dafür, daß sie der dumpfen und willenlosen Masse die volksverräterische Idee der passiven Resistenz beigebracht hat?

1923: Es gibt nur ein wirksames Mittel gegen die französische Ruhrinvasion: den Generalstreik oder die passive Resistenz der gesamten für französische Requisitionsdienste mißbrauchten Arbeiterschaft. Es ist im Namen des deutschen Rechts zu begrüßen, daß vereinzelt Arbeiterführer den Belegschaften ganzer Werke den Befehl zur passiven Resistenz bereits gegeben haben. In der gesamten von feindlichen Bajonetten strotzenden Zone darf es nur einen Willen geben, unter dem sich Arbeiter, Angestellte und Beamte solidarisch erklären: die Abwehrfront des deutschen Volkes durch passive Resistenz bis aufs Aeußerste.

*Bruno Manuel*

### Liebe Weltbühne!

Der bekannte göttinger Mathematiker Hilbert wird von seinen Schülern gebeten, doch seine Deduktionen durch „Beispiele aus dem täglichen Leben" anschaulicher zu machen. Im nächsten Kolleg hebt er also an: „Denken Sie sich einen Berg. Ueber den Bergrücken läuft ein Bindfaden. An jedem Ende des Bindfadens hängt eine Lawine. Da haben Sie ein Beispiel aus dem täglichen Leben."

# Antworten

**Quintaner.** Kein Deutscher, der nicht wünschte, daß die Franzosen das Ruhrgebiet schnellstens wieder verlassen. Aber die deutsche Presse beschleunigt das Tempo nicht. Aus welchen „Symptomen" unsre Schmöcke erkennen, daß die Franzosen „windelweich" zu werden beginnen? Ein General hat eine Gewerkschaftsdeputation mit den Worten begrüßt, er sei „sehr beglückt", sie bei sich zu sehen. Nicht windelweich wären die Franzosen für diese Schmöcke wahrscheinlich, wenn er geschrien hätte: „Still gestanden!" Der General hat selbstverständlich gesagt: „Je suis très heureux . . ." Die Schmöcke brauchen ja nicht zu wissen, daß unter dieses Mindestmaß von Höflichkeit kein Franzose heruntergeht. Es sei denn, daß er sie, die Schmöcke, zu sehen bekommt.

**Lion Feuchtwanger.** In Nummer 47 von 1922 habe ich, ‚Macbeth' kritisierend, Jeßner getadelt, daß er gewagt hat, „der Tragödie ihren lichten, den Albdruck mit Geniefingern fortwischenden, aus der blutigen Welt in die unblutige einen weiten Ausblick öffnenden Schluß wegzuhacken". Jetzt erseh ich aus Ihrem Aufsatz über ‚einen neuen deutschen Shakespeare', daß nicht Jeßner diese Courage gehabt hat, sondern Hans Rothe. An meinem Urteil ändert das nichts. Meinetwegen mag ein Uebersetzer das Jahrhundert-Phaenomen August Wilhelm Schlegel als antiquiert empfinden und darüber hinausgehen, wenn er kann. Aber Shakespeares Tragödien sind Jahrtausend-Werke. Und daß die heute schon nötig haben sollen, an Kernpunkten, wie ein „Schluß" doch wohl einer ist, „verbessert" zu werden: das will mir nicht in den altmodischen Sinn.

**Bayer.** Auch Sie sind nicht so optimistisch wie Hans Glenk, der Verteidiger des ‚Andern Bayern' in Nummer 3. „München ist ein Hexenkessel. Auf der letzten Tagung in Coburg müssen genaue Kampfbefehle erteilt worden sein, denn seitdem herrscht in den deutschvölkischen Kreisen eine derart rege Arbeitsamkeit wie noch nie. Hunderte fühlen sich als kleine Hitler. Mit Erfolg verdrehen sie die Köpfe von Reichswehr und Schupo. Es hagelt nur so Flugblätter aus dem Verlag Karl Rohm in Lorch. Die Republik wird frecher als je verhöhnt, trotz dem Gesetz zu ihrem Schutz." Und Bayerns „Regierung" — wie man vielleicht sagen darf, solange man sich um die Ethymologie nicht bekümmert — verhängt den Ausnahmezustand, wendet ihn aber nur auf die Sozialdemokraten an. Deren Versammlungen bleiben verboten. Die Versammlungen der Nationalsozialisten werden auch verboten — und im nächsten Augenblick wieder erlaubt. Und dann wundern die Herrschaften sich über Frankreich. Und dabei werden sie sich erst über Frankreich zu wundern haben.

**Referendar.** Sie wünschen, hier auch einmal ein freundliches Wort über die Justiz zu lesen? Wie gern gäbe man ihr lauter freundliche Worte! Leider ermöglicht sie einem das nur in Bagatellen. Der Theaterdirektor Eugen Robert war mutig genug gewesen, einen Kritiker zu verklagen, der die simple Wahrheit gekündet hatte, daß in den Bühnenhäusern des Budapesters die Kunst — auf den Hund? nein, auf das Schwein gebracht würde. Die Klage ist abgewiesen worden. O weiser, o gerechter Richter! Der Fall Robert ist deshalb schlimmer als jeder andre, weil der Mann den Geschmack und die Bildung hat, um sich vollständig klar über die Kläglichkeit eines Gewerbes zu sein, von dessen Kulturmission seine Gefährten überzeugt sind. Die Rotters halten sich, wenn sie Ibsen spielen, alles Ernstes für Erben Brahms. Herr Robert, ein Schriftsteller von Talent, geht bewußt tief unter sein geistiges Niveau herunter, auf dem er vielleicht imstande wäre, ein anständiges Theater zu machen. So wird die Kritik ihn immer besonders scharf anfassen.

**Zeitungsleser.** Dir, dem heute als ausgemacht gilt, daß Frankreich das Ruhrgebiet „annektieren" und damit „die deutsche Industrie zerstören" will, dir empfehl' ich die Lektüre des ‚Rheinischen Beobachters' vom 1. Januar 1923 (im Verlag Rheinischer Beobachter Edmund Stein zu Potsdam). Da hast du Gelegenheit, einen der schlimmsten, der übelstbeleumdeten „Annexionisten" und „Zerstörer" in Lebensgröße kennen zu lernen. Da ist nämlich der Wortlaut des Geheimberichts abgedruckt, den Adrien Dariac, Vorsitzender der Finanzkommission der französischen Deputiertenkammer, nach einer amtlichen Reise durch das Rheinland im April 1922 verfaßt hat. Auch Herr Cuno hat sich in einem Interview für den ‚Observer' auf ihn eingelassen. Dabei sind ihm etliche Irrtümer unterlaufen, die nur so zu erklären sind, daß er keinen Blick in das Original getan, sondern sich mit den sinnentstellenden Auszügen der Tagespresse begnügt hat. Dariac sagt nicht, wie der Kanzler behauptet hat: daß Frankreich die Entwicklung der deutschen Industrie zur vollen Leistung der Reparationen befürchtet, sondern, im Gegenteil: daß ohne Erstarkung der deutschen Industrie die Reparationen überhaupt nicht zu leisten sind, und daß Frankreich im Besitz des Ruhrgebiets die deutsche Industrie wohl zerstören könnte, aber vernünftiger täte, sie möglichst einträglich zu gestalten, um selbst von den Erträgnissen zu profitieren. Auch für Minister wäre also immerhin gut, Berichte, über die sie öffentlich reden wollen, zuvörderst einmal wirklich zu lesen. Denn nichts ist für Deutschland zur Zeit unratsamer als eine Politik im Stil der Emser Depesche.

**Kunstfreund.** Mir ist in dieser traurigen Woche nicht recht danach, den ‚Kreis' des Engländers W. S. Maugham abzuschreiten. Sie aber sollten sich in die Kammerspiele begeben, wenn Sie einen schauspielerischen Genuß allerersten Ranges haben wollen. Bassermann, kürzlich befragt, wem er den Iffland-Rang zu vermachen gedenke, erwiderte: demjenigen Schauspieler, der mit den leisesten Mitteln die tiefste Wirkung hervorbringe. Dann heißt der würdigste Erbe: Elisabeth Bergner. Denn grade darin hat sie heut auf der deutschen Bühne nicht ihresgleichen.

**Landmann.** Die Roggen-Anleihe hat hier mein Morus schon gebührend gekennzeichnet. Sie sagen dazu: „Mit ihr und der Kohlen-Anleihe sind die Landesregierungen der Reichsregierung des Devisengesetzes direkt in den Rücken gefallen. Was früher der Dollar war, ist jetzt die Roggen-Anweisung; ja, es ist noch viel schlimmer. Sie ist das geeignetste Mittel für Schiebergeschäfte, da man sich um die Ware — Ware auf weite Sicht — gar nicht zu kümmern braucht, und so handelt bei uns auf dem Lande Jeder mit Roggen-Anweisungen, allein oder in Gesellschaft." Was ja denn wohl unsern Dalles erfreulich vermindern wird.

**Musiker.** Anno 1914 stand hier zu lesen: „Das Deutsche Opernhaus hat in diesen Tagen einen erfreulichen Mangel an Chauvinismus bewiesen: es setzt, ohne mit der Wimper zu zucken seinen Abonnenten den Franzmann Auber vor. Und dabei haben berliner Musikkritiker das Deutsche Opernhaus beschworen, diesem toten französischen Meister ein paar Pfuscher vorzuziehen, für die nichts anzuführen ist, als daß sie leben und deutschen Geblüts sind. Man hats, kunstfeindlich und borniert, sogar für Landesverrat erklärt, jetzt an eine Darstellung von ‚Carmen' zu denken." „Man" war die Vossische Zeitung, bevor sie zur Kontinentalpolitik überging. Alles wiederholt sich nur im Leben — aber manchmal mit umgekehrten Vorzeichen. 1923 ist das Deutsche Opernhaus so kunstfeindlich und borniert, ein übernationales Wunderwerk wie ‚Carmen' abzusetzen, und die Vossische Zeitung, trotzdem sie noch nicht wieder zur Kontinentalpolitik zurückgekehrt ist, so vernünftig, das lächerlich zu nennen. Meines Er-

achtens bleibts auch dann lächerlich, wenn das Deutsche Opernhaus nachträglich erklärt, daß es den tantiemeberechtigten Erben des Komponisten oder des Textdichters zur Zeit keinen Pfennig zukommen lassen wolle. Es gibt ein Reich, es muß ein Reich geben, wo Geldfragen und gar Geldfragen „auf nationaler Grundlage" keine Rolle spielen. Und in diesem Reich ist ‚Carmen' Königin.

**Justizrat N. R. in E.** Sie haben voriges Mal für nötig erklärt, daß zu Gunsten Fechenbachs „vom Ausland her das uns noch unbekannte Ritter-Telegramm veröffentlicht werde". Nicht mehr nötig: in einer Versammlung der Deutschen Liga für Menschenrechte hat der Kammergerichtsrat Freymuth es mitgeteilt. Es stammt aus dem Jahre 1914 und hat zum Inhalt, daß die Kurie Oesterreichs Vorgehen gegen Serbien billige. 1919 hat Caillaux es in einer französischen Zeitschrift veröffentlicht. Später hat Fechenbach das noch einmal getan und dafür elf Jahre Zuchthaus bekommen. Und ein Volk, das diesen und ein Schock andrer Justizmorde entweder zuläßt oder feiert, das jammert darüber, daß die gesamte Kulturwelt mit vollendetem Gleichmut auf den Rechtsbruch blickt, den Frankreich gegen Deutschland begeht.

**K. S. in O.** Sie behaupten, daß Hermann Penzers kleiner Artikel in Nummer 4 der ‚Weltbühne' ergänzungs- und berechtigungsbedürftig sei. „Erstens: Herr Ludwig Christian Haeußer war, bevor er Mann der Wahrheit und neuer Christus wurde, Sektfabrikant und dann Inhaber eines schweizer Schwindelversandgeschäfts. Zweitens: die Verlobung, zu der das Fräulein Hedwig von Pohl ein Anhänger Haeußers gedrängt hatte, ist schon wieder aufgelöst, und die Exbraut hat sich in polizeilichen Schutz begeben. Drittens: die Pohls sind keineswegs Hochadel, sondern der Admiral ist erst von seinem Doornenkaiser geadelt worden." Aber sonst hat der kleine Artikel hoffentlich gestimmt.

**Dör Zwickauör.** Ob es in döm ‚Kladderadatsch', der aus einem fortschrittlichen ein reaktionäres und aus einem Witz-Blatt das Gegenteil geworden ist, dich überhaupt noch gibt, weiß ich nicht. Aber wenns dich noch gibt, dann wird dich gefreut haben, welcher Druckfehler in deiner alten Lieblingszeitung Herrn Stresemanns jüngste Rede erheblich verbessert hat: „Gott sei Dank — wir haben wieder Charakteure in Deutschland!" Das kann man wohl sagen. Und ganz besonders in Herrn Stresemanns Lagör.

---

**Mitteilung**

Der Preis für das erste Vierteljahr 1923 ist, nach den Postbestimmungen, Ende November 1922 festgesetzt worden. Damals hofften wir, mit 1800 Mark auskommen zu können. Das hat sich schon vor dem neuen Marksturz als Irrtum erwiesen. Jetzt gar, wo allein die Druckkosten wieder um 75 % gestiegen sind, müssen wir die Leser ersuchen, auf der beiliegenden Zahlkarte oder auf anderm Wege

**eine Nachzahlung von 600 Mark**

zu leisten. Wer das Abonnement überhaupt noch nicht bezahlt hat, wolle gleich 2400 Mark (bei Kreuzbandlieferung 2700 Mark) einsenden.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien, Rumänien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Schweiz, Spanien | 5 Schweizer Franken |
| Frankreich | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2\frac{1}{2}$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

# Va banque von Morus

Zum zweiten Mal hatten wir Frankreich auf die Kniee gezwungen. Der Dolchstoß, den bestochene Defaitisten meuchlings gegen unsre unerschütterte Front hatten führen wollen, war durch rechtzeitige Erschießung der roten Drahtzieher abgewandt worden. So konnte achtundvierzig Jahre, nachdem Wilhelm der Große, umgeben von seinen Paladinen, den Einzug in Paris gehalten hatte, sein Enkel abermals in die welsche Hauptstadt einziehen. Wenige Tage darauf kamen, mit schlotternden Gebeinen, aus Bordeaux Poincaré und Clemenceau, um Frieden zu betteln. Unser Kaiser versagte den Bittstellern nicht seine Hand. Im Spiegelsaal zu Versailles, wo einst die deutsche Kaiserkrone ruhmreich erneuert worden war, diktierten Ludendorff, der Bürgergeneral, und zu seiner Seite Helfferich, der Volkskanzler, dem niedergerungenen Feinde den Frieden.

Aber es war ein Frieden weiser Mäßigung. Nicht umsonst hieß doch unser Kaiser fünfundzwanzig Jahre hindurch der Friedenskaiser! Keine Rachsucht wollte er üben, sondern nur dem deutschen Volke wiedergeben, was von jeher des deutschen Volkes gewesen. So beschränkte er sich darauf, das ehemals kerndeutsche Nanzig und die umliegenden Gebietsteile dem Reiche zurückzugeben und von den Erzbergwerken in Longwy und Briey, die deutscher Gewerbefleiß aufgebaut hatte, einen bescheidenen Teil des Ertrages für Deutschland zu beanspruchen, obwohl die sechs größten Unternehmerverbände in einer Denkschrift ihrer Ueberzeugung Ausdruck verliehen hatten, daß ohne den dauernden Besitz der Erzbecken Deutschland nicht werde leben können. Von den rund 20 Millionen Tonnen Eisenerz, die Frankreich vor dem Kriege jährlich produziert hatte, sollte es fortan 2 Millionen Tonnen an Deutschland abgeben, wahrlich eine geringe Menge, da doch die Erzbecken von Longwy und Briey allein 3000 Millionen Tonnen Minette enthalten, die bei 35 Prozent Eisengehalt mehr als 1000 Millionen Tonnen Eisen zu liefern vermögen. Und ebenso maßvoll war Deutschland in seinem berechtigten Verlangen, daß der Feind, der mutwillig den Krieg begonnen hatte, auch die Kosten des Krieges tragen müsse. Nur um die Reparationsleistungen an Deutschland zu sichern, ließen wir in Belfort, Verdun, Namur, an der flandrischen Küste und der dazwischenliegenden Zone deutsche Truppen für 15 Jahre stehen, erklärten uns aber ausdrücklich bereit, sie früher zurückzuziehen, falls Frankreich und Belgien vorher ihre Wiedergutmachungsschuld einlösten.

Nichts davon geschah. Hartnäckig weigerten sich die Franzosen, ihre feierlichst in Versailles übernommene Schuld zu begleichen. Unter allerlei Ausflüchten verweigerten sie die fälligen Erzlieferungen. Ohne Rücksicht darauf, daß es der deutschen Hüttenindustrie an Erzen mangelte, förderten sie ihre eigne Eisenindustrie, während die deutschen Hochöfen aus Schweden Eisenerze einführen mußten. So blieb Deutschland

schließlich nichts andres übrig, als das Erz, das die Franzosen ihm vorenthielten, sich selbst zu holen. Deutsche Ingenieure wurden, begleitet von den nötigen militärischen Kräften, nach Longwy und Briey entsandt, um die Erzgewinnung zu kontrollieren und den deutschen Anteil zu sichern. Was aber taten die Franzosen? Sie antworteten mit gallischer Heimtücke und gallischer Rachsucht. Statt den friedlich einziehenden Deutschen freundschaftlich entgegenzukommen, wurde mit Hilfe der pariser Regierung überall in den neuen und alten Kontrollgebieten ein feindlicher Widerstand organisiert. Die Unternehmer, die Beamten, die Arbeiter verweigerten den Dienst, schmähten die deutschen Schutztruppen und suchten sie durch Nahrungsmittel- und Wohnungssperre und durch Schikanen aller Art zu verdrängen.

Da zeigte sich die wahre Friedensliebe der Deutschen. Um Blutvergießen und Zwang aller Art zu vermeiden, gab der Kaiser den deutschen Ingenieuren und den deutschen Soldaten den Befehl, sofort nach Deutschland zurückzukehren. Der Volkskanzler Helfferich zeichnete den kaiserlichen Befehl gegen — sagte man doch, daß er die Zurückberufung der Truppen angeregt hätte —, und Hindenburg, der greise Friedensmarschall, entwarf selbst einen Abrüstungsplan für das ganze deutsche Heer.

*

So hätten wir Deutsche gehandelt. Die Franzosen handelten anders. Sie haben sich benommen wie ein Volk, das nach schwersten Verlusten doch noch gesiegt hat und diesen Sieg ausnutzen will, wie ein Volk mit einer nationalistischen Kammer und einer nationalistischen Regierung sich zu benehmen pflegt: anmaßend und gewalttätig. Nichts entschuldigt die Ausweisungen, Verhaftungen und Kriegsgerichtsurteile. Keine Infamie, die die Deutschen während des Krieges in Frankreich und Belgien begangen haben, keine Infamie, die sie wahrscheinlich in gleicher Lage nach dem Kriege begangen hätten, entschuldigt das Vorgehen der Franzosen und Belgier. Der Einbruch fremden Militärs im fünften Nachkriegsjahr in ein wehrloses Land ist und bleibt eine Barbarei, gleichviel, ob ein formales Recht zu „Sanktionen" besteht, gleichviel, ob Frankreich die Ruhrkohle zum Leben braucht oder nur zur gewaltsamen Hochzüchtung seiner Industrie, gleichviel ob seine finanzielle Misere — Frankreich hat eine äußere Schuld von 90 Milliarden und ein Etatdefizit von 4 Milliarden Francs — durch übermäßige Kriegsrüstungen vergrößert wird oder nicht.

Allein Politik ist — man kann das in Deutschland nicht oft genug wiederholen — keine Frage nach „Gut und Böse". Politische Probleme kann man nicht dadurch lösen, daß man nachweist, wer „Schuld" hat. Politik ist das Mittel zu dem einigeinzigen Zweck: zu leben. Zu leben und nicht zu sterben! Aus diesem Grunde und nur aus diesem Grunde ist der Krieg, das Massenmorden, die Opferung unzähliger Menschen, ein unzweckmäßiges und verwerfliches Mittel der Politik. Und aus diesem Grunde kann ein Widerstand, der moralisch noch so ge-

rechtfertigt sein mag, unter Umständen ein falsches, ergo ein verwerfliches Mittel der Politik sein.

Als das Kabinett Cuno die „Politik" der passiven Resistenz einleitete, konnte man über die Zweckmäßigkeit dieser Politik streiten. Immerhin war nicht ausgeschlossen, daß der deutsche Widerstand tatkräftige Unterstützung im Ausland finden würde. Drei Möglichkeiten schienen sich zu bieten. Einmal die Hilfe Amerikas. Als Cuno, der Hapag-Kanzler, ein homo novus Ballinensis in die Wilhelm-Straße einzog, bildeten seine einzigen politischen Aktiva die angeblich so guten „Beziehungen zu Amerika". Aber man sieht, daß die Freundschaft des jungen Harriman noch nicht genügt, um erfolgreich Weltpolitik treiben zu können. Die zweite, berechtigtere Hoffnung war England. Bonar Law hatte in Paris die „fracture cordiale" mit Frankreich vollzogen — warum sollte es jetzt nicht eine entente cordiale mit Deutschland eingehen? Aber der Großindustrielle Bonar Law zog vor, der englischen Industrie die Gewinne zu sichern, die ihr infolge der Ruhrinvasion, vorerst wenigstens, aus dem gesteigerten Kohlen-Export nach Deutschland und Frankreich zufließen. Auch die zweite Hoffnung erwies sich also als trügerisch (wobei übrigens noch nicht klargestellt ist, ob unser londoner Botschafter seine Regierung über die Haltung Englands im Fall des französischen Einmarschs so schlecht unterrichtet hat, oder ob Herr v. Rosenberg es besser wissen wollte). Die dritte, schwache Möglichkeit war das Eingreifen der Internationale. Daß man im Kabinett Cuno sich allzuviel von einer Aktion der zweiten, zweieinhalbten oder gar der dritten Internationale versprach und auf einen Generalstreik in den Ententeländern rechnete, nehme ich, zugunsten unsrer Regierung, nicht an. So törichten Illusionen durfte sich kaum eine Arbeiterregierung hingeben, geschweige denn eine Unternehmerregierung. In der Tat hat es ja auch damit sein Bewenden gehabt, daß die etlichen internationalen Gewerkschaftsorganisationen einander telegraphisch anprosteten, ein paar Gewerkschaftsführer Dienstreisen in die Nachbarländer unternahmen, um die Situation zu prüfen, und die stärkste Arbeiterpartei, die englische Labour Party, noch nicht einmal eine beschleunigte Parlamentsdebatte über die Besetzung des Ruhrgebiets herbeizuführen vermochte.

Die deutsche Regierung und der Teil des deutschen Volkes, der sich auf eine der drei Möglichkeiten gespitzt hatte, hatten also geirrt. Jetzt kams darauf an, sich möglichst rasch und schmerzlos auf die neue politische Situation umzustellen. Aber nichts dergleichen ist in den drei Wochen, die nun seit dem Einmarsch der französischen Truppen vergangen sind, geschehen. Die Besetzung des Ruhrgebiets ist für Deutschland wie für Frankreich unglückseligerweise eine Prestigefrage geworden. Nehmen wir selbst den für uns günstigsten Fall an: es würde uns wirklich gelingen, die Ruhrkohle nach wie vor ins unbesetzte Deutschland zu transportieren; der französische Zollgürtel würde sich als untauglich zur Blockierung erweisen; Frankreich würde nicht mehr, sondern weniger Kohle aus dem Ruhrgebiet erhalten als vor dem Einmarsch. Ja, glaubt denn ein vollsinniger Mensch in Deutschland oder im Ausland, daß dann die

französischen Truppen sang- und klanglos hinziehen würden, von wannen sie gekommen sind? Glaubt ein Mensch, daß Frankreich diese „Schmach" ertragen würde, daß es nicht Alles daran setzen würde, die mißlungene „Sanktion" durch neue, schärfere Maßnahmen zu ersetzen? Oder glaubt man, daß dann und nur dann Amerika und England endlich ihren Abstinenzlerstandpunkt aufgeben würden?

Man braucht sich nur diese Frage einmal vorzulegen, um zu erkennen, welch lebensgefährliche Vabanque-Spiel unsre „Abwehrpolitik" ist. Wenn wir aus falsch verstandener „Mannhaftigkeit" uns weigern, „unter dem Bajonett" zu verhandeln, dann steht uns ein neues Versailles bevor, ein neuer Zusammenbruch — der aber viel schwerer sein wird als der erste, weil er nicht mehr einen gesunden, sondern einen ausgezehrten, entkräfteten Organismus trifft. Die entsetzliche Markkatastrophe der letzten Wochen ist bereits ein deutliches Zeichen, wohin unsre jetzige Politik führt, wie man im Ausland und — auf dem Grunde des Herzens — auch in Deutschland über die Aussichten der passiven Resistenz denkt. Ausschreitungen der Spekulation, die Planlosigkeit der Reichsbank und andre Momente, die man als „Entschuldigungsgründe" für den Marksturz anführt, mögen die natürliche Tendenz verstärkt haben. Der ausschlaggebende Faktor aber war und ist das mangelnde Vertrauen auf einen Erfolg der bisherigen deutschen Politik.

Ich weiß, daß dies offen auszusprechen von allen rechtgläubigen Deutschen heute noch als Landesverrat angesehen wird, genau so, wie es von 1914 bis 1918 als Verbrechen galt, die Wahrheit zu sagen. Aber das darf nicht hindern, es dennoch zu tun. Burgfrieden, Einheitsfront, Durchhalten sind gefährliche Phrasen, wenn die Existenz des Volkes auf dem Spiele steht. Ich meine: das Lehrgeld, das wir das erste Mal für diese Phrasen gezahlt haben, war schwer genug.

---

## Hofft nicht auf Italien! von Max Tann

Rom, Anfang Februar 1923

Der deutsche Widerstand hat offenbar nur zwei Erfolgsmöglichkeiten: eine Sinnesänderung in Frankreich oder die Intervention einer „neutralen" Macht. Nur kaltblütige Abwägung dieser Möglichkeiten und eine darauf basierende wirklichkeitsnahe Politik können Deutschland retten.

Die Ruhraktion ist die Politik des nationalen Blocks. Das ist dieselbe Mehrheit, die bei den Wahlen gesiegt, Clemenceau beiseitegeschoben, Caillaux in die Verbannung und Cachin vor den Richter geschickt hat. Diese Leute wissen recht gut, daß sie in dem Augenblick erledigt sind, wo sie Frankreich gestehen müssen: Die Politik des Bajonetts kostet mehr, als sie einbringt! Es gibt keine größere Illusion, als eine derartige freiwillige Abdankung der von Millerand und Poincaré geführten regierenden Schicht zu erwarten.

Die Einsicht muß sich also gegen sie durchsetzen. Aber die friedliebende Linke ist in der französischen Kammer schwach. Den So-

zialisten, den Kommunisten und sogar den wirklichen „Radikalen" tönen antisemitisch-nationalistische Stimmen entgegen, wie sie seit der Dreyfus-Zeit nicht mehr zu hören waren. Und die Kammer hat noch eine geraume Lebenszeit vor sich. Auflösung? Der Präsident der Republik ist der Führer des nationalen Blocks, und außerdem würden viele in einer Kammerauflösung, die nur einmal seit 1871 vorgekommen ist, eine Handlung sehen, die von einem Staatsstreich nicht weit entfernt ist. Kurz: eine Deutschland günstige Sinnesänderung in Frankreich bedingt zwar keine Revolution, aber doch einen vollkommenen Wechsel der innenpolitischen Szenerie.

Was das Eingreifen eines unbeteiligten Staates anlangt, so kommt nach Lage der Dinge nur eine Großmacht in Frage, die stark genug ist, die Durchführung der Vertragsbedingungen zu garantieren. Das wären England, Amerika, Italien. Mit besonderer Hoffnung blickt das Ausland in dieser Beziehung auf Italien. Aus der Schweiz, dieser Oase in der mordschwangern Wüste des gegenwärtigen Europa, kommen laute Mahnungen an die faszistische Regierung, und aus Amerika hört man die beachtenswerte Stimme des Senators Borah, der Mussolini zur Initiative auffordert.

Ohne allen Zweifel liegt auch eine Einigung zwischen Deutschland und Frankreich im dringenden Interesse Italiens. Ich habe in Nummer 4 der ‚Weltbühne' dargelegt, mit welchen Befürchtungen die hiesigen politischen Kreise den Augenblick nahen sehen, wo die Ruhrkohle ebenso monopolisiert sein wird wie die englische, ohne daß Italien einen gesicherten Anteil daran hat. Zu diesen wirtschaftlichen Sorgen kommen nun noch die politischen, die sich aus der erneuerten Kriegsatmosphäre ergeben. Auf dem Balkan, also sozusagen in nächster Nachbarschaft, beginnt der alte Krater wieder einmal Feuer zu speien. Der griechisch-türkische Krieg kann jeden Augenblick von neuem beginnen, und ein wichtiger Teil des Kriegsschauplatzes wird dann in Thracien liegen. Wird Bulgarien, trotz allen Versicherungen Stambulinskis, ruhig bleiben? Wird Ungarn nicht die längst ersehnte Gelegenheit benutzen? Und wie wird sich Jugoslawien in diesem Kampf verhalten, den es gegen das immer geliebte Rußland führen müßte? Die verschiedenen Temperamente sehen verschiedene Gefahren: die Kriegsgefahr, die bolschewistische Gefahr, die kolonialpolitische Gefahr — Gefahren sehen jedenfalls alle, und man begreift, daß der deutsch-französische Konflikt sie sämtlich in sich enthält und entwickelt.

Und Italien braucht den Frieden. Nur im Frieden kann es Heilung von der schweren Wirtschaftskrise finden; nur im Frieden ist die Auswanderung der vielen Arbeitslosen möglich; nur im Frieden kann die faszistische Regierung dieses friedliebenden Volkes ihre Macht befestigen. Noch ist wenigstens nicht die Zeit da, wo sie zu dem bonapartistischen Aushilfsmittel des Krieges greifen muß, um die unvermeidliche innenpolitische Niederlage hinauszuschieben.

In englischen und sogar in italienischen Zeitungen konnte man denn auch schon von Vermittlungsversuchen Mussolinis lesen. Die offizelle „Verlautbarung" über die letzte Kabinettssitzung hat diese Nachrichten durch ein Dementi bestätigt, das überhaupt sehr aufschlußreich war. Der Ministerpräsident erklärte, in Berlin vor Uebertreibungen gewarnt zu haben, während er in Paris freundschaft-

liche Ratschläge erteilt hätte. C'est le ton qui fait la musique . . . Er erklärte ferner, daß Italien zu einer wirklichen Vermittlung erst dann bereit sei, wenn die Situation einen Erfolg verbürge. Von seinem Standpunkt hat er sicherlich recht damit. Denn die auf hohle Reklame aufgebaute Diktatur braucht den Erfolg, der blendet. Und die Zeit kann bald kommen, wo die Italiener nach den Erfolgen Mussolinis fragen werden.

Die Volksstimmung ist unbedingt gegen jede militärische Unternehmung. Sie ist alles eher als deutschfeindlich, ja man kann sagen, daß die Antipathie gegen Frankreich von Nord nach Süd progressiv steigt. Aber die öffentliche Meinung steht auch vorläufig noch ganz unter dem Einfluß der fascistischen Phrase. Um wirksam ins Gewicht zu fallen, müßte der Prozeß einer geistigen Ueberwindung des Fascismus erst viel weiter vorgeschritten sein. Heute sitzt die Regierung noch fest im Sattel.

Die Fascisten sind nicht unbedingt franzosenfreundlich. Aber isoliert wie Italien heute ist, sehen sie doch in Frankreich den einzigen Freund, mit dem sie sich zudem noch durch allerlei Empfindungen verbunden fühlen. Man spricht in der Welt viel von den geheimen Fäden, die nach München, Budapest und Warschau laufen. In Wirklichkeit darf man wohl doch nur von freundschaftlichen Beziehungen zu Polen sprechen. Die Sympathien der Hitler und Hejjas liegen auch nach Meinung vieler antifascistischer Italiener weniger bei den Fascisten als auf der Seite ihrer Nachahmer, die wie Philine zu Wilhelm Meister sagen: „Wenn ich dich liebhabe, was gehts dich an!"

Seltsamerweise nimmt man jedoch in Deutschland gar keine Kenntnis von der Verwandtschaft der Fascisten mit den französischen „camelots du roi", mit denen sie ihre ganze romantisch-nationalistische Ideologie gemein haben. Der Kolonialminister Federzioni, der Führer der jetzt aufgelösten Nationalisten, ist tatsächlich so eine Art italienische Ausgabe von Léon Daudet, und die „Schwarzhemden" haben den Phrasenschatz der „Blauhemden" vollständig übernommen. Auf diesen gutgeformten Tiraden, die in Frankreich von Barrès, in Italien von d'Annunzio komponiert sind, beruht ja überhaupt die ganze geistige Einstellung der gebildeten Jugend beider Länder, besonders der italienischen.

Für die praktische Politik bedeutet dieses Imponderabile, daß, solange diese Kreise herrschen, von einer ernsten Unfreundlichkeit gegen die „lateinische Schwester" keine Rede sein kann. Man lasse sich nicht durch gelegentliche Aeußerungen täuschen. Auch die Presse steht im Ganzen viel zu sehr im Banne dieser Gedanken, um einer antifranzösischen Politik das Wort zu reden. Die Volksstimmung kann diese Ideen literarischer Herkunft von praktischen Dummheiten und Uebertreibungen zurückhalten; aber sie ist am allerwenigsten in diesem Augenblick imstande, der europäischen Wirklichkeit über die nationalistische Phrase zum Sieg zu verhelfen.

Die fascistische Regierung wird, wenn sie ohne besonderes Risiko kann, gern im Interesse Frankreichs vermitteln. Aber sie wird unter keinen Umständen eingreifen, wenn sie fürchten müßte, damit Frankreich oder ihr eignes innenpolitisches Prestige zu schädigen.

# Die Kehrseite

„Der Einmarsch in die Ruhr, der von der ganzen Welt verurteilt wird . . .“

*Eine deutsche Zeitung für alle*

England

Daily Telegraph

Der Versailler Vertrag hätte eine Klausel enthalten sollen, daß jeder Deutsche verpflichtet sei, sich darüber zu informieren, was in der Welt vorgeht. Spaß beiseite: eine solche Vertragsbestimmung wäre nützlicher gewesen als viele andre. Die Unwissenheit, die in Deutschland über die Dinge außerhalb seiner Grenzen herrscht, ist erschütternd. Die Deutschen leben in einem luftleeren Raum. Sie machen sich fortwährend taktischer Mißgriffe schuldig, die nur aus Ignoranz erklärt werden können. Ich habe im Bureau des ‚Reichsverbands der deutschen Industrie‘ nicht eine einzige englische, amerikanische oder französische Zeitung gefunden. Angeblich wegen der Teuerkeit des Abonnements. Aber die Industrien, die vom Export abhängen und den Billiardär Stinnes als Führer haben, sollten auch das Geld auftreiben, sich mit der notwendigen Literatur zu versehen. Wenn sie es nicht tun, so empfinden sie eben die Notwendigkeit nicht. Die deutschen Gelehrten, Zivilbeamten und Intellektuellen leben, zum großen Teil aus wirklicher bitterer Armut, in einer geistigen Isolation, die gefährliche Resultate in der Entwicklung ihrer politischen und unpolitischen Gesichtspunkte erzeugt. Und die deutsche Presse kann sehr wenig tun, um dieses Uebel zu bekämpfen. Natürlich ist ihre Armut die Hauptursache, daß sie sich keine ausländische Berichterstattung leisten kann. Unglücklicherweise macht die deutsche Presse auch in geistiger Beziehung eine Periode des Niedergangs durch. Der Kreis einflußreicher Journalisten ist sehr zusammengeschmolzen. Ich könnte drei Männer in Berlin in einem Zimmer zusammensetzen und behaupten: Hier ist zur Gänze der erstklassige Journalismus der Hauptstadt beisammen. Nicht nur das Talent der heutigen deutschen Presse ist sehr zurückgegangen, sondern auch das sonstige Niveau. Sie ist zu sehr in den Händen der Regierung, der Partei oder jenes Mannes, von dem grade in dem speziellen Fall ihre Existenz abhängt. Der Weg, auf dem die deutsche Presse auswärtiges Material erhält, würde von einem in den Traditionen der freien englischen Presse aufgewachsenen Journalisten kaum als gangbar beurteilt werden. Beispiele, wie das deutsche Publikum irregeführt wird: Ein Balkentitel „Italien erklärt sich gegen England“, darunter eine Depesche, daß ein turiner Winkelblatt ein paar Aeußerungen gegen die englische Reparationspolitik zum besten gibt. Das deutsche Vacuum ist sehr gefährlich. Der Deutsche sieht niemals die wirklichen Tatsachen, sondern nur seine eignen Hirngespinste.

Morning Post

Der Sitz Derer, die entschlossen sind, den Versailler Vertrag zunichte zu machen, ist im Ruhrgebiet. Die Franzosen haben nun ihren Griff an Deutschlands Lebensader. Wenn ihr Unternehmen glückt, wird ein Albdruck sowohl von Frankreich wie von Deutschland genommen sein.

Daily Mail

Nach dem Telegramm unsres berliner Berichterstatters über die Stundung der Steuer für die deutschen Multimillionäre — einem der wichtigsten Telegramme, die je in britischen Blättern erschienen sind — kann nicht länger zweifelhaft sein, daß die deutsche Regierung und die deutschen Industriemagnaten sich gemeinsam verschworen haben,

die Alliierten zu betrügen. Die Deutschen zahlen etwa 1 Pfund Steuern pro Kopf, die Engländer 20. In Deutschland existieren Steuern, aber sie werden nicht bezahlt. Diejenigen englischen Zeitungen, die mit mehr Eifer als Sachkenntnis für die deutsche Sache eingetreten sind, behaupten, daß den Deutschen Zeit gegeben werden muß, sich von ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu erholen. Ist Deutschland wirklich in solcher Lage? Sind nicht England und Frankreich in verhältnismäßig größerer Gefahr, wirtschaftlich zusammenzubrechen?

### Tschechoslowakei

Prager Presse.

Die deutsche Regierung oder besser gesagt: jener Teil der Bevölkerung, der hinter dem Kabinett Cuno steht, hat sich leider auf die Formel festgelegt, daß mit Frankreich nicht verhandelt werde, sondern nur mit der ganzen Entente. Es ist der alte naive Glaube an die Haltung Englands, der so oft enttäuscht worden ist. Wäre die Situation kaltblütig erfaßt worden, dann hätte man grade diese Situation ausnützen können und sollen, um sich mit Frankreich auseinanderzusetzen, eine Gelegenheit, die nicht so bald wiederkehrt, und die den Wunsch einer kleinen und leider auch einflußlosen Gruppe in Deutschland erfüllt hätte, welche längst schon die These verficht, daß nur eine direkte Auseinandersetzung mit Frankreich das Reparationsproblem lösen könne.

Narodni Listy

Wenn Deutschland die Lieferung von Reparationskohle an Frankreich verweigert, so wendet es im Grunde nur aufs neue jene Taktik an, die die Deutschen finanziell an den Rand der Katastrophe gebracht hat. Die Deutschen begreifen noch immer nicht, daß die realste Politik, im Interesse Deutschlands selbst, die wäre, den Versailler Vertrag als Ausgangspunkt des Nachkriegslebens aller europäischen Staaten anzuerkennen und sich nicht durch den eignen Mangel an Voraussicht aus deren Gesellschaft auszuschließen.

Prager Tagblatt

Man muß davor warnen, anzunehmen, daß das „Comité des Forges“ die Poincarésche Politik der Energie zu durchkreuzen versuchen wird, wie man behauptet, weil es wegen Mangels an Koks ein paar Hochöfen wird ausblasen müssen. Das ist ein sehr enger Gesichtspunkt, der politisch nicht ins Gewicht fällt. Ebenso wenig Bedeutung hat vorläufig die humane, aber auch wirtschaftlich bestimmte Erregung der Amerikaner Borah und Genossen im Washingtoner Senat und in der Hearst-Presse. Die Ruhraktion geht zwangläufig weiter nach der Methode des Militarismus, wie wir sie so gut kennen. Das Chaos in Verwaltung und Verkehr des Ruhrgebietes steigt. Aber seine militärische und zollpolitische Absperrung werden die Franzosen durchzuführen versuchen, komme, was da wolle. Ebenso werden Post und Bergbau in französische Hände übergeführt werden müssen, wenn dem Experiment auch nur die Möglichkeit des Gelingens gegeben werden soll. Es gibt eben kein Zurück mehr. Das französische Prestige steht auf dem Spiele, und heute stehen Volk und Parlament so gut wie geschlossen hinter der Regierung. Erst wenn diese Einigkeit gebrochen sein wird, tritt die europäische Politik in eine neue Phase. Inzwischen gehen naturgemäß wesentliche Teile der deutschen Wirtschaft zugrunde. Die Zerrüttung der Währung frißt weiter vor sich, und wenn man auch annimmt, daß der tote Punkt des Unternehmens bald erreicht sein wird, so weiß heute buchstäblich kein Politiker, mit welchen Mitteln die andern Reparationsgläubiger und vor allem England dann die Rettung der Situation versuchen werden.

Pravo Lidu

Auch wer die französischen Methoden nicht billigt und an ihrer Wirksamkeit zweifelt, kann nicht übersehen, daß Deutschland genügend Zeit hatte, seine Pläne zu entwickeln; es hat aber keine seriösen Pläne vorgelegt und ist unter dem Druck seiner Kapitalisten jeder radikalen Tat zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten ausgewichen. Wenn Deutschland an einer Verständigung gelegen ist, möge es in wirksamer Weise den Willen zur Erfüllung seiner Verpflichtungen bezeigen; damit allein wird es Frankreich die Waffe der Okkupationen und Sanktionen aus der Hand schlagen.

## Holland

Tijd

Sollte es nicht an der Zeit sein, in direkte oder indirekte Verhandlungen zu treten? Von beiden Seiten muß Wasser in den Wein gegossen werden.

Algemeen Handelsblad

Deutschlands Waffe ist ein zweischneidiges Schwert. Die deutsche Regierung kann nicht auf Eingreifen Englands oder Amerikas rechnen. Billigkeitsgemäß muß man zugeben, daß die deutsche Regierung mit Recht die Auffassung vertritt, daß die Besetzung des Ruhrgebiets keinesfalls mit dem Ziel unternommen wurde, Reparationszahlungen zu sichern. Aber durch ihre Haltung spielt sie den französischen Nationalisten in die Hände. Jetzt wird für die Franzosen der Erfolg des Ruhrunternehmens eine Ehre sein. Man muß hoffen, daß beide Parteien zur Besinnung kommen.

Nieuwe Rotterdamsche Courant

Am endgültigen Erfolg von Zwangsmaßregeln kann man nicht zweifeln. Die Mark ist bereits so tief gesunken, daß es sehr fraglich ist, ob Hungersnot und Entbehrung abgewandt werden können. Man kann nicht leugnen, daß Poincaré von der öffentlichen Meinung seines Landes gestützt wird.

## Spanien

A. B. C.

Die deutschen Zeitungen sehen jetzt ein, daß ihnen weder von England noch von den Vereinigten Staaten nennenswerte Hilfe kommen wird. Frankreich braucht bis jetzt seinen entschlossenen Schritt keineswegs zu bereuen. Aber sein Spiel gegen Deutschland wäre verloren gewesen, wenn die internationale Finanzwelt um entscheidenden Urteilsspruch gefragt worden wäre. Denn die internationale Finanzwelt ist stark an der deutschen Industrie beteiligt. Die Vereinigten Staaten haben ungefähr sechs Milliarden (Pesetas) in Mark angelegt, England ungefähr vier Milliarden. Und wieviel wohl die andern Länder? Welche Summe ist in Industrieaktien angelegt? Wieweit ist überhaupt noch ein Hochofen in deutschem Besitz? Deutschland ist großen sozialen Gefahren ausgesetzt. Die Politik des Reichs ähnelt der Tat Simsons, der sich selbst und die verhaßten Philister unter den Tempeltrümmern begrub. Niemand kann das Resultat des Kampfes vorhersehen. Klar zeigt sich nur der Schaden, der durch den jetzigen Zustand Frankreich, Deutschland und der Weltwirtschaft erwächst.

Imparcial

Deutschland steht vor einem völligen Ruin. Nicht umsonst ist das Ruhrgebiet das Ziel der pariser Regierung. Frankreich sucht zur Verarbeitung seiner ungeheuern Mineralschätze in Briey und Lothringen deutsche Kohlen. Das ist die Lösung des Rätsels. Der Besitz des Ruhrgebiets eröffnet der französischen Industrie einen neuen Horizont und muß also erreicht werden.

Epoca

Wer wird siegen? Der Scharfsichtigste, Widerstandsfähigste und Kaltblütigste. Der Plan einer passiven Resistenz, Eisenbahnerstreiks, Ausweisung von Ausländern sind bis jetzt nur Drohmittel, ohne Frage gefährlich, aber immerhin nur Finten. Eine Stillegung sämtlicher Arbeiten im Ruhrgebiet würde allerdings die französische Besetzung nutzlos machen, jedenfalls aber Deutschland noch mehr schaden. Es handelt sich jetzt um Besiegung des Gegners, nicht um Selbstmord.

El Sol

Deutschland empfindet jetzt die Folgen seiner eignen Handlungen. Sie glaubten an Terrorismus, auch zu Friedenszeiten wollten sie durch Terror die Freundschaft der Franzosen erringen. Vor dem Kriege drohten deutsche Zeitungen oft, Frankreich zu zermalmen, wenn es nicht Deutschlands Freund würde. Nicht nur der Kaiser wandte sich halb schmeichelnd, halb drohend an Frankreich. Es war die normale Haltung des Deutschen gegenüber Frankreich. Der Erfolg war: Frankreichs engerer Anschluß an England. Das Resultat der terroristischen Methoden Deutschlands war die Vermehrung seiner Feinde. Unbegreiflich bleibt nur die Tatsache, daß hochentwickelte Kulturvölker wie Deutschland und Frankreich sich nicht entschließen können, sich über die „Abwechslung in der Rache" hinwegzusetzen. Der Erfolg der passiven Resistenz Deutschlands wird sich erst zeigen, wenn es der deutschen Industrie an Kohlen gebricht. Zweifellos haben die Franzosen die Macht zur Zerstörung des deutschen Wirtschaftslebens in Händen. Aus dem Grunde werden wahrscheinlich die Deutschen nachgeben. Allein dadurch wird das Problem nicht gelöst.

## Schweiz

Basler Nationalzeitung

Nicht nur, daß unter der pariser Bevölkerung die Besetzung der Ruhr ganz selten das Gesprächsthema bildet: auch die Regierung bemüht sich, eine völlig ruhige Haltung einzunehmen. Sie will an der Hand ihrer Dokumente nachweisen, daß es sich bei der Ruhrbesetzung und bei allen Maßnahmen gegen Deutschland nur um das verbriefte Recht der Alliierten handle. Allen weitern Widerständen Deutschlands gegenüber gibt der Versailler Vertrag in seinen Artikeln 428, 429, 430 den Alliierten das Recht, mit Gewaltmaßregeln vorzugehen. Unter diesen Umständen ist zu verstehen, daß der deutsche Widerstand gegen die Besetzung der Ruhr in Frankreich nur als eine Verletzung des Friedensvertrages und damit nur zu Ungunsten Deutschlands ausgelegt wird. Es ist zu verstehen, daß sich Frankreich ruhig auf jene Paragraphen beruft, die sogar Deutschland die Pflicht auferlegen, daß es solche Gewaltakte nicht als feindselige Akte betrachtet, sondern als eine Pflicht, die Deutschland mit der Zeichnung des Versailler Vertrages auf sich genommen hat.

Neue Zürcher Zeitung

Nach dem Einmarsch ins Ruhrgebiet wurden aus London viele Kohlenbestellungen in England gemeldet, und zwar stand Frankreich in erster Reihe. Diese Aufträge wurden in der deutschen Presse als „französische Angstkäufe" signalisiert. Die Etikette dürfte falsch sein. Mit der Kraft der Gewißheit drängt sich die Erklärung auf, daß die französischen Bestellungen in England ein Teil des Feldzugsplanes sind: sie sollen, da es auf keine andre Art möglich ist, den britischen Markt für Frankreich beschlagnahmen und Deutschland versperren. Kämpft Deutschland heute unter günstigern Bedingungen als im Kriege? Die Frage kann kaum bejaht werden. Die Angaben über

die Vorräte an geförderter Kohle in Deutschland schwanken. Bei strengster Sparsamkeit dürfte nach optimistischer Schätzung die Wirtschaft acht Wochen aushalten. Innerhalb dieser Frist und spätestens nach zwei Wochen wird die Krise in ihr katastrophal akutes Stadium eintreten: Kalte Schornsteine auf Häusern und Fabriken, Unruhen, regellose, von den Kommunisten geschürte Putsche, ein Brand, der in Mitteldeutschland, in Berlin, in Sachsen, überall in den Industriegebieten aufflackern wird. Dann steht die deutsche Regierung vor einer entsetzlichen Alternative: entweder muß sie vor Frankreich kapitulieren, oder sie muß mit Waffengewalt gegen die Aufrührer einschreiten. Daß sich die Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei auf die Seite der Regierung stellen würden, darf bezweifelt werden. Jedenfalls ist dann der Augenblick für die bewaffneten rechtsradikalen Organisationen gekommen, der Regierung ihre guten Dienste anzubieten, und es kann ein Bürgerkrieg ausbrechen, bei dem es um nichts andres als um die Existenz der deutschen Demokratie gehen wird; die Rechtsradikalen werden so große Chancen haben wie noch nie, um ein ungarisches Regiment einzuführen.

Basler Nachrichten

Der Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland ist offen und unvermeidlich geworden, als ein Vertreter des deutschen Großkapitals, das gegenwärtig der Träger des deutschen Nationalismus ist, ans Ruder kam. Die Deutschen haben versucht, gegen die französisch-belgische Besetzung des Ruhrgebiets das Gewissen der ganzen Welt anzurufen: Niemand könne gegenüber einem solchen Vertragsbruch gleichgültig bleiben. Die deutsche Regierung wandte sich mit ihren Protesten an alle andern Regierungen. Die einzige, die den deutschen Standpunkt offen teilte, ist bis jetzt die Regierung von Moskau gewesen. Man kann der Ansicht sein, daß die Welt kein Gewissen mehr habe, und daß der Gerechtigkeitssinn nicht mehr oder nur noch in Berlin und in Moskau existiere. Man kann aber auch der Ansicht sein, daß das Vorgehen der Alliierten im Ruhrgebiet auf Grund der bestehenden Verträge berechtigt ist, und es scheint sehr wohl, daß diese Ansicht, so verkehrt sie auch den meisten Deutschen erscheinen mag, von der Mehrzahl der Regierungen geteilt wird. Die deutsche Regierung hat keine Anstrengungen gemacht, mit den Franzosen in Verhandlungen einzutreten. Sie hat den Widerstand organisiert auf die Gefahr hin, daß die Bevölkerung des Ruhrgebiets keine Arbeit und kein Brot mehr habe. Man hat gehofft, daß den Franzosen die Ruhroperation über den Kopf wachsen werde. Denn man ist überzeugt davon, daß die Franzosen nicht das geringste Organisationstalent haben. Man scheint vergessen zu haben, daß die Franzosen während des Weltkriegs das Gegenteil bewiesen haben. Dieses amerikanische Duell scheint für Deutschland sehr viel gefährlicher zu sein als für Frankreich. Denn bei ungleichen Waffen siegt gewöhnlich der besser Bewaffnete.

---

## Rüstet Polen? von Marc Kriger

Wieder einmal sind wir Zeugen einer frisch-fröhlichen Stimmung, die das Herz des internationalen Nationalismus erquickt. Alle die schönen Worte und Losungen von dazumal kehren wieder: Krieg, Ruhrfront, Offensive, Stellungskrieg, Minenkrieg, Aushalten, Durchhalten und stärkere Nerven. Die Aasgeier wittern Fraß, und Ludendorff spricht zu seinen Getreuen. Brigade Ehrhardt sammelt sich, und königsberger Professoren beginnen ihre Vorlesungen mit dem Bedauern, vorlesen und nicht an die Front ziehen zu müssen.

Die neudeutsche Kriegspropaganda hat die Hände voll zu tun. Oder wars Zufall, daß gleichzeitig mit dem Beginn der französischen Exekution an allen Ecken und Enden Europas ein Waffengeklirr anhub, und daß die Kunde davon auf dem Weg nach Berlin apokalyptische Dimensionen annahm, um von hier aus rund um den Erdball herum gedrahtet zu werden und die Welt, insbesondere die angelsächsische, mit einem falschen Feuerlärm zu erschrecken?

Den Mittelpunkt der Alarmmeldungen bildete Polen. Bald hieß es, Polen werde, als Verbündeter Frankreichs, gegen Deutschland vorgehen, dann wieder, es bereite einen Einmarsch in Danzig vor. Hier wurden Gerüchte in Umlauf gesetzt, es beabsichtige, Oberschlesien zu besetzen, dort wieder, es wolle mit bewaffneter Hand Litauen für den Einbruch in Memel bestrafen. Ja, selbst gegen Sowjet-Rußland rüste es, um die deutsch-russische Zusammenarbeit zu zerreißen, und der Tschechoslowakei und Rumänien wolle es helfen, Budapest zu erobern. Das gewaltige polnische Weltreich war ein einziges waffenstarrendes Lager, und der polnische Tiger lauerte sprungbereit, um alle fünf Erdteile zu verschlingen.

Die Kohlenkriegspropaganda hat von der wilhelminischen die Uebertreibung und auch sonst Alles gelernt und nichts vergessen. Man ist in Polen ein klein wenig bescheidener. Kaum in einem Lande ist mehr Sehnsucht nach Frieden und staatlicher Konsolidierung als in dem vom Kriege — vom Kriege der Andern — verwüsteten Polen, dessen Städte und Dörfer von den brandschatzenden Kosaken dem Erdboden gleichgemacht, und dessen Aecker vom Stiefel des preußischen Kürassiers zerstampft und zertreten wurden. Mehr als sechs Jahre lang war das Land Kriegsgebiet, auf dem die Zentralmächte gegen Rußland kämpften, das sie okkupierten, und das sie systematisch auspowerten. Nun sieht dieses Land nach ungeheuern Leiden neues Leben erwachen, und wenn es auch an finanzieller Zerrüttung schwer laboriert, so sind doch die Fortschritte seiner Industrie und seines Handels unverkennbar. Es würde zur Vernichtung und zum Untergang führen und wäre Wahnsinn, den eben erst beginnenden Prozeß der innern Festigung durch kriegerische Verwicklungen zu unterbrechen. Es gibt keinen Menschen in Polen, der anders die Waffen in die Hand nehmen würde als einzig zum Schutz gegen Ueberfall und zur Verteidigung der Unabhängigkeit. Das ist alles auch dem in Polen sich aufhaltenden Ausländer vollkommen klar, und die warschauer Korrespondenten namhafterer deutscher Blätter — zum Beispiel der Frankfurter Zeitung — konnten nicht umhin, auf die Absurdität des ganzen Lügengewebes hinzuweisen.

Und die polnischen Imperialisten? Gemeint sind die extrem nationalistischen Parteien, die als polnische Nationaldemokratie bekannt sind. Zweifellos sind unter ihnen Agenten des internationalen Fascismus, die in einer allgemeinen Konflagration ihren Machthunger zu stillen hoffen. Aber das aus dem Großgrundbesitz und dem Bürgertum bestehende Gros will aus wirtschaftlichen und politischen Gründen keinen Krieg. Ein gutes Einvernehmen mit Rußland — das ist ein Hauptprogrammpunkt der Nationaldemokratie — ist nach Rapallo im Fall eines Krieges mit Deutschland ausgeschlossen. Der nationaldemokratische Imperialismus macht sich heute nur in der stärkern Betonung der aus dem polnisch-französischen Bündnis her-

vorgehenden Pflichten Polens geltend. Da aber ist der Standpunkt der derzeitigen linksparteilichen Regierung der: „Es kann von einer praktischen Anwendung des polnisch-französischen Bündnisses keine Rede sein, da es sich hier einzig um die Durchführung des Versailler Vertrages durch Uebernahme der Verwaltung des Ruhrgebiets handelt; die Truppenabteilungen dienen zum Schutz der französischen, belgischen und italienischen Ingenieure. Es ist keine Verletzung des Friedensvertrages und somit kein casus belli vorhanden. Frankreich hat auch keine diplomatische Aktion in dieser Angelegenheit von Polen gefordert.“ Es ist nicht von Belang, ob dieser Standpunkt richtig, sondern daß er vom polnischen Außenminister offiziell eingenommen worden ist. Sowohl an die Adresse Deutschlands und Rußlands wie an die Adresse Frankreichs hat Polen die Erklärung seines Friedenswillens abgegeben.

Alle Dementis der Mobilisierungsgerüchte (in Berlin erfolgten sie vom polnischen Gesandten Herrn v. Madeyski und . . . „von deutscher Seite‘) übertönte jedoch der laute Lärm, zu dem ein ungeschickter Schritt der warschauer Regierung den Vorwand gab. In Ausführung einer ältern Verordnung des Ministerrates fand grade in diesen Tagen die Registrierung aller Jahrgänge von 1883 bis 1899 statt zu dem Zweck, die aus den drei ehemaligen Teilungsgebieten stammenden Reserven zu ordnen und in Evidenz zu bringen. So wurden von Warschau ahnungslos allerlei Legenden genährt.

Die Hintermänner des journalistischen Kesseltreibens gegen Polen sind nicht in den Kreisen der offiziellen berliner Regierung, sondern der nichtoffiziellen zu suchen, und zwar in jener Großindustrie, deren politischer Exponent die deutsche Abart des internationalen, die Ruhe der Völker bedrohenden Fascismus ist. Man sehe etwa, wie grell im Stinnes-Blatt der Kriegsteufel an die polnische Wand gemalt wird.

Indem aber die nichtoffizielle deutsche Kriegspropaganda derartige Meldungen in die Welt lancierte, betrieb sie etwas verflucht Raffiniertes: erstens konnten unter dem Vorwand eines von polnischer Seite nahenden Angriffs sowohl die nationalsozialistischen Organisationen in Oberschlesien wie die monarchistischen in Ostpreußen mobilisiert werden; und zweitens bestand die psychologische Möglichkeit, daß Polen, aggressiver Tendenzen angeklagt und an die Wand gedrückt, einen Trennungsstrich zwischen sich und all dem ziehen würde, was in der deutschen Presse als polnisch-französischer Imperialismus bezeichnet wird. Dann — so kalkulierte man — würde man feststellen können, daß sogar Polen sich mit der französischen Politik nicht solidarisiere und sie verurteile. (Ein Schachzug der Bierbankpoltiker auf dem Wege zur „moralischen Isolierung“ Frankreichs.) Nun, man ist in Polen noch lange nicht so weit und hält am Bündnis mit Frankreich wie an einem religiösen Dogma fest. Von rechts bis ganz weit nach links.

Aber — das dürfen wir uns nicht verhehlen —: es ist Zündstoff genug in Europa und besonders in seinem Osten angehäuft. Umso mehr ist Pflicht jedes Pazifisten, sorgsam darüber zu wachen, daß nicht die berufsmäßigen internationalen Brandstifter in schwarzem und rotem Hemde sich mit der brennenden Lunte dem Pulverfaß nähern. Und daß nicht die inoffizielle neudeutsche Kriegspropaganda sich als ebenso gefährlich erweise wie ihre wilhelminische Vorgängerin.

# Besuch in England von Anton Mayer

Alle äußerlichen Gegensätze, die ein siegreiches Land vom besiegten trennen und sich dem deutschen Besucher Englands mit ungeheurer Stärke auf Schritt und Tritt bemerkbar machen; die ihn erst richtig das Bettlertum erkennen lassen, in das wir versunken sind; die ihn mit längst vergessenen Genüssen überschütten können und dadurch wohl körperlich froh, seelisch aber nur umso trauriger stimmen: alle diese Gegensätze verschwinden vor dem fundamentalen Unterschied der Gesinnung und Geistesart englischer und deutscher Intellektuellen. Selbstverständlich weiß ich, daß auch in Deutschland eine Anzahl aufrechter Menschen für Menschlichkeit gegen Militarismus, falschen Nationalismus und andre schöne Dinge kämpft; aber sie sind in verschwindender Minderzahl. In England ist genau das Gegenteil der Fall, und was mir das Wichtigste zu sein scheint: die studentische Jugend ist vollkommen auf pazifistische, künstlerische und wissenschaftliche Ideale eingestellt. Viele haben den Wahnsinn des Krieges — von dem natürlich kein Mensch mehr spricht — am eignen Leibe erfahren und die sehr wichtige Schlußfolgerung gezogen, daß es Kriege unter gar keinen Umständen mehr geben dürfe; als ich zufällig einmal im Gespräch den Namen Kipling erwähnte, wurde mir voll Empörung erwidert, daß man von diesem ewigen „flag-winking“ und dem ganzen verbohrten Nationalismus über und über genug habe und besagten Kipling aufs äußerste perhorresziere. Unter den Studenten Cambridges herrscht eine außerordentlich starke Neigung zum Studium der Germanistik; deutsche Literatur und Sprache werden in viel ausgedehnterm Maße bevorzugt als vor dem Kriege. Das besagt freilich alles nicht, daß diese Klassen nun etwa besonders deutschfreundlich wären. Das ist keineswegs der Fall, obwohl sie selbstverständlich den Einzelnen von der Masse wohl zu trennen wissen. Aber ganz im Allgemeinen ist ihnen grundsätzlich jeder nationalistische Zug verhaßt, und sie erhoffen auch von der deutschen Republik, daß die Generationen, die unter ihr heranwachsen, politisch reifer sein werden als die frühern. Die Revolution und die Republik spielt für Deutschland nach ihrer Ansicht die Rolle der Zeiten Cromwells in England, die das englische Volk zu einem politisch denkenden Ganzen erzogen haben. Auf einen längern Bestand der Republik legen sie kein großes Gewicht, vorausgesetzt, daß die Umstellung in der politischen „Mentalität“ der Deutschen sich vollzogen habe — wie in England ja auch wieder eine Art Monarchie eingesetzt worden ist; die vollständige Aenderung deutschen militaristischen Denkens ist aber die Vorbedingung.

Ein schöner Beweis für das echt demokratische Empfinden der wissenschaftlich und künstlerisch bedeutenden Kreise war ein Mozart-Zyklus des Old-Vic-Theaters in Lambeth, einem südlich der Themse gelegenen Stadtteil. Es dürfte etwa dem Volkstheater in der Köpenicker Straße Berlins entsprechen (nur stammt es aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts).

Das Publikum setzt sich aus Handwerkern, kleinem Mittelstand und Arbeitern zusammen. Dieser Zuhörerschaft wurden unter der Regie des Sängers Clive Carey (der alter cambridger Student ist), mit Unterstützung des Musikgelehrten und Kritikers E. J. Dent, eine Reihe so vollendeter Aufführungen geboten, wie sie in Deutschland sicherlich selten sein dürften. Das gilt für die Tiefe und Reinheit der Auffassung Mozartschen Geistes, für Zusammenspiel und Tempo der ganzen Aufführungen, aber auch für einige Einzelleistungen. Carey stellte als Figaro, Don Juan und Papageno eine Reihe lebensvollster Gestalten auf die Bühne; ein Mr. Harrisson, der im Zivilberuf Grammophone verkauft, war ein ebenso köstlich humorvoller Masetto wie ein wunderbar würdevoller Sprecher und Geharnischter. Der Chor bestand nur aus Amateuren der Bevölkerung von Lambeth, die ohne Gage mitwirkten. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Sängern und Spielleitung auf den Proben war ebenso erquickend zu sehen wie das — fast möchte ich sagen: vertraute Zusammensein von Publikum und Mitwirkenden während der Vorstellungen, die mit atemloser Spannung — kein Mensch hustete, das beste Zeichen, daß sich Niemand langweilte —, mit tiefster Ergriffenheit und heiterstem Verständnis angehört wurden. Das Publikum weiß, daß die besten Geister sich seiner liebevoll annehmen, um ihm die schönsten Dinge in einer Art und Weise zu zeigen, daß sich die vertrauteste Beziehung zwischen Mittelstand und Arbeitern auf der einen und Vertretern der besten Bourgeoisie auf der andern Seite gebildet hat. Durch diese Vorstellungen wird die Kenntnis fremder, hauptsächlich deutscher Musik im eigentlichen „Volke“ verbreitet; die pazifizierende Kraft Mozarts, dem Tausende Stunden ungetrübten Entzückens verdanken, ist ohne weiteres klar. Die meisterhaften Uebersetzungen der Texte, die E. J. Dent eigens für das Old Vic nicht angefertigt, sondern neu gedichtet hat, tragen ein gut Teil zur Verbreitung und zum Verständnis der Werke bei. Ein ausgezeichneter Einfall der Regie in der ‚Zauberflöte‘ ist, daß Papageno, der hier wirklich „une sorte de Parsifal comique‘ war, Vieles direkt zum Publikum sprach und sang, sodaß er als der liebenswürdigste Vermittler zwischen Zuhörern und den erhabenen Gestalten des Weisheitstempels erschien, die so dem Verständnis auch des einfachen Mannes nahegerückt wurden; wobei wiederum die aller Schikanederschen Trivialität entkleideten englischen Verse durch ihre Klarlegung des eigentlichen Zauberflöten-Gedankens den Sänger aufs beste unterstützten. Ein Beispiel für diese tiefste Erfassung des ethischen Dichtungsgehaltes, das zu gleicher Zeit die Kunst neudichtender „Uebersetzung“ zeigen kann:

| | |
|---|---|
| Möchte jeder brave Mann<br>Solche Glöckchen finden,<br>Seine Feinde würden dann<br>Schnell auf Erden schwinden. | When the magic bells are heard<br>Chimes of Music waking<br>Wrath forgets his angry word<br>Frownes to smiles are breaking. |
| Nur der Freundschaft Harmonie<br>Mildert die Beschwerden —<br>Ohne diese Sympathie<br>Gibts kein Glück auf Erden. | Let them sing und let them dance<br>Friendship follows after<br>So to everyman we bring<br>Music, friendship, laugther. |

Die ganze reine Gesinnung des hochstehenden Intellektuellen dem Volk gegenüber, der Wunsch, ihm die drei besten Dinge der Welt: Musik, Freundschaft und Frohsinn zu geben, wurde von der Hörerschaft des ‚Old Vic‘ in den ihr zugesungenen Versen erkannt und mit endlosem Jubel begrüßt. Keine andre Stelle der Opern weckte einen so spontanen Beifall wie diese, und nicht nur wegen ihrer musikalischen Schönheit: grade die Erkenntnis eines festen Bandes, einer wahren Freundschaft mit einer ganz andern Klasse von Menschen ließ die Hörer die herzlichste Dankbarkeit für die in Wahrheit zu Führern des Volkes bestimmten Männer empfinden.

---

## Die Heimat ist schön von Frank Warschauer

In der verfluchten Schlucht, in der ich geboren bin,
da sitze ich immer noch, weiß der Teufel wieso.
Hier hatte schon mein Vater seinen Schneiderladen
mit Gasbeleuchtung. Die Gesellen sahen immer aus
wie Käsebrote, die schon eine Weile gelegen haben.
Sonntags ging der Vater meistens mit uns spazieren
in den Nebenstraßen, zuweilen sogar bis zum Kullenberger Platz
eine Stunde lang, zuweilen auch anderthalb.
Das tat ihm gut, seine Leberschmerzen
wurden dadurch bedeutend geringer. An der Ecke der Kohlenladen
ist neu, aber sonst ist noch alles wie es war
und sein wird, wenn meine Enkel einmal
auf den Pflastersteinen Eisenbahn spielen. Was mich betrifft,
so bin ich schon in Griechenland und der Türkei gewesen,
wo ich auch den Sultan gesehen habe, und zwar Achmed Ali den Dritten,
der vor vier Jahren starb. Was glauben Sie, wie ich mich angestrengt habe,
etwas andre Luft in die Nase zu bekommen! Indessen
so ein Keller hat Arme, die sind stärker
als Herz und Kopf und sieben Männer und Freunde,
die einem helfen, nach Valparaiso zu kommen.
Ich bin glücklich zurückgekehrt von allen Abenteuern
und sitze jetzt Sonntag vormittag wie gewöhnlich im Eßzimmer.
Meine Frau wird gleich kommen. Drei Kinder sind nicht zu viel
für die Wohnung, es reicht grade. Wirklich komfortabel!
Wenn ich sehen will, was für Wetter ist,
brauche ich nur ans Fenster zu gehn, ein klein wenig an der Gardinenstange emporzuklettern,
den Kopf etwa achtzig Zentimeter nach rechts hinüberzuschieben:
schon sehe ich bequem das Dach und den Schornstein von Nummer Sechs,
darüber das natürliche Licht und ein nicht unbeträchtliches Stück Himmel. Himmel!
Morgen wird Claire konfirmiert. In ein paar Jahren
bekommt sie ein Kind voraussichtlich oder vier,
und so geht ein ganzes Geschlecht aus, ein Stamm, eine Wucherung
von der verfluchten Schlucht, in der ich geboren bin.

# Das Käthchen von Heilbronn

Aesthetenhafte Aesthetiker, und als solche antipreußisch gesonnen, haben ihre Abneigung gegen den Junker Heinrich v. Kleist auch daraus genährt, daß der Graf vom Strahl auf das Käthchen von Heilbronn mit der Peitsche losgehe. Aber tut er das denn? Er holt die Peitsche ja nur von der Wand. Und so war richtig, daß der Regisseur Jürgen Fehling nicht ‚Ein großes historisches Ritterschauspiel‘ gab, sondern das Lustspiel, das in dem eisernen Panzer steckt. Diese seine Entschälungsarbeit wird ihren Platz in der Bühnengeschichte des Werkes bekommen. Franz von Holbein hatte es kurz und klein redigiert. Laube hatte sich dem Original wieder genähert. Den Meiningern war das Dichterwort heilig: sie strichen fast nichts als Kunigunde vor ihrer Grotte. Daran hielten sich ungefähr Hülsen und Hochberg, L'Arronge und Brahm. Erst Reinhardt kehrte zu Holbein zurück. Er nahm, weil er Zeit brauchte, um seine „echten" Requisiten aufzubauen, der Feuerprobe die zweite Hälfte, dem Käthchen die poetisch schönste Szene (am Bache) und dem Kaiser die leise und weise Heiterkeit seines Monologs. Bei diesen Regisseuren waren zwichen einem schweren, prachtvoll verzierten Goldrahmen und einem gradlinigen, deutschen, Dürerschen Holzrahmen so ziemlich alle Arten vertreten. Manche versuchten, die Umgebung von Heilbronn ins Bühnenbild einzufangen, manche siedelten diese Gärten und Wälder, diese Höhlen und Schlösser irgendwo zwischen Frankreich und dem Böhmerwald an. Die Hauptsache war schließlich doch immer, ob Kleists Geist durchdrang.

Am Gendarmenmarkt ist die Bühne von R. C. Neher in einen primitiv bemalten Karton gefaßt. Ueberm Souffleurkasten hängt ein kleines Gasthausschild mit dem Titel des Stückes. Der Hollunderbusch ist lustig mit roten und blauen Putten umsäumt. In freier Gegend wird hinten von einem Baum zum andern eine halbhohe Gardine gezogen, und wir erfahren das Geheimnis, das Jemand „hier den vier Wänden anvertraut". Fehling will als Nachdichter eines dramatischen Erzeugnisses, das ihn vielleicht mehr an ‚Viel Lärm um Nichts‘ denn an die ‚Jungfrau von Orleans‘ erinnert, keinen Sinn für Feierlichkeit haben; also schwebt auch über dem Hof ein Hauch Ironie. Er hebt die verschiedenen Menschengruppen, Gefühlsgattungen und aesthetischen Kategorien, aus denen Kleists besondere Welt sich zusammensetzt: Raubrittertum und anständiger Adel, das Bürgertum und seine Gefolgschaft, Herzensreinheit und Herzensschwärze, Märchenromantik und volkstümliche Naivität, Phantastik und Groteske, Balladenstimmung und dramatischer Impetus — die hebt er von einander ab und läßt sie doch immer wieder ineinandergreifen. Ihm droht nie die Gefahr, dem Aeußerlichkeitswesen zu verfallen, weil er weiß, daß für uns, die wir auf allen Gebieten des Seelenlebens den heimlichen Zauber der Unbewußtheit kennen gelernt haben, in der kindlichen Unbewußtheit der „Heldin" ein ganz neuer Reiz liegt, und daß man zu diesem nicht mit plastischen Büschen und täuschendem Vogelgezwitscher gelangt.

Fehling hat für Kleists Welt ein pathosfreies und trotzdem gerührtes Lächeln. Daß es jemals überlegentuerisch wird, davor schützt ihn seine literarische Bildung. Mit der Sicherheit künstlerischen Geschmacks sieht und hört er jede Komödienwirkung heraus. Der Rheingraf vom Stein mit seinen Leuten bei Jakob Pech: das wird ein Idyll der Betrunkenheit, dem man um seiner Neuheit willen sogar die Umständlichkeit, eben den Charakter des Idylls innerhalb der Aktion des geborenen Dramatikers, nicht verübelt. Der Kaiser, sich in die Erinnerung an seinen „Fehltritt“ mit Käthchens Mutter vertiefend: welche artistische Leistung des Regisseurs, den Schatten Gustav Marans heraufzubeschwören und dabei mit unverbrüchlicher Stiltreue kleistisch zu bleiben! Gottschalk wird — guter Kraußneck! — zu einem leibhaftigen Schalk Gottes. Fehlings Ausgangspunkt, Motto, Leitmotiv, Endzweck: Dies Alles ist ein Scherz, den sich der Schöpfer macht! Fehlings Verdienst: daß der Scherz nie sein spezifisches Gewicht, nie seine klare Süße verliert. Fehlings einziger Fehler: daß er die Szenenfolge beseitigt hat, wo Strahl Kunigundens Toilettenkünste entdeckt. Wie hätt' er da schmunzelnd austuschen können! Nachdem man vier volle Stunden im Staatstheater gesessen hatte, war man nicht etwa übersättigt, sondern noch auf diesen einen unterschlagenen Gang hungrig.

Und das ist umso höher zu bewerten, als Fehling eigentlich ohne Käthchen hatte auskommen müssen. Fast ihrer ganzen Umgebung hatte seine Intelligenz und Energie, sein Reichtum an Einfällen, seine Fähigkeit, der eignen Auffassung sich und das Ensemble zu unterwerfen, eine Fülle von runden Gestalten abgerungen. Je anspruchsloser die Rollen, desto vollkommener die Verkörperung. Drei Sätze der Gräfin-Mutter Sussin: eine Erlesenheit. Wie Gerda Müller aus der Grotte: „Rosalie!“ ruft — man brauchte das Rabenaas gar nicht zu sehen. Ihr taumelnder Bräutigam Ledebur mit seinen zwei wieder anders angesäuselten Freunden: wer sich vor diese Kumpanei setzt, der findet sich mindestens für den Abend mit der Verkürzung der Polizeistunde ab. Carl Ebert ist nicht grade der strahlendste, nicht grade der hinreißendste Friedrich Wetter. Aber er steht fest auf dem Boden und birgt in der rechten rauhen Schale den rechten weichen Kern. Wenn die Schale schmilzt, ist er noch immer Mannskerl genug, um selbst in der Liebesgirrerei keinen Augenblick weibisch zu wirken. Man hätte ihm und sich eine ebenbürtige Partnerin gewünscht. Käthchen soll ihrer Liebe nachtwandlerisch sicher und dann wieder zu Tode verzagt sein; sie soll Visionen erleben und Landsknechtsmärsche zu Fuß machen können; sie soll ein starkes Herz und die zartesten Nerven, mehr noch: sie soll eine Tag- und eine Nachtseele haben. Um das Alles in einem zu treffen, ist Genie nötig. Fräulein Lucie Mannheim ist ein angenehmes Durchschnittstalent. Erfreulich, daß sie es nirgends forciert. Aber sie ist hier einfach bis zur Tonlosigkeit. Und da Käthchen auch schon bei Kleist Humor hat, so blieb Fräulein Mannheim, die keinen hat, in dieser humorgetränkten Aufführung allzu weit hinter den Erfordernissen zurück.

# Cyrano von Bergerac von Alfred Polgar

Rostands Versstück gibt genug Fabel-Reiz, Spaß und süße Wehmut, um auch ein Publikumsherz, in dem die nationale Saite nicht mitschwingt, höher schlagen zu machen. Man muß kein Deutscher sein, um bei ‚Alt-Heidelberg' das gerührte Schlucken zu bekommen, kein Indianer, um mit Lederstrumpfs und Chingachgooks Tränen (wenn die beiden harten Männer über des letzten Mohikaners Grab einander die Hände reichen) die eignen zu mengen, und kein Franzose, um bei ‚Cyrano von Bergerac', dieser graziösen Verklärung eines rauflustigen Querulanten, als Freud- und Leidtragender mitzugehen. Was für ein tapferer, kluger, edler Mensch und würdiger Landsmann des großen d'Artagnan! Wo gibts noch so was unter heutigen Literaten, die, wie er, ja gleichfalls nicht nur dichten, sondern auch fechten müssen, um sich zu behaupten? Wer verschenkte noch seinen Geist an den Nebenbuhler, um der unerreichbaren Geliebten den Mann ihrer Wahl schmackhaft zu machen? Wer nähme sich noch so selbsterkennerisch bei der eignen Nase? Man muß ihn lieben, diesen romanischen romantischen Trotzkopf, auch in deutscher Tunke . . . Fuldas Uebertragung wird mit Recht gepriesen. Alles reimt sich schmerzhaft gut, die Sprach-Rechnung geht in jedem Fall glatt auf, und der Hörer empfindet ein volles Glück, wie es nur der fehlerlos gelöste Rösselsprung oder die ausgegangene schwierige Patience bereiten.

An der Neuaufführung des ‚Cyrano' im Burgtheater ist das Schönste die Dekoration des letzten Aktes. Ein Klostergarten voll Herbst und Abend, zum Abschiednehmen just das rechte Gelb. Da war auch Treßler auf seiner Höhe. Er ging hin wie ein Feuer, das in der Asche verglimmt, Feuer bis zur letzten Sekunde. Er trug mit Anstand und doch mit einer gewissen Feschheit, schief im Genick sozusagen, den Heiligenschein des Dulders. Als munterer Cyrano fehlte ihm leider alle Brillanz. Dieser Losgeher ging nicht los, kam wohl gegen seine Widersacher auf, aber nicht gegen seine innere Müdigkeit, und zehrte mehr von dem Kredit, den er auf die Bühne mitbrachte, als von dem, den er sich auf ihr, coram publico, erspielte. Immerhin war Treßlers Cyrano das Beträchtliche in der Unbeträchtlichkeit dieser Aufführung, die sich üppig genug gebärdete, aber Geist und Anmut, Laune und Tempo des Spiels unerlöst ließ und dessen Schalheit mitleidslos fühlbar machte. In dem gleichgültigen Nebeneinander frostiger, leerer Theaterfiguren geisterte ein Fünkchen humoriger Menschlichkeit: gespendet von Hugo Thimig. Das Publikum, dessen Erwartungen die Präsenz zahlreicher Detektivs und Polizisten angenehm gesteigert hatte — es war deutscher Krach gegen Rostand angesagt —, schien durch Das, was auf der Bühne vorging, wie durch Das, was im Zuschauerraum nicht vorging, gleichermaßen enttäuscht.

---

Wären wir in einer Monarchie, so stünde an dieser Stelle keine Hochschule, sondern entweder ein Schloß oder eine Kaserne.

*David Friedrich Strauß vor dem Zürcher Polytechnikum*

# Bemerkungen

### Lebensgefahr!

In einem jener Blätter, die täglich lesen zu müssen für uns zu einer der qualvollsten Nachwirkungen des Weltkriegs gehört, wurde jüngst mitgeteilt, was ein Industrieller aus dem Ruhrgebiet zu einem Reporter gesagt hat, der sich zur Messung der patriotischen Fieberkurve eingefunden hatte: „Wer jetzt ans Geschäft denkt, gehört an die Wand gestellt!“ Wenn nun schon die Füsilladen wieder eingeführt werden sollen und gar für so unwägbare Vergehen wie Gedanken, dann sollte auch, und zwar zunächst, eine exemplarische Strafe für einen solchen Grad der Sprachmißhandlung angesetzt werden. Darüber hinaus aber stimmt der Inhalt dieses Ausspruches doch recht nachdenklich. Eine nette Vorstellung, daß die politische Polizei um ein Geschwader schwarz-weiß-roter Gedankenleser vermehrt würde! Für Jenen aus dem Ruhrgebiet ist die Gefahr ja nicht so groß, denn er hat sicherlich sein Geschäft längst gemacht, ohne einen Gedanken daran zu geben, oder vielmehr das Geschäft hat sich von selbst gemacht. Aber ich, aber Du! Ich muß nun fortgesetzt an das Geschäft denken — eben weil es lebensgefährlich ist —, das ich nie machen werde, weil alle Geschäfte schon von Andern gemacht sind. Das Feld der Geschäftsehre wird ein Leichenfeld werden, größer als das von damals. Denn wer denkt nicht ans Geschäft, Die ausgenommen, die es nicht nötig haben, weil die Regierung es für sie besorgt! Jetzt wird ein Wagnis, unter Menschen zu gehen, was bisher einzig unangenehm war. Denn vielleicht hat sich jener fromme Wunsch eines schlichten und blauäugig-einfachen Industrieherzens schon zur Verordnung ausgewachsen. Da kann man denn, nur weil man eine Zeitung gekauft hat und dabei an das Geschäft gedacht hat, das mit ihr der Verleger macht, plötzlich von einem Halbzug Reichswehr umringt sein mit der Aussicht, wie in der großen Zeit sein eignes Grab schaufeln zu müssen. Seit dem 9. November, wo wir den Kaiser zwangen, ein schlichter Mitarbeiter des Berliner Lokal-Anzeigers zu werden, hatten wir keinen solchen moralischen Vorteil wie an dem Tag, da die Franzosen ins Ruhrgebiet einrückten. Wir haben nichts versäumt, um ihn zu verscherzen. Bis zum letzten Hauch von Schreiber und Pegasus werden nun die Phrasen gedroschen, die geeignet sind, einen Weltkrieg einzuleiten, wie er farbenprächtiger nicht anno 14 in allen Zeitungen Europas aufleuchtete. Ich aber denke an das Geschäft, das Andre dabei machen werden. Da wackelt die Wand, an die ich gestellt gehöre.

*Friedrich Sieburg*

### Die verhinderte Jungfrau

In Hamburg hatte der Blaue Vogel gastiert. In den Kammerspielen bei Erich Ziegel natürlich. Das konnte nicht ohne Folgen bleiben.

Junge hamburger Künstler widmeten sich dem bunten Tierchen voll Liebe. Ergebnis: ‚Die Jungfrau — das literarische Cabaret‘. Ein ganz prächtiges Exemplar.

Man nahm ein bißchen hamburgische Tanzkunst, etwelche sehr (sehr) moderne Musici, einen Malerstab aus der Kunstschule, tat überall ein wenig Kammerspiele dazwischen — fertig war das erste Programm.

In einem kunterbunten Gemach, leuchtefroh und gar sehr expressionistisch, empfing die Jungfrau ihre Gäste, strahlte übers ganze Gesicht und machte einen Knicks. Springtiere hüpften, grellbemasket, über die enge Bühne, am Flügel jaulte es von grotesken Disharmonien, vor Transparanten, dem russischen Mütterchen verwandt, pantomimte man orientalisch, fabelhaft echt kommt Charlie Chap-

lin (Paul Kemp von den Kammerspielen), uns in Tränen zu baden, Hans Reimann macht einen Text, Mynona in persona einen Besuch, zwischen alldem sagt Hans Harbeck, den Sonettenkranz im buschigen Haar, Wedekindliches, was er von Freund Mühsam grad im Gedächtnis hat und Eignes.

Jüngst aber saß da auf einem Schemel vor dem Vorhang sie selbst: Inkarnation all dessen, was hier tollheiter und ernst, herrlich schön und grausamst menschlich gespielt wird, und sprach, weinte, grinste und sang — Erika Meingast, Hamburgs Schauspielerin, heute schon unterwegs nach Berlin.

Wir hatten ein künstlerisches Cabaret. Ja, wir hatten . . . Schließlich konnte auch diese Jungfrau von der Liebe allein nicht leben. Und für das Andre haben wir, Gottlob, die Behörde. Was sich in Sankt Pauli allnächtlich an öffentlicher Besäufnis abspielt, tut nichts: die Jungfrau wird trocken gelegt. Nicht einmal eine Tasse Kaffee durfte das arme Geschöpf seinen Gästen anbieten, und von 9 bis 12 Uhr — so fleißig war die Deern — wird man durstig.

Und also hat Hamburg eine verhinderte Jungfrau: sie möchte schon, aber sie darf nicht. Und wie wäre es schön!

*Walther Victor*

### Doktoren-Industrie

Auch die Universität Gießen verleiht den Doctor honoris causa neuerdings pecuniae causa. Kein Großindustrieller, der sich solche Würde nicht ein schweres Stück Geld kosten ließe. Aber jetzt ist in einer gießener Zeitung das folgende Inserat erschienen:

**Wie kann**

**☛ Direktor ☚**

**eines größeren Handels- und Industrie-Konzerns den**

**Doktortitel**

**ohne Berufsstörung erhalten. Hohes Honorar zugesichert. Offerten unter F. D. E. 1474 an Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

Und das ist der Bequemlichkeit vielleicht doch ein bißchen zu viel.

*A. Pape*

### Liebe Weltbühne

Mein Freund Henning, der früher aktiver Offizier war, hatte im Kriege einen alten klapprigen Oberstleutnant über sich, dem hielt er morgens die Unterschriftsmappen hin. Gewöhnlich war der alte Herr ein wenig bekümmelt und schläfrig. Aber manchmal rappelte er sich doch auf. „Was — was ist das hier?" fragte er eines Morgens. „Das," sagte der übereifrige Henning, sein Adjutant, „das ist die Sache mit der Versetzung von Behmke nach . . . " Da wurde aber der alte Oberstleutnant wild. „Zum Donnerwetter!" rief er. „Ich will nicht wissen, was ich zu unterschreiben habe — ich will wissen, wo ich zu unterschreiben habe!" Und unterschrieb.

# Antworten

**Ludwig M.** Eines Nachkriegstages stand in dem zweigespaltenen Teil des ‚Kunstwart' ein politischer Aufsatz, der von der ersten Zeile an mich nicht losließ. Da war Beherrschung der Zusammenhänge, historische Bildung, innere Unabhängigkeit, männliche Ruhe und Liebe zu Deutschland auf dem breiten Untergrund eines freien Weltbürgertums. Einen so wahrhaft demokratischen Publizisten hatte es seit den Zeiten der guten alten ‚Nation', der Wochenschrift Theodor Barths, nicht gegeben. Sein Name? Spectator. War es etwa jener Spectator Germanicus, der fünfzehn Jahre zuvor den Weltkrieg bis auf Einzelheiten vorausgesagt hatte? Nein, der war nervöser, schillernder, verwandter dem genus irritabile vatum gewesen. Aber wer war es? Ich las monatelang jeden Satz und kam nicht darauf. Spectator entfaltete sich zusehends reicher, und mich wurmte immer mehr, daß ich ihn hinter dem Pseudonym nicht erkannte. Am seltsamsten schien mir, daß diese — mit süddeutscher Wärme meisterhaft geschriebenen — Artikel, die angetan waren, die öffentliche Meinung mitzubestimmen, also jede redaktionelle Akzentuierung nicht nur vertrugen, sondern herausforderten, so unauffällig wie möglich im Glossenteil des ‚Kunstwarts' untergebracht waren. Wenn man den Drang hatte, ihre Wirkung abzuschwächen, dann mußte man grade so verfahren. Schließlich traf ich einmal Ferdinand Avenarius, beglückwünschte ihn zu diesem Mitarbeiter und äußerte meine Verwunderung, daß er, einer unsrer geübtesten Organisatoren, seinen Fund nicht gründlicher auszubeuten verstehe. Wir hätten keine drei Leitartikler dieses Ranges in Deutschland, und da sei um des sachlichen Nutzens willen, den seiner stiften könne, notwendig, daß er in den Vorderteil vorrücke und seinen Namen verrate. Avenarius war ganz meiner Meinung. Er kämpfe längst mit Spectator hierum wie darum. Der sei leider zu bescheiden. Er bilde sich ein, den Platz im Vorderteil nicht zu verdienen, und zweifle, daß diese anspruchslosen Versuche seinen Ruf als europäischer Geist verstärken würden. Aber nachdem ich ihm, Avenarius, mit solchem Nachdruck seine eignen Empfindungen bestätigt hätte, werde er sich von neuem bei Spectator bemühen. Er bemühte sich diesmal mit Erfolg. Nach kurzer Zeit zierten die Artikel den Vorderteil des ‚Kunstwarts' und trugen die Unterschrift: Ernst Troeltsch. Der ist jetzt gestorben. Viel, ach, viel zu früh.

**Deutscher Dramatiker.** Laß dich niemals in deiner Vaterstadt aufführen. Von deinem Kollegen Georg Büchner hat das Hessische Landestheater das recht himmlische „Lustspiel" ‚Leonce und Lena' gegeben; und das Darmstädter Tagblatt äußert dazu: „Der einzige Grund zur Wahl dieses Stückes kann nur der gewesen sein, das Königtum lächerlich zu machen . . . Konzentrierter Blödsinn . . . Die Inhaltsangabe des Stückes ist schwer, denn ich habe mit dem besten Willen keinen Inhalt finden können. Ich überlasse es einem hohen Adel und geehrtem Publico, festzustellen, ob ich recht habe." In dieser Art — „unerhörter Skandal"; „Entartung eines Theaters"; „in der schärfsten Form Front machen" — anderthalb Spalten. Wie sich für einen Ort gehört, an dem Herr Kasimir Edschmid wirkt.

**Dr. R. P. in B.** Sie wenden sich gegen die Kritik, die in Nummer 4 Jan Altenburg an ‚Simplicius Simplicissimus' geübt hat. „Gewiß gibts übermäßige Längen in diesem Wälzer, überflüssige Wiederholungen, labyrinthische Verschlingungen. Man kann ihn nicht in einer Nacht vertilgen wie einen Moderoman von heute. Dafür war der Dreißigjährige Krieg eben keine Rodelwettfahrt, sondern hing zwei Generationen zum Halse heraus, und Grimmelshausen ist der Exponent seiner Zeit: ihn überwältigte die Masse. Aber! Aber ich ent-

sinne mich, wie stark grade jene von Jan Altenburg so obenhin abgetanen ‚ersten hundert Seiten‘ mich gepackt haben durch die visionäre Kraft ihrer Schilderung und den Märchenton der Erzählung. Schon um dieses Anfangs willen ist der ‚Simplicius Simplicissimus‘ klassisch. Man sollte von diesem Buch mal eine ballastbefreite, liebevoll-geschickte Kompression des Originals herausgeben. Die würde grade heute mehr als früher wirken.“ Wenn ich Jan Altenburg recht gelesen habe, wollte er gar nicht so wörtlich verstanden sein, sondern nur satirisch die Bildungsheuchelei im allgemeinen treffen. Dem ‚Simplicius Simplicissimus‘ im besondern alle künstlerischen Verdienste abzusprechen, ist ja schon deshalb nicht möglich, weil ohne diese kein Mensch unsrer Tage Veranlassung hätte und nähme, die Lektüre des Werkes für unnötig zu erklären. Um sie erstrebenswert zu machen, sollten Sie, vielfach bewährter Philologe, sich für die Ausführung Ihres Vorschlags einen Verlag suchen.

**Ernst Moritz Lissauer.** Schläfst du, mein Brutus? Es ist ja doch längst ein Haßgesang gegen Frankreich fällig.

**Bolschewist.** Dafür interessiert die deutsche Oeffentlichkeit Keiner, daß ein Außerordentlicher und außerordentlicher Professor der Astronie nicht mehr als 10 000 Mark Jahreseinkommen hat. Wohl aber wird ein Mordsklamauk darum veranstaltet, daß jedem Schauspieler siebenten Ranges monatlich 120 000 Mark — freibleibend; bis die Tinte trocken ist, sind es 180 000 — als Mindestgage garantiert werden. Dann darf freilich nicht wundernehmen, was soeben in Wien passiert ist. Dort will Reinhardt ein gutes Theater machen. Das wird nicht leicht sein, weil diese Theaterstadt zu sehr heruntergekommen ist. Leicht oder schwer: daß es geschieht, liegt hauptsächlich im Interesse der Schauspieler; der richtigen nämlich. Also nicht im Interesse derjenigen, die sich bei Reinhardt niemals behaupten würden, und die er deshalb von vorn herein nicht behalten will. Sie bilden die Mehrheit und berufen eine Versammlung ein, um zu erklären, „daß man dem in Berlin abgewirtschafteten Reinhardt nicht erlauben werde, mit seinem schwindelhaften berliner System in Wien . . .“ Reinhardt hat sich von Berlin schlecht behandelt gefühlt. Aber daß sich erst die verkalkten Bonzen des Burgtheaters und dann die linzerischen Buam der Josefstadt gegen ihn zusammenrotten: etwas der Art hätt' er hier doch nicht erlebt.

**Obdachlose.** Ihr braucht euch jetzt nur von morgens bis abends in die kleine Wartehalle auf dem Perron meines Stadtbahnhofes zu setzen. Viele Jahre lang war sie nicht geheizt; bei zwanzig Grad Kälte und trotz Kohlenüberfluß keine Stunde. Seitdem Kohlenmangel droht, wird bei mehreren Graden über Null derartig eingekachelt, daß sich ein Zeitungsblatt auf der Holzbank zusammenrollt. Aber diese Temperatur werdet Ihr euch ja grade wünschen.

**Theaterbesucher.** Rudolf Schildkraut soll tot sein. Hoffentlich ist es nicht wahr. Möge er den Asphalt der neuen Welt mit derselben Frische treten, die ich hier kürzlich an dem — über zehn Jahre ältern — Emanuel Reicher bewundert habe. Diese Rasse ist unverwüstlich; und je östlicher die Gegend ist, aus der ihre Exemplare stammen, desto unverwüstlicher sind sie. Und dieser Beruf erhält jung wie keiner. Was Rudolf Schildkraut als Zierde seines Berufes gewesen ist — auch dann gewesen ist, wenn er noch lebt — steht in meinen Büchern. Meine zärtlichste Erinnerung gilt aber dem Menschen. Ich wohnte mit ihm in einem Hause. Und lernte da einen jüdischen Vater kennen, einen jüdischen Vater . . . Der jüdische Vater ist auf diesem komischsten aller Sterne ohne gleichen. Der jüdische Vater hat das klügste, das schönste, das begabteste Kind. Von diesem Kinde spricht der jüdische Vater mit einer Oelsardine in der sonoren Stimme. Seine Pupille leuchtet zum Himmel, aus dem

er dem Kinde jeden Segen herabwünscht, und seine Hände streicheln in der Luft das vorgestellte Gesicht des geliebten Wesens. Bevor Fritz Kortner in seiner Heimatstadt Wien zum ersten Mal Richard den Dritten spielte, las sein Vater das Stück, dessen Titelrolle ihm als ungewöhnlich groß und dankbar geschildert worden war. Hinterher rief er unmutig: „Ja, aber was red't denn der Gloster so viel?!" Von diesem Schlag war der alte Schildkraut. Wo immer ich ihn im Hause traf: er drückte mich an die Wand oder ans Treppengeländer oder an eine Tür und schwärmte von seinem Josef. Gott, er selbst sei ja gewiß ein leidlicher Schauspieler — aber Josef! „Der Junge — was sagen Sie! Neulich hat er in Krebsjauche bei Frankfurt an der Oder gastiert. Ich werd' Ihnen die Kritiken raufschicken. Doktor, tun Se mir den Gefallen: machen Se 'ne Notiz in der ‚Schaubühne'!" Seine eignen Kritiken waren ihm gleichgültig. Für sich hätte er niemals den Mund geöffnet. Aber daß Josef neben Moissi nicht aufkam, das konnte keinen andern Grund haben, als daß Moissi „mit der Presse arbeitete" (was alle Schauspieler in den Augen derjenigen ihrer Kollegen tun, die schlechtere Kritiken haben); und da war berechtigte Notwehr, daß auch er als verantwortlicher Erzeuger mit der Presse arbeitete, oder es doch wie der Bruder Bonafides versuchte. Ein rührender Kerl. Kein Zufall, daß er nirgends echter, saftiger, bodenständiger, urtümlicher war als in den Rollen jüdischer Väter, von Shakespeare bis Schalom Asch. Hoffentlich lebt er noch. Bis hundert Jahr!

Bayer. In deiner ‚Münchner Post' teilt Fechenbachs Anwalt Philipp Loewenfeld mit, daß man gegen ihn heimtückische Mordpropaganda treibe. Wie? Unter anderm so, daß die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' in ihrem Hausflur seine Photographie aushängen als eines der Redner in einer Versammlung, die „der bekannte Mitarbeiter deutschfeindlicher Blätter H. v. Gerlach zu Gunsten des Landesverräters Fechenbach veranstaltet". Landesverräter deshalb, weil er in denselben ausländischen Blättern, die Ludendorffs Schmähungen der Republik hoch honorieren, olle Kamellen aus der großen Zeit aufgetischt hat. Und auch in dieser Geschichte spielt eine Rolle jener Professor Paul Nicolaus Coßmann, der schon in der Tirpitz-Affäre des Professors Veit Valentin eine Rolle gespielt hat. Und selbst der harmlose Scheidemann wird wieder vor Attentaten gewarnt. Und die Hitlerischen jagen durch Deutschland die Kreuz und die Quer. Und die Luft ist voll von den Blutstreifen, die den Phrasennebel dunkelrot färben. Und kein Gott erbarmt sich dieses armen mißbrauchten Planeten und überzieht ihn mit einer Sintflut.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

# Was ist das rechte Mittel?

Kein Zweifel, daß Deutschland einmütiger ist denn je — die Kommunisten, die Hitlerischen und ein paar Eigenbrötler ausgenommen. Aber seien wir uns darüber klar: Mit dieser geschlossenen Front werden wir die Ruhrfront schwerlich erschüttern.

Die deutsche Einheitsfront besteht in der passiven Renitenz. Unser Programm ist: Durchhalten unter dem Druck des Bajonetts bis zum Aeußersten. Da dürfte an der Zeit sein, sich ernstlich zu fragen, ob dies die wirksame Waffe ist gegen einen brutalen Gläubiger.

Ist es die richtige Methode, mit dem schwerbewaffneten Gerichtsvollzieher über die Gültigkeit des Versailler Vertrages zu rechten und diesen Vertrag, den man freiwillig nie anerkannt hat, für gebrochen zu erklären, weil ein rücksichtsloser Gläubiger von seinem Pfandrecht Gebrauch macht? Der Einmarsch ins Ruhrgebiet ist eine Folge des deutschen Versäumnisses; das deutsche Versäumnis ist eine Folge des Versailler Vertrages; der Versailler Vertrag ist eine Tatsache. An diesem Sachverhalt könnte kein Völkerschiedsgericht rütteln. Es könnte ihn bestenfalls mildern.

Wir haben kein Schiedsgericht. Wir haben keinen Freund, der für uns eintritt. Wir stehen einem entschlossenen, auf seinen Schein pochenden Gläubiger, der sich nicht davon abbringen läßt, seine Forderung durch Zwangspfändung einzutreiben, ohne Machtmittel gegenüber.

Und was tut Deutschland? Es sagt dem Shylock, der das Messer wetzt: Nun kriegst du erst recht nichts! Und da schneidet er auch schon zu.

Aber kommt es darauf an, unter dem Messer des Shylock heroisch zu verbluten, oder darauf, das Messer abzuwenden? Ist diese Frage schon mit tiefster Verantwortung geprüft worden?

Unser ziemlich einmütiger Ruf: „Wir zahlen nicht!" wird die Ruhrfront nicht um einen Zentimeter verrücken. Im Gegenteil: diese geschlossene Ablehnung, mit dem Gegner zu verhandeln, solange er das Pfand in der Hand hält, treibt das Shylock-Messer immer tiefer in unser Fleisch. Wenn Deutschland das aus einer masochistischen Gefühls- und Massensuggestions-Politik für wünschenswert hält — gut. Aber es wäre verbrecherisch, sich über die unfehlbare Konsequenz zu täuschen: Das Shylock-Messer wird weiterschneiden, und wir, an unsrer Währung verblutend, werden immer weniger in der Lage sein, dem Gläubiger etwas andres zu bieten als die Versicherung unsrer Insolvenz, nebst Einheitsfront.

Bekommen wir so auch nur einen Franzosen aus dem Lande? Tilgen wir so auch nur einen Goldpfennig unsrer Schuld? Gibt es immer noch deutsche Politiker, die die Härte der französischen Politik unterschätzen, so wie sie im Kriege die Kraft des „degenerierten" Frankreich unterschätzt haben? Wollen wir uns aus Trotz völlig zahlungsunfähig machen lassen, um auftrumpfen zu können: Nun bekommt Ihr erst recht nichts!?

Deutschland wird mit dem Dialog dieses kläglichen Notenwechsels schwerlich weiterkommen. „Wir zahlen nicht, solange Ihr das neubesetzte Gebiet nicht verlaßt!" „Ihr habt ja auch nicht gezahlt, als wir es noch gar nicht betreten hatten!" „Wir verhandeln erst mit euch, wenn Ihr das Ruhrgebiet räumt!" „Es ist nicht üblich, daß der Schuldner dem Gläubiger Bedingungen stellt, und daß der Gläubiger ein Pfand aus der Hand gibt, ohne sicher zu sein, daß er Zahlungen erhält!"

Dies ist ein hoffnungsloser Dialog, der auf beiden Seiten die unheilvolle Atmosphäre der Prestige-Politik aus den Kriegsjahren überaus unseligen Angedenkens wieder hervorruft.

Nicht schöne Stimmungsbilder von der „Ruhrfront", nicht patriotische Phrasen, nicht Dickkopfpolitik, nicht Massenchöre, die einen ewigen Kanon leiern, nicht Einmütigkeit in negativer Abwehr — das Alles wirds niemals schaffen. Sondern schaffen wird es die klare, von Knabentrotz freie, opferstarke Konzentration auf den einen Gedanken: Wie wird man den Gläubiger, der in das deutsche Haus eingedrungen ist, am schnellsten wieder los?

Wie wird man einen Gläubiger los? Indem man ihn nach besten Kräften ehrlich zu befriedigen versucht. Um diese simple Tatsache kommt kein Schuldner herum, am allerwenigsten ein Schuldner des zähen Frankreich. Deutschland muß die Franzosen los werden: erstens, um die Heimat vor ihnen zu schützen; zweitens, um die Franzosen vor sich selbst zu schützen.

Denn die Franzosen, Prestige-Politiker kat exochen, werden ihren Vormarsch nicht einstellen, ohne eine Leistung, um derentwillen sie marschiert sind, erzielt zu haben. Und die deutsche Weigerung, zu verhandeln, wird die französischen Brigaden und Tanks immer weiter vortreiben, den französischen Imperialismus aufstacheln und ihm den willkommenen Vorwand geben, die Pfänderpolitik in eine Okkupationspolitik zu verwandeln. Und deshalb muß Deutschland die Franzosen vor sich selbst schützen.

Es geht um eine Goldzahlung. Ueber Gold läßt sich reden, von Gold läßt sich abhandeln. Ein besiegtes Land muß den Sieger befriedigen; so schwer das ist, man muß es hinnehmen; unerträglich aber ist der Eindringling im Haus, unerträglich ist die fremde Gewalt auf deutschem Heimatboden. Nichts darf unmöglich, nichts zu teuer sein, um den Heimatboden freizumachen. Der Gedanke ist schmachvoll, daß wegen einer Summe Goldes deutsches Land in fremder Gewalt ist.

Hier wird die Wirtschaftspolitik einwenden: Es geht aber nicht — wir können nicht zahlen! Nun, man kann nur dann nicht zahlen, wenn man die (an der Nichtzahlung interessierte) Wirtschaftspolitik zur einzigen Grundlage des politischen Handelns macht. Ein Land aber, das seine Schmach und Ehre brennender und schmerzhafter empfindet als Geld und Wirtschaft, kann noch ganz was andres als zahlen. Die Geschichte beweists.

Politik ist ja doch nicht nur ein Zahlenproblem der Wirtschaft, das sich rechnerisch löst, sondern vor allem ein Energieproblem des Herzens, das in einer Nation schlägt, und dem nichts unmöglich ist.

Nichts von Waffen! Dies wäre ein Weg, der über die Trümmer Deutschlands führte. Ein neuer Heroismus werde gefordert: der wirtschaftliche Heroismus, der Mut zur bittersten Armut, der Verzicht auf das Regulativ der allein-seligmachenden „Wirtschaftspolitik".

Das deutsche Volk und zumal der deutsche Besitz seien auf ihr Gewissen gefragt: Ist schon geschehen, was überhaupt geschehen kann — haben wir alle Ueberflüssigkeiten, allen Luxus zur Einlösung dieser Ehrenschuld geopfert? Und die Befreiung von einem fremden Eindringling ist eine Ehrenschuld. Ist die letzte Anspannung schon da? Haben unsre Industrien nicht gewaltige Ueberschüsse, die sie in hohen Dividenden, reichen Rücklagen, üppigen Aufsichtsratsgratifikationen ausschütten? Platzen die Großbanken nicht von Devisen? Sind die guten Golddepots im Ausland schon wieder hereingeholt? Hat die Landwirtschaft von ihrer Goldfülle schon geopfert? Nein, nicht die Ruhrspende ist gemeint. Das ist ein selbstverständliches Almosen, mit dem das patriotische Durchschnittsgemüt sich gar zu billig von unvergleichlich größern Verpflichtungen loskauft. Solch Sammelbüchsenopfer, das durch einen einzigen Hausse-Tag der Besetzungskonjunktur tausendfach eingebracht wird, geht nicht an Herz und Nieren — nicht so wie der Versuch ehrlicher Erfüllung, der allein Deutschland befreien kann.

Um diesen Versuch und um dessen praktische und offene Dokumentierung gegenüber dem schwerbewaffneten Gerichtsvollzieher wird das deutsche Volk nicht herumkommen, wenn ihm ein armes, aber freies Land lieber ist als ein besetztes, darin immer eine Menge Leute den Goldrahm abschöpfen werden.

Wem gebührt, das schwerste Opfer zu tragen? Dem Stärksten im Lande. Wer und wo sind die Stärksten, und was könnten sie alle zusammen, gestützt von einem opferwilligen Volke, leisten? Mögen Andre die Zahlen und das Material über Deutschlands Leistungsfähigkeit geben. Ich habe nur die Frage einer schlaflosen Nacht aufgeworfen: Ist die hartnäckig demonstrierte Einmütigkeit der negativen Abwehr oder die Einmütigkeit der positiven Leistung das rechte Mittel?

# Wirtschaftsführer von Frank Faßland

## XXI.

## Oscar Tietz

Es ist merkwürdig, daß die Gründer der großen berliner Warenhäuser fast alle in Kleinstädten geboren sind. Die Wertheims kamen aus Stralsund, Jandorf aus Hengstfeld in Württemberg, und die am weitesten verzweigte deutsche Warenhausfamilie Tietz, deren Mitglieder fast ganz Deutschland mit einem Netz von Warenhäusern überzogen haben, stammt aus dem kleinen posenschen Landstädtchen Birnbaum an der Warthe, wo der Stammvater der Familie, Jacob Tietz, das ehrsame Gewerbe eines Ueberlandfuhrmanns (zu einer Zeit, da die Eisenbahnen jene interessante Gegend noch nicht erschlossen hatten), verbunden mit einem kleinen Fouragehandel, ausübte. Jacobs Söhne Leonhard und Oscar, aber auch schon seine Brüder Hermann, Julius und Marcus strebten, wie überhaupt fast die ganze jüngere anschlägige Kaufmannsgeneration in den siebziger und achtziger Jahren, aus der geschäftlich etwas dürren Provinz in kultiviertere Gefilde. Es war vielleicht sehr gescheit von ihnen, daß sie sich, geschäftlich und kapitalistisch nur schwach ausgebildet, wie sie ihre Heimatstadt verließen, nicht sofort an die Eroberung der Reichshauptstadt wagten. In Berlin, so sagten sie sich wohl, ist die Konkurrenz zu groß, da läuft Alles zusammen, was den Staub Schlesiens und Posens von seinen Füßen geschüttelt hat, da werden Ansprüche gestellt, denen man mit Birnbaumschen Maßstäben und Kapitalien nur schwer gerecht werden kann. Wenn nämlich auch die eigentlichen Warenhäuser erst von den Kleinstädtern importiert wurden, so gab es dort doch seit längerm schon eine große Zahl von renommierten Kaufhäusern und Spezialgeschäften, die es auf dem Textilgebiet zu großer Leistungsfähigkeit und zu vielseitiger Warenauswahl gebracht hatten. Also ließen sich die Tietz nicht, wie die andre Posensche Welt, von dem Glanz Berlins anlocken, sondern wanderten weiter. Nach Mittel-, Süd- und West-Deutschland, wo für fleißige und unternehmungslustige Norddeutsche noch ein großes Feld war, denn der behäbigere Kaufmannsschlag im Süden und Westen des Reiches war damals noch nicht von dem neudeutschen Arbeitstempo erfaßt worden.

Grade dieses Arbeitstempo aber, das nichts als das Geschäft (und in jüdischen Kreisen neben dem Geschäft höchstens noch die Familie) gelten ließ, hatten die Tietz im Leibe, und dabei verstanden sie doch recht gut, zu dem gemütvollern Naturell der Süddeutschen und Rheinländer ein Verhältnis zu finden. Leonhard Tietz ließ sich in Köln nieder, Julius in Nürnberg, Marcus in Bamberg, aber das kam erst, nachdem Hermann Tietz, der durch einen mehrjährigen Aufenthalt in dem amerikanischen Staat Süd-Karolina zum modernen Geschäftsmann geworden war, und sein vierundzwanzigjähriger Neffe Oscar „die Bahn gebrochen" hatten. Das geschah in recht bescheidener Weise. Das Stammhaus der Firma Hermann Tietz stand in dem gewerbefleißigen altenburgischen Städtchen Gera. Es wurde im

Jahre 1882 als kleines Weißwarengeschäft errichtet, hinter dessen Ladentisch Hermann und Oscar Tietz selbst mit ihrer einzigen Verkäuferin bedienten. Der Handel beschränkte sich auf Weißwaren, Posamenten und was sonst noch dazu gehörte; von einem Warenhaussystem oder auch nur von Ansätzen dazu war nichts zu spüren. Die Geschäftsinhaber hatten indes erkannt, daß sie nur durch neue Methoden, nämlich durch niedrigere Preise und große Auswahl in der Lage sein würden, die ortseingesessene Konkurrenz zu schlagen. Diese Methode ließ sich zwar im Anfang durch weitgehenden Verzicht auf Handels-Zwischengewinne verwirklichen; für die Dauer konnte sie aber nur aufrechterhalten werden, wenn der billige Verkauf durch besonders billigen Einkauf tunlichst direkt beim Fabrikanten unter Umgehung des Zwischenhandels und durch großen Umsatz ermöglicht wurde. An beidem fehlte es zunächst. Ein kleines Weißwarengeschäft mit einigen hunderttausend Mark Jahresumsatz konnte nicht so große Aufträge geben, daß die Fabrikanten sich zu ihrer direkten Ausführung bereit erklärten. Hermann und Oscar Tietz veranlaßten nun die Firmen ihrer Verwandten, den Bedarf zusammenzulegen, und bestellten für die ganze Familie gemeinsam. Auch so ergab sich erst allmählich die Möglichkeit des direkten Einkaufs bei den Fabriken. Um den Umsatz zu vergrößern, begann man daher, Zweiggeschäfte zu eröffnen. Im Jahre 1882 wurde von der Firma Hermann Tietz das erste in München eingerichtet, gleichfalls nur ein Weißwarengeschäft von der Art und dem Umfang des geraischen. Eine zweite münchner Filiale folgte bald — und dann wurde der erste Schritt auf dem Wege zum Warenhaus getan, das in den umgebauten Räumen des Café Imperial in der Schützen-Straße erstand. Es hatte anfangs gleichfalls nur mäßigen Umfang, aber neben Textilien aller Sorten bot es bereits Schuhwaren, Teppiche, Glas, Porzellan, Küchen-, Korb- und Spielwaren zum Verkauf. Es war kein vornehmes Kaufhaus mit Qualitätswaren, sondern stellte in erster Linie marktgängige Verbrauchsartikel in wirksamer „Aufmachung“ und mit geschickter Reklame, aber unter Vermeidung ausgesprochenen „Ramsches“ zum Verkauf. Es suchte im Publikum die Vorstellung zu erwecken und zu erhalten, der die Warenhäuser in ihrer ersten Periode hauptsächlich ihre zunehmende Beliebtheit verdankten, nämlich die Vorstellung, daß man in den Warenhäusern billiger und bequemer als anderswo kaufen könne. Und es lebte im übrigen zum Teil von der Erfahrung, daß die Möglichkeit des zwanglosen Schlenderns durch eine ganze Reihe verschiedenartiger Verkaufsabteilungen, des Anguckens ohne Kaufzwang und ohne sofortiges „Einschnappen“ des Verkäuferpersonals das Publikum zunächst anlockt und dann zum Kaufen bringt. Neben materiellen Vorteilen beim Ein- und Verkauf war es also geschickte Verkaufspsychologie, womit die ersten Erfolge errungen wurden.

In München erstand auch nach einiger Zeit der erste große Warenhauspalast der Firma Hermann Tietz, andre Geschäfte in Süddeutschland — in Karlsruhe, Freiburg, Straßburg — folgten, und schließlich drang der Tietz-Konzern mit mächtigen Warenhausgründungen nach Hamburg und nach Berlin vor, wo

er nicht viel später als die Firma A. Wertheim drei große Warenhäuser in der Leipziger Straße, am Alexander-Platz und in der Frankfurter Allee errichtete. Also Berlin wurde sozusagen erst von mehreren Seiten zerniert, ehe der große Sturm gewagt wurde. In Deutschland hat die Warenhaus-Idee ja überhaupt ziemlich spät Fuß gefaßt, später als in Frankreich und England, wo sie allerdings mehr in einer extensiven Entwicklung des Kaufhaus- und Bazar-Systems mit textilem Grundcharakter bestand. Nachdem aber erst der Bann gebrochen war, eroberte sich das Warenhaus nicht nur die Großstädte, sondern gleichzeitig, zum Teil sogar noch vorher fast die ganze Provinz. Ueberall, bis in die kleinen Mittelstädte, entstanden richtige „amerikanische" Warenhäuser, die schlechthin Alles führten: Möbel, Konfektion, Textilien, Schuhwaren, Grammophone, Bücher, Spielsachen, Lebensmittel. Allein die kleine Stadt Birnbaum lieferte eine ganze Generation von Warenhausgründern: außer den Tietz die Knopfs, die ganz Baden, die Joskes und Urys, die das Königreich Sachsen mit Warenhäusern überzogen. In Frankfurt am Main entstand die Firma Wronker, deren Inhaber gleichfalls aus der Umgegend von Birnbaum stammte und seine Laufbahn als Lehrling bei Tietz begonnen hatte. In Westfalen ließen sich die Althoffs und Alsbergs, in den Hansestädten die Firma Karstadt nieder. In den märkischen und östlichen Landstrichen errichteten die Firmen Conitzer, Hirsch und Lindemann Filialnetze. Ueberall aber entwickelte sich das deutsche Warenhauswesen nach dem System Tietz: Einkauf im Großen, und zwar möglichst direkt beim Fabrikanten, zu diesem Behuf Steigerung des Umsatzes durch Filialengründungen, bei denen ein organisationserleichterndes Typensystem zur Anwendung kam.

Hermann Tietz, der Onkel, war frühzeitig aus der nach ihm benannten Firma ausgeschieden. Er arbeitete zwar in den münchner, auch am Anfang der berliner Zeiten noch zeitweise im Betrieb mit: aber die eigentliche Seele des Geschäfts, sein Kopf im geistigen Sinne war Oscar Tietz. Von ihm stammt zweifellos die organisatorische Grundidee, von ihm stammt auch der Expansionsdrang, der das Unternehmen unablässig ins Weite und Große trieb. Aber Oscar Tietz war kein Kaufmann, der nur in seinem eignen Betriebe aufging, sondern sein Gesichtskreis und seine Interessen strebten über das eigne Geschäft hinaus, suchten den ganzen Stand zu solidarisieren und zu organisieren und stießen schließlich auch bis zu großen gesamtwirtschaftlichen Problemen vor. Das klingt heute, als ob es nichts Besonderes wäre: aber damals, als Oscar Tietz seine Berufsgenossen und Konkurrenten zu gemeinsamer Wahrnehmung ihrer Interessen zusammenbrachte, war es keine Kleinigkeit. Denn das Konkurrententum beherrschte grade diese Kreise noch viel stärker als die Berufszusammengehörigkeit. Jeder ging im Warenhauswesen wie überhaupt im Einzelhandel seine eignen Wege; er freute sich nicht nur darüber, daß er selbst Erfolge, sondern noch mehr fast, wenn die Konkurrenz Mißerfolge hatte. Oscar Tietz erkannte als Erster die Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit dieses Rivalitätsprinzips. Er sah, daß Zusammenschluß und Einigkeit zwiefach nötig waren.

Einmal mußten die Warenhäuser einen Abwehrkampf gegen die übrigen, vor ihnen dagewesenen Kreise des Einzelhandels, namentlich des kleinen Textilhandels führen, welche die Furcht erfaßt hatte, daß sie von der „Schleuderkonkurrenz" der Warenhäuser erdrückt werden würden, und deren Agitation es zunächst auch gelang, unter der Devise: Mittelstandsschutz die Gesetzgebung gegen die „großkapitalistischen" Warenhäuser mobil zu machen. Damals, als die Warenhaussteuer in Kraft trat, gelang es Oscar Tietz, die Organisation des ‚Verbandes der deutschen Waren- und Kaufhäuser' ins Leben zu rufen, deren erster Vorsitzender er wurde und bis zu seinem Tode geblieben ist. Die Angst des Kleinhandels vor den Warenhäusern hat sich sehr bald, wie das Oscar Tietz immer prophezeit hatte, als übertrieben herausgestellt. Die von Emile Zola in seinem Warenhausroman ‚Zum Paradies der Damen' so wirksam geschilderte Erwürgung der kleinen Geschäfte durch die Warenhauskonkurrenz blieb Dichtung, wenn auch sehr effektvolle Dichtung. Grade der Erfolg der Warenhäuser hat auch den Kleinhandel gezwungen, seine veralteten Geschäftsmethoden einer Auffrischung zu unterziehen, und wo dies geschah, erwies sich, daß gutgeleitete Einzelgeschäfte sehr wohl neben den großen Warenhäusern bestehen konnten. Den Vorteil von dieser Modernisierung auch der Detailgeschäfte hatte schließlich das Publikum.

Nachdem sich diese Erkenntnis in den Kreisen des Detailhandels vertieft hatte, war auch die Bahn freigemacht für die zweite und größere Zusammenschluß-Idee, deren Verwirklichung Oscar Tietz früher denn viele andre Berufsgenossen als notwendig erkannt und sich zum Ziel gesetzt hatte: für den Zusammenschluß des gesamten Einzelhandels zum Zweck der Gegenwehr gegen die Preis- und Conditionenwillkür, wie sie mit immer stärkerm Druck von den Kartellen der Produzenten und Großhändler dem Einzelhandel gegenüber ausgeübt wurde, solange er dem Organisationssystem der Lieferanten völlig zersplittert entgegentrat und ihm keine eigne Organisation entgegenstellen konnte. Was bisher der ‚Reichsbund der Textildetaillistenverbände' an Abwehr- und Gegenorganisation geleistet hat, ist zweifellos nur ein Anfang, und bei der großen Verschiedenartigkeit im Umfang und in den Geschäftsformen der Detaillistenbetriebe wird eine wirkungsvolle Kartellabwehrpolitik noch manchen Schwierigkeiten begegnen. Aber heute liegen die Dinge doch immerhin so, daß der Klein- und Spezialhandel mit den früher so gehaßten und gefürchteten Warenhäusern bereits auf einer gemeinsamen Organisationsplattform stehen. Daß es dahin kam, ist nicht zuletzt das Verdienst von Oscar Tietz, der in allen diesen Fragen den Blick des geborenen Führers, die Hand des geborenen Vermittlers hatte. Wie groß sein Interesse für öffentliche Dinge, wie stark und wirkungsvoll sein persönliches Hervortreten in allen kaufmännischen Standesfragen war, zeigt besonders der Gegensatz zu den Inhabern der großen berliner Konkurrenzfirma A. Wertheim, die sich in all diesen Dingen stets persönlich im Hintergrund hielten und nur einmal — bei Gelegenheit des Familienzwists mit dem jüngsten Bruder Wolf Wertheim — die Oeffentlichkeit in nicht grade erfreulicher

Weise, beschäftigten. Oscar Tietz hingegen fühlte sich ganz in seinem Element, wenn er in der Oeffentlichkeit wirken konnte. Seine etwas breit ausladende Beredsamkeit, seine auf Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit gerichtete Diktion waren ihrer Wirkung stets sicher, vielleicht in dem Milieu, in dem Oscar Tietz wirkte, noch mehr als die knappe, beinah juristisch präzise Art des ihm befreundeten und später verwandten Heinrich Grünfeld, der mit Oscar Tietz im ‚Verband der deutschen Waren- und Kaufhäuser' die aktivste Rolle spielte. Ueber die Grenzen des Warengeschäfts hinaus hat Oscar Tietz seinem Namen durch die „Erfindung" der Umsatzsteuer eine bleibende Wirkung gesichert.

Hat Oscar Tietz zweifellos das „klassische", nun bereits klassisch gewordene Warenhaussystem mit seinem unmittelbaren Einkauf beim Fabrikanten, mit seinen Filialen und seiner Verkaufspsychologie richtunggebend beeinflußt, so stand er der letzten Entwicklung oder, wenn man will, Mode des Warenhauswesens, wie sie besonders markant durch die Firma Rudolf Karstadt und ihren beherrschenden Kopf, den Kommerzienrat Hermann Schöndorff geprägt worden ist, ziemlich zurückhaltend gegenüber. Diese neuste Phase wird gekennzeichnet durch den Einzug des hochmodernen Prinzips der horizontalen und vertikalen Vertrustung in das Warenhauswesen. In horizontaler Richtung führte es zu Fusionen bisher selbständiger Warenhauskonzerne, in vertikaler Richtung zur Angliederung oder Errichtung von Fabrikationsunternehmungen, in denen gewisse Hauptbedarfs- oder Hauptverkaufsartikel des Warenhausgeschäfts für den Eigenbedarf der liierten Warenhäuser hergestellt wurden. Oscar Tietz ging — wie er mir selbst einmal auseinandersetzte — nicht so weit, diese neuen Methoden vollständig abzulehnen: er sah in ihnen Experimente, über die erst die Zukunft und zwar eine normale geschäftliche Zukunft nach Beendigung der ungesunden Inflationskonjunkturen das endgültige Urteil sprechen könnte. Heute, in der Zeit der Warenknappheit, der unregelmäßigen Lieferfristen und Preisgestaltung, so meinte er, mögen diejenigen Warenhäuser, die manche ihrer Hauptartikel in eignen Betrieben herstellen, aus diesem gemischten System Vorteile ziehen können. Die Warenbeschaffung vermag sich für solche Betriebe vielleicht reibungsloser zu vollziehen als bei der Eindeckung im freien Markt, und es wird sich in manchen Waren auch eine billigere Eindeckung ermöglichen lassen. Ob das gemischte System sich aber auf die Dauer bewähren wird, kann sich erst zeigen, wenn die Unterproduktion beseitigt ist und der Markt sich wieder genügend ausgeweitet hat, um neben dem Gesetz der Nachfrage auch das Gesetz des Angebots stärker zur Auswirkung zu bringen. Dann würde sich vielleicht erweisen, daß diejenigen Warenhausfirmen, die gezwungen wären, in erster Linie die Produktion der ihnen angeschlossenen Fabrikationsunternehmungen aufzunehmen, in Bezug sowohl auf Preisgestaltung wie auf Qualitäten und Sortimente gegenüber den andern benachteiligt wären, die Das kaufen könnten, was ihnen paßt, und zwar wo es ihnen paßt. Noch eine unsichere Größe in der Warenhausexpansion stellt die Kapitalbeschaffung dar. Je umfangreicher der Kreis der angegliederten Verkaufs- und Fabri-

kationsbetriebe wird, desto größer muß auch bei den rapide steigenden Gehältern, Waren- und Materialpreisen der Kapitalbedarf werden, und es fragt sich, ob Unternehmungen, die in kurzer Zeit ihren Betriebsumfang sprunghaft vergrößert und dabei nicht Zeit gefunden haben, sich finanziell hinreichend zu konsolidieren, bei einer Zunahme der Kapitalnot und einer Versteifung des Emissionsmarktes in der Lage wären, die Mittel aufzubringen, um ihre Ausdehnungspläne in rationeller Weise durchzuführen. Diese Kritik an der Expansionswut und dem Sachwerthunger mancher Warenhauskonzerne erscheint immerhin beachtenswert. Aber erst die Zukunft wird erweisen, welches System den Vorzug verdient: das System Tietz oder das System Karstadt.

---

## Das bißchen Weltgeschichte von Walter Mehring

Wie magerer wir werden, so schwillt fetter
Von Sensationen an die Zeitungsletter!
Was ist denn da? Ein infiziertes Etwas:
Europa kroch dem Forscher auf den Leim,
Ein Stückchen Dreck und ein Mikrobenschleim
Millionenfach vergrößert unterm Deckglas:
Und das singt Rule Britannia und Marseillaise und Deutschlandlied!
Was aber kümmert den Patagonier das Ruhrkohlengebiet?

Wie hungriger wir werden, so schwillt reicher
Von Ruhm und Lorbeer unser Nahrungsspeicher!
Wozu wir leiden? Daß Gelehrte sich
Beim Studium unsrer Zeit einst Schwielen sitzen
Und Vaterländer geographisch schützen!
Und darum dreht die alte Erde sich?
Da wird gemordet, geboren und seziert, Monumente gegipst —
Alles, damit heut Herr Lehmann auf der Toilette elektrisches Licht anknippst!

Wie näher der Verfall, so klarer Allen
Sind unfreiwilliger Komik wir verfallen!
Was plagt man sich? Damit die Plage wächst!
Man schreibt für Blinde, debattiert vor Tauben!
Ob auch die Embryos an Gott schon glauben?
Auf jedem Grabstein steht der gleiche Text!
Wozu dies Endlos-Weiter! und Noch-mehr! Dies Immerzu!?
Man schnürt sein Bündel zur Seelenwanderung und grase als staunendes Gnu!

# Wilsons Kampf und Niederlage von Emil Ludwig

Die tragische Geschichte zu erzählen, wird eine der schönsten Aufgaben des Psychologen sein. Dies hier ist nichts als eine Mahnung an träge Herzen, stumpfe Geister, Geizige und falsche Sparer, das aufregendste von all den vielen Memoirenbüchern nicht ungelesen zu lassen. Es heißt: ‚Woodrow Wilsons Memoiren und Dokumente' von T. St. Baker und wird demnächst deutsch bei Paul List in Leipzig erscheinen. Seit Wochen hallt die verständige Presse des Auslandes wider von Auszügen und Meinungen; nur unser Presseamt in der Wilhelm-Straße hat den unvergleichbaren Stoff zu moralischer Agitation, den hier fast jede Seite bringt, bis heute übersehen.

Denn hier zum ersten Mal spricht ein Mann der Entente größten Stils und gestützt auf einen Band voll Dokumenten, klar und mit der Ruhe eines reinen Gewissens, Das aus, was seit Versailles von zahllosen, meist mitschuldigen Personen ohne Beweise und begleitet von papierenen Dolchstößen in den Rücken des Präsidenten zum Schutze Deutschlands wirkungslos in die vier Winde geschrieen worden ist. Was Keynes und Lansing aus dem Paris von 1919 enthüllt haben, war nur ein Stück davon. Jetzt endlich spricht die Legitimität der Tat.

Ja, es war Tat, nicht Rhetorik eines Ideologen, was damals sich vor den Machthabern entwickelte — denn wie ein Bote der Besiegten stand dieser Sieger vor seinen Alliierten und suchte das Gewissen der Welt zu retten. Was wenige, hartnäckige Europäer wußten oder spürten, wird hier von einem Strom historischer Beweise aus Ziel der Erkenntnis gerissen: daß es in der zweiten Hälfte und am Ende eines bis dahin ideenlosen Krieges, freilich nicht im alten Europa, ein Volk und einen Führer gegeben hat, die ihn durch einen Gedanken der Menschheit adeln wollten. In diesem Buche, das nicht der Schwerkranke selbst, das sein Freund und Mitarbeiter im Besitz des gesamten geheimen Materials geschrieben hat, steht Wilson auch vor Denen, die sich in Hohn und Flüchen gefielen, da als ein zweiter Gustav Adolf, der landet, um dem Kontinent die Freiheit zu bringen, und den in kurzem der Erdteil zerstampft. Es ist Parsifal mit allzu hamletischen Zügen. Und weil ihm das Glück eines kämpferischen Todes versagt blieb, der den schwedischen König reinigte, weil Wilson, nur Friedensmann, am Ende auf seinem ‚Washington', ein Geschlagener, nach Hause fährt: deshalb sehen die Besiegten, denen sein Kampf gegolten hat, nur das Versagen, nicht den Kampf.

„Wäre Washington in Frankreich gewesen, der Zwietracht im Innern, dem Kriege von außen ausgesetzt, ich verpfändete meinen Kopf, er hätte versagen müssen; wenigstens wäre er ein Tor gewesen, den Freiheitskampf hier zu versuchen": so urteilt Napoleon auf Sankt Helena.

Mit der Logik etwa eines politischen Dramas von Björnson, mit der Leuchtkraft des gesehenen Details entwickelt sich in diesem ergreifenden Bekennerbuch der Kampf der Idee, geführt von allzu zarten Händen, gegen die Ewig-Gestrigen, und so hat

diese Schrift nichts gemein mit jenen Auto-Apologien, mit denen geschlagene Heerführer und Diplomaten oder verzankte Sieger sich einen Platz in der Geschichte erschleichen möchten. Hier wird einmal der mißbrauchte Begriff der Einkreisung Wirklichkeit: mit großartiger Geschicklichkeit sieht man Clemenceaus feurige Verschlagenheit diese Jagd inszenieren, der am Ende ein Wille und eine Idee zum Opfer fällt.

Ja, es ist wahrlich der Tiger, der das Lamm jagt, und keineswegs, wie man gerne geglaubt hat, der Praktiker, der den Professor stürzt. Denn so, wie nichts in Wilsons Punkten und Plänen neu und aus seinem Kopf gesprungen ist, so ist nichts unausführbar; und wenn es Lincoln gelang, im Kampf mit den Sklavenhaltern den Sklaven zu befreien, so war heut vor vier Jahren durchaus die praktische Möglichkeit für Lincolns Nachfolger gegeben, im Kampf gegen die Militärs und gegen die Gloire von ein paar Ländern die bürgerliche Rechtsordnung auf die Ordnung unter den Staaten zu übertragen. Denn jene waren seine Feinde, weit mehr als das Kapital.

Wilson als Erster hatte freilich das Glück, siegreich auf einen Kongreß zu kommen, wo er als Einziger ränkelos und ernst auf die Koppel europäischer Hunde herunterblicken konnte, die sich nur um die Knochen des Krieges balgten. Wie ganz und gar er allein in jenen Wochen Zukunft bedeutete, während er selbst in den Fängen überalterter Raubtiere sich die Knochen brechen ließ: das zeigt dies Buch, das jeder Deutsche lesen müßte, bevor er sich ein phrasenhaftes Urteil über den Schmachfrieden anmaßt.

---

## Aus meiner Journalistenzeit von L. Persius

Für den Durchschnittsoffizier der Kaiserlichen Flotte galt Zeitungslektüre als Zeitverschwendung. Wohl lagen in den Kasinos von Kiel und Wilhelmshaven verschiedene Blätter aus — sogar ‚Berliner Tageblatt‘ und ‚Vorwärts‘ —; aber nur wenige ältere Herren sahen zuweilen hinein. Aehnlich war es an Bord. Selbstverständlich war das Leiborgan, das auf keinem Messetisch fehlte, die ‚Tägliche Rundschau‘. Besonderes Interesses erfreute sie sich, als Reventlow dort seine Anklage-Artikel gegen Tirpitz schrieb. Die Einen standen auf der Seite des Grafen, weil sie seinen Mut bewunderten, als Kapitänleutnant a. D., mit der Erlaubnis zum Tragen der Uniform verabschiedet, die Schiffsbauten des Großadmirals in Grund und Boden zu kritisieren; die Andern verabscheuten den „Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt“, aber sie lasen dennoch seine Schreibereien mit Behagen, weil sie sich freuten, daß der fast allgemein unbeliebte Tirpitz einmal die Wahrheit zu hören bekam. Am 14. März 1908 ereilte Reventlow sein Schicksal, nach dem Artikel ‚Marineparademarsch‘. Darin wurde sehr verständig „gegeißelt“, daß Prinz Heinrich als Chef der Hochseestreitkräfte, anstatt die Flotte Schießübungen vornehmen zu lassen, gar zu oft Landungsmanöver zu arrangieren liebte, bei denen er sich mit seinen Adjudanten hoch zu Roß tummelte. Die Lektüre der ‚Täglichen Rundschau‘ wurde den Seeoffizieren von ihrem Flottenchef, dem Prinzen Heinrich, verboten. Reventlow wurde vor das Ehrengericht ge-

zogen. Damals bestellte ich mir schleunigst die ‚Tägliche Rundschau'. Es war die erste politische Zeitung, auf die ich, ein vierundvierzigjähriger Stabsoffizier, abonnierte. Viel ins Ausland kommandiert, hatte ich mich zumeist mit den Telegrammen von Reuter und Havas begnügt, die man so bequem in den Clubs lesen konnte. Für andre journalistische Erzeugnisse hatte ich geringes Interesse — bis ich selbst unter die Journalisten geriet. Und das kam so.

Im Frühjahr 1904 befand ich mich als Kommandant eines unsrer Kreuzer vor Shanghai. Dort lernte ich den Chefredakteur des ‚Ostasiatischen Lloyd' kennen, einer damals in Ostasien sehr verbreiteten und angesehenen Wochenschrift. Ich erzählte ihm gelegentlich von Kiautschau, von Tsingtau, wo ich in letzter Zeit stationiert gewesen war. Meine Schilderungen der Zustände in unsrer neusten Kolonie veranlaßten ihn, mich zu fragen, ob ich sie nicht für sein Blatt zu Papier bringen wollte. Ich sträubte mich zunächst, versprach aber schließlich, eine Serie von ‚Briefen aus Tsingtau' zu schreiben, selbstverständlich ohne Namensnennung. Der erste Brief erschien am 10. Juni 1904. Ich äußerte mich freimütig über den Bürokratismus und Militarismus — „ich sähe es lieber, wenn der Gouverneur, statt ständig in Uniform herumspazieren, einen Zivilfrack trüge, wie in den britischen Kolonien" — und bespöttelte ein wenig den Kommißrummel. So hatte ich die Deutschen aus Shanghai und Tientsin aufgefordert, im Sommer Tsingtau als Seebad aufzusuchen, denn: „Hier gibts viele junge Offiziere, die sich freuen würden, außer den üblichen Kommißgarnisondamen endlich einmal jemand anders zu sehen. Für unverheiratete Damen: ein herrliches Feld hier. Bei den beliebten italienischen Nächten in den Badebuden an der Augusta-Victoria-Bucht, bei der Walzermusik von Strauß und Millöcker und dem Murmeln der sanft an Tsingtaus Gestade plätschernden Wellen des Stillen Ozeans gehen sie ab wie warme Semmeln." Das war gewiß kindlich harmlos. So aber dachte mein gestrenger Geschwaderchef keineswegs. Kaum war der erste Artikel erschienen: da gabs beim Gouverneur Truppel einen Kriegsrat. Von allen Seiten liefen Beschwerden ein über die unglaubliche Ironisierung der musterhaften Zustände in Tsingtau und Umgebung. Man forschte nach dem Autor des Artikels. Es dauerte nicht lange: da war mein Pseudonym gelüpft. Ich erhielt Befehl, meine Mitarbeit am ‚Ostasiatischen Lloyd' sofort telegraphisch abzumelden. Der zweite Artikel stand schon in Satz. Ihn mußten die Tsingtauer noch schlucken. Das habe ich ihnen gegönnt. Ich selbst hatte mich allerdings unmöglich gemacht. Never mind. Man schickte mich mit meinem Schiff auf den Yangtsee. In Nangking wurde ich für die in Tsingtau erlittene Unbill entschädigt: die Deutschen dort schüttelten sich vor Lachen über die ‚Briefe aus Tsingtau'.

Aber im Ernst: was war die Tendenz meiner Artikel gewesen, an der „man" sich stieß? Ich hatte und habe folgende Ansicht über kolonialen Besitz. Unverfälschte Verpflanzung heimischer Kultur — falls mans so nennen will — empfiehlt sich keineswegs, wenn man das Gedeihen der Kolonie, besonders das wirtschaftliche, erstrebt. Für den Briten ist die persönliche Freiheit und Selbständigkeit das höchste Gut. Dies gewährt er seinen Kolonien und macht damit die besten Erfahrungen. Die Gouverneure — fast nie Militärs — sind unumschränkte Herrscher, ungestört von den heimischen Behörden. Eng-

land kann sich freilich diese Verwaltungsmethoden erlauben. Es verfügt über Persönlichkeiten. Auf die Bildung des Charakters geht die Erziehung in den englischen Schulen aus, nicht auf Vokabelschatz! In dieser Art hatte ich geschrieben. Kein Wunder, daß das Aergernis erregt hatte.

Das war mein erster journalistischer Streich. Es sollte nicht der einzige bleiben. Ich hatte die Bekanntschaft des Generals Keim gemacht. Dessen Kritik an Tirpitzens Schiffsbauten hatte mir imponiert. Ich schlug in die gleiche Kerbe, als Mitarbeiter seiner Flottenvereinszeitschrift und seiner ‚Jahrbücher für Armee und Marine'. Auch hier wurde ich bald erkannt. Tirpitz tobte. Wie konnte sich ein älterer Stabsoffizier herausnehmen, an seiner Schiffsbaupolitik etwas auszusetzen! Das Resultat: ich war gezwungen, die eintönig blaue Uniform mit den vielen aufdringlichen Goldstreifen gegen die abwechslungsvolle Zivilkleidung zu vertauschen. Den Herbst 1908 begrüßte ich als freier Mann. In meiner bisherigen Garnison Kiel konnte ich selbstverständlich nicht bleiben. Skribifaxe, wenn sie an Marineangelegenheiten herumzunörgeln hatten, wurden dort nicht gelitten. Mir klingt noch heute ein Gespräch zweier Admirale in den Ohren. Sie unterhielten sich auf der Straße so laut, daß man es hundert Schritte weit hörte. „Haben Sie schon die Broschüre von Galster gelesen?" „Aber gewiß doch. Den Kerl sollte man ins Irrenhaus sperren." „Stimmt. Jedenfalls müßten ihm sofort Titel, Uniform und Pension aberkannt werden." Der Vizeadmiral a. D. Galster hatte eine sehr beachtenswerte Flugschrift über unsre ungenügende Küstenverteidigung geschrieben und sich dabei über die Linienschiffsbauten des Herrn v. Tirpitz nicht grade günstig geäußert. Das war sein ganzes Verbrechen. Ich habe mir freilich später in noch viel schärferer Form die Ungnade der frühern Kameraden zugezogen. Es war im Dezember 1908. Im Reichstag gabs bei Behandlung des Marine-Etats heftige Zusammenstöße zwischen Tirpitz und den Herren der Fortschrittlichen Volkspartei. Der Kieler Werftprozeß und die Erhöhung der Messetafelgelder für die Seeoffiziere waren das Objekt. Die Herren Struve und Leonhart wandten sich an mich mit der Frage, ob die Erhöhung der Bezüge mit Recht gefordert werde. Mein Gewissen schrieb mir vor, zu verneinen. Ich hatte schon als aktiver Stabsoffizier in einem amtlichen Bericht gesagt, daß die Einkünfte reichlich wären. Das wurde schon damals von meinem Vorgesetzten sehr übel vermerkt. Ich übergab den Abgeordneten peinlich genau geführte Ausgabebücher, woraus zu ersehen war, daß besonders die Kommandanten der Kriegsschiffe, und selbstverständlich erst recht die Admirale, auskömmlichst bezahlt würden und meist erhebliche Ersparnisse in die Heimat sandten. Bei der dritten Lesung wurde der Antrag auf Erhöhung der Tafel- und Messegelder abgelehnt. Die alten Kameraden kamen rasch dahinter, wer verschuldet hatte, daß ihre Bezüge nicht aufgebessert wurden. Kein Wunder, daß man mich am liebsten gehängt hätte. Tirpitz ließ seinen Aerger an mir in einer Reichstagssitzung aus. Der Abgeordnete Leonhart erwiderte am 7. Dezember 1909: „Die sachverständigen Vorschläge des Kapitän Persius glaubte gestern der Staatssekretär damit abtun zu können, daß er von ‚einem Herrn Persius' sprach. Ich glaube nicht, daß ihm das sonderlich nützen wird. Herr Persius wird ihm schon antworten. Ueberhaupt sollte man sachliche Ausführungen nicht

mit persönlichen Spitzen beantworten. Auch die Kritiker lieben unsre Flotte und unser Vaterland."

Was sollte ich nun in Berlin angelangt beginnen, wohin mich wenden? Zunächst arbeitete ich für den Flottenverein, hielt Vorträge und schrieb Aufsätze. Aber nicht lange, dann wurde Keim durch Tirpitz gestürzt, und Köster trat an seine Stelle. Keim schrieb mir hierüber einmal später, am 11. April 1910: „Ich kenne ja Tirpitz seit 1892 und stimme Eugen Richter in der Kennzeichnung ‚Mit Vorsicht zu genießen' durchaus bei. Ich habe sogar Grund, den Mann persönlich gründlichst zu hassen, weil er es war, der damals in der Flottenvereinskrise die niederträchtige, für mich kränkende Notiz hinter dem Rücken Bülows in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schmuggelte, allerdings im stillen Einverständnis mit dem total umgefallenen Admiral v. Müller (Chef des Personalkabinetts und Flügeladjutant). Aber trotzdem bin ich doch erst Patriot und halte es für meine Pflicht, das Reichsmarineamt gegen die Engländer in Schutz zu nehmen. Denn für so unsagbar töricht halte ich Tirpitz nicht, eine Sache vertuschen zu wollen, die doch eines schönen Tages offenbar werden muß und unsre Flottenpolitik in eine Beleuchtung setzen würde, die den Engländern allen Anlaß böte, mit uns abzurechnen."

Unter dem Großadmiral v. Köster wurde der Flottenverein ein willenloses Instrument des Herrn v. Tirpitz. Die U-Boote wurden in Acht und Bann erklärt. Ich bemühte mich, den geschäftsführenden Vorsitzenden Admiral Weber umzustimmen, indem ich ihm erklärte, daß Tirpitz auf dem falschen Wege sei, daß er mit seinem forcierten Großkampfschiffsbau die Sorge der Engländer und damit den Krieg heraufbeschwöre. Vergeblich. Nach heftigem Zusammenstoß kehrte ich dem Flottenverein den Rücken. Damals hatte mich grade der Ministerialdirektor a. D. Dr. Hermes, Chefredakteur der Kreuz-Zeitung, gebeten, an seinem Blatt mitzuarbeiten. Ich suchte ihn auf. Er sagte mir, daß er meine Kritik an Tirpitz begrüße. Der Flottenverein in seiner jetzigen Gestalt unter Köster sei ein Unglück. Dementsprechend, so wurde verabredet, sollte ich meine Aufsätze abfassen. Freudig nahm ich an. Das Honorar für einen Leitartikel von ungefähr 150 Zeilen betrug 20 Mark. Wie denn überhaupt meine Erfahrungen mit Honoraren erheiternd waren und diese zunächst von den Unkosten für meine schriftstellerische Tätigkeit — Abonnement auf Zeitungen, Anschaffung von Büchern und Broschüren, Schreibmaschine, Farbbänder, Papier, Porti — nahezu aufgefressen wurden.

(Fortsetzung folgt)

---

## Bücher von Otto Flake

Einmal im Jahr, im Winter, wenn ich mich ins Gebirge zurückziehe, verschaffe ich mir die Abenteurer- und Detektivgeschichten des Jahres.

Teils lese ich sie als Privatmann, der, wie alle Welt, geistig ausspannen möchte, teils als Fachmann, der die Literatur im Auge behält, die den Mut hat, die künstlerischen Forderungen aller Literatur zum Selbstzweck zu machen: die Erregung, den Gegensatz von Gesellschaft und Individuum, den Willen zur Macht, die Sehnsucht nach dem Fernen, Unbekannten, nach Allem, was man nicht selbst ist.

Denn das Schreiben, vom Autor aus gesehen, und das Lesen, vom Publikum aus gesehen, erklären sich in letzter Instanz als: Verlangen nach Ergänzung. In der Vorstellung erfüllt man die Möglichkeiten, von denen die eigne Existenz fernhält, zu denen sie nie gelangt.

Es ist eine triviale und komische Sache, daß die Hausfrau, wenn sie am Nachmittag die Küche aufgeräumt hat, den Roman im Feuilleton liest — aber nirgends läßt sich das Problem der Ergänzung so deutlich studieren: der Roman (und weiterhin das Kino, das Drama, die Oper, die Symphonie, alle Kunst) dient der Wunscherfüllung; das Leben ist der Schlaf, in dem die Menschen das Märchen vom Leben träumen.

Die direkteste Erfüllung des Wunsches — durch die Geschichten, in denen Alles nur Tat, Handlung und Geschehen ist — ist auch die gröbste, aber eben darum zieht sie das ungeistige Volk und den geistigen Menschen so stark an; wir Alle verlangen maximale Illusion und finden sie in jenen Romanen, deren logischer, diktatorischer, lückenloser Ablauf den Siegeszug der ungebrochenen Energie symbolisiert.

Vielmehr, wir glauben sie in ihnen zu finden und halten den phantastischen Erzählungen die Treue, wie es zahllose Leute gibt, die dem Kino die Treue halten, obwohl sie nur bei zwanzig Besuchen einmal auf ihre Kosten kommen. Zuletzt merkt man, daß das ganze Genre der ungeistigen Geschichten bereits in seine dekadente Periode getreten ist und die klassischen Werke schon geschrieben sind.

Noch stärker als auf andern literarischen Gebieten ist hier die Versuchung, den Massenbetrieb zu organisieren, den krassen Einfall zu züchten, den Markt zu überschwemmen. In Paris, London, Stockholm und New York lebt ein Rudel Unternehmer, die die Phantasie anhalten, jedes Halbjahr sechs Junge zu werfen, als wäre sie ein Mutterschwein (die Arme). Und in Deutschland hüllen literarische Verlage diese Schnellgeburten in ein Gewand, das ihnen nicht zukommt, sodaß bei uns auf den Bücherbrettern die Farrère und Renard neben Flaubert und Gide stehn, meinem Auge ein Greuel.

Nein, auch in der Phantastik taugt das Erzwingenwollen und Uebersteigern nichts, und die guten Sachen sind die altmodischen oder die Außenseiter. Als Beispiel für jene nenne ich Poes ‚Geschichte des Arthur Gordon Pym‘, als Beispiel für diese Chestertons ‚Priester und Detektiv‘. (Poe erschien deutsch im Drei-Masken-Verlag zu München, Chesterton im Verlag Pustet zu Regensburg.)

*

Poes Roman entstand, soziologisch gesehen, in dem Augenblick, wo das Segelschiff vom Dampfer verdrängt wurde. Der Wechsel der Voraussetzungen bedeutet einen Wechsel des Weltbildes wie immer. Das Poetische (ganz wie das Religiöse) blüht da, wo die Existenz noch grausam und gefährlich ist, Leben noch jederzeit in Tod umschlagen kann, die Elemente noch das Grauen lehren, weil sie ungebändigt sind, und der

Mitmensch selbst zu diesen drohenden Elementen gehört. In dem Phantasten Poe nahm der Schrecken klassisch Abschied, bevor die moderne Unterjochung der Natur begann.

Und er häuft die Schrecken, als wolle er der kommenden Aufklärung noch einmal Alles entgegensetzen, was im Dunkel entsetzlich sein Wesen trieb. Pathologisch ist diese Nötigung bei ihm, besessen ist er von ihr. Schiffbruch, Meuterei, Hunger bis zur Menschenfresserei, Kälte — auf jedes Unglück, das als ein Gipfel erscheint, türmt er einen noch höhern Gipfel; es geht ein sadistischer Zug durch sein Buch und ist groß.

Zuletzt führt der Roman auf den imaginären Kontinent des Südpols, zu der geheimnisvollen weißen Rasse, die metaphysisch gegen Alles, was zum Begriff Schwarz gehört, kontrapunktiert wird. Auch diese Konzeption erfolgte in der letzten möglichen Stunde — bevor die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts und die Polarforschung das Märchen vom Lande Orphir in der Antarktis zerstörte. Zu einem Boot treiben die letzten zwei Mann der Besatzung in die heißen Fluten der südlichen Magie, als ein ungeheurer Schatten über sie fällt und das Geheimnis sich zu enthüllen scheint — da bricht der Roman ab, die Phantasie blieb den Uebergang zum modernen Wissen schuldig.

Es ist unmöglich, nur das Symbol dieser Unmöglichkeit gelang. Das ist der tiefere Sinn von Poes Erzählung. Wir heute lesen sie nur noch zur Unterhaltung, der große Pan ist tot. Die deutschen Dichter suchen ihn immer noch zu erwecken, das Beginnen ist vergeblich. Es wäre besser, wenn sie von ihrer Zeit sein wollten und nicht in den Spuren Hölderlins wandelten, sondern — sagen wir: dem Wege Stendhals folgten.

*

Aber bevor ich davon spreche, muß ich noch ein Wort über Chesterton sagen. Hier gelangen einem Außenseiter Meisterstücke der phantastischen Geschichte. Warum? Weil er sich nicht bewußt ist, ein Phantast zu sein, und ein Moralist zu sein glaubt. Ich kann ihn nur mit Chaplin vergleichen, dessen Originalität und Komik er mit literarischen Mitteln erreicht und sogar übertrifft.

Was könnte origineller sein als der Umstand, daß ein protestantischer Engländer, der auf der Suche nach der Wahrheit eines Tages entdeckte, die Lehre des Katholizismus, natürlich die echte, christliche, enthalte schon alles Wahre, das sich je finden läßt — daß dieser merkwürdige Angelsachse den Einfall hatte, neben Sherlock Holmes und andre Detektivgrößen einen katholischen Priester zu stellen, der, wie es sich gehört und an Karl May erinnert, äußerlich ganz unscheinbar aussieht, es aber innerlich hinter den Ohren hat!

Dieser Priester knackt die schwersten Nüsse, die einem Leser von Seelen- und Fußstapfen vorgelegt werden können, und verlangt zum Lohn nur, daß man der Kirche freundlich gedenkt. Aber am interessantesten ist dieser Chesterton durch die Art und Weise, wie er die hochromantische Szenerie für seine Geschehnisse schafft. Man erhält hier Einblick in eine

Phantasie: sie macht große Oper, um die Bühne für kleine reizende Marionetten zu bauen. Dem kreißenden Berg entspringt ein winziges, fröhliches Tanzmäuschen: Trick eines Könners.

Die ganze Natur wird herangeholt, Sonnenuntergänge, Farben, Stürme, wie bei Shakespeare, ich weiß nicht, was noch. Offenbar muß sich dieser Autor einen Anlauf schaffen, bevor er zu fliegen beginnt. Jene Schilderungen nun sind von einer so unglaublichen Delikatesse, und sie verbinden so sehr den großen Aufwand mit dem Spielerischen, daß ich keinen Begriff davon geben kann und mich darauf beschränken muß, zu sagen: Es gibt in Europa keine fünf Menschen, die bis in die Fingerspitzen Künstler sind wie der Konvertit Chesterton.

Nie sind der Ironie, die uns Späten den naiven Gefühlen gegenüber allein übrig bleibt, zarter die selbstmörderischen Spitzen abgebrochen worden, nie ist ein Wagnis, gleich dem, so unvereinbare Dinge wie Dogma und Nick-Carter-Spannung zu vereinigen, eleganter unternommen worden. Alles ist hier Spiel voll Tiefsinn, souverän; das Parodistische kann nicht vom Gefühlsmäßigen getrennt werden, und eben das dürfte das Geheimnis der echten Komik sein: die Gleichzeitigkeit von Ja und Nein.

*

Ich halte alle Versuche, im zwanzigsten Jahrhundert das große mythische Drama, den orphischen Roman, die kindhafte Lyrik zu regenerieren, für aussichtslos. Man ist von seiner Zeit, also soll man von ihr sein. Das dichterische Weltbild ist abgeschlossen, Ergriffenheit bleibt nur Stammeln.

Die Deutschen sind auch in der Literatur zu sehr rückwärts gewandt. Sie ahnen noch nicht, wie tapfer und nobel es sein kann, vorwärts zu sehen. Wenn ich heute deutsche Kritiken über die paar Bücher lese, in denen sich der Geist von morgen vorbereitet, muß ich immer an Stendhal denken, von dessen Romanen es damals, als sie erschienen, auch hieß, sie seien keine Romane oder keine Novellen oder keine Reiseschilderungen.

Aber heute entzücken sie uns. Weil sie unglaublich einfach, natürlich, unpathetisch, subjektiv sind. Das Subjektive, die Manier, sich ganz zu geben, wie man im Augenblick ist, das ist das Ehrliche.

Seltsam, daß hundert Jahre nötig waren, bis man erkannte, daß der angebliche Realist, Analytiker, Unbarmherzige das zärtlichste, diskreteste Herz besaß. Die Frauen, denen er altmodisch, ja altmodisch wie ein Troubadour diente, haben ihn nie gemocht — wie komisch, bitter und verräterisch ist das.

Weil er sich ernüchterte, bevor er schrieb, während die Schleimenden sich ekstatisch machen, bevor sie dichten, übersah man, daß alle seine Gedanken der Liebe galten. Langsam rückt er nun neben Goethe, womit ich sagen will, daß er geeignet ist, jenes Bedürfnis nach einem Schriftsteller, den man immer mit sich führt und stets von neuem liest, zu stillen.

Ich empfehle die Stendhal-Ausgabe des Propylaen-Verlags und die Taschenausgabe der ‚Bekenntnisse eines Ichmenschen', die im Insel-Verlag erschienen ist.

# Karl Kraus auf der Bühne von Alfred Polgar

Die Tragödie von Karl Kraus: ‚Die letzten Tage der Menschheit‘ macht einer Welt, so abscheulich, daß der eigne Vater — den Dingen ihren Lauf in den Abgrund lassend — sie verleugnete, den Prozeß. Das Beweisverfahren ist lückenlos. Heerscharen von Zeugen treten auf, unter der Last der Dokumente, documents bestiaux, brechen fast der Bühne Stützen. Des Klägers beste Helfer sind Gesicht und Sprache der verklagten Welt. Mit dem ganzen Applomb ihrer Unwahrscheinlichkeit tritt sie in Erscheinung und bekennt sich durch jedes Wort und jede Geste, durch die sie sich bekennt, schuldig. Phantasie kreißt und gebiert Wirklichkeit. Spuk zerrinnt zu Wesenhaftem. Das Kunstmittel, die reale Welt als Kopie ihrer satirischen Darstellung zu sehen, gebraucht Kraus mit vollkommener Sicherheit und Freiheit. Er hat die dichterische Technik der Tatsachen-Erfindung geschaffen und weit entwickelt, um nicht zu sagen: ausgebaut und vertieft. Seinen Figuren schminkt er mit deren eigenster Lebensfarbe Maske, und bezwingend ist die Kraft, mit der er das Gespenst der Realität heraufbeschwört, den Geist des widrigsten Ungeists in des Wortes zwiefachem Sinne: zitiert. Ein Verteidiger der so vor dem Richter geschleppten Welt — die ja, von Kraus tausendfach in flagranti erwischt, auch kaum herauszuplädieren wäre — kommt nicht zu Wort. Der „Optimist“ ist nur der Stichwortbringer für die Monologe des „Nörglers“. Ob unter der Menschheit, deren letzte Tage hier gezählt sind, nur die mitteleuropäische Menschheit gemeint ist, und ob die kosmische Rache nur einen durch Breitegrade bestimmten Teil der Oberfläche trifft, wird nicht klar. Es dürfte aber wohl, was für das Segment gilt, für den ganzen Erd-Höllenkreis gelten.

Der Epilog: ‚Die letzte Nacht‘ ist ein phantastischer Ueberbau der Tragödie. Hier scheint der Boden der Realität verlassen, der Vorgang ganz ins Spirituelle gehoben, die Sprache zum Vers, die Figuren zu symbolischer Geltung erhöht. Die Erscheinungen des Epilogs haben noch ihr Erdengesicht und ihre Erdenphrase, aber — ‚Die letzte Nacht‘ ist moderne Walpurgisnacht und gestattet Schamlosigkeit — sie bekennen jetzt ihre Dämonie. In den ‚Letzten Tagen‘ agiert das besessene Mensch-Tier, in der ‚Letzten Nacht‘ sind die Teufel, aus ihm gefahren, unter sich. (Karl Kraus ist ein mächtiger Exorzist, wenn er will auch ein Teufelseintreiber, der, im Wortumdrehen, den Tugendhaftesten in einen Schubiak und den tüchtigsten Redakteur in einen Schwachkopf verzaubern kann.) Meisterlich, in den Schlachtfeld-Visionen, die Verschmelzung von Skurrilem und Grausamem. Lächerlich machen kann jeder Professional-Verhöhner Alles; das ist Sache der Uebung und der ‚Bosheit‘. Der Satiriker zieht, was er ins Lächerliche zieht, mit dem gleichen Griff auch ins Ernsteste. Das ist sein unverkennbares Größe-Zeichen. Der fliehende General, die Kriegsberichterstatter (leider hat die Kriegsberichterstatterin nur ein einziges Versepaar), die Totenkopfhusaren, Ingenieur Abendrot — Erscheinungen diabolischen Formats, Ministranten der schwärzesten Messe,

die dem Krieg und der ihm attachierten Menschheit je gelesen wurde. „Freßsack“ und „Naschkatz“ — legitimierten sie sich nicht als Hyänen, könnte man sie für Würmer halten, gekrochen aus dem Aas der faulenden Welt — haben die stärkste Szene. Gipfelnd in dem Auftritt des Herausgebers, sprachgewaltig und des schöpferischen Hasses voll, lehrt sie glauben an den Untergang — aber auch an Möglichkeiten der Auferstehung durch schwarze Magie. Zum Ende des Epilogs wird Urteil gesprochen und vollzogen. Aschenfall, Meteorfall, Tonfall vernichten eine Welt, als deren Chefredakteur der Antichrist zeichnete.

Durch Inhalt und Gestaltung abseits allem Ueblichen, dramatisch bis über den Siedepunkt erhitzt und untheatralisch bis zur Askese, stellt ‚Die letzte Nacht‘ die Bühne vor kaum lösbare Aufgaben. Einen Weltuntergang zu inszenieren, ist keine Kleinigkeit. Die Regie (Richard Wiener und Karl Forest) behalf sich mit den Stilmitteln einer Art Mysterienbühne. In den ausgesparten Licht-Vierecks des Hintergrundes — während der ersten zwei Drittel des Epilogs Schauplatz blutigen Wolkentreibens — erscheinen Bilder aus einem apokalyptischen Bilderbuch, deren Primitivität sie vor jedem Verdacht, „Ausstattung“ sein zu wollen, sichert. Die musikalischen Hilfen hätten viel mehr und wirksamer genützt werden können. Schade, daß Karl Kraus’ Weltanschauung und Menschen-Nichtanschauung es ausschließen, daß . . . ich meine, für Dichtungen, die trächtig von Schauerlichem und Finsterm, ist Reinhardt der richtige szenische Wehvater. Mit ungewöhnlicher Hingabe waren die Schauspieler der Neuen Wiener Bühne bei der ungewöhnlichen Sache. Die Namen Ben Tiber, Presber, Roda Roda wären vielleicht, sogar im Buch, zu streichen. Denn das heißt doch nur: der Philologie der Zukunft, die fußänmerken wird müssen, wer das gewesen, unnütze Arbeit aufladen.

---

# Ludendorff in Oesterreich

| Eine Profanie<br>Horaz, Oden III. 30 | Nachdichtung<br>von Alf. Tranner-Kleemann |
|---|---|

Ludendorff spricht:

| | |
|---|---|
| Exegi monumentum aere perennius<br>regalique situ pyramidum altius,<br>quod non imber edax, non aquilo impotens<br>possit dirnere aut innumerabilis | Mein Denkmal steht: Ein Buch in Pappmaché,<br>das dauernder als Stahl und Erz.<br>Verdient hab ich dran nicht zu knapp — juchhe!<br>Ich Lindström-Hasenherz. |
| annorum series et fuga temporum.<br>Non omnis moriar multaque pars mei<br>vitabit Libitinam; usque ego altera<br>crescam laude recens, dum Capitolium | Noch lebe ich, noch kann ich reisen<br>und plärren ob erdolchter Front.<br>Nun soll mir Einer mal beweisen,<br>ich hätte nichts gekonnt. |
| scandet cum tacita virgine Pontifex.<br>Dicar, qua violens obstrepit Aufidus<br>et qua, pauper aquae Daunus agrestium<br>regnavit populorum, ex humili potens, | Ich lebte, als die Andern sanken,<br>und ist mein Ruhm auch nur erpreßt:<br>Preist mich, Ihr Krüppel und Ihr Kranken!<br>Sonst hagelt es Arrest. |
| princeps Aeolium carmen ad Italos<br>deduxisse modos. Sume superbiam<br>quaesitam meritis et mihi Delphica<br>lauro cinge volens, Melpomene, comam. | Steht stramm! Ihr Dichter! Euch gebiet’ ich:<br>Gebt Pegasussen neues Stroh!<br>Und singet, wie einst heldenmütig<br>ich siegte, sah und floh. |

# Penthesilea

Welche Aufgabe für einen Regisseur: diese schreckensvolle Phantasmagorie, dieses blutschwadenumschauerte und dabei ganz gegenwärtige Vorzeitmärchen in allem Glanz und aller Größe, in aller Greulichkeit und aller Glut, in aller Grazie und in aller Gewalt auf die deutsche Bühne zu stellen, die sich erst siebzig Jahre durch die Nichtbeachtung einer ihrer erschütterndsten Tragödien selber verarmt hat und danach dreimal in langen Zwischenräumen: 1876, 1895 und 1911 auf immer andre Weise an ihr gescheitert ist! Warum? ‚Penthesilea‘ ist fast zu reich an Berichten von Vorgängen, deren Anblick auch dann kein Publikum aushielte, wenn irgendeine Bühne sie darstellen könnte. Diese Boten und Zuschauer müssen allein durchs Wort ein deutliches Bild der Vorgänge und weiten Strecken des Gedichts den dramatischen Atem geben. Jede heroische und jede idyllische Schilderung von zehn Versen hat hier ihre Bedeutung. Kleists Vers ist ja deshalb der schwerste des deutschen Dramas, weil er — von toten Punkten schon gar nicht zu reden — niemals und nirgends sich gönnt, legerer zu werden, sich zu verschnaufen, sich gehen zu lassen. Verdichtung um jeden Preis! Nur nicht um den Preis des Metallgehalts, des stählernen Klangs, der jagenden Nervosität, des lebendurchfieberten Pathos. Beseelter, vergeistigter, herzbebender Ausdruck ist Alles. Eine beliebig kurze Wortfolge wiegt unsern gesamten Expressionismus auf.

Szene, einzige Szene: Schlachtfeld bei Troja. Das Deutsche Theater zeigt eine Anhöhe, ein Blachfeld, eine Art Opferhain und noch einen Fetzen der trojanischen Ebene. Wechsel des Schauplatzes braucht nicht zu sein, kann aber schließlich sein. Kleist, sowenig er den Bedürfnissen des Theaters entgegenkommt, so wenig fordert sein Stolz vom Theater. Er will sich entlasten, will sich fliegenden Tempos die Brust erleichtern, will aus Siedehitze in Eiswasser und zurück. Da war einer der Fehler des Regisseurs Richard Révy, daß er eine halbe Stunde vorm Ende fünfzehn Minuten Pause machte — plumper Stimmungsmord „von wegen dem Biere“. Allzu viel freilich war nicht zu morden. Der Lenker eines wie sehr immer zusammengeschmolzenen Ensembles sollte bedenken, daß die „Könige des Griechenvolks“ Namen führen, die nun einmal verpflichten. Das Rosenfest schien sich auf dem Hexentanzplatz abzuspielen. Die Oberpriesterin der Diana unterstand fälschlich grade dieser Göttin, von so ulkiger Betulichkeit war sie. Wem fällt heute leicht, ein Theater hart anzufassen, das sich überhaupt noch den Luxus künstlerischer Bestrebungen leistet! Aber daß man dem Kraatz den Kleist vorzieht, damit allein ists doch wirklich nicht getan. Mit den Theaterregisseuren, die dem Kleist allenfalls gewachsen wären, hat sich neuerdings die Filmkritik zu befassen. Uns Theaterkritikern bleiben die Regisseure, über die sich der Film schon hinausentwickelt hat. Ha, welche Lust, bei dem Metier zu sein!

Paul Hartmann kann nichts dafür, daß er nicht Kleist, sondern Schiller spielt. Wenn Achill zu Penthesileens kleinen Füßen liegt, so ist die Atmosphäre voll von der Elektrizität des furchtbaren Gewitters, das sich sofort entladen wird. Dergleichen ist diesem ungewöhnlich sympathischen „Helden und Liebhaber“ nicht gegeben. Aber Krieg und Verderben, Haß und Liebe, Knabenreinheit und Mannesmut kommen aus seinem Munde so adlig und ehern, daß man bedauert, wieviel er weniger zu sprechen hat denn Penthesilea. Agnes Straub, als umjubelte Siegerin an die Mauer gelehnt, gleicht zunächst der Kollegin auf dem Thron: Isabeau. Mit dem Peliden liebegirrt sie nicht, ohne daß die Bühne in Syrup steht. An seiner Leiche geistern ihre Augen unter der Riesenperücke grünlich aus einem Wachsgesicht: zum Nickelmann fehlt nichts als der Brunnenrand. In den meisten Lebenslagen schreit sie sich die Seelenlosigkeit aus dem Leibe, von dem Irrtum gestachelt, daß die Inbrunst ihres Ehrgeizes, sich einer Rolle zu bemächtigen, die ihrer Erscheinung und ihrem Wesen versagt ist, uns ohne Zweifel entwaffnen werde. Aber schließlich genügt ja nicht, daß ihre Vorgängerin auf derselben Bühne noch weiter hinter den Erfordernissen dieser Rolle zurückgeblieben ist. Ihre Reife nimmt von Penthesileens lieblichen Gefühlen den Duft und den Schmelz, und ihre Mänadenhaftigkeit macht Kleists silberhell funkelnde Erotik glanzlos. Laßt mich den Löwen auch spielen! war in den letzten Jahren Frau Straubs Feldruf gewesen. In dieser Saison sahs aus, als sei sie zur Einsicht gekommen. Aber an Penthesileen hat sie sich hundertfach für die Enthaltung entschädigt.

Genug. Ich habe nämlich noch zu gestehen, daß mir nix g'schehn kann in einer Woche, die nach Jahren endlich den ‚Don Giovanni‘ wiederbringt. Ich begreife, daß Schopenhauers Dyskolos sogar hieraus Gift saugt: daß ihn erbitterte Verzweiflung packt über eine Menschheit, die Das besitzt und nicht aufhört, sich um Kohle und Eisen die Hohlköpfe blutig zu schlagen. Aber Schopenhauers Eukolos dankt beseligt dem Himmel, der bei diesen Tönen herniedersteigt, um balsamischen Trost und befeuernde Erquickung grenzenlos zu verschwenden. Wenn diese Vollkommenheit einmal möglich gewesen ist, wenn der Natur jemals gelungen ist, in einem einzigen Menschen diese Güte und Anmut, diese Beschwingtheit und Tiefe, diese kindliche Heiterkeit und majestätische Wucht zu vereinen: dann lohnt es, sich von keiner Misere kleinkriegen zu lassen, der mörderischen Dummheit zu trotzen, die solch ein Gottesgeschenk zu genießen nur erlaubt, weil zufällig Krieg nicht mit Salzburg, sondern mit Frankreich ist, und, solange der Atem währt, den Schlachtruf der freien Geister in die verpestete Luft zu jauchzen. Das Reich muß uns doch werden. Der Finsternis ist der Sieg nicht bestimmt. Eine Welt, die diesen Mozart geboren hat, ist nicht verloren, so unrettbar sie es zu sein scheint. Eine Menschheit, die sich diese Musik durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte weitergereicht hat, wird sich, wie spät auch immer, auf sich selber besinnen. Man darf freilich niemals ermatten, ihr gut zuzureden. Die unverzeihlichste Sünde von allen heißt: Resignation.

# Burgfriedenswirtschaft von Morus

## Der Ammoniak-Vertrag

Ob der Sozialismus seiner Natur nach national oder international ist, bleibt, trotz Hitler, eine höchst diffizile soziologische Frage. Sozialismus als Gesinnung kann international sein, wie der Marxsche Klassenkampfgedanke — der Glaube nämlich, daß der deutsche Proletarier mit dem französischen Proletarier mehr Interessen gemein hat als mit dem deutschen Kapitalisten — seit fünfundsiebzig Jahren ad oculos demonstriert. Als Wirtschaftsform aber fordert der Sozialismus, in den Utopien wie in der Wirklichkeit, eine geschlossene Bedarfsdeckungswirtschaft, einen begrenzten Wirtschaftskomplex also, dessen natürliche Grenzen die Grenzen des Staates, oder wie man die politische Lebensgemeinschaft sonst nennen will, bilden. Eine internationale sozialistische Wirtschaft wäre nur denkbar als Organisation über den nationalen Organisationen, als eine Art wirtschaftlicher Völkerbund oder richtiger: als Vereinigte Wirtschaftsstaaten der Erde. Alle Zukunftspläne, die diese Grundtatsache ignorieren, beispielsweise die verschiedenen Spielarten des Anarchokommunismus, bleiben Schöngeisterei.

Umgekehrt ist der Kapitalismus seinem ganzen Wesen nach anational. Die Gesinnung des Bourgeois mag streng staatlich sein und das Weltbürgertum verabscheuen. Der Kapitalismus als Wirtschaftsform kennt keine politischen Grenzen. Er will sie forträumen. Zwei Wege stehen ihm dafür offen: der friedliche Weg der Durchdringung des Auslands mit seinem Kapital und als letztes Ziel dieses Weges: der internationale Trust. Der zweite, gefährlichere Weg ist die Methode der Gewalt: der Imperialismus.

Beide Methoden bekommen wir gegenwärtig am eignen Leibe zu spüren. Im Ruhrgebiet mißbrauchen die Herren des französischen Hüttenkomitees die Annexionsgelüste der pariser Nationalisten und den ehrlichen Reparationsanspruch des verwüsteten Frankreich für ihre Privatzwecke. Und der übel riechende Ammoniak-Vertrag der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik mit Frankreich zeigt die kalte Methode auf.

Die Enthüllungen über das Ammoniak-Abkommen kamen in diesen Tagen, da unsre Industriekapitäne grade unter die Nationalheroen aufgenommen waren, halt ein bißchen ungelegen; aber das liegt nur daran, daß die deutsche Presse den Braten erst roch, als er schon in der pariser Kammer serviert wurde. In der Auslandspresse macht der Vertrag bereits seit vielen Monaten die Runde, und schon in der ‚Weltbühne' vom 5. Oktober 1922 war auf die Nachricht der ‚Chicago Tribune' hingewiesen, daß zwischen dem Anilin-Konzern und der von der französischen Regierung kontrollierten ‚Compagnie Nationale des Matières Colorantes et Produits Chimiques' eine Vereinbarung getroffen sei, wonach sich die deutschen Firmen verpflichten, „ihrem französischen Gesellschaftspartner alle erforderlichen Angaben über den Herstellungsprozeß zur Verfügung zu stellen, sowie ausgebildete deutsche Chemiker in französischen Fabriken zur Ueberwachung des Fabrikationsprozesses zu entsenden".

Einzelheiten, die jetzt die ‚Metallbörse' gibt, erweisen freilich den Vertrag für Deutschland noch als weit ungünstiger.

Man kann den Inhalt des Vertrages auf eine kurze Formel bringen. Die Badische Anilin- und Soda-Fabrik hat sich für 5 Millionen Francs (zur Zeit 10 Milliarden Mark) mit Haut und Haaren an Frankreich

verkauft. Die „Rechtfertigung" der Anilinwerke, sie hätten den Vertrag nur unterzeichnet, um sich der gewaltsamen Okkupation durch die Franzosen zu entziehen, klingt doch etwas merkwürdig, da es in dem Abkommen ausdrücklich heißt, daß „die Badische Anilin- und Soda-Fabrik unabhängig von allen durch den Friedensvertrag Frankreich zugestandenen Rechten und unbeschadet ihrer eignen Rechte ihre freiwillige Beihilfe zur Herstellung von synthetischem Ammoniak anbietet". Und noch sonderbarer berührt, daß der preußische Handelsminister Siering, seines Zeichens Sozialdemokrat, für angebracht hält, den Vertragsabschluß öffentlich zu verteidigen, nachdem noch vor wenigen Wochen über die Lieferung von 60 000 Tonnen Stickstoff Zeter und Mordio geschrieen worden ist.

Wir sind weit davon entfernt, die enge wirtschaftliche Verbindung der deutschen und der französischen chemischen Industrie zu verurteilen; wir täten's selbst dann nicht, wenn die deutsche Industrie, bei dieser politischen Konstellation, vorläufig mit einem kleinern Gewinnanteil begnügen müßte, als ihrer Leistung entspricht. Aber wir wenden uns gegen derartige Geheimverträge, die einem einzelnen Privatunternehmen offenbar beträchtliche Vorteile bringen, ohne die wirtschaftliche und politische Verständigung mit Frankreich zu fördern.

**Goldmark-Depositen**

Die gefährlichste Beigabe des französischen Einmarschs ist der Finanz-Fatalismus, der seither in Deutschland Platz gegriffen hat. Mit bedrohlicher Emsigkeit sucht die Notenpresse der Geldentwertung nachzukommen. Die tägliche Papiergeldproduktion beträgt gegenwärtig 45 Milliarden und soll bis Ende des Monats auf 125 Milliarden gefördert werden. Die schwebende Schuld des Reiches bewegt sich in schnellstem Tempo auf die dritte Billion zu, und der 4½-Billionen-Kredit, den das Finanzministerium bei einem Dollarstand von 25 000 plante, scheint nur deshalb noch nicht eingebracht zu sein, weil auch dieser Betrag nicht mehr für die laufenden Ausgaben der nächsten Zeit genügt. Dem Vabanque-Spiel der Regierung entspricht die Stimmung im Publikum. Der Helfferich-Glaube, daß Krieg sei, und daß man sich deshalb um Währungs- und Finanzfragen nicht zu kümmern brauche, beherrscht weite Kreise, und es fehlt nur noch der Refrain: „Der Feind zahlt Alles", um das alte Lied vollständig zu machen.

Umso erfreulicher ist, daß diesmal ein paar der großen Wirtschaftsverbände einen klaren Kopf behalten haben und sich redlich bemühen, unserm Währungs-Ruin einen Damm entgegenzusetzen. Ehe noch der Reichswirtschaftsrat seine ausgezeichneten Richtlinien gegen den Verfall unsrer Währung veröffentlichte, hat der Zentralverband des deutschen Großhandels den Mut gehabt, trotz Durchhalte- und Burgfriedenparole den Kampf um die Goldmark wieder aufzunehmen. Am 20. Januar, also neun Tage nach der Besetzung Essens, hat er an das Reichswirtschaftsministerium eine Eingabe gerichtet, worin er noch einmal — das erste Schreiben, das sechs Wochen früher abgegangen war, hat im Hause des Herrn Dr. Becker kein Echo gefunden — die Regierung darauf hinweist, „daß in Handel und Industrie ein unbedingtes wirtschaftliches Bedürfnis besteht, erstens flüssige Mittel in fester Währung anzulegen und zweitens zur Fortführung der Geschäfte feste Valutakredite zu erhalten". Schon der Ton der Eingabe unterscheidet sich von der Sprache, in der die Großmäch-

tigen der Wirtschaft seit der Revolution mit der Regierung zu verkehren pflegen — dieselben Herren, nebenbei bemerkt, die früher um den Kronenorden Dritter Kotau machten —, so wohltuend, daß es verlohnt, ein paar Sätze daraus wiederzugeben. „Die einfache Aufhebung der Devisenverordnung", heißt es da, „würde diesen Mißstand (die Anlage der flüssigen Mittel in fremden Devisen) nicht beheben, sondern verschlimmern, wenn auch die Aufhebung der Devisenverordnung für das Privatpublikum und die heute vom Devisenhandel ausgeschlossenen kaufmännischen Kreise privatwirtschaftlich eine erhebliche Erleichterung bedeuten müßte. Da wir die Auffassung vertreten, daß der privatwirtschaftliche Nutzen auch für den von uns vertretenen Handel mit der Schädigung der Allgemeinheit zu teuer erkauft wäre, können wir die Aufhebung der Devisenverordnung als alleinige Maßnahme nicht befürworten."

Zum Ersatz für Devisen als Anlagemittel und für das wertbeständige Papier, das das Reich zwar versprochen, aber nicht geschaffen hat, fordert der Großhandelsverband die Einrichtung von Goldgirokonten bei der Reichsbank und bei Privatbanken. Man soll danach künftig neben Papiermarkkonten auch Goldmarkkonten bei den Banken unterhalten können, die in Gold oder Devisen oder auch in Papiermark, umgerechnet zum jeweiligen Goldwerte, eingezahlt, aber ausschließlich in Papiermark zum jeweiligen Dollarstande zurückgezahlt werden. Der naheliegende Einwand, daß man doch nicht der Reichsbank und noch weniger den Privatbanken zumuten könne, das ganze Valuta-Risiko zu tragen, wird dadurch abgeschwächt, daß die Banken ja als Deckung für die „Festmarkdepositen" dem kreditsuchenden Publikum Festmarktkredite eröffnen können und dann nur die Differenz zwischen Golddepositen und Goldkrediten in fremder Valuta zu decken brauchen. Für die Reichsbank würde sich aus der Eröffnung von Festmarkkrediten noch ein Vorteil ergeben: sie könnte das gefährliche Geschäft, Papiermark-Handelswechsel zu diskontieren, einstellen — ein Geschäft, das sie in den letzten Monaten so ausgiebig betrieben hat, und das ihr und indirekt dem Reich infolge der Geldentwertung Milliarden und Abermilliarden gekostet hat.

Auch der Einwand, der von Seiten des Einzelhandels erhoben worden ist: daß bei sinkender Mark ein Ansturm von Papiermarkbesitzern auf Errichtung von Goldkonten erfolgen würde, daß, umgekehrt, bei steigender Mark die Goldmarkkonten massenhaft abgehoben, und daß so die Valutaschwankungen nach oben und unten nun in ungesunder Weise verschärft werden würden — auch dieser Einwand erscheint nicht ausschlaggebend. Die Gefahr, daß das alte Greshamsche Gesetz sich auswirkt, wonach schlechtes Geld gutes verdrängt, besteht bei jeder Doppelwährung. Aber wahrscheinlich ist doch, daß wir ohne eine Uebergangsperiode der Doppelwährung zu einer Stabilisierung der Mark nicht kommen werden, und die Geschichte des Geldwesens, namentlich Frankreichs und der Vereinigten Staaten, zeigt ja, daß eine Doppelwährung selbst Jahrzehnte lang möglich ist. Und wenn man auch jetzt wieder mit dem Einwand kommt, jede Währungsreform bis zur endgültigen Lösung des Reparationsproblems zu vertagen, so kann man darin nur den Wunsch erblicken, jeden Stabilisierungsversuch ad calendas graecas zu vertagen und die Inflationswirtschaft zu verewigen.

# Bemerkungen

## Dies oder das andre Bayern?

Hat Hans Glenk (in Nummer 3) oder Otto Flake (in Nummer 5) recht? Gibt es neben den nationalistischen Radaumachern in München ein andres, anständiges Bayern — oder sind die münchner Hetz- und Hitzköpfe mit dem bayrischen Volk identisch? Ich will nur ein paar kleine Erlebnisse anführen.

Hier im Bayrischen Walde, also weit ab von München, mußte ich in einem kleinen Marktflecken einen Rechtsanwalt aufsuchen. Das Geschäftliche war erledigt, man kommt auf die Politik zu sprechen. Bei den ersten Worten merke ich, daß der gute Mann von Himmel und Erde keine Ahnung, von Politik nur einen Dunst hat, also etwa auf dem Niveau der ‚Münchner Neuesten' steht. Ich überlege mir: Lohnt es sich, mit diesem Mann zu disputieren, oder soll ich nach ein paar allgemeinen Wendungen das Gespräch abbrechen? Es kommt mir plötzlich wie Feigheit vor, meine wirkliche Meinung zu verbergen. Dazu reizt mich das selbstgefällige Lächeln des pausbäckigen rundlichen kleinen Herrn — kurz und gut: ich äußere meine Ansicht, in aller Ruhe, aber doch ziemlich deutlich. Der kleine Herr wird immer erregter, sein Blut gerät in Wallung, sein Kneifer funkelt. Ich lenke das Gespräch auf die Nationalsozialisten. Ich denke mir: Die Narrheit dieser Leute wird er doch wenigstens nicht verteidigen können, und lasse in aller Unschuld, wie beiläufig, das Wort „diese idiotische Bande" fallen. Die Wirkung war katastrophal: der kleine aufgeregte Herr springt auf, schleudert mir giftsprühende Blicke, wutschnaubende Worte zu — und weist mir in seiner Raserei die Tür! Leider konnte ich beim Anblick dieses rundlichen, vom nationalen Koller geschüttelten Mannes nicht den nötigen Ernst bewahren — und lächelnd ging ich hinaus. Und doch ist die Sache bitter ernst. Wenn die Wühlarbeit der Nationalsozialisten wirklich schon so weit gediehen ist, daß selbst die entlegensten Orte auf dem Lande von dieser Seuche ergriffen sind, dann ist die Gefahr größer, als man gewöhnlich annimmt. Hat nun Otto Flake recht?

Ein paar Tage darauf sitz ich in einem niederbayrischen Gasthof. Im Dorf ist grade eine „Leiche", viele Bauern sind zusammengekommen, sie hocken steif um einen langen Tisch beim Bier. Ich bitte Sie, Herr Flake, darauf zu achten: nicht ich spreche mit den Bauern — sie unterhalten sich unter einander, ohne auf mich zu achten. Da erklärt der eine: „Und was haben wir alles in Frankreich getrieben! Ich bin doch dabei gewesen! Ich hab es doch gesehn: die haben es nicht gut gehabt!" Schweigen. Und plötzlich dröhnt aus der wortkargen Stille dieser Bier schlürfenden Männer heraus die tiefe, gewichtige Stimme eines ehrfurchtgebietenden alten Bauern:

„Der Franzos ist a goanz guater Mensch!"

Und kein Ton des Widerspruchs an der ganzen Tafel. Diese Worte klangen mir noch

lange nach, und sie scheinen mir mehr zu bedeuten als die Reden des aufgeregten Rechtsanwalts. Es gibt ein andres Frankreich als das des Herrn Poincaré, und es gibt ein andres Bayern als das des Herrn Hitler. Ich lebe hier nun schon über fünf Jahre unter niederbayrischen Bauern, glaube, sie gut zu kennen, und bin weit davon entfernt, diese dumpfen, schwerblütigen, hartknochigen Leute zu verherrlichen. Aber das Eine kann ich versichern: von einem nationalen oder religiösen Chauvinismus habe ich nie etwas gemerkt, obgleich ich Norddeutscher und Protestant bin.

Wenn wirklich, wie Otto Flake meint, die Fähigkeit, einseitig zu sein, den Politiker ausmachen sollte, so muß er doch wenigstens mit beiden Augen sehen, und nicht das eine zukneifen und mit dem andern nur die eigne Konstruktion anstarren. Denn die Wirklichkeit ist plastisch, und auch der Politiker muß sich mit der Wirklichkeit und nicht mit abstrahierten Begriffen beschäftigen. Sonst wird er leicht — wie ein Mensch mit nur einem Auge — daneben greifen und ein brennendes Streichholz dort hinhalten, wo gar keine Kerze ist.

*Siegfried von Vegesack*

### Scribe und Ibsen im Film

Auch ich halte Ludwig Berger auf Grund seines ‚Richters von Zalamea' für eine Hoffnung des Films. Und natürlich ist dies ‚Glas Wasser' besser, als was man so den Durchschnitt nennt. Man muß in diesem Winter schon dankbar sein, daß nicht einige Schlachten des Spanischen Erbfolgekrieges nebst Lagerleben und siegreichem Einzug Malbrucks mithineinkomponiert sind, und wenn man an Decarlis Uriel Acosta zurückdenkt, empfindet man als Fortschritt, daß Bolingbrokes Prunkreden gefallen sind. Aber wenn man nun positiv zu loben beginnt und feststellt, daß — bei teilweise mäßiger Photographie (ganz mißglückt ist, zum Beispiel, das nach dem Vorbild der Paramount-Filme eingelassene Festspiel) — das Arrangement durchweg sehr überlegt und geschmackvoll, daß Mady Christians, die freilich immer noch mehr Bühne (oder sich selbst) als Film spielt, recht lieb, und daß Einzelheiten überaus glücklich befunden sind: dann lauert dahinter immer das Eingeständnis, daß dieser Film, bei dem man zuerst an all diese Einzelheiten denkt, eben doch auf die Dauer langweilig ist. Der Grund ist der gleiche wie bei den meisten Filmen dieses Winters — Filmkrankheiten treten ja immer epidemisch auf —: die schon das letzte Mal bemängelte laxe Einstellung zum Stoff. Wohlwollende Beurteiler haben behauptet: das Thema sei hier das Spiel dreier Frauen um einen Mann. Aber grade das ist nicht darin oder doch nur zufällig. Möglich, daß es da sein sollte. Aber dann mußte man anders komponieren. Schon die erste Begegnung zwischen Masham und Königin im Juwelierladen mußte mehr Gewicht und Abigail durchweg mehr Aktivität bekommen. Und die Intrige um Masham durfte nicht von der um den Frieden gekreuzt werden. Und war dies das Thema: wozu dann der Gesandte und Bolingbroke? Bei Scribe ist die eigentliche Aufgabe die durch Verliebtheit und Ehrgeiz ins Werk gesetzte, mittels eines sehr lebhaft, wenn auch nicht lebendig geführten Dialoges dargestellte Staatsaktion. Wollte man das bloße Ingredienz der Verliebtheit zur Hauptsache machen, so durfte man sich nicht darauf beschränken, innerhalb der beibehaltenen Grundmauern von Scribe neue Rabitzwände zu ziehen, man mußte, unter Beibehaltung so vielen alten Stucks, wie noch brauchbar war, auch die Grundmauern verschieben. Eine Aufgabe also mehr für einen Architekten als für den im Wesentlichen doch wohl kunstgewerblich eingestellten Berger.

Schon ‚Christine von Herre‘ war eine Ansichtskartensammlung, das ‚Glas Wasser‘ ist kaum mehr als ein durch Handlungsstückchen unterhaltsam gestalteter und, wie gesagt, sehr sorgfältig präparierter Anschauungsunterricht über das London und die Hofsitten unter Königin Anna, dem zu einem unterhaltenden Film jeder mitreißende komödiantische Zug fehlt.

Der ungerechte und an sich sinnlose Vergleich zwischen Film und Bühnenstück ist im Grunde eine Eselsbrücke für den Kritiker, und wäre nicht Berger selbst über Scribe gestolpert, ich wäre gerecht genug gewesen, ihn nicht an seinem Urbild zu messen. Aber dann kann man die gleiche Gerechtigkeit auch für Berthold Viertels ‚Nora‘ in Anspruch nehmen. Es ist selbstverständlich, daß man heute keinen Film mehr auf das Nora-Problem, wie Ibsen es sah, aufbauen kann. Wer Viertel daraus einen Vorwurf macht, hat weder das Problem literarhistorischer Entwicklung noch die Grundgesetze des Filmdramas begriffen. Aber selbst im Vergleich mit Ibsens Stück kann dieser Film durchaus bestehen. Fehlerhaft ist, daß nicht im Anfang schon der Schluß begriffen liegt, daß Niemand diese Entwicklung als naturnotwendig kommen sieht, aber das ist ein Fehler schon bei Ibsen, dem man ja auch die Notwendigkeit seines Schlusses lebhaft bestritten hat. Für uns heute ist dieser Film beinahe besser als das Drama, er geht über das lessingisch Gestellte, das mit dem Verstand Bezwingende weg und gibt dem Stoff mehr Dichte und Blutwärme, vielleicht nur, weil das Kunstmittel moderner ist, der Stoff aber ohne Rest in dem neuen Mittel aufgeht. Nur unsinnliche Menschen können behaupten, daß der Film veräußerlicht. Er muß sich allerdings vorzugsweise an das Schaubare, mithin auch an die Requisiten halten; aber im Grunde jedes bedeutenden Kunstwerks steckt ein guter Film, und wenn das Requisit sich gar zu stark vordrängen sollte, so tragen Schuld daran nur die Darsteller, die etwa diese reale Umwelt nicht mit schaubar gemachter Daseinsrealität zu beherrschen verstehen. Mit außerordentlich sicherer Hand ist hier die Handlung so entwickelt und geführt, daß nichts aus Ibsens Text vorausgesetzt werden muß, vielmehr alles aus Sichtbarem schlagend erhellt, wobei kurze Stimmungsbilder in vortrefflicher Weise die musterhaft angelegten Spielszenen bald disponieren helfen, bald erläutern, bald ausklingen lassen. Wie Christine, die gleich bei ihrem ersten Erscheinen unwillkürlich als eine Art Unglücksvogel empfunden wird, heimkehrend entsetzt vor der probetanzenden Nora steht, das habe ich auf dem Theater nie so dramatisch gesehen, und wenn man die Kinderszenen getadelt hat (ohne zu bedenken, was etwa die Mays daraus gemacht haben würden), so hat man übersehen, daß sie unbedingt zur Handlung gehören, und daß sogar die etwas breiten Szenen der Kinder des Krogstad nötig sind, damit die Tarantella-Szene lärmend genug herauskommt. Und wenn auch die Höflich, wie immer im Film, eigentümlich starr und zu kompakt bleibt, Kortner sich darauf beschränkt, ein Theaterbösewicht zu sein, und Anton Edthofer, wie die Befund-Szene, die das volle Grauen um die Todgeweihten entfalten müßte, beweist, nicht halb über das reiche Temperament der Tschechowa verfügt (der man physisch die Nora nicht recht glaubt) — wie schön ist auf der andern Seite der Ball mit den schattenhaft hinter Nora vorübergleitenden Gesichtern, dem Abschiedsblick Ranks, wie gut empfunden Ranks Heimkehr durch den Winterabend, wie schlagend erfunden die Tür, die sich als Antwort auf Helmers letztes: „Ich habe dir doch verziehen!“ schließt, ohne daß man Nora noch einmal sieht, oder jener kleine so unendlich verräterische Moment, wo Nora auf Krogstads Treppe

den langen Mantel lüpft, um rasch und leichtsinnig die Stufen hinabzuschlüpfen. Und welch ein Regiemeisterstück voll diskreter Spannung die Szene zwischen Rank und Nora vorm Tannenbaum! Mehr solcher Leistungen — und wir werden dankbar sein!

*Roland Schacht*

### Poelzigs ‚Don Giovanni'

Die Renaissance-Erzählung vom bestraften Wüstling ist kein Märchen, die rächenden höllischen Mächte sind ebenso real gedacht wie Fausts unterirdischer Begleiter: also ist der Gedanke, den Stoff auf der Bühne rein phantastisch zu gestalten, nicht glücklich. Eine etwas unklare Handlung muß durch die Szenerie erhellt werden: hier war das Gegenteil der Fall. Die erste Szene spielt im nächtlichsten Dunkel; woher kam in der Staatsoper der rote Schein am Horizont? Der Zuschauer wird bei der an sich schon problematischen Zeiteinteilung der Oper dadurch nur verwirrt. Elvira steigt im ländlichen Gasthaus einer Vorstadt von Sevilla ab. Die (etwas verschrobene) Holzfassade mit dem Vorbau ist ganz angemessen: aber „Oh taci ingiusto core" sang sie vom Balkon eines festungsähnlichen Gebäudes in enger Stadtgasse. Kein Mensch kann ahnen, wo sie sich eigentlich befindet — nämlich eben in ihrem Gasthof, dessen Vorderseite mit dieser Rückseite nicht zu vereinen ist. Gut belichtet die Kirchhofsszene: aber wie kommt, um Gottes willen, ein gotischer Aufbau auf ein Grab des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts? Ob man ‚Don Giovanni' im sechzehnten, siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert spielen läßt, ist ganz egal — nur mit gotischen Formen darf man nicht kommen. Der Ballsaal wirkte wie ein wahnsinnig gewordenes Schiebercabaret; und für die Regie: warum geht das Licht aus, wenn Zerline um Hilfe ruft? Weil ein Kavalier einem Mädel zu nahe tritt? Dann würde es wohl auf Erden meist ziemlich finster sein. Das Bild des Abendessens sehr gut, die großen Vorhänge und die geschwungenen Fenster prachtvoll im Rhythmus. Und wieder Regie: warum stehen die Teufel im Bummelzivil im Orchester? Sie gehören statt des blöden Dampfes (der denn auch durch irgendein geräuschvolles Desastre seine eigne Unzufriedenheit kundgab) auf die Bühne, um Don Giovanni zu holen. Störend, vor allem in den ersten Szenen, die Mischung von verzerrtem Rokoko (das eben phantastisch sein soll) mit Don Giovannis Barockkostümen — von denen das erste rote ebenso geschmacklos wie das letzte blaue wundervoll war. Aber im allgemeinen: wir verzichten gern auf prunkvolle Bühnenbilder, wenn einige Szenen vor Vordergrundvorhängen spielten, sobald dadurch die greulichen stimmungraubenden Pausen wegfielen. Denn es ist wichtiger, daß der Atem eines Genies nicht unterbrochen wird, als daß Talente sich produzieren.

*Anton Mayer*

# Antworten

**Anhänger der Presse.** Die ‚Zeit' zitiert das Dienstschreiben eines französischen Geniekapitäns, der angeblich anfragt, ob nicht möglich sei, die Zerstörung von „Kunstwerken" auf dem Gelände zu studieren, das die 128. Division im Ruhrgebiet besetzt habe. Das Organ der Deutschen Volkspartei bemerkt dazu, es sei unverständlich, wie die Zerstörung von Kunstwerken Kohle und Koks ergeben solle. Viel weniger unverständlich ist, daß solch ein betont teutonischer Schmierfink in seinem bequemen Rassestolz verschmäht, die Sprache des Erbfeinds zu erlernen. Ouvrages d'art sind Kunstbauten, also Brücken und Tunnels. Ein Kunstwerk hingegen ist eine deutsche Zeitung, die mit einem Minimum von Bildung, Urteil, Ehrlichkeit und Geschmack ein Maximum von Volksverblödung erzeugt.

**Theaterbesucher.** Tagtäglich ist jetzt davon die Rede, daß die Zensur in irgendeiner Form wiedereingeführt werden soll. Man möchte meinen, daß diese Ankündigung die berliner Theaterleiter eigentlich bestimmen könnte, durch einen halbwegs anständigen Spielplan sich selbst vor neuer Bevormundung zu bewahren. Man möchte das umso eher meinen, als die Lage Deutschlands ja doch wirklich Leute von einigem Verantwortungsbewußtsein verhindern müßte, unsern Ruf in der Welt immer schwerer zu schädigen. Aber wer das meint, der kennt eben die berliner Theaterleiter vom Schlage des Herrn Heinz Saltenburg schlecht. Saubere deutsche Komödien suchen sie nicht. Pariser Zotenschwänke sind ihnen zu ihrem Jammer augenblicklch verwehrt. Also entscheiden sie sich für berliner Zotenschwänke der jüngern Vergangenheit. Das Lustspielhaus gedenkt am Sonnabend Robert Mischs ‚Prinzchen' aufzugraben. Nun, da will ich nicht versäumen, rechtzeitig zu wiederholen, was ich am 9. Mai 1911 hierüber kundgegeben habe: „Die ältesten Männer dürften dergleichen auf keiner Bühne gesehen haben. Die Vermutung liegt nahe, daß der Schriftstellername Misch entstanden ist wie in einer Komödie von Bahr der Name Jason. Aber der wahre Mikosch ist gegen seine deutsche Abbreviatur noch immer ein Ausbund von Geist und Grazie. Man sollte vor dieses Stück Unrat und unter sein Publikum einen Gorilla setzen und ihn befragen, ob er bei dem Gewieher seiner Brüder als gerecht empfindet, daß sie nach Gottes unerforschlichem Ratschluß zum Teil menschenähnliche Gesichter bekommen haben. Aber die Wege einer hohen Obrigkeit sind ebenso unerforschlich. Ich brauche nicht herzuzählen, was Alles man uns und bei uns verbietet. Hier nun wird, mit beispielloser Rüpelhaftigkeit und widerlich breitem Geschmunzel, ein Hürchen in seiner ganzen Vielseitigkeit entfaltet. Warum dieses Hürchen eine Schauspielerin sein muß, mag mit Herrn Misch die Frauenliga der Deutschen Bühnengenossenschaft ausmachen, wenn nicht auch ihr die Sache zu schmierig ist Ich für mein Teil würde mich vor dem Leser, aber schon vorher vor dem Setzer genieren, durch Einzelheiten zu belegen, wie Fräulein Ada von Geldern lebt, liebt und lügt, wie sie halbflügge Prinzen defloriert, mannbare Schulmeister vergewaltigt und erloschene Herzöge wieder anfacht. Ich frage nur: Wo war die Zensur? Wir wissen freilich, daß sie nicht Augen genug hat, um alle die Kunstwerke zu überwachen, in deren Region sie nichts zu suchen hat, nicht Hände genug, um satirische oder auch ganz friedlich erheiternde Zweideutigkeiten so kahl zu rupfen, bis sie keines überrheinischen Ursprungs mehr zu sein scheinen. Trotzdem: diese eindeutige Unflätigkeit hätte ihr nicht entgehen dürfen. Es ist arg, wie oft die Zensur ihre Rechte mißbraucht. Es ist ärger und höchst ärgerlich, daß sie in diesem Falle ihre primitivste Pflicht zu erfüllen verabsäumt hat." Jetzt also, nach zwölf Jahren und in Deutschlands ernstester Zeit, soll diese Mistflut abermals auf uns niedergehen. Und davor gibt es tatsächlich keine Rettung?

**Julius Somogyi.** In Nummer 1 der ‚Weltbühne' hat Géza Murányi behauptet, daß Horthy zum Kriege rüste. Das haben Sie in Nummer 4 bestritten. Darauf hat Ihnen Murányi in Nummer 5 geantwortet. Jetzt wünschen Sie noch folgende sachliche Feststellungen zu machen: „1. Murányi behauptet, daß die kriegerischen Absichten Ungarns am besten durch die gemeinsame Demarche der Kleinen Entente an die ungarische Regierung bewiesen würden. Diese gemeinsame Demarche ist nie in die Hände der ungarischen Regierung gelangt. Wenn ein Plan solcher Art bestand, so ist er jedenfalls nicht ausgeführt worden. Die Vossische Zeitung, die man kaum einer sonderlich großen Ungaren-Freundschaft beschuldigen kann, hat sich zu dieser Sache am 15. Januar in meinem Sinne geäußert. 2. Murányi behauptet, daß es der Regierung Horthy-Bethlen auf die Erhaltung der chaotischen Rechtsunsicherheit ankomme, und bezieht sich auf die allerdings zu verurteilenden Ereignisse in der Nähe von Kecskemét. Leider vergißt er hinzuzufügen, daß sich diese im Jahre 1919, also knapp nach dem Zusammenbruch der Regierung Bela Kun abspielten, und daß das ungarische Gericht den Vorfall öffentlich verhandelt und die Täter zu vieljähriger schwerer Zuchthausstrafe verurteilt hat. 3. Murányi behauptet, daß das Internierungslager von Zalaegerszeg, bevor es von einer Abgeordnetenkommission kontrolliert werden konnte, ‚zufällig abgebrannt' ist. Tatsächlich hat der Brand in dem Internierungslager, das eine verschwindend kleine Anzahl politischer Verurteilter unter einer Fülle von internationalen Arbeitsscheuen, Preiswucherern und Valutaschiebern birgt, nur eine kleine Baracke vernichtet." So: jetzt haben beide Duellanten zweimal geschossen. Sie mögen selbst beurteilen, ob sie tot oder lebendig geblieben sind. Ich jedenfalls will neuen Duellanten sekundieren.

**Philanthrop.** Nein, das haben Sie nicht zu befürchten, daß hier über Fechenbach die Ninderschönenfelder ganz vergessen werden. Die empfangen jetzt einhundert Mark Wochengeld. Damit müssen alle Ausgaben bestritten werden. Nicht etwa, daß es für Briefmarken eine Extrasumme gibt! So hat die Verwaltung erreicht, daß die liberale Bestimmung, Briefe könnten nach Herzenslust geschrieben werden, bei diesem Portotarif praktisch aufgehoben ist. Wenn also Sie mit Ihresgleichen auf freundliche Briefe keine Antwort aus dem bayrischen Zuchthaus erhalten, so vermutet keineswegs Unhöflichkeit und hört nicht auf, diese armen Menschen zu erfreuen.

**Vater Schildkraut.** Du lebst, du lebst, es behielt dich nicht! Wir gratulieren uns. Und wünschten sehr, dir bei einem Gastspiel unsre Liebe bekunden zu können.

**Literaturfreund.** Das Literarische Echo, bisher von vorbildlich unbeirrbarer Ruhe und Objektivität, hat den französischen Literaturbericht sistiert. Tja, wenn ein Verleger Cohn heißt, dann hat er wahrscheinlich eines Tages nötig, sein Deutschtum zu plakatieren. Aber ich empfehle ihm die Lektüre des Buchhändler-Börsenblatts. Da findet sich folgende Ankündigung des Folkwang-Verlags in Darmstadt: „Die französische Sprache ein deutscher Dialekt. Verfasser Ernst Fuhrmann. In einer umfangreichen Arbeit, in der der Verfasser viele hunderte der wichtigsten französischen Worte untersucht, findet er kein einziges Wort, das nicht aus deutschem Sprachbesitz übernommen, aber bei der Uebersetzung in einer unglaublichen Weise verstümmelt wurde. Die Franzosen besitzen kein einziges eignes Wort, die französische Sprache ist ein deutscher Dialekt." Schade, daß nicht auch dieses Inserat in einem deutschen Dialekt abgefaßt ist. Aber wenn sich die Sache so verhält, dann sollte Herr Cohn vielleicht doch den französischen Literaturbericht fortsetzen.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

# Wann wird Deutschland antworten?

von R. Kuczynski

Am 22. Januar — elf Tage nach dem Einmarsch ins Ruhrgebiet — hat die französische Regierung der Reparationskommission die Bewilligung eines zweijährigen Moratoriums an Deutschland vorgeschlagen. Die Kommission hat den französischen Plan vorläufig zurückgestellt. Deshalb, und weil er als durch die Ereignisse überholt galt, hat er in Deutschland wenig Beachtung gefunden. Nun veröffentlicht der Hauptschriftleiter für Außenpolitik am ‚Oeuvre' Lemercier in der ‚Deutsch-Französischen Wirtschaftskorrespondenz' einen Artikel, in dem er erklärt, dieser Vorschlag sei und bleibe der Vorschlag der französischen Regierung. „Frankreich hat seine Bedingungen bekanntgegeben. Wann wird Deutschland antworten?"

Wer den französischen Vorschlag nicht kennt — und das sind 999 Promille aller Deutschen —, wird um eine Antwort nicht verlegen sein. Er erwidert ganz einfach: Der französische Vorschlag ist indiskutabel. Wer sich aber die Mühe gegeben hat, den Plan, der im ‚Temps' vom 27. Januar und in der ‚Europe Nouvelle' vom 3. Februar wörtlich und in dem Artikel Lemerciers auszugsweise veröffentlicht worden ist, nüchtern zu prüfen, muß zu einem andern Ergebnis kommen. Denn was Frankreich im Wesentlichen fordert, ist dies:

Die deutsche Industrie soll der deutschen Regierung eine Anleihe von 3 Milliarden Goldmark gewähren und dafür Reichsanleihe erhalten. Von den 3 Milliarden Goldmark fließen 500 Millionen in einen Fonds zur Stabilisierung der Mark. Der Rest geht an die Reparationskommission, die 1000 Millionen an die Ententemächte verteilt und 1500 Millionen zur Bezahlung deutscher Sachlieferungen verwendet.

Anders ausgedrückt: Deutschland soll wie bisher alle Restitutionen durchführen, die Kosten für die Interalliierten Kommissionen, die Besatzungsheere und das Ausgleichsverfahren zahlen und außerdem in jedem der Jahre 1923 und 1924 in Gold oder Devisen den Betrag von 500 Millionen Goldmark und in Sachlieferungen den Gegenwert von 750 Millionen Goldmark leisten. Die Mittel für diese Bar- und Sachleistungen sollen dem Reich von der deutschen Industrie geliehen werden, die darüber hinaus dem Reich noch 500 Millionen zur Stabilisierung der Mark leihen soll.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Vorschlag für unsre Schwerindustrie „unannehmbar" ist, denn damit würde ja ihr Interesse mit dem Interesse des Reichs aufs engste verquickt, da ihre Anleihe vom Reich nur dann verzinst werden könnte, wenn das Reich dazu finanziell in der Lage wäre. Das Desinteressement der Schwerindustrie am Reich würde mit einem Schlage beseitigt, ja unsre Schwerindustrie müßte, um nicht selbst Schaden zu leiden — womöglich durch ehrliche und pünktliche Zahlung der Steuern —, an der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts von Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt mitarbeiten.

Wird so der Grundgedanke des französischen Planes unsern Schwerindustriellen höchst unwillkommen sein, so werden gewisse Einzelheiten sie sehr sympathisch berühren, zum Beispiel: die Forderung der Auslieferung der Reichseisenbahnen, der Staatsbergwerke, gewisser Monopole undsoweiter an private Konzessionäre. Die französische Regierung fordert diese Entstaatlichung als Mittel zur Gesundung der Reichsfinanzen und erweist sich hier als eine gelehrige Schülerin des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. Zweifellos würden auch einflußreiche Mitglieder unsrer Regierung gern bereit sein, diese Forderung zu erfüllen. Umso stärker jedoch wäre der berechtigte Widerstand aller derjenigen Deutschen, die das Allgemeinwohl über das Interesse unsrer Industriemagnaten stellen. Aber ganz verkehrt wäre es, den französischen Plan wegen solcher Einzelpunkte, die mit dem gesunden Grundgedanken nichts zu tun haben, für indiskutabel zu erklären. Er ist diskutabel, weil er nicht wesentlich über Das hinausgeht, was wir leisten können. Enthält er Einzelforderungen, die unannehmbar sind —und ich rechne dazu in erster Reihe die Preisgabe der Reichsbahn —, so mögen wir da Gegenvorschläge machen, die für den erstrebten Zweck, die Gesundung der Reichsfinanzen, weit förderlicher sein könnten. Und wir würden dann um eine Erfahrung reicher sein. Es wird sich nämlich zeigen: die Entstaatlichung der Reichsbahn liegt den Herren Poincaré und Barthou weniger am Herzen als den Stinnes und Silverberg.

Frankreich hat seine Bedingungen bekanntgegeben. Wann wird Deutschland antworten? Man braucht kein gelernter Prophet zu sein, um hier die Zukunft vorauszusagen. Heute herrschen bei uns die gleichen Leute wie 1917/18. Sie werden handeln wie damals. Deutschland wird antworten, wenn es zu spät ist. Unsre Regierung ignoriert jetzt den Vorschlag Poincarés, so wie die kaiserliche Regierung seinerzeit die 14 Punkte Wilsons ignoriert hat, und unsre Staatsmänner werden wieder sehr überrascht sein, wenn die Gegner nach dem Zusammenbruch der deutschen Widerstandskraft mehr fordern als vorher.

Die deutsche Geschichte der letzten Jahre ist eine ununterbrochene Kette verpaßter Gelegenheiten. Wird das deutsche Volk endlich aus seiner Geschichte lernen?

---

## Aus meiner Journalistenzeit von L. Persius

(Fortsetzung)

Lange dauerte meine Beschäftigung an der Kreuz-Zeitung nicht. Am 15. April 1911 erhielt ich von Dr. Hermes einen Brief, worin sich der Satz findet: „Zu meinem Bedauern habe ich mich davon überzeugen müssen, daß die Aufrechterhaltung der bisherigen Beziehungen uns bei einem Teil unsrer Leserwelt Schwierigkeiten bereiten würde . . .“ Das brachte mir zum Bewußtsein, daß die Zeitung in erster Linie ein Geschäft ist, daß nur Naive glauben, sie diene idealen Dingen. In der Zeitung steht, was den Herstellern ihr Gewissen vorschreibt? Ach, der Durchschnittsredakteur — auch der Chefredakteur — spricht zu seinen Lesern so, wie er meint, daß die Leser es wünschen, sie und die Inserenten. Von diesen behauptet die deutsche Presse mit dem Brustton der Ueberzeugung, daß sich, im Gegensatz zur französischen, der

redaktionelle Teil des Blattes nicht um sie kümmere. Meine Beobachtungen haben mich eines andern belehrt. Ich hatte, zum Beispiel, in einem Artikel behauptet, daß gewisse Schiffslinien höchst mangelhafte Vorkehrungen für die Rettung von Passagieren bei Seenot getroffen hätten. Ganz genaue, auf eignem Augenschein beruhende, nicht zu bestreitende Daten waren beigefügt. Der Chefredakteur strich den Absatz, weil diese Schiffahrtsgesellschaften sonst ihre Annoncen einstellen würden. Mein Protest, es sei doch Pflicht der Presse, im Interesse des großen Publikums zu wirken, wurde mit lächelnder Geste abgewehrt. Der Verleger eines bekannten berliner Blattes hat in seinem Arbeitszimmer eine Tafel hängen, auf der eine Kurve für jeden Monat die Veränderung der Abonnentenzahl und der Inseratenaufträge anzeigt. Davor gibts oft erregte Debatten mit dem Chefredakteur.

Auf den Rat des Generals Keim hatte ich Herrn Paul Liman, dem berühmten Leitartikler der ‚Leipziger Neuesten Nachrichten', einen Besuch abgestattet. Liman war Vorsitzender des Berliner Schriftsteller-Clubs. Er empfing mich liebenswürdig und führte mich in den Club ein. Er bat mich, Mitglied zu werden; man lege Wert auf die Mitgliedschaft von Offizieren; der General Keim, der General v. Löbell und andre seien gleichfalls Mitglieder. Ich fügte mich, wurde bald in den Vorstand gewählt und übernahm das Amt des Schatzmeisters. Ich sollte die wirtschaftlichen Verhältnisse in Ordnung bringen. Die befanden sich in einem trostlosen Zustand. Die Ausgaben für Miete waren erheblich, und die Mitgliederbeiträge gingen sehr unregelmäßig ein. Eine gute Einnahme lieferte nur — zu meinem Bedauern — das Spielgeld. Liman, Otto Eichler, Chefredakteur der ‚Deutschen Zeitung', der Rechtsanwalt Bredereck, der später nach Argentinien floh, waren die eifrigsten Spieler, oft bis zum Morgen um sieben, ja um neun Uhr. Liman freilich schied bald aus dem Club aus, angeblich „wegen nicht ganz korrekten Benehmens beim Spiel" und dessen Folgen.

Im allgemeinen also herrschte starke Ebbe in der Clubkasse. Ich wandte mich verzweifelt an den Vorsitzenden Heinrich Rippler, Chefredakteur der ‚Täglichen Rundschau'. Er versprach Rettung. Ein Herrenabend brachte sie. Am 19. Januar 1911 hielt Herr v. Reibnitz einen Vortrag über Marokko. Generalleutnant z. D. v. Alten und zwei Brüder Mannesmann waren „zufällig" anwesend, und besonders Herr Reinhold Mannesmann sprach in der Diskussion überzeugend über die Bedeutung Marokkos für das Gedeihen des deutschen Volkes. Gleich am selben Abend erklärten mir die beiden Mannesmann, daß sie Mitglieder des Clubs werden wollten, und zahlten sofort, auch für zwei abwesende Brüder, einen ansehnlichen Betrag. Keiner ward jemals mehr in den Clubräumen gesehen. Ich erzählte den Kollegen freudestrahlend von der Generosität der Mannesmann. Das Ergebnis des Abends war: eine gewisse berliner Presse beschäftigte sich angelegentlichst mit Marokko und zeigte sich außerordentlich interessiert für die Unternehmungen der Mannesmann.

Verständige Sachkenner werden diese Zustände nicht wegleugnen, werden sie mit Bedauern bestätigen. Verständige Laien werden sich mit ihnen als naturnotwendig abfinden. Charaktervoll zu sein, für seine eigne, als gut erkannte Meinung unentwegt einzutreten: das kann sich nur leisten, wer politisch und wirtschaftlich völlig unabhängig und frei von Eitelkeit ist. Das gilt für den Schriftsteller wie für jeden

Menschen. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Direkter Bestechung bin ich nie begegnet. Als ich einmal, ein einziges Mal, während des Krieges, am 8. Dezember 1916, ins Reichsmarineamt ging — man hatte mich gebeten, Einsicht zu nehmen in die ganz geheimen Minenfelderpläne um Helgoland, also eine rein technische Sache —, da begegnete mir ein Kollege. Er äußerte sein Erstaunen, mich auf diesem, für mich heißen und sonst ängstlich gemiedenen Boden zu sehen, und fragte: „Na, wieviel blaue — oder waren es gar braune? — Lappen hat man Ihnen in die Tasche geschoben?“ Nein, so plump wurde es, wenigstens soweit ich unterrichtet bin, nicht gemacht. Der Vorgang spielte sich anders ab. Man schrieb ein Buch, eine Broschüre, natürlich auf Grund von Material, das einem amtlich geliefert wurde. Das Reichsmarineamt bestellte dann gleich 3000, 5000 oder mehr Exemplare. Aehnlich wars bei den gesinnungstreuen Zeitschriften. Sie mußten schreiben, wie es im Reichsmarineamt gern gesehen wurde. Dafür erhielten sie von den großen Waffenfabrikationsfirmen ganzseitige Inserate, und obendrein wurde eine Anzahl Abonnements genommen — für Kasinos und alle möglichen Dienststellen. Niemand las sie, aber dem Verleger oder Redakteur war gedient. In privaten Betrieben wars nicht anders. Die ‚Jahrbücher für Armee und Marine‘ hielten sich nur über Wasser, weil Krupp und Andre auf hunderte von Exemplaren abonniert waren. Als Dank dafür wurde in den Jahrbüchern das Interesse der Waffenindustrie energisch vertreten, das heißt: eifrig zum Wettrüsten, zum Kriege gehetzt.

Von der Kreuz-Zeitung wandte ich mich zur Deutschen Tageszeitung. Sie hatte sich im Frühjahr 1909 um eine besondere Beilage für Flotte und Kolonien bereichert. Der Spezialredakteur, ein früherer Leutnant, bat mich um Beiträge. Ich schrieb regelmäßig mehrere Monate meine Artikel. Der Chefredakteur Dr. Oertel äußerte wohl zuweilen einige Bedenken wegen meiner scharfen Sprache gegen Tirpitz; ich fühlte jedoch, daß er auf meiner Seite stand, und im allgemeinen blieb ich unbehindert — bis Reventlow auf der Bildfläche erschien. Der Graf war plötzlich der ‚Täglichen Rundschau‘ untreu geworden. Herr Rösicke hatte wohl seinen Wert erkannt! Der Chefredakteur Rippler beschwerte sich bitter über das brüske Benehmen des Grafen. Der verdrängte aus der Deutschen Tageszeitung zunächst den armen alten Leutnant, der die Marinebeilage redigiert hatte, und später den Dr. Oertel. Meines Bleibens war nun auch nicht länger. Ich nahm Reventlows Stelle bei der ‚Täglichen Rundschau‘ an. Zugleich schrieb ich die Flottenrundschau für den roten ‚Tag‘.

Zu diesem bekannten und seinerzeit viel beachteten Blatt hatte ich auf folgende Weise Eingang erlangt. Am 4. November 1909 suchte mich ein hoher aktiver Seeoffizier auf und händigte mir ganz geheimes Material über die Zustände auf den Kaiserlichen Werften aus. Er bat mich, im Landesinteresse einen Aufsatz über den Kieler Werftprozeß zu schreiben und in einem großen Blatt zu veröffentlichen. Mir wurde anheimgestellt, das Material nach eignem Gutdünken zu verwenden. Ich sah es durch und erkannte bald, daß es sich hier um Enthüllungen großen Stils handelte, und daß Tirpitz fürchterlich bloßgestellt werden sollte. Ich bat um Bedenkzeit und entschloß mich erst auf erneutes Drängen, den Artikel zu schreiben. Ich brachte ihn dem Chefredakteur Paul Marx mit der Bitte, ihn sofort an erster Stelle

erscheinen zu lassen. Marx brauchte nur einen flüchtigen Blick in das Manuscript zu werfen, um zu wissen, daß er es mit einem Schlager ersten Ranges zu tun hatte. Am 7. November erschien der Artikel. Er wurde in fast allen deutschen und vielen ausländischen Zeitungen zitiert und glossiert. Wilhelm der Zweite hielt ihn zwei Tage darauf im Beisein des Admirals Graf Baudissin Herrn Tirpitz unter die Nase. Nach dem mir übermittelten Bericht hatte der Kaiser sich äußerst ungnädig sowohl über die Zustände auf der Kieler Werft wie über die unerhörte Indiskretion ausgesprochen. Natürlich wurde ein Sündenbock gesucht. Man trat an mich heran mit der Aufforderung, Farbe zu bekennen. Sollte ich einen Kameraden, der Frau und Kind hatte, opfern oder . . .? Ich opferte mich.

Bis zum Frühjahr 1912 war ich außer für die ‚Tägliche Rundschau' und den roten ‚Tag' für eine große Menge von Provinzblättern tätig. Die ‚Kölnische Zeitung', die ‚Frankfurter Zeitung', die ‚Hamburger Nachrichten', das ‚Hamburger Fremdenblatt', der ‚Schwäbische Merkur', die ‚Königsberger Hartungsche Zeitung', die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' und viele andre Zeitungen mehr erhielten und veröffentlichten meine Beiträge. Ich war als Marineschriftsteller an keine Partei gebunden, und so konnte ich für Blätter jeder Richtung schreiben. Allmählich jedoch machte sich in der sehr rechts stehenden Presse eine immer stärker wachsende Animosität gegen mich bemerkbar. Meine Arbeiten hatten fast stets die Tendenz, die Linienschiffsbauten des Herrn v. Tirpitz zu diskreditieren und entgegen den Plänen des Großadmirals den Bau von U-Booten zu empfehlen. Politische und wirtschaftliche Interessen schrieben bei diesem oder jenem Blatte vor, solche Kritik nicht zu scharf zum Ausdruck kommen zu lassen. Der Chefredakteur der ‚Täglichen Rundschau' erklärte mir offen, ich müsse die Flottenpolitik der Regierung unterstützen: es ginge nicht an, daß sein „nationales" Blatt gegen Tirpitz zu heftig agitiere. Die Leser, meist Offiziere, Beamte, Lehrer und Geistliche, wünschten die größere Flotte und seien nicht so sehr für die kleinen U-Boote begeistert. Wiederum wurde mir angesonnen, meine Ueberzeugung den Interessen der Zeitungen unterzuordnen. Ich lehnte ab. Man wußte mich dafür zu strafen. Ich hatte 1911 in einem Feuilleton einen Unterseebootsangriff geschildert und die Bedeutung der Waffe grade für uns hervorgehoben. Ein bekannter Verleger bat mich, für ihn ein ganzes Buch solcher U-boots-Geschichten zu verfassen. In wenigen Wochen war meine Arbeit getan. In feuilletonistischem Gewand war das Buch ein aufpeitschender Protest gegen die verfehlte Schiffsbaupolitik des Herrn v. Tirpitz. Ich entäußerte mich aller Rechte auf ein Manuscript von 188 Druckseiten gegen eine Barzahlung von 600 Mark. Nach zwei Wochen erzählte mir der Verleger freudestrahlend, er habe bereits 30 000 Exemplare zu je zwei Mark abgesetzt. Zahllose Zeitungen brachten anerkennende Besprechungen. Große Blätter wie die ‚Hamburger Nachrichten' beschäftigten sich mit dem Buch im Leitartikel und druckten ein Kapitel unter dem Strich ab. Allgemein zerbrach man sich den Kopf, wer wohl der Verfasser sei. Es hieß, nur der geschäftsführende Vorsitzende des Flottenvereins Admiral Weber könne die ‚U-Boote an die Front' geschrieben haben. Schließlich wurde ich als Autor entdeckt, und nun beeilten sich dieselben Blätter, die das Buch vorher über die Maßen gerühmt hatten, es in Grund und Boden zu verdammen.

Am Anfang des Krieges erließ der Kommandierende General des 9. Armeecorps v. Röhl folgende amtliche Bekanntmachung: „Altona, 24. VIII. 1914. Ich verbiete während des Kriegszustandes die Verbreitung oder öffentliche Feilbietung der Bücher: ‚U-Boote an die Front‘ und ‚Der Zusammenbruch der Seeschlacht bei Borkum und Helgoland‘. Zuwiderhandlungen . . .“ In dem zweiten Buche hatte ich Deutschlands Niederlage gegen England vorausgeschildert. Mein alter Freund Keim schrieb mir am 20. März 1915 aus Belgien, wo er während des Krieges als Gouverneur saß: „Es drängt mich doch, Ihnen angesichts der Erfolge unsrer U-Boote meine Freude auszusprechen, daß Ihre Forderungen nach dieser Richtung, wegen deren Sie amtlich und halbamtlich ähnlich angegiffen worden sind wie ich seinerzeit, sich so glänzend als die eines weitsichtigen Mannes erwiesen haben . . . Ob die amtlichen oder halbamtlichen Organe den Mut haben, Ihnen gegenüber ihre Schuld abzubitten und festzustellen, daß Sie mit der U-Boot-Frage auf der rechten Wege waren?“ Nein, das war allerdings nicht der Fall. Ich blieb der „Landesverräter“ und „der Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt“.

(Schluß folgt)

---

# Was würde Bismarck tun?

Was würde Bismarck tun, wenn er heute wiederkehrte? Er sähe sein gut gebautes, schlecht gehütetes Werk in Trümmern und seinen Namen als nationalistische Phrase und internationalistischen Kinderschreck. Unter diesen Bedingungen würde er als Realist nicht so handeln wie unter den entgegengesetzten, also nicht nach den Prinzipien, die Andre als er als Bismarckische Tradition und Bismarckisches System sich zurechtgemacht haben . . . Bismarck würde mit der Unbedingtheit, die der Deutsche für sich in Anspruch nimmt, den verlorenen Krieg und die schuldigen Reparationen quittieren. Selbst abgesehen von aller politischen Moralität, deren er mehr besaß als seine Nachfolger alle zusammen, würde er es für das einzig Vernünftige halten, eine gegebene Unterschrift uneingeschränkt anzuerkennen. Ein Rechnen auf die Uneinigkeit der Gegner, einen Vorteil aus dem Zusammenbruch Europas würde er als verderbliche Schwäche verschmähen. Dagegen würde er bestrebt sein, durchaus das Vertrauen auf die eigne Verläßlichkeit sich zu gewinnen, um sichere und dauernde Bundesgenossen zu erwerben . . . Eine Anleihe würde er, unter heutigen Umständen, nicht annehmen. Wäre es eine äußere, so würde er diesen Staat und dieses Volk bis zum letzten Verlust der Unabhängigkeit damit belastet sehen. Wäre es eine innere, so würde er sich damit den Großindustriellen und somit der Weltfinanz desgleichen verschreiben. Es bliebe nur staatliche Gewalt oder Erfindung anzubietender größter Vorteile gegenüber den Geldbesitzern. Vor dem ersten würde er nicht zurückscheuen. Einem Volke, das zuerst sich den kommunistischen Luxus gestatten wollte, dann sich den großindustriellen Ausbeutern auslieferte und dabei dauernd nur auf die Franzosen schimpfte, würde er unerbittlich den Spiegel vorhalten und es markerschütternd packen. Es solle sich zuerst von der innern Besatzung und eignen Heuchelei freimachen, die Franzosen könne es nicht aus dem Lande treiben, wohl aber den eignen Ausbeutern das Geld abzwingen. Ein Privatbesitz existiere dann nicht mehr, wenn er die satte Tyrannei einer Klasse sei, die den Staat vergewaltige und das Volk hungern lasse und beides, Staat wie Volk, gewissenlos zugrunde richte. Nicht durch Revolutionen noch durch Evolutionen, aber durch Initiative zahlloser Einzelner, Erkennender und Handelnder, sei hier zu helfen. Er würde aufrufen, daß jeder anständige Deutsche was er vermöge aus seinen Mitteln zur Tilgung der Reparationen beitrage. Die Kleinen würden beginnen zu zahlen, die Großen würden zuletzt nachfolgen müssen, um nicht unter einem erwachenden Volke und Volksgewissen unmöglich zu werden . . . Vor kühnen Mitteln dürfte nicht zurückgeschreckt werden. Verpflanzung ganzer Arbeitergruppen, Rückkehr zu primitivern Wirtschaftsformen, Aufhebung aller minderwertigen Industrien, ausgedehnte Natural- und Tauschwirtschaft zur Ersparung von Bargeld und Zwischenhandel sowie Arbeitskräften. Jeder Krieg fordert mehr, fordert Schweres . . . Wir wollen durch Aufbau und Leistungen uns ein Recht zu erwerben suchen, daß die besetzten Gebiete wieder deutsch werden, aber unsre unmittelbare Aufgabe ist nur, daß wir selber wieder deutsch werden. Bleibt es bei uns beim Alten, so ist es vollkommen gleichgültig, ob von Deutschen oder Franzosen und Belgiern die Trümmer jenes Volkstums zugrunde gerichtet werden, aus dessen Urahnen sowohl Franzosen und Belgier wie Deutsche hervorgegangen sind.

*Rudolf Pannwitz* in Nummer 45 des 3. Jahrgangs der *Prager Presse* vom 16. II. 1923

# Der einflußlose Staatssekretär von *$_*$*

Nichts, was das Auswärtige Amt betrifft, ist für die deutsche Oeffentlichkeit unwichtig. Denn das Auswärtige Amt bestimmt die Geschicke Deutschlands. Also soll und muß immer wieder gesagt werden, wovon das Auswärtige Amt selber bestimmt wird.

In unserm Beamtentum geht bekanntlich nichts verloren. Die Erhaltung und Vermehrung der Art unterliegt vielmehr den Gesetzen der Fortpflanzung durch Teilung, wie bei den Mantel- und Moostierchen. (Siehe Bölsche oder Brockhaus.) Auf diese Weise traten an die Stelle des frühern Staatssekretärs des Auswärtigen Amts, der sich in der Revolution zum Minister hinaufentwickelt hatte, zwei Staatssekretäre: ein Staatssekretär P. und ein Staatssekretär W. Der Staatssekretär P. soll sich mit politischen, der Staatssekretär W. mit wirtschaftlichen Angelegenheiten befassen. In der Praxis gehts freilich anders. Da regieren Beide, was das Zeug hält. Da mischt sich der Staatssekretär P. in wirtschaftliche, der Staatssekretär W. in politische Dinge, und Beide zusammen machen die höchste Politik, die es in der Wilhelm-Straße gibt: die Personalpolitik — wobei immer der Stärkere oben liegt. Wenn also der Staatssekretär W., dessen Ressort bedeutend weniger Interesse für die Oeffentlichkeit hat, ein sehr starker Mann ist, so schreckt er die andern Mitglieder des Beamtenstaates im Staate wie Simson die Philister. Ist er ein schwacher Mann, so schaukelt er auf den Wellen wie eine Boye; und wird unter Umständen in ferne Weltteile abgetrieben. Dann kann sich wohl auch einmal ereignen, daß selbst der Reichstag die Zwecklosigkeit solcher Existenzen einsieht und die Stelle streicht. Das ist vor kurzem geschehen — mit dem Ergebnis, daß an die Stelle des Staatssekretärs W. ein Ministerialdirektor treten soll, ohne daß sich sonst etwas ändert.

Der Hauptausschuß des Reichstages befaßt sich mit diesen Problemen sehr ernst (so ernst, daß ein Referent über wichtige Etatkapitel immer wieder von den Legitimationsräten im Auswärtigen Amt spricht). Er ist in der soeben an uns vorübergegangenen Kommissionsdebatte über den Etat des Auswärtigen Amtes aufs gründlichste belehrt worden. Er hat alle Aufschlüsse über Ernennungen und Versetzungen erhalten, die er sich wünschte, ohne daß die Nachtruhe der Herren dadurch gelitten hätte — denn diese Listen werden nach einer alten und bewährten Methode gemacht, deren Geheimnissen selbst von den Insassen der Häuser Wilhelm-Straße 74, 75, 76, 77 nur ein kleiner Prozentsatz beikommt. Es ist daher auch fraglich, ob über die Kosten des diplomatischen Nachwuchses, der vielen neu eingestellten Attachés Klarheit herrscht, die zum Teil schon im Januar bedeutend mehr als ein Drittel eines Geheimratsgehalts bezogen haben. So ernst befaßt sich der Reichstag mit diesen Dingen, daß er sich von dem Außenminister hat sagen lassen, man müsse bei den Streichungen wenigstens das Personal derjenigen Gesandtschaften schonen, die sich aus eignen Mitteln erhalten, das heißt: derjenigen Gesandtschaften, die Valutagewinne in Gestalt ungemessener Paßgebühren erzielen und auf diese Weise nicht nur sich selbst erhalten, sondern noch von dem Ueberschuß an die arme Zentrale oder an weniger begüterte deutsche diplomatische Unternehmungen im Ausland abgeben können. Obwohl doch eigentlich selbst dem politischen Abc-Schüler geläufig

sein müßte, daß der Zweck der diplomatischen Missionen im Ausland nicht ist: Geld zu verdienen, sondern: die deutschen Interessen zu vertreten. Aber leider weiß man das eben nicht. Und so hat auch kein Mitglied des Hauptausschusses die Frage gestellt, was denn die deutschen Diplomaten in London und New York als Gegenleistung für die zu ihrem Unterhalt aufgewendeten phantastischen Summen bieten: welche politische Bundesgenossenschaft sie der deutschen Außenpolitik gegen den militärisch übermächtigen Gegner im Ruhrgebiet etwa geworben haben; welche Beziehungen angeknüpft sind; welche Aussichten auf eine bessere Zukunft sie eröffnen.

Nein, von solchen immerhin recht interessanten und aktuellen Dingen hat man nichts vernommen. Zumindest steht in den Berichten über die Sitzungen davon nichts. Hingegen hat, so liest man mit einigem Staunen, ein Abgeordneter, der früher selbst einmal zum Auswärtigen Amt gehört, den aber ein gütiges, für alle Teile gütiges Geschick vor den — in des Wortes wahrster Bedeutung: schwindligen — Höhen der diplomatischen Karriere bewahrt hat, sich dafür eingesetzt, daß der Staatssekretär P. „als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht" größere Vollmachten erhalte, und daß seine Position gestärkt werde. Diese Bemerkung ist gefallen, während der Staatssekretär P., Herr v. Maltzan, am Tische saß. Herrn v. Rheinbaben, der Herrn v. Maltzan mehr Einfluß eingeräumt zu sehen wünscht, kann als einzige Entschuldigung dienen, daß er die Hauptzeit seiner berliner Dienstzeit in der Nachrichtenabteilung zugebracht hat, wo man nie was erfährt. Sonst müßte er wissen, daß alle Frische und Tatkraft, alle guten Absichten der bisherigen Außenminister der jungen deutschen Republik stets an dem Widerstand des berühmten „ruhenden Pols" gescheitert sind. Er müßte wissen, daß in der göttlichen Weltordnung, wie sie sich in den vier Häusern der Wilhelm-Straße darstellt, der Staatssekretär P. der Fixstern ist, um den die Planeten in Gestalt der Direktoren und Geheimräte mit ihren Trabanten, den Subalternen und Subalternsten, kreisen, während der Außenminister den Kometen verkörpert, dessen Licht bestenfalls ein paar Nächte hindurch die unwissende Menge erschreckt oder erfreut, von dem aber ein braver Direktorialplanet so wenig Notiz nimmt wie seine Trabanten, weil sie in der Schule gelernt haben, daß ein Komet eben eine vorübergehende Erscheinung ist.

Diese Zustände herrschten schon unter Herrn v. Haniel, der zwar recht wacker die Fahne der alten Gilde in der Wilhelm-Straße hoch hielt und seine Getreuen schützte und von ihnen im Notfall geschützt wurde, der aber doch letzten Endes ein wohlmeinender und gutmütiger Mensch war, so gutmütig, daß er sich von Herrn v. Maltzan schließlich auf das tote Geleis in München schieben ließ und dabei fast noch ganz entgleist wäre. Kennt Herr v. Rheinbaben nicht die Vorgeschichte der Ernennung des Herrn v. Maltzan zum Staatssekretär P.? Weiß er nicht, was Rosen im Haag unter ihm gelitten hat, wie seine Abschiebung nach Athen mißlang, wie Maltzan, der kalte, ehrgeizige Streber, die Puppen tanzen ließ, als das große Rennen um den Botschafterposten in Moskau begann, wie die Namen v. Hintze, Nadolny, Hilferding, Brockdorff-Rantzau, Breitscheid in den Pressemeldungen umherschwirrten, deren Ursprung für den Eingeweihten nur allzu deutlich erkennbar waren? Weiß er, wissen der Auswärtige Ausschuß

und der Hauptausschuß, merkt der Reichstag nicht, was für ein Spiel da gespielt wird? Wie der „rote Baron“, der unter der Regierung Wirth mit dem Zentrum auf Du und Du stand und gleichzeitig dank den Grusonschen Familienbeziehungen immer wieder der schwerindustriellen Deutschen Volkspartei sicher war — wie dieser rote Baron, dessen Oster-Windei von Rapallo die politische Atmosphäre in Genua verpestete, mit verschmitztem Blinzeln unsern Nationalisten andeutet, die roten Bataillone der Sowjet-Armee warteten ungeduldig darauf, ihre deutschen Freunde von dem Joch der französischen Imperialisten befreien zu helfen! Wie er, dieweil sie warten, von der ihm nicht grade freundlich, aber doch ohne viel Widerstreben gehorchenden Organisation der Presseabteilung und mit Hilfe einer gedungenen Meute berufsmäßiger Hetzer eine Drachensaat von übelster Kriegspropaganda ausstreuen läßt, während er für sein Teil keinen Augenblick zweifelt, daß es mit dieser Propaganda, das heißt: mit der Anfachung der Hurra-Stimmung, der Kriegspsychose, des Geistes von 1914 sein Bewenden hat, sintemalen uns zum Kriegführen Kanonen, Leute und Geld fehlen! Denn mit den Papiermillionen, die jetzt im Ruhrgebiet umherfliegen, kann man wohl Propagandafeldzüge führen, aber keinen wirklichen Krieg.

Allerdings hat in dieser Angelegenheit ein andrer Staatssekretär, der Staatssekretär der Reichskanzlei, fast genau so viel Schuld wie Herr v. Maltzan, wenigstens soweit die Konstruktion des Apparates in Frage kommt. Auch damit müßte sich der Reichstag und müßte sich die Tagespresse, wenn sie politische Einsicht und Ehrgefühl hätte, beschäftigen. Sie brauchte nur die Namen v. Gottberg, Kapitänleutnant Janson, v. Lösch, Hauptmann Carman und andre zu nennen, brauchte nur zu fragen: Wer bezahlt? Aber all das tut sie nicht. Sie druckt vielmehr urteilslos alle Bielefelder Lügen und macht sie durch dicke Ueberschriften noch gefährlicher.

Nein, der Einfluß des Staatssekretärs P. braucht wahrhaftig nicht gestärkt zu werden. Das Gegenteil sollte man versuchen. Aber das ist zur Zeit völlig aussichtslos, da Herr v. Maltzan im Auswärtigen Amt regiert, weit mächtiger als einst Herr v. Haniel, Herr v. Simson oder einer seiner Vorgänger. Die einzige Hoffnung auf das Ende eines solchen Regimes ist die, daß er eines Tages doch seinen Ehrgeiz nicht bändigen und Außenminister werden wird (es sei denn, daß in nicht allzu ferner Zeit der Posten des Botschafters in Konstantinopel durch Apäsierung des Nahen Ostens besetzungsreif wird; was kaum sehr wahrscheinlich ist). Dann schlägt Herrn v. Maltzans Stunde. Dann werden die Reize für den großen Spieler zu mächtig sein. Wenn das Grand ouvert des Herrn Cuno verloren ist, nachdem Herr Wirth in Null ouvert groß Schlemm gemacht hat, wird Herr v. Maltzan für den nächsten Robber 6 Grand 7 Null ansagen (wobei als Granden die Nationalisten, als Nullen die Sozialisten aufträten). Dann werden die Ereignisse ihren Lauf nehmen, trotz Maltzan. Dann wird es ihm als Reichsaußenminister ergehen wie allen seinen Vorgängern, und er wird schließlich in die glücklichen und bequemen, aber langweiligen Gefilde der Seligen in irgendeiner fernen Botschaft abschwimmen. Man könnte fast annehmen, daß dann Ruhe einkehrt. Aber wer weiß, wer dann Staatssekretär P. — wer Herrn v. Maltzans Maltzan ist.

# Erfinder und Ölgötzen von Adolf Behne

## Unter Wilden und wilden Tieren

Licht. Bewegung. Wunder des Wassers, des Sandes, des Grases, des Felles, des Windes, der Sonne, des Schattens, des Auges . . . wie schön, daß wir diesen Film haben, das heißt: dieses Bild! Vergeßt doch nicht ganz, wenn Ihr nun in eine Gemälde-Ausstellung geht, was Bild zu sein vermag, welcher Intensität, welcher Spannung es fähig ist. Gleichviel, daß das eine „Photographie", das andre „Malerei" genannt wird. Fassen wir mit der Photographie ein Mehr an Kraft und Gewalt und Fülle, so laßt uns die Malerei pensionieren. Es gibt kein Gesetz, daß unter allen Umständen Malerei sein muß. Ich weiß: Malerei hat „Seele", und die Photographie ist „rein mechanisch". Aber wenn doch das mechanische Bild dreitausendmal reicher ist als das seelenvolle? Der Film würde ein Heer von Kunstmalern für nützlichere Berufe frei machen, wenn nicht die Menschen den Kunstfimmel hätten; wenn sie unter Kunst nicht verstünden, unvollkommen und schlecht mit Herz und Hand zu machen, was die Technik unter Zeit- und Kraftersparnis unvergleichlich viel besser macht. Diese „Kunst" ist Oelgötzenkult. Kunst hat nur noch dort einen Sinn, wo sie erfindet.

## Freie Sezession

Die Ausstellung (in der Galerie Lutz) wäre sehenswert, wenn man das Metall-Relief von Archipenko, das einzige Werk eines Erfinders, das heißt: das einzige sinnvolle, notwendige Werk in der Ausstellung, mit einigem Verständnis hinge, den andern Wandschmuck aber radikal abnähme. Den Ehrgeiz der Erfindung spüre ich — mehr oder minder — bei Max Band, P. R. Henning und Richard Scheibe. Alles Andre . . . siehe oben.

## Moholy-Nagy und Peri

Eine der besten neuern Ausstellungen im ‚Sturm'. Hier ist übrigens in der Art der Darbietung die Aufgabe weitergeführt, an die meines Wissens bei uns zuerst Oskar Schlemmer in Stuttgart 1920, dann Willi Baumeister ebendort und Schmidt-Rottluff in der letzten Juryfreien und in seiner Kollektiv-Ausstellung bei Möller herangingen: die Bilder so zu hängen, daß jedes zur reinsten Wirkung in seinem Raume kommt und zugleich Bild und Wand eine Einheit werden — was bewußte Abwendung vom System der Ordnungsaxen voraussetzt. Die Dadaisten schon hatten das Symmetrie-Schema (die Ausstellung eine gute Stube ohne Möbel) zerstört, so bei I. R. Neumann (1919) und Ivan Punis Kollektiv-Ausstellung im ‚Sturm'. In der sachlichen Durcharbeitung aber scheinen mir Moholy und Peri am weitesten zu sein. Merkwürdig ist, wie der erste, vom ‚Sturm' selbst gehängte Raum ein wüstes Durcheinander von möglichst vielen Bildern geblieben ist.

Der ‚Sturm' ist heute wieder so ziemlich die einzige Stelle in Berlin, wo die neue europäische Kunst gezeigt wird. Außer ihm wirkt verdienstlich Twardys Buch- und Kunstheim, das zur Zeit neue Arbeiten von Kandinsky zeigt.

Peris „Raumkonstruktionen" haben den Bildrahmen bereits gesprengt, dokumentieren einen Gestaltungsprozeß, der sich bald unmittelbar in Bauen verwandeln wird.

**Raoul Hausmann**
macht es den Kritikern leicht, ihn nicht zu kennen. In x Jahren hat er außer mit den Dadaisten bei I. B. Neumann und Otto Burchard und in der Arbeiter-Kunst-Ausstellung nichts gezeigt. Seine literarischen Aeußerungen, präzis-sachlich und leidenschaftlich wahr auch noch im groteskesten Ausdruck, sind stets anders, als sie sein müßten, um Erfolg zu haben. Die Aufsätze in der ‚Erde‘ hätten psycho-analytisch eingestellt sein müssen; sein Groteskenbuch ‚Hurrah, Hurrah, Hurrah‘ (im Malik-Verlag) hätte mehr ‚Simplicissimus‘ sein müssen; seine Dadaismen hätten — mehr dada sein müssen. Hausmann wird aber immer und überall die „Marke“ — und das heißt: den Kontakt mit dem Publikum — sprengen und das aus keinem andern Grunde, als weil er zum Mitläufer zu wissend, zu ehrlich und zu erfinderisch ist. Seine klare nackte Wesentlichkeit, seine elementare Unerschrockenheit wirken in den letzten, noch ungedruckten philosophischen Arbeiten vorbildlich und haben die Folge, daß Hausmann stets außerhalb des Betriebes ist. Er sucht keine Beziehungen und pflegt keine Beziehungen. Also ist er für die berufenen Kritiker nicht da. Ich sah ihn vor kurzem zum ersten Mal tanzen. Besessenheit und Präzision, Wildheit und Technik. Groteskes Balanzieren exzentrischer Spannungen. Tempo einer Turbine und clownhaft kühner Witz und keine Spur von Aesthetik — in der leider Charlotte Baras gotisch-kunstgewerbliche Totentänze geendet sind —: eine runde, ganze, lebendige Sache. Raoul Hausmann ist, was der deutsche Künstler so selten ist: eine Potenz.

**Biermanns Jahrbuch der jungen Kunst**
„Von der Gesamtauflage wurde eine einmalige Vorzugsausgabe in 100 numerierten Exemplaren hergestellt. Nummer 1—36 wurden in Ganzleder in der Handabteilung von Hübel & Denk in Leipzig gebunden. Die graphischen Originalbeiträge dieser Ausgabe sind von den Künstlern handschriftlich signiert. Nummer 37—100 wurden in Halbleder gebunden. Die Holzschnitte beider Ausgaben wurden auf China mit der Hand abgezogen, die Originallithographien der Ganzlederexemplare auf Japan, die andern auf Bütten in der Handpresse hergestellt. Beiden Ausgaben ist eine handschriftlich signierte Originalradierung von Edwin Scharff beigegeben.“ Eine deutsche Angelegenheit: „gründlich“, das heißt: gründlich daneben! In diesem spaßigen ‚Jahrbuch der jungen Kunst‘ (des Verlags Klinkhardt & Biermann in Leipzig) gibt es keine Baukunst, gibt es kein Rußland! Aber alle neuen Mode-Nieten („stattliche Zahl lebender Meister“) sind da: Herr Seewald, Herr Nauen, Herr Frieß, Herr Kohlhoff, Herr Wätjen und Herr Radziwill. Einige der Beiträge sind übrigens auch als Bändchen der Bibliothek der ‚Jungen Kunst‘ des gleichen Verlages erschienen. Ich nenne als brauchbar: Cohens ‚Macke‘, Kolles ‚Rousseau‘ und Hartlaubs ‚van Gogh‘. Das Jahrbuch ist 326 Seiten stark, mit Inseraten 342 Seiten. Ein Kunstsalon inseriert hier mit richtigem Instinkt: „Feine Graphik erster Künstler“.

**De Stijl**
Der fünfte Jahrgang des ‚Stijl‘ (Leiden-Weimar), dessen Beiträge zumeist holländisch, deutsch oder französisch erscheinen, hätte im Format jenes ‚Jahrbuchs der jungen Kunst‘ knapp 100 Seiten. Was darin wissenswert ist, läßt sich bequem auf eine halbe ‚Stijl‘-Seite drucken. In den fünf Jahrgängen des ‚Stijl‘ wüßte ich kaum eine Seite, die ent-

behrlich wäre. Die Herausgabe dieser besten europäischen Kunstzeitschrift — wenn man sie „Kunstzeitschrift" nennen soll — ist eine Tat, für die wie Theo van Doesburg dankbar sind. Hier ist Klarheit, Kraft und Sauberkeit; Wissen, Verantwortung und Kameradschaft. Das zwölfte Heft des fünften Jahrgangs bringt eine Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten aus den frühern Jahrgängen und ist daher die geeignetste Einführung in die Tendenzen der Stijlbewegung — neben der prinzipiellen Schrift Piet Mondrians ‚Le Neo-Plasticisme' (Paris 1920, Editions de l'Effort Moderne). Das zehnte Heft des ‚Stijl' brachte in einer holländischen Uebertragung El Lissitzkis schönes Bilderbuch von den ‚Zwei Quadraten', dessen russische Ausgabe (im Skythen-Verlag zu Berlin 1922) zu den schönsten Beispielen moderner typographischer Kunst zählt. Und da ich von Bilderbüchern spreche, erwähne ich hier auch die jiddischen Bilderbücher mit Zeichnungen von S. Ryback, die von der Jüdischen Sektion des russischen Kommissariats für Volksbildung — ‚Märchen für kleine Kinder' — herausgegeben wurden. ‚Kunstblatt', ‚Kunst und Künstler', ‚Form', ‚Genius', ‚Kunst für Alle', ‚Kunst und Dekoration', und wie sie sonst noch heißen, hoch aufeinandergepackt wiegen federleicht gegen jedes einzelne Heft das ‚Stijl', der eine Notwendigkeit ist. Glückwunscht und Gruß an Theo van Doesburg.

---

## Elektra von Alfred Polgar

Hofmannsthals ‚Elektra' ist Sophokles mit Koloratur. Drama in einem Akt, in einem Atem. Welches Portamento, welche Fähigkeit, den Ton zu halten, ohne Zittern und Umschnappen, ohne Riß und Bruch. Und wie viel Glanz im Duster der Kantilene.

Elektra ist ein monochordisches Wesen, ein Instrument mit einer einzigen Saite. Ueber ein ausgehöhltes Herz gespannt, schwingt sie Klang von besonders tiefer, dunkler Resonanz. Elektra geht eingehüllt vom Rache-Gedanken wie ein Nachtwandler vom Dunst seines mysteriösen Schlafes. Die idée fixe sichert sie vorm Sturz. Die Elektra des Sophokles ist ein Menschenkind, die Hofmannsthals eine Erinnye („vampyrartige Jungfrau mit Krallen an den Händen und blutigen Augen", Meyers Konversationslexikon).

Alle Figuren des Aktes sind überlebensgroß. Sie haben den Kothurn verschluckt und verdaut, ihn transsubstanziiert zu Wort und Geste. Die Aktion verstrickt sich bisweilen in das reiche Gespinst der Rede, und es dauert, zur Ungeduld des Hörers, oft eine gute Zeit, bis ihr Schritt dem edlen Knäuel sich entwunden und wieder freien Weg hat. Stark und schön ragt der tragische Bau. Die Verschmelzung von Sophokleïschem Marmor und Hofmannsthalschem Gips scheint täuschend geglückt, sehr kunstvoll ist die Intarsienarbeit (ins Drama eingelegte Lyrik) und vollkommen der Sieg eines leidenschaftlichen Formwillens über eine höchst formwillige Leidenschaft. Warum wird der Zuschauer doch der Ermüdung und Gleichgültigkeit Beute? Weil er diese Kontinuität der Pathetik überhaupt nicht mehr verträgt und schon gar nicht, wenn sie einem längst versteinerten Gefühls-Komplex gilt. (Shakespeares Narren und groteske Mörder: Lockerer des Pathetischen!)

Das antike Drama ist über-pathetisch. Unter dem großen Bogen, den es wölbt, nie ihn überflutend, fließt der Strom des Geschehens. Seine reißende Kraft ist reißende Kraft, aber gebändigt zum Schauspiel für Götter und Menschen. Der neuere Nachdichter verzichtet nicht auf Welle und Schaum. Mit andern Worten: er sucht, der heiligen Kühle des Stils die Warmblütigkeit des lebendigen Menschen zu verbinden. Er will die große Gebärde, aber auch das muntere Spiel der kleinen Reflexbewegungen. Er gibt die sakrale Glätte, aber er bedeckt sie mit den Chiffren seiner Aufgeregtheit.

So, dem Willen ihres Dichters gemäß, spielt auch, im Burgtheater, Frau Medelsky die Elektra, und offenbar wird in ihrer bewunderswerten Fehlleistung das artistisch-Incestuöse der Hofmannsthalschen Neu-Antike. Aus der schönen Pose fällt sie in Krampf, aus der hoch getragenen Rede in verwischende Hast des Sprudelsprechens, die Stimme läuft durch alle Register bis ins Falsett, von übermächt'gem Gefühl angefallen flüchtet der Leib bald ins Statueske, bald, wie der Ringkämpfer in die „Brücke", in den hysterischen Bogen. Da Orest als Orest sich kundgibt, treten bei Elektra Lähmungserscheinungen auf, Aug und Mund starren offen und die Hände suchen nach Halt in der Luft. Der Triumphtanz zum Schluß löst sich erst in minutenlanger keuchender Anstrengung aus völlig erstarrten Gliedern. Das Alles hat dramatische Kraft und menschliche Geltung. Aber es annulliert gewissermaßen die Dichtung. Es holt den Vorgang aus der Sphäre der Ueber-Natur, wohin er entrückt ward (durch Tragikers Kunst) wieder herab in niedrigere Region.

Frau Bleibtreus Klytämnestra bleibt durchaus in jener Sphäre. Sie macht sich nicht gemein mit dem Theater. Der Aegisth des Herrn Danegger hat was Joviales in seiner Furchtbarkeit; etwa: Grad aus dem Blut-Wirtshaus komm' ich heraus. Auf Aslans Orest lastet schön die Schwere seiner Sendung. Mit Anstand steigt er in das Blut-Familienbad. Von Patriarchenluft ist Herr Reimers, Erzieher des Orest, umwittert; rührend onkelhaft der Ton, mit dem er den Zögling an die Pflicht gemahnt, die Mutter zu schlachten. Sehr beträchtlich die Chrysotemis der Frau Mayen. Ein paar hineingeschmolzene Backfischtöne stören nicht den runden Guß der Figur.

Agamemnons Burgtheater-Haus ist ganz in Rot gehalten. Eine Fassade von gestocktem Blut. Alles Licht kommt von oben, die Rampe gibt keines. Das hat, in des Wortes eigentlicher und übertragener Bedeutung, seine Schattenseiten. Wenn Scheinwerfers Licht senkrecht auf den Scheitel des Spielers fällt, bleibt das Gesicht völlig im Dunkel: nur die Nasenspitze blinkt fahl. Der tragischen Optik ist das nicht förderlich.

---

## Schließt Frieden! von Morus

### Die Kohle

Die deutsche Abwehr hat erreicht, was sie überhaupt erreichen konnte: sie hat bisher verhindert, daß Kohle und Koks in nennenswerter Menge aus dem Ruhrgebiet nach Frankreich abtransportiert worden sind.

Das freilich, worauf es letzten Endes ankommt, hat sie nicht erreicht und konnte sie nicht erreichen: daß die Bergwerks- und Industrieprodukte des Ruhrgebiets in das unbesetzte Deutschland gelangen. Wir stehen also heute bereits da, wohin man notwendig gelangen mußte: Frankreich wird geschädigt, Deutschland wird schwerer geschädigt. Daß die Schädigung für uns tatsächlich weit schwerer ist als für Frankreich, läßt sich zahlenmäßig leicht beweisen.

Der Nachweis sei heute nur für das wichtigste Ruhrprodukt geführt: für die Kohle. Im letzten Jahr hatte Deutschland (ohne das Saargebiet) eine Steinkohlenförderung von rund 120 Millionen Tonnen. Davon kamen 92,6 Millionen Tonnen = 77,7 Prozent aus dem Ruhrbezirk. Ein Drittel der Ruhrkohle wurde verkokt. Von dem Koks wurde der größte Teil im Ruhrgebiet selbst verbraucht, von dem Rest erhielt die Entente den kleinern, das unbesetzte Deutschland den — wenn auch nicht wesentlich — größern Teil. Von der unverkokten Steinkohle verbrauchte das Ruhrgebiet knapp die Hälfte. Von der Versandkohle gingen in den ersten 11 Monaten des Jahres 1922 nach Frankreich und Belgien 8 Millionen Tonnen, ins unbesetzte Deutschland dagegen 24 Millionen Tonnen. Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich klipp und klar, daß die absolute Schadenquote an Kohle und Koks für uns wenigstens fast doppelt so hoch ist wie für Frankreich. Die relative Schädigung ist aber für Deutschland noch viel schwerer, da Frankreich nur ein Viertel seines Kohlenbedarfes von der Ruhr erhielt, während das unbesetzte Deutschland die Hälfte bis zwei Drittel, und wenn man von der englischen Einfuhr der letzten Monate absieht, sogar beinah drei Viertel seines Kohlenbedarfs aus dem Ruhrbezirk bezog.

Diese fehlende Kohlenmenge durch Ueberschichten in den oberschlesischen Gruben oder durch Kohlenimporte zu ersetzen, ist völlig ausgeschlossen, und es muß gradezu verwerflich genannt werden, wenn Fachleute, die unter ihrem Dutzend Titeln auch den eines Bergrats führen, dem Volke vorgaukeln, die Braunkohle liefere ausreichenden Ersatz, wir könnten jahrelang durchhalten.

Auf der andern Seite steht doch wohl außer Zweifel, daß den Franzosen auf die Dauer gelingen wird, zwar nicht so viel, wie sie haben wollen und vielleicht nicht einmal so viel, wie sie vor der Invasion erhielten, aber doch mehr Kohle als bisher aus dem Ruhrgebiet fortzuschaffen. Die Situation ist also die, daß wir heut auf dem Höhepunkt unsres „Abwehrerfolges" stehen, der von Woche zu Woche geringer wird, während gleichzeitig der französische „Mißerfolg" mit der Länge der Zeit sich zu einem Erfolg oder doch zu einem Teilerfolg umwandelt. Daraus ergibt sich für uns, bei kühler Ueberlegung, die einfache Schlußfolgerung: Wir müssen so bald wie möglich zu verhandeln suchen. Wir dürfen nicht im Stil der Deutschen Vaterlandspartei warten, bis uns der Gegner kommt — wir müssen, wenn es nicht anders geht, selbst den Anfang machen. Wir müssen zum mindesten freimütig erklären, daß wir zu Verhandlungen bereit sind und nicht Bedingungen stellen, an deren Erfüllung doch auch in Deutschland zur Zeit Niemand glaubt, wie etwa die vorherige Räumung des Ruhrgebiets.

Ja, wendet man aber ein: die Franzosen wollen garnicht verhandeln, sie wollen uns um jeden Preis niederknütteln. Wollen sie das wirklich? Die Antwort darauf gibt in dieser Nummer der ‚Welt-

bühne' R. Kuczinski. Manche Bedingungen des französischen Plans zu erfüllen, mag keineswegs leicht erscheinen. Aber sind sie schwerer zu ertragen als die Besetzung des Ruhrgebiets? Oder ließe sich nicht wenigstens darüber verhandeln, wenn die Aussicht besteht, daß wir auf diesem Wege das Ruhrgebiet befreien? Wenn wirklich im deutschen Volke der Opferwille besteht, der Opferwille bis zum Letzten, dann darf die Antwort nicht zweifelhaft sein: Wir müssen diesen Weg gehen, wir müssen wenigstens versuchen, ihn zu gehen.

Durch die Rede Bonar Laws im Unterhaus ist die Intervention Englands, wenn auch noch nicht in greifbare Nähe, so doch in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Sollte diese Aussicht wieder zunichte werden, dann wird man auch an den Stellen, die den französischen Plan bisher stolz ignoriert haben, ernstlich prüfen müssen, ob das Programm Poincarés nicht die Grundlage zu Verhandlungen bietet. Verhandeln verpflichtet zu nichts. Wir brauchen uns nicht zu schämen, uns an den grünen Tisch zu setzen, brauchten es auch dann nicht, wenn uns der Friede weniger nottäte.

### Der Franc

Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und noch einmal Geld. Je leichtfertiger ein Krieg begonnen wird, desto schlechter pflegt auch die Finanzierung des Krieges zu sein. Denn man muß ja dem Bürger vorspiegeln, daß man nur zu gewinnen, nichts zu verlieren hat.

Als Frankreich die Ruhr-Invasion unternahm, hatte es eben eine zwanzigprozentige Erhöhung der Einkommensteuer vorgenommen. Die Ruhr-Expedition sollte mit dazu beitragen, die Steuerlasten des Kleinrenters zu erleichtern. Ob sie es wird, wann sie es wird, ist ganz unsicher. Einstweilen kostet sie Geld. Abgesehen von den Mehrkosten, die durch die Einfuhr englischer Kohle und durch die Beeinträchtigung der industriellen Produktion entstehen, kostet die Besetzung monatlich 40 Millionen Francs, also rund 10 Millionen Goldmark. Das ist nach Vorkriegsmaßstäben eine stattliche Summe. Innerhalb der Defizitwirtschaft, an die man sich seit dem Kriege in Frankreich gewöhnt hat, ist es eine Lappalie. Sie verschwindet gegenüber der Riesenrechnung die der Finanzminister de Laysterie jetzt seinem Volke präsentiert. Die neue Anleihe von 13 Milliarden Francs, die in der Kammer dieser Tage ohne viel Federlesens angenommen wurde, ist zahlenmäßig das größte Anleiheprojekt, das ein Staat je im „Frieden" gewagt hat. Allerdings soll der größte Teil der Anleihe zur Verlängerung alter Schulden dienen. Die 1921 auf zwei Jahre ausgegebenen Schatzscheine, die 9665 Millionen Francs betragen, sind fällig und müssen, da an Einlösung nicht gedacht werden kann, erneuert werden. Dazu kommt das Defizit des diesjährigen Etats, das schon nach dem Voranschlag rund 4 Milliarden Francs ausmachte und infolge des Franc-Sturzes wahrscheinlich noch größer sein wird. Ob der französische Kapitalmarkt die neue Goldmilliarde selbst aufbringen wird, oder ob sich ausländische Geldgeber finden werden, steht noch dahin.

Ueber allem schweben unverändert die französischen Kriegsschulden. Frankreich schuldet den Vereinigten Staaten 15¼ Milliarden, England 11¾ Milliarden Goldmark. Diesen 27 Goldmilliarden Passiva stehen nur 10¼ Milliarden Aktiva gegenüber, die aber noch um

einige Grade fauler sind als die französischen Schulden selbst. Da rangiert an erster und aussichtslosester Stelle Rußland mit 4½ Goldmilliarden, dann kommt Belgien mit 2½ Milliarden, Serbien mit 1100, Rumänien mit 950 Millionen und die andern Kriegskameraden secundum ordinem. Wie Frankreich ohne ein allgemeines Clearing einmal seine äußere Schuld loswerden kann, liegt völlig im Dunkel. Die Aussichten solch eines Clearings sind durch das englisch-amerikanische Schuldenabkommen nicht größer, sondern eher kleiner geworden. Ohne ein allgemeines Reinemachen mit den Kriegsschulden aber wird die Weltwirtschaft nicht in Ordnung und können die Völker nicht zur Ruhe kommen, und solange Amerika nicht seine Hand dazu bietet, sind alle Friedensklänge, die Hughes in wohlgemessenen Abständen über das große Wasser sendet, eitel Humbug.

92 Milliarden Francs äußere Schulden, 37 Milliarden Francs Notenumlauf, denen eine Golddeckung von 3,7 Milliarden gegenübersteht, eine passive Handelsbilanz von 3¼ Milliarden, 4 Milliarden Etatdefizit: das sind die Grundlagen, auf denen die französische Währung steht. Daß da ein äußerer Anlaß wie die militärische Invasion ins Ruhrgebiet genügt, um den Franc ins Gleiten zu bringen, ist nicht erstaunlich. Man könnte sich eher darüber wundern, daß die französische Währung sich bisher so fest gehalten hat, und daß es möglich war, sie bis fast auf die Hälfte der Vorkriegsparität zu bringen. Daß dies überhaupt gelingen konnte, ist — das muß zum Ruhm der sonst nicht eben vorbildlichen französischen Finanzpolitik gesagt werden — der Erfolg des ernsthaften Strebens der Regierung sowohl wie des Volkes, seine Währung zu schützen. Als sich, noch kurz vor der Besetzung des Ruhrgebiets, die Devisenspekulation in Frankreich breitmachte, ist die Regierung nicht vor den rigorosesten Eingriffen in das Devisengeschäft, nicht vor Schließung von Bankhäusern und Verhaftung angesehener Finanziers zurückgeschreckt. Und wichtiger und bezeichnender noch ist die Tatsache, daß der Franc in Paris stets höher bewertet wird als in New York, während in Deutschland seit Jahren üblich ist, die Mark niedriger einzuschätzen, als das Ausland tut.

Der Franc ist seit dem Einmarsch in Essen um 13 Prozent gefallen. An dem Sturz der Mark gemessen ist der Ausschlag gering, für die französische Währungskurve ist der Abstieg beträchtlich. Er ist nicht groß genug, um Frankreich zum Verlassen des Ruhrgebiets zu bewegen. Dieser Illusion darf man sich nicht hingeben. Aber er hilft vielleicht dazu mit, die Franzosen an den grünen Tisch zu bringen, wenn man in Deutschland den falschen Stolz ablegt und sich ohne viel Umschweife zu Verhandlungen bereit erklärt.

### Die Mark

Als der Dollar bis über 50 000 Mark gestiegen war, entschloß sich die deutsche Regierung zu einer „Aktion". Schon bei der Einleitung der Aktion ist es nicht ohne Widerstand unter den Akteuren selbst abgegangen. Herr Havenstein stellte sich, wie immer, der Hergabe von Goldgeld entgegen, und nur mit Mühe gelang es Hermes, dem Autor und Leiter des Unternehmens, die Stützungsaktion durchzusetzen. Herr Havenstein erwies der deutschen Wirtschaft leider nicht den Dienst, fest zu bleiben und aus dem Amte zu scheiden, son-

dern erklärte sich schließlich damit einverstanden, wenn auch nicht Gold, so doch die nötigen Devisenmengen zur Intervention herzugeben. Ueber die Höhe des bereits verbrauchten und des noch vorrätigen Devisenfonds gehen die Gerüchte weit auseinander. Die in prager Blättern genannten Summen — 300 Millionen Dollar — können als viel zu hoch bezeichnet werden; doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß eine hohe neunstellige Zahl in Goldmark zur Verfügung steht. Die Höhe der Summe tuts freilich nicht; das hat der verfehlte Stützungsversuch nach Rathenaus Ermordung bewiesen, wo die Reichsbank durch Abwerfen in Tropfen mehr als 200 Goldmillionen nutzlos vertan hat.

Dieses Mal ist die Intervention zweifellos wesentlich geschickter angelegt worden. Durch Stocken des Zahlungsmittelrückflusses aus dem Ruhrgebiet war ohnehin eine gewisse Geldknappheit eingetreten, und durch Einschränkung der Kredite durch die Reichsbank wurde die „Verknappung" auf dem Goldmarkt noch gefördert. Dadurch war der Gegner von vorn herein geschwächt. Das Herunterdrücken der Devisenkurse wurde in Berlin vornehmlich durch das Bankhaus Mendelssohn besorgt, das im Auftrag der Reichsbank große Mengen Pfunde auf den Markt warf. Daneben wirkten andre Banken, besonders die Commerz- und Privatbank in derselben Richtung. Parallel mit den berliner Devisenverkäufen wurden aber größere Markankäufe an den ausländischen Börsen vorgenommen, vor allem in New York, wo ein dem Harriman-Konzern nahestehendes Bankhaus die Aktion durchführte und, wie man sagt, auch mit Krediten unterstützte. So gelang denn der Reichsbank, innerhalb zwei Wochen den Dollarkurs auf fast den dritten Teil herunterzudrücken. Wo die Bewegung Halt machen wird, läßt sich mit Sicherheit nicht voraussagen. Auch die Regierung hatte nicht, wie vielfach behauptet wurde, von vorn herein einen bestimmten Punkt vorgesehen, bis zu dem die Bewegung unbedingt zu führen sei, sondern man richtet sich vernünftigerweise nach dem Erfolg. Freilich, die Hauptaufgabe für die Regierung und Reichsbank kommt erst: nämlich den Dollar auf dem einmal erreichten „Tiefstand" auch zu halten, und die Durchführung dieser Aufgabe wird um so schwieriger sein, je mehr man den Dollar heruntergedrückt hat. Eine gewissermaßen natürliche untere Grenze ergibt sich aus dem Niveau der Löhne. Wird schon außerordentlich schwer sein, die Preise von der einmal erreichten Höhe herunterzubekommen, so wird bei dieser politischen Lage, wo man sich auf große Streiks nicht einlassen kann, gradezu unmöglich sein, die Löhne abzubauen. Im ganzen allerdings betragen die Löhne zur Zeit kaum das Zweitausendfache der Vorkriegszeit, und eine Reduziezierung des Dollars auf 8000 oder, wenn man das Sinken der Kaufkraft des Goldes zu Grunde legt, gar auf 6—7000 wird man in nächster Zeit weder vornehmen können noch wollen. An einen Riesendruck nach unten ist also vorerst nicht zu denken.

Dem Publikum, das zu Millionen heut an der Börse interessiert ist, ist der Dollarsturz gewaltig in die Glieder gefahren. Wenn man an den Börsentagen der vorigen Woche die bleichen Gesichter beobachtete, mit denen die Menschenmenge vor den Banken und Zeitungen die Kurstafeln las, wurde man an Szenen erinnert, wie sie sich nach Unglücksfällen im Leichenschauhaus zutragen. Der einzige Trost sind die vielen Leidensgefährten, denn nur wenige sind rechtzeitig „aus-

gestiegen". Der berufsmäßigen Spekulation ist die Abwärtsbewegung letzten Endes gleichgültig: sie stellt sich eben à la baisse um. An den letzten Börsen hat das Fixen auf Termin denn auch beträchtlich zugenommen.

Die erste und letzte Frage muß natürlich sein: Hat die Stützungsaktion volkswirtschaftlich oder politisch einen Zweck? Volkswirtschaftlich wird man jede Maßnahme begrüßen, die zu einer Befestigung der Mark führt, selbst dann, wenn sie so unerhörte Besitzveränderungen mit sich bringt, wie sie der Kreislauf des Dollars von 20 000 auf 50 000 und wieder auf 20 000 notwendig zur Folge hat. Und man kann nur bedauern, daß der Dollar erst auf 50 000 steigen mußte, bis man sich in der Regierung zu einem Eingriff entschloß. Denn niemals in der Geschichte des Geldes war, wie die Professoren Cassel und Jenks in ihrem Gutachten für die Reichsregierung offen ausgesprochen haben, eine Währung mit solch einer Goldreserve, wie sie schließlich noch in den Kellern der Reichsbank lagert, so widerstandslos zusammengebrochen. Der Widerstand kommt reichlich spät — wir wollen zufrieden sein, daß er überhaupt kommt.

Eine andre Frage ist, ob mit der Stützung der Mark politisch etwas Wesentliches erreicht ist. Offenbar verfolgt man damit verschiedene Zwecke. Man will einmal die Franzosen, die für ihre Besatzungstruppen deutsche Mark beschaffen müssen, zwingen, für ihre Markkäufe möglichst viel Francs herzugeben. Man will ferner — und das ist der wichtigere Grund — das Steigen der Preise ins Ungemessene verhindern, um die „Abwehrstimmung" der Bevölkerung zu erhalten. Und man will schließlich der Welt zeigen, was Deutschland Alles vermag oder, wie man es jetzt auf jeder Bierbank hören kann, daß wir uns nicht unterkriegen lassen. Dieser letzte, rein demonstrative Zweck der Stützungsaktion birgt dieselben Gefahren in sich wie alle Kraftgesten: im Ausland werden sie uns teils nicht geglaubt, teils fragt man sich, nicht ganz mit Unrecht: Warum geschah das nicht früher, als Deutschland angeblich erfüllen wollte und infolge der unaufhörlichen Markentwertung angeblich nicht konnte? Im Inland aber — und das ist das Gefährlichste — wird durch das finanzpolitische Kraftmeiertum die falsche Vorstellung erweckt, als bedeutete die Besetzung des Ruhrgebiets wirtschaftlich für uns gar nichts, als könnten wir jahrelang durchhalten. Wer sich nicht törichten Illusionen hingeben will, muß sich darüber klar sein, daß wir auch finanziell die Stillegung der Ruhrindustrie auf die Dauer nicht ertragen können. Darum gibt es auch vom finanzpolitischen Standpunkt aus nur eine Mahnung: Schließt Frieden, bevor Ihr gezwungen seid, ihn zu schließen!

---

## Gabe von Iselin Cox

Gott, Himmel und Sterne — o selige Bilder,
Von denen mein Herz reif wurde!
Sieh, Geliebter — sieh den Sommer in meinem Herzen,
Bestrahlt von der Sonne ewig junger Seligkeit.
Alle Aengste der Knospe sind abgefallen,
Nun blühen sie, die Blumen — .
Dir blüht mein Sommer, Geliebter:
Schenk mir die Gnade deiner offenen Hände.

# Bürger Schippel

Auf der Bank der unpathetischen Spötter hält Carl Sternheim Distanz von den Nachbarn zur Rechten und Linken, hat im un-jung-unbeweglichen Gesicht zwei höhnisch kalte Augen und eine Hochmutsfalte um die dünnen Lippen und findet das Gehudel unter sich so unsäglich skurril, daß er wirklich kaum noch die Geduld aufbringt, es zu sagen. Schweigen ist Gold, denkt er, und spricht nur in stenographischen Sigeln. Ein Schwätzer von Dramatiker würde rufen: Halt endlich dein sündhaftes Maul! Sternheim? „Endlich dein sündhaftes Maul." Ein Fürst bei ihm haucht: „Güte selbst. Schöne Gnade. Ich danke. Charming." Ein Schwülstling wird lebendig und lächerlich, ohne mehr Worte zu gebrauchen als ein Brummbär. Dieser würde murmeln: Ich habs verdammt ungern getan. Jener deklamiert: „Das blutigste Opfer meines Lebens!" Er hatte nämlich — Tilman Hicketier, Goldschmied einer Stadt wie Bückeburg oder Arolsen und Patrizier seit dem Dreißigjährigen Kriege — er hatte den „Bastard" Schippel gebeten, bitten müssen, mit seinem unvergleichlichen Tenor für ein Quartett den Ehrenpreis zu retten. Der Bestard, der Schandfleck, der Auswurf ist plötzlich Wer. Er handelt mit seiner Stimme. Er verlangt um ihretwillen die gesellschaftliche Anerkennung. Er erhebt seine Augen aus der Gosse ganz frech bis zu Hicketiers köstlicher Schwester Thekla. Er wartet nicht mehr auf, sondern schnappt zu. Aber als der Bruder Ja und Amen sagt, weil Thekla gestern ihrem Landesfürsten liebevoll und untertänig eine Nacht verschönt hat, sagt Schippel aus demselben Grunde Nein und Danke.

Dies ist der Höhepunkt der Komödie und die sinnreichste Pointierung ihrer satirischen Absichten. Sternheim verachtet beide Parteien: den Kleinstadtbürger, der ein schönes, kluges Mädchen seines eignen Blutes einem „dreckigen Proleten" hinstößt, da es ja „gefallen" ist; doch nicht minder den Proleten, der den Sittenkodex jener Kaste, wenn sie ihm nur erst von weitem zuwinkt, unversehens aus dem ff handhabt. Ein Duell allerdings fürchtet der vierte Stand auch dann noch wie den Tod. Sternheim läßt es stattfinden: erstens, um an einem neuen Beispiel zu zeigen, daß der dritte Stand, vertreten durch den Duellpartner Beamten Krey, dem vierten an Erbärmlichkeit nichts nachgibt; zweitens, um den abrundenden Schlußwitz anzubringen, daß Schippel, der schlotterich zwei Löcher in die Luft geschossen hat, zum Lohn für tapferes Verhalten vor dem Feind ein Bürger unter Bürgern wird; drittens, um das Duell aus ‚Was Ihr wollt' zu parodieren und damit bis zuletzt im Stil zu bleiben.

Denn Sternheim holt seine stärksten Wirkungen aus der Wiederholung, Deplazierung und Verzerrung von Szenen, Figuren, Motiven und Wendungen vergangener Schrift- und Bühnenwerke. Schippel trägt den Kopf gesenkt, seit ihn als Kind ein Kind bespuckt hat; und er begehrt die reiche Schwester Hicketiers, weil sie das Kind gewesen ist. Man schreit über diese schlagende Verhöhnung Sudermanns. Von den

Tragödien bis zu den Familienblattromanen ist für Sternheims Ironie nichts zu klein und schon gar nichts zu groß. Selbstverständlich ist Schippel rothaarig wie Hinko der Freiknecht und ein Liebespaar so gebildet und objektiv, sich in aller Liebe bewußt zu bleiben, daß es nichts als eine Variante von Romeo und Julia darstellt. Den erotischen Beziehungen wird zugleich ein Kult gewidmet und ihre Lächerlichkeit bewiesen, höchst unpedantisch bewiesen. Sternheim zwinkert eine Grandezza boshaft an, und sie ist entzaubert. Dann wieder plustert er eine Unwichtigkeit mit der ernstesten Miene auf, um sie desto empfindlicher zusammenklappen zu lassen. Er ist überall mit seinen stechenden Augen und seiner spitzen oder just aus Tücke schweren Zunge. Freilich: sind das die Mittel eines Menschenschöpfers? Geht es ganz ohne Herz? Kälte ist schön — aber ist Wärme nicht eher nötig, soll sich wo ein Gebild gestalten? Sternheim wird es leugnen. Er lebt in einer spirituellen Welt, wo sichs der Geist am Geist genügen läßt. Er steckt diesen Geist nicht in Fleisch und Blut, sondern in Haut und Knochen. Er macht Kunst aus Kunst, will offenbar nichts andres und darf verlangen, daß man nach nichts weiter fragt als danach: ob ers kann.

Er konnte es vor zehn Jahren mit Reinhardt und seinen Schauspielern. Ich habe Reinhardts mitschöpferische Fähigkeiten kaum je so bewundert. Bei der Lektüre schien die Komödie gescheit und grotesk, aber kahl und dürr und dabei nicht einmal klar. In der Aufführung war sie nicht wiederzuerkennen und war doch dieselbe geblieben. Nichts fehlte von ihr; aber was ihr fehlt, war auf eine unbegreifliche Weise hinzugedichtet. Sie blühte. Sie hatte die Atmosphäre von winkligen Mauern und niedrigen Häusern, von verkümmerten Hirnen und schiefgewachsenen Seelen, von Kleinstädterei und Kleinstaaterei. Die vielmaschige Verflechtung war übersichtlich ausgebreitet. Strahlen, Monde, Arabesken, Hicke-Tiere und menschenähnliche Figuren schossen zu einer farbigen Vielheit zusammen und lösten sich wieder in einfache schwarze Linien. Was für gute Einfälle! Es steht nirgends, daß der Buchdruckereibesitzer Wolke mitten im Gespräch plötzlich auf dem Klavier Fetzen von Melodien anschlagen soll, die eine Situation teils beleuchten, teils travestieren. Es steht nirgends, daß sämtliche Duellanten, Sekundanten und Aerzte in putzigen Bratenröcken und verschieden hohen Zylindern erscheinen und vor, bei und nach dem Männerkampf ein unendliches Gegrüße, Hutgelüpfe und Händegeschüttle anheben sollen, dessen Feierlichkeit einen erschütternden Kontrast zu dem Verlauf der Schlacht und dem Zustand der feindlichen Heere bildet. Alles, was Sternheim in seinen fünf Akten ausgedrückt hat, war von Reinhardt noch einmal pantomimisch in diese Szene zusammengefaßt: eine Phantasmagorie des Philistertums als ewig mittelalterlicher Großmacht, gefährlich durch ihre Dummheit, gefahrlos dank ihrer Komik. Jetzt hat das Lessing-Theater den Erfolg von damals erneuert. In acht Tagen will ich ihm dafür danken.

# Kasimir Edschmid selbst

Daß Wort für Wort wahr ist, was in Nummer 42 der ‚Weltbühne von 1920 über den „sublimen Kasimir“ ausgesagt worden ist, hat dieser jetzt noch nachdrücklicher als durch die Bloßstellung von Frauen und durch seine Photographien in Modeblättern bestätigen zu müssen geglaubt. In bedauerlicher Verkennung seiner Begabung für Pferde- und Wassersport unternimmt er „eine Zehn-Nächte-Tour durch die europäische Gesellschaft und Literatur“ und macht den ehrlichen Verlag Erich Reiß zum Hehler einer ziemlich subalternen Schwindelei: er stopft ein (statt: einen) „Bücher-Dekameron‘ mit apodiktischen Urteilen voll, die kaum anders als schief sein können, weil der Beurteiler nicht dreißig, sondern dreihundert Lebensjahre nötig gehabt hätte, um einen kleinen Teil all dieser — von ihm entweder durch Tadel geehrten oder durch Lob befleckten — Werke wirklich zu lesen. 748 Autoren werden genannt. Wer darunter ist, befindet sich in Gesellschaft eines Schriftstellers Wenzig, der gewiß einmal die ‚Achatenen Kugeln‘ oder sonst eine Offenbarung des Meisters irgendwo ausgeschrien hat; wer nicht darunter ist, in der Gesellschaft von, beispielsweise: Moritz Heimann, Wilhelm Lehmann, Oskar Loerke, Fritz Mauthner, Alfred Polgar, Jakob Schaffner, Emil Strauß, Ludwig Thoma, Arnold Zweig. Der Schmöker, der aus orthographischen Schnitzern und unrichtigen Interpunktionen besteht und auch über die einfachsten Tatsachen der „europäischen Gesellschaft und Literatur‘ mit vollendeter Treffsicherheit eine falsche Auskunft gibt, soll hier nicht etwa durch eine Kritik ausgezeichnet werden. Auf Seite 84 heißt es: „Sprache war nie ein Vorwand, sondern ist man selbst“. Hört zu, wie Kasimir Edschmid spricht, und Ihr werdet erfahren, wer er ist.

Seite 44: Figuren Meuniers . . ., die . . . den nationalen Ausdruck . . . ausdrücken.
Deutsch ist nicht . . . Deutsch ist nicht . . . Deutsch ist nicht . . . Deutsch ist vor allem nicht Gerhart Hauptmann

54: Von außenheran ist an das Märchenmotiv nicht zu kommen. . . . Oskar Wilde, der die Naturlaute mit Spitzenhosen und manikürten Rosanägeln maskierte.

66: Ich vertrieb einmal, in den Gartenpavillon eines englischen Diplomaten tretend, den Besitzer

70: Ich ziehe es vor, ein Drama in Verfolgung und Erschießen im Ballon und die Maskierung von Verbrechern atemlos zu verfolgen als im Theater erleben zu müssen, wie Gerhart Hauptmann

73: Ohne Eindrillen der Jugend auf die Klassik, würde Goethes ‚Faust‘ im Theater genau so als verquollen abgelehnt wie der Wechselbalg, in dem irgendein Jüngling sich auf seine Weise unklar mit der Welt ausdisputiert.

98: . . . wenn sie ihren Stil zu haben glauben, haben sie den Schwanz ihres Bullis in der Hand oder das Hirn eines anderen in der Pfanne oder statt dem Geliebten den Kühler des Autos am Herzen.

99: Mit einem deutschen Fürsten, belesen wie keiner der Schriftsteller Deutschlands, die selbst ihrer sechzig Jahre Bildungslosigkeit und Faulheit nicht ekelt, redete ich in seinem Weinberg von seinen Büchern

114: Ich fürchte, es würden bei allem Ehrgeiz, den das Greisentum mitführt, selbst die besterhaltensten dies Alter nicht erreichen wollen.

Das Verhaftetsein an eine einzige Anschauung ist auch im Lesen nicht pikant

123: Die Geschichte der Menschen ist möglich ohne Aeschylos und Dante, aber ausgeschlossen ohne Segelei.

129: Undenkbar, daß die Provence, daß Smaland, daß York abfiele von ihren Mutterstaaten, weil ihnen da in der Leitung etwas nicht passe

138: Herr Uzarski . . . ist schon fiter

153: Ich muß daran denken, daß ich Anatole France und Herrn von Ghérardine an einem und demselben Tage einmal traf.

160: Die Maintenon ließ den zärtlichen Racine biblische Stücke schreiben, von denen Friedrich wieder sagte, er habe lieber die ‚Athalie‘ geschrieben als seine Kriege gewonnen

177 Diese Summen sind bedeutungslos, aber schlimmer ist: die Preise sind sinnlos, weil nicht, wie in anderen Ländern und wie es sein müßte, die ganze Nation atemlos darauf den Blick richtete, sondern daß die Nation sich den Teufel um die Preise kehrte

185: Eines Nachts frug er:

198: Eine Hochschule nach dem Spötter Lichtenberg genannt, wäre in Eile eine delabrierte Sache

201: . . . ist immer die Kunst gewesen, die Politik und die Werte zu trennen, statt sie zu verknäueln und sie später aber im Bild jenes Theaters auszugleichen

214: . . . die phallischsten Zeichnungen . . .

217: Deutschland ist wie allezeit der Nabel der Welt, ihm ist der Bauch völlig aufgeplatzt und man beginnt ihn langsam wieder einzunähen.

229: Sich dem entziehen, hat man die Freiheit nicht.

233: . . . die begabten und schöpferigen Dichter . . .

234: . . . es ist auf die Dauer noch nie ein Urteil nicht gefallen, wie es gefällt werden müßte.

. . . zehn Jahre, nachdem man sich an die Tempis und das Ballen machte . . .

244: Sie haben bei dem Namen Hofmannsthal heute schon vergessen, daß er seinerzeit ein sehr öliges Programm von misanthroper Schnauzbärtigkeit vorstellte . . .

. . . der Ruhm des aus der greulichen deutschen Naturalistenzunft kommenden Hauptmann . . .

246: Die Expressionisten haben immerhin dahinaus zu gedeutet . . .

257: . . . ja bis zur Operette hat mit Geist und Anmut Herr Lipschitz sie getrieben

272: Was kann man tun, wenn einem alles verläßt? Nicht paktisieren.

276: Guilbeaux . . . wurde in contumaciam . . . auf Grund eines Materials als Schädling seiner Nation zum Tode verurteilt, das an der Spitze einen Bericht von meiner Hand über den Mut enthielt, den er während des Krieges für die Erhaltung Europas aufbrachte.

279: . . . die deutschen literären Zeitschriften . . .

282: Vor seiner Zeit hatte Leopardis Schwermut ganz Deutschland mitweinen, Manzoni, der große Schüler Walter Scotts, in seinen ‚Verlobten‘ die massive Gläubigkeit eines Katholiken über ganz Deutschland geschüttelt.

285: Wie waren später der schöne Urning Wilde und Beardsley die sichersten Ponten im Spiel der Geschmäcker

286: . . . dichterischer wie . . .

290: . . . nach auswärts . . .

*

„Sprache war nie ein Vorwand, sondern ist man selbst.“

# Bemerkungen

## Kleine Woche

Neidvoll seh ich die Oesterreicher in den deutschen Kurorten herumspazieren. Sie sind neuerdings wieder Kavaliere geworden, die den Degen der Edelvaluta umgeschnallt haben.

Nein, sie haben es wirklich gut, die Oesterreicher; die Entwertung der Krone und die Feuilletons über das sterbende Wien sind zum Stillstand gekommen. Da ihre Preise die höchsten der Welt sind, können sie wieder zu reisen beginnen; Sankt Moritz ist für sie nicht teurer als der Semmering.

Ich wollte, wir im Reich wären schon so weit. Natürlich bin ich mir des Leichtsinns dieses Wunsches bewußt, in einem Augenblick, wo man in meinem Kurort zwar noch nicht das Wett-Rodeln, wohl aber bei der Verteilung der Preise die Bauerntänze untersagt hat. Auch bringt man jetzt die Sporthosen der Damen mit den Franzosen in Verbindung, so daß sie erst nach dem Abzug der Feinde aus dem Ruhrgebiet wieder ohne Gefahr getragen werden können.

Uebrigens rodelt Niemand besser als die Bauern. Schon die vierjährigen Kinder lassen die Hände frei und steuern mit einem Druck der Hüften oder, noch souveräner, indem sie bald die Linke, bald die Rechte, die leicht gehoben sind, zur Faust ballen. Diese winzige Muskelspannung lenkt den Schlitten. Die dicke Kommerzienrätin aus Berlin soll es einmal nachmachen. Da sie es nicht kann, schwärmt sie dafür.

Ich wollte also, wir im Reich wären schon so, mit Verlaub zu sagen, so tief gefallen wie die Oesterreicher. Wir haben nicht mehr den Ehrgeiz, es möge noch eine Valuta geben, die schlechter als die unsrige ist. Wir sind darauf gefaßt, daß die Krone besser als die Mark stehn wird — es wäre eine Genugtuung für die Oesterreicher, die von den Deutschen immer ein wenig bevormundet worden sind.

Wenn wir beide nichts mehr zu verlieren haben, drücken wir uns die Nibelungenhand und sagen: Es kann jetzt nur noch aufwärts gehn.

*

Seit vier Jahren, als Zeuge der erstaunlichsten Umwertung aller Werte, aber auch der erstaunlichsten Erleichterungen für den Augenblick, gehe ich einem Gesetz nach, das ebensoviel Erklärung wie Trost enthält.

Es ist das Gesetz vom Umschlag der Extreme.

Jedes Volk hat eine entsetzliche Angst, mit seiner Währung auf die schiefe Ebene zu geraten. Verliert das Pfund in New York einen Viertelschilling, so ist es eine Katastrophe unter den Finanzleuten der londoner City.

Ich erinnere mich der Verstörung, als die Mark in der

Schweiz zwanzig Rappen galt. Heute gilt sie den sechzigsten Teil des Rappen, und die Situation ist so, daß zwar eine Anzahl von Einzelpersonen zugrunde gehen, die Natur als solche aber nicht.

Ist man einmal endgiltig auf die schiefe Ebene geraten, so hilft kein Mittel als, wie soll ich sagen, völlig hinabzugleiten. Da ganz unten gibt es einen Stillvor einem drohenden Extrem stand, und es ist Das erreicht, wonach alles Leben strebt: ein neues Definitivum.

Mit andern Worten: Rettung findet man nur, indem man sich hineinstürzt. Der alte Satz, daß die Extreme sich berühren, ist von einer ganz tiefen, gesetzgebenden Wahrheit. Oscar Wilde sagte einmal, die einzige Möglichkeit, eine Versuchung loszuwerden, bestehe darin, ihr nachzugeben.

Die einzige Möglichkeit, sich von einer schlechten Laune zu befreien, besteht darin, ihr zu Willen zu sein. Man schimpft, man klagt an, man tobt sich aus — nach einer Weile tritt der Umschlag ein, man wird wieder vernünftig, heiter, brauchbar.

Kluge Frauen wissen das. Sie machen kein beleidigtes Gesicht, wenn der Gatte oder Freund „Streit sucht", und diese Taktik lohnt sich unfehlbar. Denn sie tun nichts andres, als daß sie einen hygienischen Vorgang unterstützen. Es gehört zur Hygiene, Spannungen nicht zu unterdrücken, sondern auf dem natürlichsten und kürzesten Weg sich entspannen zu lassen.

*

Kehren wir zu den elementaren Vorgängen der Volkswirtschaft zurück. Auch hier bedeutet der Sturz ins Extrem, also die Verarmung, nicht, wie man während des Sturzes annimmt, den Untergang; sondern man erreicht einen Punkt, der sich überraschend genug mit dem alten Zustand berührt, von dem man sich für immer getrennt glaubte.

Eine maximale Inflationsvaluta berührt sich mit der maximalen Goldvaluta, ist ihr nächster Nachbar. Die Einwände liegen auf der Hand, und doch birgt das Paradoxon eine absolute Wahrheit. Die Inflation ist das Fieber, das Fieber aber zugleich Symptom für Erkrankung und Heilungsprozeß, es ist Anpassung und Unschädlichmachung.

Ballin in Hamburg nahm zuviel Morphium, als die Flotte ausgeliefert werden mußte. Wir ehren diese Tat der Verzweiflung und des Patriotismus (nebenbei eines Juden). Aber wir wissen auch heute, daß die gewiegtesten Nationaloekonomen verblüfffende, für unmöglich gehaltene Erfahrungen gemacht haben und später einmal ganz neue Erkenntnisse aus ihnen ziehen werden.

Ich bin überzeugt, daß das Gesetz vom Umschlag der Extreme und von dem ihm einwohnenden Heilungsvorgang noch eine Rolle spielen wird.

Alles Lebende drängt, auch ohne daß Katastrophenzeiten eintreten, zum Umschlag in sein Extrem. Der Radikale wird konservativ, der Sittenreformer Savonarola zum Tyrannen einer Stadt und Fanatiker, das vom preußischen Militarismus befreite Frankreich selbst militaristisch, jede Verwirklichung einer Idee ist bereits Umschlag der Idee. Kein Ding in dieser Menschenwelt bleibt in der Mittellage, Alles springt von Pol zu Pol.

Aber ich komme ins Philosophische und sage nur noch: Auch die Biographie des Geldes gehört in die Philosophie.

*Lilipat*

## Ein Grenz-Fall

Herr Grenz, der sich selbst überschritt, will sagen: überging, als er die Körperverletzung auf Harden inszenierte, ist bekanntlich Buchhändler in Oldenburg und als solcher vermutlich auch Mitglied des Börsenvereins für den deutschen Buchhandel. Sollte diese Annahme zutreffen, so wird der Börsenverein Herrn Grenz,

der zwar seine Angestellten weit über Tarif bezahlte und sich streng an Schlüsselzahlen hielt, im übrigen aber seine Kulturaufgabe darin erblickt, nicht so sehr gute Bücher als vielmehr Juden und andre landfremde Elemente zu vertreiben, gewiß längst aus seiner Mitte entfernt haben. Da es jedoch nicht ganz ausgeschlossen erscheint, daß der Börsenverein im Drange der Geschäfte die Ausschließung des Herrn Grenz vergessen hat, so wäre die Beantwortung der folgenden drei Fragen erwünscht:

Erstens: War Herr Grenz Mitglied des Börsenvereins?

Zweitens: Wenn ja — ist er es noch?

Drittens: Wenn er es nicht mehr ist — wann ist er aus dem Verein ausgeschlossen worden, und wie ist sein Ausschluß den übrigen Mitgliedern des Börsenvereins bekanntgegeben worden?

*Hans Schönlank*

### Der Tod

Der Tod ist nicht grausam. Er kommt immer erst post factum: nach erledigtem Fall. Wann er auch kommen mag, er wird stets eine Leiche antreffen. Und nicht nur jene Gesamtleiche, die vor kurzem noch als lebendiger Mensch herumlief! Nein! Was ist nicht alles Leiche schon im Säugling! Die Geburt hat das Kind aus der Mutter gerissen. Ein Leben ist ihm damit abgestorben. Wie beklagt es das Kind mit seinem ersten Schrei! Wie kalt, wie bedürftig, wie bloßgelegt ist ihm zumute! Alles stört, foppt, quält — und alles fehlt!

Wie nun gewinnt das Kind den eigentlichen Zusammenhang wieder, da die Nabelschnur abgerissen ist? Wie anders, wenn nicht — schließlich — durch den Tod!

*Berthold Viertel*

### Aphorismen

Das Schöne muß gefunden, das Wahre entdeckt, das Notwendige getan, des Befreiende gelebt werden.

*

Verkauft ist der Edelmut, der mit Lob bezahlt wird.

*

Früher fanden große Menschen große Gedanken — jetzt suchen große Gedanken große Menschen.

*

Wer will das Leben lieben, der muß die Liebe leben.

*

Glück ist: sich ein junges Herz bewahren und dabei geistig reif werden.

*

Vorsicht ist die Mutter des Ungenialen.

*

Wer auf den Herzschlag des Andern hört, hat Taktgefühl.

*D. Pejacsevich*

### Liebe Weltbühne!

Es war zu Münster in einer Vorlesung über kriminalistische Psychiatrie bei Professor Th. Er sprach von den privat- und strafrechtlichen Konsequenzen des Entmündigungs-Paragraphen für Geisteskranke. Und erklärte: „Meine Herren, unterscheiden Sie! Die Geistesschwäche der Juristen ist etwas ganz andres als der Schwachsinn der Mediziner."

## Unverbindliche Kalenderverse

wobei der Januar absichtlich fehlen tut, da vorbei

Schon hampeln Lerchen durch die Luft;
wer Bücher ausleiht, ist ein Schuft.
O Ringelnatz, du schwankst betrunken!
Paul Gurk schwitzt geniale Funken.

Statt Ompteda und Walter Bloem
rat ich zu Hasse Zetterström.
Hält ein Poet auf Reputat,
ergreift er flink den Steputat.

Den Roßkastanien platzen die Pellen;
Verlaine enthält verbotene Stellen.
Auf, laßt uns mitsammen den Kulka studieren,
damit wir Jean Paul des Plagiaz überführen.

Die Spargel sprießen, daß es knallt.
Wer Frenssen liest, wird asch und alt;
doch von der Wiege bis zum Grab
labt dich der Dalaidrama Bab.

In stillen Wassern laicht der Lachs.
Bei Feuersbrunst hilft Minimax.
Als Adjutant des Alten Fritzen
muß Ritter Molo Tinte spritzen.

Im Juli magst du Mücken lynchen.
Mein Hauswirt läßt den Lokus tünchen.
Kurt Pinthus wühlt in Manuscripten,
die hoffnungsschwangre Finger tippten.

Wer werfelt, wird ein Spiegelmensch.
Verleger sind gar wetterwendsch
und schießen dennoch Vorschuß vor.
Trotz falschem Ton freuts den Autor.

Herr Brunner kutscht den Venuswagen,
Kasedschmid kann nur Milch vertragen.
Franz Blei lebt meisterlich von Trüffeln.
In Sachsen wimmelts arg von Büffeln.

Des Sumpfhuhns Augen nennt man Lichter.
Auch Anton Wildgans wirkt als Dichter;
Hahasenschiller liebt Ekstasen.
In Weimar prüft das Bartels Nasen.

Von Ignaz, dem Wrobel, ein zahmer Verwandter
bedient sich des Pseudanonyms Peter Panter.
Ein einzelner Zwiebelfisch macht keinen Winter,
als Bußtagslektüre gepriesen sei Dinter.

Papa hat einen Christbaum gestohlen,
die Mutti heizt mit Bonsels statt Kohlen,
und manchen traulichten Winterabund
verbringt die Mischpoche im Schoß von Klababund.

*Hans Reimann*

## Antworten

**Bayer.** Ich habe Ihnen neulich schon zugesichert, daß hier über Fechenbach die armen Niederschönenfelder nicht vergessen werden sollen. Da der mittelalterlichen Zuchthausverwaltung die „Intellektuellen" besonders verhaßt sind, so bietet man Alles auf, um sie besonders zu treffen. Eignes Licht dürfen sie nicht mehr brennnen, weils ihnen dabei im Geiste helle werden könnte. Also muß jede Minute des Tages bis in die tiefste Dämmerung hinein von diesen verdammten Juden Mühsam und Toller zu Arbeiten ausgenutzt werden, deren destruktiver Charakter ja doch wohl unleugbar ist. Also mögen sie sich ruhig die Augen verderben. Und wenn sie einen . . . Das aber . . . Während Graf Arco und Herr v. Jagow . . . Nein, wer kein Fischblut hat, ist außerstande, über diese Dinge in ausgeformten Sätzen zu reden.

**Leipziger.** Auch ich möchte nicht verfehlen, Ihres verwichenen Stadttheaterdirektors zu seinem siebzigsten Geburtstag freundlichst und freundschaftlichst zu gedenken. Mit dem Praktiker Max Martersteig, den Sie preisen, habe ich zu geringe Berührung gehabt und die obendrein vor zu vielen Jahrzehnten, als daß ich einen Eindruck von ihm haben oder gar über ihn urteilen könnte. Aber dem Theoretiker, dem Theatergelehrten bin ich die tiefste Reverenz schuldig. Seine theateraesthetischen und theaterhistorischen Schriften haben uns Alle von derselben Fakultät in seltenem Grade bereichert. Daß er nie den verdienten Erfolg gehabt hat, verdankt er der hohen Tugend, immer einer der Stillen im Lande gewesen und bis heute geblieben zu sein. Diese Gattung Mensch, in weimarer Kunstboden wurzelnd und mit dem einstmals gelockten Haupt in die Wolken der philosophischen Spekulation ragend, stirbt langsam aus. Ich wünsche einem ihrer letzten und besten Repräsentanten, daß er achtzig, neunzig, hundert Jahre alt werden möge. In Gesundheit und Schönheit.

**Mister Wilcox.** Ich habe in Nummer 6 zitiert, was Sie Ihrem Daily Telegraph aus und über Berlin berichtet haben. Ein Satz lautete: „Ich könnte drei Männer in Berlin in einem Zimmer zusammensetzen und behaupten: Hier ist zur Gänze der erstklassige Journalismus der Hauptstadt zusammen." Seitdem werde ich täglich von wißbegierigen Lesern gebeten, diese drei Männer zu nennen. Ich kriege und kriege sie nicht zusammen. Tun Sie, verehrter Kamerad, mir die Liebe, mich von den Fragern zu befreien, indem Sie die drei Namen verraten.

**F. J. in Buenos Aires.** Ein schwacher Trost, daß es auch Südamerika nicht besser hat als unser Kontinent, der alte. Sie schreiben mir: „Unsre Rohprodukte können wir nicht absetzen, haben eine enorme Vieh- und Fleisch-Krisis und verkaufen nur unser Getreide allmählich. Resultat: eine immer größer werdende Stagnation; Schwund der Importe; Ueberfüllung des Landes mit schon importierten Waren; wenig Absatz im Lande, da der Viehzüchter nicht kaufen kann, bevor er sein überzähliges, sich ständig vermehrendes Vieh losgeworden ist. Dazu hat sich unter der Mißwirtschaft der verflossenen Regierung unsre schwebende Schuld auf fast eine Milliarde Pesos erhöht (in Mark gar nicht auszurechnen), der politische Horizont ist dank dummen Rivalitäten zwischen Brasilien und Argentinien keineswegs ganz frei, Alles rüstet, an erster Stelle Brasilien, unterstützt von den Yankees, die dem Lande eine eigne, offizielle Flottenmission mit einem Admiral geschickt haben, was selbstverständlich bei den andern Staaten hier böses Blut macht. Aber sowohl die amerikanische wie die französische Schwerindustrie hat wieder Absatz für ihre Kriegführungsfabrikate." Und da diese sich abnutzen müssen, auf daß der Absatz keinen Augenblick stocke, so wird ja wohl bald wieder ein Krieg angezettelt werden.

**Hamburger.** Ich halte Ihre Stadt, die ich jedes Jahr zweimal freudig betrete und ungern verlasse, für zu nüchtern im guten Sinne, als daß möglich wäre, sie so zu verhetzen wie etwa München. Aber nun schneiden Sie mir dieses Gedicht aus: „Scharfmacher sind wir? Nun wohl, wir können den Titel vertragen; Was tun wir denn? Wir singen und sagen Von deutscher Kraft und von deutschem Gewissen, Und daß wir das Schwert wieder schärfen müssen, Das rettende Schwert, das einst blitzend und scharf — Ob man das wirklich nicht sagen darf? Es kommt der Tag, dann fegen wir aus Und säubern und lüften das deutsche Haus! Drum woll'n wir es schärfen — so faßt doch mit an, Weil sonst uns nichts andres mehr helfen kann! Scharfmacher sind war; schlagt ein, schlagt ein! Wollt Ihr denn wirklich — Stumpfmacher sein?" Sie fügen einige ähnliche Gedichte und einen Haufen congenialer Prosa hinzu, erklären, daß „die beiden sehr gelesenen hamburger Mittagsblätter" täglich voll sind von solcher Literatur, und schließen mit dem Satz: „Auf daß Ruhe ins Land kommt, müssen erst drei Viertel der Zeitungen aussterben." Das ist mehr, als nach menschlichem Ermessen aussterben werden, und weniger, als nötig wäre.

**Verleger des Literarischen Echos.** Sie schreiben mir: „Lieber Herr Jacobsohn! Ist es nötig, dem Antisemitismus unter die Arme zu greifen und den Hakenkreuzern Schlepperdienste zu leisten, indem man die vaterländische Gesinnung eines anständigen Deutschen anzweifelt, weil er zufällig Cohn heißt? Uebrigens findet der politische Geist des französischen Volkes jetzt in Deutschland so lauten Widerhall, daß man das Echo seines literarischen Geistes nicht hört; wird jener weniger lärmend, wird man diesen wieder vernehmen. Mit besten Grüßen Ihr ergebener Fritz Th. Cohn." „Kommen Sie, Cohn!" heißt es bei Theodor Fontane. Gehen Sie, Cohn: es ist mir ja niemals eingefallen, Ihre vaterländische Gesinnung „anzuzweifeln". Im Gegenteil: Ihre Gesinnung ist mir zu vaterländisch. Ich beklage, daß die Juden womöglich noch deutschnationaler sind als die Christen — sind, nicht: sich gebärden. Sie fühlen sicherlich so. Die jüdische Tagespresse überbietet an freiwilligem Patriotismus die nichtjüdische. Daß es derselbe falsch verstandene Patriotismus ist, dem Deutschland den Stärkegrad seiner Kriegsniederlage verdankt, das wissen die armen Narren und Stämper nicht. Eine Erscheinung, zum Beispiel, wie der Reporter Paul Goldmann begnügt sich nicht mehr damit, das wehrlose Oesterreich zu verpesten, sondern erfüllt jetzt auch Berlin mit der vaterländischen Gesinnung eines anständigen Deutschen. Sie besteht offenbar darin, daß man zu gleichen Teilen Lügen verbreitet und die Wahrheit verschweigt. Welche Wichtigkeit dem französischen Reparationsprogramm vom 22. Januar 1923 zukommt, wird Ihnen am Anfang dieses Heftes von dem Direktor des Statistischen Amtes Berlin-Schöneberg und in der Mitte von meinem Morus auseinandergesetzt. Bis zum 19. Februar habe ich nirgends darüber gelesen als im ‚Vorwärts' und in der ‚Leipziger Volkszeitung'. Kein Mittel ist der andern Presse zu schlecht, um die Atmosphäre zu vergiften und den Haß zu verewigen. Und sehen Sie, lieber Herr Cohn: grade wenn man in diesem Getobe das Echo des französischen literarischen Geistes nicht hört, haben Sie die kulturelle Verpflichtung, Alles aufzubieten, daß man es möglichst bald wieder höre. Ich habe in Nummer 7 nichts weiter getan als bekümmert festgestellt, daß ein Blatt wie das Ihre der verhängnisvollsten Psychose gleichfalls nicht widerstanden hat. Welche Schlepperdienste diese meine Feststellung den Hakenkreuzlern leisten soll, begreife ich nicht. Umgekehrt: den Hakenkreuzlern entwinde ich eine ihrer Waffen, indem ich nachweise, daß ein Jude genau so empfindet, denkt und handelt wie sie.

---

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.**
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 943.
**Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne,**

# Burgfriede von Moritz Heimann

Wir haben zur Zeit bekanntlich wieder Burgfrieden. „Als Poesie gut“, schrieb Friedrich Wilhelm der Dritte an den Rand eines Entwurfs zur großen nationalen Erhebung. Zwar die kam ja später zustande. und also ist der Vergleich nicht passend.

Zugegeben, daß die Geschichte nicht dazu da ist, daß man etwas lerne aus ihr, so ist das Fazit: Aus der Geschichte lernen Professoren, und zwar Falsches; für Dichter und Politiker gibt sie vortreffliches Material zur Rhetorik; für fast alle übrigen Menschen ist sie, als wäre sie nicht gewesen.

Der einzelne Mensch wird auch nur durch Schaden klug, und die an Andern gemachte Erfahrung schützt ihn nicht. Aber zuweilen bleibt seine eigne ihm eingebrannt und gängelt und drängt ihn.

Wenn doch auch Völker wenigstens die Träger ihrer Erfahrung blieben! Aber in allen Fällen, auf die es ankommt, erweist es sich, daß ein Volk gar nicht das Subjekt möglicher Erfahrungen ist, sondern aus vielen Subjekten besteht, und diese wissen sich zu helfen. Einer wirft den Ball dem Andern zu, als Vorwurf, als Beschuldigung, als Warnung.

Erstaunlich bleibt es dennoch, wie wenig der Erfolg des Burgfriedens von 1914 uns davor zu retten scheint, die Irrtümer von damals noch einmal zu begehen und dieselbe Strafe dafür zu empfangen.

Denn so gewiß in einer belagerten und berannten Burg Friede ein notwendiges und, wenn auch nur notwendiges, doch schönes Wort ist, so gewiß wurde damals das Wort, kaum verkündet, auch schon mißbraucht. Der Burgfriede wurde nicht als eine Kraft von innen, sondern als eine nach innen organisiert. Man nannte ihn heilig und verwendete ihn polizeilich. Man fürchtete seine Substanz in demselben Grade, wie man seinen Schein begehrte. Hier lag der Grund dazu, daß später und nach dem Zusammenbruch alle Parteien versagten. Alle hatten so tiefen Schaden genommen, daß sie ihrer eignen Wahrheit nicht mehr mächtig blieben. Jede, nicht nur die sozialdemokratische, sondern auch die konservative, hätte rettend herrschen, herrschend retten können, wenn sie nicht in die Verstocktheit ihres Egoismus tiefer hineingeführt, statt aus ihm ins Freie der eignen Idee erlöst worden wäre.

In dem Feldzug von 1870/71 wurden schon im fünften Monat Spuren von Kriegsmüdigkeit bemerkt. Den politisch denkenden Führern, deren gab es damals, war das eine politische Tatsache, wie eine andre, die sie mit den andern in die Rechnung stellten. Sie wären sich dilettantisch vorgekommen, wenn sie das Uebel als ein moralisches genommen hätten, das mit Gaben von Moral zu heilen wäre. Im spätern Verlauf spannte sich ein Gegensatz zwischen Roon, dem Kriegsminister, und Moltke. Roon, ein

konservativer Hochtypus, bewilligte dem militärischen Oberführer nicht so viel Nachschub, wie der für seine Zwecke brauchte und verlangte. Er war sich bewußt, was es heißt, hunderttausende von angejahrten Männern aus der Heimat zu lösen und ins Abenteuer zu versetzen. Er war sich bewußt, daß sie nicht zurückkommen würden, wie sie hinausgingen. Vierundvierzig Jahre voll wachsender sozialer Entzweiung vergingen, und, was ehemals noch als ein Gespenst erscheinen konnte, war eine Tatsache geworden. Wenn also im letzten Krieg der Dolchstoß von hinten erfolgt ist — falls der englische General, der den Ausdruck geprägt hat, ihn mit bewußter Absicht als Erisapfel ins deutsche Volk geworfen hat, so hat er es diabolisch geschickt gemacht, —, wenn also wirklich die Front von hinten erdolcht wäre, so trüge die Schuld und den Unruhm davon Ludendorff genau so gut, wie schließlich er den Ruhm davongebracht haben würde, wenn die Front gehalten hätte. Eine Patrouille muß gesichert werden, und ein ganzes Heer nicht? ein ganzes Volk nicht? und nicht nach allen Seiten? Aber er sicherte ja, auf seine Weise, auf eine Blindenweise; er setzte ja nur fort, was am ersten Tage begonnen war. Daß nicht ein Krieg bevorstünde, der, gleich irgendeinem Kabinettskrieg, durch das Heer, als durch ein Instrument selbigen Kabinetts, ausgefochten werden könnte, sondern daß es dazu des ganzen Volkes bedürfte, wußten natürlich nicht nur alle die führenden Männer, sondern gaben es in vielen Variationen kund. Aber was war das für ein Wissen? Eines von der Sorte, die wir mit andern wilhelminischen Zügen leider unverwandelt überkommen und übernommen haben. Ein Wissen ohne Konsequenz; ein Wissen, das man schon zuende gewirkt glaubt, wenn man es mit Emphase verkündet hat. Sich hinstellen, mit gehobenem Busen, tief ergriffen von der eignen Rolle, zugleich den Blick Gottes und der photographischen Kamera auf sich gerichtet spürend — und den Handschlag deutscher Männer empfangen, ob sie nun vorher rechts oder links oder in der Mitte des Parlaments gesessen hatten: gut, sei so der Kaiser; glaube er zu schenken, wo er beschenkt wird; erkläre er, daß es für ihn keine Parteien mehr gebe. Aber da ist noch ein Reichskanzler, und seine Aufgabe heißt, in dieser Stunde stärker als in jeder andern, zu wissen, daß es Parteien gibt; tiefer zu erkennen, was Parteien sind, welche realen Kräfte in ihnen offen und gebunden ruhen. An jenem vierten August und nicht einen Tag später hätten Sozialdemokraten in die Regierung, in die Aemter berufen und Alles vorbereitet werden müssen, was einem solchen Schritt seine natürlichen Folgen gegeben hätte. Wie weit wir davon entfernt waren, ist bekannt, und ob uns die Ewigkeit zurückbringen wird, was wir von der Minute ausgeschlagen hatten, darum geht jede Phase unsres Kampfes.

Aber noch haben wir für keine Phase etwas gelernt; keine Aehnlichkeit, keine Gleichheit mahnt uns, aufzupassen. Wieder steht eine deutsche Front gegen einen Angriff, und noch viel unzweideutiger, handgreiflicher liegt die Entscheidung bei Denen, die die unzweideutige, handgreifliche Last zu tragen haben, bei den Arbeitern. Oh, sicher, man behandelt sie gut.

Man spendet ihnen Lob und Resolutionen in Fülle, man spendet ihnen sogar in nicht minderer Fülle Geld und Brot. Das ist nicht wenig, und wieder ist es zu wenig; denn wieder verpaßt man eine Gelegenheit, schaffend etwas zu tun, was man doch einmal, und dann unter schrecklichen Krämpfen, erleiden wird.

Zwar liest man hie und da in liberalen, sogar in konservativen Blättern — ich ziehe die alten Bezeichnungen vor — ein besinnliches Wort darüber, daß an der Ruhr die Betriebsräte sich in überraschender Weise bewährt hätten. Es bleibt bei Lob und Liebesgaben, und, schlimmer noch, man rechnet mit dem Materialismus der Arbeiter, ohne sich bewußt zu sein, wie materialistisch — nicht politisch — man selbst durch ein solches Rechnen verfährt. In der Einrichtung der Betriebsräte, mißglückt und mißbraucht wie sie ist, steckt der einzige Keim des Lebendigen, den wir aus dem Zusammensturz gerettet haben. Wollte Jemand von ihm aus heute, doch nicht bloß für heute, die Durchdenkung und Durchbildung der sozialen Verfassung unsres Volkes einzuleiten versuchen, was würde ihm geantwortet werden? Von der einen Seite: Reformmolluske; von der andern: Burgfriede.

Wie trostlos das ist! für Jeden, der sich darüber klar wird, daß die Leute der ersten Antwort, bis auf einen kleinen Teil, in der Sackgasse sind, sich nicht darüber täuschen und glücklich wären, herauszukommen; die Andern aber, welche „Burgfrieden" rufen, werden immer wieder jeden Appell, und käme er aus beschwertestem Herzen, mißdeuten und verbiegen, jeden Appell, der es unternähme, auch bei ihnen das beschwerte Herz zu suchen und anzugehen. Ist es ihnen im Ernst möglich, zu glauben, daß die Arbeiter, als ihrer selbst bewußte Klasse, jemals wieder zum bloßen Objekt der Staatsgewalt hinabgedrückt werden könnten? Selbst etwa der religiöse Sinn, für den alles Vorwärts der Geschichte nur ein Schein und Schatten ist, gemessen an der Ewigkeit, sollte sich doch der Deklamationen entschlagen und erkennen, daß jedes Zurück sogar Schein und Schatten ist, gemessen an der Zeitlichkeit, an dieser selben Zeitlichkeit, in der auch er lebt, und die er bestätigt, noch indem er sie bekämpft. Zwei Lager stehen wider einander und hören die Verse eines Liedes: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will"; das eine in Groll, das andre in Stolz: beide hören es nicht bis auf seinen drohenden Grund. Der stärkste Arm ist nicht genug, Räder zu bauen und zu fügen, und das heißt: zu bewegen; wohl aber wird es ihm ein Leichtes und, je geübter, immer Leichteres, sie aufzuhalten, verrosten und zerfallen zu lassen. An dem einen wird man die Arbeiter nie hindern können: am Hindern. Eine furchtbare Lage ist das, sowohl für sie selbst wie für ihre Gegner; beide haben kein andres Heil, als daß die Arbeiter dazu gelangen, zu schaffen. Zum Robott kommt es nicht mehr in Deutschland, auch nicht durch Bürgerkriege.

Es wäre unpatriotisch, in dieser unheimlichen Stunde so zu sprechen? So dient also wieder der vorgebliche Burgfriede dazu, Versäumnisse zu legitimieren. Statt daß er hilft, für die wichtigsten Beratungen und Entscheidungen eine Atmosphäre

zu schaffen, in der sie, gereinigt wenigstens von den ganz groben Interessen und Leidenschaften, gedeihen könnten, soll er sie hintertreiben. Es wird nicht anders gehen als im Kriege und nach dem Kriege: die verhaltenen und zurückgestauten Ströme werden ausbrechen und überschwellen. Der Fehler, damals und heute, läßt sich auf eine Formel bringen, die so etwas wie ein massenpsychologisches Gesetz, zumindest der neuern Zeit, ausspricht: Man kann Volksteile nicht zu einem bestimmten Zweck einsetzen und sie hernach in dem frühern Zustand, einem solchen von geringerer politischer Wichtigkeit, wiederzufinden hoffen.

Irgendeinmal und mit einem klaren Ergebnis wird die Aktion an der Ruhr zuende sein. Denken wir alle Möglichkeiten aus, von der vollständigen Niederlage bis zum vollständigen Sieg, und denken für jede dieser Möglichkeiten jede unsrer Parteien bereit, sie ins gültige politische Leben umzusetzen, so wird es klar, daß wir einem Augenblick höchster Entscheidung, ungeheuerster Peripetie entgegengehen. Auf ihn uns vorzubereiten, haben wir keinen Tag zu verlieren. Ein schlechteres Mittel der Vorbereitung aber gibt es nicht als den Burgfrieden mit Vorbehalten, mit Rückversicherungen und mit der sich reif kochenden Rache.

---

## Chaos von Ernst Goth

So heißt das neue Buch Karl Friedrich Nowaks, das man atemlos liest, obwohl — oder weil? — es nur Dinge, Vorgänge, Ereignisse schildert, die wir Alle zu kennen meinen, die wir miterlebt, miterlitten haben, die uns heute noch in den Gliedern liegen, und von denen wir, wie sich nun zeigt, doch kaum eine Ahnung hatten. Vielleicht steckt der Spannungsreiz dieses Buches wirklich in der merkwürdig überraschenden Erkenntnis solcher Blindheit für das Größte und Nächste, solcher Weitsichtigkeit unsres geistigen Auges. Sie war es offenbar, die das Postulat des „zeitlichen Abstandes" bei aller Geschichtsschreibung begründete, weshalb bekanntlich der offizielle Kathederhistoriker beim Berliner Kongreß Schluß zu machen pflegt. Nowak weiß diese Weitsichtigkeit zu überwinden. Er kommt vom Journalismus und sieht daher zuerst die Gegenwart, immer die Gegenwart. Und er sieht sie so stark als Geschichte, daß man fast sagen möchte: Ihn erhellt ein Funke von Goethes Erleuchtung bei Valmy. Dies trieb ihn vom ersten Kriegstage an, dort Klarheit und Wahrheit zu suchen, wo die Andern sich mit den „staatsnotwendigen" Zeitungslügen zufrieden gaben, Zusammenhängen nachzugehen, Dokumente zu sammeln. So entstand ‚Der Weg zur Katastrophe' und ‚Der Sturz der Mittelmächte', bis heute die einzige Darstellung des Zusammenbruchs, die unwiderlegt blieb, unwiderlegt bleiben mußte, weil sich jede ihrer Behauptungen auf authentische Schriftstücke, auf bündige Erklärungen Mitverantwortlicher, auf Augen- und Ohrenzeugen stützt — doch so, daß der Leser diesen Unterbau dokumentarischer Sachlichkeit kaum merkt, denn er liest gar kein „Tatsachenmaterial", er liest klare, künstlerische Prosa. Die liest er auch in dem neuen Buch ‚Chaos' (Verlag für Kulturpolitik zu München), dessen drei-

hundert Seiten die Geschichte jener wenigen Herbsttage des Jahres 1918 aufleben lassen, da die Macht- und Staatsbegriffe unsrer Kindheit zerstoben — in einer Schilderung von so viel Schwung, Tempo und Farbigkeit aufleben lassen, daß man sich erst eine gute Weile nach dem rein literarischen Genuß dieser Lektüre der prachtvoll gemeisterten, ungeheuern Stoffülle dieses Buches zuwendet, das die Genauigkeit eines Nachschlagewerkes mit der Wucht eines Dramas verbindet und solcherart eine ganz neue Spezies politischer Schriftstellerei darstellt.

Unwillkürlich fragt man sich: Wie kam dieses, wie kamen all die bisherigen Bücher Nowaks zustande; in denen Tageschronik durch die Kraft des künstlerischen Erlebnisses zur Geschichte geläutert erscheint? Und man ahnt das Zusammenwirken zweier selten gepaarter Regungen: der Erschütterung des seelisch mitbetroffenen Zeitgenossen und des wachen Spürsinns eines aufschlußbegierigen Journalisten. Die Keimzelle dieser Bücher ist das Interview. Ein Einzelner — ein Marschall, ein Minister — wird, von langer Schweigepflicht entbunden, mitteilsam. Aber diese Mitteilsamkeit muß ebenso wie die Zuverlässigkeit seines Erinnerns, der Grad seiner Offenheit in zehn andern Interviews nachgeprüft werden. Das erheischt vielerlei Reisen und Wege zu Männern, die sich, von steiler Machthöhe gestürzt, grollend zurückgezogen haben, und von denen die meisten alles Zeitgeschehen nur als persönliche Unbill betrachten. Wenn sie überhaupt reden, trachten sie, dies zu erweisen. Am liebsten reden sie gar nicht: der Eine, weil er noch auf Umschwung und neuen Aufstieg hofft; der Andre, weil die Illusion des Amtsgeheimnisses ihn noch bindet; ein Dritter, weil er Angst hat, seine Lebenslüge morgen enthüllt zu sehen. Aber der Interviewer ist auch Diplomat, auch Detektiv. Und was er von Dreien immerhin erfährt, genügt, um den Vierten seine Reserve aufgeben zu lassen, die zwecklos wird, da der Besucher schon mehr weiß, als der Besuchte zu verschweigen hat. Und nun rücken Briefe, Aktenstücke ans Tageslicht, nun können aus den Aeußerungen sämtlicher Beteiligter intime, wichtige, von keiner Zeitungszeile je erwähnte Situationen und Szenen rekonstruiert werden. Die Stellen, wo Nowak von der Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen mit Italien, von der letzten Nacht Kaiser Karls in Schönbrunn erzählt, sind überreich an solch einprägsamen Details, an kleinen, im Wortlaut wiedergegebenen Gesprächen, in denen noch der Atem jener Schicksalsstunden vibriert, an Bildern, denen erhellend Licht und Farbe entströmt. Einzelne dieser Bilder bleiben unvergeßbar. Drei Offiziere marschieren in dunkler Herbstnacht, doch dauernd von Scheinwerfern umspielt, über den Bahndamm zwischen Rovereto und Serravalle — die ersten oesterreichischen Parlamentäre, die sich der italienischen Front nähern, um Waffenruhe zu erbitten. Sie sitzen bald in der Villa Giusti bei Padua dem Sieger von Görz gegenüber, vernehmen furchtbare Bedingungen, aber zur selben Zeit ist die Monarchie bereits zerschellt, der Kaiser, ein „Oberster Kriegsherr“, dem kein einziger Soldat mehr gehorcht, hofft, ratlos, haltlos, kopflos, noch Alles zu retten, wenn er auf Alles eingeht, der neugebildete oesterreichische Staatsrat erscheint im Lustschlosse Maria Theresias, der greise Viktor Adler bricht vor Erregung auf der Treppe zusammen, die Kaiserin Zita eilt hinaus und

richtet ihn auf, schlaflos, gehetzt irrt der Kaiser ein letztes Mal zwischen Edelgarden durch Säle uralten Habsburgerprunkes, durch das Sterbezimmer des Herzogs von Reichstadt, schon ahnt er Sturz und Flucht und Machtlosigkeit, aber rasch verleiht er noch telephonisch dem Polizeipräsidenten einen hohen Orden, der ungarische Kriegsminister Károlyis, den Keiner kennt, Keiner anerkennt, klingelt an, fordert sofortiges Zurückziehen der ungarischen Truppen, „ich gebe dem Kaiser fünf Minuten Zeit", sagt er, dann steht der Generalstabschef am Apparat und befiehlt an die Front, alle Feindseligkeiten sofort einzustellen. Er ahnt nicht, was in der Villa Giusti vorgeht, daß dort erst Verständigung mit Versailles gesucht wird und Italien deshalb den Termin völliger Waffenruhe zwei Tage später ansetzt: eine Katastrophe in der Katastrophe, denn nun dringt das italienische Heer ungehindert nordwärts, eine halbe Million der aufgelösten Armee Oesterreich-Ungarns wird gefangen, die übrigen Teile strömen — eine unaufhaltbare, tierisch verrohte Plündererhorde — nach Tirol, nach Oesterreich, aus allen Bergtälern stoßen neue Scharen zu, die Straßen sind verstopft, die Dörfer leergefressen, es gibt weder Bahn noch Auto, in Hall kostet ein Pferd drei Kronen, aber Tausende verhungern, verrecken . . .

Diese Kapitel — Schönbrunn, Villa Giusti, der Rückzug der Armee aus Italien — sind an Fülle und Lebendigkeit die Höhepunkte des Buches, das, wie schon aus diesen Andeutungen erkennbar, eben durch die Menge authentischer Einzelheiten die bekannten Vorgänge nun erst in ihren Motiven begreifbar macht. Vielerlei Nebel lichten sich: jene, die den Kieler Matrosenaufstand und Noskes plötzliche Diktatur verhüllten, ebenso wie jene des fahrigen, unentwirrbaren Hin und Her, das der Abdankung des deutschen Kaisers vorausging. Welch bemerkenswerte Rollen hierbei General Groener und Freiherr von Grünau spielten, war bisher nirgends zu lesen. So wenig, wie die in Amerika, in nächster Nähe Wilsons agierende Vorgeschichte von Masaryks Staatsgründung.

Die Spuren dieses Buches werden lange in allen historischen Werken zu verfolgen sein. Von denen voraussichtlich nur wenige mit so hohem stilistischen und formalen Können neben den Ereignissen auch die Atmosphäre, den Rhythmus, die Menschlichkeiten der Tage festhalten werden, da Mitteleuropa zum Chaos wurde — zu einem Chaos, das auch heute, nach vier Jahren, jenen „tanzenden Stern" noch nicht gebären will, dessen Licht die nächste Zukunft erleuchten soll.

---

## Geschlechter von Hugo Jacobi

Warum, o, zweigeteilt Du Mensch: Mann — Frau?
Ihr wandert, Jüngling, Mädchen zart umschlungen
Auf schmalem Weg im Wald und Abendtau,
Als ob Ihr alle Seligkeit errungen.

Zerspringt mein Herz, daß ich Euch glücklich sehe!
Ihr traget nicht der Gottheit ganzes Kleid.
Warum zerteilt, daß Lust und Schmerz geschehe,
Warum nicht ganz wie Gottes Einzigkeit?

# Aus meiner Journalistenzeit von L. Persius

(Schluß)

In die Redaktion des Berliner Tageblatts trat ich März 1912 ein. Schon längere Zeit war ich damit umgegangen, diesem Blatt meine Dienste anzubieten, das ich unabhängig wußte auf dem Gebiet, das mich interessierte. Als ich frühern Kameraden äußerte, am liebsten würde ich am B.T. mitarbeiten, weil es die größte Resonanz habe, wurde mir bedeutet, daß ich sofort vor das Ehrengericht gezogen werden würde, wenn ich wagte, in einem Blatt zu schreiben, an dem dieser . . . Oberst Gädke beschäftigt sei. Nun, vor das Ehrengericht hatte man mich ja schon nach meinem Artikel über den Kieler Werftprozeß geschleppt. Ich war seinerzeit in allen Ehren aus der Kaiserlichen Marine ausgeschieden, mit meinen Orden, mit Titelerhöhung und dem Recht zum Tragen der Uniform. Die Uniform habe ich freilich nach meiner letzten Abmeldung als Aktiver nie mehr angezogen, habe nie daran gedacht, mich mit all diesem militärischen Glanz zu schmücken, weil ich es unsinnig finde, bei Festlichkeiten in einem Kleid herumzustolzieren, das doch eigentlich nur für den Dienst geschaffen ist. Ich bin auch, während ich aktiv war, auf Urlaub nie in Uniform gegangen. Immerhin: den Titel wollte ich mir nicht von dem Ehrengericht abknöpfen lassen, und zwar — ich sage es ehrlich — aus rein praktischen Gründen. Denn im wilhelminischen Deutschland war gesellschaftlich geächtet, wer aus dem Offiziercorps ausgestoßen war, weil angenommen wurde, daß ehrlose Gesinnung dazu geführt habe.

Anfang 1912 trennte sich der Oberst Gädke plötzlich vom B.T., und der Chefredakteur nahm mich unter seine Mitarbeiter auf. Hier hatte ich endlich die freie Bahn, die ich mir immer gewünscht hatte. Selbstverständlich gabs auch hier mancherlei Beschränkungen, man mußte sich bescheiden, aber im Allgemeinen war mir möglich, meine Linie zu verfolgen. Tirpitz setzte alle Hebel in Bewegung, um mich zum Schweigen oder wenigstens zur Mäßigung zu bringen. Ich hatte mir zur Aufgabe gemacht, die Oeffentlichkeit vor der Gefahr zu warnen, in die uns die verkehrte Flottenbaupolitik des Herrn v. Tirpitz bringen mußte. Unter anderm bemängelte ich die viel zu geringen Kaliber der Geschütze unsrer Schlachtschiffe. Ein Artikel über die unzureichende Armierung unsrer Großkampfschiffe (vom 10. Juli 1913), der in fast allen großen Zeitungen des In- und Auslandes Beachtung fand, wirkte wie ein Explosivgeschoß im Reichsmarineamt. Tirpitz verlangte von dem Abteilungsleiter des Nachrichtenbüros, daß er mich mundtot mache. Der Herr hat sich jede erdenkliche Mühe gegeben, die Wünsche seines hohen Chefs zu erfüllen, das kann ich ihm bezeugen. Aber ich habe mich den verschiedenen Angeboten gegenüber durchaus ablehnend verhalten. Erst der Krieg gab die Handhabe, mich lahmzulegen. Schon im Frieden war die Beeinflussung der Presse durch das Reichsmarineamt ein Kapitel für sich. Ich höre immer noch einen der Vorstände des Nachrichtenbüros zu mir sprechen: „Was — die Pressebengels? Die habe ich alle in der Tasche. Die Bande läßt sich ja um den kleinen Finger wickeln. Meist tuts ein Händedruck — dann knickt der Kerl schon zusammen. Trinkt man aber gar ein Glas Sekt mit ihm, dann fühlt er sich wie im Himmel.“ Auf meine Frage: „Und die Chefredakteure? Ist das

Geschäft bei denen auch so einfach?" kam die Antwort: „Na, da muß man unter Umständen mit dem roten Piepmatz vierter Güte winken. Aber gefügig zeigen auch sie sich schließlich." Nun, ganz so ist es wohl doch nicht gewesen.

Im Krieg war die Knebelung der Presse ungeheuerlich. Aber leider: was sich immer wieder in den berüchtigten Pressekonferenzen abspielte, das stellt unserm Journalismus kein schmeichelhaftes Zeugnis aus. Aufrechte hatten dort einen schweren Stand, weil sie von ihren Kollegen zu wenig unterstützt wurden. Wie es mir zu Beginn des Krieges erging, darüber schrieb Theodor Wolff im B.T. vom 30. August 1920: „Sofort nach Kriegsausbruch wurde unser Marinemitarbeiter Kapitän Persius verhaftet und, indem man ihn ganz wie einen gewöhnlichen Verbrecher behandelte, in ein Polizeiloch eingesperrt. Man wühlte in seinen Papieren und schleppte sie zu weiterer Durchschnüfflung fort. Persius hatte sich durch sein Eintreten für rechtzeitigen U-Boot-Bau und durch seine Bekämpfung der Tirpitzschen Schiffspolitik seit langem die Abneigung des Reichsmarineamts zugezogen, und in dem Augenblick, wo man durch die Kriegsgesetze alle Gewaltmöglichkeiten erlangt hatte, entlud sich die Rachsucht in schöner Tat. Gewiß hoffte man auch belastendes Material gegen die hohen Marineoffiziere zu finden, mit denen Persius in Verbindung gestanden hatte. Als ich im Reichsmarineamt seine sofortige Freilassung forderte, legte man mir ein Tauschgeschäft nahe: wenn wir ihn von der Mitarbeit ausschließen wollten, würde nichts weiter geschehen. Da man mit diesem Vorschlag kein Glück hatte, bekehrte man sich zum Nachgeben."

Die Mitarbeit am B.T. hat mir manche Feindschaft, ja teilweise Verachtung und moralische Aechtung zugezogen. Besonders trat dies in die Erscheinung bei Vorträgen. Man rief zu meinem Rednerpult herauf: „Jude", „Judenknecht" und ähnliche Liebenswürdigkeiten. Nun, es war nicht schwer, sich darüber hinwegzusetzen. Ich achte jede Religion, jede Rasse und befinde mich in guter Gesellschaft, wenn ich erkläre: Die infamste Kulturschande für Deutschland ist sein Antisemitismus. Wie dieser vornehmlich dem Neid entspringt, der jüdischen Rasse nicht ebenbürtig an Talent und Fleiß und dementsprechend an Erfolg zu sein, so erblicke ich den Grund dafür, daß das B.T. mit so starker Unbeliebtheit zu rechnen hat, in seiner weiten Verbreitung. In Wien, London, Paris habe ich das B.T. auf der Straße kaufen können, während sonst kaum ein andres deutsches Blatt erhältlich war. Die Voraussetzung solches Erfolges ist eine wirtschaftlich vollendete Organisation. Der Verlag wurde zu meiner Zeit noch geleitet von dem eminent tüchtigen Rudolf Mosse. Ich habe ihn kennen gelernt als wahrhaft königlichen Kaufmann und schätzen gelernt als thorough gentleman; das sagt wohl Alles. Aeußerlich glich er einem preußischen, ganz christlichen Geheimrat; aber innerlich lag ihm preußisch-bürokratisches Wesen weltenfern. Soweit ich urteilen konnte, hatte der Betrieb des Hauses einen großen Zug. Wohl war Rudolf Mosse selbst — ein self made man — in gewisser Beziehung sparsam; aber mir, der echt brandenburgisch bis zum Geiz sparsamen Natur kam nicht selten der Gedanke, welche erheblichen Summen sich in der Jerusalemer Straße täglich und stündlich noch würden einsparen lassen.

Der Zeit meiner Mitarbeit am B.T. — vom März 1912 bis zum Juli 1920 — verdanke ich unendliche Anregung und ein großes Quantum an Erfahrung. Während des ersten Balkan-Krieges wurde ich, im Herbst 1912, nach Serbien entsandt (und habe meine Erlebnisse in den Nummern 2 und 3 der ‚Weltbühne' geschildert). In jedem Frühjahr unternahm ich zu meiner Information Reisen ins Ausland, sah mir die oesterreichischen, englischen, französischen Kriegshäfen an. Von dort schrieb ich Reisebriefe, die in Deutschland Interesse, im betroffenen Ausland einige Aufregung hervorriefen. Es ist meine Art, nicht mit der Kritik zurückzuhalten. Ich tadelte, zum Beispiel, oesterreichische und französische Gemütlichkeit im Dienstbetrieb, um nicht ein schärferes Wort zu gebrauchen. Ich machte mich über Geheimniskrämerei lustig, weil ich sie als Mann vom Fach belächeln muß. So entstand ein Sturm, als ich ausplauderte, was es in Pola, in Fiume, in Toulon, in Bizerta zu sehen gäbe, in den Gebieten, die kein Fremder betreten durfte, und in die auch mir törichterweise die obersten Kommandostellen einzudringen nicht erlaubt hatten. Ich habe im aktiven Dienst die Gelegenheit, mich als Spion auszubilden, zur Genüge gehabt, um zu wissen, wie einfach das Geschäft zu betreiben ist, wie kindlich dumm ist, es in Friedenszeiten verhindern zu wollen. Die Engländer sind in dieser Beziehung schlauer. Indem sie mit offenen Karten spielen, gelingt ihnen eher einmal, im Notfall etwas wirklich vor den Augen der Welt zu verbergen. Am 18. Juni 1910 empfing mich der Höchstkommandierende von Portsmouth, Admiral Lord Curzon Howe. Er gab mir mancherlei Auskunft und ließ mich von seinem Adjutanten auf der ganzen Werft umherführen. Mir wurde Alles gezeigt, was ich zu sehen begehrte, sogar die neusten Unterseeboote. Der Lord sagte wörtlich: „Sie wissen ja außerordentlich gut über unser Schiffsmaterial Bescheid, vielleicht manchmal besser als ich. Was sollen wir da vor Ihnen verstecken!" Ich verstand. Dinge von wirklichem Wert habe ich also sicherlich nicht zu sehen bekommen.

Während des Krieges war meine Tätigkeit infolge der Beschränkung der Pressefreiheit recht aufreibend, alle meine Artikel unterlagen der Zensur. Da wurde mit dem Zensuroffizier oft um einen Satz, um ein Wort am Telephon erbittert gehandelt. Man wollte die Wahrheit sagen, wollte vor unangebrachtem Optimismus warnen zum Vorteil der Sache. Aber wie schwer wurde es einem gemacht! Welche Kniffe mußten benutzt werden! Es war grauenhaft. Man rannte bei den kleinen Geistern in den Amtsstuben an wie gegen Granitblöcke und strandete meist an der Beschränktheit, die die höchste Weisheit darin erblickte, das Volk zu belügen und zu betrügen.

Mit dem Kriegsschluß hatte meine Tätigkeit als Marineschriftsteller selbstverständlich ihr Ende erreicht. Leicht wurde mir der Abschied vom B.T. nicht; aber mein Gewissen schrieb mir vor, mich von der lieb gewordenen Tätigkeit zu trennen. Ich war ja kein echter Journalist. Der Journalist schreibt ohne Bedenken über Alles. Das Wesen der Tageszeitung ist Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit. Welche Zeitung kündet stets die lautere Wahrheit, spricht zu ihren Lesern so, wie es ein anständiger Charakter verantworten kann? Es stimmt schon, was mir einst ein Schriftsteller sagte: „Die Leute wollen ja gar nicht die Wahrheit hören — sie müssen belogen wer-

den.“ Die breite Masse des Volkes ist politisch unmündig und ungebildet. Die breite Masse will Unterhaltung und allenfalls ein ganz klein wenig Belehrung in ihrer Presse finden. Und sie will das vorgesetzt bekommen, was ihr in erster Linie wirtschaftlich zusagt: sie ist durch und durch materiell eingestellt. Das gilt nicht nur für die niedern Volksschichten, sondern auch für die meisten sogenannten Gebildeten. Sie alle sind gar nicht imstande, sich ein einigermaßen verständiges politisches Urteil zu bilden. Sie ahnen nicht, daß, zum Beispiel, Wolffs Telegraphen-Büro, das amtliche, mit äußerster Vorsicht zu genießen ist, gleichviel, wer an der Regierung ist.

Trotz alledem wäre der breiten Masse bei einigem politischen Interesse und einiger Gewissenhaftigkeit möglich, ihren Einfluß auf die Presse auszuüben. Wenn jeder Zeitungsleser im gegebenen Fall, das heißt: sooft eine gar zu grobe Lüge, ein Betrug, eine unmoralische Beeinflussung in seinem Leiborgan erscheint, an den Verleger — nicht an den Chefredakteur — einen Brief richtete: „Falls noch einmal . . . , werde ich Ihr Blatt nicht weiter abonnieren“, so würde das schon allmählich helfen, denn der Verleger hat den Chefredakteur in der Tasche, mag es auch noch so oft geleugnet werden, und der Verleger denkt ans Geschäft. So würde man die Zeitung ein wenig erziehen. Das wäre unser Aller Pflicht. Aber — jedes Volk hat die Presse, die es verdient, und jeder Leser seine Zeitung.

---

## Villa Carlotta von Berthold Viertel

Der Garten der Villa Carlotta am Lago di Como, den man gegen Eintrittsgeld besuchen darf, gehört zu den Riechenswürdigkeiten Europas. Dieser Garten destilliert Gerüche des Paradieses. In der Stunde, da ich den Duft der Villa Carlotta wahrnahm, beneidete ich das Dasein eines Hundes, der durch die Nase lebt. Und insgeheim bat ich mein Gedächtnis, diesen Duft aufzubewahren für später. Seltsamerweise vergaß ich sofort die ganze Villa Carlotta, als ob ich niemals dort gewesen wäre.

Acht Jahre später, im Dezember 1914, machte ich den furchtbaren Rückzug der geschlagenen oesterreichischen Armee aus Serbien im Troß mit. Wir marschierten Tag und Nacht durch Sümpfe, die nach Ruhr und Cholera stanken, zehn Tage lang. Serbien im Nebel, grenzenlos, Tümpel oben und unten, die Hölle der Stinker, aus der es keine Wiederkehr zu geben schien. Eines Nachts, mit letzten Kräften, erwehrte ich mich der nassen Schwaden, die mir bis in den innersten Seelenpunkt stanken. Die Nase hatte ich an den feuchten Mantel gepreßt, den ich mit den Zähnen im Starrkrampf so dicht als möglich heranhielt. Eine apokalyptische Trübung hatte längst Körper und Geist in dahinstockende Lethargie verwandelt. Nur eben noch der unglaublich abscheuliche Gestank folterte meine Ohnmacht bei geschlossenen, mit Nebel verklebten Augen langsam zu Tode. Es war, als ob meine eigne Verwesung bei noch lebendigem Leibe mir ins Herz stänke!

Da regte sich in meinem halbtoten Gehäuse plötzlich zum ersten Male wieder der Duft des Gartens Carlotta und brachte mich unsagbar zum Leben zurück.

# Und immer wieder Fechenbach! von Monacensis

1.

Fechenbach gehörte zu jenen Personen, denen die bayrische Reaktion schon lange Zeit nachstellte, und die sie offensichtlich mit hartnäckiger Zähigkeit zu Fall zu bringen trachtete. Er besaß eine feine Spürnase, war immer gut unterrichtet und hatte genug journalistische Begabung, um aus dem, was er erfahren, etwas zu machen. Als Agitator entfaltete er große Geschicklichkeit, und in allen seinen Handlungen trat zutage, daß er eine höchst aktive Natur war. Die bayrische Reaktion hatte Proben davon, wie unbequem und lästig Fechenbach zu werden vermochte; da er über viele Dinge Bescheid wußte, die die bayrische Reaktion aus guten Gründen geheim zu halten wünscht, konnte er immerhin auch noch gefährlich werden. Zu alledem kam, daß Fechenbach der tätigste Gehilfe Eisners gewesen war. Während des Krieges hatte er innerhalb der sozialistischen Jugend der Kriegspsychose entgegengewirkt; während des Januarstreiks von 1918 hatte er sich als Soldat in Versammlungen vorgewagt. Damals allerdings war man seiner nicht habhaft geworden: man suchte ihn als einen „unbekannten Feldgrauen, der durch ein Feuermal am linken Arm gekennzeichnet" werde, in den Kasernen, bei den Truppenteilen auf Grund eines Garnisonbefehls — er tat indes unerkannt und unentdeckt in einem Lazarett Dienste. Nach dem 7. November 1918 stand er Eisner als Privatsekretär bei. Die alten Geheimräte im Ministerium des Aeußern mußten den Anordnungen des jungen, klugen und unermüdlichen Fechenbach Folge leisten. Es war eine harte Nuß für sie; sie haben es ihm niemals verziehen. Grade der klerikale Einschlag der bayrischen Reaktion macht sie umso grausamer und rachedürstiger. Bald nach dem Zusammenbruch der Räte-Republik traten Anzeichen auf, daß es auf Fechenbachs Vernichtung abgesehen sei. Obschon Fechenbach nicht an der Räte-Republik beteiligt gewesen war, wurde er verhaftet und mehrere Wochen hindurch völlig gesetzwidrig im Gefängnis festgehalten. Dann wurde ein Verfahren wegen Aktendiebstahls gegen ihn eingeleitet. Schon hier spielte das Ritter-Telegramm eine Rolle. Der Inhalt dieses Telegramms ist jetzt, trotz dem Schweigegebot des münchner Volksgerichts, in einer berliner Versammlung verlesen worden. Durch die Bekanntgabe dieses Telegramms wurde der Papst „bloßgestellt", Deutschlands Interesse aber in keiner Weise verletzt. Allerdings hatte die katholische Reaktion in Bayern ihren besondern Grund, durch die Veröffentlichung des Ritter-Telegramms sich getroffen zu fühlen. Die bayrische Reaktion hatte mit Hilfe der römischen Kurie ihre dunkeln Pläne verwirklichen zu können geglaubt; durch die Veröffentlichung des Telegramms, das von einem bayrischen Diplomaten stammte, war der Papst in einige Verlegenheit geraten; man fürchtete nun, daß er aus einem Gefühl der Verstimmung gegen Bayern für die Machenschaften der bayrischen Reaktion unzugänglich werden würde.

Zum Haupteinpeitscher des Unternehmens gegen Fechenbach entwickelte sich allmählich der nicht ganz unbekannte Professor Paul Nicolaus Coßmann, der Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte. Coßmann, einer jener Antisemiten, die selbst semitischer Abstammung

sind, war während des Krieges einer der rührigsten Heimstrategen und Annexionspolitiker der Deutschen Vaterlandspartei gewesen; er hatte sich an den Bierabenden des münchner ‚Vereins zur raschen Niederkämpfung Englands' beteiligt und hatte in seinem Kampf für Longwy, Briey und den Hafen von Antwerpen mit den verfänglichsten Mitteln einsichtsvolle Realpolitiker und weitschauende Freunde der Völkerverständigung von der Art des Professors Veit Valentin zur Strecke gebracht. Seit Deutschlands Niederlage fühlt er den Beruf in sich, Deutschlands vollständige Unschuld am Kriege zu erweisen. In diese Versuche neuer nationalistischer Legendenbildung griff nun die Veröffentlichung sowohl der Erzberger-Gedenkschrift wie des Ritter-Telegramms störend ein. Noch empfindlicher aber wurde diese Legendenbildung beeinträchtigt durch die Veröffentlichung des Lerchenfeld-Briefes, zu der der Gang des Beleidigungsprozesses Fechenbach-Coßmann Anlaß bot. Das fast unwahrscheinlich tief gesunkene Organ des münchner Bürgertums, die Münchner Neuesten Nachrichten, in deren Kontrollausschuß Coßmann sitzt und maßgebenden Einfluß ausübt, hetzte nunmehr offen den Staatsanwalt auf Fechenbach. Weil der ‚Temps', wie andre Zeitungen auch, den Lerchenfeld-Brief gebracht hatte, wurden verdächtige Beziehungen zwischen der USPD. — gemeint war Fechenbach — und Frankreich unterstellt; die Anschuldigung des Landesverrats wurde in der heimtückischen Weise erhoben, die der münchner Presse eigentümlich geworden ist. Da inzwischen auch die nunmehr geschiedene Frau Fechenbachs, die, aus bürgerlichen Kreisen stammend, an der politischen Tätigkeit ihres Mannes Anstoß nahm, durch ihren Rechtsanwalt eine Verbindung zu Coßmann hergestellt und diesen mit „Material" versorgt hatte, konnte der Schlag gegen Fechenbach gewagt werden. Eisner war erschossen, Gareis, dessen schweren Kampf gegen die bayrische Reaktion Fechenbach treu und tapfer mit journalistischen Waffen unterstützt hatte, war gleichfalls gemeuchelt: jetzt sollte auch Fechenbach erledigt werden. Die Abwürgung sollte indes zur Abwechslung nicht mit blutigen Mitteln geschehen — Bayern wollte zeigen, daß es unbequem gewordene Leute auch mit „legalen" Mitteln gründlich zu beseitigen verstehe.

2.

Fast alle Kritiker des Fechenbach-Prozesses haben mit nicht eben sehr erfreulicher Geflissentlichkeit versichert, daß sie trotz allen Ungeheuerlichkeiten der Prozeßführung an dem guten Willen der Volksrichter zur Sachlichkeit und Unparteilichkeit nicht zweifeln wollten. Es wäre wohl freimütiger und würdiger gewesen, sich dieser Versicherungen zu enthalten. Jedem aufmerksamen Beobachter bayrischer Verhältnisse mußte seit 1919 aufgefallen sein, wie in Bayern, seitdem Müller-Meiningen Justizminister geworden war, eine Spielart von Richtern aufkam, die sich bei ihrer Berufsausübung weniger um sachliche Rechtsfindung bekümmerten, als vielmehr den Ehrgeiz bekundeten, politische Aufgaben zu lösen. Der Gerichtssaal wurde zur politischen Bühne; es sollte nicht Recht gesprochen, sondern eine politische Wirkung erzielt werden. Die Prozesse gegen die Räte-Republikaner, der Geiselerschießungs-Prozeß, eine Reihe von Kommunisten-Prozessen dienten dem Zweck, mit dem „Schlamm der Revolution" aufzuräumen. Im Arco-Prozeß ging es nicht darum, den

gräflichen Mörder der wohlverdienten Strafe zuzuführen und die Fäden des geheimen Mordbundes zu entwirren: augenscheinlich sollte vielmehr Eisner diskreditiert und das Andenken des verhaßten Toten beschmutzt werden. Im Leoprechting-Prozeß entledigten sich die bayrischen Separatisten eines gefährlichen Mitwissers und Spießgesellen; gleichzeitig wurde der deutsche Gesandte Graf Zech, dessen Republikanismus und unbeirrbares Urteil die bayrische Reaktion beunruhigte, in München unmöglich gemacht. Der Volksrichter, der sich damals weigerte, den deutschen Gesandten zeugeneidlich zu vernehmen, und der damit den Grafen Zech verhinderte, das Netz giftiger Verleumdungen zu zerstören, war der Oberlandesgerichtsrat Dr. Haß — derselbe Mann, der über Fechenbach zu Gericht saß.

Allerlei Beobachtungen sprechen dafür, daß die Prozeßführung ursprünglich noch eine Reihe andrer Absichten verwirklichen wollte, als sie schließlich zur Durchführung brachte. Der Fechenbach-Prozeß begann am gleichen Tage wie in Leipzig der Rathenau-Prozeß. Man fürchtete in München, der Rathenau-Prozeß würde zu einer vernichtenden Bloßstellung der gesamten deutschen Reaktion und ihres bayrischen Stützpunktes werden. Man traute — allerdings zu Unrecht — den leipziger Richtern ähnliche Regiekünste zu, wie man sie unbedenklich in München zur Anwendung bringt. Da wollte man in München vorbeugen und zum Gegenstoß ausholen. Durch schreiende Fechenbach-Prozeß-Berichte sollte einmal die öffentliche Aufmerksamkeit in Bayern von den Vorgängen und Enthüllungen in Leipzig abgelenkt werden. Dann aber sollte das Ansehen der Republik und ihrer Führer geschädigt werden: schlug man in Leipzig auf die Reaktion, dann wollte man in München auf die Republik schlagen. Die Erzberger-Gedenkschrift konnte ausgeschlachtet werden, um sowohl Erzberger selbst wie auch dem republikanischen Flügel des Zentrums empfindliche Hiebe zu versetzen.

Als sich herausstellte, daß der Gang des Rathenau-Prozesses für die bayrische Reaktion keine unliebsamen Ueberraschungen bringen werde, wurden jene Leitgedanken des Fechenbach-Prozesses fallen gelassen, deren Spitze sich unmittelbar gegen die Republik und die „verfassungsbrechende" zentralistische Reichsregierung kehrte. Umso entschiedener wurden die andern Leitgedanken herausgearbeitet. Als solche kamen in Frage:

1. Die Berichterstattung der Reichspresse über die bayrische Reaktion ist grundsätzlich als reichsschädigende Hetze zu kennzeichnen. Die Zeitungen, die, wie etwa die Frankfurter Zeitung, „negativ" schreiben, treiben Landesverrat. Bayern ist immer unschuldig und natürlich unzweifelhaft reichstreu. Nicht das hochverräterische Treiben der bayrischen Separatisten ist strafbar; strafbar ist nur, wer es enthüllt — denn die Enthüllungen wirken „ätzend und zersetzend". Wer, zum Beispiel, schreibt, daß der ‚Notbann' eine reaktionäre Organisation sei, der „denunziert".

2. Das Totengericht über Eisner wird fortgesetzt. In Eisner wird zugleich die Revolution, dessen „Urheber" er ist, getroffen. „Wie weit ging der Verkehr Eisners mit den französischen Journalisten?" fragte Dr. Hass in sehr anzüglichem Tone. Ein ander Mal hält Dr. Hass „wohl für möglich, daß es einen Gerichtshof geben könne, der die Entscheidung treffe, es liege bei Eisner in Hinsicht auf die Veröffentlichung des Schönschen Berichtes nicht nur eine objektive, sondern auch eine subjektive, dolose, vorsätz-

liche Fälschung vor." In Bern habe Eisner „sein Vaterland beschmutzt". Mithin wird Eisner als „vorsätzlicher politischer Fälscher" gebrandmarkt.

3. Die alten Machthaber werden von dem Vorwurf, mitschuldig am Krieg zu sein, gereinigt. In vielen weitschweifigen Darlegungen beschäftigte sich der Vorsitzende mit der „Kriegsschuldlüge". Die Unterstützung dieser Lüge sei eben Eisners und auch Fechenbachs Verbrechen.

Die Behandlung der Kriegsschuldfrage verriet unverkennbar den zumindest geistigen Zusammenhang zwischen Haß und Coßmann. Auch die vielen zwar mit großer Anmaßung vorgetragenen, trotzdem aber höchst unwesentlichen politischen Auslassungen des Dr. Haß bezeugten seine Abhängigkeit von den öden Schreibereien der Münchner Neuesten Nachrichten und der Süddeutschen Monatshefte.

3.

Niemand zweifelte vom ersten Tage der Verhandlung an, daß der Gerichtsvorsitzende es auf eine schwere Verurteilung Fechenbachs abgesehen habe. Es ist hier nicht mehr notwendig, die vielen prozessualen Unfaßbarkeiten darzustellen, durch welche dieses volksgerichtliche Verfahren die deutsche Rechtspflege geschändet hat. Ueber die „Objektivität" des Vorsitzenden hat Niemand niederschmetternder geurteilt als die faszistische ‚Münchner Zeitung'. Anerkennend schrieb sie: „In weitausholender Umfassung ging der Vorsitzende gegen den Angeklagten vor." So war es in der Tat. Der Vorsitzende „ging gegen den Angeklagten vor", wie es kein Staatsanwalt besser zu vollführen vermocht hätte; der Vorsitzende wollte nicht Gerechtigkeit üben; er sah seine Aufgabe darin, „weitausholend zu umfassen" und dann zu vernichten.

Es ist ausgeschlossen, daß sich die bayrische Reaktion ein Opfer, das ihr verfallen ist, freiwillig wieder entwinden läßt. Fechenbach sitzt hinter Zuchthausmauern; wie furchtbar sein Schicksal ist, ermißt, wer Einblick hat in die bayrische Praxis des Strafvollzugs an politischen Gefangenen. Die Schmach von Niederschönenfeld belastet noch immer die Ehre des deutschen Volkes; die Schrecken des Zuchthauses Ebrach sind nicht weniger fürchterlich als die Foltern von Niederschönenfeld.

Das Reich ist aufgefordert worden, den Justizskandal Fechenbach aus der Welt zu schaffen. Die Antwort des Reichsjustizministers freilich war, er könne in die bayrische Justizhoheit nicht eingreifen. Er hat wohl auch nicht den Willen und nicht den Mut dazu, obschon er vermutlich mit Justizrat Bernstein, einem der Verteidiger in diesem schändlichen Prozeß, innerlich der Meinung ist, daß „dies kein Verfahren in einem zivilisierten Staate" gewesen sei. Aber mit welchem moralischen Recht will die Reichsregierung gegen die belgischen und französischen Gewalthandlungen protestieren, solange sie selbst bayrische Rechtsbrüche und Gewalthandlungen ungehindert geschehen und fortbestehen läßt? Nicht Fechenbach ist ehrlos — ehrlos ist, wem nicht die Schamröte ins Gesicht steigt ob des Frevels, der von der bayrischen Reaktion an einem verhaßten politischen Gegner verübt worden ist. Wichtiger als die Unverletzlichkeit der bayrischen Justizhoheit ist die Wiedergutmachung des himmelschreienden Unrechts, das unter dieser bayrischen Justizhoheit an einem Ohnmächtigen begangen worden ist.

# Schönherr im Burgtheater von Alfred Polgar

Wieder zwei Kindermorde (der eine ältern, der andre neuern Datums), vollzogen von der Muse des Doktor Schönherr, die eine rechte Engelmacherin ist.

Mit ‚Karrnerleut‘, glaube ich, begann ihre ausgebreitete dramatische Mordpraxis. „Füchsl“, das herzige Diebskind, verrät unter der Hungerfolter den Vater. Als es merkt, was es angerichtet hat, entweicht es durch den letalen Ausgang. Der Akt, dessen Grausamkeit beklemmende Wirkung übt, hat seine dichterische Aura. Eine stille, gute Liebe durchschwingt ihn, Liebe für die Nichtshaber, die Strolche, deren Herz amoralischen und doch Gott wohlgefälligen Takt schlägt. Laut wird stummer Protest gegen heil'ge Ordnung, fluchreiche, und Entscheidung fällt für den aus der Sitte gesprungenen Menschen wider den Unmenschen.

‚Maitanz‘, drei Szenen vom Sterben des jungen Annerls, das so gerne noch leben gewollt. In Annerls Krankenstube dringen Klänge des „Maitanz“. Das reißt sie vom Lager. Ihr schönstes Kleidchen zieht sie an und will hinaus zur Sonne, zur Jugend, zur Freude. Eine attachierte Person aus der Verwandtschaft, „Basel“ gerufen, ein ekelhaftes bigottes Frauenzimmer, quält das Kind mit frommen Anspielungen auf Tod und Ewigkeit. Dann kommen die Freundinnen. Auch sie sind nicht grade erschüttert, und mit Recht wehrt Annerl den gütig-betulichen Tonfall ab, den die drei Jungfern einhängen. Ueberhaupt bekunden alle Personen, die zum Sterben des Annerl Text hinzugeben, Doktor, Basel, Dorfjugend, eine landesübliche Unweichheit, die man „Stupidität des Herzens“ nennen könnte. Sie ist es, die den Gemütsfarben der Schönherrschen Poesie die pikante Sprödigkeit gibt, l'expressionisme tyrolien. In Annerls Gegenwart zanken die drei Freundinnen wegen der verschiedenen Franzln, Hansln und Seppln, nach denen sie sich oder die sich nach ihnen umg'schaut haben. Es macht den Eindruck, daß sie, dem todverfallenen Mädchen zum Spaß, die Parodie eines Bauernstücks vorspielen. Zweites Bild. Links stampft buntes Volk im Maitanz, rechts ziehen Bußfertige, schwarz, zur Kirche. Der Wirt rüstet die Bude. Seine Rede ist befeuchtet von Essenz der Scholle. Manchmal spricht er pures Volkslied. Darf er sagen, daß „die Bäume von lauter Blühen besoffen“ sind, so dürfen wir ihm sagen, daß er sich aus des Knaben Wunderhorn einen tüchtigen angepipelt hat. Links also Juchhe des diesseitigen, rechts Geplärre vom jenseitigen Leben. Links tirolischer Erd-, rechts tirolischer Himmelsgeruch. Diese dramatischen Gegensätze, in schlichter Symmetrie wider einander gestellt, bilden einen Engpaß, durch den gleich das Annerl kommen wird. Da kommt sie schon. Was muß sie sehen? Tischlers Franz dreht sich mit dem Waschkuchel-Roserl, jener Tischler-Franz, nach dem sie immer und der immer nach ihr sich umg'schaut hat. Das gibt ihr oder eigentlich nimmt ihr den Rest. Im dritten Bild stirbt Annerl. Wieder kommt das Basel mit Kerze, Rosenkranz, Gebet. „Ich habs behüt, nicht ein Stäuberl Schmutz is auf ihr“, sagt sie dem Dorfwirt. Aus der Antwort, die der folkloristisch wert-

volle Restaurateur gibt, entnimmt man, daß zwischen den Beiden seinerzeit was gewesen ist. Eine überraschende Aufklärung, in der sich Schönherrs poetische Gerechtigkeit dokumentiert. Er bekennt so den Glauben: „Alle Menschen sind mangelhaft“, und lehnt Wilhelm Buschs Zusatz: „ausgenommen die Damen“ ab. Nachdem dieses schmerzhafte Blitzlicht, Basels Untiefen erhellend, vorübergezuckt ist, strömt Dorfjugend herein und erörtert in kaltem, dunklem Gemurmel Annerls ganz nahen Tod, daß sie nun hinab müsse in das finstre Loch und nie mehr Maiglöckerl brocken werde. Mit dem Ruf: „Wie froh sind wir, daß wir noch da sind!“ — ein Ruf, in den der Zuhörer nicht aus ganzem Herzen einstimmen kann — strömt die Dorfjugend wieder ab. Annerl liegt erlöst im Lehnstuhl, das Basel betet, von der Straße dringen Maitanzklänge in die Stube, und über das Antlitz der Toten zittert ein Mondstrahl, ein naher Verwandter des Sonnenstrahls, der im fünften Akt von ‚Es‘ über das Antlitz des toten Arztes zittert.

Mit diesen drei Szenen hat Schönherr, obzwar mehrere Personen auftreten, ein Maximum an Schlichtheit, Einfachheit, Gradlinigkeit erreicht. Man kann vielleicht besser dichten, aber nicht bescheidener. Und nicht ergebener dem Dienst der Wahrheit. Kurz, ist der Frühling, rasch tritt der Tod den Menschen an, die Lebenden behalten Recht, die Gesunde kriegt den Tischler-Franz, heute rot, morgen bleich, hart ists hinzugeh'n im Mai und den bittern Trank des Verzichts zu schlürfen, wenn die Bäume besoffen sind von lauter Blühen. So wahr wie poetisch. Aber die rechte Poesie, glaube ich, beginnt grade dort, wo „das Poetische“ aufhört.

Im Burgtheater wird schönes, gedämpftes Dorfleben entfaltet. Frau Mayers Frömmigkeit hat echte Bauernfarbe, Herr Maierhofer ist ein springlebendiger Wirt wundermild, und Herr Straßni ein Vorbeter, dessen unerbittlicher Büßer-Ton wirklich gegen die irdische Seligkeit mißtrauisch machen kann. Ein Diener aus der Präsidialkanzlei des Jüngsten Gerichts. Frau Mayen (Maitanz, Mayer, Maierhofer, Mayen, viel Mai im Februar!) spielt das schwindsüchtige Dirndl zart und lieblich. Der Griff, mit dem sie sich ans Hiersein klammert, tut dem Zuschauer weh, rührend ist der Mayen-Tanz, und sehr graziös verhaucht sie ihre arme Seele. Wenn man so sagen darf: sie verduftet aus dem Leben.

---

# Begegnung in Hamburg von Klabund

Dunkel ging ich durch die dunkle Twiete,
Sann, wo man mir meine Mahlzeit briete.

Draußen . . . war vielleicht der Himmel blau?
Innen roch es sehr nach Kabeljau.

Um die Ecke schielt ein rotes Licht,
Welches einen guten Grog verspricht.

Dunkel kam ich aus der dunklen Twiete —

Da — ein heller Glanz — ich stoppte stumm:
War es Sonne? Wars Petroleum?

Nein, dein braunes Auge war es, Fiete . . .

# Sternheim und Strindberg

Geschäft ist Geschäft. Will die Ungunst der Stunde nicht, daß man es mit Mirbeau macht, der seinem Zeitgenossen Schieber den Spiegel vorhält, so macht mans mit Sternheim, der seinem Zeitgenossen Spießer den Zerrspiegel vorhält. Den hat fürs Deutsche Theater Reinhardt geschliffen; und Karlheinz Martin tut recht, es fürs Lessing-Theater gar nicht erst mit einem neuen Schliff zu versuchen. Wie ich voriges Mal Reinhardts Leistung geschildert habe, so, fast genau so kehrt sie jetzt wieder, Zeugnis der Einsicht, daß die Vollkommenheit nicht dazu da ist, aus Originalitätshascherei übertrumpft, sondern dazu, einfach weitergereicht zu werden. Was der dankbare Schüler hinzuträgt, sind ein paar ulkige Betonungen — zum Beispiel auf der zweiten Silbe von „ausschweifend“; ein paar einprägsame Gruppierungen — vier ins Dunkel glühende Zigarrenbrände nebeneinander; ein paar Kleidungsscherze — zerknitterte Bratenröcke und herausrutschende Chemisettes; ein paar Masken — Hermann Vallentins blonder Hicketier wie ein Oeldruck von Wilhelm Tell mit schwarzem Turnvatercalabreser. Und das rebellische Temperament Alexander Granachs. Zwischen ihm und Alfred Abel liegt der Neunte November. Sein Schippel sagt zutreffend: Bin mit Pulver geladen. Und dann explodiert er. Die Splitter fliegen und leuchten. Und beleuchten. In der beißenden Helle erkennt man, daß Sternheim niemals vorher noch nachher reicher, reifer und runder war. Und während man sich die Seiten hält, weiht man eine stille Zähre diesem Dramatiker a. D. und eine andre dem Andenken Victor Arnolds, der allzu früh hinter Wolken verschwunden ist.

*

‚Bürger Schippel‘ ist nicht mehr als zehn Jahre, ‚Fräulein Julie‘ scheint Jahrhunderte alt. Der Dichter Strindberg erwartete, daß einen traurigen Eindruck machen würde, ein unter glücklichen Verhältnissen lebendes Individuum untergehen zu sehen. Der Denker Strindberg wollte zugleich an einem ungewöhnlichen, aber lehrreichen Falle, an einer Ausnahme, welche aber die Regel bekräftigt, den Nachweis erbringen, wie der ehrwürdige, ehrenwerte Krieger-Adel entartet ist und an dem neuen Großgehirn-Adel zugrundegeht. Ich bekenne, daß ich hier ebenso unempfindlich vor dem Dichter wie verständnisbar vor dem Denker Strindberg stehe. Es macht mir leider nicht den geringsten Eindruck, daß Fräulein Julie gezwungen wird, sich ums Leben zu bringen, weil die natürliche Anerkennung des Gesetzes der Läufigkeit aufgehört hat, ein Selbstmordmotiv zu sein, und weil die junge Dame ein monströses Gehirnprodukt ist, zu dem ich mich ganz vergeblich in irgendeine seelische Beziehung zu setzen trachte. Der Dichter kann sich in der vielseitigen Erklärung und Entschuldigung ihres Falles nicht genug tun und rückt uns damit sein Opfer eher fern als nah. Denn wenn grade diese physiologischen Bedingungen zusammenkommen mußten, um die Katastrophe herbei-

zuführen, dann braucht man ja nur ein paar von diesen Bedingungen auszuschalten, um Julien glücklich enden zu sehen. Der Denker irrt: der Fall ist zu ungewöhnlich, als daß er lehrreich sein könnte. Dabei wäre noch fraglich, ob wir mit dem Inhalt dieser Lehre irgendetwas anzufangen wüßten. Auch der abgetane Krieger-Adel und der junge Großgehirn-Adel in ihrer Gesamtheit würden uns doch nur dadurch mehr als hohle Begriffe werden, daß die beiden Vertreter, die Frau und der Mann, wenigstens ein paar Fasern von unserm Fleisch und ein paar Tropfen von unserm Blut hätten. Das müßten sie unwillkürlich haben, wenn sie überhaupt Lebewesen wären. Aber Strindberg setzt im Drama nur raffiniert zusammen, was er in seiner programmatischen Vorrede sorgsam auseinandergelegt hat. Wer jetzt erklärte und bewiese, daß die Vorrede später geschrieben worden ist als das Drama, würde nichts an dem wesentlichen Eindruck ändern, daß ‚Fräulein Julie' durch kalte Kopfarbeit entstanden ist; jedenfalls ist diese Vorrede früher gedacht worden. „Uhren sind keine Welten", sagt der Dramaturg Hebbel. Solch ein Uhrwerk wird in seiner unfehlbaren Exaktheit den Verstand vergnügen; aber es wird uns um keine Welt bereichern. Strindbergs Uhrwerk hat vor allen andern den einen Vorzug: es geht schneller.

Dabei hat der Verfertiger es so verkannt, daß ers als „naturalistisches" Trauerspiel bezeichnet. Aber es ist ganz und gar nicht ein Winkel der Natur, gesehen durch ein Temperament, sondern ein kulturhistorischer Querschnitt, gelegt von der sichern Hand eines literarischen Krafft-Ebing, eines Liebhabers psychologischer Sonderfälle. Das Problem für den Regisseur: daß diese behutsam entfaltet sein wollen — während das Tempo des Aktes ein „wütender Galopp" ist. In den Kammerspielen bemüht man sich nicht, ‚Fräulein Julie' auf eine neue, geistige Art aus den verzwickten innern Bedingungen des Werkes heraus zu spielen; man bemüht sich vielleicht, aber kann es nicht. Als Kammerdiener Jean, der bald viehisch roh und bald blendend geistreich ist, läßt Heinrich George, disziplinierter Ensemblespieler, der Kollegin Elisabeth Bergner den Vortritt und einen Erfolg, den man mit weitaufgerissenen Augen und Ohren verdient heißt. Ihre Grafentochter ist eine läufige Hündin und die leichtfüßigste Hindin. Vom alten Stamm der letzte Zweig — und hat als dieser die Gebrechlichkeit, von jenem eine wunderbare Härte. Ihre Befehle sind wie gemeißelt. Auf keiner Silbe bleibt sie sitzen. Alles fließt, alles fliegt, alles fitzt, alles flirrt. Sie hat eine köstlich tönende Tonlosigkeit, eine mitreißende Art, über Sätze zu springen und trotzdem jeden Hauch zur Geltung zu bringen. Weil sie kein Mitleid mit der armen Seele ohne Seele aufruft, grade deswegen wirds ihr. Ihre Sklavenhalterallüren before; ihr entsetzter Blick auf den eignen Leib after; ihre Beschwipstheit; ihre malenden Begleitbewegungen zu dem rhythmischen Hin und Her des Rasiermessers auf dem Streichriemen: man merkt nichts von artistischer Absicht und ist entzückt einem Eindruck unterworfen, als hätte die feinste und höchste gewaltet.

# Goldanleihe, Preisabbau, Landwirtschaft

von Morus

**Die Goldanleihe**

Der Historiker, der einmal die Geschichte des deutschen Währungsverfalls schreibt, wird bei dem Kapitel ‚Innere Goldanleihe' weit ausholen müssen. Denn die Anfänge des Projekts reichen zurück bis zum Herbst 1921, wo die Zahlung der ersten Goldmilliarde den ersten ruckartigen Auftrieb des Dollars von 60 auf 330 Mark bewirkte, nicht etwa, weil Deutschland die Goldmilliarde nicht aufbringen konnte, sondern weil der Regierung nicht gelang, das Geld aus den wirklich Reichen herauszuziehen. Damals wurde zuerst nicht nur in der sozialistischen, sondern auch in der demokratischen und in der Zentrums-Presse der Ruf nach Erfassung der Sachwerte laut. Eine 20-prozentige Abgabe der Sachwertbesitzer zur Sicherstellung der Reparationsleistungen: das erschien Vielen als angemessen und erträglich. Nachdem in der Oeffentlichkeit eine Weile Lärm geschlagen worden war, fand sich schließlich der Reichsverband der Deutschen Industrie bereit, wenn auch nicht das Portemonnaie, so doch den Mund zu öffnen. Die Herren Bücher und Sorge erklärten, daß sie entschlossen seien, dem Reich mit einer „Hilfsaktion" unter die Arme zu greifen. Beteiligung des Reiches an den Sachwerten — nun, das war freilich etwas zu viel verlangt, aber immerhin wollte man eine gehörige Anleihe aufbringen (von einer Goldmilliarde war die Rede), die für ein paar Jahre zinslos oder zu ganz niedrigen Zinssätzen dem Reich überlassen werden und ermöglichen sollte, daß Deutschland sich der leidigen Reparationszahlungen heil entledigen könnte.

Man erinnert sich, wie es dann weiter ging. Als die Vorbereitungen für die „Hilfsaktion" schon ziemlich weit vorgeschritten waren, sprang plötzlich Herr Stinnes aus dem Busch und erklärte: „Goldanleihe? Sehr schön! Aber nur, wenn wir dafür vom Reich die Eisenbahnen erhalten." Damit war die Erfassung der Sachwerte glücklich in ihr Gegenteil verdreht: die reichsten Sachwertbesitzer wollten dem Reich den einzigen verwertbaren Sachbesitz, den es noch hatte, die Eisenbahnen, die Helfferich vor dem Kriege mit 20 Goldmilliarden abgeschätzt hatte, für ein Linsengericht abknöpfen. Daraus wurde nun freilich nichts. Aber aus der Goldanleihe wurde auch nichts. Ein paar Monate lang wurde noch von einer allgemeinen Hilfsaktion der deutschen Gewerbe geredet, von einer Kredithilfe der deutschen Landwirtschaft und von andern erbaulichen Dingen: nur von einer helfenden Tat hörte man nichts. Der Dollar pendelte weiter zwischen zwei- und dreihundert Mark. und die Notenpresse arbeitete treu und bieder.

Inzwischen kamen die Vorbereitungen für Genua, und das Interesse für die innerdeutsche Regelung der Reparationsleistungen trat hinter die weit aktuellern Fragen, wo und wie die Konferenzteilnehmer wohnen, von wem die Gäste empfangen, und wieviel Lorbeerbäume im Palazzo San Giorgio aufgestellt werden würden, völlig zurück. Ein deutsches Reparationsprogramm für die Konferenz? Eine feste Erklärung, was Deutschland bei letzter Kraftanstrengung zahlen könne, und welche Kreise die Garantie dafür übernehmen würden? Mit solch häßlichen Dingen gab man sich bei uns vor keiner der dreizehn Nachkriegskonferenzen ab. Auch zu Rathenaus Zeit nicht.

Als dann Genua gescheitert war und sechs Wochen später Rathenaus Ermordung den neuen Marksturz auslöste, da tauchte wieder die Schreckensfrage auf: Wie soll das enden? Wer hilft der deutschen Währung, wer hilft dem Deutschen Reich? Und wieder schien nur ein Ausweg vorhanden: Hergabe einer großen innern Goldanleihe als Grundlage einer äußern Anleihe und Garantiefonds für ein Moratorium. Wieder entstand eine ausgedehnte Debatte über die Auflegung einer wertbeständigen Anleihe, indes der Dollar von 400 auf 8000 kletterte. Und abermals scheiterte das Zustandekommen der Anleihe vornehmlich an dem Widerstand der deutschen Industriellen, die erklärten: nicht die Hergabe von Goldwerten, sondern nur die Beseitigung des Achtstundentages könne die Mark retten.

Es folgte die Pariser Konferenz. Es folgte der Einmarsch ins Ruhrrevier. Aus den Schwerindustriellen, die drei Jahre lang dem Reich vorenthalten hatten, was das Reich mit Fug und Recht beanspruchen konnte, waren plötzlich Märtyrer geworden, Volksheilige, gegen die etwas zu sagen als Hochverrat galt. Alles vermeiden, was die Ruhrindustriellen verärgern könnte: das war jetzt die Parole. Statt einer Hilfsaktion der Industrie gab es eine Hilfsaktion für die Industrie. Der Widerstand der Industrie sollte mit allen Mitteln gefördert werden.

Eins dieser „wirtschaftlichen Kriegsmittel" soll die innere Goldanleihe sein. Der Anlaß, die Begründung, die von der Regierung und von den Großbanken gegeben wird, ist tieftraurig. Es wäre ungeheuerlich, wenn man die 200 Goldmillionen dem deutschen Volke in seiner größten Not entziehen wollte, um einen Krieg zu führen, bei dem die Gewinnchancen wie 1 : 100 sind. Aber es besteht immerhin die Aussicht, daß die Aufziehung der Goldanleihe als „Kriegsanleihe" nur Fassade ist, und daß man trotzdem gewillt ist, damit den ersten Schritt zu einer künftigen Währungsreform zu tun. Denn nur als Kampfmittel gegen die Devisenhamster, als wertbeständiges Anlagepapier für Friedenszwecke hätte die Ausstattung der Anleihe mit 6 Prozent Goldzinsen und 80prozentiger Beleihbarkeit der Goldschatzwechsel einen Sinn. Als „wirtschaftliches Kriegsmittel" wäre sie, selbst wenn man den Kriegszweck billigte, im höchsten Grade bedenklich. Dann wäre sie nämlich nur eine Neuauflage unsrer unseligen Kriegsanleihenpolitik: eine Belastung des Reichs mit Schulden, wo nur eine Entlastung des Reichs durch Abgaben helfen kann. Man sollte meinen: von dieser Art, Kriege zu finanzieren, hätten wir ein für alle Mal genug.

Die Goldanleihe hat im Ganzen eine gute Presse gefunden. Nur ein Blatt macht eine Ausnahme. Welches das ist, ahnst du gewiß nicht, schöne Leserin! Nicht die ‚Rote Fahne' und nicht die ‚Deutsche Zeitung'. Nein, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinende ‚Industrie- und Handels-Zeitung' schreibt einen entrüsteten Artikel gegen die durch die Goldanleihe „legalisierte Markflucht". Ausgerechnet das Wirtschaftsorgan der Wilhelm-Straße, das auf seinem Kopf die Aufschrift trägt: „Das Blatt veröffentlicht wirtschaftliche Nachrichten des Auswärtigen Amts aus dem Auslande sowie des Reichsfinanzministeriums, des Reichswirtschaftsministeriums und andrer Reichsämter", ausgerechnet dieses Meisterwerk der deutschen Schwarz-Weiß-Kunst, das uns auch so nebenher verrät: „Es gibt in

Industrie und Handel so gut wie keine überflüssigen, das heißt: nicht für Zahlungen notwendige Devisen" — ausgerechnet dieses Blatt kritisiert das Goldanleiheprojekt der Reichsregierung in Grund und Boden. Und da sag' mir noch einer, unsre offiziöse Presse sei nicht objektiv!

„Dinge gehen vor im Mond . . ."

Um den Preisabbau

Der klug angelegte, geschickt durchgeführte und im Ganzen auch gut gelungene Devisenkorner hat seine wichtigste Wirkung bisher verfehlt: es ist, obwohl der Dollar nun schon seit zwei Wochen von seinem Höchststand auf mehr als die Hälfte heruntergedrückt ist, nicht gelungen, einen nennenswerten Rückgang der Preise durchzusetzen. Die Kaufleute, die bislang mit dem Brustton der Ueberzeugung — und mit vollem Recht — für den Wiederbeschaffungspreis eingetreten sind, wollen plötzlich nichts mehr davon wissen und kalkulieren wacker nach dem Tage des höchsten Einkaufspreises. Die Regierungen des Reichs und der Länder mahnen, suchen zu überreden, drohen — es fruchtet nichts. An der wetterfesten Brust der Produzenten und Händler, die sich längst abgewöhnt haben, ein Risiko zu tragen, prallen die höflichen und die unhöflichen Regierungserklärungen ab wie Papierpfeile. Und es erscheint an der Zeit, sich höchsten und allerhöchsten Orts zu überlegen, ob die Methode der allgemeinen und verallgemeinernden Regierungserlasse einen Zweck hat. Die Arbeiterbevölkerung, zu deren Beruhigung die jüngsten Erlasse des Reichswirtschaftsministeriums, des preußischen Handels- und Innenministeriums und der alarmierten untergeordneten Dienststellen in erster Linie fabriziert zu sein scheinen, traut dieser Art von „Regierungsmaßnahmen" schon lange nicht mehr und hat umso weniger Grund zum Vertrauen, wenn das Reichswirtschaftsministerium am 22. Februar einen Ukas zum Abbau der Preise veröffentlicht und gleichzeitig der Presse mitteilt, der Ukas sei bereits fünf Tage alt — aber verändert hat sich in diesen fünf Tagen nichts.

Und das Publikum kann umso weniger den Regierungsmaßnahmen Glauben schenken, als es sieht, wie dieselbe Regierung den Produzenten und Kaufleuten mit schlechtem Beispiel vorangeht. Ueberall, wo die Regierung selbst als Unternehmer verantwortlich zeichnet, wie beim Spiritusmonopol, oder wo sie bei der Preisgestaltung entscheidenden Einfluß hat, wie bei den Kohlen- und Kali- und vor allem bei den Getreide-Preisen — überall da leistet sie der Preissteigerung keinen ernsten Widerstand. Eben erst hat sie den Preis für das vierte und fünfte Sechstel des Umlagegetreides von 165 000 auf 600 000 Mark für die Tonne erhöht. Den Gipfel der unvernünftigen Preistreiberei erreicht aber die Tarifpolitik des Herrn Groener. Dieser kaisertreue Mann hat vor einigen Wochen das Lob aller kurzsichtigen Volksgenossen eingeheimst, als er den Nachweis erbrachte, daß die Reichseisenbahnen keinen Zuschuß mehr kosten, sondern sogar einen kleinen Ueberschuß abwerfen. Aber mit welch unrationellen, volkswirtschaftlich schädlichen Mitteln ist dieses Ziel erreicht worden! Die deutschen Gütertarife entsprechen gegenüber den Vorkriegspreisen einem Dollarstand von mehr als 31 000 Mark. Eine derartige Tarifpolitik in einem Augenblick, wo die Regierung bestrebt ist, den Dollarkurs nicht über 25 000 hinauswachsen zu lassen, ist

heller Wahnwitz, für den es keine, aber auch gar keine Entschuldigung gibt, und es erscheint an der Zeit, nicht mit ein paar niedrigen Ausnahmetarifen den unhaltbaren Zustand zu bemänteln, sondern unsre Tarifpolitik gründlich umzustellen — mit oder ohne Herrn Groener.

## Die Tagung des Reichslandbundes

Patriotismus markieren kann Jeder. Verdienen können Viele. Aber Patriotismus markieren und gleichzeitig gut verdienen: das versteht in Deutschland Niemand so vortrefflich wie der Landwirt.

Die Tagung des Reichslandbundes in Frankfurt am Main muß wirklich für alle Teilnehmer eine Gaudi allerersten Ranges gewesen sein. Ich bedaure aufrichtig, diese fröhlichen Stunden nicht miterlebt zu haben, und kann mich daher nur auf die Ausführungen meines Gewährsmannes, des Berichterstatters der ‚Deutschen Tageszeitung', verlassen. Da liest man auf der ersten Seite die kernigen Worte des Vorsitzenden, des Doktor Roesicke: „Die Arbeiter im Ruhrgebiet sagen: Wir wollen keinen Dank, wir tun einfach unsre Pflicht. Und so sprechen auch wir Landwirte: Wir wollen keinen Dank, wir tun einfach unsre Pflicht. (Allgemeiner Beifall.)" Im Beiblatt (der ‚Deutschen Tageszeitung') fordert derselbe Doktor Roesicke „Befreiung von den Fesseln der Zwangswirtschaft" und erklärt weiterhin: „Die Schwierigkeiten, die der Landwirtschaft im übrigen erwachsen werden, können Sie auch daraus entnehmen, daß die Sozialdemokratie zurzeit bestrebt ist, die Einschätzung der landwirtschaftlichen Grundstücke für die Vermögenssteuer und die Zwangsanleihe auf die Basis eines hundertfachen Wehrbeitragswertes zu stellen — ein Verlangen, für das ein Verständnis überhaupt nicht mehr zu finden ist, und das ich in der heutigen Zeit nicht mit dem Namen benennen will, mit dem man es benennen müßte."

Auf der ersten Seite rezitiert ein Herr Bogislaw von Selchow: „Mir ist der Arbeiter, der früher blutleeren internationalen Ideen gehuldigt hat, und der jetzt einsieht, daß hinter den patriotischen Redensarten die opferwillige Tat steht, lieber als der Mann, der ‚Deutschland über Alles' singt und kalt und teilnahmslos bleibt, wenn er zur Ruhrhilfe beisteuern soll." Für welche rhetorische Leistung Herrn Bogislaw stürmische Kundgebungen zuteil werden. Im Lauf der Versammlung singen dann die Anwesenden mehrmals das Deutschland-Lied und die ‚Wacht am Rhein' und gehen auseinander, nicht ohne vorher einstimmig Folgendes beschlossen zu haben (im Beiblatt!): „Der Reichslandbund fordert auf wirtschaftlichem Gebiete Befreiung aller Landwirte von der Lieferung der ihre Leistungsfähigkeit übersteigenden Lieferungen von Umlagegetreide entsprechend der Entschließung ds Reichstags, ferner die volle Bezahlung des Umlagegetreides bei der Lieferung, Ausgleich der durch die Geldentwertung entstandenen Verluste (confer die Hypothekenschulden der Landwirte!), weiter sofortige Regierungsmaßnahmen zur Sicherstellung möglichst hoher Abschlagszahlungen an die Lieferanten von Rüben für gelieferte Zuckerrüben, schließlich Beseitigung der in den einzelnen Ländern die freie Wirtschaft hemmenden Bestimmungen, die eine bessere Milchversorgung verhindern."

Solche und ähnliche Geschichten erzählt man sich von der Leutseligkeit Karls des Großen.

# Bemerkungen

## Deutsche Studenten

Am 9. Februar hat sich die Leipziger Studentenschaft für Würzburg entschieden, das heißt: für die Beschickung des reaktionären, schroff antisemitischen Vertretertages der deutschen Universitäten, während in Honnef die gemäßigte Richtung tagt. Nicht bei den empörenden Einzelheiten dieser Studentenversammlung, die eine Schmach für die ganze deutsche Studentenschaft sind, wollen wir hier verweilen; es gilt, das furchtbar Typische dieses Vorgangs zu betrachten und mit klarer Entschlossenheit daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen.

Was geschieht? Eine zahlenmäßig kleine, aber mit den skrupellosesten, brutalsten Mitteln arbeitende „deutschvölkische" Gruppe setzt sich durch in dem großen Haufen der Stumpfen und Urteilslosen wider eine Minderheit, die gegen diesen Terror nicht aufzukommen vermag. Mit rücksichtsloser Demagogie, nationalistischen Phrasen, mit Pfeifen und Johlen wird gearbeitet — der vaterländische Zweck heiligt jedes Mittel. Nicht nur in Leipzig: in ganz Deutschland sind diese Leute heute am Werk. Sie wissen, daß die nationale Erregung dieser Tage ihnen günstig ist, und sie werden ihr Ziel erreichen, wenn ihnen nicht im letzten Augenblick entgegengetreten wird.

Denn die Kräfte sind zu ungleich. Auf der einen Seite eine von Tag zu Tag wachsende Schar fanatischer, hetzender und verhetzter Menschen mit all der Aktivität und Stoßkraft, welche Disziplin, Borniertheit und eine durch keinerlei Gewissensnöte gehemmte Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel verleihen. Ihr Ziel ist die Wiederaufrichtung jenes starren, unfreien Geistes ludendorffisch-preußischer Prägung, den wir als das für unser deutsches Volk verhängnisvollste Erbe der unseligen wilhelminischen Epoche ansehen. In der Mitte steht die zähe, dumpfe Masse des Spießbürgertums, das jene Zeiten preist, weil sichs damals billiger und bequemer lebte als heute, und das für die Not der Gegenwart nicht den verlorenen Krieg, sondern die Revolution verantwortlich macht. Auf der andern Seite, auf der Seite all Derer, die das Verlangen nach geistiger Freiheit und sozialem Fortschritt treibt — Begriffe, die für jene Unteroffiziersseelen nur Phrasen sind —, auf dieser Seite herrscht heute eine derartige Zersplitterung und Vereinzelung, daß jeder wirksame Widerstand unmöglich erscheint. Da ist das Häuflein entschiedener Demokraten; da sind die Sozialisten und Kommunisten von vier oder fünf sich bekämpfenden Richtungen; da ist vor allem die große Schar der grundsätzlich unpolitischen Freideutschen, all die jungen, wertvollen Menschen der Jugendbewegung, die wieder — verhängnisvollste Folge des extremen Individualismus! — in unzählige machtlose Einzelgruppen gespalten ist. Grade diesen muß heute zugerufen werden: Alles, was Ihr erstrebt und wofür Ihr kämpft — die neue Schule, Siedlungswesen, Sexualreform, religiöse Erneuerung, freies Menschentum — all Das steht heute auf dem Spiel. Mag euch die Republik heute noch

fremd und gleichgültig sein: Ihr steht und fallt mit ihr.

Wir müssen die geschlossene Abwehrfront bilden, bevor es zu spät ist. Wir dürfen uns auch nicht dadurch beirren lassen, daß man uns zuruft: „Der Feind steht im Ruhrgebiet!“ Wie gern würden wir den Kampf heut vermeiden; aber wenn der „vaterländische“ Gegner ihn uns aufzwingt, müssen wir ihn aufnehmen. Wir sind uns der ungeheuern Tragik dieses Kampfes bewußt; aber wir weichen ihm nicht aus. Denn ebenso verhängnisvoll für unser Vaterland wie der Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet wäre der Sieg jenes Ungeistes, der sich deutschvölkisch nennt und der keinen Funken wahren Deutschtums in sich trägt.

*Hermann Windschild*

## Bücher

Elsa Brandström: Unter Kriegsgefangenen in Sibirien (Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte)

Das ergreifendste und menschlichste Dokument der Nachkriegszeit! „Den in fremder Erde ruhenden Kriegsgefangenen“ von einer edlen Frau gewidmet, aus deren ungelenkem Bericht immer wieder das fassungslose Staunen quillt, wie schnell die lachenden Erben das Furchtbare vergessen konnten, das sie in fünf Jahren hilfreicher Fürsorge gesehen hat. Vergessen die stinkenden Spitäler von Srjetensk und Totzkoje, vergessen die tierischen Schreie der „aus Zeitmangel“ Amputierten, vergessen das Wort jenes inspizierenden Generals: „Ach was, im Schützengraben sterben noch mehr“ . . . Nun ist das Alles aus ihrer Hand wieder erstanden, mit der echten Bescheidenheit einer Seele, die sich der eignen Stimme schämt. Denn wenn man es nicht schon wüßte, von Solchen wüßte, die es dankbar miterlebt haben, wie die Tätigkeit dieser schwedischen Samariterin nach dem Patronessenhochmut russischer, deutscher und oesterreichischer Aristokratinnen (über die sie an einer Stelle mit feiner Ironie zu sprechen weiß) in den Konzentrationslagern empfunden wurde, wie sie von Typhusbaracke zu Typhusbaracke ging, um die Wünsche der Sterbenden in Empfang zu nehmen — aus ihrem Buch würde mans nicht erfahren. In der charakteristischen Sparsamkeit ihres Stils sagt sie einmal von den gefangenen Theologen: „Nur wenigen dieser Geistlichen gelang es, Einfluß auf ihre Kameraden zu gewinnen. Einer der Gründe hierzu liegt darin, daß sie in dem engen Zusammenleben nicht verbergen konnten, wie wenig die Religion sie selbst umgewandelt hatte.“ Das ist es. Und weil ihr Buch (dessen Erlös den Heimgekehrten zugutekommt) durch ein Leben voll Arbeit und Barmherzigkeit beglaubigt ist, möchte ich es ein christliches Werk nennen.

Paul G. Ehrhardt: Die letzte Macht (Drei Masken Verlag)

Der deutsche Kolportageroman. Man muß, um ihn zu verstehen, Physik, Chemie und leider auch Alchimie studiert haben. Gut zwei Drittel des Buches sind mit theoretischen Erörterungen und Begründungen angefüllt. „‚Besonders gespannt‘, sagte Seidler, ‚bin ich auf die Wirkung der Verstellung der Steigung unsres Reißnerpropellers‘.“ So bleibt für Spannungen andrer Art wenig Raum. Es ist jenes Uebel, das Hans Siemsen nicht müde wurde am deutschen Film zu tadeln: eine oft brauchbare Konzeption — hier unser Aller Traum vom ewigen Frieden — wird durch dekoratives Beiwerk erdrückt. Ob das da mit seinen Elementar-Akkumulatoren und Differential-Manometern echt oder aus Pappe ist, könnte nur ein Professor für Maschinenbau feststellen. Wir Andern sind sanft entschlafen.

R. N. Coudenhove-Kalergi: Adel (Verlag Der Neue Geist)

Unsre Zeit hat guten Boden für typologische Konstruktionen. In dem chaotischen Zerfall aller Werte eine sinnreiche, lineare

Stabilität zu entdecken, ist eine Aufgabe, die noch jeden philosophischen Kopf der Epoche gereizt hat. So entstand jene Reihe groß angelegter Typologien, aus der Bubers politische vom sensorischen und motorischen Menschen, Spenglers pseudowissenschaftliche vom Untergang des Abendlandes, Jaspers wissenschaftliche ‚Psychologie der Weltanschauungen' als die bedeutendsten ihrer Art hervortreten. Die Zahl der Nachläufer ist Legion. Wenige aber werden so klug und, trotz ihrer zwangsläufigen Einseitigkeit, so richtig sein wie diese Schrift über den Blut- und Geistesadel, die man aus mancherlei Gründen lesen sollte, hauptsächlich aber um der sachlichen Schärfe willen, mit der sie alte, leider nie veraltende Erkenntnisse also zu formulieren versteht: „Der akademische Hirnadel Deutschlands, vor einem Jahrhundert Führer der Opposition gegen Absolutismus und Feudalismus, ist heute zum Hauptgegner geistiger politischer Erneuerung herabgesunken . . . Ihre verantwortungsreiche Mission: den Feudaladel abzulösen und den Geistesadel vorzubereiten, hat die akademische Intelligenz erkannt, verleugnet, verraten."

Adolf Bartels: Die besten deutschen Romane
(Verlag Köhler & Volkmar)

Freunden eines derben, bisweilen outriert-grotesken Humors anzuraten. Darüber hinaus bleibt die ernste Frage, ob derlei auch bei andern Völkern möglich wäre. Ob man sich etwa ein aus Manchester-Wolle gewebtes Jägerhemd als Geisteskritiker vorstellen könnte. Es ist ja unwichtig, wie so ein zweifellos ehrlicher Vollbartels wertet: daß er jedem seiner Autoren die Blutprobe abnimmt; daß er die letzte Impotenz von Heimatsdichterling analysiert, bei Walser und Döblin jedoch „abwarten muß, was an wirklich Genießbarem hervortritt"; daß er unter den „bedeutendern ausländischen Romanciers" einen Mann namens Hamsun nicht zu kennen scheint. Wichtig ist, wie er gewertet wird: daß aus seinen und ähnlichen Händen immer noch die Lesebücher und „Leitfäden" stammen dürfen, die unsrer Jugend den Hals strangulieren, das ist das Wesentliche, ist das Deutsche an einer Erscheinung, die — „und wenn die Welt voll Teufel wär"! — alle Stürme überdauern wird.

*Heinrich Fischer*

### Mussolini von Gottes Gnaden

In jenen großen Tagen, da man unsern Staatswohlstand im Interesse eines gerechten Siegfriedens großartig verpulverte, um uns garantiert herrlichen Zeiten entgegenzuführen — in jenen Tagen also nahmen die treuen Diener des Herrn in den Kirchen feierlich die Heiligsprechung dieses gottgewollten Geschehens vor. Infolgedessen fuhrwerkten die mörderischen Projektile mit göttlichem Fluch reich beladen vier Jahre hindurch begeistert in die feindlichen Reihen. Deutsche, Franzosen, Italiener und Oesterreicher, die Einen wie die Andern, standen mit dem lieben Herrgott im Bunde. Er kämpfte mit ihnen Allen um ihrer gerechten Sache willen.

Während wir nun auf Erden so tun, als wenn wir damit längst fertig wären, sitzt er da oben im Sorgenstuhl und brütet, brütet, brütet: wer eigentlich die Vorteile des Siegers in den Schoß gelegt bekommen soll. Das ist keine Kleinigkeit, da sie doch Alle die Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben. Wollte Gott, daß man ihn einstweilen wenigstens zufrieden ließe, damit er mit seinen Gedanken zu Ende kommt.

Aber alle Augenblick fahren irgendwelche Frommholde dazwischen, die sich neue Segnungen verschaffen möchten. Sie zerschneiden jedes Mal den göttlichen Denkfaden.

Diesmal waren es die italienischen Priester. Sie haben lange genug gewartet und brauchen dringend die himmlische Sanktion für den Fascismus. Sie knieten in der Basilika der Ro-

senkranz-Madonna zu Pompeji und gelobten, nicht eher aufzustehen, als bis Gott der Herr den Fascismus und was mit ihm zusammenhängt heilig gesprochen. Es dauerte nicht lange: da spürten die Priester, daß man sie erhört hatte. Sie eröffneten sofort Herrn Mussolini, daß sie ihm den Beistand des Himmels verschafft hätten, und dieser — nämlich Mussolini — ging hin und unterschrieb die Regierungsdekrete so: Mussolini von Gottes Gnaden.

*Bruno Manuel*

### S. M. und Baden-Baden

In Baden-Baden gibt es komische Käuze. Ich will nicht von jenem stark beschmißten und oft beschwipsten Germanenrecken reden, der bei dem Dollarstand von gestern noch in der beneidenswerten Lage war, die Dielenmusik für solennes Trinkgeld ‚Heil Dir im Siegerkranz' spielen zu lassen, um daran die Machtprobe zwischen seinem chauvinistischen und seinem alkoholischen Rausch zu machen, und der heute in London den aufhorchenden Interviewern mit Augurengeblinzel verrät, Wilhelm in Doorn habe sich vor seiner Hochzeit à la Steinach verjüngen lassen.

Ich will auch nicht erzählen von jenen (Auslieferungs-) Militärs, die bei der verfluchten Nähe der Franzosen im Schwarzwald nicht mehr ruhig ihren Kurszettel lesen und auf die Republik schimpfen können und bei einem staatswissenschaftlichen Vortrag des demokratisch-republikanisch gesinnten Rektors der Universität Heidelberg und Staatsrechtslehrers Gerhard Anschütz wütend und laut das Lokal verlassen, weil dieser für die Republik und die Weimarer Verfassung eintritt.

Auch nicht von jenem Sachsenprinzen, der nach diesem Vortrag herablassend dem Gelehrten die Hand drückt mit den Worten: „Ich habe jehört, daß Sie auch nicht mit der Monarchie einverstanden sind."

Keineswegs auch von jenem Freiherrn, der einer vom Auswärtigen Amt hierher beorderten „Grenzkommission" angehört und mit richtigem Blick für die Morgenröte einer wieder einmal „großen Zeit" arglose Bemerkungen voraussichtiger badener Bürger über die Klemme der politischen Lage so diplomatisch verbeult, daß auf seine Veranlassung der Polizeiamtmann wegen „Miesmacherei" gegen seine Mitbürger vorgehen zu müssen glaubt.

Nein — davon nicht jetzt. Sondern nur ganz schlicht von jenem alten Offizier, der mir erzählt, wie er Kaisers Geburtstag gefeiert hat.

„Wissen Se, was wir jemacht haben am 27. Januar? Zum Essen zuhause hab ich die Uniform anjezogen, alle Orden und meine Frau ihr Ausjeschnittenes. Dann hab ich die letzte Pulle aus'm Keller jeholt und vor der Suppe hab' ich das Bild von S. M. an der Wand umjedreht — es hängt sonst verkehrt jejen die Wand —, und dann bin ich stramm jestanden und habe folgende Rede jehalten: Du bist und bleibst ein Deserteur in meinen Augen. Aba unter deiner Rejierung habe ich, hat das deutsche Volk, haben wir Alle die erhebendsten Tage unsres Daseins erlebt. Darum: S. M. hurra, hurra, hurra! Nach dem Essen ham wer dann det Bild wieder nach der Wand zu jedreht bis zum nächsten 27. Januar."

Sowas wird hier zumeist schon als Fortschritt empfunden. Und wenn diese wahre Geschichte auch nicht für ganz Baden-Baden charakteristisch ist, so doch für einen seiner zur Zeit wesentlichsten Bestandteile, der hier allmählich zusammengesickert ist. Für jenen nämlich, der ein Stück von Georg Kaiser oder Wedekind nicht von einem Bordell unterscheiden kann (was doch jeder Kadett gelernt haben muß) und es damit dem nicht untalentierten Theater hier schwer macht, künstlerische Aufgaben zu lösen.

*Flamingo*

## Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben

Die Leipziger Graphischen Werke A.G., Leipzig-R., kündigen im Buchhändler-Börsenblatt an:

Das Buch des Jahres 1923. Krone über dem W. Das Buch des Jahres 1923. Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben. Nach authentischen Aufzeichnungen, Belegen und Unterlagen. 1.—50. Tausend. Geheftet, Halbleinen, Ganzleinen, 500 numerierte Exemplare auf feinstes Bütten gedruckt und in Halbleder gebunden. Nicht schlechthin: Das literarisch-politische Ereignis dieses Jahres und das Standard-Werk des Buchhandels! Sondern darüber hinaus: Ein Buch der Wahrheit und Treue! Ein Kampfruf gegen Entstellung und Verleumdung, gegen Neid und Lüge! Scharfmacher — Kriegshetzer — Kindermörder .... zu Bergen türmte sich der Unrat, den sie gegen den Erben des deutschen Kaiserthrones schleuderten. In seinen schlicht-klaren, ehrlichen Bekenntnisbüchern wehrte er den heimtückischen Haß seiner Feinde ab und schwieg doch zu dem erbärmlichsten aller Anwürfe, der ihm nun auch noch moralisch, als Mensch und als Mann, vor der ganzen gesitteten Welt das Brandmal aufdrücken soll: daß er ein skrupelloser Wüstling und Frauenjäger gewesen sei. Namen werden genannt, subtile Einzelheiten von Mund zu Mund getragen, ungeheuerliche Schlußfolgerungen daraus gezogen. Bis ins Mark vergiftet ist die Atmosphäre. Der Zweck der Herausgabe dieses Buches ist es nun, den Wust von planmäßiger Lüge und Verleumdung zu entwirren. Das mit vornehmster Zurückhaltung geschriebene Werk bringt keine Sensationen; und will auch keine bringen. Aber es entgiftet die Atmosphäre und enträtselt in der psychologischen Zergliederung der gravierendsten Fälle das Problem, wie ein derart unsinniges Zerrbild des deutschen Kronprinzen überhaupt entstehen konnte. Das Buch ist eine Erlösung und ein Geschenk für die hunderttausende deutscher Frauen und Männer, die dem Verbannten von Wieringen im Herzen Treue halten! Das deutscheste Buch des Jahres 1923. Die Ausstattung des Werkes in seinen verschiedenen Ausgaben ist von erlesener Sorgfalt. Die Propaganda ist großzügig, vornehm, umfassend und absolut individuell. Rezensionsexemplare und Aushängebogen versenden wir an alle maßgebenden Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes. (Gesperrt:) Wegen Vergebung der fremdsprachlichen Uebersetzungsrechte bitten wir Anfragen direkt an uns zu richten.

*

Ueberschrift: Die Unterlagen.

## Zu diesem Ruhr-Krieg

### Die unmögliche Tatsache

Palmström, etwas schon an Jahren,
wird an einer Straßenbeuge
und von einem Kraftfahrzeuge
überfahren.

„Wie war", spricht er, sich erhebend
und entschlossen weiterlebend,
„möglich, wie dies Unglück, ja —
daß es überhaupt geschah?

Ist die Staatskunst anzuklagen
in bezug auf Kraftfahrwagen?
Gab die Polizeivorschrift
hier dem Fahrer freie Trift?

Oder war vielmehr verboten,
hier Lebendige zu Toten
umzuwandeln, kurz und schlicht:
Durfte hier der Kutscher nicht?

Eingehüllt in feuchte Tücher,
prüft er die Gesetzesbücher
und ist alsobald im Klaren:
Wagen durften dort nicht fahren!

Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein kann, was nicht sein darf.

*Christian Morgenstern*

# Antworten

Anhänger der Presse. Was haben Sie eigentlich in Ihrer Zeitung, die Sie dafür bezahlen, daß sie Sie über die halbwegs wichtigen Weltereignissen einigermaßen zuverlässig unterrichte, von unserm Kohlensyndikat erzählt bekommen seit jenem Tage, da es nach Hamburg verlegt wurde? Nichts? Dann sollten Sie Ihre Zeitung abbestellen und den ‚Manchester Guardian', so teuer er ist, dafür bestellen. Dem berichtet sein Korrespondent aus Gelsenkirchen am 12. Februar: „Gestern hielten 180 Mitglieder des Kohlensyndikats eine Sitzung in Münster ab. Die Herren Stinnes, Thyssen, Kirdorf und andre Industriegrößen waren zugegen. In der letzten Sitzung vor der Franzoseninvasion hatte Herr Stinnes Wert darauf gelegt, daß das Syndikat aufgelöst und seine Organisation zerstört werde, damit es nicht in die Hände der Franzosen falle. Herr Kirdorf war dagegen, denn wenn es zerstört würde, könne es nur mit der größten Mühe wieder aufgebaut werden. Man schlug damals vor, es durch ein andres Syndikat zu ersetzen, das dieselben Funktionen ausüben solle: Kontrolle der Produktion, der Distribution und der Kohlenpreise — während es selbst frei wäre von der Kontrolle des Staates. Mit andern Worten: die Rückkehr zur privaten Verwaltung wurde empfohlen. Eine endgültige Entscheidung erfolgte nicht. Man wählte den Ausweg, das Syndikat nach Hamburg zu verlegen. Es ist bestimmungsgemäß jedes Jahr zu erneuern. Das Jahr läuft ab am 31. März 1923. Gestern wurde beschlossen, das Syndikat bis Ende September zu verlängern und eine etwa vorher nötig werdende Liquidation mit vierwöchiger Kündigung vorzunehmen." Soweit der Korrespondent des ‚Manchester Guardian'. Die Redaktion dieses Blattes, das bekanntlich sehr liberal ist und bei uns immer als deutschfreundlich zitiert wird, fügt am 14. Februar hinzu: „Der Entschluß des Syndikats ist von außerordentlicher Bedeutung. Die Auflösung des Kohlensyndikats, also die Entlassung seiner Beamten, die Zerstörung seines ungeheuern Apparates, seines gesamten Materials an Aufstellungen, Berechnungen, Verteilungsplänen, Statistiken wäre ein sehr tief einschneidender Schritt gewesen, denn es ist ja grade Ziel und Zweck der Franzosen, den der französische Ober-Kommissar Coste eingestanden hat, diese Organisation zu kontrollieren, die wiederum das gesamte Wirtschaftsleben des Ruhrgebiets kontrolliert. Wenn das Syndikat zu bestehen fortfährt, so deshalb, weil es auf deutscher Seite eine führende Rolle bei den unvermeidlichen Friedensverhandlungen zu spielen haben wird. Sein Einfluß wird entscheidend sein. Ist einmal eine Uebereinstimmung erzielt worden, so wird es seine frühern Funktionen wieder aufnehmen, obgleich völlig oder doch teilweise unter französischer Herrschaft. Die Zerstörung dieses Apparates wäre ein Schlag für die Franzosen gewesen, der sie auf lange Zeit hinaus viel schärfer treffen würde als alle Sabotageakte der Fabriken oder der Eisenbahner. Die Tatsache, daß stattdessen das Syndikat wenigstens für die nächste Zeit noch bestehen bleibt, zeigt, daß die deutsche Schwerindustrie nicht von demselben Geist sorgloser Herausforderung erfüllt ist wie die berliner Presse. Die Schwerindustrie, die erkennt, daß Deutschlands Position letzten Endes hoffnungslos ist, ist ganz deutlich bemüht, zu Verhandlungen zu kommen und eine Organisation zu erhalten, die eine schnelle Einigung erleichtert." Also von alledem, Anhänger der Presse, hörest du nicht einen Hauch. Der Abgeordnete Schöpflin hat neulich im Reichstag gesagt: „W.T.B. lügt wie Reuter, nur etwas dümmer." Die deutsche Presse lügt wie W.T.B. Sie hat sich an ihrem Lande zu keiner Zeit schwerer versündigt als seit dem 11. Januar. Aber da du, Vertreter der Leserschaft, stillhältst, bleibt sie im Recht.

**Bayer.** Ihre Hauptstadt ist endlich von Wien erreicht. Dort hielt Magnus Hirschfeld zum ersten Mal einen Vortrag. Mittendrin erscholl ein Pfiff, und darauf hob ein wüster Lärm an. Mit Gummiknütteln, Stinkbomben, Schreckschüssen und Fröschen leerten die Antisemiten im Nu den Saal. Wie mir ein Augenzeuge berichtet, warf ein Lümmel vom Ersten Rang einen Sessel ins Parkett und verletzte damit eine Dame schwer. Einer andern Dame von keineswegs jüdischem Aussehen verbeulte man das Gesicht. Ein Herr, der sie auffing, auch kein Jude, wurde zur Strafe wie sie bearbeitet. Ein paar Tage später gab es dieselbe Hetz bei einem Vortrag des Professors Georg Fr. Nicolai. Sie sehen: die Kultur, die alle Welt beleckt, hat jetzt von Ihrem München aus nach Osten sich erstreckt.

**Musiker.** Dein Lieblingskritiker schließt eine immerhin leutselige Kritik an Debussy mit den Worten: „Ich wünsche ihn trotz alledem zum Teufel, weil eben uns Allen die Galle überläuft. Kunst hin, Kunst her, wenn 20 Millionen in Gefahr sind.“ Nein, grade nicht: Kunst hin, sondern erst recht: Kunst her! Es ist ja doch der einzige Trost in diesem Irrenhaus von Welt.

**Morus.** Sie weinen, weil in der vorigen Woche einem drucktechnischen Betriebsunfall, der die Ausführung der Korrekturen verhindert hat, mehrere Zahlen Ihres Artikels zum Opfer gefallen sind. Ich trockne hiermit Ihre Tränen. Also prager Blätter haben nicht von einem 300-Millionen-Dollar-, sondern nur von einem 300-Millionen-Goldmark-Fonds der Stützungsaktion gesprochen. Aber auch diese Summe dürfte um vieles zu hoch gegriffen sein. Fürs erste steht jedenfalls nur eine hohe achtstellige Zahl in Goldmark der Reichsbank zur Verfügung.

**Korruptionsschnüffler.** Sie wundern sich, daß der Abgeordnete Pachnicke bei Beratung des Etats der Reichsregierung für ihre Presse-Abteilung in der Ausschußsitzung ein Loblied auf die ‚Reichszentrale für Heimatdienst‘ gesungen hat, und machen eine Bemerkung dazu, die gewiß falsch ist. Seien Sie nicht so mißtrauisch. Selbstverständlich hat Herr Pachnicke keinerlei materielles Interesse an der R.f.H. Auch die übrigen Abgeordneten, die in ihrem Aufsichtsrat sitzen, haben keins. Ein deutscher Reichstagsabgeordneter würde niemals in einer Sache das Wort ergreifen, an der er materiell interessiert ist. Bei uns gibts doch kein Panama — und wenns schon eines gibt, dann nur ein ganz, ganz, ganz, ganz kleines.

**Gutgläubiger.** Du hast in der Reichstagsdebatte über Reichswehr und Selbstschutzverbände vernommen, daß an die Oberpräsidenten von einer geheimnisvollen Stelle, ohne Wissen des preußischen Innenministers, Weisungen ergangen sind, Stammrollen aufzulegen, eine Liste der vorhandenen Automobile und Pferde fertigzustellen undsoweiter. Daraufhin läßt du drucken: „Auch solche Verfügungen

brauchten an und für sich nichts mit Selbstschutzorganisationen und nationaler Selbstwehr zu tun haben, und man könnte gutgläubig annehmen, daß sie irgendeinem übertriebenen statistischen Bedürfnis entstammten." Die Orgesch als Statistisches Amt: Gott erhalte dir deinen guten Glauben.

Dr. F. St. in B. Sie tadeln an einer Stelle Ihres freundlichen Briefes die „Inkonsequenz" der ‚Weltbühne' und begehen im selben Atem die Inkonsequenz, es „notwendig" zu finden, „daß Jeder Das sagen darf, was er für wahr hält." Grade das ist mein Leitmotiv als Herausgeber. Das Blatt will einer Anzahl kluger und kundiger Schriftsteller Gelegenheit geben, ihre Meinung unverfälscht zum Ausdruck zu bringen. Nun bemängeln Sie, daß in einer Nummer X. der Politik, in einer andern Y. der Wirtschaft den Primat zuerkennt. Inkonsequent wäre da doch nur, wenn X. heute diese, morgen jene Auffassung hätte und hier bekundete. Aber zwei verschiedene Männer des gleichen geistigen Niveaus und der gleichen Sprachkraft mögen ruhig zwei verschiedene Ansichten äußern. Nichts wäre leichter für mich, als in Fußnoten auf diese Widersprüche hinzuweisen und sie, wie schulmeisternde Presseorgane pflegen, zu überbrücken. Ich verschmähe das grundsätzlich. Ich habe das Zutrauen zu meiner Leserschaft, daß sie der Leserschaft der Tageszeitungen überlegen ist, nämlich nicht stumpfsinnig nachbeten, sondern selbständig prüfen und sich entscheiden wird.

---

## Mitteilung

Der Drucktarif ist am 19. Februar wieder um 75% erhöht worden. Die ‚Weltbühne' kostet seitdem im Einzelverkauf (nicht 525, sondern) 400 Mark. 400 mal 13 sind 5200 Mark. Danach hätte das Vierteljahrsabonnement mindestens 4500 Mark zu kosten. Es kostet aber von heute an erst 3000 Mark. Wir halten kaum noch für nötig, umständlich vorzurechnen, welche Opfer eine innerlich und äußerlich unabhängige Zeitschrift bringen muß, damit sie nicht ihre sachliche Wirkung auf Menschen von geistigen Interessen durch einen Preis zu beeinträchtigen braucht, der dem Marktwert andrer Gegenstände nur angemessen wäre. Wir überlassen denjenigen Lesern, für die das Blatt unentbehrlich geworden ist, unsre Opfer zu verringern, und stellen ihnen anheim, auf der beiliegenden Zahlkarte oder auf sonst einem Wege

**eine Nachzahlung von 600 Mark**

für den Monat März zu leisten.

*

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| | | Rumänien | 80 Lei |
| | | Schweiz | 5 Franken |
| England | 5 Schilling | Spanien | 6 Pesetas |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | 2½ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Generalvertretung für die Tschechoslowakische Republik: A. Pavlik, Prag II, Vodickova 41.

# Partei, Partei ... von Moritz Heimann

In einem sonst unbeträchtlichen Drama habe ich einmal eine echt komische Szene gelesen. Zwei Tanten in einem Bürgerhaus sind in jeder Lebenslage die krächzenden Raben am Tisch; weil sie ständig Unrecht verüben, glauben sie ständig Unrecht zu leiden; weil sie unterdrücken, fühlen sie sich unterdrückt; sie tun vor sich selbst so, als werde ihnen jedes offene Wort verübelt, und beschließen eine Geheimsprache, derart, daß sie alle moralischen Vokabeln im Gegensinn gebrauchen. Sie unterhalten sich über den Fleiß des Neffen, wenn sie seine Faulheit meinen, nennen die Nichte artig, wo sie sie dumm und schnippisch schelten möchten; die Schwester ist vornehm und höflich, das soll heißen: herzensroh und kalt, und der Schwager ist ein zartes Herz, nämlich ein Narr, der unter dem Pantoffel steht. In dieser Weise beginnt ihr Gespräch; aber kaum geht es ein paar Minuten fort, so werden sie eifrig, werden hitzig, und in immer drastischerm Sturz befreien sich die echten Vokabeln, bis der giftige Klatsch sein fesselloses Wesen treibt.

Das ist der Burgfriede; er hielt schon an den Stammtischen nicht mehr dicht. Im Herzen glaubte kaum Einer an ihn; die unterdrückten Gedanken dienten nur dazu, das Selbstbewußtsein der Besserwissenden zu steifen, die heimlichen Erwartungen zuzuspitzen und für alle partikulären Interessen in der immer nur vom Andern geforderten Hingebung an das Ganze Schutz zu finden. So ist es im großen Ganzen bis heute geblieben. Trotz allen Explosionen von Haß wurde immer doch die Fiktion wiederhergestellt, daß Deutschland seine wichtigsten Aufgaben warten lassen müsse, weil es grade im Augenblick noch wichtigere zu erledigen habe — ein grammatischer Unsinn, der dem tatsächlichen entspricht. Offenbar können wir aus diesem höllischen Zwang nicht heraus, offenbar müssen wir aus ihm heraus. Das ist unser tragisches Dilemma, und wir sollten wohl einmal fragen, ob seine Lösung möglich ist.

Daß für lange noch unsre offizielle Politik dazu nicht imstande sein wird, liegt auf der Hand. Sie ist ja nur die sichtbare Zusammenfassung aller der Kräfte, die nach der Verderbnis, in die sie verfallen sind, schon gegen die Existenz jener „wichtigsten Aufgaben“ taub und blind sind. Solange ihr nicht von einer umfassenden, ideellen Arbeit vorgewaltet ist, wird sie einstweilen immer nur temporisieren können; bewußt oder unbewußt, gradaus oder auf Umwegen, ehrlich oder verstohlen im Dienste der Interessen und Parteiungen, die ihrerseits davon leben, daß es die „wichtigsten Aufgaben“ nicht gibt. Nicht selten hört man jetzt den Ruf nach einem Genie bei uns. Aber sie wissen nicht, was ein Genie ist, die so beten; sie denken wohl, das sei ein König absolut, wenn er ihnen den Willen tut; indessen es ein Blitz ist, und zur elektrischen Entladung bedarf es der elektrischen Spannung.

Die mechanischen Spannungen materieller Feindseligkeit tun es nicht; und nur solche werden von den Parteien, auch und erst recht von den sich neu bildenden, geleistet. Bismarck, auf sein politisches Leben zurückschauend, hat folgendes richtende Wort gesagt: „Ich kann nur das Zeugnis ablegen, daß ich den Fraktionen, den arbeitsscheuen Mitgliedern sowohl wie den Strebern, in deren Hand die Führung und das Votum ihrer Gefolgschaften lag, eine schwerere Schuld an der Schädigung unsrer Zukunft beimesse, als sie selbst fühlen. Get you home, you fragments, sagt Coriolan." Das galt mit der gleichen Bitterkeit wie denen von links auch denen von rechts; und um wieviel bitterer, vorwurfs- und sorgenvoller müßte der Ausspruch heute lauten!

Aber hier sei einem Mißverständnis vorgebeugt. Mehr als eine Kritik unsrer Zustände, unsrer Hoffnungen, Möglichkeiten und Gefahren hat ihr Amt mit einem leidenschaftlichen Angriff auf die Parteien begonnen; auf die Parteien, wie sie zufällig und historisch sind, und auf den Begriff überhaupt. Je tiefer, je idealischer die Lebensanschauung war, aus der die Kritik stammte, umso mehr fand sie als ein Hindernis, zum Menschen selbst, als der einzigen Realität, durchzudringen, die Partei vor sich. Ich denke nicht so; ich verschone die Partei sogar mit der Entschuldigung, daß sie ein notwendiges Uebel sei; sie gilt mir vielmehr als die notwendige Voraussetzung und Grundbedingung des politischen Lebens. Nicht nur des politischen Lebens; die Partei hat ihren Ursprung in den Urtiefen unsrer Gattung. Denn ein einfacher, aber an Folgen unerschöpflicher Kunstgriff der Natur hat dem Menschen sein Schicksal zugewiesen: Die Decke, die ihn deckt, ist zu kurz; jede, und nicht zuletzt die seiner Gedanken. Was er denkt, auf welchen Gebieten immer, ist kürzer, als was er lebt. Er kann die Decke abwerfen, das tut der Narr, das tut der Heilige, und den Frost des Weltalls hinnehmen; kein Andrer entgeht der Bedrängnis. Er mag sich die Füße einwickeln, so liegt ihm der Kopf bloß, oder er ziehe sich die Decke über die Nase, so wird es ihm grimmig an den Zehen. Und weil es so ist — man muß aber wissen, was es heißt, daß etwas „so ist" —, weil so und so die Decke zu kurz ist, deshalb wird sie hin- und hergezogen. Kein Christus, kein Muhamed, kein Buddha und kein Kant schließt seine Augen, ohne daß sogleich Entzweiung sich seines Werkes bemächtigte; sonst könnte es nicht leben.

Wir lassen also der Partei ihre Würde; lassen? wir geben sie ihr erst. Und nun seht sie euch an! Sehet alle ihre Arten, und seht, wie sie eure Not, eure Hoffnung, eure Sehnsucht, allzu oft Fratzen schon in euch, zu Fratzen machen. Seht ihre Theorieen an; haben sie nicht schon allzu lange im Schaufenster gelegen und sind verschossen? Sie trauen sich selbst nichts mehr zu, weder das kräftige Strömen des erneuten, schenkenden Lebens noch die kristallinische Reinheit der Dogmen. Immer enger schnurren sie zusammen, und im selben Grade wächst ihr Lärm ins Keifende und Kläffende.

Hört nun auch die Münder dieses verkümmerten Geistes, die Häuptlinge, Vertreter und Abgeordneten! Ihre Bildung steht

nicht höher als die der Staatsanwälte. Man brauchte nur zu beobachten, wie sie zitieren, und man wüßte Alles von ihnen. Wie aus dem Ausverkauf angekramt, entfärbt und mißgedeutet erscheint, wenn sie es zwischen ihre Sätze stecken, das Wort eines Dichters oder Philosophen; dazu nicht selten ein halb gutmütiges Grinsen. Im Jahre 1886 hat Friedrich Ratzel — ein Patriot, ein Realist, wenn es je einen gab — Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik noch so gefeiert, daß er mit spürbarer Ergriffenheit den historischen Augenblick als einen großen Augenblick der Pflicht durchfühlte und — an Herder gemahnte, an seine eben damals hundert Jahre alten ‚Ideen'. Was ist inzwischen aus unserm Realismus geworden, und wie erst vergrößert sich der Abstand dieses bisherigen zwanzigsten Jahrhunderts, insbesondre unsres jetzigen Auferstehens von der Niederlage, gegen die parallelen Jahre von 1806 bis 1815! In den Briefen des Haudegens Blücher ist mehr Humanität, mehr Bildung als in den Aeußerungen so eines heutigen Generals, der sich zum Staatsmann berufen glaubt, zu schweigen von den Stein und Marwitz, den Humboldt, den Gneisenau, Scharnhorst und Clausewitz und vielen Andern, als durch welche jene Zeit zu einer klassischen der preußisch-deutschen Geschichte geworden ist. Man kann, bei entsprechender Veränderung der dazugehörigen Epoche, die Beispiele auch aus den andern Lagern holen; der Niedergang der Bildung ist allen gemein.

Durch ihn vollzieht sich, in ihm offenbart sich der Niedergang der Partei. Sie ist ihrem Wesen nach die Beauftragte von Interessen; diese Interessen sind die von Menschen; diese Menschen haben einen weitern Kreis des Erlebens und Erleidens als den der Interessen. Je enger und unmittelbarer sich die Partei an ihren Auftrag hält, je monomanischer sie die Interessen besorgt, umso stupider und erfolgreicher arbeitet sie daran, den ihr mit Wohl und Weh anvertrauten Menschen den Radius ihrer wahren Lebenskreise zu verkürzen und sie stupider und monomanischer auf ihr Interesse zu beschränken, als sie von Haus aus wären. So kommt es, daß eine Volksgruppe und die zu ihr gehörige Partei zu einander wechselseitig im Verhältnis der serva padrona des alten Singspiels stehen, der Magd als Herrin.

In der wechselseitigen Depravierung liegt die Schwierigkeit jedes Versuches, die Partei aus der babylonischen Gefangenschaft zu befreien. Es gibt metaphysisch und religiös gerichtete Menschen, welche lehren, daß nur, wenn die Menschen sich änderten, auch die Dinge, die Institutionen sich ändern würden. Das ist so gewiß richtig, wie es unbrauchbar und jedenfalls dem Wesen der Politik gänzlich zuwider ist; es hieße auf den jüngsten Tag warten, der ohnehin nur für jeden Einzelnen kommt. Genug und übergenug, wenn wir inzwischen die Institutionen, die Dinge änderten. Aber wenn wir heute sogar eine neue Nationalversammlung zusammenbrächten, wozu an sich es höchst dringliche Gründe gibt, so würde das bedeuten: Wahlen — und das hieße zwar Verschiebung des Kräfteverhältnisses der Parteien, doch Bestärkung ihres Wesens, ihrer immer egoistischern Verflechtung. Der Kampf würde rasend sein, was

man nicht fürchten sollte; doch er würde völlig unfruchtbar sein, und das freilich haben wir zu fürchten, weil wir zum Vergeuden und Verderben wahrhaftig zu arm sind.

Einen Teil des Nötigen leisten die Zeitschriften. Freilich können sie kein Mehl mahlen, wenn ihnen kein Korn aufgeschüttet wird; obenein ist ein Leser nur ein abgetrenntes, vereinzeltes Wesen, und politische Gedanken reifen nur in einer Gemeinsamkeit. Mögen also Menschen, die dessen fähig sind, sich zu einer solchen Gemeinsamkeit zusammenfinden — siehe da, ein Vorschlag!

Ein ernst gemeinter Vorschlag. Ich denke sie mir nicht als Club. Sie sind Privatleute, von Niemand beordert als von ihrem eignen Geist- und Herzensdrang. Aber so privat sie auch sind, so führen sie ihr Geschäft genau so, als wäre es ein offizielles. Unbekümmert darum, daß ihnen jede praktische Autorität abgeht, im Vertrauen darauf, daß keine geistige, in sich konsequente, mit der Realität korrespondierende Arbeit verloren gehen kann, sind sie die Nationalversammlung. Sie debattieren nicht, sie beraten. Sie beraten und beschließen. Ihre Protokolle werden mit offizieller Genauigkeit geführt. Wenn sie ihr Werk getan haben, geben sie es hin — und es wird nicht vergeblich sein. Sie kommen von den entgegengesetzten Seiten; von allen wird es einige geben. Es ist so gut möglich, gegen seine Interessen zu denken, sogar gegen sein Blut und alle andern natürlichen Bedingungen, wie es möglich ist, gegen den Wind zu segeln und einen vorbestimmten Hafen zu erreichen. Das Chaos wäre bewiesen, wenn sich nicht Männer fänden, die einer höhern Selbstlosigkeit fähig sind als der eines anständig verwalteten Portemonnaies.

Fragt man aber, was eine derartige Nationalversammlung, wie jede andre, zu tun hätte, so lautet die Antwort: Alles. Ich weiß im Augenblick nicht, wie viele Verfassungen die große französische Revolution aufgebraucht hat; daß ein Zusammensturz wie der unsrige es bei einer sollte bewenden lassen, ist Wahnsinn. Die Formung des Reiches, die Vertretung des Volkes, der Aufbau der Aemter, die Verfassung der Arbeit, die Findung des Rechts und seine Anwendung, der Unterricht, die Pflege der Gesundheit — auf keinem dieser Gebiete ist der kodifizierte Zusammenhang ein geistiger Ausdruck des tatsächlichen, des gelebten Lebens. Es geht uns nicht darum, Theorien auszutüfteln und das Leben darauf festzunageln; es gilt, im Gegenteil, dem Leben von dem Kreuze zu helfen, auf das es zu lange schon mit rostigen Nägeln angeschlagen ist. Denn nicht wir sind die „Ideologen“ in Anführungszeichen, sondern Ihr, euch nennende Realpolitiker des Tags.

---

Einer der Gründe, weshalb die Körperschaften, die Versammlungen kaum anders können, als daß sie Dummheiten machen, besteht darin, daß man das Beste, was man zur Sache oder zur Person, um die es sich handelt, sagen könnte, bei öffentlicher Erörterung nicht offen sagen darf, will man sich nicht großer Gefahr oder doch argen Unbequemlichkeiten aussetzen. *Chamfort*

# Drei Tage Kopenhagen von Hans Bauer

Der deutsche Normalbürger ist der Ueberzeugung, daß das Bild, das er sich von der Stimmung des am Kriege nicht beteiligt gewesenen Auslandes macht, richtig sei, und ist in dieser Ueberzeugung leise geneigt, ihm seine, wie er meint, treulose, weil neutrale Haltung während des Krieges noch einmal so hingehen zu lassen. Jene Stimmung nun stellt er sich augenblicklich etwa so vor: In den Zeitungen, im Straßengespräch, an der Gesellschaftstafel, überall macht sich ein Hände-über-dem-Kopf-Zusammenschlagen, eine bittere Einsicht geltend: Nein, aber dies Frankreich! So den Frieden der Welt zu stören! Nein, wer das für möglich gehalten hätte!

Selbst der Nachdenklichere möchte manches Mal meinen, es sei etwas an der Ueberzeugung des Normalbürgers. Ausländer kommen ihm selten zu Gesicht. Die heimischen Zeitungen melden alleweil nur Erfreuliches aus dem neutralen Ausland. Die Lektüre ausländischer Zeitungen kann er sich nicht leisten. Da fährt der Nachdenkliche zufällig einmal nach Kopenhagen. Und da hat er die Bescherung. Da sieht er es und hört er es, wo und wie er nur will oder nicht: Keine Spur einer Sympathie für Deutschland ist zu finden. Es denkt Keiner daran, ihn als Glied eines gemarterten Volkskörpers anzusehen. Nicht Haß zwar wird ihm entgegengebracht, aber mindestens Teilnahmslosigkeit. Er war darauf vorbereitet, die offizielle Meinung seines Landes über die Ruhr-Besetzung aus dänischen Zungen, dänischen Zeitungen, dänischen Herzen widergespiegelt zu bekommen, er war darauf vorbereitet, hier und dort einen warmen Händedruck zu empfangen: Dein Land kämpft den Kampf des Rechts! Er hört, liest, fühlt nichts dergleichen. Er wird freundlich von seinen Geschäftsfreunden oder Bekannten aufgenommen; aber wie er auf Politisches überleitet, begegnet er eisiger Reserviertheit, ungläubigem Lächeln, bestenfalls einigen unverbindlichen Redensarten. Er fragt: Warum denn? Wieso? Wie denn? Man zuckt die Achseln: „Deutschland bezahlt ja nicht.“ Er erläutert. Aber er dringt nicht durch. „Deutschland kann bezahlen, aber es will nicht“, lautet der ewige Kehrreim. Der Glaube an unsre Zahlungsfähigkeit ist unbegrenzt groß, der Glaube an unsern Zahlungswillen unbegrenzt klein.

Der Nachdenkliche nimmt die Zeitungen zur Hand. Einige sind offensichtlich profranzösisch, kaum eine prodeutsch, fast alle in dem Sinne neutral, daß sie, ohne tendenziös zu kommentieren, nur solche Meldungen vom Ruhrgebiet bringen, die für Frankreich und seine Politik sprechen. „Eine scharfe Absage Amerikas an Deutschland!“, „Frankreichs Erfolge in der Kohlenfrage!“, „Deutschlands wachsende Schwierigkeiten!“: so und ähnlich heißen die Ueberschriften, die eben nur insofern nicht deutschfeindlich sind, als etwa während des Krieges ein deutscher Heeresbericht nicht franzosenfeindlich war.

Abends werden im Kino ‚Die apokalyptischen Reiter‘ gegeben. Ein argentinischer Pflanzer hat zwei Schwiegersöhne. Einer ist Deutscher, einer Franzose. Der Krieg bricht aus. Die Schwiegersöhne kämpfen auf verschiedenen Seiten und treffen sich schließlich auf dem Schlachtfeld, die Gewehrläufe gegen einander gerichtet. In dem Augenblick werden sie beide von einer Granate zerrissen. Einer deutschen, einer französischen? Ueber ihre Leiberfetzen brausen die

scheußlichen Reiter hinweg: Krieg, Hunger, Pest und Tod. In diesen äußern Rahmen des übrigens rein künstlerisch fabelhaft guten Films sind eine Unmenge Kriegsepisoden geflochten, die — nun, die in ihrer Tendenz nicht eben schmeichelhaft für Deutschland sind. Deutsche rauben Kunstsammlungen, wüten in Schlössern, vergewaltigen Mädchen, lassen Gefangene Massengräber schaufeln und haben, wenn sie Offiziere sind, einen Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart unter der Monokelvisage und, wenn sie einfache Landser sind, über dem Hängebauch ein merkwürdig affenähnliches Gesicht aus einer ungepflegten Vollbartumrahmung herausgucken. Dieser Film ist natürlich tendenziös. Aber eben weil er dies ist, trifft er den Geschmack des dänischen Publikums. Auch daran hat die Ruhrbesezung nichts ändern können, daß es gern gehört wird, wenn die Musik bei den französischen Szenen die Marseillaise spielt, während unser Deutscher, wie er ein paar Worte flüstert, über sich ergehen lassen muß, daß ein Däne sich umdreht und zu ihm radebrecht: „Deutschland, Deutschland unter Alles!"

Propaganda? Gewiß: Propaganda. Aber mit der Propaganda, die ein Volk für sich zu machen weiß, ist es nicht anders als mit der Reklame eines Geschäfts. Reklame und Propaganda können fördern, können aus einer 1 eine 1,2 machen, aber nicht aus einer Null eine Eins, nicht aus einer Wertlosigkeit einen Wert.

Und was diese Wertgröße Frankreichs sei? Etwa seine Ruhr-Politik? Nein, die nicht. Aber die Gesamtheit der Assoziationen, die von dem Begriff Frankreich ausgehen, machen diese Wertgröße aus. Der deutsche Bürger meint zuweilen, das Ausland verfolge jede Phase des deutschen Kampfes an der Ruhr mit klopfendem Herzen. Das tut es nicht. Der Besucher Kopenhagens weiß es sofort. Das Ausland hat andre Sorgen, als sich über Revolverschüsse in den Straßen Essens und über Ausweisungsbefehle den Kopf zu zerbrechen. Es sieht aus andrer Perspektive als wir. Es ist nicht auf Heute 8 Uhr 30 und Gestern 9 Uhr 20: es ist auf Aeren eingestellt. Es glaubt von Frankreich noch keineswegs, daß es ein andres geworden, als es zur Zeit des Dreyfus-Prozesses gewesen: das fortschrittliche, pazifistische — und es glaubt von Deutschland nicht, daß es dem Geist vom Haag, dem Ungeist des Weltstörenfrieds entsagt hat. Es hat niemals eine neue Parole von uns gehört. Seine alte Meinung über uns ist niemals erschüttert worden. Es hegt sie noch. Es sieht in uns die Alten. Das große Publikum verachtet den Deutschen. Er gilt als der böswillige Kriegsanstifter und der betrügerische Bankrotteur.

Ein Narr, wer glaubt, diesen eingefressenen Glauben durch Aufrufe, Protokolle, „Aufklärungsarbeit" wegkratzen zu können. Sie horchen bei so etwas gar nicht auf. Können sie sich den Tönen doch nicht entziehen, dann zwinkern sie sich nur zu.

Und was dagegen helfen würde?

Vielleicht dies: Statt des grotesk langweiligen Zeuges, das unsre Regierer so hersagen und aufschreiben, ein Zeichen zu geben. Aus freiwilligem Entschluß, beispielweise, Reichswehr und Schlachtkreuzer, die doch nichts helfen können, über das anbefohlene Maß abzurüsten. Aus freiwilligem Entschluß . . .

Es tuts aber ja doch Keiner. Es tut ja aber doch keiner Etwas, das dröhnen würde, das aufhorchen machte. Und so werden sie draußen weiter mit Fingern auf uns zeigen.

# Mussolini und die Kammer von Max Tann

Rom, Ende Februar

Der pariser Berichterstatter des ‚Messagero' berichtete kürzlich den neusten Korridorwitz der französischen Kammer: „Die einzige möblierte Kammer, die ihrem Eigentümer nichts einbringt, ist . . . die Kammer." Der ‚Messagero' dient Mussolini so treu wie jeder andern Regierung, die grade am Ruder ist, und die Italiener haben sehr wenig Gefühl für Ironie. Sonst könnte man wahrhaftig glauben, daß dieser Witz eine auf Umwegen importierte Polemik sei.

Kammer und Senat sind ein paar Tage zusammengewesen, lange genug, um ihre völlige Bedeutungslosigkeit darzutun. Als im Oktober, kurz nach dem Staatsstreich, das Parlament zusammentrat, erklärte der „Herzog des Sieges", wie ihn seine Hausdiener nennen: „Ich hätte aus Montecitorio ein Biwak machen können, in dem meine Manipel kampieren . . . Die Kammer muß verstehen, daß es nur von ihr abhängt, ob sie noch zwei Wochen oder zwei Jahre zu leben hat." Und als allein der Sozialist Turati sich gegen diese Beleidigung des Parlaments wandte: „Ich habe die Kammer behandelt, wie sie es verdient!"

Und die Kammer verstand. Dieselben Leute, die noch im Sommer dicht daran waren, unter Bonomi eine antifascistische Linksregierung zu bilden, verzichteten nun auf jede Entgegnung. Glücklich, ihren schönen Titel „onorevole" weiter tragen zu dürfen, ohne durch Prügel oder Ricinusöl-Kuren behelligt zu werden, votierten sie Mussolini nicht nur ihr Vertrauen, sondern verzichteten auf alle ihre Rechte — mit Ausnahme der Diäten natürlich. Die Diktatur erhielt für zwei Jahre Vollmacht, Finanzen und Verwaltung nach ihrem Belieben zu „reformieren", und in der Tat werden jetzt einschneidende Veränderungen des öffentlichen Lebens ausschließlich durch Regierungsverordnungen eingeführt.

Das Parlament ist also nur noch eine Fiktion, nicht einmal mehr nötig, um Ja zu sagen. Die Notwendigkeit einiger Sitzungen ergab sich einzig aus dem Umstand, daß gewisse internationale Verträge zu ratifizieren waren, wozu — vorläufig noch — gemäß der Verfassung das Parlament unentbehrlich ist.

Schon das äußere Bild der Eröffnungssitzung war eine Satire auf die Unantastbarkeit und das Selbstbestimmungsrecht der Volksvertretung. Die „nationale Miliz", wie seit einiger Zeit die Fasces heißen, hatte Montecitorio in weitem Rund abgesperrt. Aus dem Fenster des Gebäudes selbst sahen sich mit Gewehren bewaffnete Schwarzhemden den Einzug der Abgeordneten an, von denen nicht einer den Mut fand, sich gegen diese Schmach aufzulehnen und den Präsidenten an sein Hausrecht zu erinnern.

Der Ministerpräsident teilte zunächst das wichtige Ereignis mit, daß sich die älteste Tochter des Königs verlobt habe. Sodann beschäftigte man sich eingehend mit der bedauerlichen Tatsache, daß die Mutter des Kammerpräsidenten erkrankt sei. Schließlich trat man in die Tagesordnung ein. Erster Punkt: Ratifikation der Abrüstungsverträge von Washington . . .

Von etwas größerer Bedeutung war die Ratifikation des Vertrags mit Jugoslawien, durch die endlich die Frage der „dritten Zone“ Dalmatiens beantwortet ist. Man entsinnt sich, daß die Fascisten, als sie noch im Schatten der Unverantwortlichkeit saßen, diese Frage als Mittelpunkt ihrer Propaganda benutzten. Seit d'Annunzios Marsch auf Fiume war für sie Jeder ein Verräter, der sich nicht bis zum Aeußersten für die Italianität der ganzen Adria einsetzte. Jetzt haben dieselben Fascisten von der Regierungsbank für einen Vertrag eintreten müssen, der doch nur einen Teil dieses Programms verwirklicht. Europa darf sich dazu beglückwünschen. Ein gefährlicher Konfliktsstoff, der die Leidenschaften so sehr erregte, ist damit ziemlich klanglos erledigt, und man kann nur wünschen, daß nun auch das Mißtrauen und der Haß, die immer noch gegen Jugoslawien vorhanden sind, verschwinden.

Mussolini hat während der Debatte sowohl in der Kammer wie im Senat nur ein paar Worte gesprochen. Dabei wurde auch das deutsche Problem flüchtig gestreift, freilich ohne daß der Ministerpräsident für nötig hielt, über die Tätigkeit der italienischen Ingenieure zu berichten. Sein Gedankengang war ungefähr der folgende: „Wir haben keine Veranlassung, uns mit Frankreich zu entzweien, obgleich die Entente nicht mehr besteht. Nicht einmal England hat das getan. Sollen wir englischer sein als die Engländer? Italien ist an der Verteilung der kontinentalen Kohlenschätze stark interessiert. Darum muß es genau aufpassen, was vorgeht, ohne sich durch nutzlose Torheiten zu kompromittieren. Die Aufforderung des amerikanischen Senators Lodge zu einer Vermittlungsaktion ist bedeutungslos, da sie nur die Meinung einer kleinen Gruppe ausdrückt. Italien hat noch keinen Vermittlungsversuch gemacht. Es wird dazu bereit sein, sobald eine verantwortliche Stelle es wünscht.“

Den Versuch der Sozialisten, eine allgemeine Debatte herbeizuführen, lehnte Mussolini strikt ab. Noch sei die Zeit dazu nicht gekommen; er gedenke, dreißig Jahre zu regieren, dann werde man über die Resultate seines Ministeriums urteilen können. „In der innern Politik gibt es nichts zu diskutieren!“

Mit Ausnahme von Nitti, der sich seit dem Staatsstreich in einem Winkel der Basilikata aufhält, waren sämtliche politische Größen in der Kammer, als diese Worte fielen. Aber kein Bonomi, kein Orlando erhob sich, um wenigstens die Ehre des Parlaments zu retten. Auch Giolitti blieb stumm, obgleich zu den Verordnungen, über die es nichts zu diskutieren gibt, die Gleichstellung der katholischen Schulen mit den Staatsschulen gehört, obgleich jetzt in jeder Schulklasse ein Kruzifix hängt — Dinge, die während der fünfzehnjährigen Regierung Giolittis den Inhalt der heftigsten Kämpfe bildeten. Zu seinen Freunden soll er nur geäußert haben, daß jede Kammer das Ministerium hat, das sie verdient . . .

Außer jenen kirchenfreundlichen Verordnungen, die den Zweck haben, die widerstrebenden Popolari zu gewinnen, hat man zum Besten der Hauseigentümer die Mieterschutzgesetze aufgehoben. Die Arbeiter müssen sich dafür mit dem Versprechen

begnügen, daß man den Achtstundentag nicht beseitigen will — tatsächlich existiert er kaum, abgesehen von der großen Industrie, die schon durch die Krise zur Kurzarbeit gezwungen ist. Ganz besonders einschneidend sind ferner die Verordnungen, die die Diktatur zur Befestigung ihrer Macht getroffen hat. Nachdem die von Nitti gebildete Gendarmerie aufgelöst worden ist, hat man die „nationale Miliz" gegründet, womit die Fascisten eine öffentliche Körperschaft geworden sind, deren Macht umso größer ist, als sie bei jeder besondern Gelegenheit Polizeidienste leisten. Heer und Flotte sind umorganisiert, die Aviatik wird bedeutend ausgestaltet, und was vielleicht am wichtigsten ist: die ganze Verwaltung wird in die Hände der Fascisten gebracht. Die sozialistischen Gemeindevertretungen wurden aufgelöst — bei den Wahlen gibt es nur fascistische oder wenigstens fascistenfreundliche Kandidaten. Ganz systematisch geht man auch bei der Stellenbesetzung vor. Nicht weniger als ein halbes Hundert Präfekten ist verabschiedet und durch Anhänger der Diktatur ersetzt worden.

Alle diese Maßnahmen werde von dem „Großen Fascistenrat" bestimmt. Die Regierung ist nur ein Vollzugsorgan dieser Institution, die aus den fascistischen Ministern, Unterstaatssekretären und Parteiführern besteht. Es war wahrhaftig schon die ganze Feigheit und Würdelosigkeit dieser Kammer nötig, um angesichts derartig einschneidender Vorgänge still zu bleiben.

Die Fascisten verfolgen selbstverständlich mit dieser Behandlung des Parlaments einen ganz bestimmten Zweck. Sie brauchten es nicht sofort mit Waffengewalt auseinanderzujagen wie die Bolschewiki die Duma; aber sie richten sich doch schon auf die Möglichkeit ein, gelegentlich Widerstand zu finden. Dann werden sie natürlich nicht nachgeben. Und das Parlament wird dann genügend diskreditiert sein, um keinen Widerhall mehr im Lande zu haben. Bereits diskutiert man ganz offen die Möglichkeit nicht nur einer Wahlrechts-, sondern auch einer Verfassungsänderung, die die Minister vom Willen des Parlaments unabhängig machen und die Prärogativen des Königs erweitern soll. Die fascistischen Offiziösen scheuen sich nicht, freimütig die Quelle dieser „Neuerungen" anzugeben: die deutsche Reichsverfassung von 1871. So viel ist jedenfalls sicher: wenn um diese oder eine andre Frage der Kampf gegen den Fascismus entbrennen wird — die Kammer wird dabei keine Rolle spielen. Sie wird weder die Führerin noch der Mittelpunkt sein, und die Wiederherstellung ihrer Macht wird dann logischerweise Niemand mehr sonderlich interessieren können, wie auch immer der Kampf ausgehen mag.

---

## Merkspruch von Erich Mühsam

O daß ich nie verlöre,
Den Glauben ans Menschen- [tum,
Was ich auch seh' und höre
Von Menschen ringsherum.
Ich will von jedem meinen,
Daß er meinesgleichen sei.

Die böse tun und scheinen,
Sind arm nur und nicht frei.
Wer flucht und tobt, der leidet.
Helft ihm zu Freiheit und Glück.
Wer euch um Freude beneidet,
Dem gebt sein Teil zurück.

# Wilhelm II. und Haus Persius von L. Persius

Mir ist, auf Grund meines ‚Seekriegs' und meiner Vorträge, von Monarchisten Undankbarkeit gegen das Haus Hohenzollern vorgeworfen worden, das meine Vorfahren mit Gnadenbeweisen reich bedacht habe. So schrieb, zum Beispiel, der Oberhofprediger Rogge einen Offenen Brief an mich: „Ihre Aeußerungen verraten einen bedauerlichen Mangel an Pietätsgefühl. Sie entstammen einer Familie, die in ihren Vorfahren dem Hohenzollernhause mit unerschütterlicher Treue zugetan gewesen ist, und die wiederum von den Königen aus diesem Hause bis auf Kaiser und König Wilhelm II. in einer Reihe von Generationen mit Erweisungen königlicher Huld überschüttet worden ist. Ich habe die Ehre gehabt, Ihren Herrn Großvater, den berühmten Hofbaurat, und Ihren Vater persönlich gekannt zu haben. Diese, ebenso Ihr Oheim, in dessen Hause Sie aufgewachsen und erzogen sind, würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie wüßten, daß ein Träger ihres mit der Geschichte des Hohenzollernhauses eng verknüpften Namens in der Weise, wie Sie es getan haben, es versucht hat, den ohnehin schwer geprüften Kaiser in öffentlicher Versammlung lächerlich zu machen und sein redliches Bemühen, durch eine starke Flotte dem Reiche eine Weltstellung zu sichern, als den Ausdruck eitler Ruhmsucht und verwerflichen Größenwahns zu kennzeichnen."

Hierauf lautet meine Antwort:

Ich habe mich in meinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen nur mit Wilhelm II. beschäftigt. Er hat die Angehörigen meiner Familie nicht mit Huld überschüttet. Im Gegenteil. Mein Vater, der Präsident des Oberverwaltungsgerichts, meine Onkel, der Oberhofbaurat sowie der Prediger, alle Drei haben von Wilhelm II. teils mißachtende, teils erniedrigende Behandlung erfahren.

Mein Vater hat sich über Wilhelm II. verschiedentlich mir gegenüber beschwert, weil dieser in völliger Unvertrautheit mit den Befugnissen des Oberverwaltungsgerichts gradezu irrsinnige Anforderungen an ihn stellte. Er erzählte mir, zum Beispiel, daß Wilhelm II. sich verschiedentlich über Erkenntnisse des Oberverwaltungsgerichts mißbilligend ausgesprochen habe. Als mein Vater erwiderte, daß ihm keinerlei Befugnisse zustünden, auf die Richter, das heißt: die Senatspräsidenten und Räte einzuwirken, daß diese nach Pflicht und Gewissen urteilten, habe Wilhelm II. so ungefähr gesagt, er solle militärische Disziplin einführen: dem Vorgesetzten hätten die Untergebenen zu gehorchen.

Nach einem Urteilsspruch des Oberverwaltungsgerichts, daß Hauptmanns ‚Weber' im Lobe-Theater zu Breslau aufgeführt werden dürften, kam von Wilhelm II. ein Telegramm an meinen Vater des Inhalts:

> Verstehe das Erkenntnis nicht. Spreche Ihnen meine Unzufriedenheit aus.

Und der gesamte Gerichtshof ging bei dem nächsten Ordensfest leer aus.

Ein ander Mal, als es sich um den Oberbürgermeister von Kolberg handelte, der den Sozialdemokraten einen Rathaussaal zur Verfügung gestellt hatte, kam folgendes Telegramm Wilhelms II:

Wilhelmshöhe Schloß, 8. August 1896. 10 Uhr 49 Minuten. Von ganzem Herzen wünsche ich den Herren vom Gericht Glück zu dem mannhaften und richtigen Urteil in der Kolberger Sache. Möge der klare Spruch auch jeden Schatten eines Zweifels bei meinen Untertanen beseitigen helfen, wie sie sich der Alles negierenden und Alles umstürzen wollenden, daher außerhalb der Gesetze stehenden gewissenlosen Rotte gegenüber zu verhalten habe, die noch eben den hehren Namen des Deutschen Volkes im Ausland mit Kot besudeln half, und deren Einfluß nur solange währt, bis der Deutsche sich wie ein Mann zu ihrer Vernichtung zusammenschart. Wilhelm I. R.

Soweit mein Vater. Der eine seiner Brüder war Prediger in Potsdam. Er erteilte sämtlichen Kronprinzen-Kindern den Religionsunterricht bis zur Konfirmation. Für Charlotte, Sophie und Margarete hatte er nur die freundlichsten Worte. Ueber Heinrich lautete sein Urteil: Gutmütig und unbedeutend. (Die Gutmütigkeit verlor sich.) Vom Prinzen Wilhelm sprach mein Onkel nur mit Entrüstung. Er hatte ihn auf Reisen, nach Scheveningen und in die Schweiz, begleitet und war so imstande gewesen, seinen Charakter zu studieren. Ueberheblich, rechthaberisch, eitel und aufbrausend sei er gewesen. „Die Juden muß man alle totschlagen", äußerte Prinz Wilhelm einst, worauf ihm der Prediger die Unchristlichkeit solcher Gefühlsausbrüche verwies. Ohne Erfolg. Wilhelm begehrte heftig auf. Als mein Onkel sich in spätern Jahren an den Kronprinzen wandte und ihn darauf aufmerksam machte, daß der Prinz Wilhelm sich immer ungünstiger entwickle, daß der Umgang, den er in Potsdam pflege, die äußersten Bedenken erwecken müßte, da kam die Antwort:

Sie haben recht mit Ihren Vorstellungen, aber den Vorwurf an meine Adresse zu richten, geht nicht an. Sie ahnen ja gar nicht, welche Hindernisse sich da entgegenstellen. Wilhelm ist rettungslos in den Händen der Militärclique, und ich sehe mit größter Besorgnis in die Zukunft.

Der Prediger wurde in seinem Pfarrhaus an der Heiligengeistkirche oft von dem Kronprinzenpaar besucht und auch noch von der Witwe Victoria des öftern nach Friedrichskron gebeten. Sie hatte ihm, ebenso wie ihre Töchter, ihre Anhänglichkeit bewahrt, und von dem Kronprinzenpaar sprach mein Onkel stets mit Begeisterung und in höchster Verehrung. Wilhelm II. hat sich niemals um seine alten Religionslehrer gekümmert, und Huldbeweise hat der Prediger schon gar nicht erhalten.

Soweit der eine Onkel. Der andre Bruder meines Vaters war Oberhofbaurat, Konservator der Kunstdenkmäler und Hofarchitekt. Den Titel hatte schon mein Großvater geführt. Die Funktionen entsprachen etwa denen, die ein Mann wie Schinkel

ausgeübt hatte. Das Kronprinzenpaar bewies reges Interesse und wahres Verständnis für die Kunst. Friedrich und Victoria gaben sich einfach, bescheiden und offen, und mit ihnen zu schaffen war eine Lust. Anders stand es mit Wilhelm II. Bei ihm stieß der Hofarchitekt auf völlige Verständnislosigkeit und eine gradezu barbarische Kunstauffassung, die jeden Künstler zur Verzweiflung bringen mußte. Hinzu kam die verletzende Form der Behandlung. Wilhelm II. sah in seinen Beamten nur Domestiken. Eines Tages entbot er seinen Hofarchitekten in das berliner Schloß. Hofschranzen hatten sich angeblich über den mangelhaften Zustand gewisser Oertlichkeiten beschwert. Wilhelm II. empfing Schinkels Nachfolger mit den Worten:

> Stecken Sie Ihre Nase gefälligst in die . . . Die Hofdamen Ihrer Majestät beklagen sich, daß es dort . . .

Mein Onkel erzählte mir, daß er im ersten Augenblick seinen Ohren nicht getraut hätte; dann aber hätte ihn ein wenig die Beherrschung verlassen, er hätte eine stumme Verbeugung gemacht und sich entfernt, ohne darauf zu achten, was Wilhelm II. sagte. Zu Hause angekommen, schrieb er sogleich sein Abschiedsgesuch. Das war freilich garnicht von Nöten, denn von der Gegenpartei war bereits die Entlassung erteilt worden.

Bin ich also berechtigt, zu bestreiten, daß meine Vorfahren von Wilhelm II. mit Gnadenbeweisen überschüttet worden seien? Ich habe die Zuversicht, daß mein Vater und meine Onkel, die aufrechte Männer waren, frei dachten und nicht um die Gunst von Fürsten buhlten, sich wegen meiner Bemühungen, über Wilhelms II. Charakter Aufklärung zu verbreiten, nicht im Grabe umdrehen werden.

---

# Pornographische Filme von Ernst Goth

**In Wien entdeckte die Polizei kürzlich ein Atelier, in welchem pornographische Bilder und Filme hergestellt wurden.**

Es ist ein Thema, über das nicht zu sprechen schicklicher scheint. Ja, ich weiß, daß am schicklichsten ist, mit naiver Entrüstung zu fragen: Pornographische Filme? So etwas gibt es auch?! Entsetzlich! Denn an der Tatsache, daß eine bestimmte Art von Photos in Nachtcafés feilgeboten werden, unter den Bänken höherer Mittelschulklassen kursieren, kann man nicht gut mehr vorbei — aber daß nun auch der Film . . . ! Wobei doch Jedem in der Geburtsstunde dieser merkwürdigen Erfindung klar sein mußte, daß sie sich dieses verschwiegene Geheimgebiet erobern und zur Darstellung von Vorgängen herangezogen werden müsse, bei denen der Verlauf, die Mienen, die Gesten, das Gliederspiel, kurz: die Bewegung das Wesentlichste ist. Tatsächlich ist der pornographische, oder sagen wir lieber: der Film, bei dem im entscheidenden Moment nicht abgeblendet wird, so alt, wie das Kino überhaupt. Vielleicht — wahrscheinlich — hat er auch dessen ganze rapide Entwicklung mitgemacht, was ich nicht beurteilen kann, da ich nur die Anfänge dieser Spezies vorübergehend miterlebte — allein Eins ist sicher: Der erotische — nicht pornographische — Film könnte genau so seine kulturhistorische, ja seine künstlerische Lebens-

berechtigung haben wie das erotische Buch. Die wenigen guten Vertreter dieser Literaturgattung zeigen deutlich, daß unsre Belletristik von der asketisch prüden Heuchelkonvention, mit der physische Liebesvorgänge übergangen werden, schweren Schaden genommen hat. Wessen Denken sich auch nur flüchtig von dieser Konvention zu befreien vermag, der wird zugeben, daß jeder Liebes- oder Ehe-Roman, der sich just an den Gipfelpunkten mit Gedankenstrichen vorbeidrückt, immer etwas Fragmentarisches hat, immer Stückwerk bleibt. Denn nur der Welt und Weibfremde wird behaupten wollen — was man freilich oft hört —, daß alles Geschehen hinter diesen Gedankenstrichen „immer dasselbe", also belanglos, übergehenswert ist. Das Gegenteil ist wahr. Muß man wirklich darauf hinweisen, daß das Schicksal der meisten Ehen in der ersten Nacht besiegelt wird, und daß nichts für die tiefsten Menschlichkeiten zweier Liebender bezeichnender ist als die tausendfältigen, ewig wechselnden Nuancen ihrer Vereinigung und Hingabe? Seien wir doch ausnahmsweise ehrlich: Typisch, stets gleichbleibend, also belanglos sind Annäherung und Werbung, sind einsame Promenaden, Briefe, erste Küsse, Verlobungen, Hochzeitsfeiern. Entscheidend ist das Spätere, die Fuge, die diesen Präludien folgt, die Auflösung all dieser Vorhalte: all Das, was man vor keuschen Ohren nicht nennen, keuschen Lesern nicht schildern, keuschen Augen nicht vorführen darf. Aber ein Film, der, unbekümmert um die Schambegriffe von heute, mit sachlicher Vollständigkeit jene Grenzen überschritte und das gesamte Erleben seiner Gestalten wiedergäbe: er brächte ein Stück kostbarer, aufschlußreicher Menschendarstellung und Lebensspiegelung, nicht anders, als ein Buch, das keine Gedankenstriche macht, wenn es heißt: Er trug sie auf sein Lager.

Doch es gibt kaum solche Bücher, und es gibt wohl auch keinen solchen Film. Und wie die Mehrzahl sogenannter Erotika, statt den organischen Verlauf irgendwelches Liebeshandels wiederzugeben, mit plumper Spekulation auf Geilheit und verdrängte Lustgier nur Sexualszenen herausgreift, also alberne und üble Pornographie treibt, so tut, oder tat es doch lange, auch der Film.

Den ersten dieser Art sah ich vor etwa fünfzehn Jahren in — egal, in einer Großstadt der frühern k. u. k. Monarchie, wo ein eleganter Club zu einem Herrenabend geladen hatte. Jede dieser mündlichen Einladungen war von vielsagendem Blinzeln begleitet: Besondere Sensation — Pariser Filme! Der Speisesaal war dichter besetzt als je, der große Wandspiegel mit weißer Leinwand überzogen. Das Menu wurde auffallend rasch zu Ende serviert, endlich, beim Kaffee wurde es dunkel. Man erblickte ein Hotelzimmerchen fünften Ranges, der Kellner ließ ein Pärchen, etwa Commis und Nähmädel, ein, und dieses Pärchen ging im Nu daran — den offenbar stundenweise berechneten Zimmerpreis nach Möglichkeit auszunutzen. Die mechanische Geschäftigkeit, die brutale Nüchternheit, mit der dies geschah, beschmutzte sofort alle aufsteigenden Reminiszenzen und wirkte schon dadurch höchst ekelhaft. Das Allerpeinlichste aber war — woran offenbar Niemand gedacht hatte — einmal die Anwesenheit der Kellner, dann die vieler bejahrter, würdiger Herren. Man stellte erstaunt fest, daß man selbst derart indirekten Exhibitionsgelüsten niemals in Gemeinschaft mit Respektspersonen, noch weniger in solcher mit Domestiken fröhnen dürfe. Es entsteht da eine plötzliche Intimität, in

der gefestigte Beziehungen auf unerwünschte Art verschoben werden. Spaßig war nur Eins: Dieser Film war sichtlich und aus naheliegenden Gründen an mehreren Tagen hintereinander aufgenommen worden, wurde aber nun pausenlos, in einer Tour abgespult — es gab Herren, deren neidvolle Wut auf den Hauptdarsteller sich sehr komisch äußerte. Dann kam ein Pärchen, das sich im Heuschober unbemerkt wähnte, dann ein drittes in einem Bad — aber immer begann auf der Stelle Das, was eben als „Pariser Sensation" hergelockt hatte. Es war wirklich nur schamlos, und man schämte sich sogar für die armen Geschöpfe da oben, die so ihre letzten, intimsten Menschlichkeiten darboten — merkwürdiger Weise schämte man sich für die Männer mehr als für die Weiber. Ich bin wahrhaftig nicht prüde, aber dieser Clubabend blieb mir lange eine widerwärtige Erinnerung.

Als aber drei Jahre später ein ähnlicher veranstaltet wurde, ging ich dennoch hin — diesmal jedoch, gewitzigt, erst nach Schluß der offiziellen Vorführung. Ich erwirkte mir eine nachträgliche Separatvorstellung à la Ludwig II. ohne greise Hofräte und grinsende Kellner neben mir. Und nun beobachtete ich immerhin einen Fortschritt: man versuchte Das, was einzeln, als „Solonummer" widerlich und pornographisch wirken mußte, organisch in eine leichte dramatische Handlung einzukleiden. Da gab es, zum Beispiel, eine Zankszene zwischen einem jungen Paar im Hotel. Er verläßt ärgerlich das Zimmer, während sie offenbar auf sein Bleiben sehr gerechnet hatte. Nach einer Weile bringt der Liftboy einen Brief. Es ist ein halbwüchsiger, sehr hübscher, sauberer Liftboy. Madame plaudert mit ihm und fährt ihm streichelnd über die rosigen Wangen Er wird verlegen, und das macht Madame riesigen Spaß. Um ihn noch mehr verlegen zu machen, wird sie noch zärtlicher, so zärtlich, daß er endlich versteht und — die Tür verriegelt. Madame verschafft dem Liftboy eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens. Nachher steckt sie ihm einen Bonbon in den Mund und schiebt ihn lächelnd hinaus. Das Alles ging mit einer so charmanten Selbstverständlichkeit vor sich, daß man niemals das Gefühl der Unsauberkeit hatte. Und ich sagte mir damals schon: Hier liegen Entwicklungsmöglichkeiten. Es folgte dann noch Harmloseres: der militaristische Traum einer französischen Frauenrechtlerin. (Lange vor dem Kriege!) Auch die Weiber haben einzurücken. Man sah also eine Musterungskommission, bei der Dutzende, ja hunderte weiblicher Rekruten in der bei solchen Anlässen vorgeschriebenen Toilette unter das Maß treten. Ein endloser Zug nackter Mädchen — die alle ungleich dezenter wirkten als die mit den gewissen Behängen versehenen Damen der pariser Rauchtheater.

Die Fortschritte, die der erotische Film etwa seitdem gemacht hat, kenne ich nicht. Seine Berechtigung aber dürfte so wenig zu leugnen sein wie die des erotischen Buches. Und da er wohl immer noch teurer und noch schwerer zugänglich sein wird als dieses, so ist Unheil für Unreife kaum zu erwarten. Pornographie freilich ist auf der Flimmerleinwand noch abstoßender als auf der leblosen Photographie. Aber sie wird kaum auszurotten sein, bis sich unsre Scham- und Moralbegriffe gewandelt haben — wofür ja Anzeichen vorhanden sind —, und solange verkümmerte Triebe im Dunkeln, auf Schleichwegen Befriedigung suchen — woran der Fang der wiener Polizei nichts ändern wird.

# Professor Bernhardi

Es ist der Vorzug und die Schwäche von Arthur Schnitzlers Komödie, daß Professor Bernhardi kein ‚Held' bleibt, trotzdem er Gelegenheit hatte, einer zu werden. Er verweigert — Jude in einem erzkatholischen Lande! — dem Priester den Zutritt zu einer Sterbenden, damit sie von ihrem Schicksal nichts erfahre. Unheil, du bist im Zuge; und es war kein kleines Kunststück des Technikers Schnitzler, wie er dies Unheil sich hatte bereiten lassen. Gleich der erste Akt weckt das Gefühl der Sicherheit, daß der Dichter die Welt, aus der er ein Stück herausschnitzen, sein Stück herausschnitzlern will — nämlich die Welt von Aerzten, von allerlei Aerzten, und von Oesterreich, dem Vorkriegs-Oesterreich der hundert Sprachen und nicht ganz so vielen Konfessionen — bis in ihre verräterischen Winzigkeiten kennt. Es ist leicht, mit ein paar Fachausdrücken wie Sepsis, Tabes und Tumor die Atmosphäre eines Krankenhauses mitzuteilen. Weniger leicht ist, von vierzehn Aerzten in jedem Akt diejenigen einzuführen, ohne deren Besonderheiten keine Reibung, also kein dramatischer Dialog entstünde, und diejenigen zurückzuhalten, die für die Steigerungen des nächsten Aktes gebraucht werden. Schnitzler geht dabei mit einer Planmäßigkeit vor, die zu verfolgen ein Vergnügen ist. Erst allmählich lernt man dieses Aerztekollegium in all seiner Buntheit kennen: die Kleingeister und die Enthusiasten, die Dunkelmänner und die Dünkelmänner, die echten und die falschen Biederleute, die Zionisten und die Ueberläufer, die Antisemiten und die Misanthropen, die Choleriker und die Phlegmatiker. Selbst diese hat der Fall Bernhardi aufgestört. Wie jeder einzelne sich zu diesem Falle stellt, enthüllt ihn: macht ihn verächtlich oder unerheblich oder liebenswert. Der will Bernhardi halten, jener will ihn stürzen. Die Gegensätze platzen aufeinander. Es gibt in jedem Akt parlamentarische und unparlamentarische Redeschlachten, die das Interesse nicht sinken lassen, aber niemals ein Drama zustande brächten, wenn nicht auch Bernhardi von dem Gelärm in einen Konflikt getrieben würde, in den Konflikt, der unvermeidlich ist: daß er an der Berechtigung seiner Handlungsweise irre wird. Dieser Konflikt erfährt im Lauf der fünf Akte mannigfache Wandlungen und Verschiebungen, Retardierungen und Aufschwellungen, ohne die er die fünf Akte gar nicht füllen könnte, und er erfährt am Ende der fünf Akte eine Schlichtung, die im Residenz-Theater wahrscheinlich keinen Zuschauer befriedigt hat.

*

Die eine Hälfte dieser Zuschauer kam von Gutzkow und Ibsen und hatte sich nicht schlecht gefreut, mit welcher Kühnheit der Gesinnungsgenosse Thomas Stockmanns gegen jeden Zwang für die Ueberzeugung des freien Mannes eingetreten war, mit welch strömender Beredsamkeit der Glaubensgenosse Uriel Acostas liberale Aperçus gegen die Kirche und für die Wissenschaft geformt — und zugleich bestritten hatte, daß er das tue. Jetzt war man bitter enttäuscht, daß

Bernhardi unterkroch, klein beigab, sich in den Quietismus rettete. Er war fälschlich beschuldigt worden, jenem Priester an der Tür des Sterbezimmers einen Stoß vor die Brust versetzt zu haben, hatte seine zwei Monate wegen Religionsstörung abgesessen, war von seinen Anhängern im Triumph aus dem Kerker geholt worden und sah nicht ein, warum eine Krankenschwester, die sich selbst des Meineids bezichtigte, ihn bestimmen sollte, die Unbequemlichkeiten eines Berufungsverfahrens auf sich zu nehmen. Für diese Zuschauer hätte Bernhardi bis zum letzten Augenblick um ein Prinzip kämpfen müssen und keiner bessern Einsicht zugänglich sein dürfen. Wir Andern aber kamen zu Schnitzler von Schnitzler selbst. Wir glaubten von vorn herein nicht an die kriegerischen Gebärden dieses Bernhardi. Wir wußten, daß er am Ende „sei Ruh" würde haben wollen. Es ist ganz oesterreichisch und gar nicht jüdisch, aber vielleicht die Tragik des oesterreichischen Juden, daß das Erbteil seines Stammes, ein alttestamentarischer Trotz, schließlich doch immer aufgeweicht wird; daß er merkt, wie es geschieht, wie Gewissen ihn feige überlegend und scheinbar überlegen macht; daß er sich dessen schämt und seine Scham entweder gar nicht oder nur durch künstlerische Gestaltung überwinden kann.

*

Solch ein Akt der Ueberwindung will dieses Stück eines der besten jüdischen Oesterreicher sein. Es ist sein Vorzug, daß man spürt, wie ernst es gemeint ist. Es ist seine Schwäche, daß eben doch ein ganz starker Kerl dazu gehört, um aus diesem Zustand der Unkraft, aus diesem schmerzlichen Zwiespalt ein Drama; ein noch stärkerer, um daraus eine Komödie zu machen. Daß eine Faust dazu gehört — eine, die zupackt, nachdem sie sich oft geballt hat. Schnitzler hat eine Hand, eine wundervoll weiche, streichelnde Hand, die Wunden nicht reißt, sondern glättet. Wenn sich sein Arzt und sein Priester gegenüberstehen, so brechen sie beileibe nicht aus, sondern triefen von Toleranz, überbieten einander an Edelmut, bereiten uns eine aesthetische Freude durch die Bereitschaft ihrer Argumente, die Geschmeidigkeit ihres Esprits, die vollendete Höflichkeit ihrer Umgangsformen. Der eine bezeichnet nach vielen Anläufen mit der christlichen Sanftmut, die seinem Rocke ziemt, den andern als — also wirklich: als vermessen. Wär' ers doch! Dieser Bernhardi ist nur primitiv. Wir sehen, daß er Arzt und Jude und Wiener ist und zuerst protestiert, zuletzt resigniert. Das ist Alles. Der Mann hat seinen Beruf, seine Abstammung und seine Wahlheimat — aber wo sind seine Nerven? Er schreitet oder gleitet von einer schönen Würde zu einer schönen Wurschtigkeit — aber wo sind die Züge seines Wesens, durch die er uns trotzdem reizvoll würde? Was also ist er? Ein Titelheld. Der Mittelpunkt — wenn auch nicht grade die Seele — eines ungemein geschickten Theaterstücks, das zwar keine Längen hat, weil man ja von Anfang bis zu Ende diesem spöttischen, kultivierten, funkelnden Gerede gespannt zuhört, das aber von einer ungeheuern Länge ist, weil das

Ergebnis den Aufwand nicht lohnt. O, du mein Oesterreich! Du hast das Glück (oder das Unglück), daß deine Ankläger deine Opfer sind. Daß deine Satiriker statt grimmig zu lachen, ironisch lächeln. Daß sie witzig flackern, statt verzehrend zu flammen. Daß sie statt aufschreckender Streitschriften beruhigende Theaterstücke verfassen. Immer, selbstverständlich, den einen Karl Kraus ausgenommen.

---

## Die Frau ohne Bedeutung von Alfred Polgar

Oscar Wilde dient in seinen vier Lustspielen dem englischen Publikumsgeschmack mit aller Inbrunst der Verachtung, die er für ihn hegte. Diese Spiele zeigen ein süßlich-plattes Antlitz, belebt oder vielmehr: verleugnet durch sarkastisches Mienenspiel. Die Banalität ist mit Sorgfalt so durchstrichen, daß sie noch bequem lesbar bleibt. Spott mit Rückversicherung. Volle Auswertung der rührseligen Situation . . . und den Standpunkt über ihr. Kaum anzunehmen, daß der Dichter viermal das Sentimentale und Triviale des englischen Theatervergnügens verhöhnen wollte; wahrscheinlicher ist, daß er, in vier Anläufen, einen neuen Komödienstil erstrebte. Und viermal scheiterte. Und viermal die mißglückte Originalität in gewollte Verhöhnung der Unoriginalität hinüberlenkte. Es gelingt ihm nicht, den komödischen Körper zu formen, tauglich, Wildeschen Geistes Träger zu sein. So hüllt er Figuren aus der Theaterpuppenstube in die farbige Knisterseide seines Witzes. Und leblose Wachsgesichter lächeln sein schönes, strahlendes, wintersonniges Lächeln.

Heute wirkt dieses Lächeln schon recht sehr gespenstisch Oh Fügung! Grade die Paradoxie, grade Das, wodurch der exklusive Oscar von der Vulgarität sich am weitesten zu entfernen glaubte, grade Das wurde Beute — der Vulgarität. Jeder bessere Tischredner hat heute die Techniken Wildeschen Esprits im kleinen Finger. Aber es ist doch immer eine besondere Freude, den Meister selbst die blühenden Aperçus aus der leeren Schachtel praktizieren zu sehen. Mit dem ersten, zu dem er sich entschloß, hatte er tausende. Man kann sie nach Herstellungsmethoden ordnen: der den Vordersatz aufhebende Nachsatz; das verkehrte Sprichwort; der Tausch von Schluß und Prämisse; die Pyramide mit der Spitze unten und der Basis oben; die Behandlung einer moralischen Frage als aesthetische; das Einmaleins als Geschmackssache; die Umdrehung platten Sinnes zu apartem Unsinn. Wilde hat das Geist-Metier bis zur Grenze ausgeschritten. Er hat noch Die, welche die Ironie ironisieren, ironisiert, also den Kubus der Ironie erfunden.

In der Neuen Wiener Bühne spielt Herr Korff den grundschlechten, grundgescheiten Lord Illingworth, und spielt ihn reizend, mit einer souveränen Haltung, die Schauspielern neuerer Generation nicht mehr erreichbar ist. Der Geist sitzt ihm so gut wie der Frack, keine Pointe fällt unter, keine auf den Tisch. Korff macht den Staub, der über der Komödie liegt, in der Sonne tanzen.

# Die Privatisierung der Politik von Morus

**Das französische Gelbbuch**

Wie es in modernen Kriegen der Brauch ist, sind die direkten und indirekten Teilnehmer des Kohlenkrieges nunmehr dabei, die Schuld am Kriege amtlich abzuschwören. Nach dem engelsreinen Weißbuch der deutschen Reichsregierung haben jetzt die Alliierten ihre farbkräftigern Dokumentensammlungen herausgegeben: England ein Blaubuch, Italien ein Grünbuch und Frankreich ein Gelbbuch. Dieses geht mit leidlicher Offenheit auf die Vorverhandlungen zur Pariser Konferenz ein, über die man in Deutschland bisher so merkwürdig schweigsam gewesen ist: auf die Vorverhandlungen nämlich der deutschen und der französischen Industriellen. Nach Poincarés Darstellung ist der deutsche Botschafter Dr. Mayer im Dezember 1922 zu ihm gekommen und hat ihm den Wunsch der deutschen Regierung ausgesprochen, daß noch vor Beginn der Pariser Konferenz die Herren Stinnes und Silverberg sich nach Paris begäben, um mit den französischen Industriellen über einen Austausch von Erz und Kohle zu verhandeln. Auf die Frage, heißt es weiter, ob ein solcher Austausch auf Reparationskonto gedacht sei, habe Dr. Mayer nach kurzem Zögern zu verstehen gegeben, daß der Austausch außerhalb der Reparationen geplant sei. Poincaré antwortete, es könne unmöglich am Vorabend einer interalliierten Konferenz die Herren empfangen, werde aber die Alliierten von dem deutschen Vorschlag unterrichten.

Aus einem zweiten Protokoll des Gelbbuches geht hervor, daß die deutschen Industriellen bereits vor der offiziellen deutschen Demarche den französischen Industriellen ein Wirtschaftsabkommen angeboten, daß aber die französischen Industriellen auf Poincarés Anweisung private Verhandlungen mit den deutschen Schwerindustriellen abgelehnt haben. Damit werden die Gerüchte zum Teil bestätigt, zum Teil widerlegt, wonach die Verhandlungen zwischen der deutschen und der französischen Montan-Industrie daran gescheitert sind, daß man sich über die Höhe der französischen Beteiligung an den deutschen Kohlenzechen nicht einigen konnte. Die Differenz, an der das Angebot der deutschen Industriellen scheiterte, bestand also nicht in den vielbesprochenen zehn Prozent, die Schneider-Creuzot verlangte und Stinnes nicht bewilligen wollte, sondern in der grundsätzlich verschiedenen Einstellung der deutschen und der französischen Regierung. Die deutsche Regierung wollte die Reparationsfrage gewissermaßen im stillen Kämmerlein von den Vertretern der deutschen und der französischen Industrie lösen lassen, und die Abmachungen der Regierung sollten gleichsam nur den Oberbau, das Rahmenwerk der privaten Vereinbarungen bilden. Die französische Regierung lehnte diesen Vorrang der Privatverträge ab und wollte, umgekehrt, erst bindende politische Verträge; früher oder später würden sich dann, wie Poincaré in seinem Gelbbuch ausdrücklich betont, französisch-deutsche Interessenkombinationen bilden, die im übrigen ohne die Unterstützung der französischen Regierung verwirklicht werden könnten, aber gleichwohl unvermeidbar seien, denn sie entsprächen in der Tat einer wirtschaftlichen Notwendigkeit.

Man wird bei uns aus dem Gelbbuch Frankreichs Absicht herauslesen, unbedingt erst einmal das Ruhrgebiet zu beherrschen und später

vielleicht unter dem Druck der Bajonette über Kohlenlieferungen zu verhandeln. Zweifellos ist der prinzipielle Gegensatz in der Reparationsfrage zwischen dem deutschen und dem französischen Kabinett zum guten Teil in den realen Machtverhältnissen beider Länder begründet. Frankreich ist die unvergleichlich stärkere Militärmacht, und es hat das begreifliche Bestreben, bei der endgültigen Regelung der Reparationen sein militärisches Uebergewicht mit in die Wagschale zu werfen. Das kann es aber nur, wenn die Verhandlungen more politico geführt werden. Deutschland, das noch immer die stärkere Wirtschaftsmacht ist, hat ein ebenso begreifliches Interesse daran, seine wirtschaftlichen Machtfaktoren bei den Verhandlungen agieren zu lassen.

Darüber hinaus freilich rührt der Gegensatz davon her, daß in Deutschland seit der Revolution sich mehr und mehr jener Zustand entwickelt hat, den man die Privatisierung der Politik nennen kann. Poincaré spricht in seinem Gelbbuch höhnisch davon, daß die deutschen Industriellen „tatsächlich die deutsche Regierung bilden“, und daß deshalb die Vorschiebung der Herren Stinnes und Silverberg nur ein politisches Manöver sei. Es ist eben kein Manöver, sondern nur der sinnfällige Ausdruck dafür, wie die Dinge in dem neuen Ständestaat Deutschland tatsächlich liegen. Die mächtigste Wirtschaftsgruppe, die der Industrieunternehmer, herrscht, nur wenig beeinträchtigt durch die zweitmächtigste Gruppe, die Gewerkschaften. Was außerhalb dieser beiden Gruppen steht, ist politisch machtlos. Das ist die Situation, die sich vorläufig kaum verändern wird. Die Regelung des Reparationsproblems und der Ruhrfrage wird, sofern nicht unvorhergesehene Explosionen erfolgen, auf deutscher Seite in der Hand der Schwerindustriellen liegen, und Sache der Gewerkschaften, die zwar nicht das ganze deutsche Volk, aber doch den größten Teil des Stadtvolkes umfassen, wird sein, darauf zu achten, daß bei der Privatisierung der Politik die Interessen des Volksganzen nicht zu kurz kommen.

### Reichsregierung und Ammoniak-Abkommen

Die Badische Anilin- und Sodafabrik war sehr hurtig mit der Erklärung zur Stelle, daß das anrüchige Ammoniak-Abkommen mit Kenntnis und Einwilligung der deutschen Regierung geschlossen worden sei. Der preußische Handelsminister Siering fiel auch prompt auf den Bluff herein und hielt für angezeigt, die ludwigshafener Patrioten im preußischen Landtag zu verteidigen. Inzwischen wurde über andre Auslandsvereinbarungen der B. A. S. F. namentlich mit England berichtet, die die B. A. S. F. selbstverständlich sofort mit kühner Geste zu dementieren versuchte.

Auf mehr Dementis von dieser Seite wird man — auch wenn auf den Briefbogen noch so stolz das Mitgliedszeichen des „Vereins gegen das Bestechungsunwesen“ prangt — verzichten können, nachdem sich herausgestellt hat, daß das erste Dementi der B. A. S. F. in dem entscheidenden Punkte unwahr ist. Der Reichswirtschaftsminister Dr. Becker, ein Mann, bei dem wohl kein Verdacht besteht, daß er die deutsche Industrie grundlos bloßstellen will, hat nunmehr im Hauptausschuß des Reichstags festgestellt, daß die Behauptung der Badischen Anilin- und Sodawerke, die Reichsregierung habe im Jahre 1919 von dem Abkommen zwischen der Fabrik und der französischen Regierung Kenntnis erhalten und gar ihr Einverständnis erklärt, falsch sei. Erst neuerdings sei sie von dem Abkommen unterrichtet worden.

Hält aber die Reichsregierung damit die Angelegenheit für erledigt? Hält sie nicht für notwendig, den „Privatvertrag" der B. A. S. F. noch einer kleinen Nachprüfung durch den Strafrichter unterziehen zu lassen? Oder liegen die Dinge tatsächlich in Deutschland so, wie die ‚Rote Fahne' neulich schrieb: daß zwar Höchster Ingenieure, die dem Ausland ein kleines Fabrikationsgeheimnis bekannt geben, für viele Monate ins Gefängnis wandern, daß aber eins der wichtigsten deutschen chemischen Fabrikationsverfahren, das überdies zur Herstellung von Munition dient, mit allen Einzelheiten an eine ausländische Macht verkauft werden darf, ohne daß der Staatsanwalt sich meldet? Es wird hohe Zeit, daß der Reichstag nicht in den geheimen Ausschußsitzungen, sondern im Plenum und in voller Oeffentlichkeit sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Hier kann nicht Vertuschung, sondern nur rücksichtslose Klarlegung und Bloßstellung der Schuldigen, in Ludwigshafen und in Berlin, dem Ansehen Deutschlands nützen.

### Havenstein und Raschin

Seitdem mit der Auflegung der Goldanleihe Ernst gemacht worden ist, wächst in gewissen Kreisen der Widerstand dagegen. Im Reichsrat und Reichstag sind zwar dem neuen „Gesetz über die Ausgabe von Dollarschatzanweisungen" erstaunlich wenig Hindernisse bereitet worden. Mit Ausnahme der Kommunisten haben sämtliche Parteien den Regierungsentwurf ohne wesentliche Aenderungen angenommen. Umso größer ist die Skepsis, mit der manche Finanzkreise der Anleihe gegenüberstehen, und obwohl die Großbanken die ersten 25 Millionen Dollar selbst übernommen haben, fehlt es doch nicht an Stimmen, die für die Zeichnung der zweiten Anleihehälfte erhebliche Schwierigkeiten erwarten.

Die Skepsis gründet sich auf der einfachen Ueberlegung, daß das große Publikum und besonders die Geschäftswelt nicht freiwillig sichere, vollwertige Devisen gegen Goldschatzanweisungen eintauschen wird, deren Kursgestaltung unliebsame Ueberaschungen bringen kann. Zwar gedenkt die Reichsbank 200 Millionen Goldmark von ihrer Goldreserve als Deckung für die Goldanleihe abzusondern; aber das Mißtrauen gegen die Reichsbank ist eben unbegrenzt. Wohl hat Geheimrat Kauffmann, der frühere hamburger Reichsbankdirektor, der sich auch um den Ausbau des Giroverkehrs höchst verdient gemacht hat, und in dessen Händen vornehmlich die Durchführung der Stützungsaktion liegt, den Beweis geliefert, daß die Reichsbank auch heute noch eine Macht ist, wenn sie nur will. Aber man zweifelt in eingeweihten Kreisen wohl nicht ganz zu Unrecht, ob den fortschrittlichen Kräften im Reichsbankdirektorium gelingen wird, sich gegen die stockkonservative Leitung Havensteins und vor allem Glasenapps und seines Schützlings und Corpsbruders von den Bonner Borussen, des Juristen Focke, durchzusetzen. Havenstein, patriotischen Phrasen wie kaum Jemand in so wichtiger Stellung zugänglich, ist zwar vorläufig mit Herz und Seele bei dem „Anleihekampf" gegen Frankreich und gegen die mit Recht gefürchtete Francs-Währung im Ruhrgebiet. Aber wird er „durchhalten", wenn eines Tages eine andre „patriotische" Parole ausgegeben wird, oder wird er sich dann wieder als Cerberus vor die Goldtresors stellen und als Hüter des Goldschatzes die Währung weiter verfallen lassen?

Die schwierigste Aufgabe hat die Reichsbank ohne Frage noch zu lösen. Zunächst haben zwei Tage der Intervention genügt, um eine Panik unter den Devisenhamstern hervorzurufen und den Dollar ins Stürzen zu bringen. Die Zubuße der Reichsbank war bisher außerordentlich gering. Was sie in den ersten Tagen zugesetzt hat, konnte sie, als der Dollar auf 18 000 gesunken war, durch Rückkäufe leicht wieder einholen. Aber wie wird es werden, wenn die neue Inflation, unausbleibliche Folge der Lombardierung der Goldschatzanweisungen, den Spekulanten neue Kaufkraft zuführt? Es kommt erschwerend hinzu, daß in nächster Zeit die zweite Serie der Belgischen Schatzwechsel eingelöst werden muß und die Reichsbank die Einlösung wahrscheinlich nicht wird durchführen können, ohne die Hilfe der Bank von England in Anspruch zu nehmen und dafür einen weitern Teil des Reichsbankgoldes in London zu deponieren. Man sieht: die Skepsis, die grade bei der Hochfinanz gegen die Goldanleihe besteht, ist schon nicht ganz unbegründet.

Vielfach freilich verbirgt sich hinter dieser Skepsis nur, was schon bei der Begründung der Vorlage so peinlich hervortrat: ein Mangel an Mut zu dem Eingeständnis, daß hier ein erster Schritt zu einer deutschen Währungsform getan wird. Die Angst vor weitern „Eingriffen“ der Regierung regt sich wieder, dieselbe Angst, der wir nicht zuletzt unser Währungselend zu verdanken haben.

Welche „Eingriffe“ andre Völker auf sich genommen und ertragen haben, um ihre Währung in Ordnung zu bringen, zeigt ein nicht ganz leichtes, aber in seiner Gedankenführung und in der scharfen Darlegung des großen Tatsachenmaterials meisterliches Buch des schändlich ermordeten Finanzministers Alois Raschin über ‚Die Finanz- und Wirtschaftspolitik der Tschechoslowakei‘ (Verlag von Duncker & Humblot in München). In einem Kapitel wird geschildert, wie buchstäblich über Nacht die Tschechokrone geschaffen wurde; wie am 25. Februar 1919 in geheimer Sitzung die Prager Nationalversammlung die Abstempelung der alten oesterreichischen Banknoten beschloß, wie noch in derselben Nacht der gesamte Grenzverkehr eingestellt, wie zur Durchführung der Abstempelung die allgemeine Arbeitspflicht eingeführt, wie vom 26. Februar bis 9. März jeder Auslands- und Zahlungsverkehr unterbrochen wurde, und wie so innerhalb einer Woche gelang, das große Werk reibungslos durchzuführen. Das tschechische Volk hat diese Pferdekur ohne Murren ertragen. Ihre Auswirkungen sind heute noch nicht überwunden, und zur Ueberwindung der Deflationskrise hatte man zum zweiten Mal Dr. Raschin berufen. Seiner Tatkraft, die vor den Mächtigen des Finanzkapitals ebensowenig Halt machte wie vor den Arbeitern und Angestellten, wäre wahrscheinlich gelungen, die Wirtschaftsmaschine wiederum in Gang zu bringen.

Ob Raschins Nachfolger, sein Schwager Bohdan Becka, der Präsident der Zivnotenská banka, den kommenden großen Finanz-Aufgaben der Tschechoslowakei, der Reform der Vermögensabgabe und der Zuwachssteuer, der Bekämpfung der Absatzkrise und der Arbeitslosigkeit gewachsen sein wird, bleibt abzuwarten. Was aber ihn wie alle leitenden Finanzmänner der Tschechoslowakei vor ihren reichsdeutschen Kollegen auszeichnet, ist das Vermögen, zwischen Privatwirtschaft und Volkswirtschaft zu unterscheiden, und ist vor allem: der Wille und der Mut zur Tat.

# Bemerkungen

## Autorbriefe

Ich kann zwar nicht mit den Briefen konkurrieren, die Filmschauspieler und Opernsänger bekommen, aber ich bekomme auch Zuschriften aus der Leserschaft.

Früher schrieben die Frauen mehr, heute die jungen Leute. Die Damen werden entschuldigen, wenn ich sage, daß ich die jungen Leute vorziehe. Das liegt in der Natur der Dinge, die jungen Leute schreiben, weil es ihnen um Ideen und Konflikte zu tun ist, die Frauen — nicht immer.

Ich will nicht anmaßend sein; auch Frauen wenden sich manchmal an den Autor, um sich gegen oder für seine Anschauungen auszusprechen, aber doch nur eben manchmal.

Alle diese Briefe fangen mit Entschuldigungen an. Man will nicht zudringlich sein, nicht die Zeit wegnehmen, nicht den Besserwisser spielen. Die Unterordnung des Europäers unter das Gesetz, das jeden von ihnen verurteilt, Individuum ohne Gemeinschaft zu sein, ist so groß, daß es als Wagnis erscheint, seelischen Rat bei Denen zu suchen, die doch den Beruf gewählt haben, für Andre und mit ihnen zu denken.

Es kommt natürlich nicht immer viel bei diesem Briefwechsel heraus; aber das ist kein Grund, nicht bereitwillig und mit aller Herzenshöflichkeit, über die man verfügt, zu antworten.

Wenn ich zurückdenke, stelle ich fest, daß drei meiner besten Männerfreundschaften aus einer solchen ersten Zuschrift entstanden sind. Es waren allerdings keine Zwanzigjährigen, die mir schrieben.

Im allgemeinen also kommen die Briefe von Studenten und jungen Menschen, die ein, zwei Jahre im Leben stehen. Man fühlt nie stärker als in diesem Alter. Ich bewundre fast in jedem einzelnen Fall den Instinkt, den die Jungen für halbe und ganze Ideen haben.

Sie kennen genau, indem sie ihre Umgebung, ihre Lehrer, die Redner der Vortragsabende, die Politiker beobachten — sie kennen genau die typische Gefahr des deutschen Menschen: daß er um die Dreißig den Radikalismus verliert, ohne ihn in Entschlossenheit zu verwandeln, ohne entschlossen die Ideen seiner Jugend in die Praxis mitzunehmen, wo sie sich erst klären und festigen können, weil es nun gilt, sie wirklich anzuwenden.

Die Tatsache, daß die Jüngsten mich weit mehr lesen als meine eigne Generation, gefällt mir wohl. Ich halte nichts von Ideen, die sofort guten Boden finden, und bin lieber jung mit den Jungen als respektiert mit den Arrivierten.

Die Briefschreiber wissen nicht, daß ein Schriftsteller in Deutschland eigentlich nur durch sie erfährt, daß er wirkt, und wie er wirkt. Unsre Kritik ist so unsagbar niedrig und unausgebildet, daß es nicht den geringsten Wert hat, gut oder schlecht oder gar nicht besprochen zu werden.

Fast alle unsre Kritiker haben ein Schema der Bequemlichkeit und Anmaßung. Sie arbeiten sehr naiv: was sie verstehen, loben sie; was ihnen fremd ist, befremdet sie. Es geht Alles nach der Schablone. Und doch wäre das erste Erfordernis der Kritik, sich in eine neue Persönlichkeit hineinzulesen, hineinzudenken, willig, ohne den Bleistift in der Hand.

Man muß ein Buch geistig zurücklegen, wirken lassen. Man muß sich fragen: Hat es im Ganzen, von Einzelheiten abgesehen, Gewicht? Aber die Herren von der subalternsten Fakultät und vom höchsten Roß halten sich an Einzelheiten.

Die Zuschriften aus dem Leserkreis sind ohne Zweifel für Viele eine Gelegenheit, sich Anhänger im Land zu schaffen. Es mag da der Sünden viele geben. Ein anständiger Schriftsteller benutzt

jene Gelegenheit nicht. Ich habe schon manchen jungen Mann enttäuscht, der von mir Bestätigung und Lob seines Radikalismus erwartete und erstaunt war, wenn ich ihm sagte, daß Maß und Form noch immer das letzte Wort sind.

Hier und da entspringt eine Zuschrift nur dem Wunsch, listig ein Autogramm zu bekommen. Man merkt das nicht sofort; ich bin dann boshaft genug, die Antwort mit der Maschine schreiben und „im Auftrag" von der Sekretärin unterzeichnen zu lassen.

Den hübschsten Brief erhielt ich im Krieg von einem jungen Juristen und seiner Frau. Sie hatten Reiseschilderungen von mir gelesen und boten mir einen Sommeraufenthalt in ihrem Ostseehäuschen an, damit ich Lust bekäme, die Schönheit ihrer Küste und Wälder zu schildern. Es tut mir noch heute leid, daß ich damals in einem Büro festgehalten wurde, ich hätte heute vielleicht zwei Freunde mehr.

Perfid war die Methode einer Dame, deren hysterische Briefe ich nicht mehr beantwortete: sie ließ durch eine Freundin neu anknüpfen und diktierte ihr die Sätze. Mein Gefühl für Wesentlichkeit ist sehr ausgebildet, ich schrieb der neuen Korrespondentin nach dem zweiten Brief, sie erinnere mich an jene Dame, und ich müsse wie dort den Briefwechsel abbrechen. Nun beichtete sie, aber ich hatte keine Lust mehr.

*Otto Flake*

## Erdgeist

Not lehrt nicht nur beten, sie macht auch erfinderisch. Da, allem Vernehmen nach, die großen Maschinen sich nicht mehr rentieren oder doch zu großes Risiko erfordern, kommt man (unterm Einfluß der Schweden, die zuerst gezeigt haben, was hier möglich ist) zum Kammerspiel nicht mehr als Spezialität (von der Art, wie ‚Scherben' eine war), sondern als Gattung. Der Zwang zur Intensität, den der Zwang zu dieser Gattung notgedrungen mit sich bringt, kann disziplinierend sowohl wie vertiefend wirken. Disziplinierend, sobald man klar weiß, was man künstlerisch will, vertiefend, weil man es sich, soll die Gattung Erfolg haben, angelegen sein lassen muß, aus einfachsten Konstellationen ein Maximum an Gehalt zu erzielen. Da, wenn ich mich recht entsinne, Carl Mayer das nach Wedekind gearbeitete Manuscript nicht als sein Kind anerkennen will, so ist im Wesentlichen wohl Jeßner als für diesen Film verantwortlich anzusehen.

Nun, er hat durchaus gewußt, was er wollte, und seit ‚Hintertreppe' viel dazugelernt. Man tut ihm schwer Unrecht mit der Behauptung, er habe trocken Szene nach Szene von Wedekinds Drama „verfilmt" (es ist aber charakteristisch für Wedekinds Aufbau, daß man Jeßner diesen Vorwurf machen konnte). Es ist nicht wahr, daß er einfach die Dialoge in Pantomime umsetzt. Sein Ziel war, die aphoristisch nervös abspringende Art des bisherigen Films zu festigen und in möglichst kräftig wirkende Kontinua zu ballen. Kein Zweifel, daß er damit einen Erzählervorteil des Films preisgab, kein Zweifel aber auch, daß er durch dies Bestreben, die Vorgänge ausschließlich und mit bisher kaum gesehener Konsequenz auf die heimischen Erlebnisse unter Zurückdrängung alles Nebenwerks zu konzentrieren, einen andern Vorteil gewann: eine ganz neue Eindringlichkeit.

Die „Handlung" ist schwerflüssig geworden, wie mit einem Zimmermannsbleistift geschrieben (wiewohl keineswegs plump oder unnuanciert), aber sie ist von einer ganz neuen Dichte und von einer Kraft, die ihre Wirkung nun nicht mehr aus der Pathetik der Historie, aus der Süßigkeit der Romantik oder aus bürgerlicher Sentimentalität, sondern allein aus ihrem innern Bewegungsreichtum zieht. Der zweite Akt besonders

ist ein Meisterstück. Die künstlerische Disziplinierung, die hier zutage tritt, hätte revolutionierend wirken können, wenn dem Kunstwillen menschliche Intensität entsprochen hätte, das heißt: wenn Gelegenheit gewesen wäre, diesen Kunstwillen in den Dienst neuer Gesichte zu stellen.

Daß dies nicht der Fall, ist die tiefere Ursache, weshalb die Kritik (zu Unrecht) den Film langweilig gefunden hat. Er ist nicht langweilig; aber er läßt kalt. Für Wedekind fochten wir als Sekundaner. Man kann nicht sein Leben lang Sekundaner bleiben. Das besagt nichts gegen Wedekind, wohl aber gegen Die, die heute noch Wedekind verfilmen. Macht Neues, Kinder! Der ‚Erdgeist‘ ist ein gutes Theaterstück, aber Lulu ist heute eine Abgedroschenheit (zum Unterschied von der ‚Büchse der Pandora‘). Wir sind nicht mehr geneigt, die Sache gar so tragisch zu nehmen. Jeßner unterließ es, sie neu zu dichten, und deshalb bekommt das Ganze etwas Totes, Starres, Akademisches.

Und deshalb spielen auch die Darsteller, die Nielsen nicht ausgenommen, Rollen, statt Menschen zu dichten. Weil keine innere Schau sie treibt, machen sie Theater. Die Männer fast durchweg schwaches, unglaubhaftes oder langweiliges, die Nielsen in ihrer Art gutes und einfallsreichstes, aber eben doch Theater. Hinzu kommt, daß die Handlung des ‚Erdgeist‘ nicht filmgemäß ist. Lulu ist, wie Don Juan, ein stationärer, aber weder ein dramatischer noch ein epischer Charakter. Mit der nötigen Lebensfülle gespielt, kennen wir sie nach der ersten Szene schon völlig. Der Rest ist exerzierende Variation über ein bekanntes Thema. Auch die sehen wir, zumal von der Nielsen gern, aber wir sehen sie mit dem Kunstverstand. Wo bleiben die Dichter?

*Roland Schacht*

## Der deutsche Kronprinz und die Unterlagen

Das Buchhändlerbörsenblatt vom 3. März führt als besondern Schmuck die folgende Inseratenseite:

Erklärung!

Im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel vom 21. Februar geben die Leipziger Graphischen Werke A.-G. das Erscheinen eines anonymen Buches, betitelt:

‚Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben‘ bekannt. Dem Titel des Buches ist hinzugefügt, daß es „nach authentischen Aufzeichnungen, Belegen und Unterlagen“ verfaßt sei. Hierzu erkläre ich im Auftrage des Kronprinzen das Folgende: Weder der Kronprinz selbst noch ein Herr seiner Umgebung oder seines Freundeskreises stehen mit dieser Publikation in irgendeinem Zusammenhange. Auch können authentische Aufzeichnungen, Belege und Unterlagen nicht in Frage kommen. Die beiden vom Kronprinzen verfaßten Bücher, die allein als authentisch anzusehen sind, sind die im Cottaschen Verlag erschienenen ‚Erinnerungen‘ und die im Verlag E. S. Mittler & Sohn erschienenen ‚Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf‘.

Müldner v. Mülnheim,

Major a. D. und persönlicher Begleiter Sr. Kaiserl. Hoheit des Kronprinzen.

Vorläufige Entgegnung!

Der Grund zur Veröffentlichung des Dementis von seiten des Herrn Major a. D. Müldner v. Mülnheim ist uns nicht ohne weiteres ersichtlich. Es hat den Anschein, als ob Herr Major a. D. Müldner v. Mülnheim ohne vorherige Rücksprache mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem deutschen Kronprinzen aus eigner Initiative in völliger Verkennung der Tendenz des Werkes, und ohne das

Ergebnis der Verhandlungen mit dem Verfasser des Buches
‚Der deutsche Kronprinz und die Frauen in seinem Leben'
zu kennen, gehandelt hat.

Nach abgeschlossener Untersuchung des Sachverhalts werden wir in den nächsten Tagen an dieser Stelle ausführlich berichten.

Leipziger Graphische Werke, A.-G., Leipzig-R., Oststr. 40/46.

*

Nichts gleicht der Spannung, mit der wir dem Abschluß der Untersuchung und dem ausführlichen Bericht entgegenharren.

**Liebe Weltbühne!**

Man wünschte, daß Carl Fürstenberg sich von Max Liebermann malen lasse. Dieser rief zu dem Behuf an, und jener sprach: „Wenns mit Geld abzumachen ist, möcht' ich lieber nicht sitzen."

---

**6 Tage Rennen**

Hart
Am Start
Die Muskeln auf der Lauer
Zweimalhunderttausend
Augen:
Saugt sich fest die Menschenmauer
Arche Noah voll Gedränge!
Fest
Gepreßt die Schenkel ans Gestänge
Nackt und bloß —
Und Revolver Herr und Frack
Blitz und Schlag
Los —
Getreten treten treter
Hirne am Pedal!
Stahl
Und Reifen
Greifen frisches Holz der Kurve
Sirrend knirschend —
Wo einst Wälder . . .
Nur einen Atemzug
Pneumatiks vollgepumpt!
Durch Wälder pirschend grün vermummt . . .
Wo Glocken läuten: Beten
Beten Beten — Treten Treten
Wo zur Ruh die
Starterglocke!
— Immer dieser Herr im Frack —
Wo zur Ruh
Die Fahrer kreisen
Kreisen kreisen
Großer Zeiger!
Kleiner Zeiger!
Wozu . . Wozu . .
Glocke Start der erste Tag!

Aus der Koje
Schläfrig schlingernd
Matt
Am Rad!
Die Schläfen fingernd
— Eben träumend noch von Meeren, Möven, Boje!
Salzig! —
Reckt der Hals sich
In den ewgen Kreislauf eingetreten
Treten Treten
Heißgelaufen
Kreisen ist der Lauf der Zeit
Mit den Zeiten um die Wette
Rund ums Rund die Radlerkette
Und Sekunde vor Sekunde rückt der Zeiger
Weiter —
Vor —
Stoß!
Losgetreten treten treten!
Und Sekunden
Ueberrunden!
Angesetzt!
Musik setzt an!
Musik Musik
Sieg! Sieg!
„Wo zur Ruh"
Mit Paukenschlag
365 Tage
Pumpt sich der Pneumatik Herz
Voll mit Plage voll mit Schmerz
Des Blutes Kreislauf!
Kreislauf:
Immer wieder Herr im Frack . .
Kreis! Lauf!
Aufhören!
Der zweite Tag!

Ohne Ende!
„Spende der kleinen Amalie"
365 Francs. Der Preis
Einer Nacht! Die Kanallje
Hat Durst auf Schweiß!
Prost!
Losgetreten! Ueberrunden!
Das Geld ist gefunden

Ein Fressen!
Diese Amalie
Hoch zu Rad
Möcht ich zwischen die Schenkel pressen
Rund und glatt!
Rund ins Rund um jede Rundung
Radlerheil und Volksgesundung!
Mein Nebenmann
Zieht an
Durchs Ziel! Zu Ende!
Der Pöbel zerklatscht die Hände
Das Pack
Säuft Sekt
Weißt Du, wie Amalie schmeckt...
Immer wieder der Herr im Frack —
Der dritte Tag!

Da kreisen sie wieder!
Einer hinter dem andern
Wandern
Die Zeiger den ewigen Trott —
Wandern Kreisen Treten!
Beten:
Deinen Eintritt segne Gott
Treten immer die Pedale
Jimmy — Internationale
Die alten Lieder!
Das Publikum stinkt zum Himmel
Einer hat die Bartflechte Einer säuft Kümmel
Diesem Gewimmel von Warzenkröten
Möchte man vor die Pedale treten!
Diese Bäuche
Diese aufgepumpten Radfahrschläuche
Treten Treten Schlag für Schlag!
Der vierte Tag!

Und der fünfte Tag
Schieber und Lumpen
Zahlen Preise, daß wir das Hirn leerpumpen
In 365 Tagen
Muß das Blut durch die Kurven jagen
Durch jede Faser Durch jede Windung
Den ewigen Kreis
Einer bekam schon Gehirnhautentzündung
Sein Hirn lief sich heiß
Und einer muß auf dem Magen
Einen Eisbeutel tragen
Zur Kühlung! Wie wohl ein Wald
Kühlen mag? . . .
Aus Morgen und Abend
Der fünfte Tag!

6
Tage
Rennen!
Brennend liegt das Hirn auf Lauer
6 × zweihunderttausend Augen:
Saugt sich fest die Menschenmauer!
6 × zweihundert und tausend!
Brausend
Aus den Nüstern schnaubend
Atemraubend
Uns den Atem raubend!
Pestend Schweiß!
Heiß und bloß
Los-
Getreten treten treten
Musik Musik
Treten Treten wie zum Beten
Musik Musik
Räder greifen
Ineinander
Aneinander!
Reifen
Knirscht am frischen Holz
Schießt Kobolz
Und ineinander
Aneinander
Räder! Räder!
Nur noch Räder!
Feste! Feste!
Zieht vom Leder
Preßt die Schenkel
Rund ins Rund um jede Rundung
Jede Stunde Jede Windung
Hirn an Hirn
Ins Hirn gerädert!
Und die Stunde
Wird zergliedert
Zur Sekunde
Und zerhackt
Im Takt die Runde
Hart
Am Start
Die Hirne brennen
In dem Kreislauf
Freilauf
Endlos
Los!
Auf und davon
6
Tage
rennen!

*Walter Mehring*

## Antworten

**Händler in Hagen.** Sie wenden sich gegen die Ausführungen, die mein Morus das vorige Mal über den Preisabbau gemacht hat, und bemühen sich, uns zu belehren: „Alle Einsichtigen müssen wissen, daß die Preise noch nie den Dollar erreicht haben. Der Kampf um den Wiederbeschaffungspreis ist der Kampf, der noch nicht gewonnen ist und auch nie gewonnen werden kann. Er wird verloren, weil der Käufer nie im Besitz der notwendigen Mittel sein wird, um Käufe zu tätigen, die dem Dollarstand entsprechen. Seit der Markbaisse wird nicht mehr am Käufer, sondern am Verkäufer verdient. Der Detailist verdient am Fabrikanten und der Verbraucher am Detaillisten. Wenn also die Preise den Dollarstand nicht erreicht haben, so können sie auch nicht zurückgehen, sobald der Dollar ‚nur' 22 000 steht, nachdem er ein paar Tage 40—50 000 gestanden. Dazu kommt, daß täglich die Spesen wachsen, und daß schon in allernächster Zeit viele Kaufleute nicht die Mittel haben werden, ihr Personal zu bezahlen. Alle frühern Verdienste sind doch verschwindend bei den heutigen Summen." Der eindringliche Ton Ihrer Belehrung wird meine Uneinsichtigkeit leider nicht vermindern. Ist Ihnen, der Sie doch anscheinend über Preise unterrichtet sind, wirklich entgangen, daß erst vor kurzem amerikanisches Schnittholz nach Westdeutschland eingeführt worden ist, weil es trotz der Atlantic-Fracht weniger kostete als das deutsche? Haben Sie nicht die Rede des Ministers Becker gelesen, der im Hauptausschuß des Reichstags erklärte, die englische Kohle sei billiger als die deutsche? Haben Sie nie für die Kaffeepreise von heute Berlin und New York mit einander verglichen? Tun Sie es. Sie werden dann hoffentlich erkennen, daß auch zur Zeit bei uns nicht „der Käufer am Verkäufer verdient", sondern daß unsre Produzenten und Händler mit unvergleichlicher Meisterschaft — Beweis des Erfolges: es gibt in Deutschland kaum noch Konkurse — bei sinkendem Dollar „durchzuhalten" verstehen.

**Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.** Du verwahrst dich dagegen, daß du in der vorigen Nummer ‚Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte' genannt worden bist, und bezeichnest es gleichzeitig als Irrtum, „wenn Moritz Heimann in seinem Aufsatz ‚Burgfriede' einen englischen General den Urheber des Wortes vom Dolchstoß nennt". Beweis? Der folgende Brief des Generals Maurice: „Ich habe niemals an irgendeiner Stelle der Meinung Ausdruck verliehen, daß der Kriegsausgang, so wie er sich abgespielt hat, der Tatsache zu verdanken sei, daß das deutsche Heer von dem deutschen Volke rückwärts erdolcht worden sei (Dolchstoß der Heimat). Im Gegenteil habe ich immer die Meinung vertreten, daß die deutschen Heere an der Westfront aus militärischen Gründen eines weitern wirksamen Widerstandes nicht mehr fähig waren. Ich habe gesagt, daß, wenn man den deutschen Heeren Zeit gelassen hätte, sich zu erholen,

diese dann wahrscheinlich den Kampf noch verlängert haben würden, daß aber ihre Niederlage unvermeidlich war. Diese Anschauungen, die ich in meinem Buche ‚Die letzten vier Monate' (Last four months) ausspreche, halte ich aufrecht und habe sie immer aufrecht erhalten." Es ist ganz nützlich, zu einer Zeit, wo heimlich und offen die neue Dolchstoßlegende — für den Ruhr-Krieg — fabriziert wird, daran zu erinnern, daß schon die alte mit groben Fälschungen gearbeitet hat.

**Sylvester Urff.** Sie schicken mir einen Beitrag, den heute zu veröffentlichen ein Uebermaß — nicht von Mut, sondern schon von Tollkühnheit erforderte, und fragen höhnisch: „Na, wie ists — riskieren Sie, das aufzunehmen?" Und Sie selbst riskieren weder Ihren Namen noch Ihre Wohnung anzugeben. So seid Ihr Alle.

**Idiot der Reichshauptstadt.** Dein Leiborgan schreit Weh und Ach, „daß in ungezählten Verkaufsstellen Berlins französische Blätter zu haben sind und in beträchtlichen Mengen verkauft werden". Nun, werden sie gekauft, so scheint die Behauptung des nächsten Satzes, daß „irgendein öffentliches Interesse daran nicht vorliegt", ziemlich unsinnig, denn man kann ja doch nicht gut glauben, daß die Oeffentlichkeit aus purer Uninteressiertheit französische Blätter erheblich teurer bezahlt als den Berliner Lokal-Anzeiger, der sich tags drauf wie folgt vernehmen läßt: „In der Sorbonne mußte Herr Maurice Barrès eine Rede zur Feier Ernest Renans halten. Das ist ungefähr so, wie wenn bei uns der General Ludendorff zum Festredner auf Philipp Scheidemann bestellt würde. Herr Barrès ist der Mann, der seit Jahrzehnten alle französischen Feldzüge zur moralischen Verunglimpfung und Besudelung Deutschlands und der deutschen Kultur angeführt hat. Er ist der Mann, der dem französischen Nationalismus Name und Seele gegeben hat. Er ist der Mann, auf den jeder französische Schmutzian sich beruft, wenn er ‚nachweist', daß die deutsche Kultur lediglich Barbarei sei." Da also für dein Leiborgan Barrès gleich Ludendorff ist, so weiß man nicht recht, ob es den deutschen Barrès beschimpfen oder den französischen Ludendorff feiern will. Die Geschichte wird keineswegs dadurch klarer, daß Renan zwar verherrlicht, aber zu Frankreichs Scheidemann ernannt wird, den die Geschäfts-Patrioten der Zimmer-Straße bisher immer so behandelt haben, wie sie selbst behandelt zu werden verdienten. Bei dieser Fähigkeit einer deutschen Zeitung, sich verständlich zu machen, ist allerdings kein Wunder, daß sie sich gegen den Import französischer Zeitungen wehrt, die wahrscheinlich, da sie Zeitungen sind, genau so lügen, bei denen man aber wenigstens erfährt, was sie lügen.

**Mehrere Leser.** Der Mitinhaber der Deta, aus der die deutsche Presse einen Teil ihres Inhalts bezieht, wird beschuldigt, daß seine Geschäftsführung zu „schweren sachlichen Beanstandungen" (time is money, money ist eine Sache) Anlaß gegeben, daß er aber auch ein Korrespondenz- und Spionage-Büro des Auslands bedient, geheime Sitzungsberichte des Reichswirtschaftsrats an ein Mitglied des französischen Generalkonsolats in Berlin verkauft und sich, Original-Nachricht gegen Original-Valuta, überhaupt höchst patriotisch betätigt habe. Und da fragt Ihr entsetzt, ob dieser Walter Oehme derselbe, dessen Autorname euch hier des öftern begegnet sei. Leider ist ers. Ich steh beschämt, daß ich bekennen muß, zu seinen Opfern zu gehören. Als er mir eines Tages mit der Bitte nahte, an der ‚Weltbühne' mittun zu dürfen, da war mir leise unbehaglich zu Mute: seine Aalglätte schien mir verdächtig, und, wahrhaftig, sein rötliches Haar erinnerte mich an Franz Moor. Das kam mir selber ein bißchen kindlich vor, und, um nicht ungerecht zu sein, erkundigte ich mich bei der Reichskanzlei, die Herrn Oehme beschäftigt hatte. Der Ministerialdirektor, den ich um Auskunft ersuchte, weithin angesehen ob seiner Klugheit, seiner Lauterkeit, seiner Objektivität, versicherte, mich beruhigen zu

können: der junge Mensch sei besser als sein Ruf und sein Eindruck. Also ließ ich ihn zu. Nach einiger Zeit erklärte Herr Oehme für nötig, das schwarze Gewerbe eines öffentlichen Machthabers von, wie er sagte, stadt- oder landes- oder gar reichsbekannter Schädlichkeit in meinem Blatt zu beleuchten. Wenn der Mann sich zu rühren wage — es sei noch mehr Material vorhanden. Nur müsse der Kampf, damit nichts von dem Material unerlangt bleibe, anonym geführt werden. Schön. Der Angriff erfolgte; das Objekt des Angriffs zögerte nicht, sich zu rühren, mir Briefe zu schreiben und Vermittler zu schicken; der Angreifer hatte zum zweiten Male das Wort — aber: ergriff es nicht. Warum nicht? Er war mit seinem Artikel zu dem „Schädling" gegangen, hatte sich als Verfasser offenbart, und — nun, aus dem, ungewöhnlich zahlungsfähigen, Schädling wurde ein Schützling (wie heute, Wohltun trägt Zinsen, aus dem Schützling ein Schützer geworden ist). Als ich das bis zur Gewißheit erfahren hatte, löste ich die Beziehung, und als ich die Beziehung gelöst hatte, erfuhr ich erst recht die hübschesten Dinge. Herr Oehme schloß Industriegeschäfte ab und lancierte, um diese zu stärken, politische Neuigkeiten. Herr Oehme hob Kollegen aus ihrer Stellung, indem er sie bezichtigte, unerlaubte Nebeneinnahmen zu haben; und sobald man nachforschte, zeigte sich, daß er es war, der diese unerlaubten Nebeneinnahmen hatte, und daß er aus Furcht vor ihrer Schmälerung wütend um sich herum intrigiert hatte. Herr Oehme unterließ nichts, um aus einem Mitarbeiter der ‚Weltbühne' ein Gegenstand der Verarbeitung für sie zu werden. Er ist es schneller geworden, als ich gedacht hätte. Denn seiner Fuchsschlauheit traute ich zu, daß sie ihn zunächst einmal noch viel weiter befördern werde als bis zum Ausschußmitglied der Pressekonferenz und zum Vorstandsmitglied des Reichsverbands Deutscher Presse. Er hatte das Zeug zum Oberhäuptling der Gilde, die von dem Mangel an Beweisen lebt und niemals untreu wird dem Rütlischwur: Wir wollen sein ein einig Volk von Schiebern! Ich grolle ihm aus artistischen Gründen, daß er, voll Zuversicht, ihm könne Keiner, immer verwegenere Touren riskiert und sich in seiner Sünden Maienblüte das Genick gebrochen hat. Die ernste Seite der Angelegenheit ist, daß die Deutschvölkischen auf Fechenbach weisen und — nicht etwa fordern, daß der „Landesverräter" Oehme gleichfalls auf elf Jahre ins Zuchthaus wandere, sondern daß jede Aktion für Fechenbach unterbleibe. Fechenbach ist ein glühender Idealist, der, wie nicht allein aus der Broschüre seines Verteidigers Hirschberg (erschienen im Verlag für Sozialwissenschaft zu Berlin SW 68) hervorgeht, vollständig schuldlos im Zuchthaus sitzt. Sein Pair ist Kurt Eisner. Herrn Oehmes Pair ist Karl Schnitzler, der Verfasser von Ludendorffs Memoiren und Hintermann der Kapp-Regierung, oder, was nicht ganz so hart klingt, Arthur Schnitzlers Fink und Fliederbusch.

Viele Leser. Ihr dankt überschwänglich für ‚Kasimir Edschmid selbst' in Nummer 8 und begehrt zu erfahren, in welchen Nummern mehr über Eumaios den Kunstschänder und Sprachverderber zu lesen ist. In den Nummern: XIV 21 und 23, XV 42, XVI 42. Die vier werden euch, solange der kleine Vorrat reicht, auf Wunsch kostenfrei zugeschickt.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

# Deutsche und französische Propaganda

von Meridionalis

Es sei ferne von mir, Propaganda machen zu wollen für die deutsche Propaganda. Vestigia terrent. Was wir uns darin, zumal während des Kriegs, an falscher Einschätzung der Aufnahmewilligkeit und Aufnahmefähigkeit des Auslandes geleistet haben, ist ebenso schwer zu überbieten wie zu überwinden. Jeglicher deutsche Appell sowohl an das Weltwissen wie an das Weltgewissen dürfte noch auf lange hinaus zur Unfruchtbarkeit verurteilt sein, weil wir — gewohnt, die starre Regel de Tri unsrer Schulstubenbildung und den kategorischen Imperativ unsrer Kleinbürgerethik an die Verhältnisse andrer, aller Breiten zu legen — Wissen und Gewissen eines Großteils der uns umgebenden Welt ständig überschätzen und so gar nicht an sie herankommen. Weil wir, Polyhistoren und Kantianer zumal, nicht verstehen oder nicht wahr haben wollen, daß Wissen und Gewissen nicht Alles, ja, daß das ersprießliche Kategorieen nur für den Hausgebrauch des Individuums sind, während sie im gesellschaftlichen und somit namentlich im Leben der Völker unter einander nichts zu suchen oder bestenfalls sekundären Ranges zu bleiben haben. In diesem Bereich ist die Fähigkeit zu raschem Ueberblick mehr als die profundeste Bildung, ist einfühlender Takt der reinsten Moral unendlich überlegen. Es bedarf keines Hinweises auf die Tragikomödie unsres Parteiwesens, auf die Unzulänglichkeit unsrer Führung im Inland und unsrer Vertretung im Ausland. Wir haben uns damit abzufinden: Das deutsche Volk ist durch geographische Gegeben- und historische Begebenheiten immer mehr eine Zusammenrottung von Privatleuten geworden und keine politische Nation.

*

Dies vorausgeschickt, sei Denen, die heute trotz allem in Deutschland die Politik machen — weil sie doch irgend Jemand machen muß; nicht, weil grade sie es am besten verstünden —, und die sich daher immer noch berufsmäßig die Köpfe darüber zerbrechen, wie man den Ring von Mißdeutung und Mißachtung, der, trotz Ruhr und Rhein, immer noch kaum angesplittert um Deutschland liegt, zersprengen könne — es sei diesen Herren ein kleines Buch empfohlen, mit dem sich, wenn man es geschickt anfinge, immerhin so etwas wie Sympathie für die deutsche Sache, grade die heutige deutsche Sache, die ja Europas Sache ist, werben ließe. Trotzdem, oder grade weil dieses Schriftchen nur Abwehr französischer Propaganda will und sein will. Aber der umgekehrte Spieß des Andern war schon manchmal — unsre Strategen könnten davon erzählen, wenn sie nicht lieber Märchen erzählten — eine bessere Waffe als das eigne Schwert. Es ist kein Zufall, daß Ernst Bertram, der Verfasser dieses Büchleins, das ‚Rheingenius und Génie du Rhin‘ heißt (und bei Fr. Cohen in Bonn erschienen ist), auch eines der besten Bücher über Nietzsche geschrieben hat, daß er dem Kreis Stefan Georges

nahesteht, und am allerwenigsten ist Zufall, daß er Rheinländer ist. Denn seine Schrift unterscheidet sich in seiner klugen Mischung von Gescheit- und Geschicktheit, von polemischer Wucht und politischem Takt, von wärmstem Heimat- und kaum kälterm Weltgefühl, von wissenschaftlichem Ernst und künstlerischem Stil so sehr von Aehnliches wollenden Elaboraten aus andern deutschen Gauen, daß man tatsächlich versucht ist, dem rheinnahen gallischen Esprit einigen Einfluß auf den kölnischen zuzuschreiben. Das aber hätte hier etwas von tragischer Paradoxie.

Bertram richtet sich nämlich in erster Linie gegen die historisch und ethnologisch allerdings nicht sehr plausible und zu durchsichtigstem Zweck aufgestellte Behauptung, daß Cis-Rhenanen und Trans-Rhenanen völlig verschiedene Rassen, daß man es also im (alt-)besetzten Gebiet mit einem eignen Volk zu tun habe, dem man selbstverständlich so bald wie möglich Gelegenheit geben müsse, sich der sattsam bekannten Selbstbestimmung zu erfreuen. Dem rhetorisch-literarischen Nachweis der Richtigkeit dieser Zweckthese dienten die bekannten Vorträge von Maurice Barrès an der Universität Straßburg, die dann in der ‚Revue des Deux Mondes' und schließlich auch in Buchform unter dem Titel: ‚Le génie du Rhin' gedruckt worden sind. Gegen dieses als gallisch oder zumindest als halbkeltisch und somit als mit dem reinfranzösischen Geist stammverwandt in Anspruch genommene Génie du Rhin ruft Bertram den deutschen Rheingenius auf, der nichts andres als der große Genius des deutschen Wesens ist, mag sein zeitlicher Name nun Goethe oder Nietzsche, Beethoven oder Schubert, Gottfried oder Wolfram, George oder Dehmel lauten. Faust und Fidelio sind Zarathustra und der H-Moll-Symphonie inniger verwandt als dem Britannicus und der Weißen Dame, und wenn die Formen der Troubadours und Parnassiens auf Dichter unsrer Sprache abgefärbt haben, so machte ihr Einfluß nicht am Rhein Halt. Das bedürfte eigentlich keiner Beweise; weil man einfach meinen sollte, es gäbe keine für eine gegenteilige Anschauung. Aber da Barrès tut, als sei er von einer solchen durchdrungen, so ringt ihm Bertram, mit dem ganzen Rüstzeug deutscher Gelehrsamkeit, aber auch mit einem wirklich charmanten Hohn bewehrt, seine Scheinbeweise aus der Hand.

Nun, das ist nicht schwer, und darin liegt auch nicht der eigentliche Wert seines Schriftchens. Er liegt auch nicht in der klaren Erfassung und glänzenden Formulierung, daß es sich bei den chauvinistischen Klitterungen von Barrès um nichts andres handelt als um den „interessanten Versuch, die französische Rheinpolitik, wie wir sie seit dem Herbst 1918 in Wirksamkeit sehen, mit allen Mitteln nationalistischer Ideologie geistig zu unterbauen". Auch nicht in der wahrhaft ergreifenden, ebenfalls grandios stilisierten Absage an den literarischen Dariac, zu dem sich der Dichter der ‚Déracinés', der Sänger „vom Blut, von der Wollust und vom Tode", nachgrade entwickelt hat. Nein, der außerordentliche, der bleibende Wert dieser kleinen Schrift, ein Wert, der sie darum befähigt, den Ruf besten Deutschtums in eine widerwillig jedes deutsche Wort vernehmende Welt zu tra-

gen, liegt in zwei Momenten: einmal in einer Gesinnung, die bei allem Gefühl für die Besonderheit und Abgegrenztheit des eignen Volkstums sich auf keinerlei noch so heimlichen Nationalismus einläßt, sondern sich ihrer europäischen Verantwortung bewußt bleibt; und zum andern in einer Erkenntnis vom wahren Wesen des deutsch-französischen Antagonismus, die eine Erkenntnis der Gebundenheiten und Notwendigkeiten beider Völker in sich schließt, wie Keiner vor Bertram sie bisher tiefer erfaßt und bündiger ausgedrückt hat.

Seiner Gesinnung zum Beweis mag der folgende Absatz dienen:

> Wir leben des sichern Bewußtseins, daß alle besten Kräfte deutschen Volkstums, wie von je so auch heute in der Richtung am Werke sind, die große, die griechische Idee der europäischen Gemeinschaft über die Hochflut der gegenwärtigen Balkan-Barbarei hinüberzuretten. Wir wissen, daß unsre alte Europawelt ohne Hoffnung auf Wiedererstehung verloren wäre, wenn es gelänge, auch noch Deutschland, das geistige Deutschland, auf die Ebene eines stupiden und rachsüchtigen Nationalismus herabzuzerren. Und wir glauben, daß Deutschlands innere europäische Sendung, sein tiefer, gegen-internationaler, vaterländischer Kosmopolitismus, seine griechische Weltbürgerschaft auch noch die furchtbarste und fast übermenschlich schwere Probe dieser Zeit überstehen werde . . .

Man sieht: man kann auch stolz auf Deutschlands Zukunft, ja des Glaubens sein, daß an ihrem Wesen die Welt genesen wird, ohne in den Jargon der Roethe und Reventlow zu verfallen.

Aber auch für jene andre Erkenntnis sei erlaubt, Bertrams eigne Worte hierherzusetzen, schon deshalb, weil es unmöglich wäre, die männliche Würde ihrer Haltung und die künstlerische Prägnanz ihrer Formulierung zu übertreffen:

> Die elementare Gier Frankreichs nach Einverleibung deutschen Bodens und deutschen Volkstums . . . hat für uns einen echtern Grund als den der bloßen gallischen Raubsucht, wie ihn unsre Patrioten der Abwehr gerne annehmen. Wir müssen darin — angesichts der immer wieder betonten Friedensliebe und Gerechtigkeitsfreundschaft des Ewigen Frankreich — wohl oder übel den Instinkt eines Volkes sehen, das sich aus sich selber geistig und blutmäßig nicht erneuerbar fühlt, und das unstillbar den Quellen seiner Erneuerung zustrebt, die es einst durch Mischung geschaffen und ihm seinen Namen gegeben haben. Den unbeirrbaren Instinkt eines Volkes, das in der Erneuerung durch deutsches Blut und Gebiet eine Lebensfrage, die Lebensfrage seiner Zukunft sieht (dem entspricht ja auch die Bedeutung, die das elsässische Element in Frankreih immer gehabt hat . . .). Es liegt in diesem Instinktstreben des französischen Volkes nichts, was uns beleidigen könnte. Wir fühlen, wie berechtigt es ist, und wir ehren in dem Streben Frankreichs nach der Rheingrenze demgemäß den Lebenswillen eines großen Volkes der europäischen Vergangenheit, sich durch deutsche Bluteinflößung, durch Verpflanzung deutscher Landschaften in den Leib des französischen Landes der europäischen Zukunft noch zu erhalten. Aber mehr können wir für Frankreich nicht tun. Das Recht auf Abwehr solcher Selbstheilungsversuche auf Kosten unsres Daseins wird man uns zubilligen müssen.

Hier ist zum ersten Mal der Versuch einer bis zu den Wurzeln vordringenden, bis zu den Müttern (im faustischen und im alltäglichen Sinn des Worts) hinuntersteigenden Erklärung des

so erstaunlichen und paradoxen Schauspiels, die das heutige Frankreich bietet: der unverkennbare biologische Niedergang der Rasse bei ungehemmtem Ausdehnungsdrang der Nation; ein Phaenomen, das im historischen Bereich an das Schicksal Spaniens, im medizinischen an die Euphorie der Lungenkranken erinnert. Daß dies, und nichts andres, das wahrhaft, das einzig tragische Problem des neuern Europa ist und seine Lösung allein zur Katharsis der Tragödie unsres Jahrhunderts führt: dies aufgewiesen zu haben, ist das Verdienst Ernst Bertrams.

*

Auch hierdurch wieder wird deutlich, daß die Poincaré und Clemenceau, die Dariac und Barrès keineswegs einfach die Schrittmacher und Schildhalter der französischen Schwerindustrie sind, wie unsre „ehrbaren Kaufleute" in den Regierungskanzleien und Redaktionsbüros glauben; sondern, daß die Kräfte, die das französische Volk seinen verhängnisvollen Weg an und über den Rhein treiben, viel titanischer sind als die Allgewaltigen des Comité des Forges und aus viel tiefern Schächten kommen als die Kohlen der Ruhr. Es mag Denen, die uns zu regieren glauben, wenn sie papierne Proteste häufen und durch sinnlose Reisen bei Nacht und Nebel eine Art Räuber- und Gendarmspiel mit den Eindringlingen inszenieren, überlassen bleiben, ob sie aus geistigen Erkenntnissen wie diesen politische Folgerungen ziehen wollen — wenn sie denn selbst diese Erkenntnisse nicht aufbringen. Daß sie der bescheidenen Anregung Folge geben, Bertrams Büchlein statt des dafür sonst so beliebten „statistischen Materials" als Propaganda zur Bereicherung des Weltwissens durch berufenste deutsche Geistigkeit, als Appell an das Weltgewissen zu benutzen — das wage ich nicht zu hoffen.

---

# Was sagt der Außenminister dazu? von ****

Der Vorhang im Theater am Königsplatz hat sich wieder gesenkt, nachdem das Publikum dem Hauptdarsteller der Sondervorstellung für die von der Ruhr-Okkupation noch nicht betroffene Bevölkerung — der Nutzen für den wirklich betroffenen Teil des deutschen Volkes ist mindestens zweifelhaft — frenetischen Beifall gezollt hat. Der Parlamentsbericht verzeichnet „minutenlangen lebhaften Beifall, Händeklatschen, das sich bis auf die Tribünen fortpflanzt". Damit ist dieser Zwischenfall erledigt. Der Notenwechsel, der dem rhetorischen Schauspiel vorausgegangen ist, wird wieder aufgenommen, mitsamt der passiven Resistenz. Alles also bleibt wie zuvor, Alles geht seinen unerbittlichen Gang.

Man könnte somit wohl sagen, daß Alles in bester Ordnung ist, denn der Reichskanzler hat ja den Beifall aller Parteien gefunden. Selbst Klara Zetkin hat sich ihm mit einigen Vorbehalten angeschlossen, und die ganze Tagespresse, wie üblich, stimmt mit in den allgemeinen Jubelgesang ein, dessen Refrain lautet: „Wir versaufen unser Oma sein klein Häuschen."

Es gibt aber zum Unglück für das Kabinett noch ein paar denkende Leute in Deutschland, die von dieser Reichstagssitzung nach dem großen Pomp, womit sie eingeleitet war: Aufschiebung der Kanz-

lerreise nach Süddeutschland und Einberufung der Volkstribunen zu einem wenn auch nur um 48 Stunden verfrühten Termin, etwas andres erwartet hatten als: Protest, Appell an das Weltgewissen, Aufzählung von Greueln, die man längst aus seiner Zeitung kannte, und Mahnung zur Einigkeit, die in einem Maße vorhanden ist, daß sie höchstens noch in der Kriegspsychose von 1914 ihresgleichen findet. Diese paar denkenden Leute sind gefühllos genug, die Kanzlerrede für eine ganz gewöhnliche Propagandarede, berechnet auf innenpolitische Wirkung, zu erklären, und sie verlangen, daß heute nicht allein innere Propaganda, sondern auch äußere Politik getrieben wird.

Davon hat man leider seit der Ruhrbesetzung kein Wort gehört. Das Deutsche Reich hat zwar einen Außenminister, aber man merkt nichts von ihm. Einmal zu Beginn seiner Amtszeit hat er sich dem Reichstag in einer wohlgesetzten Rede vorgestellt; einmal hat er einen besonders auserwählten Kreis von deutschen Journalisten bei sich empfangen; einmal hat er einen Bierabend für ausländische Journalisten veranstaltet. Zuletzt hat er in einem Interview eine sehr schöne juristische Begründung für die Unrechtmäßigkeit des französisch-belgischen Einfalls in das Ruhrgebiet geleistet. Seitdem ist es still von ihm und um ihn geworden. Was er tut, erfährt die Außenwelt nicht. Vielleicht ist er krank; vielleicht ist er müde; vielleicht ist er enttäuscht von den Ergebnissen der Politik des Kabinetts Cuno. Wenn aber eine von den drei Voraussetzungen zutreffen sollte, so hätte er doch wohl die Pflicht, dies der Mitwelt kundzutun. Er hätte in solchem Falle vielleicht sogar die Pflicht, sein Amt in die Hände des Reichskanzlers zurückzulegen und ihn um die Wahl eines Nachfolgers zu ersuchen, der die Politik des passiven Widerstandes mit der für den Reichskanzler und seinen Staatssekretär nötigen Begeisterung aktiv mitmacht. Wie die Dinge heute liegen, gewinnt man den Eindruck, daß es ganz gleichgültig ist, ob der Posten besetzt ist oder nicht. Der Kanzler und sein Staatssekretär machen die innere und die äußere Politik. Der Kanzler hält die Reden, auch über die außenpolitischen Fragen, grade als sei er, wie in verklungenen Tagen, der einzige seinem Monarchen oder Präsidenten verantwortliche Staatsmann, und die übrigen Minister ausführende Organe oder nachgeordnete Stellen.

Das aber ist ein Zustand, der heute nicht mehr erträglich ist. Mehr als je kommt es darauf an, neben der passiven Resistenz — wenn man von deren Erfolg schon so sehr überzeugt ist wie das Kabinett und mit ihm der Reichstag und das durch die servile Presse irregeführte deutsche Publikum — eine aktive Außenpolitik zu treiben, die der passiven Resistenz wirksame diplomatische Unterstützung verschafft. Man fragt sich: Was tun die Missionen im Ausland, in den Ländern, auf die sich heute der Blick richtet, in England und Amerika? Mit der Abfassung und Einsendung meist rosenrot gefärbter Stimmungsberichte können wir uns heute nicht zufrieden geben; auch nicht mit dem Bewußtsein, daß einige dieser Stellen durch Einkassierung von Gebühren für Einreisepässe in das Deutsche Reich sich selbst erhalten. Es muß etwas getan werden, und ein Außenminister, der sich als Staatsmann fühlt und Diplomat von Fach und von Beruf ist — wenn man nicht grade sagen will: von Ruf —, darf sich nicht so von der Reichskanzlei ins Schlepptau nehmen lassen, wie gegenwärtig der Fall ist. Dieser Zustand mag seine Annehmlichkeit haben

oder zum mindesten für den Minister selbst bequem sein: für die deutsche Politik ist er nicht gesund.

Man wird vielleicht den Einwand erheben, daß der Außenminister diplomatisch handelt, indem er sich jetzt noch nicht exponiert, sondern sich für den Moment aufspart, der ja einmal kommen wird: den Moment, wo an die Stelle des Gelärms der französischen Soldateska im Ruhrgebiet und des Notenkriegs zwischen Paris und Berlin doch wieder die vernünftige Verhandlung tritt. Stimmt das, dann wäre diesem System eine gewisse Berechtigung nicht abzustreiten. Trotzdem sollte der Außenminister bedenken, daß zur Zeit nicht etwa gar keine äußere Politik getrieben wird, sondern daß der Reichskanzler sie macht, und daß er, der Minister, da er nichts dagegen sagt, sondern daneben sitzt und ruhig zuhört und zusieht, auch zuzustimmen scheint und somit für Alles, was Herr Cuno dem Reichstag vorliest, die Verantwortung mitträgt. Und da Herr v. Rosenberg kein Neuling in diesem Metier ist, so darf man annehmen, daß er sich selbst darüber klar ist. Es wäre aber wirklich gut, wenn er bei irgendeiner Gelegenheit einmal wieder das Wort ergreifen und dem Reichstag oder zum mindesten dem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten mitteilen wollte, daß er noch im Amt ist, und was er und seine Mitarbeiter planen, um der deutschen Politik einen Weg aus der Sackgasse zu bahnen, in die sie durch das zwar keineswegs stillschweigende, aber doch sehr hilflos anmutende Zuwarten bei der französisch-belgischen Ruhraktion geraten ist.

---

# An die Könige von Karl Wilhelm Ramler (1761)

O Ihr, verderblicher als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! Ihr, des magern Hungers Bundsverwandte,
Der Pest Verschworene!

Die ihr den schnellen Tod in alle Meere
Auf Donnergaleonen bringt,
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechselmorde dingt!

Und ach, mit Deutschlands Bürgern Deutschlands [Bürger
Zerfleischet, einen bessern Held:
Der Brennen weisen König zu betrüben! Würger
Der Welt und Afterwelt!

Wenn Eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der Jedem das geraubte Land
Und seine bangen Festen wiedergibt, verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es Euch nicht reuen
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, laute Schmeicheleien
Des Höflings weggescheucht),

Daß Euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieß:
Daß Keiner, satt des Unglücks, seine Legionen
Das Blutfeld räumen hieß!

# Notwendige politische Obscönitäten

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Die deutsche Liga für Menschenrechte hat der Reichsregierung nachstehende Resolution unterbreitet:

Zur endlichen Regelung der Reparationsfrage weist die Deutsche Liga für Menschenrechte auf das Sachverständigenurteil der Herren Cassel und Keynes vom Oktober 1922 hin.

1. Sie fordert schärfste Bekämpfung des Wuchers der Rohstoffmonopole, wodurch die deutsche Wirtschaft mehr und mehr geschädigt und Deutschland zahlungsunfähig gemacht wird.

2. Sie bemängelt die gänzlich unzureichende Erfassung der Gewinne, die beim Export erzielt werden.

3. Sie richtet das dringende Ersuchen an Regierung und Reichstag, endlich dem Skandal der bisherigen Steuergesetzgebung und Steuererhebung ein Ende zu machen.

Für die Zwangsanleihe, die teilweise schon 1922 erhoben werden sollte, sind bis heute noch keine Einschätzungsformulare ausgegeben. Der materielle Inhalt der Zwangsanleihe ist eine krasse Bevorzugung des Sachwertbesitzes. Aktienbesitzer brauchen vielfach nur $^1/_{16}$, Forstbesitzer nur $^1/_{200}$ des heutigen Wertes zu versteuern. (Inzwischen hat der Reichstagsabgeordnete Wels nachgewiesen, daß nur etwa $^1/_{33}$ des wirklichen Wertes bei Aktien veranlagt wird und bei Waldbesitzern nur $^1/_{600}$.)

Die Einkommensteuer (Lohnsteuer), die im Dezember 1922 zu 84 % von den Lohn- und Gehaltsempfängern bestritten wurde, läuft in der Praxis auf eine Liebesgabe an den Grund- und Kapitalbesitz aus. Sie wird Denen, die von ihrem Arbeitseinkommen leben, automatisch sofort abgezogen. Die andern Steuerpflichtigen zahlen ihre Einkommensteuer so spät, daß ihr Realwert für den Staat nur noch eine Bagatelle ist. Auch für die Einkommensteuer sind die Steuerformulare allgemein noch nicht verteilt.

Im Interesse der innern und äußern Politik und der Gerechtigkeit muß unser Steuersystem umgehend von Grund auf umgestaltet werden.

Nicht nur die Kohlensteuer ist im Umfange von 22 Milliarden den Zechenbesitzern auf Monate hinaus gestundet worden: auch mit den Exportabgaben und der Lohnsteuer steht es ähnlich. Das Berliner Tageblatt sprach am Abend des 1. März im Handelsteil von der bedenklichen Finanzpolitik der Zollverwaltung, wonach die Ausfuhrabgaben auf sechs Monate gegen Sicherheitsleistung gestundet werden können. Das Landesfinanzamt Groß-Berlin hat in einer Anweisung vom 24. März 1922 sogar „dringend“ empfohlen, von der Stundung in möglichst weitem Umfange Gebrauch zu machen. Wenn man erfährt, daß monatlich beim Landesfinanzamt Groß-Berlin 4—5 Milliarden an Ausfuhrabgaben in Frage kommen, so hat man ein Bild von den Liebesgaben an Fabrikanten und Exporteure. Und ein Rundschreiben des Reichsverbandes der Industrie aus Krefeld vom 5. Februar 1923, Abteilung Nr. 25, Sch. R. 1, informiert die Mitglieder, daß künftighin die von den Arbeitern und Angestellten einbehaltene Lohnsteuer „auf Grund unsrer Bemühungen“ nicht mehr sofort, sondern erst nach einem Jahr den Finanzämtern zugeführt werden muß. Der Abgeordnete Ledebour hat am 7. März an die Regierung die Anfrage gerichtet, ob diese Tatsache zutrifft.

Wie sehr der schrankenlose Wucher der Rohstoffquellen-Inhaber gediehen ist, geht daraus hervor, daß der Weltmarktpreis für Eisen weit unter dem Preise des deutschen Eisens ist.

Nach einer sorgfältigen wochenlangen Ermittlung hat ein kleiner Kreis von Sachverständigen der Sozialwissenschaftlichen Studiengemeinschaft der Deutschen Liga für Menschenrechte als sicher festgestellt, daß die Ausfuhr aus Deutschland in den letzten Jahren nicht 3¾ Goldmilliarden, wie es amtlich lautet, sondern mindestens 6 Milliarden Goldmark beträgt und wahrscheinlich noch um mindestens 1 Milliarde darüber hinausgeht. Wo ist die Differenz von einigen Goldmilliarden jährlich geblieben? Sie liegt in soliden Bankguthaben jener zwei Dutzend Leute, die Deutschlands eigentliche Regierung bilden, jenseits der Grenze. Die im Herbst 1922 von der deutschen Regierung angerufenen europäischen Sachverständigen, nach deren Urteil man sich aber dann nicht gerichtet hat, haben bekanntlich trotz ihrer bei der Kürze der Zeit flüchtigen Durchsicht unsrer Wirtschaftsverhältnisse folgende zwei Schlüsse gezogen, die man alle Woche einmal in Deutschland an die Anschlagsäulen plakatieren sollte:

1. Wäre die Handelsbilanz wirklich in dem Maße passiv gewesen, wie von Einigen angenommen wird, so hätte der Aufkauf von Markwerten durch Ausländer eine Höhe erreichen müssen, die jede Möglichkeit übersteigt.

2. Bei einem Dollarkurse von 3500 ist der Goldbestand der Reichsbank über doppelt so groß wie der Wert des Notenumlaufs. Das ist eine noch nie dagewesene Lage. Keine andre Währung ist mit einer noch ungenutzten, potentiellen Reserve von derartigem Umfang zusammengebrochen.

Und die Einkommensteuerverhältnisse? In Deutschland ergaben die Einkommensteuern vor dem Kriege (1910) 700 Millionen Mark, in England 750 Millionen Mark, 1921 in Deutschland ungefähr 250 Millionen Goldmark, außerdem 400 Millionen Mark Lohnsteuer, zusammen 650 Millionen Goldmark, in England 6400 Millionen Goldmark. Die englischen Einkommensteuern werden dabei getragen ausschließlich von Einkommen über 4500 Schilling; eine Lohnsteuer besteht in England nicht. Praktisch tragen die Einkommensteuer in England nur die besitzenden Klassen, und die breiten Massen sind steuerfrei; in Deutschland bezahlen praktisch die Lohn- und Gehaltsempfänger die Einkommensteuer, und die Besitzenden sind so gut wie frei davon.

Wenn man auch berücksichtigen muß, daß England ein viel reicheres Land ist als Deutschland, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß in Deutschland die Vielen, die wenig haben, die Staatseinkommensteuer bezahlen, daß die Wenigen, die viel haben, sich davor drücken, und daß es in England grade umgekehrt ist, wo die breitesten Schichten der Lohn- und Gehaltsempfänger überhaupt von der Einkommensteuer befreit sind. Der Vossischen Zeitung schreibt eine Engländerin: „Auf Steuerhinterziehung ist bei uns nicht nur eine fürchterlich hohe Geldstrafe gesetzt, sondern sogar Gefängnisstrafe, die auch vollstreckt wird. Herzöge, Lords, alte Familien müssen Besitztümer, die sie Jahrhunderte innehatten, aufgeben, da sie die Steuern nicht mehr erschwingen können.“ Bei uns . . .

Trockene Feststellungen dieser Art sind politische Obscönitäten in den Augen der Eisenkönige und der Großgrundbesitzer. Aber obscön zu sein, kann manchmal höchste sittliche Pflicht werden.

# Reise durch das jüdische Palästina

von Moritz Heimann

Nachdem ich dieses Buch (erschienen bei S. Fischer) gelesen hatte, nahm ich auch Holitschers Reise durch Rußland wieder vor, und dann blieb es nicht dabei, und ich las auch die amerikanische Reise, von der ersten bis zur letzten Zeile. Immerhin ein Lebensbogen von fast einem halben Menschenleben, und die ungeheuern Jahre des Krieges und der Umwälzung darunter, eine Zeit, die wohl schneller raste und zäher starrte als jede andre. Nicht aus einem Zweifel, ob es denn auch wirklich mit diesem Manne stimmen würde, betrachtete ich seinen Reiseweg, der in diesem Falle der Lebensweg ist, sondern in der Zuversicht, daß es in ungewöhnlich hohem Maße stimmen würde. So war es denn; und die nicht betrogene Hoffnung durfte sich am Anblick einer Entwicklung freuen und erheben, deren gesetzhafte Konsequenz, Elastizität und diese Elastizität ermöglichende vibrierende Inkonsequenz verdienten, ein Vorbild zu sein; das Positive seiner Leistung und der Widerspruch in seiner Natur, beide sind in ihm und für ihn Instrumente der Wahrheit.

Der Widerspruch beginnt schon in seinem Temperament. Er ist ja von Haus aus ein Raunzer, trotz jedem Hofrat der abgesungenen K. K. Monarchie; er liebt den sauern Aerger Derer, die zum bloßen Betrachten der Dinge verurteilt sind, und deren Gewissen sich damit nicht zufrieden gibt. In jungen Jahren schon sich einer bescheidenen Selbständigkeit erfreuend, war er ein Reisender durch die europäischen Länder mit einer kurzen englischen Pfeife, saß in den literarischen Cafés von Rom, Paris, München und Berlin, wob mit an dem aesthetischen Nebel, der über ihren Tischen aufstieg — und sah durch diesen Nebel hindurch, sah ins Leben, ließ sich das Leben nicht verdecken vom eignen Gespinst, sondern wartete auf seinen Tag. Langsam und mühsam rangen sich seine Erzählungen, seine Dramen aus der Stimmung elegischer, zuweilen ins Ironische aufblinkender Abseitigkeit; bis er endlich jenes trübe, unerbittliche, durch die echte Bewältigung aber erlösende Werk schrieb: ‚Worauf wartest Du?‘ Er hatte Ja zur Verzweiflung gesagt, und damit hatte er sie gebannt, damit erst war der Dichter in ihm frei geworden. Was man auch ist, und wäre es Minister, man ist es immer um einige Grade besser, wenn man ein Dichter obenein ist. Holitscher begann auf eine andre Art zu reisen; er wurde ein Journalist; er war ein Dichter.

Und wo war nun der Raunzer geblieben? Durch seine drei Reisebücher stürmt, bekennt und schafft ein Optimismus, eine Zuversicht ohne Selbstblendung, eine Jugend des reifen Mannes. Von jedem der drei Bücher zum nächsten wächst die musikalische Spannung zwischen einem zukunftgläubigen Herzen und einem unbestechlichen Auge. Mehr als einmal ist er ein umgekehrter Bileam, Einer, der auszieht, um zu segnen, und fluchen muß. Die selbstempfundene Pein dieses Widerspruches nimmt von Mal zu Mal an Adel der persönlichen Stimmung zu. Sein Zweifel in Amerika hat noch eine flotte, frozzelnde Heiterkeit; in Ruß-

land schlägts ihn schwerer, bis zu einem innern, auch den Untergang nicht scheuenden Trotzalledem; und in Palästina durchströmt ihn ein jubelnder Lyrismus mit einem Tropfen Bitterkeit auf dem Grunde.

Man könnte sich vielleicht wundern, wie grade er nach Palästina gekommen sei, der doch vor gar nicht langer Zeit aus dem jüdischen Gemeinwesen ausgetreten ist. Aber was er verlassen hat, war eine Welt, die für ihn Nichts-als-Vergangenheit bedeutet; und wohin er suchen ging, dort war Zukunft, Menschheitszukunft, die ihm in jeder Form heilig ist. Er also, der es nicht länger ertrug, Jude zu sein, durfte und konnte auf seine Art Zionist werden. Damit ist schon ausgedrückt, daß seine Art eine für sich ist, eine von den leider auch schon unzähligen; und nun würde es sich fragen, ob sie vielleicht die so tief konzipierte ist, daß alle andern oder wenigstens viele andre oder doch einige andre in ihr aufgehen könnten.

Der Zionismus, als umfassender, wenn auch vager Begriff, wird eine solche Möglichkeit ohne weiteres ablehnen, und mit Recht; er muß, wessen der einzelne Mann Holitscher sich entschlagen darf, durchaus eine Zukunft suchen, die aus einer zugehörigen Vergangenheit stammt, einer ungeheuern und vielfachen Vergangenheit; er würde sich selbst aufheben, wenn er sich zu der einen Aufgabe sammelte, die Holitscher ihm zuweist: einem Sozialismus von konsequenter Praxis und religiös verdichtetem Menschheitsgefühl Pionierarbeit zu leisten, Beispiel und Anfang zu sein.

Vielleicht freilich wird er sich indertat aufheben müssen, aber aus andern Gründen, als um der Forderung Holitschers zu genügen. Seine Krisis, schon lange spürbar, bricht jetzt verräterisch überall durch, und doppelt verräterisch an Stellen, die alles andre als eine solche Wirkung vermuteten, geschweige denn planten. Vor mir liegt die letzte Doppelnummer der ‚Jüdischen Rundschau' vom eben verflossenen Jahr, mit einem Text, der, bis auf einige Notizen, ganz der Ehrung des hebräischen Dichters Bialik gewidmet ist, gelegentlich seines fünfzigsten Geburtstags. Bialik ist ein Mann, zu dem die Juden, die von ihm wissen, und die ihren Kopf nicht nach Vogel-Strauß-Art in der deutschen Staatsbürgerschaft jüdischen Glaubens versteckt halten, mit enthusiastischer Liebe hinschauen, mögen sie sonst auch zum zionistischen Gedanken und innerhalb seiner zum Hebräischen als der möglichen und nötigen Einheitssprache eher auf der zweifelnden Seite stehen; was Robert Weltsch in seinem Festartikel folgendermaßen bezeugt: „Von der Linken bis zur Rechten, von Jerusalem bis New York und Warschau neigt es (das jüdische Volk) in dankbarer Verehrung das Haupt vor dem Dichter." Ein paar Seiten später lesen wir, daß die Jüdische Gemeinde in Berlin es abgelehnt habe, ein Glückwunschtelegramm an Bialik zu unterschreiben. Das brauchte nichts zu bedeuten, das könnte in die Reihe der Bouvardiana gehören, für die wir jüngst bei Hauptmanns sechzigstem Geburtstag in Deutschland Beispiele hatten. Aber auf derselben Seite der ‚Jüdischen Rundschau' steht eine Stelle aus einem Trinkspruch,

den Achad Haam in Tel Awiw (in Palästina) auf einem Bankett gehalten hat, das dem Präsidenten der zionistischen Weltorganisation, Dr. Weizmann, gegeben wurde. Die zionistische Politik wird mit derselben Technik gemacht, mit der die europäische zugrunde gerichtet wird, mit Banketten, Trinksprüchen, überreichten Blumensträußen . . . und mit Memoiren besiegter Generäle. (Können Juden, sonst so empfindlich für den „Ton", die Tagebücher Herzls wirklich ertragen? spüren sie nicht, wie hier einmal eine wundervolle Sache von ihrem eignen Gründer heillos diskreditiert wurde?) Achad Haam also, zwar immer noch unerschüttert und unerschütterbar treu in seiner Arbeit, aber doch wohl schon lange ein Märtyrer, spricht von sich: wie er, sogar in der schönsten Hoffnungsfreudigkeit der Jugend, doch nur geglaubt habe, daß längst das Gras auf seinem Grabe wachsen würde, ehe der Messias käme; denn eine messianische, das ganze jüdische Volk ergreifende — das heißt: eine vorbereitende — Bewegung hätten er und seine Gleichgesinnten zu entfachen unternommen: „Jetzt, wo die Lage unsres Volkes schlimmer ist als je, sehen wir, daß die Herzen nicht immer mit uns und die Taschen leer sind. Dr. Weizmann . . . braucht Gelder; er hoffte, Herzen zu finden. Ob er die Herzen gefunden hat, mögen Sie allein beurteilen. Ich glaube, er hat sie nicht gefunden. Nun geht er demnächst nach Amerika. Ich hoffe, er wird dort die nötige Geldsumme bekommen. Vielleicht, wenn er dann zu uns zurückkommt, wird er mit Hilfe der Gelder auch die Herzen finden." Es gehört kein sehr empfindliches Ohr dazu, herauszuhören, daß hier etwas weint.

Fast mehr noch als die bedrückten machen die optimistischen Aeußerungen bedenklich. Der offizielle Zionismus ist längst in jenes Stadium geistiger Bewegung getreten, das zum Beispiel an der Philosophie die Galle Schopenhauers hat übergehen lassen. Neben Denjenigen, die für ihn leben, stehen schon zu Viele, die von ihm leben; zu Viele, als daß das wahre Kräfteverhältnis nicht verhüllt würde. Er hat eine Presse, hat Diplomaten und Politiker, er hat eine übergroße geschäftige Nichtstuerei. Es mußte neulich darüber Klage geführt werden, daß grade seine reichen und an Einfluß mächtigen Bekenner die Steuer nicht bezahlen. Und schon regt sich erfreulicherweise eine jüngste Jugend in ihm, die das Alles weiß und es sich nicht länger will gefallen lassen. Vielleicht wird in dieser jüngsten Jugend erst die Entscheidung darüber ausgekämpft werden, ob es Zionismus gibt.

Dem Auge Holitschers ist keine der Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten, keiner der Risse und feindseligen Gegensätze entgangen, von denen der Zionismus gefährdet wird. Neben dem Dichter, der sich an einem jungen und leidenschaftlichen Leben sympathetisch mitentzündet, neben dem Künstler, der die wechselvollen Bilder einer von vieltausendjähriger Geschichte zeugenden Landschaft mit seinem feinen und unzerreißbaren Sprachnetz fängt, steht der nicht einzuschläfernde, nicht zu betörende Kritiker; Dichter und Kritiker zusammen sichten die Zukunft. Die Poesie des Zionismus, die Freude eines Einzelgängers über eine

unerwartet und spät ihn mittragende Gemeinschaft vermöchten ihn schon deshalb nicht unbesonnen zu machen, weil in diesem Romantiker die Redlichkeit immer das Mißtrauen gegen Romantik wachhalten wird. Aber Palästina ist ihm auch, und vor allem andern, ein Versprechen, wie Moskau es war, über das Jüdische hinaus, über das Russische hinaus.

Und so sind, von allen Arten der Zionisten, seines Herzens Lieblinge die Chaluzim, die Jungmannschaft, Mannschaft auch weiblichen Geschlechts, die die kapitalistischen Schiffe hinter sich verbrannt hat und ihr Leben auf eine neue Art in die Schanze schlägt. Diese Jugend, möge ihr sogenannter Erfolg sein, wie er wolle, ist ein Stolz und ein Trost unsrer Zeit; wer, der ein Herz hat, fühlte es nicht! Und sind sie nicht Pioniere irgend eines Dämons von Gedanken, so sind sie doch Pioniere ihres eignen Lebens, bewundernswert, beneidenswert. Sollte aber sogar das Unmögliche Wort werden und nach tausend Kämpfen schließlich in das Bett, das sie gegraben haben, jeder Nebenstrom des Zionismus münden, so würde auch daraus keine bleibende Einheit entstehen — denn schon lauern andre Entzweiungen, die des Sozialismus selbst, auf sie. Holitscher sagt:

> Im heutigen Palästina wollen sich zwei Arten von Landwirtschaft durchsetzen, die extensive der großen Kooperative und die intensive, die allein die kleine Gruppe durchführen kann.
>
> Für die zweite spricht Vieles. Praktische Erwägungen. Manche wichtige Pflanzenart, die Durra, der Sesam, deren Anbau bisher vernachlässigt worden ist, Gemüsearten, insbesondere die Aubergine, ein bekömmliches Nahrungsmittel, gedeihen nur bei intensiver Wirtschaft. Kleinviehzucht, Bienen- und Raupenzucht erfordern den Kleinbetrieb. Auch ist die Regelung der Arbeit bei solcher Art von Landbewirtschaftung leichter, da Sommer- wie Winterarbeit ungefähr die gleiche Zahl von Arbeitern erfordert. Während bei extensiver Wirtschaft die Erntezeit Zuziehung von Hilfsarbeitern nötig macht, bleiben im Winter viele von den vereinigten Arbeitern der Kwuzah (Gruppe) unbeschäftigt.
>
> Für die große Gemeinschaft aber spricht, mit der Notwendigkeit der Bebauung und Bepflanzung ausgedehnter Gebiete, vor allem der Geist dieser Zeit, der die Menschheit vom Privateigentum zum Sozialismus, von der kleinen Familiengruppe zur großen Kooperative führt, in der das Eigentum des Einzelnen in das der Allgemeinheit aufgegangen ist.

Wenn das Alles wäre, was für die große Gemeinschaft spricht — es ist natürlich nicht Alles —, so könnten wir die Summe davon leicht ziehen; sie hieße: Null. Wenn alle Realitäten für die kleine Gruppe und für die große Gemeinschaft nur der Geist dieser Zeit spricht, so wird der Geist, gleichgültig nach wieviel Jahren oder Jahrzehnten, ein Hauch sein, der in einem Sturm ertrinkt. Grade Holitscher, als Kenner des heutigen Rußland, hätte die Vorsicht haben müssen, von einem vorgefaßten Gedanken, und sei er, in ihm, von höchster idealer, religiöser Inbrunst, auf agrarische Verhältnisse nicht zu prophezeien. Freilich hat es noch nicht einmal die deutsche Sozialdemokratie begriffen, eine wie gefährliche Barre ihrem Strome vorgelagert wurde, als der Bund der Landwirte sich gründete; — und er wird diese Barre nicht durchbrechen, er

muß sie auf andre Weise „nehmen“. Beiläufig, auch der Oesterreicher hätte etwas darüber wissen können, wie wenig das Bauerntum bei allgemeinen politischen Umlagerungen geneigt ist, an der Stange zu bleiben, sondern im passenden Augenblick mit Wilhelm Busch sagt: „Wat geiht meck dat an?“ Von der oesterreichischen Revolution des Jahres 1848 hatten den großen und bleibenden Profit die Bauern; ein halbes Jahr nach dem März hat sich ihr Vorkämpfer, Kudlich, einen wahrhaft kaiserlichen Undank von ihnen geholt, als er sie um Hilfe für Wien anflehte.

Holitscher könnte einwenden, daß es mit einem von vorn anfangendem Siedlertum anders stehe als mit einer historisch gewordenen Klasse. Fassen sie aber Fuß und gründen sich fest, die tapfern Chaluzim, so werden sie arbeiten und danach denken, wie die Erde ihnen befiehlt, aber ganz gewiß nicht, um einen Kommunismus zu erfüllen. Vielleicht mit der Zeit nicht einmal, um einen Zionismus zu erfüllen. Vielleicht wird grade in ihnen die Realität übermächtig werden, und sie werden es satt haben, zu hören, daß es ein „Recht“ auf Palästina, daß es einen jüdischen Gedanken gibt, einen jüdischen Gott und dergleichen; dafür aber werden sie es klarer haben als irgendwer, daß es Juden gibt und Jugend. Beides leben sie, und werden lernen, es auch wo anders zu versuchen, meinetwegen in Argentinien und in Uganda. Zion hat eine bestimmte geographische Lage nur so, wie für die Kreuzfahrer das Heilige Grab. Sollte aber wirklich zwischen Kommunismus und Zionismus eine Auseinandersetzung nötig sein, so ist mir wenigstens der Sieg nicht zweifelhaft: Kommunismus ist ein zu simpler — Kommunismus, als daß er sich lange halten könnte, wo höhere Arten von ihm sich erproben.

Es wird als ein Widerspruch erscheinen, daß ich, wie Eingangs, ein Buch höchlichst rühme, hinter dessen beide Gedanken ich das Fragezeichen setze. Aber die Gedanken der Menschen über den Menschen sind kläglich kurz, alle, alle. Das Erstaunliche ist nicht, daß als Folge davon so viel Unsinn ins Leben kommt, sondern doch noch so viel Sinn. Wie ein derlei überraschendes Resultat sich herausdestilliert, ist ein Rätsel; möglicherweise gibt es eine Kraft des Herzens, die, durchs Geschiebe des Denkens hindurchblitzend, so viel Licht in die Welt, grade so viel Licht in unsre Augen streut, wie wir vertragen; wer hat es nicht schon oft und oft gefühlt, und wenn die Weisesten zu ihm sprachen: Es ist Alles ganz anders.

Holitscher hat ein Herz von solcher Kraft; mehr noch: ist ein Herz, er ist ein Dichter; er sieht, er liebt, er haßt. Er gehört zu den Menschen, aus deren Hand Wahrheit auch den Irrtum nimmt, um sich davon zu nähren, wie von einer Frucht.

---

# Zu diesem Antisemitismus

Ueberhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eignes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. *Goethe zu Eckermann (14. März 1830)*

# Die Trilogie der fehlenden Leidenschaft

von Friedrich Sieburg

## Zur Naturgeschichte der Nutte

1.

Wenn es wahr ist, daß die Erotik das Formelement der menschlichen Gesellschaft ist, so haben wir nie eine geformtere, an Gliederung und Haltung reichere Gesellschaft gehabt als heute. Denn was jenseits des Wirtschaftlichen, bei dem die Gemütlichkeit aufhört, im heutigen Leben sich als Ausdruck des öffentlichen Formgefühls betätigt, ist ausschließlich nach dem zwinkernd in Aussicht gestellten Beischlaf „orientiert". Demnach wäre zu dieser Frage nichts weiter zu sagen, wenn nicht die Menschheit, beschwingt von der Tüchtigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts, heftig über die Schnur gehauen hätte, und zwar über die Nabelschnur, die sie mit dem Weltschöpfer einst verband. Unter diesem Ausbruch von Temperament hat auch die Erotik gelitten. Und der Weg von der Liebe zur Schweinerei ist durch diesen Akt der Verselbständigung gezeichnet, der dem fixen Europäer von heute die gottgebundenen Menschen verschollener Zeitläufte als rechte Trottel erscheinen läßt. Wenn die Zeitgenossen des vierzehnten Ludwig den Schwung ihrer Möbel oder die Bedeutung ihrer Bewegungen nach dem Takt gliederten, in dem sie die Frau umkreisten, so liegt der eigne Reiz unsrer Epoche darin, daß keine Zigarette mehr öffentlich angepriesen werden kann, ohne daß weibliches Fleisch in massenhafter Deutlichkeit heranbemüht wird. Ganz zu schweigen von jenen öffentlichen Aeußerungen, die in engem Zusammenhang mit der Frau stehen, als da sind: Tanz, Film, Theater, Bilderpresse und — Liebe. Vielen bleibt der Raum über ihrem Tagleben leer, muffige Sehnsucht reckt sich empor, aber nicht hoch genug, um den Traum zu füllen. Hier einzugreifen ist die Oeffentlichkeit da, die es gründlich besorgt nach Maßgabe ihres erotischen Vermögens. Dante trauerte wild auf Beatrice ein, drei Ringe in Flammen durchsteigend. Goethe verging auf dem Gipfel seines erbauten Lebens vernichtet vor der jungen Ulrike. No, und wir? Leben wir nicht in einem Zeitalter weiblicher Kultur? Gewiß, darin leben wir, freilich nur ein Teil von uns, der Rest schaut hungernd zu. Aber dieses Weibliche hat seine unterste Tiefenform endgültig ergriffen. Haben wir die Frau? Wir haben die Nutte. Das ist ein Wesen, welches sich der Liebe bedient, um ihre dekorativen Werte zu nützen, welches von Liebe lebt, ohne sich hinzugeben. Damit ist schon gesagt, daß ich die Geschöpfe nicht kränken will, so auf den Strich gehen, durch den sie von der Gesellschaft getrennt sind, denn ihnen ist die Liebe nicht einmal eine List, nur eine mechanische Fähigkeit, eine bescheidene Naturgabe, die sich nützen läßt. Hier ist die Rede von der Nutte aller Stände, die, meist ohne jene bescheidene Naturgabe, das Gefühl nützt, um zur Geltung zu kommen. Die Nutte ist die letzte Entartung der Frau, weil sie geehrt wird aus verschollener Ehrfurcht vor der Hingabe, aber die Fähigkeit zur Hingabe nicht besitzt. So saugt unsre Zeit ihre kümmerliche Form aus der Leidenschaft, die fehlt, so lebt unsre Gegenwart von der Leidenschaft, die sie nicht kennt. Damit ist nicht gesagt, daß die Frau ausgestorben ist. Jeder, dessen Leben nicht gänzlich arm ist, hat ein reines Frauendasein schon beglückend an sich erfahren. Aber dies Erlebnis bleibt privat, auch

wenn es allgemein ist. Was wirksam ist, was sich durchsetzt, was in den Ablauf der Zeit eingreift, was Spuren hinterläßt, und sei es auch nur Gestank, das allein ist typisch. Die Frau ist eine holde Erfahrung für den Einzelnen. Die Nutte aber ist das Schicksal für die deutsche Gesamtheit.

2.

Der junge Mann, der — wie man so schön sagt — ins Leben hinaustritt, meint eigentlich das Nachtleben, und wer die Welt kennen zu lernen wünscht, hat dabei nur die Halbwelt „im Auge", die Halbwelt nicht im polizeilichen, sondern im kulturellen Sinne. Der Verfall der Liebe ist nicht mehr aufzuhalten. In den Tanzsälen der Vorstädte, wo einst die Lebensfreude des kaufmännischen Halbproletariers sich schwang und sogar noch etwas für die Lyrik hergab, wimmelt heute ein gieriges, freudloses Weibervolk, das in Haltung und Verhalten seinem in Premieren und Hotelhallen aufstrahlenden Wunschbild sich angleichen möchte. Der reichgewordene Mann nimmt geduldig die Langeweile seiner eiskalten, raffenden, nach dem Film oder der bunten Zeitschrift gemodelten Freundin auf sich, nur weil er hofft, damit ins mondäne Gehabe des feinen Berlin hineinzuwachsen. Und die hallende Leere dort, wo Leidenschaft sein sollte, treibt diese Armen mit zentrifugaler Wucht nach außen an die Sekttische und Logenbrüstungen. Diese Auflösung des Privatlebens geht rapid vor sich, da unter dem Zwang des weiblichen Elementes die Verlegung der Schlafzimmer in die Oeffentlichkeit eine Vorbedingung der Geltung und des Erfolges ist. Weil Leidenschaft in vier Wänden nicht mehr fühlbar ist, soll das Publikum durch schmatzende Anteilnahme an allen Einzelheiten bestätigen, daß Zwei oder auch Drei zusammengehören. Finden sich mehrere Gruppen in diesem Sinne zu einander, so haben wir Das, was man gute Gesellschaft nennt. Da öffnet sich denn ein weites Feld widerlicher Erscheinung. Die heutige Liberalität der sogenannten bessern Kreise undurchsichtigen oder unregelmäßigen Erscheinungen gegenüber ist weit alberner als der Standeshochmut und der Bravheitsdünkel unsrer Großväter, weil dieser auf — wenn auch falschen oder toten — Grundsätzen beruhte, jene aber im Mangel an Wertgefühl und Unterscheidungsvermögen ihre Wurzel hat. Mehr noch: diese Liberalität ist keine freiwillige. Die Macht der Nutte beider Geschlechter ist so gewachsen, hat in solchem Grade zu ihrer Vorherrschaft geführt, daß, wer „mitmachen" will, sich ihr unterwerfen muß. Ob man anständig sein und doch Erfolg suchen kann, ist eine bittere Frage für uns Alle. Jedenfalls muß, wer Erfolg sucht, sich vor diesem Weibwesen beugen, womit die Anständigkeit von selbst aufhört. Denn wer in der Gesellschaft sich gegen diese Form von Frau sträubt, gesteht ein, daß er sie verachtet — und ist gerichtet. Wirklich? Es gibt doch wackere Ehefrauen, junge Mädchen werden doch täglich in großen Posten auf den Heiratsmarkt geworfen? O gewiß, aber sie sind mit bloßem Auge schwer zu unterscheiden, da ihre erste Pflicht — ob bewußt oder unbewußt — beim Eintritt in die Gesellschaft darin besteht, sich der Nutte peinlichst anzugleichen. So macht sich die Frau ohne Talent zur Preisgabe lächerlich bis zur Preisgabe, weil sie glaubt, mit der Nutte konkurrieren zu müssen. Und wenn vollends ein Wesen mit dem Gelde, das es durch leichte körperliche Arbeiten verdient, sich einen Adel erkauft hat, dann ist des Bewunderns kein Ende mehr,

denn wem schmeichelt es, zumal in der Republik, nicht, mit den Spitzen der Aristokratie intim zu sein! Es wäre eine Ehre, sich durch gelben Flecken oder Drillich von den feinen Leuten unterscheiden zu können, denn die Mode ist Uniform geworden, und zwar die Uniform der Nutte. Stilblickend wirkt hier das Weib, das, weil es unfähig ist, Einem zu gehören, Allen gehört. Und zwar ist dieser Stil ein Stil der Preisgabe — die nicht erfolgt. Ein Weltfremder mag sich hüten, wenn er liest, daß zu Zeiten die Huren mit entblößten Brüsten gingen. Die Mode, welche die Dame sich heute aufzwingen läßt, ist nichts als eine leere Versprechung, da sie von einer Weibsart stammt, die unfähig ist, körperliche Versprechungen, von denen sie lebt, einzulösen. So auch ist — noch ein Wink für Neugierige — die Nacktheit zu werten, die sich auf öffentlichen Festen (vielleicht zum Besten des bedrängten Ruhr-Gebiets) massenhaft sehen läßt. Vielleicht kommst du Wanderer vom Gebirge her und stürzt dich mit lautem Brunstschrei auf das Oeffentliche, das privat zu sehen dir immer verwehrt sein wird. Vorsicht — Nepp! Du ahnst nicht, welche Freude es für eine anständige Frau ist, sich als eine rechte Hur zu fühlen an einem Ort, wo wegen der vielen Zeugen Niemand sie beim Wort oder bei sonst etwas nehmen kann. Auch der Tanz bringt dich dem Ausgestellten nur wenig näher. Was wurde aus ihm? Schwitzende Vorbereitung für einen Beischlaf — der niemals zustande kommt. Etwa nach der Melodie des schönen Volksliedes: „Du kannst Alles von mir haben — nur das Eine nicht“, das so recht in des heutigen Lustknaben Wunderhorn gehört. Kein Zweifel: die Saugkraft des heutigen Weibtyps ist enorm. Daß durch ihn die innern und äußern Umrisse des Mannes völlig verändert sind, ist ja selbstverständlich. Er hat sich gewöhnt, jenen zu begehren. (Kriegt ihn aber nicht.) Und dieses dauernde Begehren verwüstet mehr und mehr das Antlitz des Menschen. Was heute im Lichte steht, bedeutet den Verfall der Liebe, der Gesellschaft, ihrer Form, der Familie, der Unterhaltung, des Theaters, kurz: aller öffentlichen und privaten Aeußerungen des Zusammenlebens. Wen fröstelt nicht im prallen Licht? Steig wieder auf, du Verhüllte im Schatten!

3.

Ja, auch das Theater fällt der fehlenden Leidenschaft zum Opfer. Es gibt hoffnungsvolle Toren — wie mich —, die an die Zukunft des Theaters glauben. Aber diese Zukunft wird nicht eher reif, als bis zu andrer Gesundung auch die vom Einfluß der Nutte tritt. Das Theater der Gesellschaft, der talmigoldenen Jugend lebt durch die Wechselwirkung von Leistung und Publikum. Das Theater mit ernsthaftem Spielplan lebt von den Brosamen, die jenes fallen läßt. Gewiß hat das Publikum angefangen mit dem Wunsche, oben zu sehen, was ihm unten fehlt. So mußte denn das Schauspiel beginnen, „die Oede ganzer Lebensräume zu heizen“. Es läßt sich beweisen, daß sich für diesen Zweck ein besonderer Darstellungsstil gebildet hat. Für ihn sind allerdings weniger Die verantwortlich zu machen, die ihn ausüben, als die Zuschauer, die ihn verlangen. Es ist jene Art der Darstellung, die fortgesetzt auf das Privatleben der Darstellerin anspielt. Sie exekutiert persönliche Qualitäten und intime Details an einem Trapez, das vom Stück gebildet wird. Das eben will der Zuschauer fühlen. Tausend ge-

sättigte Gesichter über weißen Hemdbrüsten rufen im Dämmer der Vorstellung der Schauspielerin entgegen: „Werde nuttig oder verschwinde!“ Und sie wird. Sie wird vom Werke weg ins Parkett blicken, sie wird zu verstehen geben, daß sie ein Privatleben hat, zu dessen Veröffentlichung sich die Presse ihr morgen mit Notizen und Bildern zur Verfügung stellen wird. Und hat sie endlich den schlechten Ruf erlangt, den man unerbittlich von ihr erwartet, so wird ein Feind kommen und verbreiten, daß sie gern Kinder wiegt und einen Unbekannten unbeirrbar liebt — und Alles ist verloren. Kein Direktionsgeschiebe mehr, kein Presserauschen, keine Aufnahme mehr ins Komitee der Modeschau. Auch die Drohung, zum Film zu gehen, wird sie nicht ausführen können. Noch stärker als das Theater ist dieser auf die Nutte beschränkt, freilich in sehr viel kleinbürgerlicherer Form, was die Sache nicht angenehm macht. Und hier greift das Problem der fehlenden Leidenschaft über die „feinen“ Kreise hinaus. Ins Kino geht Jeder und muß, da ihm der Maßstab fehlt, nichts ahnend dulden, daß ein blondgewaschenes Direktorenverhältnis ihm als Hochbild der Dame von Welt aufgeschwatzt wird. Davor ist keine Rettung. Die Maffia der Talentlosigkeit wird dort nur von jener der sexuell hörigen Unternehmer übertroffen, die ganzen Völkern befehlen können, an die Nutte zu glauben. Sie bilden sich ein, Gesellschaft zu schildern, und drängen dem Sehbegierigen das Abbild ihrer schlechten Manieren und konfektionären Vorstellungen von großer Welt als letzten Schrei von Europa auf, der wahrlich ein letzter Schrei ist, aber ein verröchelnder. Die Bildpresse hilft ihnen und versucht zu beweisen, daß ihre Modehuren die großen Damen sind, was ihnen vortrefflich gelingt, denn wir haben keine großen Damen. Andächtig lernt sie von der — leider nur im innern Sinne — öffentlichen Frau, was Eleganz, letzter Chic und Haltung ist, anstatt jener beizubringen, auf welche Weise sie am unauffälligsten im Gewimmel anständiger Menschen verschwinden könnte, was ja von kulturell gefestigtern Ländern zu lernen wäre.

Genug! Die Oeffentlichkeit, Zuhälter und Kunde zugleich, kann nicht öffentlicher sein als dieser Frauentyp, dessen protzig geehrtes Vorhandensein jede aufwachsende Anständigkeit im Keime erstickt; dessen brutale Allgegenwart dem Einsamen den Atem zu leben benimmt; dessen innere Leere jedes Privatglück zerstört, beschmutzt und allgemeiner Abtastung überliefert; dessen kalte Unersättlichkeit die Jugend zur Hochstapelei oder zum selbstbefleckenden Verzicht verdammt; dessen Niegewähren jedem Mann die Grimasse schielender Lüsternheit verleiht; dessen Zeitgemäßheit die Verhüllten im Schatten zum schweigenden Sterben verdammt. Aber jede Zerstörung hat den Keim der Hinfälligkeit in der Anerkennung, in der Legalisierung, in der Gewöhnung. So auch die Nutte. Sie wird Selbstmord begehen, indem sie sich ihre Tradition schafft. Sie wird sich bürgerlich etablieren — und verschwinden. Sie wird die gesamte Masse der Oeffentlichkeit aufsaugen und wegen Mangels an Nahrung eingehen. Aber welche Frist ist bis dahin zu durchtrauern, zu durchhassen, zu durchkämpfen! Und wer weiß, welch ein neues Lemurengeschlecht dann sich erhebt, um das bißchen Luft zu verpesten, das unserm armen Stern noch geblieben ist!

# Die Theaterkrise

Am siebenten Dezember habe ich hier geschrieben: „Möglich, daß der Schauspielerstreik mit einem Kompromiß endet: so wird die Ruhe nicht lange dauern.“ Drei Monate hat sie immerhin gedauert. Ohne Ruhr-Krieg, Dollarsturz und Aschermittwoch der Börse wäre das Unheil wahrscheinlich noch kurze Zeit hinauszuzögern gewesen; aber jetzt kommt es, schillerisch, wie in Geschwadern. Das große Schloßparktheater von Steglitz ist pleite und wird ein Kino. Das Neue Volkstheater ist pleite und wird geschlossen. Das Schiller-Theater ist pleite und wird irgendwo angegliedert. Das Zentraltheater ist pleite und wird eine Nummer des Konzerns Rotter, dem in anderthalb Jahren halb Berlin gehören wird. Dabei sind das nur die offenen und ehrlichen Pleiten. Heimlich pleite ist das Lustspielhaus, das die Zugkraft witzloser Ferkeleien überschätzt hat. Heimlich pleite ist die Volksbühne, die in einem Direktionswechsel das letzte Rettungsmittel erblickt. Heimlich pleite ist Hollaender (wenigstens als Max Reinhardts Erbe), weil er sonst nicht nötig hätte, mitten in der Saison von einem zwar aktuellen, aber freilich anspruchsvollen Kunstwerk wie dem ‚Prinzen von Homburg‘ abzusehen und das Deutsche Theater auf ‚Alt-Heidelberg‘, den Zirkus auf die Tanzoperette zu stellen; nicht nötig hätte, das Abonnement dieses Großen Schauspielhauses ganz und gar aufzuheben, um künftig seichte Serienschlager ungehindert ausbeuten zu können; nicht nötig hätte, keine geringern Mitglieder als die Herren Hartmann, Kloepfer, Krauß, Thimig und Agnes Straub an die Konkurrenz abzutreten.

Was bleibt, ist nicht übermäßig viel. Meinhard und Bernauer machen im einen Haus schlechte Geschäfte, im zweiten Massary oder deren Frühjahrsersatz, im dritten modernisiertes Victoria-Theater. Barnowsky bereitet sich auf die letzte Saison des Lessing-Theaters vor und sorgt im Deutschen Künstler-Theater dafür, daß ich beinah hinausgeworfen werde, weil um mich herum beanstandet wird, daß mein Gelächter über Max Adalberts Fürsten von Pappenheim ein Drittel seiner Pointen zudeckt. In den andern Operettentheatern wird mein Geschmack nicht einmal durch ein einzelnes Mitglied getroffen. Herr Robert ist nur prätentiöser als der Trust Rotter. Und die Hoffnung auf Jeßner schrumpft immer mehr ein. Bevor er anfing, erließ er programmatische Erklärungen von so verdächtiger Ausdeutbarkeit, daß Kautschuk dagegen Gußeisen schien. Aber bald bewies er sein Recht zu der Forderung, daß man sich nicht nach seinen Worten, sondern nach seinen Taten richte. Leider sind schon seit einer Weile seine Taten dünner und dünner geworden. Und wie sein politischer, zeigt sich sein künstlerischer Charakter angekränkelt. Der Revolutionär inszeniert mühevoll im Parkett eine Kundgebung für das schwerindustrielle Kabinett Cuno-Helfferich; und weil man dieses auch von der Bühne herab nicht vor den Kopf stoßen darf, so kehrt er als Regisseur des ‚Wilhelm Tell‘ zur tristesten Konvention zurück.

Was besagt die Krise? Was vor Weihnachten meines Erachtens der Schauspielerstreik besagt hat: daß „von den berliner Theatern mehr als die Hälfte in jeglicher Hinsicht überflüssig sind". Dies und jenes würde sich vielleicht ein paar Monate weiterschleppen, wenn ihm nicht die Franzosensperre Futter von der Nahrhaftigkeit des ‚Hüttenbesitzers' oder der ‚Dame von Maxim' verwehrte. Trotzdem: ein paar von diesen Theatern, da ihre Skrupellosigkeit unbegrenzt ist, werden im Augenblick der höchsten Not einen Ausweg, einen Schmarren nämlich von gigantischer Unsauberkeit oder Blödheit finden. Das Unglück ist, daß zu dieser Skrupellosigkeit die überlebenden Theater fast alle gezwungen sein werden. Was uns bevorsteht, sind Kohlrübenwinter der Kunst, also Kaviarwinter des Kitsches. Ein literarisches Experiment wird hie und da von einem Gönner finanziert werden, aber keinerlei Folgen haben. Der Begriff des Ensembles wird in den Theatern des landläufigen Zuschnitts eine Legende der Vorzeit werden. Für uns Kritiker wird ein norddeutsches Graz entstehen.

Und keine Rettung? Nicht ausgeschlossen, daß die ‚Truppe' sie bringt. Das stärkste Temperament, die energischste geistige Kraft des Nachwuchses hat sie gegründet: Berthold Viertel; nach dem Muster der italienischen stagioni. Da die Gelegenheit zu Filmverdiensten gleich vorgesehen ist, werden grade die besten Schauspieler angelockt werden, die unter dem entarteten Betrieb grimmig stöhnen. Das Theater kehrt an einen seiner Ausgangspunkte zurück, und das ist der grüne Wagen. Die Edelwanderschmiere kann auf sozialistischer Basis bauen: der Wegfall oder doch die Verkleinerung des maßlos teuer gewordenen Apparats schützt die eigentlichen Verdiener vor kapitalistischer Ausbeutung. Und da Viertels literarischem Urteilsvermögen zuzutrauen ist, daß er sogar neue Dramatiker entdeckt, und seinem Fanatismus, daß er sich aufopfernd für sie einsetzt: so leuchtet wenigstens Ein Licht in der Finsternis.

Das zweite wäre eine gemeinwirtschaftliche, profitverschmähende Vertrustung aller Volksbühnen. Gegen den Block der Rotters, die auf das Theater mit Erfolg die Prinzipien der Großlumpenfabrikation angewendet haben, ein Block der — ja, hierfür wäre eine Vereinigung von Brahm und Max und Edmund Reinhardt vermutlich nicht einmal gut genug, weil noch ein Landauer hinzukommen müßte, das ethische Genie, das die verwaltungstechnische Organisation der Zuschauermengen mit gläubiger und Glauben weckender Menschenliebe unterkellert und übergipfelt. So würde das Theater vom tiefsten Verfall an einen andern seiner Ausgangspunkte zurückgeleitet werden: den Kult, einen freireligiösen, überkonfessionellen, undogmatischen Kult, dessen Rhythmus von Männern wie Richard Dehmel stammte. Um mich zum dritten Mal zu zitieren: „Das Theater spiegelt seine Epoche — aber es gestaltet sie auch." Entsetzlich, diese Epoche gespiegelt zu sehen! Aber eine Neugestaltung des zugrundegerichteten Deutschland könnte auch das Theater auf seine Weise versuchen.

## **Das bist Du!** von Alfred Polgar

Vorspiel und fünf Verwandlungen von Friedrich Wolf. Vier Menschen, reduziert auf die knappste Formel ihres Seins: ein wahrhaft guter Mann, sein gutes Weib, sein guter Gehilfe . . . und der schwärzliche Schmied, Einbläser im Dienst des Bösen. Aufreizer wider Gott. Der gute Gehilfe liebt des Guten gutes Weib, brüderlich oder anders . . . er und die Frau wissen es selbst nicht oder wollen es nicht wissen (und schließlich, ob so oder so, es kommt aus dem Gleichen und auf das Gleiche heraus). Der Mann versteht Zwang und Not der Frau wie des Gehilfen. Dennoch schlägt er den Jüngling tot. Das ist aber, für alle Beteiligten, nur zeitlich unangenehm, nur nach kleinen irdischen Maßen gemessen bedauerlich. Das superirdische Hohlmaß, dessen sich der Tiefen-Dichter bedient, ergibt andres. Eingefügt in die großen, ewigen Zusammenhänge, erscheint, was geschah, hohen Sinnes voll. Die Tat mußte vollbracht werden, weil die Tat Verwandlung und Erneuerung bewirkt . . . und auf die allein kommt es an. „Wir wollten uns vernichten . . . und sind verwandelt worden." Des Profits dieser Verwandlung wird die Seele in der nächsten Station ihrer Erdenreise teilhaftig.

Die vier Erscheinungen sind vom Dichter auf einen Resonanzboden gestellt worden, der die metaphysischen Schallwellen mächtig verstärkt. Sie rollen bis an die Grenzen der Unendlichkeit und noch ein Stückchen darüber hinaus. Das gibt ein leichtes Brausen von Ur-Weisheit, einen Ewigkeits-Wind, der dir den Hut läßt und den Kopf davonträgt. Tiefsinn verschlingt allen Sinn. Was ist, sollte nicht sein, muß aber sein, damit werde, was nimmer würde, wäre nicht das, was ist, so wie es nicht sein sollte. Flamme des Bösen muß brennen, damit das Gute; das jene Flamme zu löschen fähig, herausgeglüht werde. Die Menschen bedienen sich der Dinge, die Dinge bedienen sich der Menschen, und Gott bedient sich beider, damit sie lernen, sich seiner zu bedienen. Leben heißt: sich erinnern; und das Wandern ist der Seele Lust, das Wandern.

Dieses Werk, edler und tiefer Absicht voll, wird durchfroren von bitterster Kälte der Abstraktion. Mit den gierigsten Raffgebärden, die er hatte, da ers Licht noch sah, greift der Expressionismus hier nach letzten Dingen. Er kann keinen Stuhl rücken, ohne die Fingernägel schwarz zu bekommen von Kosmischem. Die Figuren, soweit sie Menschengesichter tragen, sind Haut und Seele. Auf so gespanntem Menschenfell trommelt der Dichter, was er zu sagen hat. Leblos ist alles Leben dieses Spiels, entrissen dem Erdreich, aufgezogen auf den Draht der Begriffe. Die Sprache ist museal präpariert, alle Weichteile sind ihr ausgenommen. „Eine Biene hat mich gestochen" heißt, so behandelt: „Bien hat stochen." Es ist das erhabene Lallen einer Primitivität, die sich auftut als letzte Blüte des Komplizierten.

Durch alle Qual dieser Bedeutsamkeit, durch all die ewigkeitskulissenreißerische Deklamation klingt Sehnsucht eines redlichen Herzens, dem nach der Freiheit und dem Trost einer

Lebensdeutung verlangt, die in die Treppe zu höherm Leben auch das Böse als Stufe einzugliedern wüßte.

Franz Theodor Csokor, der letzte Romantiker unter den expressionistischen Naturalisten, findet für solche Hirn-Balladen den richtigen Vortrag. Im wiener Raimund-Theater, unterstützt von guten Schauspielern, die mit aller Intensität seines Wollens bei der Sache waren, faßte er die abstrakten Bühnenvorgänge in Bilder von Hodlerscher Strenge und Symbolkraft zusammen. Seiner Beschwörung folgte des Werkes pathetischer Geist, erschien und bewirkte große Beklemmung einer verschüchterten Zuhörerschaft. Sie ließ sich aber nichts merken, verriet nur leise, wie sehr, von Bild zu Bild in gesteigerter Dringlichkeit, ihrem Wunsch das Textwort des Werkes entgegenkam: „Ich will die Verwandlung."

# Dichtung und Wahrheit von Morus

## Von deutschen Kriegen

Seit den Zeiten Homers gehört zum wahren Kriegshelden auch ein bißchen Maulheldentum. Die Ajaxe schneiden auf, um sich und den Andern Mut zu machen: Ganz ohne Renommage geht die Chose nicht.

Wer diesmal mehr renommiert: die deutsche oder die französische Presse, ist schwer zu sagen. Aber von den Regierungen ist das Kabinett Cuno dem Kabinett Poincaré entschieden über. Den Franzosen wird zwar von gewissen berliner Neuchauvinisten vorgeworfen, daß sie „die Lügenhaftigkeit zum System" erhoben hätten. Aber dieselben Franzosen haben doch immerhin den Mut, der Welt mitzuteilen, wiewenig Kohlen sie aus dem Ruhrgebiet abtransportiert haben. In Deutschland gleitet man in dem monatlichen Kohlenbericht über den Rückgang der Kohlenförderung seit der Besetzung des Ruhrgebiets mit ein paar Redensarten hinweg. In Frankreich macht das offizielle Blatt der Eisen- und Stahl-Industrie genaue Angaben darüber, daß die Produktion der Fabriken seit dem 1. Januar um 40 Prozent zurückgegangen ist und von den Hochöfen im Januar infolge Koksmangels 26 gedämpft werden mußten. Von dem Einfluß, den die Besetzung auf die deutsche Industrie innerhalb und außerhalb des Ruhrgebiets ausübt, hört man von den zuständigen Stellen nichts. Herr Dr. Stresemann hat bei der Debatte über die herzlich unnötige Kanzlerrede kürzlich verraten, er „habe Grund, anzunehmen, daß die Ausgaben des ersten Monats für das Ruhrunternehmen bereits 132 Millionen Francs betragen", welche Mitteilung der Reichstag mit einem kräftigen „Hört, hört!" beantwortete. Aber Niemand in dem Hohen Hause faßte den Mut, wie es umgekehrt in der französischen Kammer geschehen ist, die Regierung zu fragen, wieviel denn der erste Monat des „passiven Widerstandes" Deutschland gekostet hat.

Die deutsche Art der Kriegführung erinnert peinlich an jene große Zeit, wo man bei uns über die Verlogenheit Englands spottete, das doch aber regelmäßig seine Verlustziffern veröffentlichte, während bei uns die Gesamtzahl der Toten und Verwundeten den ganzen Krieg über strengstes Geheimnis war; wo wir täglich die Tonnenzahl der versenkten feindlichen Schiffe mit verdächtiger Genauigkeit angaben, aber

über die Verluste unsrer U-Boot-Flotte kein Sterbenswörtchen sagten und hinzuzufügen vergaßen, daß vier Jahre hindurch kein deutscher Dampfer sich auf dem offenen Meere sehen lassen durfte. Man glaubt, wie damals durch Verschweigung der eignen Verluste die Bevölkerung bei Stimmung halten zu müssen, obwohl doch in der Zwischenzeit Sowjet-Rußland den Beweis erbracht hat, daß die Enthüllung der Wahrheit und die Schwarzmalerei ein viel besseres Mittel ist, das Volk zum Widerstand anzuspornen, als billige Schönfärberei.

Noch ist zweifellos in den breiten Massen und grade da der Wille zum Widerstand vorhanden; aber „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpökelt für ein paar Jahre". Ueber diese psychologische Grundtatsache kann keine noch so gut getünchte Einheitsfront von Hergt bis Hilferding hinwegtäuschen. Beklopft man die Fassade etwas genauer, so bleibt schon heute nicht viel mehr übrig als das Einheitsfröntchen Helfferich—Cuno.

Wir stehen jetzt, spenglerianisch gesprochen, im Jahre 17. Weh uns, wenn wir ein neues 1918 abwarten!

## Goldmarkdividenden und Goldmarkbilanz

In aller Verworrenheit unsres Wirtschaftslebens, die eben jetzt bei dem Konjunkturumschlag doppelt fühlbar wird, gibt Eines Hoffnung: daß sich mehr und mehr der ernste Wille zur stabilen Währung durchsetzt. Der Kreis Derer, die aus dem Verfall der Mark Vorteil ziehen und daher die Inflationswirtschaft ad infinitum beibehalten wollen, wird von Tag zu Tag geringer, und die Unternehmerverbände, die, wenn auch nicht mit Worten, so doch de facto sich jeder Stabilisierungsmaßnahme entgegenstemmten, fangen selbst an, die Festmark zu fordern und zu fördern.

Daß es dabei nicht ganz ohne Bluff abgeht, mag mit in Kauf genommen werden. Ein solcher Bluff ist es, wenn jetzt eine Anzahl Gesellschaften dazu übergeht, „Goldmarkdividenden" auszuschütten. Die Höhe der Dividende ist dann regelmäßig bemitleidenswert gering: 1 Prozent, ½ Prozent, $^1/_{10}$ Prozent sind so die üblichen Gewinnsätze. Die liebe Unschuld! Wie man sich erinnert, gehen bereits seit mehreren Jahren einige Theoretiker und Praktiker — voran ging Felix Deutsch — mit der These krebsen, daß die Arbeitslöhne der Nachkriegszeit den ganzen Kapitalgewinn aufzehren. Da seht Ihrs nun: so schlecht geht es den armen Kapitalisten — mit einem Zehntel Prozent Zinsen müssen sie sich begnügen! Selbstverständlich vergißt man bei diesen bejammernswerten Berechnungen nach wie vor, die Bezugsrechte mit in Anschlag zu bringen, die zwar nicht mehr ganz so üppig quellen wie im vorigen und vorvorigen Jahr, aber doch noch bei vielen Gesellschaften eine recht stattliche Ergänzung der Dividende bilden. Und man vergißt, was noch wichtiger ist, hinzuzufügen, bei welchem Stand der Markentwertung die Kapitalvermehrungen stattgefunden haben, und daß selbst die alten Goldmarkemissionen von den jetzigen Aktionären doch auch zum sehr großen Teil mit entwertetem Gelde erworben worden sind. Schließlich kann man nicht gut verlangen, daß eine Aktie, die man für ein paar tausend Papiermark gekauft hat, 100 Goldmark im Jahr abwirft.

Bedeutsamer als derlei Milchmädchenrechnungen ist ein andrer Plan, der jetzt in der Industrie und im Handel ernsthaft erwogen wird: die Veröffentlichung von Goldmarkbilanzen. Wie man sagt, will die

AEG mit gutem Beispiel vorangehen. Als vor längerer Zeit der kölner Nationaloekonom Schmalenbach mit der Forderung, die Bilanzen in Goldmark aufzustellen, herauskam, verhielten sich die Unternehmerkreise fast durchweg ablehnend. Die sorgsamern Wirte unter ihnen waren zwar längst dazu übergegangen, für den Privatgebrauch Aktiva und Passiva in Goldmark umzurechnen, aber öffentliche Goldmarkbilanzen — fi donc! Wo blieben da die bis auf eine Mark abgeschriebenen Gebäude und die andern stillen Reserven, die man in der Papiermarkrechnung so bequem verstauen konnte? Natürlich mußte auch dabei der Patriotismus als Deckmantel herhalten. Man konnte doch nicht der Entente seine letzten Herzensgeheimnisse offenbaren. Schmalenbachs Einwand, daß grade dann die Alliierten sehen würden, wie verarmt tatsächlich Deutschland ist, wurde beiseite geschoben.

Inzwischen ist man doch zu der Einsicht gelangt, daß ein bißchen mehr Klarheit und Offenheit dem Geschäft nicht schadet, sondern nützt, und daß eine bescheidene Goldmarkbilanz, mit der man sich und Andern nichts vormachen will, unter Umständen eine solidere Basis abgibt als eine steuerlich noch so fein konstruierte Bilanz mit doppeltem Boden. Eins freilich wird sich, wenn man erst öffentlich zur Goldmarkrechnung übergegangen ist, auf die Dauer nicht vermeiden lassen: daß auch die Arbeiter und Angestellten eines Tages ihre Rechnung in Goldmark präsentieren werden. Ob sie dabei sehr viel mehr werden liquidieren können, als sie jetzt erhalten, ist allerdings fraglich, denn das Gros des deutschen Volkes wird auf Jahre hinaus billiger arbeiten und schlechter leben müssen als vor dem Kriege, wenn Deutschland gegenüber dem Auslande konkurrenzfähig bleiben soll. Aber die Rückkehr zu Festmarklöhnen, zu reduzierten Goldlöhnen, wird ein Erwachen geben, das nicht überall ganz laut- und schmerzlos vor sich gehen dürfte.

### Oesterreichs Sanierung

Die Anschlußfreunde und die Freiheitsmenschen in Wien bemühen sich seit vielen Monaten, die Regierung des Altoesterreichers, Monarchisten und Ultramontanen Ignaz Seipel nach Kräften schlecht zu machen. Das ist ihr gutes Recht und, da sie eben andre Ziele erstreben als der päpstliche Pronotar, sogar ihre Pflicht. Aber wir, die wir die oesterreichischen Dinge aus größerer Entfernung objektiver und kühler ansehen können, müssen doch sagen, daß dieser Seipel zwar kein Finanzgenie, wohl aber ein Diplomat von seltenen Graden ist. Wie er nach bestem römischen Muster die Nachbarn gegen einander aufbrachte, um sie schließlich in edlem Wettstreit um die Sanierung Oesterreichs zusammenzubringen: das war schon ein Meisterwerk der Intriguen- und der Versöhnungskunst, wie es heute nur noch die Jünger der Kurie zustandebringen. Die Auslandkredite sind nach langem Hin und Her vollzählig eingebracht. Frankreich hat die versprochenen 60 Millionen Francs hergegeben, Italien seine 68 Millionen Lire, die Tschechoslowakei hat sich bereit gefunden, dem alten Schwesterstaat zu helfen, und in England, wo die oesterreichische Anleihe öffentlich zur Subskription auflag, ist sie sogar mit mehr als drei Millionen Pfund doppelt überzeichnet worden. Holländische Banken übernehmen, dank der Vermittlung des Generalkommissars Zimmermann, des frühern Bürgermeisters von Rotterdam, der jetzt als Vertreter des Völkerbundes die Finanzgebarung Deutsch-Oesterreichs beaufsichtigt, 6 Millionen Gul-

den, schwedische Banken 100 000 Pfund, die Schweiz steuert ihr Scherflein bei. So stehen seit Anfang März der wiener Regierung die vom Völkerbund in Aussicht gestellten 3½ Millionen Pfund zur Verfügung, und Deutsch-Oesterreich wird zeigen müssen, ob es damit als selbständiger Staat leben kann oder nicht.

Soweit das oesterreichische Problem organisatorisch gelöst werden kann, scheint das jetzt der Fall zu sein. Die Krone ist seit dem Herbst auf einem Dollarstand von 70 bis 72 000 ziemlich stabil. Das Budget ist unter dem rührigen Finanzminister Kienböck einer gründlichen Säuberung unterzogen worden, und das Defizit, das nach dem Voranschlag 5,3 Billionen Kronen betragen sollte — über 300 Millionen Goldmark —, ist um 2,9 Billionen erleichtert worden, sodaß auf den Kopf der Bevölkerung nur noch ein Jahresdefizit von 25 Goldmark entfällt. Die Hauptersparnis ist durch den energischen Beamtenabbau erreicht worden. 21 000 Staatsangestellte müssen fort, bis zum 1. Juli 1923 sollen abermals 25 000 Stellen eingezogen werden. Seit dem 1. Januar sind auch die staatlichen Betriebe kaufmännisch „aufgezogen" worden. Immerhin kosten die Bahnen nach dem neuen Etatentwurf noch 1,5 Billionen Zuschuß, während die Post schon aktiv sein soll.

Ob nach diesen Vorarbeiten die Aufpäppelung Deutsch-Oesterreichs gelingen wird, müssen die nächsten Monate erweisen. Gewisse Anzeichen sprechen dafür. Statt der Katastrophenhaussen erlebt die wiener Börse eine Hausse, die auf der Konsolidierung der wirtschaftlichen Lage gegründet ist. Das Leihgeld wird billiger, und bei den wiener Banken gibt es schon wieder reguläre Friedenskrachs. Die ersten Frühlingsboten . . .

---

## Vorfrühling 1923 von Klabund

Heute fing ich — Krieg ist Krieg — eine Maus in der Schlinge.
Frühlingswolken flattern rosig im Winde.
Emma schrieb mir von unserm gemeinsamen Kinde,
Daß es schon in die Schule ginge,
Daß — wie erhebend! — ein Einser Fritzchens Zensur im Rechnen ziere,
Weil er patriotisch (nebenbei gesagt: als Einziger der Klasse,
Der Idiot . . . ) à la hausse der Mark spekuliere . . .

Heute begegnete ich den ersten Staren.
Zum ersten Mal bin ich auch mit der Nord-Süd-Bahn gefahren.
Ich bildete mir ein, vom Nord- zum Südpol zu rasen.
Am Wedding sah ich Eskimos mit Tran handeln,
Pinguine durch die Chaussee-Straße wandeln,
Und am Halleschen Tor hörte ich die Kaurineger im Jandorfkraal zum Kampfe blasen.

Nur immer Mut! Die Front an der Ruhr steht fest.
Die Kohlen werden von Tag zu Tag billiger.
Die Nächte kürzer. Die Gesichter länger. Die Frauen williger.
Und wenn nicht Alles täuscht (es rüsten Russen und Polen,
Rumänen, Ungarn, Jugoslawen und Mongolen):
So wird uns spätestens mit den ersten Schoten
Der unwiderruflich letzte Krieg geboten.
Immer ran! Das darf Keiner versäumen! Rassenkampf! Klassenkampf! Wer geht mit? (Ich passe
Und offeriere für Kriegsberichterstatter fünftausend ungedruckte Stimmungsbilder aus dem vorletzten Weltkrieg, sofort greifbar gegen Kasse.)

# Bemerkungen

## Prozeß Röber

Das Ergebnis? Nun, immerhin eine ergötzliche Erinnerung an zwei Menschen, die trotz dem eifrigen Geschnauf der übrigen Mitspieler, namentlich eines Bäkkerdutzends berlinischer Rechtsanwälte, diese in allen Hauptszenen an die Wand spielten. Ihre Namen? Frau Dora Röber und Herr Vorsitzender Schimmak.

Beide sahen und hörten eine Zeitlang das Getümmel von Rede und Gegenrede, die medizinischen Nuancen und ethischen Argumente rings um sich herum an — dann machten sie plötzlich eine Handbewegung oder spieen ein Kernwort darauf, und es entstand eine innerliche Stille, daß man die große ungerechte Uhr der Gerechtigkeit draußen in der Welt ticken hörte. Und den Hufschlag des Pferdes, auf dem noch immer Michael Kohlhaas durch die Straßen reitet.

Aber sein heiliger Name könnte zu falscher Deutung verleiten. Die Röber war keine Kämpferin gegen die Gemeinheit der Welt. Und die ulkige Hypothese manches Fürsprechs, die Schuld an ihren Ladendiebstählen trügen die Warenhausbesitzer mit ihren offenen verführerischen Lagern, griff nicht recht durch. Ach nein: diese blonde, zerrüttete, schamlose, gealterte, aber mit allen hysterischen Reizen einer verblichenen Schönheit geschmückte Frau, die mit einem pathologischen Zynismus sich immer tiefer und immer wolllüstiger in die Schlingen der eignen Schuld verstrickte, war nur eine Ladendiebin. Ohne Romantik und mit einem famosen auf Fischbein gearbeiteten Mantel, in dessen höhlenreichen Innern sich ohne Unterschied des Wertes Kaffeetassen, Regenschirme und Konfektschalen zu Andersenschen Gesprächen zusammenfanden. Was an ihr fesselt, ist etwas andres. Ist die locker und höhnisch geschweifte Lippe voll Artistenstolz, auf der eine unbesiegbare Sicherheit lächelt, ein „Rutscht mir den Buckel lang“ und ein „Ich mach ja doch, was ich will“.

Allerdings: für die nächsten fünf Jahre wird das ja wohl kaum stimmen. Das muß nun mal so sein. Keine Sentimentalitäten! Wenn man auch Freude haben kann an dem Amazonenritt dieser Frau in den Porzellanladen der Moral. Die nimmt, wo und wie es ihr Spaß macht; die an der Schwester Erpressungen verübt und nachher mit ihr auf neue Raubzüge geht; die eine ganze Familie jahrelang auf der Messerschneide zwischen Zuchthaus und Kurfürstendamm einhertanzen läßt; die ohne Unterschied der Branche und Konfession die Weltgeschäfte der Großstadt plündert. Außer ihr selbst gibt es für Dora Röber nichts auf der Welt. Sie schmeißt die Sache eben. Und im Gerichtssaal ist nur wieder sie und sie da. Für sie ist die Welt das Chaos und darin sie der Mittelpunkt, der um sich selbst kreisende Mittelpunkt, um den nur Fratzen und Fetzen rotieren. Packt sie einmal etwas, sei es einen Satz, einen Begriff, ein Gesicht, gleich peitscht sie es mit ihren harten, unbekümmerten Worten, und es zerstäubt unter dem Hieb, als sei es niemals gewesen. So war sie ein Mensch außerhalb jeder Menschengesellschaft. Untragisch und schädlich, ohne Zweifel — aber doch eine

von Denen, die in dem Meer des ewig guten Gewissens Blasen werfen.

Ihr einziger Gegenspieler war der Vorsitzende. Genau ihr Gegenstück. Auch er von einer Unbekümmertheit, die zwar derselben tiefen und bei ihm eleganten Verachtung des aufgeregten Wirrwarrs eines solchen Sensationsprozesses entstammte, aber nicht Leere, sondern Eisenhärte zur Voraussetzung hatte. Auch er fühlte sich in der Mitte des Wirbels, auch er hielt sein Rapier mit einer lässigen Geste in der Scheide, die an Cyrano mahnte: „Je vous préviens..., qu'a la fin de l'envoi je touche!" Und immer stieß er richtig zu. Er wußte: hier gibts kein Verhandeln. Entweder ist sie, die Blonde da drüben, Herr der Welt, sie, für die stehlen leben ist — oder ich bin es, in dessen Augen keine Hohlheit der Welt unwert ist, daß ein Kämpfer sich für sie müht. In solchen Momenten rannte die Röber sich in den scharfen Spitzen seiner lächelnden Liebenswürdigkeit schwere Wunden. Aber in dem Kämpfer steckte ein Mensch. Das bewies das Urteil, das es bei Gefängnis bewenden ließ. Warum auch — hatte in ihm Lebensweisheit gelächelt — Zuchthaus für ein so tolles, vielbewegendes Luderchen? Geben wir dem Staate, was ihm zukommt. Aber auch seiner Gegnerin. Und er hob die Tafel auf, an der ein lüsternes Publikum Tag um Tag Sensationen geschmaust hatte.

Wieder einmal war die Welt gerettet worden. Aber der Retter gab nicht allzu viel darauf.

*Manfred Georg*

## Filme

**Polikuschka**

Auch ohne ‚Polikuschka' gesehen zu haben, durfte man annehmen, daß der größte Teil der Presse darüber in Entzückensparoxismen verfallen würde; wenn der Deutsche neuerdings von Rußland spricht, verliert er den Verstand. Aber überlegen wir uns doch einmal ruhig, was wir eigentlich gesehen haben. Zunächst lief eine abgespielte und verregnete Kopie. Die Photographie war technisch wenn nicht gradezu schlecht, so doch zurückgeblieben und ihrer Natur nach höchst mittelmäßig. Alles ertrinkt in einer gleichmäßig grautrüben Sauce, die Einstellung ist phantasielos und uninteressant, das Detail undeutlich, das Räumliche verschwommen, die Bewegung lahm und träge aufgefaßt. Gegen derartige technische Unzulänglichkeiten kommt die epatanteste Seele nicht an.

Was haben wir als Handlung? Eine naturalistische Schilderung von größter Ausführlichkeit, die bei Tolstoi, der sie entdeckte, unzweifelhaft interessant, hier jedoch, wo sie aus zweiter Hand kommt, künstlerisch ganz unergiebig und nur ethnographisch bemerkenswert ist. Zweifellos echt, aber das ist ja unter diesen Umständen kein Verdienst — und seit wann hat ein Panoptikum, selbst wenn es gefilmt wird, etwas mit Kunst zu tun? Man hat, zu Unrecht, Jessner vorgeworfen, er habe Wedekind Szene für Szene verfilmt — meint man, es sei angängig, eine Novelle zu einer Hagenbeck-Schau auseinanderzuzerren?

Und die Darsteller? Natürlich echt und sehr fleißig. Sie haben genau heraus, wie der Bauer sich bekreuzigt, wie er sich schneuzt (sie exzellieren im Schneuzen), wie er Hände küßt, und sie machen das Alles ganz vortrefflich nach. Aber sie machen eben nur nach, auf eine im Theater vielleicht sehr lobenswerte und unaufdringliche, im Film jedoch beispiellos langweilig wirkende Art. Sie ahnen nicht, daß der Film keine Beschreibung ist, sondern schürzen muß; daß er nicht rinnen darf wie ein Bächlein über Kiesel, sondern zu Kaskaden geballt sein muß; daß er Akzente haben muß und nicht nur wechselnde Veduten; daß es sich, mit einem Wort, nicht um malendes, man ist versucht zu sagen: niederländi-

sches Theater, sondern um Film handelt.

Auch ihr Regisseur hat keine Ahnung davon. Daß der Binnenraum zur Verdeutlichung, aber auch zur Verwurzelung der Vorgänge dient; daß man naturalistische Figuren nicht anordnen kann wie die Gruppen in einer Kinderoper; daß seine Prügelei sich ausnimmt wie die Meistersingerrauferei auf geringen Provinzbühnen: das kann nur ein Dilettant übersehen. Damit ich aber doch ein gutes Haar an diesem Film lasse — er hat zwei schöne Momente: den letzten Rückblick Polikuschkas in die Hütte vorm Sterben und die Szene des betrunkenen Rekruten. Im übrigen rede man uns nicht Versuche, über die wir längst hinausgewachsen sind, als Meisterwerke auf, nur weil sie russisch sind.

#### Schlagende Wetter

Ich bin für alles Neue dankbar; aber einem verfehlten Experiment ziehe ich unter allen Umständen eine gelungene Leistung mittlern Ranges vor. Hüten wir uns ja, nur Filme für die intellektuellen obern Zehntausend zu fordern. Es ist zunächst viel wichtiger und segensreicher, daß wir für das große Publikum, das letzten Endes den Film finanziert, gute Filme bekommen. ‚Schlagende Wetter‘ ist ganz gewiß keine geistige Offenbarung, aber es ist ein technisch überaus sauber und auch neu angefaßter, straff konzipierter, ehrlich und gesund gemachter, sorgfältig dokumentierter und bis auf die ewig unzulängliche Liane Haid auch vortrefflich durchgeführter Film. Man stelle sich nur einen Augenblick vor, wie die Dutzendfabrikanten den Stoff behandelt hätten. „Tief unten in Dunkel und Gefahren treibt der Bergmann ...“ Dieser Film setzt ganz unpathetisch mit einem Familienkrach zwischen geschnapptem Mädel und schimpfendem Vater ein. Hervorzuheben ist dann zweierlei: erstens wie die sehr einfach konzipierte, aber mit starken Impulsen fortschreitende Handlung durch natürlichste Detaillierung und sorgfältigsten Aufbau ohne Verzettelung in Einzelheiten, aber unter glücklichster Verwendung schlagenden Details sich ausweitet zu einer vollständigen Monographie des Bergmannslebens; und zweitens, wie alle Szenen, insbesondere auch die technisch überaus schwierigen im Bergwerk selbst aufgelöst sind in ständig fortschreitende Bewegung unter intensivster Ausnutzung immer neuer Stellungen und Bewegungsmotive der einzelnen Figuren.

#### Stadt in Sicht

Ist hier schon der Naturalismus künstlerisch akzentuiert und verdichtend zusammengefaßt, so ist er in ‚Stadt in Sicht‘ durch die Linse des Kammerspiels gesammelt und verengt. Leider entspricht dieser Verengung nicht, was Aufnahme, Auffassung und Darstellung betrifft, eine notwendige Steigerung der Intensität. Das ist Alles ganz richtig gesehen und beobachtet, aber nicht eigentlich im innern Anstoßzentrum erfaßt und mit der nötigen Schlagkraft wiedergegeben. Dafür ist die Handlung bis auf die leise moralisierende Tendenz und den an sich zwar durchaus lebensrichtigen, aber für die Wirkung überflüssigen und den Effekt schädigenden Schluß (das natürliche Ende liegt im Zusammenbruch der Frau) ein Musterbeispiel guter Erfindung, in der Zusammenfügung ans Geniale streifend, und bedeutsamer Veranschaulichung. Der Aufbau überaus sorgfältig abgewogen, ohne alle Albernheit und Sentimentalität, und die Charakterzeichnung der Frau sowohl wie vor allem des Lumpen mit zu dem Allerbesten und Gelungensten der gesamten Filmliteratur gehörend. Schade, daß die säuerlich leere Edith Posca gar so wenig aus solcher Rolle zu machen versteht!

*Roland Schacht*

### Nie wieder Frieden!

Ludendorffs Verlag E. S. Mittler & Sohn, der zu deutsch ist, als daß er deutsch schreiben müßte, erläßt im Buchhändler-Börsenblatt das folgende Inserat:

„Haben während der letzten Jahre vor allem die Geschichte des Weltkrieges, seine Führung und seine Lehren für Volk und Heer im Vordergrunde unsrer militärwissenschaftlichen Neu-Erscheinungen gestanden, so wendet sich nunmehr unser Verlag, nachdem die wichtigsten einschlägigen Dienstvorschriften vorliegen, wieder der Pflege der militärischen Ausbildungs-Literatur zu. Zurzeit befinden sich nachstehend genannte Bücher in Vorbereitung und werden zum Teil schon in Kürze zur Ausgabe gelangen:

Gefechtsausbildung der Infanterie-Kompagnie. Von Hauptmann Frantzius.

Die Ausbildung unsrer Infanterie. Anhaltspunkte und Ratschläge. Von Major Osterroht.

Der Truppenführer. Ein taktisches Handbuch. Von Oberstleutnant v. Cochenhausen.

Taktische Aufgaben im Rahmen eines verstärkten Infanterie-Bataillons und -Regiments. Von Major Hoefl.

Kriegsspiel-Planübung. Einführung in das Kriegsspiel. Von Hauptmann Haase.

Das schwere Maschinengewehr. Seine schießtechnische und taktische Verwendung auf Grund der Erfahrungen im Weltkrieg. Von Major Haußer.

Die deutschen Kampfwagen im Weltkrieg. Zusammenfassend dargestellt von Leutnant Volckheim.

Waffenlehre. Eine Einführung in das neuzeitliche Waffenwesen. Bearbeitet von Major Zimmerle."

Wenn die künftigen Bediener des schweren Maschinengewehrs Das, was sie von all den Leutnants, Hauptleuten, Majoren, Oberstleutnants gelernt haben, zunächst einmal an ihnen erprobten: dann würde durch die Herstellung dieser Sorte Literatur das unschuldige Druckpapier doch wenigstens nicht ganz entwertet worden sein

### Revidiertes Volkslied

Ueb jaaa nicht Treu und Redlichkeit,
Sonst gräbst du dir dein Grab!
Und weiche kilometerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Die Kinderstube flieht dahin;
Wer brav ist, der krepiert.
Auch Christentum bringt kein Gewinn.
Sei dreist und ungeniert!

Schlimm ist der gute Bürger dran.
Es siegt, wer um sich haut;
Wer schießen und wer boxen kann.
Der Piefke wird knockout.

Als Egoist nimm nichts genau;
Tu das, was dir gefällt;
Betrüg die blonde Ehefrau
Und hamstre Gut und Geld.

Steck deine Hand in Nachbars Rock;
Sei ruppig, sei brutal!
Riskiere einen Nervenchoc
Trotz Mores und Moral!

Dann bist du ein gemachter Mann,
Dein Keller schwimmt in Wein.
Der Chammer steht und staunt dich an
Als Mast- und Musterschwein.

*Hans Reimann & Co. m. b. H.*

# Antworten

**Zibo und Asserato.** Hübsch, was am Abend des 10. März die Vossische Zeitung in einem Nachruf auf den Botschafter Mayer feststellt: „ . . . In Paris war seine Ernennung als Beweis dafür betrachtet worden, daß Deutschland einen Ausgleich auf der Grundlage einer deutsch-französischen Wirtschaftsverständigung erstrebe... Aber die deutschen Schwerindustriellen verzichteten im Frühling 1920 auf die wiederholt angekündigte Reise nach Paris . . . Mayer hat kein Hehl daraus gemacht, daß er das als schweren Fehler bedauert hat . . . Dieser Mißerfolg hatte ihn nicht abgehalten, weiter auf eine direkte deutsch-französische Verständigung hinzuwirken . . . In Paris blieb der unerfreuliche Eindruck bestehen, daß die Berliner den von Mayer empfohlenen direkten Meinungsaustausch im Herbst 1920 gar nicht aufrichtig gewünscht hätten . . . Die dritte schwere Enttäuschung hat der Botschafter erlebt, als er im Dezember 1920 die Regelung der Reparationsfragen nahe glaubte . . . Mayer war tief betrübt, als es nicht gelang, die deutsche Schwerindustrie für eine der Lösungsmöglichkeiten zu gewinnen . . . Die letzte schwere Enttäuschung hat Mayer am 1. März 1921 erlebt . . . Abends kam die für den Botschafter einfach niederschmetternde Nachricht, daß ‚die Hauptsache' aus den deutschen Vorschlägen vor der Ueberreichung herausgestrichen worden war . . . Nach Mayers Ansicht wäre damals in London eine Verständigung erzielt worden, wenn Deutschland seine Vorschläge in der ursprünglichen Form unterbreitet hätte . . . Mayer hat oft bedauernd hervorgehoben, daß man in Berlin ganz falsche Vorstellungen von den pariser Dingen habe. Er hat mehr als einmal erklärt, die unzureichende Informierung der Reichsminister und der Parteiführer über Frankreich habe ihn peinlich überrascht . . . Mayer hat auch oft darüber geklagt, daß er selbst von Berlin aus unzureichend informiert werde." In dieser Art drei Spalten über dem Strich. Wer nicht um jeden Preis hohlköpfig Haß tuten will, sondern das Heil darin erblickt, die Dinge kennen zu lernen, wie sie sind, tut gut, sie zu lesen. Und Ihr Beide — laßt euch nie wieder das Recht absprechen, euch zu nennen: Zwei Mißvergnügte.

**Corvinus.** Wollt Ihr wissen, wollt Ihr wissen, wie's die kleinen Steppkes machen, dann lest in einem „Feuilleton" über Wiesbaden die folgenden Sätze: „Auch in die Jugend ist es gefahren. Rührend in ihrer Kindlichkeit sind die Einfälle. Eine ganze Klasse stellt sich zum Protest eine Minute lang mit der hintern Front gen Westen auf." Genau so, aber ganz genau so rührend in ihrer Kindlichkeit sind seit acht Wochen die Einfälle der erwachsenen deutschen Regierung.

**Bayer.** Ort der Handlung: München. Schauplatz: dasselbe Volksgericht, das über den schuldlosen Fechenbach elf Jahre Zuchthaus verhängt hat. Zeit: 21. Februar 1923. Personen: 1 Ankläger (strenge Miene, aber milder Charakter); 2 Angeklagte (Germanen); 2 Verteidiger (bekannt); 6 Sachverständige (gute Zusammenspieler); 1 Vorsitzender; die Rechtsprecher. Corpus delicti: ‚Heimatland' vom 2. November 1922. Delikt: Aufreizung zum Klassenhaß und Aufforderung zum Hochverrat wie zur Brandstiftung. Beweis Sätze dieser Art: „. . . Wir müssen den roten Terror in unserm Vaterlande mit denselben Mitteln und Waffen brechen wie Mussolini in Italien! Wir müssen die Hochburgen der roten Reaktion mit stürmender Hand nehmen und die Giftbuden, von denen aus täglich die Jauche des Judengiftes sich in unser betörtes Volk ergießt, in Flammen aufgehen lassen! In Trümmer weiter mit den Parlamenten, diesen Schwatzbuden der Revolution, diesen Kuhhandelsstätten, wo die heiligsten Völkerrechte schamlos verhökert werden . . .!" Verteidigung: Das Delikt der Auf-

reizung zum Klassenhaß könne es schon deshalb nicht geben, weil das deutsche Volk gar keine Klassen kenne; vielmehr sei dieser Begriff eine sozialistische Erfindung. Der Ausdruck „Roter Terror" sei abstrakt gemeint, „Erstürmung der Hochburgen der roten Reaktion" bildlich zu verstehen, „in Flammen aufgehen lassen": Symbolik. Gutachten der Sachverständigen: Bestätigung dieser Auffassung. Leistung des Anklägers und des Vorsitzenden: Beschuldigungen der Sozialisten. Urteil: Freispruch. Moral: . . . aber ich werde schon noch früh genug ins Gefängnis kommen.

Bernhard L. Sie machen mich darauf aufmerksam, daß die Leipziger Graphischen Werke, von denen hier zweimal die Rede war, anno 1919, als sie noch Vogel & Vogel firmierten, eine Weile die ‚Rote Fahne' druckten, nämlich solange sie in Berlin verboten war. Heute speien dieselben Tiegelpressen „eine Erlösung und ein Geschenk für die Hunderttausende deutscher Frauen und Männer, die dem Verbannten von Wieringen die Treue bewahren," in 50 000 Exemplaren auf den deutschen Büchermarkt. Merkwürdig, daß man sich immer, wenn man den Purpur der nationalistischen Phrase aufhebt, die Nase zuhalten muß.

Peer Gynt. Peer, du lügst! Aber so toll hast du niemals gelogen wie die Gazetten, die da behaupten, daß die Staatsanwaltschaft den Direktor des Städtischen Anschlagwesens zur Vernehmung geladen habe, weil er ein Plakat mit dem Titel: „Nie wieder Krieg!" und dem Schlußsatz: „Die kleinste Torheit kann uns heute vor aller Welt ins Unrecht setzen" habe ankleben lassen, unbekümmert um die Zensur, der er es nach dem Preußischen Preßgesetz von 1851 hätte vorlegen müssen. Gegen seine Auftraggeber werde Anklage erhoben werden auf Grund des Gesetzes zum Schutze der Republik. In einer solchen Märchenwelt leben wir. Was sollen uns da deine und deines Dichters, ja, aller Dichter mühsame Phantasien!

Gesinnungsgenosse. Du willst auswandern, weil dir die Luft dieses Landes den Atem benimmt? Höre, was in der londoner Zeitschrift ‚The English Review' zu lesen ist: „Die Zeitschrift ‚The Nation' ist über den Kopf ihres Chefredakteurs an eine Gruppe aus Manchester verkauft worden. Auf diese Weise geht wieder ein bedeutender Publizist seiner Tätigkeit verloren. Vierzehn Jahre hat Massingham diese Zeitschrift herausgegeben und zu dem großen Sprachrohr der freien liberalen Ansichten gemacht. Massingham ist vielleicht der feinste journalistische Kopf, mit höchstem Mut, nicht auf Prinzipienfragen festgelegt und unkäuflich. Nun hat man ihn ausgekauft. Er liegt mit auf dem Friedhof der beschäftigungslosen Redakteure. Die drei besten Federn der englischen Presse: er, A. G. Gardiner, Alfred Spender — man will sie nicht! Auf diese Weise wird die öffentliche Meinung mundtot gemacht. Die Partei, der Massingham dreißig Jahre in so feiner Weise gedient hat, verrät ihn gegen Geld. England steht unter der Aufsicht der Hochfinanz. Der Liberalismus hat Keinen mehr, der für ihn schreibt. Was er verloren hat, kann er sich niemals wiederkaufen." Du willst auswandern? Spare die Kosten. Es ist anderswo nicht schöner als hier.

---


**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

# Die deutsche Krankheit von Wilhelm Michel

Ich lese sonntäglich im Sophokles: „Als wie von Gott, himmlisch kommt die Besinnung."

Wir Männer der Feder gelten als ausersehen, die Vorgänge der Welt nach ihren großen Linien zu durchspähen. Täten wir nicht besser, Hilfen fürs Nächste zu geben? Täten wir nicht besser, uns mit Krethi und Plethi, nämlich mit unserm Volk von heute, zusammen auf die gleiche Bank zu setzen, uns wechselseitig an Ohren und Nasen zu zupfen und die einfachsten Dinge zu besprechen, zum Beispiel: wie man geht und steht, und wie man nicht über Strohhalme stolpert?

Es ist gar nicht die Rede davon, ob wir gute oder schlechte Politik machen. Die Frage ist vielmehr: Kann man mit dem heutigen deutschen Volk überhaupt Politik machen? Gibt es irgendeinen Wert, irgendeine Wahrheit oder ein Gefühl, irgendeine Denkweise, die Alle führt und verführt? Wie der Riß läuft, sehe ich an mir selber. Ich höre da jüngst von einem Reisenden, daß allnächtlich durch einen nahgelegenen Bahnhof Transporte von Tschechen und Galiziern gehen, die für Bergwerksarbeit im Ruhrgebiet bestimmt sind. Ich lasse alsbald den Betriebsrat des Bahnhofs verständigen, daß er den Sachverhalt feststellt und diese Transporte verhindert. Ich tue das; und doch bin ich überzeugt, daß es nichts nützt. Und bin noch von manchem andern überzeugt, was ich jetzt nicht sagen will.

Was tut die deutsche Sozialdemokratie? Es gibt in ihr Männer, die es für eine verdammte Dummheit halten, daß wir die Geschäfte der Engländer besorgen, damit diese ja mit größter Seelenruhe die Ruhraktion ihrer Verbündeten dulden, fördern und beschmunzeln können. Es gibt Männer in ihr, die es für politische Kinderei halten, daß wir treuherzig und entrüstet versichern, den besten Stachel für die Zerstörung der englischen Gemütsruhe, nämlich eine Beschwichtigung der französischen Raserei, nie zu gebrauchen. Es gibt noch viel mehr Männer in ihr, die die Ankündigung der schweren Opfer, die uns bevorstehen, sehr richtig und sorgenvoll zu lesen wissen. Aber heute spielen sie notgedrungen mit in einem dritten Akt, ohne jede Möglichkeit, zur Exposition zurückzukehren und sie wieder aufzurollen.

Und Die auf der andern Seite? Ach, die Guten, sie haben gewisse biedere Formulierungen unsres stärksten und tollsten Staatsmannes im Gedächtnis, sie haben alle im Schulbuch das Heldenlied der Befreiungskriege gelesen, und sie halten nun Das, was da als prunkende Schaufensterdekoration im Laden der Geschichte liegt, für Kern und Wesen der Politik. Für kurze, alkoholische Erwärmungen werfen sie Gut und Blut, Volk und Land ins Feuer. Gehts still und mühselig zu, wie es sich heute für uns schickt, dann steigt ihnen der globus hystericus in die Kehle, dann wettern sie über Feigheit und Verrat und wühlen im Dunkeln. Sie brauchen immer eine „große Zeit". Neger verhandeln Elfenbein gegen Glasperlen; sie, oder sagen wir ruhig: wir ver-

handeln schmerzliche Realitäten gegen Gefühlserregungen, gegen eine Viertelstunde Geheul und Veitstanz. Man sagte im Krieg: Das Volk mit den besten Nerven wird gewinnen. Nun, dann ist unsre Niederlage zu verstehen. Unsre Nationalkrankheit ist die Hysterie. Keine Ruhe in der Tiefe mehr, keine Zähigkeit, keine Beeinflußbarkeit von Vernunft und Erwägung. Ein Bündel zitternder Affekte, alberner Besessenheiten, ein weibischer Hunger nach Aufregungen, ein Wechseln zwischen Schwäche- und Tobsuchtsanfällen: das ist der Deutsche von heute, das sein Leben. Die Waffe, die man uns 1871 in die Hand gab, hat uns verrückt gemacht. Die wilde Arbeit neben der Maschine hat uns zermürbt und um die alten Tugenden geprellt. Der Staat hat bei Tag und Nacht durch heimliche Schiebefenster unverschämt in unser Leben geblickt, er hat uns ständig angebrüllt und eingeschüchtert, hat uns unaufhörlich unsre Nichtigkeit gepredigt und jedes klare Gefühl für Eigenwert erstickt — kein Wunder, daß da die „Nerven", das heißt: die Lebensunschuld, die Gesundheit der Instinkte, die Kraft und Gradheit des Lebensgefühls zu Schaden kamen. Wenn wir nur toben, schreien, protestieren, gestikulieren dürfen, dann sind wir zufrieden. Der blödsinnige, ungedeckte Frontalangriff: das ist unser Idealbild von Politik. Sieg oder ehrenvoller Untergang — lieber in Ehre sterben als in Schande leben: die fluchwürdige Phrase! Politik des wütenden Hornviehs, Politik des Bullen im Stiergefecht, die denn auch regelmäßig mit dem ehrenvollen Untergang des Bullen endigt, unterm tosenden Beifall der Weltgeschichte für die Eleganz des abstechenden Toreadors! Fragt man, was sie sich unter dem ehrenvollen Untergang vorstellen, so erntet man blödsinnige Gestikulationen und keine Antwort. Aber das Verhungern ganzer Provinzen, die Zerfetzung Deutschlands in französische, englische, belgische, polnische und tschechische Kolonien, die buchstäbliche Versklavung von 60 Millionen Menschen würde wohl in der Wirklichkeit quälend langsam vor sich gehen und Augenblicke bringen, wo uns schlimmer vor uns ekelte als bei einem gebärdenlosen, mühevollen Anstieg über die unvermeidlichen Leidensstationen der Politik eines besiegten, verhaßten und freundlosen Volkes. „Sich selbst nicht aufgeben" — ja, das ist ein schönes Wort. Aber die Narren, die von einer Bartholomäusnacht oder einer Guerilla am Rhein faseln — was tun sie anders als das Leben Deutschlands auf die dümmste, aussichtsloseste Karte setzen und damit aufgeben?

Und keine Möglichkeit im Augenblick, solchen Leidenschaften zu widerstehen und eine Politik der Tatsachen zu machen. Ja, ich begreife nicht viel von der großen Politik; aber ich lasse mir nicht einreden, daß im deutschen Volk und Land nicht eine ganze Reihe Faktoren gegeben sind, die sich außenpolitisch sehr gut auswerten lassen. Daß wir aber diese Faktoren (und das heißt: Werte und Kräfte) so einsetzen, daß der Gegner unsres Gegners nicht nur mit diesem verbündet bleiben, sondern auch noch gewaltig verdienen, die Zahl seiner Arbeitslosen herabdrücken und uns außerdem auf den Kopf spucken kann, ja muß — das kommt mir nicht wie Politik vor, sondern wie ein Wahnsinn. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich täusche. Ich bin

Deutscher und schwärme nicht für den ehrenvollen Untergang meines Volkes, sondern für dessen Leben und Gedeihen. Wenn ich Frankreich einen aussichtsvollen Krieg erklären könnte, würde ich es tun, um eine deutsch-französische Allianz herbeizuführen. So aber muß Andres geschehen; vor allem die Zubereitung der Geister für das politisch Mögliche und Zweckmäßige. Heilige, herrliche, große Kunst, in weltgerechten Möglichkeiten zu denken, Gestalt zu schaffen aus dem Chaos, das absolut Sinnlose und Nichtswürdige in Form und Leben zu zwingen! Wie wissen wir Deutsche denkerisch so gut über dieses Tun Bescheid! Und wie blödsinnig bleiben wir in der Wirklichkeit an jedem Buchstaben haften, machen Bullen-Politik und glauben immer noch jedem Pfeifenkopf, je nach der Quaste, die ihn schmückt.

Und schreien unterdessen nach dem „großen Mann". Das Geschrei nach dem großen Mann ist wie das Trommeln wilder Völkerschaften um gutes Wetter. Mit Ausnahmen und Naturgeschenken kann nicht gerechnet werden, und seine Hoffnung auf den großen oder starken Mann setzen, bedeutet nur eine anders stilisierte Art des Verzweifelns. Wir haben keine starken politischen Begabungen, keine Elementarereignisse von Männern; wir müssen mit durchschnittlichen Handwerkern, mit mittlern Kräften unsre Arbeit tun. Der starke Mann macht sich sein Volk selbst zurecht. Die mittlern, die kunstgewerblichen Begabungen brauchen Hilfe und glattere Bahn. Und darum ist wichtig, was in den Hirnen der Volksgenossen vorgeht. Und darum ist traurig, was wir heute darin vorfinden. Nämlich den Aberglauben an das zähneknirschende „Wollen", den die Soldaten und Fabrikanten unsern schlappen Hirnen glücklich eingebläut haben, und der ein Volk ebenso gut in den Abgrund gaukeln kann wie das Gegenteil. Und keine Spur von Nüchternheit und Gesicht für Tatsachen. Und keine Geduld, keinen zähen, festen Glauben; dafür einen barbarischen Geschmack an der politischen Einfaltspinselei, am Auftrumpfen und Poltern, das wir so herzbrechend lieben, daß wir in den letzten Jahrzehnten alle unsre Nationalhelden zu klotzigen Biertisch-Poltronen und bärbeißigen Grobianen umstilisiert haben, auch wenn sie feine, verschlagene, schwierige und schneidend höfliche Geister waren. Weiß Gott, ich traue uns zu, daß wir den Enkeln schließlich auch einen Mann wie Nietzsche als militärfrommen Kegelbruder und treuherzigen Wadelstrumpf-Indianer vorstellen werden. Das ist die Geistesverfassung, die gegenwärtig bei uns triumphiert. Frankreichs deutsche Politik seit dem Waffenstillstand ist eine im Taktischen schlaue, im Enderfolg dumme und verbohre Politik. Man braucht kein Chauvin zu sein, um von Herzen zu begreifen und zu billigen, daß unsre Arbeiter nicht unter der Aufsicht von Afrikanern fronen wollen. Und selbstverständlich gibt es keinerlei Möglichkeit, die deutsche Geste an der Ruhr etwa abzuschwächen. Im Gegenteil: wir haben Alle das dringendste Interesse daran, daß die Abwehr bis an den äußersten Punkt getrieben wird und alle ihre Möglichkeiten bis auf den letzten Rest erschöpft werden. Die Resistenz muß eine voll ausgewirkte Tatsache werden, es muß klar und rücksichtslos erwiesen werden, was diese Waffe leisten kann;

sonst klärt sich die Lage weder innen noch außen, und wir ersticken vollends in Halbheiten, in Wenn und Aber. Daß diese Sache aber ein Verzweiflungsakt ist und keine Politik; daß es eine unerhörte Blindheit war, bei ihr auf die alsbaldige Hilfe der angelsächsischen Welt zu rechnen; daß es ein frevelhaftes Verbrechen ist, sie mit Hurra zu begrüßen und mit ihr die Neigung zum frisch-fröhlichen Revanchekrieg zu schüren, damit Frankreich endlich unterm einmütigen Applaus des ganzen Planeten das Reich zertrampeln kann: das Alles sehen wir doch auch, und das sind traurige Dinge, die nur ein uninteressierter Zuschauer leicht nehmen kann.

Baut sich die Gesinnung, von der hier die Rede war, nicht ab, macht sie nicht einer männlichen Schicksalsfrömmigkeit, einer klaren Bejahung unsrer Lage Platz, dann wird nie eine deutsche Politik möglich sein. Wir leiden an verdrängten Tatsächlichkeiten; deshalb bringen wir nichts hinter uns und werden in einem chimärischen Bereich festgehalten. Illusionen waren sonst nur lächerlich. Heute sind sie lebensgefährlich. Wer sein Schicksal nicht sehen und ergreifen kann, der ruft die Knute des Sklavenaufsehers über seinen Rücken herein. Denn Jeder muß Sklave werden, der das Wirkliche nicht ertragen kann und in die Lüge flüchtet. Wie die Sache an der Ruhr auch ausgehe: jeder mögliche Ausgang wird uns (und freilich auch den Gegnern) die Frage stellen, ob wir uns von den Geschicken wollen führen oder schleifen lassen.

Alles ruft heute den deutschen Menschen auf, aus den Wunsch- und Dämmerwelten ins Wirkliche hinüberzugehen. Der Aufbruch zur Wirklichkeit ist der vornehmste Antrieb der Stunde. Das zeigt sich im Bezirk der geistigen Erörterung, das wird im politischen Bereich gespürt; das ist eine Kraft, die selbst noch so schlechte, elende Dinge wie den Nationalsozialismus zum Teil ernährt. Aber Mussolini ist ein Politiker und Hitler ein Amokläufer; so wird selbst ein guter Antrieb von diesem verdrehten Volk nur zur Uebergipfelung seiner illusionistischen Torheit benutzt.

Auf jeden Versuch, ein Schicksal fortzulügen, merken aber die Götter mit dem härtesten Haß, den sie haben.

---

## Abschied von Friedrich Markus Huebner

Aufgesogen in den Riesenraum:
Himmelsbläue, weißer Dünensand,
Brandungsdonner, gelber Rieselschaum —
Gehn zum letzten Male wir am Strand.

Nubisches Gesicht, du blickst wie Traum,
O wie fern grüßt du, wie unbekannt!
Dumpf, bekümmert küß ich deine Hand,
Küsse deines Kleides Schultersaum.

Ist es nicht genug, daß du verziehst?
Muß es sein, daß du dem Freunde fliehst
im Gefühl auch, zu dir selber heim?

Oder irr ich? Denkst du an den Keim,
der von mir in deinem Bauche ruht,
nicht mein Kind, und dennoch unser Gut?

# Der französische Kardinal von Erhart Zeller

Ein Bekannter, der neulich aus Rom zurückgekommen ist, hat mir neben vielen andern merkwürdigen Dingen, die er dort erlebt, erfahren und gesehen hat, diese kleine Geschichte erzählt, die, wie mir scheint, grade in dieser Zeit ganz nützlich zu hören ist.

Vor einigen Wochen, als man in Rom sehr eifrig an der Arbeit war, die erkaltete französisch-italienische Freundschaft wieder zum Glühen und Blühen zu bringen, wurde eines Tages in der Villa Medici, dem schönen römischen Heim der französischen Republik, ein großes Fest gefeiert, auf dem sich die Seelen der beiden lateinischen Schwestern nach dem Willen der Herren Fascisten und Chauvinisten in neuer Inbrunst finden und zu neuer Gegnerschaft gegen Deutschland vermählen sollten.

Zu diesem Fest war aus dem Lager der Entente Alles eingeladen, was Rang und Namen hatte, alle Persönlichkeiten, von denen man annehmen konnte, daß sie dem Programm des Festes mit erschlossener Seele entgegenkommen würden. Und da man das Fest gern recht bunt haben wollte, da man großen Wert darauf legte, daß es in Rom, dem Sitz der Kurie und des Heiligen Vaters, nicht nur eine weltliche Angelegenheit wäre, hatte man auch einen alten, würdigen französischen Kardinal eingeladen, der schon seit vielen Jahren in Rom lebt, der zum Römer geworden und doch Franzose geblieben ist. Der alte Priester und Kirchenfürst nahm die Einladung unter der Bedingung an, daß auch er, wenn es ihn dazu drängen sollte, eine Ansprache halten dürfte.

Die Veranstalter des Festes waren entzückt: nichts konnte ihnen erwünschter sein als ein achtzigjähriger Kardinal, der ihrem Kampf gegen Deutschland seine Stimme leihen würde. Die Kunde, daß dieser Kardinal, der wie ein heiliger Einsiedler seit vielen Jahren in Stille und Einsamkeit lebte, bei dieser Gelegenheit in der Welt erscheinen würde, daß er für die heilige Sache der Freiheit, der Kultur, des gottgewollten Vertrages von Versailles sprechen würde, lief mit großer Schnelligkeit durch ganz Rom, und der alte Mann wurde, ohne daß er es ahnen mochte, zur Hauptanziehungskraft dieses Festes, das der neue Retter Italiens selbst mit seiner Gegenwart auszuzeichnen gedachte.

Der Festabend kam, der Kardinal aus Frankreich erschien, ein hoher, bedeutender Greis, er wurde gefeiert, geehrt, auf einen besondern Sitz geleitet, und er hörte unbewegt und schweigend all die vielen Reden an, die einander schnell folgten, die sich immer steigerten und ihr Programm in einem Platzregen großer Worte, welche die Seelen der Hörer entzünden sollten, über die Menge der Gäste prasseln ließen. Diese Reden hatten denn auch, wie es nicht anders zu denken ist, ihre Wirkung. Jede fand jubelnde Zustimmung. Die einzelnen Redner küßten, umarmten, beglückwünschten sich gegenseitig: kurz, es war ein sehr schönes Schauspiel und ein großer Erfolg.

Da, in ziemlich vorgerückter Stunde, nach vielen andern Rednern, meldete sich endlich der Kardinal aus Frankreich zum Wort, und als er in seinem roten Mantel, geschmückt mit dem großen goldenen Kreuz seiner hohen Würde am Pult des Redners erschien, be-

grüßte ihn ein Beifall, der kein Ende nehmen wollte, und er mußte ein ganze Weile warten, ehe ihm die Begeisterung seiner Zuhörer zu reden gestattete.

Dann begann er endlich mit seiner stahlklaren Stimme, der die Jahre ebensowenig wie seiner stolzen fürstlichen Haltung etwas hatten anhaben können, und er sagte, daß er zunächst als Kardinal der Heiligen Kirche sprechen müßte —: als solcher müßte er den Rednern, die vor ihm gesprochen hätten, mehr als vierzig von der Kirche verurteilte Häresien nachweisen, zu denen sie sich in der unchristlichen, wahrhaft heidnischen Uebertreibung ihres Nationalismus hätten hinreißen lassen. Und als er diese Häresin einzeln dargelegt, als er die rhetorischen Kränze der Vorredner schon grausam genug zerpflückt hatte, fuhr er fort und sagte, daß er jetzt, nachdem er als Kardinal gesprochen hätte, als Franzose reden würde, und in dieser Eigenschaft müßte er noch viel schärfer, noch viel verdammender sprechen als der Kardinal, denn alle diese Leute, die da im Namen Frankreichs den Haß gepredigt hätten, wären in seinen Augen schlechte Franzosen, und was sie gesagt hätten, brächte Frankreich nicht Ruhm und Ehre, sondern Unehre, denn Frankreich sei immer, in seinen großen Zeiten, die Heimat der Großmut gewesen, das Land der Männer mit großem und kühnen Herzen, die dem besiegten Gegner die Hände gereicht hätten —: Frankreich sei groß geworden und von aller Welt geliebt, weil es immer schnell verziehen und vergessen hätte.

Als er so gesprochen hatte, fuhr er fort und sagte, daß er sich als Kardinal zur Kirche und als Franzose zu jenem alten Frankreich der Vergangenheit bekennen müßte, und daß er in diesem Saale, unter den Bekennern des Hasses, nichts mehr zu suchen hätte, daß er sich vielmehr entfernen würde, um in der Stille seiner Wohnung für die Erlösung der Welt von der Verblendung des Hasses zu beten.

Nach diesen Worten verließ er das Rednerpult und schritt stolz und aufrecht durch die Menge, die schweigend und bleich eine Gasse vor ihm bahnte, dem Ausgang zu.

Die freudige Stimmung des schönen Festes war zerstört.

*

Das erzählte mir mein Freund, der aus Rom kam, am Vorabend der Besetzung Essens, im Stadttheater von Mainz, wo an jenem Abend Mahlers Dritte Symphonie aufgeführt wurde, eines der erhabensten Werke deutscher Kunst.

In einer Loge dicht an der Bühne saß ein alter französischer General mit einem weißen Kopf, der auch der Kopf eines Kirchenfürsten hätte sein können. Er hörte den ganzen Abend wie versunken zu, aber am Ende des Werkes konnte er kein Ende seines Beifalls finden. Das Haus hatte sich schon fast geleert —: er stand immer noch da und klatschte, sein Gesicht strahlte in der Freude, um ein großes und schönes Erlebnis reicher geworden zu sein.

So stand er da, schlank und aufrecht, aus dem großen, adligen Frankreich stammend, das alle Welt liebt, das keine Feinde, sondern nur Freunde hat, ein Sinnbild jenes vergangenen Frankreich, an dessen Auferstehung zum Heile der Welt wir ebenso glauben wollen wie an ein neues Deutschland, das sich unter Zuckungen und Schmerzen aus allen Verwirrungen der Gegenwart gebären wird.

# Wirtschaftsführer von Frank Faßland

## XXII.

## Dreißigjährige

Natürlich können es auch Zweiunddreißigjährige sein oder Achtundzwanzigjährige, kurzum: junge Leute, deren Lebenskurve heute in der Gegend der „Dreißig" steht. Worauf es ankommt, das ist die Darstellung eines Typus, an dem die Zeitverhältnisse stärker gearbeitet haben als die verschiedenen Temperamente und die natürlichen, „eingeborenen" Charakteranlagen. In Zeiten ruhigen und breiten Flusses haben diese verschiedenen Naturanlagen viele Möglichkeiten, ihre bildnerische Kraft zu entfalten, die Nachen der Persönlichkeiten hierin und dorthin zu lenken. Es gibt hunderte von Wegen, auf denen sich Talente in der Stille, Charaktere im Strom der Welt bilden können, auf denen menschliche Individualitäten zu dem Ziel ihrer Erfüllung zu gelangen oder davon abzuirren vermögen. Eine Zeit wie die gegenwärtige, die selbst unter der Peitsche unentrinnbarer Zwangsgesetze dahingetrieben wird, vergewaltigt, schematisiert oder korrigiert auch die menschlichen Naturen, legt ein paar breite, schamlos offene Bahnen der Entwicklung vor Jeden hin, den es zum Erfolge drängt, und verschüttet viele reizvolle und herrlich-mühsame Wege, auf denen feinere, besondere Menschen abseits vom großen Schwarm früher zu den Gipfeln emporstrebten. Diese Zeit, die das Spiel zum Geschäft und das Geschäft zum Spiel machte, hat Individualitäten verwischt und Typen geschaffen und hat selbst ihren „genialen Eroberernaturen" — wenn man die erfolgreichen Substanzraffer und Trustkönige dieser Tage so nennen darf — so etwas wie ein Dutzendgesicht gegeben. So hat sie denn auch den Typus der „Dreißigjährigen" geschaffen, die in einem Alter, wo früher jugendliche Menschen sich im günstigsten Falle wirtschaftsich selbständig zu machen begannen, schon ein großes Geschäftsreich zusammengekauft oder zusammengegründet haben.

Menschen, die ein gewisses mittleres Alter überschritten hatten, als die Zeit der großen Umwälzung anbrach, konnten sich nur selten noch in die neuen Verhältnisse und Gesetze einleben, die nun wirksam wurden. Erst recht vermochten sie nicht, sich geistig so umzustellen, daß sie mehr konnten, als sich diesen Gesetzen nur grade anzupassen, nämlich sie souverän zu beherrschen. Sie konnten ihre Wurzeln nicht mehr verpflanzen, sahen überall nur die Gesetzwidrigkeit, die Verstöße gegen die alten Gesetze, denen sie ihre entscheidende Entwicklung verdankten, nicht das Wirksamwerden neuer Gesetze. Greise Wirtschaftsführer wie August Thyssen, Emil Kirdorf, Carl Fürstenberg, die doch in der Zeit vor dem Kriege noch ihren Mann gestanden hatten, haben das revolutionierende Gesetz der Geldentwertung nie auszunutzen vermocht und sich oft gefallen lassen müssen, daß es gegen sie ausgenutzt wurde. Das sind die Großen und Berühmten; aber fast Jeder von uns kennt in seinem kleinern

Kreise ältere Leute, welche die heutigen Wertgesetze und Wertmaßstäbe einfach nicht zu verstehen vermögen, weil sie die Gesetze und Maßstäbe, mit denen sie jung gewesen und alt geworden sind, nicht vergessen können. So ein alter Mann, der noch aus seinen eignen kleinen Anfängen weiß, wie schwer es war, einen Tausendmarkschein zusammenzuverdienen, und wie es nicht einmal so sehr leicht war, ihn auszugeben, der kann das alte Wertgefühl, selbst wenn er mit seinem Hirn umgelernt hat, doch fast niemals aus seinem Instinkt drängen. Und so kommt es, daß ältere Kaufleute, auch wenn sie sich — langsamer als ihre jüngern Sozien und Konkurrenten — schließlich in die neuen Verhältnisse gefunden haben, doch kaum jemals den Instinkt für diese neuen Verhältnisse zu gewinnen vermochten. Es gibt keinen großen Inflationskönig, der vor dem Kriege bereits die Mitte der Vierzig überschritten und heute die Mitte der Fünfzig erreicht hätte. Vor dem Kriege war Thyssen ungleich viel mehr als Stinnes — heute gilt Thyssen kaum noch etwas neben Stinnes.

Ganz besonders viel Erfolgreiche aber wuchsen aus der Generation, die bei Kriegsbeginn in den Zwanzigern stand und heute die Dreißig erreicht hat. Sie hatten, als die neue Zeit anbrach, noch nicht gelernt, sie brauchten also auch nichts zu vergessen. Ihre Begabung konnte sofort in die neuen Gefäße einströmen, sie hatten nicht nötig, erst einen alten falsch gewordenen Instinkt abzulegen, sie konnten sich sofort den neuen und richtigen Instinkt „anschaffen". Worin bestand dieser neue Instinkt? Er bestand darin, grade die umgekehrten Regeln zu befolgen wie in der soliden Bauzeit vor dem Kriege, wo man sich weder mit Projekten noch mit Schulden überlasten durfte, wenn man reüssieren wollte, denn mit solcher Ueberfracht konnte man selbst den Erfolg guter geschäftlicher Gedanken gefährden. Jetzt aber wurde es richtig, so viel Sachmassen wie möglich aufzuraffen, so viel Schulden wie möglich zu häufen, denn daran konnte man unvergleichlich mehr verdienen als an der regelrechten, zuverlässigen Ausführung guter geschäftlicher Gedanken. Der Leichtsinn wurde zum stärksten geschäftlichen Aufbauprinzip, und die Hauptkunst Derjenigen, die in dieser Zeit fortkommen wollten, mußte darin bestehen, diesem Leichtsinn Konsequenz und System zu geben. Natürlich bestand dabei das Risiko, daß die Entwicklung in jedem Augenblick umschlagen konnte, wobei dann Diejenigen rettungslos verloren gewesen wären, die in das Stadium der Umschlagkrise mit großem unkonsolidierten Sachbesitz und mit Markschulden hätten eintreten müssen, die dann schwerer statt leicher wurden. Und hier liegt noch ein Grund, warum grade die Jungen, diese Menschen ohne Vergangenheit und alten Besitz, in jener Epoche, wo der Umschlag eben nicht eintrat, besonders erfolgreich waren. Wer nichts gelernt hat, braucht nichts zu vergessen; wer nichts zu verlieren hat, kann tollkühner aufs Spiel setzen. Der Leichtsinn als geschäftliches Aufbauprinzip ging am schnellsten und stärksten in den Instinkt Derjenigen ein, die noch nichts gelernt und nichts zu verlieren hatten.

Viele der Dreißigjährigen haben als Heereslieferanten angefangen, wobei in manchen Fällen schwer zu entscheiden ist, ob der Wunsch, an Kriegsmateriallieferungen zu verdienen, oder der Wunsch, vom Heeresdienst befreit zu werden, Hauptmotiv oder Nebenmotiv ihrer Anfänge gewesen ist. Für manche kam auch erst die große Stunde, als die Heeresbestände aufgelöst wurden, und andre wieder legten die Wurzeln zu ihrem Reichtum in der eigentlichen „regulären" Geldentwertungswirtschaft der Nachkriegszeit. Umschichtung der Produktionszwecke (von der Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft), Umschichtung der Bestände (vom Heeresmaterial zum Friedensmaterial) und Umschichtung der Vermögen (vom Renten- zum Sachvermögen): das waren die Etappen, innerhalb deren der neue Reichtum sich bildete.

* *
*

Ein paar Profile! Als vor zwei Jahren der berühmte Kahn-Vertrag, den Richard Kahn mit den Deutschen Werken, dieser dem Reiche gehörenden, aus einer Umstellung der Reichsmunitionswerkstätten entstandenen Aktiengesellschaft, abgeschlossen hatte, in der Oeffentlichkeit und im Reichstag ungeheuern Staub aufwirbelte: da denunzierte der damalige Reichsschatzminister v. Raumer den ihm mißbeliebigen Vertragskontrahenten als „einen achtundzwanzigjährigen Menschen, der nicht einmal eine eingetragene Firma besitze". Diese Charakteristik Richard Kahns war bei aller Buchstabentreue eine Fälschung dem Sinne nach. Der Mann „ohne eingetragene Firma" war nicht etwa ein Gelegenheitsramscher, der von irgendeinem Hinterzimmer aus Kettenhandelsgeschäfte zu „schieben" suchte, sondern er kontrollierte bereits damals eine ganze Reihe von angesehenen Aktiengesellschaften der Metall- und Motoren-Industrie, die er teils selbst gegründet, teils aus den Gewinnen seiner Kriegs- und Nachkriegsgeschäfte zusammengekauft hatte. Es gibt unter den Inflationskönigen solche, die reine Finanz- und Händlerbegabungen sind, und da das Finanzieren und Handeln heute noch keinen andern Zweck oder jedenfalls kein andres Ergebnis hat, als den Weg von der Produktion zum Konsum zu verlängern, statt ihn zu verkürzen oder zu vereinfachen, so muß in dieser Art Betätigung meist ein parasitäres, kein produktives Element der Wirtschaft erblickt werden. Richard Kahn hat sich — und darin ist er weder besser noch schlechter als die vornehmsten Konzentrationspolitiker unsrer Zeit — sicherlich weidlich auf diesem Gebiete der Zwischengeschäfte betätigt, aber er hat immerhin auch industriell und produktiv gearbeitet. Grade seine Anfänge waren von dieser Art: er hat die Rhemag (Rhenania Motorenfabrik) im Kriege aus kleinen Ursprüngen zu erheblicher technischer und finanzieller Bedeutung zu entwickeln verstanden. Ein von der Firma Siemens & Halske konstruierter Flugzeugmotor, der seiner Fabrik in Lizenz gegeben wurde, ist durch seine unablässige treibende und experimentierende Arbeit, wie die Fachleute bestätigen, wesentlich verbessert worden. Einer seiner Mitarbeiter aus dieser ersten Periode verteidigte ihn, der dem Reichstag als

das Urbild eines ordinären Plusmachers denunziert worden war (durch industrielle Konkurrenten, deren Geschäfte keineswegs feiner, nur älter und arischer waren als die dieses Kahn) mit folgenden Sätzen: „Als Generaldirektor dieser Motorenfabrik war Kahn Tag und Nacht auf dem Posten. Ungeheure Geldsummen opferte er für die Versuche an den Motoren. Manche schlaflose Nacht verbrachte er gemeinsam mit einigen Monteuren hinter den ölschleudernden Rotationsmaschinen im windigen, schmutzigen Bremsstand. Seine Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst riß Angestellte und Arbeiter mit. Auch in Lohnfragen galt er als loyal denkender Arbeitgeber." Wir dürfen derartige Dinge natürlich nicht überschätzen, wir wissen, daß persönliche Aufopferung und Hingabe im Dienst einer Arbeit diese Arbeit selbst noch nicht zu veredeln brauchen. Aber im industriellen Kampf wie im wirklichen Kriege — gleichgültig, wie wir über die Sache, für die gefochten wird, denken mögen — haben Diejenigen, die sich persönlich in der vordersten Linie der Front einsetzen, unsre Achtung in größerm Maße als die Andern, die sich bequem in der Etappe installieren. Späterhin — nach und trotz der Affäre mit den Deutschen Werken — ist der Konzern Kahn immer größer geworden, und damit ist die industriell bauende Kraft ganz von selbst hinter die finanziell gruppierende und händlerisch ausnutzende zurückgetreten. Maschinenfabriken, Werkzeugmaschinenfabriken, Werkstätten für die Herstellung von Motorpflügen, Schnellpressen, Metallerzeugnissen, Gießereien sind dem Konzern zugefügt worden, und die mächtige A.E.G. hielt es nicht für unter ihrer Würde, in konsortialer Verbindung mit dem Kahn-Konzern die großen Wöllersdorfer Staatswerke in Oesterreich zu pachten. Das war zweifellos ein sehr bedeutendes und sehr vornehmes, aber kein ebenso glückliches Geschäft, denn die oesterreichische Stabilisierungskrise warf alle Berechnungen und Anschläge der pachtenden Gruppe über den Haufen und zwang sie schließlich, unter nicht unerheblichen Verlusten, sich aus dem Vertrage zu lösen. Der alten Industriekraft der A.E.G. hat das natürlich nicht viel geschadet, aber auch der junge Kahn-Konzern ist durch das oesterreichische Fiasko nicht aus den Angeln gehoben worden, und ein schlechtes Geschäft zusammen mit der A.E.G. war für ihn immer noch mehr wert als zwei gute Geschäfte ohne sie. Wie Richard Kahn nach der deutschen Krise dastehen wird, müssen wir natürlich abwarten.

*

Eine ähnliche Entwicklung wie Kahn hat ein andrer jugendlicher Industriemann genommen: Walter Höne. Seine Anfänge stammten gleichfalls aus Heereslieferungen. Um den fabrikatorischen Kern, der als Spezialität die Herstellung von Feld-, Wald- und Industriebahnen umschließt, hat sich auch bei ihm ein breiter Gürtel von Handelsgeschäften gelegt, ohne daß allerdings daraus ein so verzweigter Konzern geworden ist wie bei Richard Kahn. Trotz aller Aktivität und Forsche kann sein junges Geschäft natürlich nicht in einem Atem mit den „Klassikern" des Feldbahnenbaus wie Orenstein & Koppel genannt

werden, aber immerhin gehören erste Banken dem Aufsichtsrat seiner Gesellschaft an, und zu der altvornehmen Firma A. Borsig werden freundliche Beziehungen unterhalten.

*

Viel größer ist natürlich die Zahl der „Dreißigjährigen" auf dem reinen Handels- und Finanzgebiet. Alle zu nennen, die sich hier in den letzten Jahren — meist erst nach dem großen Kriege (denn Händler wurden nur selten reklamiert) — in die vordere Reihe geschoben haben, ist unmöglich. Aber klingt es nicht märchenhaft, wenn ein junger Mann wie H. Zimak, der noch vor ein paar Jahren als Lagerlehrling bei der alten Metallfirma Norbert Levy begann, inzwischen eine eigne Firma gegründet und so weit in die Höhe gebracht hat, daß sie — als eine große Insolvenz am Metallmarkt viel von sich reden machte — mit dem Angebot hervortreten konnte, die notleidend gewordenen Engagements im Umfang von vielen hundert Millionen ganz allein zur Regulierung zu übernehmen! Einen ähnlich schnellen Aufstieg hat am Markt der Chemikalien, Erze und Metalle die Firma J. Michael & Co. genommen. Von ihrem Inhaber wird erzählt, daß er in der Zeit der deutschen Blockade eine Anzahl alter Erzhalden gekauft, aus ihnen den kostbaren Wolframgehalt, den man in frühern Zeiten unbeachtet gelassen hatte, extrahiert und damit den Grundstein zu seinem Riesenvermögen gelegt habe. Die beiden Brüder Ciprut — der eine in Berlin, der andre in Wien — rangieren ein paar Etagen tiefer: ihre Domäne ist nicht der Waren-, sondern der Effektenhandel, und sie haben besonders von sich reden gemacht, als sie ein großes Paket von Anteilen der Berliner Handelsgesellschaft aufkauften, um es schließlich an den Alleskäufer Stinnes weiterzugeben. Ihre Signatur ist: finanzielles Glücksrittertum, stammend aus den südöstlichen Gefilden Rumäniens oder Persiens und angezogen von dem Verwesungsgeruch der deutschen Valuta, das Alles übertüncht mit einem lebemännischen Snobismus, der sich darin gefällt, das keck und leicht gemachte Großgeld mit ebenso leichter Hand wieder im Turf und Spiel klein zu machen.

*

Zwischen diesen finanzpolitischen Glücksrittern und Börsenhelden, deren ganze Kunst sich in der raffinierten Ausnutzung der Kursschwankungen erschöpft, und dem Finanzmann Siegmund Bosel liegt eine Welt. Kein wundersameres Märchenschicksal hat die Inflationskonjunktur gedichtet als den Aufstieg dieses „Königs der Dreißigjährigen", der noch vor wenigen Jahren als Verkäufer hinter dem Ladentisch eines Wäschegeschäfts auf dem wiener Salzgries hantierte und heute auf der höchsten Spitze der oesterreichischen Milliardenpyramide thront, sogar noch über dem andern Finanzkönig Wiens, dem großen Castiglioni, der jetzt nicht mehr der erste Plutokrat Oesterreichs, sondern von dem siegreichen Bosel auf den zweiten Platz verwiesen worden ist. Der Kampf um die Wiener Unionbank, die Castiglioni nach seiner ersten großen Niederlage bei der Depositenbank, unterstützt von der reichsdeutschen Dresdner Bank, als Domäne für seine finanzielle Hausmacht einzurichten suchte, hat im Rang-

streit Bosel—Castiglioni den Ausschlag gegeben. Der angreifende Minoritätsaktionär Bosel, der Hochvaluten ins Treffen führen konnte, hatte stärker und sicherer operiert als die majoritätsbesitzende Gegengruppe, deren deutscher Teil seine gestiegenen oesterreichischen Kronen mit Valutagewinn zu realisieren trachtete. Und ganz Oesterreich klatschte dem Sieger Bosel Beifall. Denn der war ebenso beliebt wie sein Gegner Castiglioni verhaßt, dem man seine skrupellosen Methoden ebenso nachtrug wie seine Filzigkeit in Wohltätigkeitssachen und seine Drückebergerei bei der Zeichnung des Goldkapitals der neuen oesterreichischen Notenbank, die er, der „Blutsauger" Oesterreichs, mit seiner neuen italienischen Staatsangehörigkeit zu entschuldigen geschmacklos genug gewesen war. Ueberhaupt hat nichts Bosel so sehr genützt wie die Folie, die gegen ihn, den „weißen" Plutokraten, der „schwarze" Plutokrat Castiglioni bildete. Aber auch abgesehen von diesem sozusagen negativen Verdienst hatte er manches Positive in die Wagschale zu werfen. Er war (wofür man nirgends so viel Verständnis hat wie grade in Wien) Das, was man einen „netten' Kerl nennt, und er war es nicht nur, als er noch nicht der große Bosel genannt wurde, sondern er blieb es nachher erst recht. Seinen unerhörten Reichtum hat er niemals dick aufzutragen getrachtet, sondern immer nach Möglichkeit abgeblendet. Jenes fast schon trivial gewordene „geniale Reißertum", mit dem die andern Inflationskönige sich einen effektvollen Nimbus zu schaffen suchten, gab es unter seinen Requisiten nicht; aber auch seine Geräuschlosigkeit gebärdete sich sozusagen einfach und natürlich, ganz frei von jener macchiavellistischen Färbung, mit der sich Andre in den Erfolg einzuschleichen versuchten. Trotzdem war er ein kühner und großer Schachspieler, der sich von Andern dadurch unterschied, daß er nur in zweiter Linie auf Sachwerte, daß er vor allem unmittelbar auf Hochvaluten losging. Dadurch ist er reicher als die Andern geworden und trotzdem liquider und aktionskräftiger als Alle geblieben. Heute wird sein Vermögen auf 200 Millionen Schweizer Franken geschätzt. In deren Besitz beherrscht er vor allem Bankkapital, die Industrie aber erst unmittelbar durch das Bankkapital. Insbesondere hat er sich durch seine ausschlaggebende Stellung bei der Unionbank die Herrschaft über den gewaltigen Konzern der Veitscher Magnesitwerke und eine Reihe andrer Industrieunternehmungen gesichert.

Außerordentlich zustatten kam ihm, daß er nicht nur die Zahlen, sondern auch die Menschen zu behandeln verstand, und nicht nur die Menschen, sondern auch die Parteien. Seine guten Beziehungen zu der Christlich-sozialen Partei rühren aus der Zeit her, da Bosel, dessen Reichtum ganz ein Produkt der Nachkriegsinflation ist, die wiener Polizei equipierte und verproviantierte und damit ein Uebergreifen der kommunistischen Bewegung von Budapest auf Wien verhindert hat. Der damalige wiener Polizeipräsident Schober hat Bosel die Freundschaft auch bewahrt, als er später Bundeskanzler von Oesterreich geworden war. Wie es heißt, wird diese Freundschaft demnächst durch einen für Schober bereitgestellten Verwaltungsposten im Bosel-

Konzern belohnt werden. Die Sozialisten hinwiederum verpflichtete sich Bosel, indem er die in finanzielle Schwierigkeiten geratene große Konsumgenossenschaft der Hammerbrot-Werke von dem während des Krieges aufgenommenen holländischen Guldenkredit befreite, worunter sie elendiglich zusammenzubrechen drohte. Alle diese Dienste erwies er den ausschlaggebenden Parteien anscheinend ganz selbstlos. Er hat bisher stets vermieden, ihnen sichtbare Rechnungen zu präsentieren. Aber indirekt haben sich natürlich derartige Dienste doch bezahlt gemacht, ebenso, wie sich wahrscheinlich auch die von Bosel gegründete parteilose Zeitung bezahlt machen wird, die ihn bisher nur Zuschüsse gekostet hat.

Trotz allen fabelhaften Erfolgen ist dieser junge Bosel in vielen Dingen heute noch ein unbeschriebenes Blatt. Man weiß nicht, ob seine unerhörte Natürlichkeit wirklich Natur oder ob sie der Gipfel des Raffinements ist. Man weiß auch nicht, ob er es ebenso gut verstehen wird, Besitz zu verwalten wie Besitz zu erringen, und ob er als geschäftlicher Leiter großer vornehmer Bank- und Industrie-Interessen ebenso seinen Mann stehen wird wie als Manager seiner ursprünglichen Gesellschaft, die den charakteristischen Namen „Omnia" führte. Einer, der Alles macht und machen kann — wird er, wenn es darauf ankommt, auch verstehen, sich auf das Entscheidende zu konzentrieren?

---

# Juden in der Literatur von Otto Flake

Nur mit Unlust nähere ich mich diesem Thema; aber ich habe mit zu viel Gewinn in dem von Gustav Krojanker herausgegebenen gleichnamigen Sammelband: ‚Juden in der deutschen Literatur' (Welt-Verlag) gelesen, um schweigen zu können.

Ich wurde seinerzeit eingeladen, mich mit einer Analyse über einen jüdischen Autor an diesem Band zu beteiligen, und konnte mich, so lebhaft mein Interesse für dieses wahrhaft deutsche Problem war, nicht entschließen — weil ich wohl fühlte, daß es jüdische Züge in Dichtung, Philosophie, dem geistigen Weltbild überhaupt gibt, zugleich aber fragen mußte: Was ist damit gewonnen, bewiesen, erkannt?

Wenn ich einen Roman, ein Drama, ein Gedicht lese, nun, so lese ich einen Roman, ein Drama, ein Gedicht, lerne eine der zahllosen Variationen kennen, die alle Das gemeinsam haben, daß ewige, gegebene, gradezu absolute Grundgefühle, also Menschliches, von Menschen behandelt werden, die in einer zeitlichen, bedingten und gewordenen Atmosphäre leben.

Dieses Zeitliche, Bedingte und Gewordene kann mir fremd oder vertraut sein, aber immer handelt es sich zuletzt um eine einzige Forderung, die auch die Norm des Urteils liefert: daß fühlbar werde, was ich die Relation des Zeitlichen zum Absoluten, die Visierung des Absoluten durch das Zeitliche nennen möchte.

Ich kann daher von der Frage, ob das Jüdische im Leben etwa unsympathisch oder minderwertig sei, absehn — ich brauche sie gar nicht zu beantworten; denn dasselbe Jüdische wird mir in der geistigen Sphäre als Leistung oder Nichtleistung begegnen,

und ich werde in der Lage sein, es zu billigen oder zu verwerfen. Damit ist die jüdische Frage der Sphäre des Tages entrückt, in der sie niemals entschieden werden kann.

Die Projektion von Eigenschaften in eine andre Sphäre, die Projektion von Ursachen in Wirkungen erlaubt, nach ihrer zeitlichen Herkunft nicht zu fragen, sondern sie als Das zu behandeln, was sie nun sind: Ideen, Gefühle, Arten des Weltverhaltens, Begriffe, Lehren, seelische Bausteine. Ich habe es nunmehr nur noch zu tun mit Dingen wie Melancholie, Ironie, Skepsis, Heroismus, Demut, Hingabe, Schärfe, Wärme, Musikalität, Schnoddrigkeit, Verstand, Mystik, und habe außerdem zu wissen: Keine von diesen Grundhaltungen ist ausschließlich einer Rasse eigentümlich, alle sind allen Rassen gemeinsam, Verschiedenheit der Stärkegrade gern zugegeben.

So komme ich in letzter Instanz zu andern Ergebnissen als der Herausgeber Krojanker — wenn ich ihn richtig verstehe. Er ist doch wohl, aus Neigung zum Zionismus, bemüht, das spezifisch Jüdische herauszuarbeiten, mir aber scheint, dieses Jüdische bleibe nicht als Residuum säuberlich in der Mitte der Retorte der Analyse liegen, sondern verteile sich zwischen den beiden überhaupt möglichen Polen des Geistes oder der Seele: dem mystischen und dem logischen.

Der eine Mombert genügt, um mich mißtrauisch zu machen gegen die praktische Verwendbarkeit des Niederschlages, den man durch Scheidung des deutschen und jüdischen Geistes gefällt zu haben glaubt, und Buber steht mir näher als zehn Germanen.

Natürlich: eine spezifisch jüdische Literatur in einem spezifisch jüdischen Staat ist möglich. Aber solange Juden deutsche Prosaiker und deutsche Dichter sind, gehören sie so gut zur deutschen Literatur wie der Franzose Chamisso, der Italiener Brentano, der Engländer Chamberlain, der Schwede Madelung und die hundert, die tausend nicht rein deutschen und doch deutschen Grenzfälle unsrer Literatur.

*

Alles, was zulänglich, menschlich wesenhaft, musikalisch reinen Tones ist, wirkt dort, wo es aus dem Unkontrollierbaren (der Ursache) ins Kontrollierbare (die Wirkung) tritt, zulänglich, wesenhaft und rein; alles Unzulängliche, Verkrampfte, Unfreie, Erhitzte, Ueberspannte, Niedergehaltene wird in derselben Sphäre für das Gefühl nachweislich werden.

Nach dieser Feststellung erst ist es erlaubt, zu fragen, ob nicht die allbekannte Leidensgeschichte des Juden die unwünschenswerten Züge stärker ausgebildet habe als die wünschenswerten. Angenommen, daß es so ist, muß man erklären, welche Schlußfolgerungen man daraus zieht.

Eine Nationalliteratur kann in der Tat darunter leiden, daß ein hoher Prozentsatz ihrer Autoren Ideen in sie einführt, die ich kurz als Paria-Ideen bezeichnen will. Der Paria gestaltet das Leid, die Ranküne, die Zersetzung, und, was am schlimmsten ist, er sucht um jeden Preis Anschluß, Geltung, Macht und kaschiert diese Begierden in scheinbar idealistischen Forderungen der Freiheit, der Kühnheit, der Rücksichtslosigkeit, der Revolte,

ohne zu wissen, daß sie nicht absolut sind, sondern die Pariaherkunft verraten.

Kein Zweifel: hier stößt man auf eine der Gefahren des jüdischen Geistes. Jedoch: niemals erteilt die Feststellung einer Gefahr das Recht, eine geistige Konstellation zu verwerfen. Das Leben reguliert sich, die Literatur auch. Auch der Christ Strindberg war ein Paria, seine Wirkung reguliert sich. Ebenso die Wirkung des Juden Sternheim, dann nämlich, wenn dem Zusammenstoß zwischen Sternheimscher Negation und der ewig idealistischen Regeneration positivere Kräfte entwachsen.

Grade aus den Beiträgen dieses Buches ergibt sich, sehr deutlich, daß echtes Leid und echte Opposition um adliger und edler Ideen willen das Jüdische in das allgemein Menschliche einmünden lassen. Selbst unter den Nationalisten wird Niemand Narr genug sein, um Melancholie und Klage für undeutsch zu halten.

Was an Schnitzler zu ungläubig, also zuletzt zu unvital ist, geht auf das Ghetto zurück, ebenso der Ueberrationalismus Weiningers, ebenso die Antithesen Ehrensteins, oder was immer man anführen kann. Aber liegt das Problem nicht klar zu Tage? Werdet vital, überwindet Reaktionen, die nicht Schnitzlers, Weiningers und Ehrensteins allein sind, sondern in euch, den Menschen und Deutschen, selbst liegen.

Ich sagte in dieser Zeitschrift schon einmal, den Juden scheine nichts so nachzugehn wie der Umstand, daß sie in der christlichen Aera nie Herrenvolk gewesen sind, nie die stolzen, aristokratischen Eigenschaften ausbilden konnten, daher ihrem Blut der freie, großzügige und dennoch gelassene Rhythmus fehle. Vorausgesetzt, daß die deutsche Literatur diesen Rhythmus als Ideal suche, so hindert nichts, kein noch so großer jüdischer Anteil an ihrer Produktion, die Deutschen, die Dominante der Entwicklung zu bestimmen, also die Juden nicht überwuchern zu lassen, sondern fruchtbar zu verarbeiten.

Und man vergesse nicht, daß ein Ideal, wie etwa das des Uebermenschen seinen Wert erst durch Kontrapunktik erhält, erst durch den Leidgedanken, der aus der jüdischen Tiefe kam und den Deutschen ihre Religion gab.

*

Der interessanteste Beitrag des Buches ist für mich derjenige über Rudolf Borchardt von Willy Haas. Denn in Borchardt wird ein extremster jüdischer Fall analysiert und in seiner ganzen ungeheuern Problematik erkannt: der Jude, der päpstlicher als der Papst ist, der Jude, der, grausam gesagt, nicht wie die feinern Juden um das Volk wirbt, in dessen Sprache er schreibt, sondern sich aufdrängt, sein Hüter zu sein. Derselbe Fall wie Max Scheler, dessen Charakteristik ich in dem Band vermisse.

Bei Scheler wie bei Borchardt unheimliche Talentiertheit, beruhend auf Mimicry, und das Angebot, dort dem Katholizismus, hier dem Deutschtum feudalster Färbung Waffe und Lehre neu zu schmieden. Ich erinnere mich aus meinen Anfängen, daß mir, nach einigen Aphorismen über deutsches Wesen, Borchardt über den Mund fuhr und mich, als sei er selbst getroffen, über die Pflichten gegen meine Rasse belehrte.

Hier und nur hier liegt der Fall vor, daß man von unerwünschtem Judentum sprechen darf, denn um was handelt es sich? Nicht etwa um das Niederungsphaenomen Schmock, damit will ich Borchardt nicht beleidigen, sondern um ein viel tieferes Greuel: um organisch gewordene Nachahmung — um ein Können, das alle Merkmale des Echten trägt und doch unecht ist, um eine Transplantation, die der Natur widerstrebt.

Wassermann, der auch täuschend deutsche Innigkeit und Liebe zum Kleinen nachahmt, wirbt und leidet doch wenigstens, wo Borchardt souverän zu sein vorgibt, und Wassermann ist, allen seinen romantischen Schlüssen und seiner nur romanhaften Tragik zum Trotz, ergreifend, wo er aus seinem Blut heraus, in ‚Christian Wahnschaffe', ergriffen die Jüdin zeichnet, die dem Mörder zum Opfer fällt. Aber Borchardt als Parsifal des germanischen Grals ist zu deutsch, als daß man es ihm glaubt. Renegaten müßten schweigen.

*

Man sieht: ich leugne nicht die Möglichkeit, spezifisch jüdische Züge zu finden und nicht die Gefahr des übermäßigen Einbruchs pariahafter Lebensgefühle in die Literatur. Aber ich behaupte: sie sind, obwohl jüdisch, zugleich allgemein menschlich, und man kann ihnen nicht begegnen durch antisemitische Feststellungen, sondern durch Duldung und Ueberwindung.

Wollte man unsre Literatur nach jüdischen und nichtjüdischen Elementen scheiden, dann gäbe es keinen Halt und kein Objekt mehr. Jude ist in jedem Menschen und Christ auch, und es geht nicht an, die Teilnahme von Juden an den Nationalliteraturen wie den Einbruch einer exotischen Völkerschaft zu behandeln, am wenigsten in der deutschen Literatur, derjenigen nämlich eines Volkes, das mit den Juden das Schicksal teilt, nicht zu sein, sondern sich zu suchen.

Die Begriffe Jude und Nichtjude dürfen im Geistigen nur zwischen Anführungszeichen benutzt werden; sie sind Formen, die man nur praktisch, nicht geistesgeschichtlich lokalisieren kann.

Weininger als Kronzeuge gegen die Juden ist unbrauchbar, obwohl ich nur zu gut verstehe, welche Typen ihn zu seiner verzweiflungsvollen Konzeption des Juden als des tief Verlogenen geführt haben. Seine Ausfälle gegen seine eigne Rasse wie gegen die Frau enthalten genau fünfzig Prozent Wahrheit.

Die andern fünfzig Prozent machen das Gegenteil wahr, und man darf dem Leben gegenüber nicht logisch-konsequentrational sein, sondern muß seine Extreme überschweben.

Auch der Zionismus ist zu fünfzig Prozent berechtigt, zu fünfzig aber überflüssig. Ich fühle selbst bei Moritz Heimann noch einen letzten Rest jüdischer Paradoxie und Antithese, aber was besagt das gegenüber dem tiefen Eindruck, daß hier die organische Einheit mit dem deutschen Wesen höchsten Ranges sauber, ehrlich, demütig gesucht wurde und gelang. Der Fall Heimann erledigt den Fall Borchardt.

Die jüdischen Nerven Mahlers zu empfinden, ist nicht schwer; aber in ein Urteil über seine Musik gehört der Begriff Jüdisch nicht, es ist nur nach der Leistung zu fragen.

# Königin Tamara

Der Segen weder der Erde noch des großen Pan ruht auf diesem Schauspiel desselben Knut Hamsun, der als Epiker seit Jahrzehnten nicht seinesgleichen auf der Welt hat und als Dramatiker einmal weit über Strindberg hinaus gelangt ist. ‚Vom Teufel geholt‘ ist sein ‚Totentanz‘, und ein schaurigerer; ‚Königin Tamara‘ ist seine ‚Schwanenweiß‘, und genau so belanglos. Ein uninteressanter Prinzgemahl des dreizehnten Jahrhunderts fühlt sich von seiner georgischen Königin weder geschätzt noch geliebt. Das vertraut er zu Anfang seinem Gefolge und späterhin einer Korrespondenz an. Die Briefschaften fallen der Königin in die Hände und die Schuppen von ihren Augen; und da dieser unverstandene Mann und Vater ihrer zwei Kinder gleichzeitig einen Ueberfall auf ihr Schloß macht, so stellen sich Schätzung und Liebe in einem Maße ein, daß mehr als Eine Ehe daran genesen könnte. Kein Satz müßte von Knut Hamsun sein. Keiner trifft. Und keiner haftet.

Im Staatstheater lag Emil Pirchan — was ob? Die „Gesamtausstattung“. Es handelte sich um Einen Raum für drei Akte; und der wäre ohne Veränderung fürs Apollo-Theater tauglich gewesen. Reinhard Bruck wird der Edmund Reinhardt der ‚Truppe‘. Als Regisseur stimmte er seinen Schwanengesang an; und es war menschenfreundlich, daß er Alles aufbot, uns den Abschiedskummer zu lindern. Die ganze langwierige Veranstaltung galt offenbar Gerda Müller, die freilich Anspruch auf Beschäftigung hat, aber auf bessere. Tamara ist nur der Bogenzahl nach eine „Rolle“. Da jede Situation in diesem Schulfall eines Dramas der versäumten Gelegenheiten grade dort abbricht, wo sie packend zu werden verspricht, so ist nichts festzustellen als die untadlige Fähigkeit einer wohlbemittelten Schauspielerin, ohne Betriebsunfall von Plateau zu Plateau zu gelangen. Die Gipfel, die Knut Hamsun schuldig geblieben ist, werden auch von Gerda Müller nicht vorgetäuscht.

Mehr Vergnügen als dieser Abend hat mir der Versuch seines Veranstalters Leopold Jeßner bereitet, den Mangel an Leistungen durch einen strengen Verweis an mich aufrichtigen Kritiker wettzumachen. Nicht er habe bei der Neueinstudierung des ‚Wilhelm Tell‘ den Rummel im Parkett inszeniert. Das war mir wahrhaftig Nebensache. Die Hauptsache war mir, daß dieser Mann der starren Ueberzeugung seine vielumstrittene neuartige Inszenierung durch die triviale Wald- und -Wiesen-Inszenierung aus der verstaubten Truhe Max Grubes in eben dem Augenblick ersetzt hat, wo sein Theater einen Haufen politisch und künstlerisch gleich reaktionärer, aber höchst einflußreicher Persönlichkeiten offiziell zu Gaste geladen hatte. „Die Treppe ist eine Weltanschauung.“ Nämlich solange man hinaufsteigt. Wenn man in die Gefahr gerät, wieder hinuntergedrängt zu werden, wär' man ein Tor, nicht auf so unpraktische Dinge wie eine Weltanschauung zu pfeifen.

# Der Vampir von Alfred Polgar

Was heißt dichten? Auf diese Frage, nicht rituell, sondern spirituell gefragt, antwortet Ibsen bekanntlich: „Dichten heißt Gerichtstag halten über sich selbst." Im ‚Vampir' hält Hans Müller solchen Gerichtstag. Seiner Seele eiserne Kasse steht offen, und unbarmherzige Selbst-Skontrierung sagt aus, was fehlt. Müller ist ein Könner, mit allen Wassern des Theaters gewaschen, immer auf dem Laufenden, nie im Rückstand, was Techniken, Moden, Launen des Handwerks betrifft. Er arbeitet die Zeit auf. Seine Individualität ist wächsern, tauglich, jedem Schlüssel zu jedem Tor, das in den literarischen Ruhm führen könnte, die Form abzunehmen. Die Tragik seiner Schriftstellerschaft aber ist, daß er immer will, manchmal kann und nie muß; oder daß ihm zumindest niemals der Eindruck gelingt, er habe müssen. Sein Schaffen gibt die Impression, daß eine Hand gereckt und Sehnen gestrafft sind, ehe noch das Objekt, das gegriffen werden soll, ausgesucht ist. Der ‚Vampir' also hat den Rang eines Bekenntnisdramas. Müller sagt — in der Figur des mäßig begabten, unmäßig ehrgeizigen Bildhauers —, daß er keineswegs nach dem Erfolg jage, sondern, konträr, vom Dämon des Erfolges gejagt werde. Das ist glaubhaft. So glaubhaft wie des Bildhauers Stöhnen unterm Druck der Mediokrität. Mit viel Talent wird die Not des zu wenig Talent aufgezeigt. Hier bekennt Einer echtes Leid — das ist gewinnend; aber er schneidet dabei unechte Grimassen und gibt seiner Klage affektiertesten Tonfall — das ist abstoßend. Man könnte sagen: Hier lügt Einer seine Wahrheit.

Der Bildhauer hat einen Bruder, der auch Bildhauer ist und auch einen Buckel trägt, aber keinen moralischen, sondern einen körperlichen. Der Bucklige ist ein Genie und verschmachtet nach Liebe, die vor seinem Höcker Reißaus nimmt. Der physisch grade Bruder hat Liebe so viel er will und verschmachtet nach dem großen Triumph, der sich seiner Genielosigkeit weigert. Mit einander wären sie demnach etwas durchaus Komplettes; aber so hat Keiner was von seinem Leben. Der Bucklige liebt ein Mädchen, das hat einen Andern erwählt, nämlich den gradgewachsenen Bruder. Dieser will die Frau des reichen Mannes (als Mittel zum Erfolg-Zweck), welche ihrerseits die Milchstraße begehrt. Der reiche Mann begehrt sowohl die eigne Frau wie das Mädchen, fällt jedoch im entscheidenden Moment immer der Diabolik des Kurszettels zum Opfer. Diese Figuren, von ein paar Nebenfigürchen begleitet, kreisen im Flackerschritt um einander, sprechen neuere Stichflammen oder pathetischen Müller alten Stils, sind da und gleich wieder nicht da und sofort wieder da, haben den Expressionismus auf dem rechten Fleck und den vorletzten cri der Literatur in der Kehle. Von Zeit zu Zeit wird die Szene von einer roten Karnevalserscheinung überhüpft, dem Vampir, einer geborenen Raimund, die sich symbolisch mausig und sehr lästig macht. Es ist Traumspiel wie Allegorie, gelockert wie geballt, gehupft wie gesprungen.

Die Regie des wiener Deutschen Volkstheaters (Hans Brahm) beließ der amorphen Materie des Spiels ihre Gestaltlosigkeit und rückte seine Besonderheit ins Irrlicht. Den reichen Mann, verfallen dem Kursblatt, spielt Herr Werner-Kahle, bis zum Platzen geladen mit unheimlichen Spannungen. Er scheint immer eine knappe Sekunde vor der Apoplexie. Frau Wagner schillert opalig. Wie traulich blinkt neben ihr das wienerische Gemütslämpchen des Fräulein Keller! Den höckrigen Bruder mimt der begabte Jakob Feldhammer. Er ist ein Herz-Sprecher, rundum gewärmt von redlichem Gefühl. In dieser Wärme blättert die Moissi-Farbe, erfreulicherweise, immer mehr ab von seiner Schauspielerei. Als grader Bildhauer erscheint der Autor persönlich. Er spricht, zur Entschlossenheit entschlossen, seinen Part sehr eindringlich. Vom Kehlkopf abwärts ists dilettantisch. Immerhin bestätigt sich lang gehegter Verdacht, daß Schauspielerei, zumindest bis zu ihren mittlern Graden, aller Künste billigste.

---

# Steuern, Strafen, Stinnes von Morus

### Steuerreform

Während die Industrie dazu übergeht, nicht nur die Dividenden der Aktionäre, sondern auch die Tantiemen der Aufsichtsräte durch Goldmark oder wenigstens „Festmark"-Sätze der Geldentwertung anzupassen, ist dem Reichstag trotz wochen- und monatelangen Beratungen auch diesmal nicht gelungen, die Steuern einigermaßen „wertbeständig" zu machen. Der Weg war von Allen, die guten Willens sind, erkannt und gefordert: wie die Einnahmen der Lohn- und Gehaltsempfänger, mußte man auch die Einnahmen des Reiches dem Index der Markentwertung einordnen, sollte das Reich nicht dem Hunger oder der betrügerischen Selbsthilfe, alias: der Notenpresse ausgeliefert werden.

Wie wenn die Regierung die lapidare Notwendigkeit der Indexsteuer noch einmal vor Augen führen wollte, hatte das Reichsfinanzministerium vor wenigen Wochen noch (im Zentralblatt für das Deutsche Reich vom 2. Februar) eine Uebersicht über die Einnahmen des Reiches in der Zeit vom 1. April bis 31. Dezember 1922 gegeben. Das Ergebnis war eklatant: alle Steuern, die sofort eingezogen wurden, hatten einen erheblichen Ueberschuß über den Voranschlag ergeben; vornan die Einkommensteuer mit 54,3 Milliarden und die Ausfuhrabgabe mit 44,3 Milliarden Mark. Alle Steuern, deren Einziehung nachhinkte, brachten trotz der Markentwertung gegenüber dem Voranschlag ein Defizit: die gestundete Kohlensteuer ein Minus von 20 Milliarden, die Zwangsanleihe, die ursprünglich eine „Goldsteuer" sein sollte, ein Minus von 42 Milliarden. In den letzten Monaten hatten sich die Steuereinkünfte gradezu ins Groteske verschoben: von der gesamten Einkommensteuer brachte der Lohn- und Gehaltsabzug 90 Prozent ein, alle Besitzsteuern zusammen ergaben nur den achten Teil von dem, was man Angestellten und Arbeitern vorweg abzog.

Man hätte meinen sollen, daß über diese Dinge eine Diskussion gar nicht möglich sei, daß hier alle Menschen, die nicht offenkundig

Tölpel oder Spitzbuben sind, darin übereinstimmten, daß nur ein Systemwechsel Remedur schaffen könne. Im Steuerausschuß und im Plenum des Deutschen Reichstages gab es eine Diskussion — und was für eine! Die Nutznießer der Geldentwertung verteidigten ihre Positionen mit wahrem Löwenmut, und Hermes, der Gott des Handels und der billigen Weine, lächelte ihnen mild. Vielleicht stand er, im Innern seines weiten Herzens, auf der Seite des Rechtes; aber der alte Herold, der Herold des Ministerialdirektors Dr. Hermes, kämpfte für die Interessen der notleidenden Landwirtschaft, und so mußte sein Gefolgsmann die Aufgabe einer „automatischen Anpassung der Steuerbeträge an die Geldentwertung" als unlösbar bezeichnen. „Bei den schwankenden Valutaverhältnissen ist uns eine Steuer- und Finanzpolitik auf lange Sicht gar nicht möglich."

Von den Reichstagsparteien wagte keine, nicht einmal die Deutschnationale Volkspartei, sich zu dieser „Steuerreform" zu bekennen. Und dann beschlossen die Bürgerlichen sie, nachdem die paar Aufrechten unter ihnen den Saal verlassen und die Sozialisten sich heiser geschrien hatten.

Der Reichstag, der dies beschlossen, hat einen Makel auf sich geladen. Der Reichstag ist die gültige Vertretung des deutschen Volkes. Der Makel trifft Deutschland. Er muß getilgt werden.

### Aus der Behren-Straße

Da der leidige Kampf um die Anpassung der Löhne an die Geldentwertung für ein paar Wochen zum Stillstand gekommen ist, beginnt der Kampf um den Reallohn. Noch kleidet er sich in die Form des Indexkampfes. Besserung der Mark — Senkung der Preise (wo ist sie?) — Abbau der Löhne: das ist die Reihenfolge der Begründung. Tatsächlich kündigt sich aber in den Lohnkämpfen, die vorläufig noch in den Konferenzzimmern, binnen kurzem vielleicht schon in Streiks und Aussperrungen zum Ausdruck kommen, der Konjunkturumschlag an. Das Hinaufschnellen vieler Preise über den Weltmarktpreis bildet den Anlaß, die Ruhrkrise wirkt verschärfend. Am schnellsten zeigt sich die Depression im Bankgewerbe, wo nach der scheinbar unaufhörlich anschwellenden Hausseflut jäh Ebbe eingetreten ist.

Dementsprechend hat der Kampf um Herabsetzung der Löhne hier auch schon wieder beste Friedensformen angenommen. Wenigstens auf Seiten der Arbeitgeber. Es klingt einigermaßen unglaublich, aber es ist Tatsache, daß der Reichsverband der deutschen Bankleitungen das erhöhte Februargehalt am 15. März nur denjenigen Angestellten zubilligen wollte, die schriftlich versicherten, daß sie keinem der drei gewerkschaftlichen Verbände: dem Allgemeinen Verband der Bankbeamten, dem Deutschen Bankbeamtenverein und dem Kassenbeamtenverein angehörten. Nur die braven Dreitausend, die Herr Dr. Greil im Reichsverband der Bankangestellten bei der gelben Fahne hält, sollten belohnt werden. Tatsächlich lagen derartige Reverse bei der Deutschen Bank, der Dresdner Bank und der Disconto-Gesellschaft aus. Da die Bankbeamten in ihrer erdrückenden Mehrheit doch noch Mut genug hatten, sich gegen diese Zumutung zu wehren, mußten die Arbeitgeber für diesmal den Rückzug antreten. Keiner wollte es gewesen sein. Niemand hats gesehen, Niemand hats gehört — und passiert ist es doch.

**Stinnes in der Schweiz**

Hugo Stinnes, dem Deutschland längst zu klein ist, scheint sein Tätigkeitsfeld nunmehr von Ungarn und den Balkanländern in die Schweiz verlegt zu haben.

Während man sich in Berlin darum sorgt, ob die Goldanleihe voll gezeichnet werden wird, kommt aus Genf die Meldung, die zuletzt aufgelegte Anleihe der schweizer Regierung sei dank großer Zeichnungen der Stinnes-Gruppe gedeckt. Ferner habe Stinnes so große Kapitalien neuerdings in schweizer Unternehmungen investiert, daß der Bundesrat bereits interpelliert worden ist, was er gegen das Eindringen fremden Kapitals zu tun gedenke. Der Bundesrat hat, ein bißchen kleinlaut, darauf geantwortet, daß er „keinerlei gesetzliche Handhabe für solche Maßnahmen besitze", und daß im Augenblick auch kein zureichender Grund zum Einschreiten vorliege.

Auch in Deutschland kann man weder noch will man Herrn Stinnes in seinen Auslandsgeschäften beschränken. Aber man muß sich doch wohl einmal die Frage vorlegen, welchen Vorteil für Deutschland die emsige Auslandstätigkeit seines größten Industriemagnaten hat. Vor dem Kriege waren von Deutschen rund 18 Milliarden Goldmark Nominalkapital in ausländischen Wertpapieren angelegt. Zu Devisenbeschaffung, durch Liquidation auf Grund des Friedensvertrages und durch andre Wertübertragungen soll nach amtlichen deutschen Schätzungen das deutsche Auslandskapital bis Ende 1922 auf ungefähr 2,2 Milliarden zusammengeschrumpft sein. Wäre unser Auslandsbesitz wirklich so gering — einige „Transaktionen" dürften den amtlichen Statistikern wohl entgangen sein —, so wäre eine Neubeteiligung deutschen Kapitals im Ausland gewiß recht wünschenswert, damit die zerrissenen Fäden wiederangeknüpft und neue Verbindungen angebahnt werden können. Aber die Kehrseite ist doch die, daß für jede Goldmillion deutschen Kapitals, die gegenwärtig unsrer Inlandswirtschaft entzogen wird, ausländisches Kapital in wenigstens der gleichen Höhe sich deutscher Werte bemächtigt. Die deutschen Auslandsbeteiligungen tragen also nicht zur Hebung der deutschen Zahlungsbilanz bei, sondern unter Umständen zu ihrer Verschlechterung. So wird auch bei den schweizer Eroberungen des Herrn Stinnes die deutsche Volkswirtschaft letzten Endes leer ausgehen, und der einzige Erfolg dürfte sein, daß Deutschland wiederum verdächtig wird, sein überflüssiges Geld ins Ausland zu schaffen, anstatt es für Reparationszwecke zu verwenden.

---

# Frühlingsvormittag von Peter Panter

*Für Mary*

Natürlich kommst du erst einmal ein Viertelstündchen zu spät — und dann mußt du lachen, wie du mich da so an der Uhr stehen siehst, und dann sagst du: „Die Uhr geht überhaupt falsch!" Uhren, an denen sich Liebespaare verabreden, gehen immer falsch. Und dann gondeln wir los.

Das ist ein zauberischer Vormittag. Du trägst ein weich gefaltetes, weites Kleid, ganz hell, was dich noch blonder macht, einen kleinen Trotteur, wie ich ihn gern habe, und deine langen, zarten Wildlederhandschuhe; du duftest ganz zart nach irgend-

etwas, was du als Lavendel ausgibst — und was das Verzaubertste an diesem hellen Tage ist —: wir sprechen nicht ein einziges Mal von Zahlen. Es ist ganz merkwürdig und unberlinisch. Leider: ganz undeutsch.

Du sprichst von Kurland. Wie sich auf dem lettischen Bahnhof Männlein und Weiblein und Kindlein einträchtig in der Nase bohrten, der ganze Bahnhof bohrte in der Nase: Gendarmen, Bauern, Schaffner und Lokomotivführer. Ich finde, daß das dem Nachdenken sehr förderlich sei, und das willst du wieder nicht glauben. Doch. Der Ausdruck: „in der Nase grübeln . . . " Weiter. Und dann erzählst du von den langen, langen Spaziergängen, die man in Kurland machen kann — und mir wird das Herz weit, wenn ich an das schönste Land denke, das wir beide kennen: Gottes propprer Protzprospekt für ein unglücklicherweise nicht geliefertes Deutschland.

Und dann gehen wir an kleinen Teichen vorbei, an einem steht seltsamerweise nicht einmal eine Tafel mit: Verboten — und wir wundern uns sehr. Und du patschst mit deinen neuen Lackhalbschuhen (du freundliche Mühlenaktie!) in einen Tümpel, und ich bin an Allem schuld — und überhaupt. Aber dann ist das vorbei . . . .

Und in deinen Augen spiegelt sich der helle Frühlingstag, du siehst so fröhlich aus, und ich muß immer wieder darauf gucken, wie du dich bewegst. Und wieder sprechen wir von Rußland und von deiner Heimat. Was ist es, das dich so bezaubernd macht —?

Du bist unbefangen.

Und ich will dir mal was sagen:

Bei uns tun die feinen Leute alles so, wie es in ihren Zeitschriften drin steht — und immer sehen sie sich photographiert, fein mit Ei und durchaus „richtig". Ihr überlegt gar nicht so viel. Ihr seid hübsch, und damit gut. Und Ihr geht, schreitet, lacht, fahrt und trinkt so, wie es euch eure kleine Seele eingegeben hat — ohne darüber nachzudenken, wie das wohl „aussieht". Aber Ihr fühlt immer, wie es aussieht — und Ihr wollt immer, daß es hübsch aussehen soll. Und nichts ist euch unwichtig, und alles erheblich genug, um es mit Freude zu tun. Der Weg ist das Ziel.

Aber da hält ein Auto, darinnen sitzt Herr Kolonialwarenhändler Mehlhake (A.-G. für den Vertrieb von Mehlhakeschen Präparaten — „Wissen Se, schon wejen der Steuer!"), und so sieht auch Alles aus: Frau Mehlhake ist so schrecklich richtig angezogen, daß wir aus dem Lachen und sie aus der feinsten Lederjacke nicht herauskommt, die kleinen Mehlhakes haben alle Automobilbrillen und schmutzige Fingernägel — und das Auto kostet heute mindestens seine . . .

Aber wir wollten ja nicht von Zahlen sprechen an diesem Frühlingsvormittag.

Das Auto staubt davon. Wir gehen weiter, wir Wilden, wir bessern Menschen.

Denn mit dem Stil ist das wie mit so vielen Dingen: man hat ihn, oder man hat ihn nicht.

# Bemerkungen

## Zum 18. März

Das Christentum war schön, als es noch den Verfolgungen durch ein kaiserliches, vertiertes Heidentum trotzte, als es noch revolutionär und jung, als es noch nicht verfälscht und verfettet war durch die Heucheleien offizieller Vertreter, die von Liebe predigten und dennoch sagten: Gesegnet sei die Munitionsindustrie und der patriotisch maskierte Völkerhaß! Der Protestantismus war schön, als er noch von Folter und Scheiterhaufen umdroht und umlodert schien, als er noch revolutionär und jung, als er noch nicht in Autorität und Trägheit versunken war und der Sinn seines Namens noch nicht in sein Gegenteil sich gewandelt hatte. Auch der bürgerliche Liberalismus war schön, als er noch gegen Metternich, gegen allerhöchsten königlich-preußischen Meineid und gegen General Wrangel sich bäumte, als er noch im Geist und im Raum auf Barrikaden jauchzte, als er noch revolutionär und jung, als er noch nicht in seinem Verlangen nach einer Verfassung durch die preußischen Dreiklassenwahlen beinahe befriedigt, durch den aus Königgrätz und Sedan herüberklirrenden Waffenruhm noch nicht unheimlich verblendet, durch Aufhebung innerdeutscher Zollschranken, durch wirtschaftlichen Wohlstand und durch demokratisch scheinende Kaiser- und Osterbotschaften noch nicht kindlich rührend gesättigt war. Jede errungene Freiheit in der Tat und im Geist ist schön, solange noch nicht der Prozeß der Verkalkung begonnen hat.

Der Jahrzehnte umspannende republikanische Freiheitskampf, der am achtzehnten März 1848 zum ersten Mal in Deutschland seine noch linkisch zuckenden Flügel hob, würde unwesentlich und beinahe unnötig gewesen sein, wenn sein historischer Sinn nur darin bestanden hätte, daß das Bürgertum, der Gewerbefleiß und die großindustrielle Bourgeoisie wirtschaftliche Erfolge errangen auf Kosten der deutschen Fürstenfamilien oder der Aristokratie. Die demokratische Republik muß ihren Wert und ihr wahres Gewicht vor allem darin sehen, daß sie zur Verwirklichung des sozialistischen oder des pazifistischen Ideals oder beider führt.

Da heute und morgen radikale Sozialisierung aus wenigstens Einem Grunde als undurchführbar erscheint, bleibt uns noch der Wunsch und der Wille: „Die Waffen nieder!" Bleibt uns noch die Möglichkeit, für die Völkerversöhnung zu arbeiten und für die Befreiung und letzte Befriedung der weltwirtschaftlichen Vernunft, die der Pazifist Keynes predigt. Ist dieses Ziel erreicht, so haben wir die wahre Vollendung des Kampfes, der fast vor einem Dreivierteljahrhundert begann und am neunten November 1918 noch lange nicht wahrhaft siegreich beendigt war.

Jeder europäische Staat, der sich zu einem Kriege gegen ein andres Land in unserm Erdteil und in unserm Jahrhundert entschließt, handelt, wenn er seines Sieges gewiß ist, wie ein geisteskrank gewordener Kaufmann, der ein Geschäft abschließt, von dem er weiß, daß er einen geschäftlichen Gewinn haben wird, den die Spesen ums Zehnfache oder Hundertfache übertreffen. Nicht jeder Republikaner scheint von der grauenvollen Wahrheit dieses Vergleiches zornig durchglüht. Aber was wäre gewonnen, wenn uns nicht mehr die Machtgier einer bevorrechteten Raubritterklasse oder die forsche Eitelkeit eines lächerlichen Landesvaters, sondern nur die anonyme Tyrannei der nationalistischen Dummheit hineinkommandierte in einen neuen viereinhalbjährigen Zehnmillionenmord?

Laßt uns auf die Barrikaden des Geistes steigen, und weithin donnern, stärker als das überlieferte Hurragebrüll, unsern Freiheitsschwur:

„Nie wieder Krieg!"

*Werner Dreiburg*

Berthold Viertel: Karl Kraus
(Verlag Rudolf Kaemmerer in Dresden)

Ueber die leidenschaftlichste Apologie der Gegenwart, den Selbstbefreiungsakt eines Menschen und Dichters, wird noch einmal ausführlicher zu sprechen sein. Nur um den einzigen Einwand vorwegzunehmen, sei gesagt, daß der Versuch, Karl Kraus in die Kategorie eines metaphysischen Judentums einzuordnen, das Gesamtbild seiner Persönlichkeit zweifellos willkürlich determiniert. Jedes Kapitel in Viertels Buch, diese ganze gewaltige Schilderung einer durchaus harmonischen Entwicklung spricht dagegen, daß Kraus in die „merkwürdige Reihe der verzerrten Porträts des Mannes" gehört, nicht zuletzt jene Stelle, die so plastisch seine Naivität am Vorlesetisch beschreibt, also eine wahrhaft „anschauliche" Naivität, die nur sehr mühsam als „das Verbindende zwischen der nie gelösten Reflektiertheit, die ihn zum unheilbaren Grübler, Zweifler und Rabulisten macht", erklärt werden kann. All diese komplizierten Zusammenhänge sollten „eine von Kraus nicht gesehene Anschauung" sein, von ihm, dessen Betrachtung doch immer wesentlich Selbstbetrachtung war: Betrachtung des ihm nächsten und deutlichsten Paradigmas geistverbundener Lebensführung? Eher müßte man ihn als Einen sehen, der gegen den Zwiespalt der zeitlichen Judenseele (im Sinne Viertels) gestellt ist, Einheit gegen Zerrissenheit, um „die Rache der Molluske am Mann, des Händlers am Helden, des Shaw an Shakespeare, des Ghetto an Gott" zu vereiteln!

Fritz Reck-Malleczewen: Die Dame aus New-York
(Verlag Rudolf Mosse in Berlin)

Die Geschichte der schönen Violet Tarquanson: das könnte von der Courths-Mahler sein, ist aber mindestens von Chesterton. An den erinnert neben der Fähigkeit, mit drei Worten ein Milieu zu charakterisieren — „dieses ganze, mechanisch arbeitende und an Fortschritt, Zukunft und Richards Einheitsweste glaubende New-York" —, vor allem die ungezwungene Mischung aus Kolportage- und Weltanschauungs-Roman. Ein Kellermann, der tiefer gräbt, hat das Problem der größenwahnsinnigen Maschine gesehen und, weil er tiefer gräbt, auch ihr Fiasko. Daß in dem erbitterten Ringen das weiße Weib auf Seite der mißhandelten Natur zu finden ist, wird den Moralbürgern aller Nationen schlecht in den Ohren tönen. Aber auf deren Gefolgschaft mußte ja ein Autor von vorn herein verzichten, dem es „widerstrebte, seinen allzu lyrischen Zeitgenossen gleich ein romantisches Lied zu singen und in der Seele einer Zeit zu wühlen, die gar keine Seele hat".

August Strindberg: Briefe ans Intime Theater
(Verlag Georg Müller in München)

Welch unbändiges Furioso, das noch praktische Fragen der Dramaturgie durch höchst persönliche Ergüsse löst! So ist ein Werk von reizvoller Inkongruenz entstanden, das zu lesen Genuß und Pein in einem ist. Genuß, weil es von Strindberg geschrieben, Pein, weil es von Schering übersetzt, nein, eingedeutscht ist, der sich Stilblüten eigner Art zum Kranze windet: „Das Schwedische nimmt also nicht den französischen Akzent, wie unsre Schauspieler am liebsten zu tun geneigt sind." Es hätte wenig Sinn, Herrn Schering die kostbaren Uebertragungen Georges oder Schaeffers zum Studium zu empfehlen. Wohl aber täte ein so treuer Diener seines Herrn gut daran, endlich eine Grammatik beizuziehen, die ihn sachlich belehren könnte: Das Deutsche nimmt also nicht die schwedische Wortfügung, wie unsre Uebersetzer am liebsten zu tun geneigt sind.

Grete von Urbanitzky: Das Jahr der Maria
(Verlag Wiener Literarische Anstalt)

Hier ist Christentum Literatur geworden. Bisweilen nette, ge-

pflegte, klangschöne Literatur, aber immer Literatur mit allen Hilfsmitteln ornamentaler Romantik (Kapellen, Ave-Glocken, Marienfäden), die doch nirgends den Mangel an innerer Bewegtheit verdecken können. Es wäre kein Anlaß, mit der sicherlich gutgläubigen Verfasserin hart zu sein, wenn sie sich nicht grade an ein Thema gewagt hätte, bei dem, wenn irgendwo, nur eindringlichste Gestaltungskraft vor beinah blasphemischem Dilettantismus bewahrt. Jedenfalls: wer Rilkes ‚Marienleben' kennt oder auch nur den ersten Vers seines Gedichtes ‚Geburt Mariä': „O was muß es die Engel gekostet haben, nicht aufzusingen plötzlich, wie man aufweint!", in dem mehr Inbrunst, Ekstase und Wortgewalt ist als auf diesen siebzig Seiten versifizierter Biographie, der wird an dem Buch kaum seine Freude haben.

J. J. Rousseau: Zum ewigen Frieden (Verlag Hans Robert Engelmann in Berlin)

„Das goldene Erziehungsbuch für die deutsche Jugend" hat eine Zeitung Ludendorffs Kriegserinnerungen genannt. Was wird sie erst zu Rousseaus (und Saint-Pierres) ‚Ewigem Frieden' sagen, dem klassischen Werk des geistigen Pazifismus, das zum ersten Mal die erhabene Idealität des Völkerbunds gesehen hat und schon — in einem erschütternden Satz — seine klägliche Realität: „Das liegt wohl daran, daß sich das Beste nicht so vollzieht, wie es ausgedacht wird, und daß in der Politik ebenso wie in der Sittenlehre die Weite unsres Horizontes fast nur die Größe unsrer Leiden dartut." Die Größe unsrer Leiden freilich mag selbst über die Weite eines Rousseauschen Horizontes gegangen sein. Und was gewiß außerhalb seines Gesichtskreises lag, war die Möglichkeit, daß nach fünf blutigen Jahren der reine Ruf seiner Friedenssehnsucht so ungehört verklingen könnte wie zuvor.

*Heinrich Fischer*

**Kruzifix und Nächstenliebe**

Ich bin doch neugierig," meinte ein durch und durch Gottloser, „wie weit es mit dem Glauben so eines katholischen Bauern geht."

Er ging zu so einem katholischen Bauern hin, der sich grade vor einem Kruzifix bekreuzigte. Er stellte die durch und durch gottlose Frage: weshalb er sich denn vor so einem Kruzifix bekreuzige, und ob es nicht weit gescheiter sei, das Kruzifix da in den Straßengraben zu werfen, damit sich Keiner mehr davor zu bekreuzigen brauche.

Der katholische Bauer, dessen Glaube sehr groß war, nahm seinen Spaten in die Faust und leuchtete dem durch und durch Gottlosen damit heim.

*

Ein durch und durch vaterländischer Schriftsteller hat es auf die menschliche Nächstenliebe abgesehen. „Ich bin doch neugierig," meint der durch und durch vaterländische Schriftsteller, „wie weit es mit der Nächstenliebe meiner Leser geht."

Er schreibt die feurigsten Polemiken gegen einen hohen Politiker, aus dem er sich nichts machen kann, und den er deshalb vor seinen Lesern als Schädling des Vaterlandes hinstellt.

Der durch und durch vaterländische Schriftsteller schreibt in seinen Aufsätzen: es sei ein Wunder, daß die Vaterlandsliebe seiner Leser nicht groß genug ist, um so einen gefährlichen Landesverräter unschädlich zu machen.

Da nahm ein Leser, dessen Vaterlandsliebe groß genug war, einen Revolver zur Hand und schoß den durch und durch gefährlichen Landesverräter über den Haufen.

*

Ob die noch immer kannibalische Welt einmal dahin kommen wird, die Kruzifixe zu zerschmettern und die lieben Nächsten zu verschonen, die ein durch und durch vaterländischer Schriftsteller als Schädlinge hinstellt, weil er sich nichts aus ihnen macht?!

*Bruno Manuel*

## Antworten

**Reisende.** Meidet Bayern! Der Untersuchungsausschuß des Bayrischen Landtages „hat den sozialdemokratischen Antrag auf Besichtigung der Anstalt Niederschönenfeld abgelehnt“. Er weiß, warum. Die ungeheuerlichste Kulturschande der neuern Zeit könnte offenbar werden: daß Männer wie Toller und Mühsam, und drüben in Ebrach Fechenbach, schlimmer als die Tiere behandelt werden. Es gibt kein Mittel, ihre Henker zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber es gibt eine Strafe. Als im vorigen Jahr auf holländischen Bahnhöfen Plakate davor warnten, das gute Auslandsgeld in diese finstern Berge zu tragen, da erfolgte Heulen und Zähneklappern. Eine solche Abdrosselung des Fremdenverkehrs sollte noch ganz anders organisiert werden. Denn der Geldbeutel ist der einzige Körperteil, wo diese wilden Völkerschaften zu treffen sind.

**Franz W.** Für einen Reklameversch auf Pryms Druckknopf der Zukunft ist ein Preis von sechs Millionen Mark ausgesetzt und verteilt worden. Damit ist schon eine hübsche Reise ins Land des Weins und der Gesänge zu bestreiten. Kein Wunder, daß sich das Interesse der beliebten „weitern Kreise“ an der Einrichtung der Preisausschreiben neu belebt hat. Auf der Universität Hamburg gibt es ein Seminar für Industrierecht. Das will sich von dem Zuge der Zeit auch mitfortreißen lassen. ‚Das Plakat im Lichte des Rechts‘: darüber wird eine Abhandlung gefordert. Das Plakat als Gegenstand eines Kaufvertrages oder Werkvertrages; als Kunstwerk — Urheberrecht, Musterrecht; als Werbemittel — Warenzeichenrecht, Ausstattungsschutz, Wettbewerbsrecht; als öffentliche Druckschrift — Patentrecht, Gebrauchsmusterrecht; als Presseerzeugnis — öffentlich-rechtliche und strafrechtliche Gesichtspunkte. Einlieferungstermin: 31 März 1923. Erster Preis: Zweitausend, zweiter: Eintausend Mark. Das Preisgericht kann nach freiem Ermessen die Preise an mehrere Einsender gleich guter Arbeiten verteilen. „Es ist erwünscht, daß die Arbeiten auf einseitig beschriebenen Bogen in Maschinenschrift mit breitem Rand eingeliefert werden.“ Handgeschöpftes Büttenpapier wird nicht zur conditio sine qua non gemacht.

**Maria.** Mit diesem Namen ohne Vatersnamen — aber vielleicht ist das Ihr Vatersname? — unterzeichnen Sie folgenden Brief: „Liebe Weltbühne! Anbei sende ich Dir zwei politische Sonette, die Du abdrucken kannst; wenn Du den Mut dazu hast.“ Das erste taugt gar nichts. Das zweite nennt sich ‚Manifest der Völker‘ und lautet: „Wir glauben nicht mehr an die Helme; Phrasen. Wir sind nun mündig, kennen die Geschichte: Die Helden, die im Grunde doch nur Wichte —: In Schutt sie legten Länder und Oasen! Wir wollen nicht mehr jene Paraphrasen Vom Menschentier, das ein Gesetz verrichte, Wenn es sich haßt! Dies sind nicht mehr Gedichte, Ist mehr —: Der Mensch ist Gott! — Denn er hat Phasen Wie kein Geschöpf —: Er hat die höchste — Geist! — Für den es keine Mauern, Schranken gibt, Der seine Macht zu wenig nur geübt! — Wir wollen nicht mehr Mars und nicht mehr Grenzen! Wir fühlen tief des neuen Gottes

Lenzen —: Wir wissen nur noch nicht, wie dieser heißt! —" Vielleicht: Nebbich. Immerhin ist es eine unabgenutzte Methode, ein Gedicht, das ich um seiner selbst willen nie aufgenommen hätte, weil ich täglich ein Dutzend derselben Tendenz, desselben Inhalts und desselben Kunstwerts erhalte, dadurch wenigstens in die ‚Antworten' zu schmuggeln, daß man ihm einen derartigen Brief beifügt. Freilich gedenk ich kein zweites Mal Ausflüsse dieser Methode zu unterbreiten.

**Juda Makkabi.** Das Blatt, das sich nach deinem Vatersnamen der ‚Hammer' nennt und als Vornamen ein C davor verdiente, hat es erreicht. Hugo Salus erzählt: „Ich war drei Jahrzehnte lang unter anderm Mitarbeiter der ‚Jugend', des ‚Simplicissimus' und von ‚Westermanns Monatsheften'. Hunderte meiner Gedichte sind dort erschienen, und der Verlag Albert Langen hat die meisten meiner Bücher verlegt. Nun mußte ich von allen hören — man hat es mir in seitenlangen Entschuldigungsbriefen mitgeteilt —, man könne von mir leider nichts mehr veröffentlichen, denn man sei gezwungen, auf rein arischem Standpunkt zu stehen." Wodurch gezwungen muß ich? mauschelt Shylock, der ein tapferer Jude ist und nur nach dem Gesetz in seinem harten Herzen fragt. Die Verleger jener Blätter sind für ihr Teil weit entfernt davon, Antisemiten zu sein. Aber da die Leser es allmählich geworden sind, so zögern sie, in ihres Ariertums erhebendem Gefühle, keinen Augenblick, dieser Tatsache „Rechnung" zu tragen.

**Engländerin.** Ihr vortrefflicher ‚Manchester Guardian' bezeichnet als den eigentümlichsten Moment der Konferenz von Brüssel, „einer der merkwürdigsten und wichtigsten, die seit dem Waffenstillstand stattgefunden haben, das plötzliche Erscheinen des Herrn Maginot, des Kriegsministers und Führers der äußersten Rechten, der in aller Eile nach Brüssel gereist war nach seiner auffallenden Erklärung an die Offiziere in Düsseldorf, daß Frankreichs Feinde nicht an der Ruhr, sondern in Berlin stünden, und daß man dort französische Soldaten und Stationsvorsteher rächen sollte. Wenn das überhaupt etwas bedeutet, so bedeutet es eine weitere Vorwärtsbewegung in das Innere Deutschlands, wenn auch vielleicht nicht gleich bis nach Berlin. Herr Maginot, Annexionist und Freund der Royalisten, dürfte seinen überraschenden Sprung aus dem Rheinland nach Brüssel, wo der belgische Premierminister darauf bedacht ist, dieses Abenteuer im ersten günstigen Moment zu beenden, zu keinem andern Zweck gemacht haben, als um seinem Chef den Nacken gegen solchen Pazifismus zu steifen. Die Brüsseler Konferenz hat die Reaktionäre enttäuscht und geärgert. Herr Poincaré ist friedlicher als sein Kriegsminister. Die Tür zum Frieden öffnet sich auf dieser Seite langsam. Ein kluges Angebot Deutschlands könnte sie ganz öffnen." Aber von Deutschland, das seit Bismarcks Abschied nie klug gewesen ist, wird dieses Angebot wahrscheinlich erst erfolgen, wenn es zu spät kommt: wenn drüben die Ludendorffs wieder Oberwasser haben — die jetzt von unsern Ludendorffs für den Auswurf der Menschheit erklärt werden, als obs keine Zeit gegeben hätte, wo Deutschlands Würde, wie jene sie auffaßten, gebieterisch forderte, die Annexion der flandrischen Küste zur Voraussetzung jedes Friedensschlusses zu machen.

**Felix Hollaender.** Sie erweisen mir geringem Knecht die Ehre eines telephonischen Anrufs, weil ich bestimmte Schlüsse daraus gezogen habe, daß „keine geringern Mitglieder als die Herren Hartmann, Kloepfer, Krauß, Thimig und Agnes Straub" Ihr Unternehmen verlassen. Das treffe nicht zu, denn Hartmann, Krauß und Thimig gedächten nicht, Ihnen untreu zu werden, und es schädige Sie, daß die Presse diese falsche Nachricht bereits von mir zu übernehmen begänne. Es ist umgekehrt, entgegne ich darauf: ich habe nicht aus der Tiefe meines

Gemüts, sondern aus der Presse geschöpft, daß Hartmann zu Viertels ‚Truppe', Thimig zu Reinhardt nach Wien, Kloepfer und Agnes Straub die halbe Saison ans Lessing-, die halbe ans Staats-Theater gehen, und daß Krauß eine Filmfabrik gründet und die Theaterspielerei aufgibt. „Aber, Herr Jacobsohn!" rufen Sie: „seit wann glauben denn Sie, was in den Zeitungen steht?" Ich glaube je länger je weniger, was in den Zeitungen steht. Aber da diese Notizen wochenlang undementiert blieben, mußt' ich sie schließlich für wahr halten. Wie konnt' ich vermuten, daß Sie, der Sie eine Berichtigung in meinem Blatt wünschen, sie nicht sofort von den Zeitungen begehren würden, die eine zwanzigmal so große Auflage haben und Sie dementsprechend schwerer schädigen als die ‚Weltbühne'! „Aber auch ‚heimlich pleite' bin ich nicht." Nun, ich habe hinzugesetzt: wenigstens als Max Reinhardts Erbe. „Das stimmt ebenfalls nicht: Reinhardt hat monatelang ‚Orpheus in der Unterwelt' und wochenlang Kotzebue gespielt." Ich würde nicht Offenbach mit Oscar Straus vergleichen und nicht die ‚Deutschen Kleinstädter', über die ich nach hundert Jahren noch lache, mit ‚Alt-Heidelberg', das mich schon vor zwanzig Jahren maßlos gepeinigt hat, und dem ich dieses Mal, trotz Werner Krauß, in der Mitte entwichen bin. „Das ist Geschmackssache." Wie gehts Ihrem reizenden Kinde, Herr Hollaender, und seiner Mutter? „Danke, ausgezeichnet — den Ihren hoffentlich ebenso gut?" Danke — ich kann nicht klagen. Auf Wiedersehen. „Auf Wiedersehen!"

## Mitteilung

Die Druckpreise sind dieser Tage wieder um 25 % erhöht worden. Das Vierteljahresabonnement kostet deshalb vom 1. April an 4500 Mark, die Einzelnummer 600 Mark. Die Abonnenten wollen sich der beiliegenden Zahlkarte bedienen. Die Käufer der Einzelnummer tun gut, durch Benutzung dieser Zahlkarte ebenfalls Abonnenten zu werden, wenn ihnen daran liegt, 3300 Mark zu sparen. Die Ersparnis kann sich aber erhöhen: denn jede künftige Preissteigerung ist für die Einzelnummer obligatorisch, während Nachzahlungen auf das Abonnement im Lauf des Quartals immer nur erbeten, niemals zur Bedingung gemacht werden.

*

### Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | 2½ Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.




Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

# Abrechnung von Walter Mehring

An den Herrn Ersten Vorsitzenden des Vereins
d . . D . . . . . . . R . . . . zu Berlin

Hochverehrter Herr!

Nachdem ich die Ehre gehabt habe, viele Jahre hindurch Ihrem Verein als zahlendes Mitglied anzugehören, sehe ich mich mit dem heutigen Tage gezwungen, feierlichst meinen Austritt zu erklären, und erlaube mir, diesen Schritt mit folgenden Erwägungen zu begründen:

Zunächst hat man mich bei der Eintrittserklärung überrumpelt, derart, daß man mir nicht nur keine Zeit zum Nachdenken ließ, sondern mich noch nicht einmal um meine Bereitwilligkeit befragte. Ich habe weiterhin viele Mühe vergeudet, wenigstens die notwendigsten Bestimmungen des Vereins in den von Ihnen zu diesem Behufe geschaffenen Instituten zu erlernen; auf die Erlernung der Spezialstatuten habe ich aber verzichtet, da diese in einem solchen Wust von Paragraphen, Unterparagraphen und Zusätzen bestanden, daß sich selbst die senilsten Mitglieder darin nicht auskannten. Rekapitulieren wir, was ich davon behalten habe!

d.D.R. wurde anno 1871 in der Versailler Spiegelgalerie als ein Verein auf Gegenseitigkeit gegründet. Zweck war die Wohlfahrt seiner Mitglieder und die Pflege des patriotischen Gedankens. Anfangs klappte Alles herrlich, die Einkünfte waren befriedigend, bald jedoch entwickelte sich ein Zustand, der Ihrem damaligen Herrn Ersten Vorsitzenden göttliche Verehrung zubilligte, sodaß der ursprünglich geplante Kegelclub in eine mystifizierende Sektiererei ausartete. (Mit Spree getauftes Spartanertum.) Ich will davon absehen, daß dieser Herr Vorsitzende oft konfuse Reden hielt, daß er schlechte Marmornippes in sinnlosen Massen einkaufte, daß er ständig mit einem Kindersäbelchen spielte, das zu nichts gut war, als damit zu klappern — Alles typische Anzeichen von paranoia! —, daß er auf unsre Kosten rauschende Feste gab, zu denen ich nie eine Einladung erhielt. Zum Unglück überwarf er sich mit den Vorständen ähnlicher Vereine, und obschon dies aus ganz privaten Reibereien geschah, tat er es doch namens seiner sämtlichen Mitglieder.

Unser Club besaß damals eine ganze Armee galonierter Diener, eigens zu unserm Schutze bestimmt. Diesen Galonierten waren wir Mitglieder nunmehr bis zum Kadavergehorsam unterworfen, ja hatten sogar die Verpflichtung, nach ihrer Anordnung die Mitglieder andrer Vereine zu ermorden! Kein Wunder, da der Herr Erste Vorsitzende persönlich beliebte, in einer Diener-Gala-Uniform herumzulaufen! Kein Wunder auch, daß das unfaire Benehmen dieser servilen Naturen unser Ansehen bei der Gesamtheit der übrigen Vereine verscherzte! Sehr bedenklich war es, daß dieser oft genannte Vorsitzende, nachdem er auf Grund eines für ihn blamablen Kassenrapports abberufen, nicht

nur sich einem Strafverfahren zu entziehen wußte, sondern sich sogar weiter — bis heute — einer gradezu gotteslästerlichen Anbetung erfreut. Als direkt gefährlich aber ist es zu bezeichnen, daß von diesem Tage an seine Krankheit — progressiver Größenwahn bis zum maniakalischen Ich-über-Deutschland-über-AllesinderWelt! — obligatorisch wurde für uns Mitglieder, ehemals lauter ruhige, gesunde Bürger, die keine andre Prätention hatten, als sonntags alle Neune zu schieben und bei einem Glase Bier oder Meth in den gemütlichen Vereinsräumen am Königsplatz über Politik zu schwätzen. Jetzt wäre es das Beste gewesen, uns Mitglieder, wie wir gebacken und gebraten waren, auf Vereinskosten einer Radikalkur zu unterwerfen — indeß verarmte unser Vereinsfonds infolge veruntreuten und vergeudeten Geldes völlig. Wir hatten da noch einige Spiegelscheiben zu ersetzen, die unsre Galonierten in fremden Clubräumen eingeschmissen hatten; was blieb uns übrig, da wir die Kosten nicht aufbringen konnten, als zu Verhandlungen mit den Vorsitzenden jener Vereine zu schreiten, um neue klippschülerhafte Prügeleien zu vermeiden! Solche an sich schon sehr kostspieligen Verhandlungen scheiterten einmal an der üblichen Vereinsmeierei, dann aber daran, daß unsre Diener, also die von uns selbst zu unserm Schutze Besoldeten verhandlungsgeneigte Mitglieder ins Jenseits beförderten. Leider besitzen auch die andern Clubs, sociétés, patriotischen Maffien undsoweiter derartige Galonierte, mit denen sie zunächst einige unsrer Vereinslokale und neuerdings einige unsrer Vorratskammern — oder vielmehr Vorratskammern reicher Mitglieder — beschlagnahmten. Was tut nun unser Verein, der sich verpflichtet hatte, für die Wohlfahrt seiner Mitglieder zu sorgen? Er liest den arbeitenden Mitgliedern die Vereinsstatuten vor, um die Rechtswidrigkeit der fremden Statuten zu dokumentieren, und ernennt die Besitzer der Vorratskammern zu Ehrenmitgliedern.

Jahrelang habe ich diesen verrückten Zuständen schweigend, wenn auch leise mißbilligend, zugesehen, habe selbst mich in die Tracht galonierter Diener stecken lassen und angetan damit die Vereinsräume gescheuert. Vom heutigen Tage an aber sehe ich mich außerstande, fernerhin noch irgendeinem dieser Vereine, welcher es auch sei, anzugehören, seit sich die Tätigkeit dieser Vereine allein darin auswirkt, auf der Straße zu stehen und sich gegenseitig die Zunge herauszustrecken.

Und Sie werden, hochverehrter Herr Vorsitzender, billigerweise zugeben müssen, daß so etwas für einen halbwegs vernünftigen Menschen keine anständige Beschäftigung ist. Ich erlaube mir daher, meinen Austritt aus dem Verein d.D.R. anzumelden, und werde nicht eher meinen Eintritt wieder beantragen, als bis der Verein zu seiner ursprünglichen Bestimmung den Weg zurückgefunden hat, nämlich nichts weiter zu sein als ein friedlicher, anspruchsloser Kegelclub mit keinem andern Aufgaben als einer gemütlichen Rivalität beim Kegelschieben!

Genehmigen Sie, Herr Vorsitzender, den Ausdruck vorzüglicher Hochachtung!

*Walter Mehring*

# Der dritte Akt des Fascismus von Max Tann

Rom, Ende März 1923

Nach einer Regierungszeit von fünf Monaten steht der Fascismus jetzt auf der Höhe seiner Macht. Es gibt keine Partei mehr in Italien, mit der er augenblicklich ernstlich zu rechnen hätte, und da die außenpolitische Lage mit sich gebracht hat, daß Italien weniger isoliert ist als noch vor langer Zeit, darf er auch in der internationalen Politik einen Erfolg für sich in Anspruch nehmen.

Man muß den Fascisten lassen, daß sie ihre Stellung mit einer Energie befestigt haben, die gewissen andern Revolutionären nur als Beispiel dienen könnte. Sie haben den Leuten, die sich auf den bekannten Boden der Tatsachen stellen, nicht vertraut, und keine Sentimentalität hat sie zurückgehalten, ihre Anhänger in die wichtigsten Aemter zu setzen. Die Verfassung ist nicht angetastet, das Parlament nicht entrechtet, aber de facto regiert der große Fascistenrat, gestützt auf die „nationale Miliz". In jeder Provinz beinah gibt es neben dem Präfekten einen fascistischen Kommissar, und eine Stadtverordnetenversammlung, die auch nur die geringsten Schwierigkeiten macht, wird ohne weiteres aufgelöst.

Die liberalen Parteien der Mitte, alle diese Gruppen und Grüppchen, sind völlig eingeschüchtert. Seit Monaten hat keiner ihrer bekannten Führer eine politische Rede gehalten, und ihr Streben scheint nur darauf auszugehen, nicht ganz von der Staatskrippe verdrängt zu werden. Gewiß, wie überall, vielleicht sogar mehr als anderswo, gibt es in Italien eine wahrhaft demokratische Bourgeoisie, die noch an die Möglichkeit eines demokratischen Liberalismus glaubt, und die den Wunsch hat, alle freiheitsliebenden Elemente auf dieser Basis zu einigen. Aber ihre Versuche in dieser Richtung haben sehr rasch mit einem Mißerfolg geendet, ein Resultat, das übrigens unausbleiblich ist, auch wenn die Eifersüchteleien der Führer nicht vorhanden wären. Denn die Bourgeoisie in ihrer Masse glaubt an die Alternative: Fascismus oder Sozialismus, was für sie das Selbe ist wie Bolschewismus, und sie zögert keinen Augenblick, auf die Seite zu fallen, wo „Ordnung und Eigentum" garantiert werden.

Was die sozialistischen Parteien betrifft, so muß man sie als aufgerieben bezeichnen. Die Spaltung zwischen Maximalisten und Unitarier, unmittelbar vor dem Staatsstreich, ist eine Wunde, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur sehr langsam heilen kann. Trotzdem hat man den Eindruck, daß die sehr vorsichtig operierenden Unitarier ein gewisses Attraktionszentrum darstellen. Die Maximalisten sind durch die Streitigkeiten im eignen Hause wegen das Anschlusses an die Dritte Internationale lahmgelegt. Freilich sind diese Debatten jetzt vorübergehend verstummt, aber der Anlaß dieses Waffenstillstandes ist nur ein Beweis für die Ohnmacht der Partei. Die Regierung hat nämlich die Wortführer beider Richtungen, Serrati, den Direktor des ‚Avanti', und Nenni, seinen Hauptredakteur,

verhaften lassen. Der formale Grund ist bei Serrati die Unterzeichnung eines Aufrufs der Dritten Internationale während seines Aufenthaltes in Moskau, bei Nenni eine Rede, die er in Zürich gehalten hat. Außer ihnen sind viele Maximalisten in Haft, und ebenso ist es allen bekanntern Kommunisten gegangen, die nicht durch die parlamentarische Immunität geschützt sind. Auch das einzige Organ der Kommunisten, der triestiner ‚Lavoratore', ist jetzt verboten worden.

Eine andre Oppositionspartei sind die Republikaner. Aber diese kleine Partei hat, ungeachtet der tapfern Sprache ihrer Zeitung, der ‚Voce republicana' gar keine Bedeutung. Zudem stehen Teile von ihr, besonders in Norditalien, den Fascisten durchaus nicht so unsympathisch gegenüber wie die Zentrale, und schließlich besitzt diese Partei im Proletariat weder eine gewerkschaftliche noch eine sonstwie wirtschaftliche Basis.

Das einzige organisierte Gebilde, mit dem der Fascismus zu rechnen hat, ist die katholische Volkspartei. Die zur Zeit herrschende Gruppe sieht ihn allerdings nicht grade unfreundlich an; aber ein sehr großer Teil der Partei, geführt von dem mindestens ebenso sozial wie klerikal eingestellten Don Sturdzo, ist dem Fascismus entschieden feindlich. Die Methode, mit der ihn Mussolini mattzusetzen versucht, wird den Sturdzianern freilich ihre Politik nicht leicht machen. Diese Methode besteht in einer entschlossenen Versöhnungspolitik gegenüber dem Vatikan.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist der Gegensatz zwischen Staat und Kirche in sein letztes Stadium getreten. Die Gleichsetzung der kirchlichen mit den staatlichen Schulen, der Kampf der Fascisten gegen die Freimaurer, die wiederholte Teilnahme von päpstlichen Legaten an staatlichen Veranstaltungen sind die letzten Schritte auf dem Wege, der von Benedikt XIV. beschritten wurde, und den Pius XI. noch entschiedener fortsetzt. Bei der Hochzeit eines fascistischen Unterstaatssekretärs mit der Nichte des Kardinal-Dekans Vanutelli hat der alte Vanutelli Mussolini persönlich als den „Erneuerer der nationalen Größe Italiens" apostrophiert, und soeben hat der den Fascisten sehr nahe stehende Bürgermeister von Rom einen offiziellen Besuch im Vatikan gemacht, der von dem Kardinal-Vikar mit allem Pomp erwidert worden ist. Es bleibt abzuwarten, wie der bevorstehende Parteitag der Populari auf diese Entwicklung reagieren wird.

In der äußern Politik verhält sich Mussolini dagegen ziemlich passiv. Mit Ausnahme der Ratifizierung von einigen Verträgen, die bereits unter seinen Vorgängern abgeschlossen waren, begnügt er sich damit, abzuwarten. Wenn sich trotzdem die isolierte Situation Italiens seit dem Oktober zu seinem Vorteil verändert hat, so verdankt es das den Ereignissen an der Ruhr, die ihm die angenehme Position eines umworbenen „Neutralen" verschafft haben. Starke Kräfte arbeiten jedoch daran, Italien durch ein festes Bündnis an Frankreich zu ketten, und Deutschland wird gut tun, diese Bewegung nicht außer Acht zu lassen.

Die Meinung, von der die Anhänger dieses Gedankens ausgehen, ist die Ueberzeugung von dem kommenden deutsch-fran-

zösischen Urproduktionstrust, von der ich schon wiederholt gesprochen habe. Die italienische Schwerindustrie hat den natürlichen Wunsch, von dieser Zukunftskombination zu profitieren, und von ihr ist denn auch die Diskussion über eine „lateinische Entente" ausgegangen. Der ‚Messagero' hat die Frage mit einigen Artikeln ventiliert, in denen er eine Art Tauschgeschäft von französischer Urproduktion und französischem Kapital mit italienischer Arbeit vorschlug. Aber diese Vorschläge sind fast von der gesamten Oeffentlichkeit auf das heftigste abgelehnt worden, und der ‚Messagero', dessen Beziehungen zu Frankreich kein Geheimnis sind, ist stark kompromittiert worden. Auch der Ministerrat hat erklärt, daß er an nichts Aehnliches denke, und in der Tat ist ein italienisch-französisches Bündnis angesichts der Volksstimmung gegenwärtig nur schwer vorstellbar. Frankreich, von dem man sich bei den Friedensverträgen übervorteilt fühlt, ist in Italien zur Zeit recht unbeliebt, und das populäre Schlagwort für diese Gegnerschaft — beinahe möchte ich sagen: Feindschaft — heißt „Tunis", wo viel mehr Italiener als Franzosen wohnen. (Von den Eingeborenen spricht man nicht.)

Das sind die Resultate der Regierungspolitik des Fascismus. Außerdem ist er auch als Partei durch die Fusion mit den Nationalisten beträchtlich gestärkt worden. Aeußerlich besteht diese Vereinigung einfach in einem Aufgehen der Nationalisten in den Fasces; aber die Nationalisten sind ideologisch ohne Zweifel die Stärkern, und sie werden sicherlich die konservativ-royalistischen Tendenzen verstärken, die der Fascismus erst unmittelbar vor seinem Siege angenommen hat.

Alles in allem befindet sich die fascische Revolution in diesem Augenblick auf ihrem Höhepunkt — wenn man eine Bewegung, die keine Ethik, keinen Fortschritt, keine Erneuerung repräsentiert, eine Revolution nennen will. Es ist der dritte Akt, der Akt der siegreichen Potenz, der Akt der Hybris! Denn jetzt, wo die Bahn frei ist, wo die Staatsgewalt stärker ist als seit langer Zeit, jetzt müßten die wirklichen Reformen beginnen, jetzt müßten die sozialen Versprechungen eingelöst werden. Die Arbeitslosigkeit, die Wohnungsnot: das ist es. Ohne derartige wirkliche, greifbare Resultate wird der Fascismus sich sehr bald einer unorganisierten, aber darum umso gefährlichern Opposition gegenübersehen, nämlich der Stimmung einer sehr individualistischen, sehr freiheitsgewohnten, politisch sehr instinktsichern Bevölkerung.

Ich war ein paar Wochen in Sizilien. In diesem wilden Lande, das in Freundschaften und Feindschaften geteilt ist, wo jeder Einzelne ein Anarchist ist (wenn auch nicht im Parteisinne), wo die einzige wirkliche Macht die Geheimgesellschaften ausüben: dort gibt es kaum einen Fascismus. Dort lacht man nur darüber, wenn die Regierung das Waffentragen verbietet oder sich sonst in Dinge mischt, die der Sizilianer für seine Privatangelegenheiten hält. Aber wehe dem Fascismus, wenn man dort nicht mehr lachen wird! Die Methoden der Gewalt, das Einsperren, das Verbieten, das Bestrafen — das sind nicht die Methoden, mit denen man in Süditalien etwas erreicht. Auf die passive Resistenz folgt leicht die Verschwörung, und im

Lande der „Vesper“ versteht man sich auf Verschwörungen. Die Opposition ist vorläufig noch erst rein stimmungsmäßig; aber sie wächst. Und hier möchte ich eine Prophezeiung wagen: Eher als von den Industriearbeitern des Nordens wird der Kampf gegen den Fascismus von den Landarbeitern des Südens seinen Ausgang nehmen.

---

## Christus in München von Siegfried von Vegesack

Als der Herr Jesus Christus nach München kam
Und gleich beim Hauptbahnhof ein möbliertes Zimmer nahm,
Warf ihn ein Schupo nachts aus dem Bette
Und fragte, ob er auch eine Einreiseerlaubnis hätte.

Der Herr Jesus Christus zeigte auf das Evangelium.
Der Schupo blätterte darin herum
Und sagte: „Dies ist kein Ausweispapier —
Kommen Sie mit auf das Polizeirevier!“

Der Herr Jesus Christus kam auf die Polizei.
Man fragte ihn: wo geboren, und wer und was er sei.
Der Herr Jesus Christus sprach: „Ich bin geboren in Bethlehem,
Gestorben auf Golgatha bei Jerusalem;

Der Schreiner Josef war mein Vater, und war es doch nie,
Meine Mutter war Jungfrau und hieß Marie.“
Der Schupo fragte ihn: „Sind Sie Christ oder Jude?“
Dem Herrn Jesus Christus war es seltsam zu Mute,

Er lächelte und sagte: „Ich bin Jude und Christ!“
Da schrie ihn der Schupo an: „Mensch, reden Sie keinen Mist!
Und wo wollten Sie denn in Bayern hin?“
Der Herr Jesus Christus sprach: „Ich wollte sehn, wie ich gestorben bin;

Das kann man sich ja jetzt Alles genau
Bei euch ansehen in Oberammergau!“
Da hat ihn der Schupo schrecklich angeblickt
Und ihn angebrüllt: „Mensch, Sie sind wohl verrückt!

Nach Oberammergau wollen Sie — Sie?
Das ist doch nur für Christen und unsre Fremdenindustrie!
Aber Sie und die ganze Slawiner- und Judenbande
Schmeißen wir ’raus aus unserm christlichen Bayernlande!“

Und der Herr Jesus Christus ward zum Bahnhof geführt
Und noch selbigen Tages in einem Viehwagen abtransportiert.
Leider hat man nicht mehr vernommen,
Wohin der Herr Jesus Christus aus Bayern gekommen,

Ob er nach Wien oder nach der Tschechoslowakei,
Nach Jerusalem oder Berlin abgeschoben sei.
Vielleicht, daß man ihn auch gefangen hält
In der Ordnungszelle Niederschönenfeld.

# Was ist Wahrheit?

**Wolffs Telegraphisches Bureau**

Die Feststellungen der deutschen Behörden über die Erschießung der beiden französischen Offiziere am 10. März 9.50 Uhr abends auf der Hagen-Straße in Buer haben folgenden Tatbestand ergeben:

Nach Angabe eines französischen Kapitäns vom Jägerbataillon Nummer 17 soll ein Offizier von hinten einen Schuß durch die Brust erhalten haben. Die Kugel ist durchgeschlagen, wurde bei dem andern Offizier vorn in der Brust gefunden und ließ sich leicht herausziehen. Die hierdurch entstandene Verletzung ist unbedeutend gewesen. Der Offizier hat einen zweiten Schuß von hinten durch den Kopf erhalten, und diese Verletzung hat den Tod zur Folge gehabt. Nach der Auskunft des Kapitäns wurde die Leiche des einen Offiziers an der Brücke Hoch- und Hagenstraße, am Pastorat gelegen, gefunden, und zwar mit den Beinen auf dem Bürgersteig, mit dem übrigen Körper auf dem Fahrdamm. Der zweite Offizier hat auf dem Bürgersteig vor dem Möbelhaus von Schosser gelegen.

Nach den angestellten Ermittelungen dürften als Täter zwei französische Alpenjäger in Frage kommen. Die Leichen der erschossenen Offiziere sind von einem deutschen Arzt nicht besichtigt worden. Die Angaben über die Verletzungen beruhen auf Angaben des Kapitäns. Die Kugel ist gezeigt worden, es war eine 9-mm-Kugel mit Messingmantel, die Patronen fehlten und sind am folgenden Morgen direkt an der Mauer des Pastorats an der Ecke Hoch- und Hagen-Straße gefunden worden. Sie lagen zusammen. Danach muß der Alpenjäger, auf dem Bür-

**Manchester Guardian**

Bei der Häufung von einander widersprechenden Aussagen ist es ganz unmöglich, die Verantwortung für den Mord der zwei französischen Offiziere in Buer festzustellen. Die deutsche Behauptung, daß sie von ihren eignen Leuten oder von Belgiern ermordet worden sind, hat keinen Anspruch auf Glaubhaftigkeit. Es ist auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Mörder zu den Einwohnern gehörten. Es gibt schwerwiegende Gründe für die Annahme, daß sie aus dem unbesetzten Deutschland kamen, um französische Offiziere zu töten. Mit andern Worten: Es ist wahrscheinlich, daß sie einer heimlichen nationalistischen oder fascistischen Organisation angehören.

Bei den Franzosen zeigt sich eine große Enttäuschung und Müdigkeit. Die Deutschen haben die Sache noch mehr über. Der Anfang vom Ende des passiven Widerstands scheint gekommen. Hier und da nimmt er ab, dafür aber an andern Stellen zu. Einige geben ihn ganz auf, während wiederum Einige zur Verzweiflung getrieben werden. Man ist an einem kritischen Punkt angelangt, aber an einem sehr bedrohlichen.

Die Ermordung der zwei französischen Offiziere hat zu wiederholten Beratungen und Sanktionen geführt. Aber jetzt sind mehrere Tage vergangen, und die deutschen Einwohner haben sich nicht gewehrt, während Morde sich tatsächlich nicht wiederholt haben. Die Gefahr eines flammenden Ausbruchs ist deshalb augenblicklich beseitigt.

Diese Gefahr, vielleicht die einzige, die ernstlich die sehr günstige Aussicht auf ein friedliches Arrangement trübt, kommt von

gersteige stehend, an der Pastoratsseite geschossen haben, und nach der Angabe der Art der Verletzungen hat er einen Offizier von hinten erschossen. Die beiden Offiziere standen sich gegenüber. Die Kugel ist durch die Brust des einen Offiziers gegangen und beim zweiten Offizier vorn in der Brust stecken geblieben. Dieser hat sich zur Flucht gewandt, und nun erhielt er den zweiten Schuß. Er lief dann quer über die Hagen-Straße, um Bergmanns Zigarrengeschäft herum und von dort quer über die Hoch-Straße zur Wirtschaft, welche dem Bergmannschen Zigarrengeschäft direkt gegenüber liegt. Dort zog er seinen Mantel aus und legte ihn ab und lief dann noch einige Meter weiter. Vor dem Möbelgeschäft Schosser blieb er dann liegen. Nach Angabe des Kapitäns hatte dieser Offizier an dem Abend die Ronde und hatte um 9 Uhr abends die Quartiere zu revidieren. Ueber das Resultat der Revision ist nichts bekannt geworden. Die Schüsse sind von einer Anzahl Zeugen gehört worden. Nach der Aussage des Rechtsanwalts Kochmann war es 9,50 Uhr abend. Gleich nach den Schüssen liefen die Zeugen Winking und Nehl aus der Stehbierhalle von Sandmann, welche sich unten im Gebäude der Tonhalle befindet, auf die Straße und wollen bestimmt gesehen haben, wie zwei französische Alpenjäger aus der Verlängerten Hagen-Straße über die Hoch-Straße liefen. Sie liefen dann in die Hagen-Straße hinein, und danach sahen sie den zweiten Offizier an der Ecke des Pastorats gegenüber dem Zigarrengeschäft von Bergmann taumeln.

Durch den ärztlichen Befund werden die letzten Angaben der beiden Zeugen bestätigt. Es erscheinen auch ihre Angaben über den deutschen Nationalisten. Von den Leuten, die darauf hin arbeiten, einen Rachekrieg gegen Frankreich zu provozieren und die Monarchie und den Militarismus wiederherzustellen — von den Ludendorff, Ehrhardt, Roßbach, Westarp, Hergt und ihrem Gefolge. Die heimlichen Organisationen, die mit diesen Namen assoziiert sind, rufen eine wirkliche Furcht hervor, die die zahme Regierung Cuno abhält, irgendwelche offenen Schritte in der Richtung des Friedens zu tun. Obwohl Niemand im Zweifel sein kann, daß Frieden absolut nötig ist, und daß der passive Widerstand in dem Ruhrgebiet nicht für die Ewigkeit ist.

Dieser Schrecken — und Schrekken ist kein zu starkes Wort — wird genährt durch hetzende Artikel in der konservativen Presse, durch patriotische Reden im Reichstag, durch öffentliche Versammlungen, durch Drohbriefe und Mordversuche. (Erst vor ein paar Tagen ist ein Anschlag auf das Leben Rudolf Breitscheids unternommen worden.)

Die Mörder Walther Rathenaus sind tot oder im Gefängnis; aber ihre Sippschaft ist größer an Zahl und gefährlicher denn je. Sie haben ihre Agenten an die Ruhr geschickt. Die Ermordung der beiden französischen Offiziere in Buer scheint das erste Zeichen ihrer Anwesenheit zu sein. Die Franzosen sind sich der Gefährlichkeit der Nationalisten sehr wohl bewußt. Aber ihr Propagandabüro, das sich naiv einen Neuen Dienst nennt (angloamerikanische Korrespondenten nennen es gewöhnlich den „Schutthaufen"), hat einen wichtigen Teil der Presse mit einem solchen Gewäsch von Halbwahrheiten und Tatsachenverdrehungen angefüllt, daß die Gefahr, anstatt abgewendet zu sein, nur verdunkelt und dadurch grö-

das Weglaufen der beiden Attentäter glaubhaft, und zwar aus dem Grunde, weil sie es von ihrem Standort aus sehen konnten, der durch eine elektrische Lampe hell erleuchtet ist, und weil sie sofort in das Lokal von Sandmann zurückgekehrt sind und ihre Wahrnehmungen dort erzählt haben. Ihre Angaben werden auch unterstützt durch die Aussagen des Zeugen Auf der Heide und der Zeugin Weiß. Diese kamen vom Modernen Theater und gingen zur Hoch-Straße und haben gehört, daß vor ihnen zwei Schüsse fielen, sie gingen aber trotzdem weiter. Von ihrem Standort aus konnten sie wegen der scharfen Biegung der Straße nichts sehen. Sie traten aber nach den Schüssen vom Bürgersteig herunter auf den Fahrdamm und sahen einen Offizier am Boden liegen. Ihnen ist keine Person begegnet. Folglich müssen die Täter einen andern Weg genommen haben. Des weitern werden die Angaben unterstützt durch die Aussage der Frau Rechtsanwalt Kochmann. Diese wohnt am Tatort in dem Hause, in dem sich das Bergmannsche Zigarrengeschäft befindet. Sie hat die Schüsse gehört und ist daraufhin gleich ans Fenster geeilt, hat gehört, daß Personen mit schweren Schuhen gelaufen sind. Diese Wahrnehmung spricht dafür, daß es Soldaten waren. Sie hat weiter kurz vor dem Schießen eine erregte französische Unterhaltung wahrgenommen und hiervon die Worte „Oui. Oui“ verstanden; kurz darauf fielen die Schüsse.

Der französischen Besatzungsbehörde wurde eine Abschrift der Vernehmung übergeben. Daß die verfeuerte Munition deutschen Ursprungs ist, beweist nichts, weil den deutschen Schupobeamten Waffen und Munition abgenommen worden sind.

ßer geworden ist.

Durch die Auflösung der grünen Polizei, obwohl ihre Reihen meist von Nationalisten gefüllt waren, ist das wirksamste Instrument, um Unruhen unter dem Druck der Zustände zu vermeiden, zerstört worden. Die Franzosen haben nur die Gefahr, der sie entgehen wollten, vergrößert, da nichts besser Deckung für Mord und Gesetzlosigkeit schaffen konnte als die Beseitigung der Schupo.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die deutschen Fascisten je wieder eine solche Gelegenheit haben werden wie augenblicklich. Die Tatsache, daß sie ihr eignes Land mit Ruin bedrohen, scheint sie nicht im geringsten zu stören. Einige entschlossene Männer (Roßbach hat mit 100 000 geprahlt) könnten unendlich viel Unheil anrichten. Niemand vermag genau zu sagen, wie die Franzosen in ihrem nervösen, erregten, aufgebrachten Zustand und vollkommen falsch informiert durch ihre eigne Propaganda auf eine Anzahl von Morden an ihren eignen Offizieren reagieren würden. Unglücklicher Weise scheint Das, was bis jetzt passiert ist: daß nämlich Alle bestraft wurden, nur nicht die wirklich Schuldigen, und daß auf diese Weise die Gefahr eines Generalstreiks vergrößert worden ist, grade Das zu sein, was die Mörder wollen.

Sofortige Verhandlungen zur Aufhebung des fast unerträglichen militärischen Drucks auf die Zivilbevölkerung an der Ruhr würden wahrscheinlich alle Gefahren beseitigen, die dank der Schwäche und Unaufrichtigkeit der Regierung Cuno entstanden und gewachsen sind. Die wilden von den Nationalisten begangenen Akte würden langsam aufhören: sie würden zergehen wie Explosionen in einer klaren Atmosphäre.

# Die Giftmischerinnen von Magnus Hirschfeld

Das berliner Schwurgericht hat am 16. März 1923 die lichtenberger Ehefrauen Elly Klein und Margarete Nebbe, die wegen Giftmords und Giftmordversuchs an ihren Gatten angeklagt und teilweise überführt worden waren, zu einer Strafe verurteilt, deren Milde in der Kriminalgeschichte wohl einzig dasteht. Vor den meisten Gerichten der Welt hätte der Kampf dieser Frauen um Leben und Tod vermutlich mit ihrem Tode geendet.

Hier nun äußere ich mich zu dem Sensationsprozeß nicht als einer der Sachverständigen, der die freie Willensbestimmung nicht als aufgehoben ansehen konnte, sondern als Sexualforscher, der in einem Vierteljahrhundert Frauen von ähnlichen Empfindungen für einander zu hunderten kennen gelernt hat. Ihre Zahl ist unendlich viel größer, als vor fünfundzwanzig Jahren Jemand ahnte. Sie ist seither nicht größer geworden — nur hat es vielleicht den Anschein, weil allmählich das Licht der Wissenschaft auch in dieses Dunkel gedrungen ist.

Eine vorurteilslose Forschung hat dargetan — und ich glaube, dazu beigetragen zu haben —: daß die sexuelle Triebinversion an und für sich, gleichviel ob sie bei Frauen oder Männern auftritt, keinem verbrecherischen Willen entspringt, sondern einer unglücklichen Keimmischung, für die der daraus hervorgegangene Mensch nicht verantwortlich zu machen ist. Dies kann sich aber nur auf die Gefühle beziehen, die kraft ihres konstitutionell bedingten Zustandes solche Personen für einander empfinden und in freier Uebereinstimmung bestätigen. Keinesfalls aber gibt ihnen die Homosexualität ein Recht, Hindernisse mit Gewalt zu beseitigen oder gar die Menschen aus dem Wege zu schaffen, die ihrer Verbindung entegenstehen. Dies ist hier geschehen. Mit verblüffender Offenheit haben beide Frauen als Grund und Zweck des zugestandenen Giftmordes in ihren Briefen den Plan angegeben, nach dem Tode der Ehemänner eine „zweite Ehe" einzugehen, und das Urteil der Geschworenen ermöglicht den beiden jungen, einander noch in der gleichen leidenschaftlichen Liebe zugetanenen Frauen binnen wenigen (vier) Jahren diese Absicht auszuführen.

Darin erblicke ich eine Gefahr, und mit aller Entschiedenheit mußte ich als Sachverständiger ablehnen, daß in der gleichgeschlechtlichen Veranlagung der Frauen als solcher auch nur Ein Entschuldigungsgrund für einen so teuflischen Giftmord erblickt werden könnte. In meinem Gutachten hob ich hervor, daß solche Frauen nicht zur Ehe und Mutterschaft taugen, und als tragisches Verhängnis muß bezeichnet werden, daß der Vater der Angeklagten Klein, der, ebenso wie ihr Mann, Tischler ist, die zweimal ihrem Gatten entlaufene Ehefrau diesem wieder mit der landläufigen Begründung zuführte: „Die Frau gehört zum Manne." Nein, solche Frauen gehören nicht zum Manne, und wenn sie in Unkenntnis ihrer Natur an ihn geraten sind, sollten sie der Wahrheit die Ehre geben und den Mut aufbringen, ihre unverschuldete Ab- und Zuneigung einzugestehen. Voraus-

setzung dafür wäre allerdings eine richtige Kenntnis und Erkenntnis und eine sich daraus ergebende gerechtere Beurteilung jener eigenartigen Sexualtypen, wie dieser Prozeß sie an zwei lebendigen Beispielen den meisten der Anwesenden wohl zum ersten Mal vor Augen geführt hat.

Nun ist zwar von sämtlichen Sachverständigen betont und zur Entlastung der Angeschuldigten angeführt worden, daß bei ihnen gewisse geistige Defektzustände vorhanden seien, durch die sie sowohl ihren innern Antrieben als ihren äußern Erlebnissen weniger gewappnet gegenüberstehen als gesunde Menschen. Die Mörderin Klein leidet an einer Entwicklungshemmung (Infantilismus), durch die die Dreiundzwanzigjährige den Eindruck einer Fünfzehnjährigen macht, und ihre Genossin Nebbe an einer dem Schwachsinn nahen Beschränktheit, die ihr vielleicht der dem Alkohol zugetane Vater im Keim mitgegeben hat. Sind aber diese Intelligenzmängel so stark, um einen Ausschluß der freien Willensbestimmung zu begründen? Gewiß nicht: denn niemals, weder im Beruf noch im Leben, sind sie auffällig gewesen oder haben versagt, und ihr gemeinsames Vorgehen über viele Monate hin, vor allem ihre Briefe zeigen vor, während und nach der Untat ein so ausgeklügeltes, vorsichtig abgewogenes Handeln, daß ein freier Wille, wenn man ihn überhaupt annimmt, kaum deutlicher in die Erscheinung treten kann.

Aber diese Briefe selbst, ihre ganz ungewöhnliche, an Erotographomanie gemahnende Fülle — sie schreiben sich, trotzdem sie sich täglich sehen, mehrmals am Tage — und die Art ihrer Aufbewahrung — man fand sie Stück für Stück im Bett der Angeklagten Klein, nachdem durch die Leichenöffnung die Gefahr ihrer Verhaftung bereits in unmittelbarste Nähe gerückt war —: sprechen sie nicht für eine mangelnde Ueberlegung oder gar eine geistige Schwäche der Angeklagten? Nein: sie bekunden vielmehr nur den hohen Grad ihrer leidenschaftlichen Liebe und die schon so Vielen zum Verhängnis gewordene Unfähigkeit, Schriftstücke, die von einer geliebten Hand herrühren, zu vernichten.

Auf die Geschworenen scheinen besondern Eindruck gemacht zu haben die Berichte der Frauen über die brutale Behandlung, die sie von ihren Ehemännern zu erleiden gehabt hatten. Es bleibe dahingestellt, ob und wie weit diese Angaben den Tatsachen entsprechen oder übertrieben sind. Der Vergiftete konnte sich nicht mehr verteidigen, und die Zeugenaussagen über ihn widersprachen einander. Für den psychologischen Sachverständigen ist dieser Punkt nicht so ausschlaggebend, denn den Frauen kann zugebilligt werden, daß sie tatsächlich die Behandlung als so brutal empfunden haben, wie sie sie schildern.

Wer aber will entscheiden, ob es sich bei den Brutalitäten der Männer wie bei den Grausamkeiten der Frauen nicht um einen aus enttäuschter Liebe geborenen „Liebeshaß“ gehandelt hat? Die Verhandlung ergab, daß der ermordete Klein seine Frau abgöttisch, bis zur Selbsterniedrigung liebte. Schon die Art, wie er sie von ihren Eltern zurückerbettelte, ließ darüber keinen Zweifel. Wenn aber dieser unglückliche Mann, der offen-

bar auch stark neuropathisch gewesen ist — sein Vater hat sich erhängt — mehr instinktiv als bewußt den Mangel an Reaktion bei seiner Ehefrau verspürte, jene Leere und Kälte, die doch zu ihrer kindlichen Lieblichkeit in so seltsamem Gegensatz stand; dann scheint er völlig außer Rand und Band geraten zu sein. Seine Wut steigerte ihre Furcht, ihr Trotz seinen Zorn bis zur Raserei, und so entstand jene Ehehölle, in der das Weib schließlich nur von dem einen Gedanken beherrscht war, den sie schriftlich und mündlich in die Worte kleidete: „Nur frei, nur frei!“

Hier aber wurde die Grenze überschritten, die auch der Satz „Alles verstehen heißt Alles verzeihen“ hat und zieht. Aus reichlicher Erfahrung weiß ich allzu genau, wie sehr „Freundinnen“ dieser Art — von denen mir eine einmal wörtlich schrieb: „Wehe dem Mann, der uns auf dem Ehemarkte ersteht! Wir betrügen ihn um sein Lebensglück, selbst ohne es zu wollen“ — wie sehr solche Frauen imstande sind, Männern das Leben zu vergiften, wobei gerechterweise zugegeben werden muß, daß auch Männer ohne sexuelle Affinität zum Weibe Aehnliches, obschon selten Gleiches tun. Aber vom bildlichen bis zum wirklichen Vergiften des Lebens ist doch noch ein gewaltiger Schritt, ebenso wie vom bildlichen bis zum wirklichen „über Leichen Gehen“.

Dieser gewaltige Schritt wurde hier getan, wo zweifellos noch andre Wege zur Sexualfreiheit führten, und aus seiner milden Beurteilung könnten leicht Schlüsse gezogen werden, auf deren Gemeinschädlichkeit hinzuweisen Pflicht ist.

Die Oeffentlichkeit aber sollte aus diesem Prozeß, der eine mehr als alltägliche Bedeutung hat, dreierlei entnehmen:

Erstens die Notwendigkeit sexuellen Wissens als Voraussetzung sexuellen Wollens. Naive Personen wie die Giftmörderin Klein, von der ihre Mutter im Prozeß erzählte, daß sie noch mit fünfzehn Jahren an den Klapperstorch geglaubt habe, nannte man früher, um ihrer geschlechtlichen Unkenntnis willen „unschuldig“. Wie verhängnisvoll solche Unschuld werden kann, zeigte dieser Prozeß.

Und eine zweite Notwendigkeit lehrt er: die Wiedereinführung der „unüberwindlichen Abneigung“ als Ehescheidungsgrund, jener Bestimmung, die 1900 aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch in guter Absicht, aber gänzlicher Verkennung sexualbiologischer Grundbegriffe gestrichen worden ist. Ein Staat, der die Grundlage der Eheschließungen völlig privatem Ermessen überläßt — und daran recht tut —, handelt nicht folgerichtig, wenn er sich bei Trennung und Scheidung solcher Ehen auf den entgegengesetzten Standpunkt stellt.

Endlich noch ein Drittes: Ein berühmter Rechtsphilosoph — wenn ich nicht irre, war es Montesquieu — hat einmal gesagt, daß vermeintliche Verbrechen wirkliche erzeugen. Das trifft hier zu. Die Angeklagte Nebbe sagte aus, sie habe geglaubt, daß ihr Verkehr mit ihrer Freundin Klein strafbar sei. Ich halte diese Angabe für glaubhaft, denn auch Frauen, die weniger beschränkt sind als sie, sind der gleichen Meinung, und tatsäch-

lich machen ja auch Oesterreich und einige andre Staaten hier keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen, wie es das deutsche Gesetz tut. Wer sich aber einmal auf die schiefe Ebene des Verbrechens begeben hat, oder auch nur auf ihr zu sein wähnt, kann, wenn er schwach und haltlos ist, leicht in einen Abgrund stürzen. Manche vermeintlichen Verbrecher, namentlich solche, die nicht nur vom Gesetz, sondern auch von wirklichen Verbrechern, Erpressern beispielsweise, bedroht sind. hab' ich auf dieser abschüssigen Bahn nur bis zum Meineid gleiten sehen — auch zur Zeit hab' ich in einem derartigen Fall mich als Sachverständiger zu äußern —: diese hier gelangten zum Giftmord. Ihre Schuld wird damit wohl erklärt, aber nicht getilgt. Werfels Wort: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", das möglicherweise den Geschworenen vorgeschwebt hat, hätte unabsehbare Konsequenzen, wenn es in Fällen ähnlicher Art öfter zur Anwendung gelängte.

---

# Von Zirkus, Karussell und Jahrmarkt, von Schiffsschauklern, Gauklern und Vagabunden

von Carl Zuckmayer

**Sonntagvormittagsspeech**

I.

Meine Damen und Herren! Wenn ich versuche, die Welt der Jahrmärktler und Herumtreiber, der Artisten, Stromer und Banditen Ihnen lebendig zu machen, so geschieht dies weder von einem sentimentalen noch von einem romantischen Podium herab. Der Kerl, der die Schiffschaukel bremst, der tätowierte Kanalflözer, der Pennbruder aus der Herberge zur Heimat weist in Wesen und Wandel wenig ideale oder romantische Züge auf. Er gehört zu den Outsidern des Proletariats. Er kennt nicht dessen Klassenbewußtsein und Versippung. Aber er kennt seine Not und seinen Hunger. Diese Existenzen von der Peripherie der Volksfeste, der Oktoberwiesen, der Vorstädte hungern und dürsten, frieren und brennen mit allen Sinnen. Ihre Welt, mag sie noch so bunt nach außen schreien, ist eine Welt ohne Schminke und Maskerade, eine Welt ohne Gatter und Gartenzaun. Es geht dort von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht ums nackte Leben. Und um des nackten Lebens willen fesselt und reizt sie uns.

II.

Der Vagabund, der Stromer, der arbeitsscheue, verkommene Landstraßenlungerer, wächst vor uns auf als ein Wilder, ein Heide, ein Buschmensch, inmitten der kahlen Steppe des Abendlandes. Sein Blut ist nicht durch den Filter der Zivilisation, der Bildung, der gesellschaftlichen Moral verdünnt. Sein Gott ist der elementare Trieb, sein Gesetz die Selbstverteidigung. Er hat keinen Vater gehabt, seine Mutter war Dienstmädchen. Seine Kindheit verbrachte er in Findelhäusern, in Kneipen, in kleinen Gemüsekellern der Vorstadt, auf Müllhaufen, in Güterbahnhöfen. Von der Brotrinde zum Hering ist ein verbissener Kampf, ein Indianerkrieg mit tausend Listen, aber auch

die Apfelsinen der Schaufenster wachsen in freier Wildbahn. Dem Jugendgericht ist er nicht unbekannt. Aus der Fabrik wird er hinausgeschmissen. Er hat die Nase voll Wind wie ein scharfer Hund, er muß dem Wind nachlaufen, der Witterung nach. Er fühlt sich in seiner Existenz bedroht, wenn er arbeiten soll. Er läßt sich nicht gern beobachten. Er ist mißtrauisch wie eine heimatlose Katze, er traut auch den Weibern nicht, aber er stellt ihnen in den öffentlichen Parks und Promenaden nach, wenn er was gegessen hat. Er bleibt nicht lang in einer Stadt, er geht über Land, barfuß, ohne Paß und Karte mit dem Knüppel und dem roten Sacktuch. Da und dort findet er Kameraden, die seine Sprache verstehen, und ohne viel Worte verknüpft sie die Interessengemeinschaft. Ein Ding wird gedreht, dann macht man sich scheu auseinander. Er kommt an einen großen Kanal, wird Treidelknecht, aber in der nächsten Stadt bleibt er in einer dunkeln Gasse hängen. Eine Zeitlang lebt er davon, dann hat er was ausgefressen, und die Fahrt geht weiter, vielleicht als blinder Passagier im Kohlentender versteckt. So ist sein Leben: eine Jagd, eine Kielfahrt von steifer Brise, ein Schleichweg im Busch — und es treibt immer weiter, ohne die Denk- und Atempausen geordneter Existenzen. Sein Gott ist der elementare Trieb, sein Gesetz die Selbsterhaltung. Man nennt dies gewöhnlich „die verbrecherischen Instinkte“.

## III.

Es gilt, die Polarität zu erfassen, die zwischen diesem Typus einer sachlichen Verkommenheit, dessen Element auf krasse Notdurft gestellt ist, und der phantastischen Spielwelt des Jahrmarkts die tiefe Verbindung schafft. Denn es ist nicht nur Arbeitsscheu, was den Vagabunden immer wieder zum Meßplatz treibt. In diesen Kerlen, die keine anständigen Menschen sind, in diesen handfesten Burschen, denen Das, was wir unter Kunst verstehen, weltenfern und widerwärtig wäre, wird durch die ihrem eigentlichen Leben fremde Welt des Jahrmarkttreibens, der Karusselle und Schaubuden, der primitivste Kunsttrieb ursprünglicher Naturen mächtig geweckt: der Trieb zum reinen Spiel, zur Erregung des Gesichts, zum bewegten Bild. In dieser müßigen Lust, die grade so stark und ewig im Menschen ist wie der Trieb zum Schaffen, liegt die Wurzel aller menschlichen Kunstinstinkte. Er manifestiert sich unverfälscht in jener Welt, in die wir heute schauen, in den ambulanten Panoptikums, in den Gauklerzelten, den Seiltänzerbuden, dem Zirkus, dem Rummelplatz. Meine Damen und Herren, uns, die wir Theaterstücke machen oder spielen oder betrachten, uns geht es Alle an. Uns ist es ein brennender Reiz, jene Welt der Spiele und Gestalten zu erkennen, zwischen deren Gegensätzen wie zwischen dunkeln, saugenden Polen der Niemandsmensch, der Nobody, der Pan in den Urwäldern der Zivilisation hin- und hergeschleudert wird.

## IV.

Treten Sie ein, meine Herrschaften, in unsres Herrgotts ungebändigte Menagerie! Spähen Sie getrost durch die Ritze in der Zeltwand, sehen Sie, wie die Voltigeuse ihr Flitterleibchen um die prall ausgearbeiteten Bauchmuskeln spannt, wie die ölschwarz gescheitelten Equilibristen in den fleischrosa Trikots ihre Gelenke massieren. Ihre

Muskeln und Gelenke, von deren Sicherheit Tod oder Leben abhängt. Sehen Sie die unerhörte Willensanspannung, die einen Clown dazu befähigt, über neun Elefanten zu springen, und drüben so geschickt hinzufallen, daß alle Kinder jubeln. Beobachten Sie die herrische Liebe des Dompteurs zu seinem Getier, die leidenschaftliche Eifersucht der Tiere auf ihre Pfleger. Und wenn der Jüngste der three flying boys beim Doppelsalto vom hohen Trapez ins Netz hinunterstürzt, so ist seine katzenhafte Gewandtheit im Stürzen, seine Art auf den gekrümmten Rücken zu fallen, hochzuschnellen wie von rasendem Ehrgeiz gefedert und wieder in die Kuppel hinaufzuklettern, all dies mit den sichern, straffen Bewegungen eines Menschen, der sich beobachtet fühlt, eine Leistung von hoher und hinreißender Qualität. Die Musik scheppert dazu mit Blech und Pauken, oder Violinen dehnen nasale Liebeslaute, von den halblauten Anfeuerungsrufen der Artisten heiser synkopiert.

## V.

Der Jahrmarkt allerdings beginnt heute stark sein Gesicht zu verändern. Mehr und mehr verschwindet die zauberhafte Buntheit der alten Meßplätze, ihre skurrilen Attraktionen, ihr orientalischer Bazarcharakter, um einer reinen Ausbeutung des Schnelligkeitsrauschs, einer amerikanischen Ueberwertung des Tempos Platz zu machen. Das ist es: Der Jahrmarkt hat begonnen, sein orientalisches Gesicht mit dem amerikanischen zu vertauschen. Auch dieses lockt uns an und verspricht stürmische Genüsse. Die surrenden Monde der elektrischen Bogenlampen und das Gerase der Treibriemen, auch das Gehämmer der musikalischen Mechanik treibt alkoholische Wirkungen. Die Achterbahn im berliner Lunapark ist eine gewaltige Hymne der Fallkraft und des Aufschwungs. Die fliegenden Kettenstühlchen, auf denen man in Hamburg schwindelnd durch die Nachtluft von Sankt Pauli kreist (aber man muß vorher sieben steife Grogs und Labskausch mit Senfgurke geladen haben), das ist ein breites, wuchtiges Vergnügen unsrer Sinne. Trotz alledem ist es tief bedauerlich, daß diese Instrumente zu künstlicher Erzeugung des Sturz- oder Drehgefühls nahezu ausschließlich unsre modernen Meßplätze bewachsen, daß die kleine keuchende Mechanik der frühern Dampfkarussells, die schnatternden Geräusche der ersten Zeltkinematographen von exakt und phantasielos schwirrenden Motoren und Akkumulatoren ersetzt werden. Die Buden, wo man durch Gucklöcher neben der Ermordung des Grafen Hinterbosch das pariser Nachtleben, neben einer Löwenjagd in Abessinien die Schlacht von Mukden, neben der Hochzeit des Kaisers von China die Nordpolexpedition Cooks mit Eisbären kämpfen sah — diese Schaubuden im Ursinn des Wortes verschwinden mehr und mehr. Das Kino hat sie verdrängt. Aber auch die kleinen Zeltstände, etwa dicht bei dem prachtvollen beredsamen Verkäufer türkischen Honigs, wo man allerlei kleine Kuriositäten, ausgestopfte Kolibris neben Haifischzähnen, Gamsbärte neben bäurischen Heiligenbildern, Tschibuks neben Glasperlen und falschem Bernsteinschmuck kaufen konnte — die Zauberbuden, die Marionetten- und Kasperletheater sterben aus. Der Lärm des Motors übertönt die Tiraden der Verkäufer, die Lichtreklame macht den Ausrufer entbehrlich. Für die Reize einer „Nacht im Harem“, dar-

gestellt von drei ältern Grazien aus dem fernen Osten Berlins, hat man allenfalls noch Zeit — aber nicht mehr für die subtilen Reize des Zwergenkabinetts, des Lachtempels, des indischen Labyrinths. Im Flohzirkus streiken die Prominenten; die rotbefrackten Aeffchen, früher unentbehrlich auf den Schultern der Mausefallenslowaken, sind längst an der Schwindsucht gestorben. Der moderne Riesenzirkus mit Scheinwerferlicht und atemberaubenden Nervenchocs ist herrlicher als die olympischen Stadien. Aber die Freuden des Jahrmarkts sind in bedenklicher Weise mechanisiert. Unberührt von solchem Wandel der Gestalten, zeitlos in seiner heidnischen Substanz walzt und schlenkert der Vagabund, der ahasverische Landstreicher, durch diese Maskenwelt als ihre Faust und ihr trotziges Rückgrat.

VI.

Bei den Artisten, die auch längst durch Organisation im sozialen Gefüge unsrer Gesellschaft eingeordnet und klassenmäßig fixiert sind, gibt es gewisse Dynastien. Familien, wie die berühmte badische Seiltänzeraristokratie Stey-Knie, die immer wieder unter namhafte Artisten heiraten und so eine gewisse solide Volksstämmigkeit bekommen. Das seltsame Geschlecht der Zigeuner, schön, fremd und geschlechtskrank, diebisch, verlogen und musikalisch, hat in den westlichen Ländern mit Ausnahme der Pyrenäenhalbinsel auch mehr und mehr seßhaften Charakter angenommen. Unsre Niemandsmänner von heute sind Einzelgänger. Outsider. Unsoziale. Genies oder Vertierte. So mischt sich auch in ihrem Charakter auf eine sonderbare, dem Nichtkenner unverständliche Art Geniales mit Dumpf-Idiotischem, Kindhaftes mit Viecherei, Humor mit Verbissenheit, plumpe Gier mit überlegener Nonchalance. Diese sonderbare Mischung finden Sie unter den Tramps des amerikanischen Hinterlands wie bei den liebenswürdigern Luckis unter süddeutscher Traubensonne. Revolver in der Tasche oder Zigarette hinterm Ohr. Sie werden aus Bild und Geste diese Menschen nie verstehen, solange Sie nicht ihr Leben geteilt haben.

VII.

Haben Sie schon in den großen Wartesälen der Bahnhöfe übernachtet? Haben Sie unterm Brückenbogen gepennt, in Kuhställen, auf Promenadebänken? Kamen Sie schon, unterm gelben Abendhimmel, ohne Geld und mit zerrissenen Schuhen in eine große fremde Stadt, deren Sprache Sie nicht verstehen? Oder ein Fluß lockt mit umschilften Ufern, man steigt von einer Brücke herab, folgt seinem Lauf, dem Meer entgegen, tagelang wie ein Stück Baumrinde vor dem Wind treibend. Die Walz, das Tramping, das Gerüttel der Lastwagen! Wer in Wänden steckt, wird ersticken, denn die Häuser sind Särge. Wer den Schatten nachjagt, wird versinken, denn sie trinken sein Blut. Wem jeder Tag ein Dickicht ist, das es zu roden gilt, wem die Erde Prärie ist, die er jeden Morgen nach Nahrung und Fährten durchspürt, wer seine Haut von den weißen Winden gerben läßt, die den Starken stärker machen und den Schwachen schwächer, wie der Wein oder die Liebe, wer im offenen Meer schwimmt, wird leben, wer nackt in der Sonne geht, wird leben.

# Die Judastragödie von Alfred Polgar

Der Judas dieser Tragödie erblickt in den Dogmen des Nazareners eine arge Schwächung der Energien, deren das jüdische Volk, seiner Widersacher Herr zu werden, nicht entraten kann. Das „Liebe deine Feinde“ geht ihm ganz und gar wider die revolutionäre Natur. Er ist kriegerisch und haßt den Pazifisten. Er will Erdenglück für seinen Stamm, und Einer, der verkündet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, muß ihm als gefährlicher Narr erscheinen, als Verführer zu Schwäche und Entsagung. Er ist Logiker und muß eine Lehre verabscheuen, die, Arme im Geiste selig sprechend und die Letzten die Ersten werden lassend, alle Kausalketten zu sprengen droht, mit denen die jüdische Erde an den jüdischen Himmel geschmiedet ist. Judas ist Materialist, und der Mann aus Nazareth verneint, ein hinreißend beredter Irrealitäten-Agent, die Wirklichkeit. Judas glaubt an das Kommen des Messias, aber eines Messias mit dem Schwert in der Faust, eines Bringers irdischer Troste und Erlösungen. Dieser Jesus, der gegen das Schwert eifert, dem die Weiber und Kinder nachlaufen, der für fühlbaren Erdenschmerz imaginative himmlische Freuden verheißt, kann der Messias nicht sein. Als Gefahr droht, daß ihm doch, von des Volkes Phantasie Gnaden, solches Amt zugeteilt wird, liefert Judas ihn ans Kreuz. Und nimmt die messianische Sendung auf eigne Schultern. Ob er selbst glaubt, Der zu sein, dessen Kommen die Propheten verkündeten, wird in der ‚Judastragödie‘ nicht klar. Klar wird, in ihrem Epilog, daß Judas, angesichts des offenen Jesus-Grabes, zur Ueberzeugung von der armseligen Zeitlichkeit seiner Messias-Rolle kommt. Er geht hin und hängt sich auf. Was den großen Gewaltmenschen eigentlich umwirft, warum seine messianische idée fixe mit dem Felsblock auf Jesu Grab in die Luft geht, das bleibt unerörtert. Judas fällt ... weil ihn Egon Friedell mit dem souveränen Blitz des dramatischen Dichters zerschmettert.

Von den dreißig Silberlingen ist in der Tragödie keine Rede. Judas verrät, einem kategorischen Imperativ seines Wesens, einer sittlichen Notwendigkeit, die aus Weltanschauung erfließt, gehorchend. Eingesponnen in sein Begriffsnetz von Gut und Böse, Recht und Unrecht, fiele er, wenn sich dieses Gespinst lockerte, ins Bodenlose. Das ist die selbstische Komponente seiner Jesus-Feindschaft. Er ist, nehmt alles in allem, ein sympathischer Blau-Schwarzalbe, und seine Verrätertat, in Friedells Scheinwerferlicht gesehen, so wenig unrühmlich wie Hagens Meuchelmord an Siegfried.

Keiner unter den Christgläubigen konnte geeigneter sein als Egon Friedell, solche Befreiung der Judas-Figur aus dem Schmachbezirk, in den die Legende sie verweist, vorzunehmen. Friedell ist ein Bejaher Jesus’, als Publizist sozusagen ständiger Mitarbeiter am Neuen Testament. Er hat auch, Jesus’ Erdenwandel zu bekräftigen, eine kleine, kluge Schrift verfaßt, gegen deren redliches Meinen selbst das hinzugesprochene Amen! Hermann Bahrs nicht mißtrauisch machen kann. Wer nun Friedells

Objektivität, Weitblick, Vor- und Nachsicht kennt, den überrascht es nicht, daß dieser Schriftsteller, bei aller Parteinahme für Jesus, doch die Tendenz hat, sich auch mit Judas zu verhalten. Friedell ist des Segnens froh, aber der große Fonds an Geist und Witz, der ihm eigen, zwingt ihn doch in die Rolle des kombattanten Durchschauers. Er ist ein Skeptiker, aber der große Fonds an Menschenliebe, der ihm eigen, zwingt ihn, doch rundherum zu bejahen. Als Resultante solches Kräftepaares ergibt sich die eigentümlich friedfertige Fechter-Position, die er in seinen Schriften einnimmt. An der Spitze der scharfen Klinge, die er schlägt, wimpelt weiß die Fahne, mit der er dem Gegner sich ergibt, und auch sein bösartigstes Nein noch ist mit herzlichem Ja gefüttert.

Mit der ‚Judastragödie' ist ihm eine schöne, qualifizierte Arbeit gelungen. Nicht grade ein großes Drama — Schicksalssterne in Menschenbrust, und dieser Sterne Licht, Bewegung, Untergang und Beschlossenheit im System —, aber vielleicht was Besseres als ein Drama, nämlich eine ausgezeichnete Unterhaltung über gewichtige Gegenstände, eine edel-stoffliche, von Geist und Laune glitzernd geäderte Unterhaltung, voll guter weltlicher Anekdoten mit himmlischer Pointe. Hohe Intelligenz, der der Segen erfrischender Worte entträufelt, bietet hier reichlichen Ersatz für Kunst.

Wie geschickt die farbige Zerlegung des kalt-weißen Lichts der Historie, wie tückisch-liebenswürdig die Denunzierung großer Gebärden als kleine Reflexbewegungen, wie entschieden die Betonung des Ewig-Menschlichen, des über alle Zeit und Geschichte hinaus Typischen in den legendären Figuren! Und welche ungemeine Elastizität der Dialektik, der gewiß Beweis des Gegenteils des Bewiesenen ebensogut gelänge. Hat auch diese Dialektik Friedells oft einen verletzend scharfen, unechten Ueber-Glanz, und ist auch seine Tiefe manchmal nur optische Täuschung, bewirkt durch schiefe Oberflächen-Belichtung, so ist doch der Denkprozeß, den er Menschen und Ereignissen macht, ein glänzend geführter, spannender Prozeß. Sein Argumentieren und Schließen ist oft nur Begriffs- und Worte-Spiel, aber er spielt sehr graziös. Und liegt auch nichts unter dem Stein, den er umwälzt, immerhin: der Stein ist umgewälzt, vom Fleck gerückt, und der Zuschauer genießt alle Freude, die es bereitet, das Gesetz der geistigen Trägheit überwunden zu sehen.

Friedells Scharfsinn ist für den christlichen Mythos nicht zerstörende Säure, sondern Tunke, die ihn schmackhaft macht. Er läßt Wunder Wunder sein . . . aber er zieht eine logische Parallele, die sich mit dem Wunder, wenn auch erst in einem Punkt der Unendlichkeit, schneidet. Friedell originalisiert die geschichtlich überlieferten Figuren. Er räumt ihnen das Pathetische herunter. Bei Herodes geht diese Entpathetisierung bis zur Parodie. Die lange Rede, in der der Tetrarch, ohne Anlaß, seine ganze mordreiche Familiengeschichte heraussprudelt, erinnert lebhaft an analoge Stellen aus einem Werk, dessen konventionszerstörende Kraft die der ‚Judastragödie' vielleicht noch überbietet, an Stellen aus dem ‚Petroleumkönig', den Friedell mit

Polgar verfaßt hat. (Die ‚Judastragödie‘ hat er allein geschrieben.) Rührend ist es, wie ihm, unterm Anhauch des großen Themas, die saftige Realistik doch immer wieder zu Pathos gerinnt. Das ist besonders beim Pilatus der Fall, der Jesus' Größe erschauernd fühlt und solchem Fühlen feierlich formulierten Ausdruck gibt. (Anders als Anatole Frances Pilatus, der nach ein paar Jahren die ganze Episode mit dem beunruhigenden Rabbi aus Nazareth völlig vergessen hat.) Pilatus ist in diesem Stück der dreizehnte Apostel. Wie ers tiefsinnig übermotiviert, warum er Jesum kreuzigen lasse, wie er die Passion deutet und billigt, das ist reinster evangelischer Talmud. Durchaus pathetisch auch mengt sich bei Friedell die Natur ins Spiel. Wie wunderlich, daß ein um ihre absolute Erhabenheit Wissender ihr das platte Idiom menschlichen Aergers zutraut! Wie lächerlich und lästerlich die dichterische Fiktion, daß der Himmel, wenn auf Erden was Unpassendes vorgeht, sich, wie Stirn des Menschen, verfinstert und, gleich diesem, will er seine Aufregung dokumentieren, Krach macht.

Ein wenig kurz von Atem, vermeidet die Handlung der ‚Judastragödie‘ klugerweise Strapazen der Steigerung und geht dramatischem Kampf aus dem Wege. Sie schreitet in der Ebene vorwärts und erreicht ohne Konflikte ihr Ziel. Die Figuren beleben weniger als Akteure denn als Spaziergänger den dichterischen Plan. Vom Spazierengehen ist auch die Technik des Werkes abgenommen, dessen Personen nach Laune schlendern, auftauchen, verschwinden, ein gehaltvolles Plauscherl machen, hörbar in Gedanken versunken sind und manchmal auch ein poetisches Blümlein rupfen. Man hat, in toto, weniger den Eindruck eines historischen Schauspiels, als vielmehr den einer dialogisierten Kritik über dieses, einer sehr informativen und geistreichen Kritik, die Wissen, Humor, Darstellungskraft und die Gabe ihr eigen nennt, Menschen und Dinge aufs geschmackvollste mißzuverstehen. Wie das bei einem Rezensenten von der Pan-Amicalität Friedells nicht anders sein kann, kommen in dieser als Drama verkleideten Kritik über die Judaslegende alle sehr gut weg. Ganz bedingungslos lobend aber wird der Heiland rezensiert. Und mehr als Friedells innigstes confiteor ist dies mir ein Zeichen seiner guten Beziehungen zur heiligen Familie.

Diese Tragödie des Judas heißt: Jesus. Sie hat auch, auf ihren breitesten Strecken und höchsten Punkten, durchaus den Charakter eines Passionsspiels, wirkt ihre stärksten Wirkungen mit dessen Mitteln und siegt in jenem Zeichen, vor dem auch die weniger katholische Kritik sich mit eingezogenem Bedenken davontrollt. Osterstimmung herrscht; und wenn nach dem letzten Finale die Hände des ergriffenen Zuschauers sich falten, weiß er selbst nicht, ob zum Applaus oder zum Gebet. Friedell ist nicht ganz so fromm wie Hofmannsthal, dafür aber viel amüsanter. Seine Dichtung ist mit Essenzen jüdischen Geistes christlich getauft.

* *
*

Es hat viele Jahre gedauert und viel Arbeit gekostet, bis die ‚Judastragödie' den Weg ins Burgtheater fand. Eine Arbeit, der mehr weitblickende Konzeption, mehr zielbewußter Aufbau und hartnäckigerer dramatischer Wille nachzurühmen' sind als der Dichtung selbst. Dafür bekam Friedell jetzt eine schöne, farbige, von allen prominenten Männern der Bühne getragene Aufführung seines Dramas, mit ihrem Gewimmel von Figuren und Figürchen, ihrer Trachten- und Frisuren-Buntheit, ihren atmosphärischen Feuer- und Wasserkünsten rechtes Barocktheater nach des Verfassers Herzen. Ich nenne als Mittler der besten Eindrücke des Abends: die Donnermaschine und den kostbaren Herodes des Herrn Aslan, einen weichen, nervösen, stutzerhaften, entzückend hirnlosen Aristokraten, in Tun und Reden durchaus (schon im Buch) eine Figur von Egon Shaw. Mit diesem Herodes fällt die hochnasige Historie platt und lächerlich auf den Hintern. Höbling spielt den Judas sehr kräftig, mit unzerreißbaren Stimmbändern (Gummi, kein Papier), strotzend von körperlicher, minder strotzend von geistiger Potenz. Seine Dämonie klingt so hohl, daß dieser Hohlklang sogar den Text in den Verdacht der Leere bringen könnte. Devrient sieht als Pilatus imponierend aus. Er nimmt die Figur vielleicht um ein paar Grade zu weich, zu viel Herz kommt ihm in die Kehle. Aber er stellt doch einen Mann hin, vor dem, wie vor Gretchen, „Jeder sich neiget". Prächtig Daneggers Kaiphas, das leibhaftige, gefräßige Dogma. Und wie er jüdelt! Ein körperliches Jüdeln, das Schatten wirft. Wie er mit den Händen nicht redet, sondern schreit, spuckt, brüllt! Er muß am Ende in den Ellbogen schon ganz heiser sein. Eindrucksvoller als alle Kunst jedoch, die das Burgtheater der Tragödie beisteuert, ist die Natur, die es ihr zur Verfügung stellt. Ich habe die Donnermaschine schon erwähnt. Sie hat eine wundervoll anschwellende, profunde Stimme, die in den höhern Lagen erschütternd ist. Sehr begabt auch, famos prasselnd, der Regen. Hoffen wir, im Interesse Friedells, daß dieser Regen nun im Burgtheater, wenn auch nicht jeglichen Tag, so doch mindestens zweimal in der Woche regnen wird.

---

# Wie lange noch? von Morus

## Der deutsche Zahlungsplan

Die ausländischen Journalisten zögerten so lange mit der Veröffentlichung des Zahlungsplans der Regierung Cuno, daß man beinah annehmen konnte, er existiere gar nicht. Endlich hat sich die Hearst-Presse seiner erbarmt, und nun weiß man in Deutschland (oder auch nicht; denn die meisten Blätter halten es noch immer für ihre patriotische Pflicht, ihn schamhaft zu verschweigen), was Herr Bergmann der Pariser Konferenz erzählen wollte: 30 Milliarden Goldmark, in zehn Jahren aufgebracht durch drei internationale Anleihen, unter Garantie der deutschen Industrie und der deutschen Banken. Als Gegenleistung sollte die Entente Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort räumen, in Etappen das Rheinland räumen und Deutschland als gleich-

berechtigt im internationalen Handelsverkehr anerkennen, also auf das einseitige Meistbegünstigungsrecht verzichten.

Die Gesamtsumme liegt, wenn die amerikanischen Meldungen zutreffen, in der Größenordnung des englischen Zahlungsplans. Die Annuitäten, durchschnittlich 3 Milliarden Mark, sind beträchtlich und ungefähr doppelt so hoch wie Das, was Poincaré in seinem offiziellen, von der deutschen Regierung totgeschwiegenen Moratoriumsplan für die nächsten beiden Jahre forderte. Freilich verlangte Frankreich, daß die deutsche Industrie das Geld (3 Milliarden Goldmark) aufbringe, während der deutsche Plan die Zahlungen durch internationale Anleihen aufbringen will, für die Industrie und Hochfinanz die Garantie übernehmen sollen. In welcher Weise sie haften wollen, ist aus den bisherigen amerikanischen Meldungen nicht klar ersichtlich. Um den Plan als Grundlage künftiger Verhandlungen und Vereinbarungen geeignet zu machen, wird es aber in erster Linie darauf ankommen, die Form, in der die Garantie geboten werden soll, zu klären und festzulegen. Mit bloßen formaljuristischen Sicherungen wie Eintragung einer „Generalhypothek" oder dergleichen wird sich die Entente wahrscheinlich nicht zufrieden geben. Nicht nur Frankreich faßt den Begriff der „Sicherung" heute so auf, daß die Alliierten „Pfänder" in die Hand bekommen.

Welcher Art die Pfandnahme sein soll, darüber gehen bei der Entente die Ansichten weit auseinander. Aber selbst die für Deutschland günstigsten Vorschläge, wie etwa das englische Projekt für die Pariser Konferenz, sehen eine weitgehende Kontrolle der deutschen Wirtschaft und der deutschen Finanzen vor. Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, daß dies drüben Mindestforderungen sind, und daß es für Deutschland zwecklos ist, Vorschläge zu machen, die sich allzu weit davon entfernen. Jede Kontrollmaßnahme ist, wenn man es streng nimmt, ein Eingriff in die deutsche Finanzhoheit oder sonst ein autonomes Recht des souveränen Staates. Aber die Erörterung, wo die Souveränität aufhört und der Vasallenstaat oder das Dominium anfängt, kann man getrost den Privatexerzitien gewiegter Staatsrechtslehrer überlassen. Die lautere Wissenschaft wird schon zur rechten Zeit das Mäntelchen finden, mit dem sich die jeweilige realpolitische Machtverteilung zweckmäßig kaschieren läßt.

### Die Kohlenlage

Einstweilen ist die Aussicht recht gering, daß das Kabinett Cuno zu Vorschlägen bereit ist, die Aussicht haben, auf der Gegenseite gehört zu werden. Das deutsche Volk wird weiter mit Ministerreden, Aufrufen, Protestnoten und Phrasengeklingel in jeglicher Gestalt über den wahren Sachverhalt hinweggetäuscht. Es ist eigentlich ein bißchen unlogisch, daß man behauptet und mit Recht behauptet, ohne das Ruhrgebiet müsse Deutschland verkümmern, und gleichzeitig erklärt, man könne noch jahrelang ohne das Ruhrgebiet „durchhalten". Wenn Deutschland wirklich ohne die Ruhrkohle leben kann und sich Ersatz zu schaffen weiß, dann könnten nicht nur böswillige Franzmänner auf den Gedanken kommen: Desto besser — behalten wir selbst das Ruhrgebiet! Dieses nur nebenbei zum Kapitel Deutsche Propaganda.

Tatsächlich ist das Ausbleiben der Ruhrkohle nicht nur für Frankreich, sondern vor allem für das unbesetzte Deutschland auf die Dauer

katastrophal. Der deutsche amtliche Bericht über die Arbeits- und Produktionslage im Februar beschränkt sich wieder auf die lapidare Feststellung, daß die Steinkohlenförderung im Ruhrgebiet „aus naheliegenden Gründen zurückgegangen" ist. Schon in den ersten Wochen der Besetzung betrug der Rückgang der täglichen Arbeitsleistung rund ein Drittel der Dezemberproduktion. Inzwischen dürfte er nach den Nachrichten, die aus dem Ruhrgebiet kommen, eher größer als kleiner geworden sein. Nach dem französischen Bericht liegen gegenwärtig 1 Million Tonnen Kohlen und 450 000 Tonnen Koks auf den Halden. Der Abtransport nach Frankreich ist noch immer lächerlich gering: 2—3000 Tonnen Koks, nach deutscher Behauptung sogar nur 400 Tonnen täglich. Aber von Schadenfreude allein kann man nicht leben, und die aufgestapelte Kohle nützt uns nur etwas, wenn man sich bald zu Verhandlungen entschließt und nicht erst wartet, bis die Halden völlig verstopft sind und die Förderung dadurch gelähmt ist.

Die Illusionen, die einige „Sachverständige" dem Publikum glauben machen zu müssen: daß man die oberschlesische und mitteldeutsche Produktion wesentlich erhöhen könnte, haben sich als trügerisch erwiesen. Die recht bescheidene Mehrförderung der mitteldeutschen Braunkohlenbergwerke im Januar (von 8,3 Millionen Tonnen im Dezember 1922 auf 8,7 Millionen) hat sich im Februar nicht wiederholt. Die niederschlesischen Gruben verzeichnen eine arbeitstägliche Zunahme der Kohlenförderung um 1300 Tonnen, die Kokserzeugung blieb aber um 9000 Tonnen hinter dem Vormonat zurück. Aehnlich steht es in dem sächsischen Bezirk. In Oberschlesien ist die Steinkohlenförderung sogar von 0,79 Millionen Tonnen auf 0,71 Millionen im Februar zurückgegangen, und wenn daran auch die Unglücksfälle auf der Abwehr- und Heinitzgrube — die polnische Seite Oberschlesiens wurde im selben Monat von der Wasserkatastrophe in der Laurahütte heimgesucht — die Hauptschuld tragen, so dürften im März die Streiks auf fünf der größten Gruben einen weitern Rückgang der Produktion bewirken. Die ersten drei März-Wochen ergaben nur 550 000 Tonnen. Es muß vermerkt werden, daß es sich bei den oberschlesischen Streiks in erster Linie nicht um Lohnfragen handelte, sondern darum, daß die Arbeitgeber in dieser Zeit für angemessen hielten, einige unbotmäßige Betriebsräte zu maßregeln. Die Arbeiter machen den Zechenbesitzern zum Vorwurf, daß sie direkt oder indirekt illegale Selbstschutzorganisationen unterstützen. (Ob es nun die oberschlesischen Kohlenmagnaten sind oder ihre Kollegen in andern Teilen Deutschlands: daß den rechtsradikalen Putsch- und Mörderzentralen nach wie vor große Summen aus Industrie und Landwirtschaft zufließen, darüber kann nach der Aufdeckung der jüngsten Komplotte kein Zweifel bestehen.) Mit Mühe und Not ist der Generalstreik in Oberschlesien vermieden worden.

Damit soll keineswegs bestritten werden, daß die Rückwirkung der zehnwöchigen Okkupation auf das unbesetzte Gebiet noch verhältnismäßig gering ist, geringer, als zu erwarten war. Aber eben deshalb nutze man die Situation, mache Vorschläge und suche Verhandlungen anzubahnen. Denn man kann doch nicht verhandeln, wenn ärgste Kohlennot in Deutschland herrscht, wenn es an Hausbrand mangelt, wenn die Fabrikschlote nicht mehr rauchen und die Eisenbahnen nicht mehr fahren können. Man muß vielmehr Frieden schließen, solange man selbst noch über Reserven verfügt. Die Standhaftigkeit, mit der die Bevölkerung des

Ruhrgebiets die Leiden der Besetzung trägt, mag noch so bewunderungswürdig sein und, wie ein freundlicher Mann herausgefunden hat, Stoff zu den schönsten Balladen geben: um Heldengesänge zu schreiben, muß man erst einmal leben können.

**Die Noteninflation**

Mit erstaunlicher Schnelligkeit hat man sich an die stabile Mark gewöhnt. Das Tages- und Nachtgespräch: Wie steht der Dollar? ist plötzlich verschwunden. Das Publikum fragt nicht mehr nach der Parität, und die Kaufleute interessieren sich stärker für die intervalutarischen Veränderungen der ausländischen Währungen als für die Schwankungen der Mark. Der Reichsbank ist seit mehr als zwei Wochen gelungen, die Mark so weit zu „stabilisieren", daß nur noch der Arbitrageur an den kleinen Kursausschlägen Interesse hat.

Aber mit Schrecken sieht man, daß die Reichsbank, der dieses Meisterwerk gelungen ist, Woche um Woche ihren Gegnern neue Nahrung zuführt: daß es ihr nicht gelingt, die Notenpresse zum Stillstand zu bringen. Der Notenumlauf hat sich seit dem Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet verdreifacht und, was schlimmer ist: die Noteninflation hat sich seit Dezember vorigen Jahres verfünffacht, während die Markentwertung nur das Zweieinhalbfache beträgt. In den letzten vier Wochen, seitdem die Stützungsaktion sich auswirkt, ist der Notenumlauf noch von 2,7 Billionen (am 15. Februar) auf 4,3 Billionen (am 15. März) gestiegen. Allein die zweite Märzwoche hat einen Zuwachs von 401 Milliarden Mark gebracht, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich der Prozeß in demselben Tempo noch die nächsten Wochen fortsetzen. Auf der andern Seite hat der Goldbestand — wie hier vor zwei Wochen angekündigt war, von der zuständigen Stelle des Reichsfinanzministeriums aber bis zur letzten Minute abgestritten wurde — um 15 Millionen Goldmark verringert werden müssen. Die neuen 400 Millionen „Metallgeld", nämlich Aluminiummünzen, die der letzte Reichsbankausweis verzeichnet, kommen als Deckung selbstverständlich nicht in Frage. Nicht vergessen darf aber werden, daß zur Sicherung der Dollarschatzanleihe 200 Millionen Goldmark aus den Reserven der Reichsbank gesondert reserviert werden sollen. Diese 200 Millionen kommen also als Deckung des Notenumlaufs nicht mehr in Frage. Nun ist zwar von einer „Golddeckung" im regulären volkswirtschaftlichen Sinne ohnehin nicht mehr die Rede, und die schönen Berechnungen, daß wir noch vor kurzem einen mit 200 Prozent „goldgedeckten" Notenumlauf hatten, sind natürlich Selbstbetrug.

Aber das Reale und höchst Gefährliche der Noteninflation besteht darin, daß durch das Hineinpumpen immer neuer Mengen von Zahlungsmitteln in den Verkehr der Gegendruck gegen alle Stabilisierungsversuche gewaltig verstärkt wird, und daß unter solchen Umständen auch den geschicktesten Währungspolitikern nicht gelingen kann, die Stützungsaktion auf längere Zeit durchzuführen. Gewiß ist die Reichsbank letzten Endes unschuldig. Der neue Nachtragsetat, der einen Gesamtfehlbetrag des Reichshaushalts für 1922 von 7,1 Billionen aufweist, ergo ein Manko von 1½ Milliarden Goldmark, zeigt, woher das Unheil kommt. Solange man sich nicht ernstlich daran macht, das Etatdefizit durch Steuern auszugleichen, ist alle Liebesmüh um eine stabile Mark vergeblich.

# Ich und Du von Hans Reimann

Nach Bô Yin Râ

Ich, wohlbestallter „Inhaber" eines Boyinraritätenkabinetts, bin die kosmische Nulpe aus Görlitz, wandle „vor" Mir und sei „fromm"! — —

Mein „Gehirn" ist nach dem System Menschnikoff präpariert, so zwar, daß es zu Yoghurt geworden ist. — —

Wir „sind", was Wir „sein" wollen! . . .

Man glaubt sich „willensstark" — und ist doch nur ein „Sklave" seiner Wünsche, die vielleicht dann und „wann" ein Weniges des „Willens" zu „bergen" wissen, an dessen Wirkung man bescheiden sein „Genügen" „findet", ohne jemals weiter zu fragen oder zu „verlangen", weil „man" längst sich an der Grenze aller Wissenswirkung glaubt, von der Paulus spricht. — —

Die Lehren, die Ich „künde", formen nur uraltes occultes Weisheitsgut, das in früheren „Tagen" geheimgehalten wurde, und ich „muß" „Dich" „bitten", meiner Rede letzten Sinn „fluktuierend" zu ertasten, denn Ich „weiß" gar wohl, das letzte „Klarheit" in Worten „voll und ganz" sich nicht geben läßt, und Du darfst von Mir nichts „verlangen", wofür Du Dir nicht ein „Aequivalent", ein Aequi-Valent durch Deine eigenen „Gedankenkräfte" gebärst! . . .

Ora et labora, sagt der „Prophet". — —

Mit anderen Worten: Du sollst Dich nebbich zur „Zweiheit" hinaufpotenzieren und die Um-Welt sowohl zum „Oratorium" als auch zum „Laboratorium" „einrichten". — —

Du kannst auch auf „Gänsefüßchen" durch Dein Da-Sein laatschen.

Das sage Ich, Dein „Guru". — —

Wie die „Saatkartoffel" im Frühjahr Ihre „silbernen" Keime aus der Beengnis des dunklen Kellerloches emporstreckt zum „Lichte", so locke Ich, Dein „Buddha", der „Unendlichfältige", Meine Schüler und Schülersschüler mit „harmonisch-individueller" Flöte, daß sie „hinaufkeimen" zu jenner „Höhenregion", aus der der Menschen ewiglicher: Doppel-Organismus stammt! —

Haste Worte?

Ein „Buddhabrotpapier" im Wald, da es beschneit wird, „fühlt" sich kalt, singt der Evangelist! . . .

Aber die „Zweiheit", das Dopplige ist nichts anderes als allerhöchste „Individuuniform"!!! — —

Tatüh-Tatah!

Bô Yin Ry-Bô Yin Rah: — ein Segen für „werdende" Mütter.

Darum bitte ich Sie, meine Herren Kosmoskatbrüder und anderweitigen Weltanschauten, Ihre „Gläser" zu erheben und in den Ruf „hinauszubrechen":

Solang der „Arm" in das Beinkleid paßt, wird „alles" indisch „aufgefaßt"! Râ-Râ-Râ!!! — —

# Bemerkungen

### Nationale Steuerblockade

Der Nationale Block in der französischen Kammer umfaßt alle Parteien mit Ausnahme einerseits der Nationalisten (Daudet), anderseits der Radikal-Sozialisten (Herriot), Sozialisten (Léon Blum) und Kommunisten (Cachin).

Der Nationale Block im Reichstag umfaßt alle Parteien mit Ausnahme einerseits der Deutschnationalen, anderseits der Sozialdemokraten und Kommunisten.

Da der Nationale Block im französischen Parlament noch eine bürgerliche Partei (die Radikal-Sozialisten) links von sich hat, könnte man vermuten, er stünde weiter rechts als der Nationale Block im Reichstag. Das aber wäre ein Irrtum. Denn einmal sind die Beziehungen des Nationalen Blocks in Deutschland viel herzlicher als die des Nationalen Blocks in Frankreich zu den Nationalisten. Sodann aber sind die Sozialisten in der Kammer weit weniger zahlreich als im Reichstag, und die Radikal-Sozialisten, die ohnehin weiter links stehen als unsre Deutsch-Demokraten, stellen sich zur Politik Poincarés ungefähr ebenso wie unsre Sozialdemokraten zur Politik Cunos: sie mißbilligen sie, aber sie durchkreuzen sie nicht.

Besonders deutlich hat sich die Seelenverwandtschaft der beiden Nationalen Blocks bei den jüngsten Finanzdebatten in der französischen Kammer und im Reichstag offenbart.

Der Nationale Block in Paris hat alle Steuervorschläge der Regierung und der Linksparteien abgelehnt und die „Deckung" des Defizits im ordentlichen Haushalt durch schwebende Schulden beschlossen.

Der Nationale Block am Königsplatz hat die Steuererleichterungen, die die Regierung im Hinblick auf die Geldentwertung vorsah, noch wesentlich erweitert und die wirklich recht harmlosen Gegenvorschläge der Sozialdemokraten abgelehnt.

Ließe sich das Reparationsproblem durch beiderseitige Steuersabotage lösen, so würde die Harmonie der beiden Nationalen Blocks zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Nur kann sich die Einheitsfront der beiden Blocks nicht ganz auswirken, weil jeder bloß für das eigne Land steuerscheu ist. Aber dafür sind es ja auch nationale Blocks.

*R. Kuczynski*

### Aermlicher Reichtum

Ich habe durchaus keine Vorliebe für den Reichtum der Hanseaten. Und ich sehe insbesondere den bremer bessern Bürger als eine hervorragend beschränkte und also bösartige Spielart des deutschen Bürgers an. Er hat weder sehr viel Geist noch sehr viel Güte noch sehr viel Geschmack — aber er hat eine gewisse Ueberlieferung des sichern Besitzes, die wohltuend wirkt. Das heißt: in Bremen weiß Einer so ziemlich vom Andern, was er an der Börse gilt. Er braucht es also weder durch die Brillanten seiner Frau noch durch sein Automobil noch durch seinen Villenneubau zu beweisen. Er kann sich anziehen und spazierenfahren und kann vor allem wohnen, wie es ihm bequem ist. Und darum gibt es um Bremen herum eine Menge großer Gärten und

Parks und in ihnen eine Menge kleiner und großer, hübscher und weniger hübscher, einfacher und üppiger Landhäuser. Aber sie sind alle behaglich und selbstverständlich. Sie machen kein Geschrei um sich her. Und sie sind — um Gotteswillen — keine Villen.

Um die kennen zu lernen, muß man in den Grunewald kommen. Da sieht man Schlösser, die sich anscheinend aus irgendeiner englischen Lordschaft oder von einem französischen Herzogsitz dorthin verirrt haben. Aber die fürstliche Auffahrt öffnet sich statt auf eine Allee von einer Meile Länge auf den Fußsteig einer sandigen, noch nicht chaussierten Straße, die Terrasse blickt auf einen Garten, der halb so groß ist wie die Autogarage, und in die Fenster, die zum Fußboden reichen und geschaffen scheinen, auf eine duftende, umhegte Einsamkeit zu schauen, gucken die lieben Nachbarn und die Straßenpassanten. Das Ganze sieht aus wie eine dicke Kommerzienrätin, die sich auf dem Seile produziert.

Sie produzieren sich auch auf dem Seile. Sie wollen beweisen: so und so viele Milliarden ist mein Besitz wert. Aber weil die Auffahrt und die Terrasse, die Garage und die Spiegelscheiben so schmählich viel kosten, so muß man eben sparen, und man erbaut einen Palast auf der Parzelle eines Kleinsiedlers und legt einen Park an von der Größe einer Hochzeitstafel mit zwei Kiefern und einer halben Birke.

Ich bin eine Stunde im Grunewaldviertel herumgelaufen und habe im ganzen drei Häuser gefunden, die erfreulich, wohnlich, wünschenswert schienen: ein Erholungshäuslein für Schwestern, ein Gärtnerhaus und ein braunes Holzhäuschen, das unter seinen Kiefern stand, als sei es mit ihnen verwachsen. Und das war es auch wohl.

Alle andern aber nahmen sich aus wie König Jau nach dem Erwachen aus seinem Traum: den Hermelinmantel trägt er noch, aber er muß sich in Acht nehmen, damit er nicht anstößt an den Wänden seines Schweinekobens, und er zählt seine Pfennige, ob sie noch zum Glase Schnaps reichen wollen.

Und ich mußte lachen über diesen Reichtum, der so kurzatmig ist wie die Markstabilisierung und so ärmlich wie ein neu geprägter Tausendmarkschein.

*Anna Siemsen*

### Fridericus Rex

Auf der Schule hatten wir einen Magister, der, nach Ausstreuung reichlichen Anekdotenwerks und farbenprächtiger Schilderung, uns Geschichte in der Weise beibrachte, daß er nach jedem Satz unsres Leitfadens innehielt und fragte: Was denkts du dir dabei? Wer sich am meisten dachte, bekam die beste Note.

Ich glaube: Czerépy und Behrendt hätten ein Sehr gut bekommen. Sie haben sich sogar bei jedem Leitfadennebensatz was gedacht. Der Kaiser in Wien stirbt — und der ganze Hof trauert, das diplomatische Corps kondoliert, Friedrich wartet auf einen Kurier. Friedrich schlägt die Schlacht bei Mollwitz — und der Wiener Hof erhält die Kunde von der Niederlage. Friedrich als Beschützer der Künste und Wissenschaften: er protegierte die Barberina und blies die Flöte. Kaunitz, Maria Theresia, die Pompadour, Ludwig XV. — Jeder bekommt sein Bildchen. Friedrich arbeitet, schafft die Folter ab, läßt den Adel Steuern zahlen, schafft das Gottesgnadentum ab, dichtet. Alles illustrierter Leitfaden.

Soll man was dagegen sagen? Wozu? Ein Vergnügen für Minderjährige, mit sehr fleißig gemachten, gut und manchmal sogar originell aufgenommenen Bildern, ohne (zum Unterschied von den ersten beiden Teilen) aufdringliche Tendenz und ohne (von einzelnen Texten abgesehen) beträchtliche Geschmacklosigkeiten. Bilderbücher müssen sein. Politiker mögen sich beruhigen. Gehetzt wird nicht, und für monarchistische Propa-

ganda ist der Unterschied zum Gestern zu stark fühlbar.

Mit Kunst freilich, nein, mit Kunst hat dieser Film wenig zu tun. Es braucht nicht noch bewiesen zu werden, daß man Geschichte nicht verfilmen kann. Daß Maria Theresia schelmische Zettelchen schreibt und Friedrich Voltaire rausschmeißt, hat mit Geschichte nichts zu tun. Es gäbe die Möglichkeit künstlerischer Biographie. Aufstieg und Abstieg, der besondere Lebensrhythmus der Menschen. Aber das ist nichts für Anekdotenjäger. Nichts für Ballettregisseure.

Es gäbe auch die Darstellung großen Geschehens. Das ist im vierten Teil, der sich um Leuthen konzentriert, versucht. In Einzelheiten nicht ohne Glück. Der Kampf um die Friedensbedingungen, die Begegnung mit dem Etappenoffizier, die Hiobsposten, der tanzende König, die aufmuckenden Grenadiere: das sind Dinge, die, obwohl von zuviel Text ausgefranst, haften bleiben. Die Schlacht selbst ein wenig lang, ein wenig breiig und, wenn auch übersichtlich gefügt, im Verlauf nicht ganz plastisch, weil wir die Anlage nicht kennen — aber doch mit hübschen, abwechslungsreichen Bildern, ohne geniale Einfälle, aber adrett und geschickt gemacht. Nur, daß dies alles straffer hätte gespannt sein müssen, eigenwilliger geballt, origineller gestaltet statt gestellt. Nur daß mit Ausnahme der von Gebühr recht nobel gespielten Hauptfigur keine der übrigen sich recht entfalten kann.

Im Ganzen: ein beachtenswerter Versuch, aber kein Markstein in der Entwicklung des Films.

*Roland Schacht*

### Das Stilleben

Auf meinem Tisch liegt eine Zitrone in einer blauen Schale. Eine einfache gelbe Zitrone. Ich habe sie mir gekauft gegen meine Halsschmerzen für 140 Mark. Ich weiß, daß die Schmerzen davon nicht gelindert werden, und daß der Kauf überhaupt umsonst geschah, wenn ich sie nicht herausnehme, zerschneide und den Saft ausquetsche und trinke. Aber ich tue es nicht. Ich lasse sie in der Schale liegen mit kindlichem und dummem Trotz. Ich kann sie nicht zerschneiden. Sie ist so gelb und die Schale so blau. Ich weiß, daß diese Zitrone die Sehnsucht nach diesem Blau, diesem südlichen Blau in sich trug; und daß die Schale wie eine Braut auf dieses Gelb der Zitrone wartete, um ihren Farbenreichtum aufzulösen und zu befriedigen. Sie sind sich Erlebnis, Erlösung und Erfüllung. Und ich achte so etwas. Ich versuche, meine Schmerzen zu vergessen und Freude an diesem Glück zu haben. Und mit einem Male begreife ich die Liebe großer Menschen und großer Maler zu diesen Dingen. Endlich wird es mir klar, wie genau man die Menschen kennt, wenn man Blumen und Früchte malt, wieviel Liebe und Zärtlichkeit man in sich trägt, und wie verbittert man sein muß. Und ich erkenne, mit welcher Leichtigkeit und Gewissenlosigkeit und wie schlecht Stilleben oft gemalt werden, so schlecht, daß ich bis heute nicht begreifen konnte, warum —. Denn diese Ausgeglichenheit der Farben, diese Ruhe und Besonnenheit, diese Vornehmheit und Zartheit bei den Bildern großer Maler ist es eben, was das Kunstwerk über die Photographie, über das Kunstgewerbe und den Kitsch heraushebt, es läßt uns die Seele des Künstlers ahnen, ermahnt uns zur Güte und Liebe. Und das kann man nur mit einfachen Mitteln erreichen. Da darf man nicht komponieren, wo sich nicht etwas selbst zusammenfindet. Nein, Freunde, da muß man warten, bis die Natur oder der Zufall oder ein großes Gewissen und eine ebensolche Klugheit euch eine seltene Kombination zum Erlebnis, zur Erfüllung werden läßt, bis Ihr einmal sozusagen Halsschmerzen habt, eine Zitrone kauft und sie nicht zerschneiden könnt . . .

*Hajo Appenskjold*

## Antworten

**Wahrheitsfreund.** Am 14. März sollten in Buer zwei Schupo-Beamte namens Mohr und Krause erschossen worden sein. Darüber meldet die Vossische Zeitung: „Der französische General wandte sich dann gegen den deutschen Bericht über die Erschießung des Polizeiwachtmeisters Mohr und des Schutzpolizeibeamten Krause im Hofe des Lyzeums. Der angeblich erschossene Polizeiwachtmeister Mohr wurde dem Oberbürgermeister aus dem Gefängnis vorgeführt. Er bekundete, daß der angeblich ebenfalls erschossene Schutzpolizeibeamte Krause in das besetzte Gebiet nicht zurückgekehrt sei und seines Wissens nicht in Buer gewesen sein könne. Es scheint sich bei dieser Meldung tatsächlich um einen sehr bedauerlichen Irrtum zu handeln. Bekanntlich war berichtet worden, daß die Erschießung der beiden Schutzpolizisten von deutschen Augenzeugen aus unmittelbarer Nähe beobachtet worden sei." Auch W.T.B. hat den Vorfall gemeldet — aber alle die Tatsachen unterdrückt, die man aus der Vossischen Zeitung erfährt. Nun, was von W.T.B. zu halten ist, weiß die Welt. Die von der Haupt-Nachrichtenquelle der deutschen Presse auf diese selbst schließt. Und von der deutschen Presse, die ja doch Seele und Geist ihrer Leserschaft spiegelt, aufs deutsche Volk.

**K. S.** Sie wissen nicht, wie unser Reichskanzler Cuno mit Zunamen heißt? Baissemark.

**Südwestfale.** In Hamburg wird auf Postkarten ein Gedicht verbreitet, von dem eine Strophe lautet: „Verlaßt, Ihr Männer der roten Erde, Die Gruben, die gleißenden Feuerherde, Und dann heb' an ein gräßlich Morden An den frech eingedrungenen Horden, Entreißt den Laffen Die Waffen, Zerstört Gewehre, Geschütze, Daß nicht ein Schuß aufblitze. Richtet die Waffe gegen den Feind! Die Waffe sei euer bester Freund! Ein Jeder von euch sei ein Held, Kein Feind verlasse lebend das Feld." Dagegen wird nichts unternommen. Der General-Anzeiger für Dortmund hat einen Appell der Deutschen Friedensgesellschaft an die recht- und wahrheitliebenden Volksgenossen abgedruckt, worin es heißt: „Eure verständliche Empörung über die Taten des französischen Militarismus wird von gewissenlosen Volksverhetzern zu agitatorischer Haß- und Rachepolitik und zur Verunglimpfung der Republik und der Demokratie ausgenutzt. Kappistische Generäle, Vaterländische Verbände und nationalistische Hazardeure propagieren den Revanchegedanken. Volksverderber verlangen offen Uebergang von der passiven Resistenz zur militärischen Gewalt. Kriegshetzer von 1914 predigen den Guerillakrieg. Volksgenossen! Vergeßt nicht, daß diese selben Kriegshetzer, Eroberungspolitiker und eine unersättliche Militärkaste durch ihre wahnsinnige Annexionspolitik schon einmal den Zusammenbruch verschuldet und damit unermeßliches Unheil über Deutschland gebracht haben." In diesem Sinne wird aufgerufen zur Bildung „einer Einheitsfront der Wahrheit und Gerechtigkeit gegen die deutschnationale Einheitsfront". Der Oberpräsident von Westfalen hat auf Grund des Gesetzes zum Schutze der deutschen Republik den General-Anzeiger für Dortmund auf zehn Tage, vom 17. bis 26. März, verboten.

Zeitungsleser. Dein Leibblatt berichtet: „Am Devisenmarkt machte sich heute vormittag zunächst eine leichte Abschwächung bemerkbar. Die Kurse bröckelten ab, und der Dollar ging auf etwa 20 750 zurück. Das Geschäft bewegte sich gleichwohl weiter in sehr engen Bahnen. Das Material, das herauskam, war jedoch keineswegs umfangreich und stammte im wesentlichen aus Kreisen des berufsmäßigen Devisenhandels, der durch die schon in den letzten Tagen verbreiteten Gerüchte von einer bevorstehenden Intervention in der Ruhrfrage sich zu Abgaben veranlaßt sah. Später trat jedoch wieder eine Beruhigung ein, da man nach den neuesten Meldungen den erwähnten Gerüchten weniger Glauben zu schenken geneigt war. Der Dollar zog wieder an, und amtlich stellte er sich auf 20 900." Wie groß wäre da erst die Beruhigung gewesen, wenn sich Gerüchte von positiven Erfolgen der Franzosen verbreitet hätten! Und wie groß wird sie sein, wenn der Dollarstand wieder 50 000 ist!

Bücherleser. Sie fragen, warum sich bis jetzt so gut wie keine der deutschen Zeitungen mit Otto Grautoffs Buch: ‚Die Maske und das Grsicht Frankreichs' (erschienen im Verlag F. A. Perthes zu Gotha) beschäftigt hat? Es enthält eine Fülle von Material, das in Deutschland unbekannt ist. Die englische Presse hats der Beachtung für wert befunden. Es hat zur These, daß Frankreich nach dem Dreyfus-Prozeß, der sein Ruhm bleiben wird (wie der Fechenbach-Prozeß Deutschlands Schande), sich langsam mehr und mehr zum Nationalismus und Imperialismus entwickelt hat, und müßte deshalb mindestens den Blättern der Rechten Hymnen entlocken. Aber so sind unsre Redakteure. Bücher lesen sie nicht. Dazu haben sie „keine Zeit". Oder hat die Verschwiegenheit andre Gründe? Zögern die Demokraten, einzugestehen, daß ihre Hoffnung, das „bessere" Frankreich werde sich doch wieder durchsetzen, sie bis jetzt genau so getrogen hat, wie uns die Hoffnung auf den Sieg der Vernunft über die Unvernunft in Deutschland immer von neuem trügt? Und die Deutschnationalen — ist ihnen peinlich, zu erkennen, daß Dinge wie Konservativismus, Betonung des völkischen Elements, Stolz auf die Tradition ganz einfach ihrer Natur nach zum Kriege treiben müssen? So hat jede Partei ein andres Motiv, keine Notiz von der Existenz eines Buches zu nehmen, worin auch die anfechtbaren, Widerspruch weckenden Partieen lehrreich sind, ja, eigentlich sie am meisten.

Neidbold. Sie sind grün und gelb geworden, als Sie in Nummer 12 bei Frank Faßland lasen, daß „ein junger Mann wie H. Zimak, der noch vor ein paar Jahren als Lagerlehrling bei der alten Metallfirma Norbert Levy begann, inzwischen eine eigne Firma gegründet und so weit in die Höhe gebracht hat, daß sie — als eine große Insolvenz am Metallmarkt viel von sich reden machte — mit dem Angebot hervortreten konnte, die notleidend gewordenen Engagements im Umfang von vielen hundert Millionen ganz allein zur Regulierung zu übernehmen". Gestern noch auf stolzen Rossen, heute Gläubigerversammlung. „Die gesamten Passiven erstrecken sich einschließlich der April-Engagements auf 4,5 Milliarden Mark, denen an Aktiven ungefähr 1 Milliarde gegenüberstehen. Außerdem haben sich die Inhaber der Firma bereit erklärt, den größern Teil ihres sehr beträchtlichen Privatbesitzes der Masse zur Verfügung zu stellen. Da sich hierunter fünf Automobile, zwei Motorboote, viele Perserteppiche, Klubsessel, ein Flügel und beträchtliche Werte an Gold- und Schmucksachen befinden, wozu noch Beteiligungen an andern Firmen und ein nennenswerter Effektenbesitz tritt, können einschließlich all dieser Posten die vorhandenen Aktivmassen mit 2,5 Milliarden bewertet werden." Selbstverständlich läßt man ein Unternehmen, an dem so viele Interessen hängen, nicht in Konkurs geraten. „Alles im Leben endet mit einem Arrangement", sagt Capus. Und das Arrangement für

H. Zimak wird so enden, daß Sie die grün-gelbe Gesichtsfarbe nicht zu wechseln brauchen.

**Ernst Niekisch.** Sie sind nicht mehr Mitglied des feinen Bayrischen Landtags (der eine Kontrolle des — immer noch Festung genannten — Zuchthauses Niederschönenfeld für ebenso unnötig hält wie jeden energischen Vorstoß gegen die Hitlerischen). „Na, da kratulier' ich!", heißt es im ‚Feldherrnhügel'. Sie wollen lieber, statt zu tauben Tröpfen zu reden, für die letzten paar Guten in Deutschland schreiben und senden mir ein Manuscript von hundert Seiten mit folgendem Brief: „Ich habe eine Weile geschwankt, ob ich meine Arbeit in diesem Augenblick drucken lassen soll. Aber nach dem Putsch-Ansatz der münchner Separatisten, der über hohe Staatsbeamte weg bis zu dem Wittelsbacher Rupprecht hinführt; nach den Mitteilungen des Herrn Ray Stannard Baker, der Wilsons Pressechef gewesen, über Dr. Heims Umtriebe im Mai 1919; nach der Ausstattung der Wittelsbacher mit einer Abfindungssumme von 175 Milliarden Mark, die einen fast unerschöpflichen Fonds für den Kampf der Reaktion gegen die deutsche Republik bilden — nach alledem bleibt mir keine Wahl mehr. Weite Kreise des deutschen Volkes unterschätzen die Gefahr, mit der die Politik der Bayrischen Volkspartei — und das ist im Grunde die Politik Bayerns — den Bestand der deutschen Republik bedroht. Um des Schicksals der deutschen Republik willen scheint mir geboten, die verhängnisvolle Größe dieser Gefahr richtig sehen zu lehren. Meine Darstellung ist kein ‚Dolchstoß'. Im Gegenteil: sie ist ein höchst dringlich gewordener Versuch, die deutsche Republik vor dem heimtückischen bayrischen Dolchstoß zu bewahren." Der Versuch besteht aus neun Kapiteln, eins immer aufschlußreicher als das andre. Ich werde sie in den nächsten neun Nummern veröffentlichen.

**Theaterbesucher.** Abend für Abend, wahrscheinlich dreihundert Abende hintereinander, ‚Alt-Heidelberg'. Aber ‚Olympia' ein Mal, am Sonntag mittag (wo man um keinen Preis ins Theater zu kriegen ist, weil man von früh bis abends seine eigne Bühne, seine ‚Weltbühne' aufbauen muß). Nach der Lektüre dieser Tragikomödie von Ernst Weiß, die wie für den Regisseur Karlheinz Martin und den Menschendarsteller Heinrich George geschrieben scheint, ist man sicher, um ein Theatererlebnis ärmer zu sein. Daß nicht einmal nach dem Erfolg der Jungen Bühne ein gewerbsmäßiger Kunsttempel ihre feiertägliche Aufführung übernimmt: das trifft nicht nur mich persönlich, sondern bezeichnet auch den Grad des Verfalls unsrer einst so stolzen Theaterstadt.


**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | 2 1/2 Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.





Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Generalvertretung für die Tschechoslowakische Republik: A. Pavlik, Prag II, Vodickova 41.

# Der Dolchstoß von *⁎*

Kein Zweifel: Herr Cuno erwartet den Dolchstoß. Er erwartet ihn nicht mit Zittern und Zagen, sondern ruhig und gefaßt, wie einem deutschen Manne geziemt. Ja, mehr als das: er sieht ihm freudig entgegen, er ersehnt ihn und wird ihn begrüßen, und je eher der Dolchstoß erfolgt, desto größer wird seine Freude sein. Deshalb weisen gute Freunde des Kanzlers — nicht in der Presse und nicht in öffentlichen Versammlungen, aber doch gelegentlich im vertrauten Kreise — auf die Stelle hin, wo dieser gehörnte Siegfried verwundbar ist, und diese Stelle ist ziemlich ausgebreitet und deutlich sichtbar. Jeder Mensch könnte sie sehen, auch das unpolitische deutsche Publikum könnte sie sehen, wenn es nicht gutwillig und mutwillig die Augen schlösse, um noch ein Weilchen dahinzuträumen von Ruhm und Sieg, von der Abschüttlung des Joches der Fremdherrschaft, von der glorreichen Vertreibung der Franzosen aus dem Ruhrgebiet durch eine Neuauflage der Schlacht am Teutoburger Walde. Wäre das deutsche Volk nicht so mit Blindheit geschlagen, so traumselig, man möchte sagen: traumduselig veranlagt: es hätte die unbewehrte Stelle schon längst erkannt, ohne daß eine Kriemhild ein Zeichen auf das Gewand gestickt zu haben brauchte, und alles Leid hätte ein Ende gehabt — für Herrn Cuno nämlich. Für das deutsche Volk wird der Unterschied kaum in die Erscheinung treten, denn ihm sind noch viele Jahre der Leiden und der Entbehrungen bestimmt. Herr Cuno aber könnte sich dann auf irgendeinen oder mehrere Aufsichtsratsposten zurückziehen, die ihm ja wohl als Belohnung für seine mannhafte Passivität oder seine passive Mannhaftigkeit zuteil werden dürften, wenn ihn — was leider immer wahrscheinlicher wird — die Hamburger nicht wieder an die Spitze ihres stolzesten Unternehmens zurückrufen sollten.

Der Dolchstoß von 1923 wird mit dem Dolchstoß von 1918 erstens gemeinsam haben: daß er gar kein Dolchstoß ist, sondern nur eine papierene Legende, wohl ausgedacht und in ihrer Wirkung auf das leichtgläubige deutsche Publikum wohl vorbereitet durch dessen Narkotisierung mit einer Papierflut von Lüge und Geschichtsklitterung. Die beiden Vorgänge werden zweitens gemeinsam haben, daß ihre Urheber nicht an der Front gesucht werden, sondern in der Heimat. Die Front ist diesmal das Ruhrgebiet. Die Front, so sagt der Hauptquartierstratege, hält aus. Sie hält aus, solange für die Frontkämpfer leiblich und geistig einigermaßen gesorgt wird, das heißt: solange sie zu essen haben, und solange ihnen mit der Zusage eines glorreichen Sieges samt nachfolgendem großen Kriegsruhm das Gemüt andauernd gestärkt wird. So war es 1918, so ist es auch heute. Man verspricht Belohnungen für Treue und Festigkeit, und man verspricht reichliche Entschädigungen für die erlittenen Verluste, für verlorene Stellung, für verlorenes Heim und verlorenes Eigentum. Das alles hat ein Teil des deutschen Volkes im Kriege

auch schon einmal gehört, nämlich die Auslandsdeutschen. Es wurde ihnen damals ungeheuer viel versprochen. Es ist sogar einiges von diesen Versprechungen in den Friedensvertrag hineingekommen. Aber da die Ernte der blutigen Saat anders aussah, als man erwartet hatte, sahen sich auch diese Versprechungen hinterher anders an. Heute noch, im vierten Jahr nach Schluß des Krieges, warten tausende von wertvollen Existenzen darauf, sich mit den Entschädigungen, die das Reich ihnen versprochen hatte, eine neue Existenz gründen zu können. Die Wartezeit verkürzen sie sich mit Eingaben, mit Protesten, mit Begründungen, mit Besuchen der verschiedenen Instanzen im Entschädigungsverfahren (in denen ein Heer von Beamten und Angestellten Entschädigung oder wenigstens Zeitvertreib und Einkommen findet). Bekommen tun sie leider nichts, oder so gut wie nichts: eine Handvoll Papiermark, ausgerechnet nach einem Schlüssel, der ungefähr das Fünf- oder Zehn- oder Zwanzigfache des Vorkriegswertes der Mark ergibt, während der Wert der Papiermark ungefähr ein Dreitausendstel ist. Aehnlich wird es leider den Meisten ergehen, die jetzt auf die Versprechungen der Regierung und der Presse bauen. Während der Krisis, im Affekt, in der Begeisterung, in der Aufregung werden alle Konzessionen gemacht. Es wird zu Allem Ja gesagt; aber das Amen in Gestalt von Reichsbankschecks dürfte ausbleiben. Immerhin kann man sich in den Städten des Ruhrgebiets damit trösten, daß viele von den Vertriebenen nach Ablauf dieser Krisis in großen Häusern der Reichshauptstadt als Mitglieder der Entschädigungskommissionen eine höchst angenehme und für alle Teile erfolgreiche Tätigkeit ausüben werden.

Dies haben die beiden Dolchstöße gemeinsam. Der Unterschied? Damals handelte sichs um den Zusammenbruch einer von allen Seiten, mit allen Mitteln gestützten, glänzend angestrichenen, aber völlig morschen und untergrabenen Fassade, untergraben nicht durch Söldlinge des Auslands, durch Verräter in der Heimat, sondern durch Entkräftung und Zermürbung, durch einen einfachen Krankheitsprozeß. Der Dolchstoß von 1923 wird weiter nichts sein als eine Operation, vorgenommen von Politikern, die nicht zu warten wünschen, bis der Patient sich verblutet oder an Schwäche stirbt. Mit homöopathischen Mitteln, das hat man selbst im deutschen Reichstag schon eingesehen, ist hier nichts mehr zu machen. Damit, daß man wartet und gewissermaßen auf Heilung durch Bestrahlung mit dem Glanz der — in der deutschen Presse von dem Riesenapparat der Regierung künstlich erzeugten — Ruhmeshöhensonne hofft: damit wird diese Krankheit nicht geheilt. Hier muß operiert werden, und je früher dies geschieht, desto mehr Aussicht haben wir, hinterher rasch zu gesunden. „Wir": das ist in diesem Falle nicht nur die deutsche Industrie, das deutsche Volk, sondern die gesamte europäische Wirtschaft, die ja unter der Ruhrkrisis empfindlich leidet, wenn das Ausland auch nicht in die Uebertreibung verfällt, das Ruhrgebiet als das Nervenzentrum von ganz Europa oder gar der ganzen zivilisierten Welt zu bezeichnen, wie dies in Deutschland so gern getan wird.

Der zweite Unterschied wird in der „Schuldfrage“ liegen. 1918, oder vielmehr in den Nachkriegsbüchern aller siegreichen deutschen Feldherren und ihrer Gehilfen in Zivil, wurden als die Schuldigen ganz allgemein die „Roten“ bezeichnet, die die Disziplin im Heer untergraben und das Bürgertum mürbe gemacht, also den Boden für die Revolution bereitet hatten — die ja gar keine Revolution war, sondern ein unvermeidlicher Zusammenbruch. Diesmal wird wohl oder übel der Reichstag das Odium des Zusammenbruchs auf sich nehmen müssen, wenn wir überhaupt noch in diesem Jahr aus dem heillosen Wirrwarr herauskommen wollen, und zwar der Reichstag in seiner Gesamtheit oder wenigstens in seiner Mehrheit. Denn die Versuche einzelner Abgeordneter oder andrer Personen von angeblicher oder wirklicher politischer Bedeutung, die Krisis abzukürzen und Verhandlungen anzubahnen, bei denen Deutschland gleichberechtigt mit den Mächten der Entente am Tische sitze, sind bis jetzt fehlgeschlagen, da das Kabinett Cuno, mitsamt dem Außenministerium, sich darauf festgelegt hat, nicht zu verhandeln, es sei denn unter Voraussetzung der Räumung des Ruhrgebiets. Wie dieser Begriff der Voraussetzung auszulegen ist, steht im Augenblick noch dahin und ist gleichgültig, da Frankreich überhaupt jede Auslegung einer solchen Voraussetzung ablehnt. Wenn also der Schlag geführt wird, so wird sich alsbald bei den Verfechtern der Dolchstoß-Theorie ein großes Geschrei erheben. Man wird mit den Fingern auf den Reichstag zeigen, und diese Körperschaft, die ja ohnehin ungeheuchelte Beliebtheit nur bei ihren Mitgliedern genießt, wird im Volke noch mißliebiger werden als bisher. Ja, es ist möglich, daß Kapp-Putschisten der Zukunft einmal unter dem Schlachtruf aufmarschieren: „Fort mit dem Reichstag, der Cuno ermordet hat!“ Es wird lange dauern, bis man den wahren Charakter dieser Dolchstoß-Aktion erkennen wird. Vielleicht aber wird dann auch die Zeit kommen, wo der Reichstag wirklich wieder einmal Politik machen kann, die Zeit, wo wir für ein wirkliches parlamentarisches Regime reif sein werden. Bis diese Zeit kommt, wird notwendig sein, unter großen Anstrengungen und Aufregungen die Schwerindustrie und die Hochfinanz zu fühlbaren Opfern zu bringen. Was bis jetzt noch keinem Kabinett der neuen deutschen Republik gelungen ist.

---

## Natur und Kultur von Nicolas Chamfort

Über die Leute, die mit Begeisterung den Naturzustand gegen unser Gesellschaftswesen ausspielen, hat man sich lustig gemacht.

Da möchte ich denn doch wissen, was man auf folgende drei Einwürfe entgegnen kann:

Es gibt kein Beispiel dafür, daß
1) ein Wilder wahnsinnig geworden,
2) Selbstmord begangen,
3) sich mit dem gesellschaftlichen Leben befreundet habe.

Umgekehrt ist eine große Anzahl von Europäern, die am Cap, in Nord- und Süd-Amerika unter den Naturvölkern gelebt, aus ihren Heimatländern mit ihnen in die Wälder gegangen. Man erwidere mir ohne Geschwätz und Sophismus.

# Bayern von Ernst Niekisch

1.

Solange es ein Bayern gibt, so lange steht es in fast ununterbrochener Opposition zur Reichsgewalt. Man kann sagen, daß die Geschichte Bayerns bis zum heutigen Tage eine Geschichte fortwährenden Reichsverrats gewesen ist.

Bayern gehörte von Anfang an zu den umfangreichern Stammesgebieten innerhalb des Deutschen Reiches; das relative Uebergewicht an Ausgedehntheit und Bevölkerungszahl entwickelte einen stark ausgeprägten staatlichen Ehrgeiz in Bayern, der sich nur widerwillig zur Unterordnung unter die Reichsgewalt bequemte.

Diese Tendenz, vom Reich wegzustreben, empfing seit jeher kräftige Antriebe aus der Tatsache, daß Bayern dem Stromgebiet der Donau angehört. Während die übrigen großen Flüsse des Reiches nach Norden drängen und damit den Verkehr und die wirtschaftlichen Beziehungen ihrer Landschaften in Bahnen leiten, die im großen Ganzen eine gleichlaufende Richtung aufweisen, lenkt die Donau nach Osten ab und zieht förmlich vom Reiche weg.

Indem sich Bayern stets von der Sorge beherrscht zeigte, wie es eine gewisse selbständige und freie Stellung der Reichsgewalt gegenüber behaupten könne, war es niemals dem Kaisertum in Zeiten der Not und Bedrängnis vorbehaltlos Stütze und Rückhalt. Es fühlte sich vielmehr in Zeiten kaiserlicher Not versucht, sich Vorteile zu sichern und seine Hilfe möglichst teuer zu verkaufen. Während der großen Kämpfe zwischen den Kaisern und den Päpsten bemühte es sich nach Kräften, in die Rolle des „Züngleins an der Wage“ einzurücken; es spielte diese Rolle mit Absicht und mancherlei Gewinn. In spätern Jahrhunderten wurde es in eine ähnlich vorteilhafte Zwischenstellung gebracht, als Frankreich und Habsburg um die Vormacht auf dem europäischen Festland rangen; es nützte damals diese Zwischenstellung mit einer gradezu skrupellosen Unverfrorenheit aus. Und heute hofft es, die furchtbaren Schwierigkeiten, in die unsre republikanische Reichsregierung durch Frankreichs Politik sich gestürzt sieht, zu eignem Nutzen ausbeuten zu können.

Von den Zeiten Karls des Großen an hatten sich die deutschen Kaiser mit dem bayrischen Rebellentum herumzuschlagen. Als 1488 der Schwäbische Bund geschlossen worden war, um sowohl den Landfrieden gegen die Raublust Bayerns durchzusetzen als auch dem Reichsgedanken wieder größeres Ansehen zu verschaffen, da hielt sich der Bayernherzog Albrecht vom Kaiser Maximilian in trotzigster Absonderung. Bayern widersetzte sich in ähnlicher Weise den politischen Bestrebungen des ganzen übrigen Reiches, wie es das in den Tagen der Republikschutzgesetzgebung tut. Der Kaiser war freilich damals nicht zu schwächlichem Verhandeln und Nachgeben bereit, sondern setzte eine Art Reichsexekution gegen Bayern ins Werk. 1492 versammelten sich die Truppen des Reiches und des Bundes auf dem Lechfeld. Das Reichsbanner wurde von

Friedrich von Brandenburg geführt, dem lange schon „das Wams heiß war wider Bayern". Erst vor solch drohendem Aufmarsch gab Bayern seine Opposition auf und fügte sich dem Willen des Reiches.

Als während des Dreißigjährigen Krieges Wallensteins Wirksamkeit der kaiserlichen Autorität zugute kam und es zeitweise den Anschein hatte, als sei eine Entwicklung zum deutschen Einheitsstaat hin eingeleitet, da verband sich der bayrische Kurfürst Maximilian 1631 mit Frankreich, um Wallensteins Sturz herbeizuführen. Er schrieb an den Franzosenkönig, daß das ganze Deutsche Reich Bayern hoch verpflichtet sei, weil dieses für die Libertät des Reiches sorge — das heißt: dafür, daß die einzelnen Bundesfürsten tun und treiben durften, was sie tun und treiben wollten.

Der Westfälische Friede von 1648 wurde in Bayern als ein glückliches Ereignis betrachtet, da er den einzelnen deutschen Fürsten fast völlige Unabhängigkeit von der Reichsspitze gewährte. Erst jüngst nahm im Bayrischen Landtag der Abgeordnete Dr. Roth auf diesen Friedensschluß Bezug: die Reichsverfassung, die dieser Friede festlegte, und durch die den deutschen Fürsten die weitgehendsten Souveränitätsrechte eingeräumt worden waren, pries er als ein nachahmenswürdiges Vorbild.

Bayern war allmählich der stärkste Reichsstand geworden; als solcher fühlte es sich dauernd vom Kaiser bedroht. Deshalb verbündete es sich 1670 mit Frankreich, und seit diesem Jahre sind bis zum Ende des alten Reiches seine Beziehungen zu Frankreich kaum mehr unterbrochen worden: es blieb die brauchbarste Stütze des französischen Einflusses im Reiche.

Das Bündnis mit Frankreich lohnte sich für Bayern durchaus. Die Reichsgewalt war Bayern gegenüber vollständig ohnmächtig; zudem floß in reichlichen Mengen französisches Geld nach München und ermöglichte den Wittelsbachern ihre unsagbar liederliche Hofhaltung.

Die Rheinbundpolitik zur Zeit Napoleons I. führte nur die althergebrachte Linie bayrischer Politik fort. Max I. fühlte sich nach eignem Geständnis ganz als Franzose; zwischen 1806 und 1813 wurde in Bayern Der als Landesverräter verfolgt, der für den deutschen Gedanken warb. Damals erlebten die Wittelsbacher zum ersten Mal, daß man von Frankreich für treu geleistete Dienste mit der Königskrone begabt werden könne; Rupprecht Wittelsbach hat das nicht vergessen und sieht in jenem Ereignis der Vergangenheit einen beherzigenswerten Fingerzeig, wie auch seine Sehnsucht nach dem Königtum zu stillen wäre.

Nach Napoleons Sturz beobachten wir Bayern am Werke, die Schwäche des deutschen Bundes zu verewigen. Die Trias-Idee, die auf die Schaffung von drei politischen Machtgruppen innerhalb des deutschen Bundes abzielt (Preußen-Oesterreich und die Vereinigung der Mittelstaaten unter Bayerns Führung) und eine wirksame Sicherung gegen das Werden einer starken Reichsgewalt bedeutet, wird von Bayern lebhaft unterstützt.

Burschenschafter und Intellektuelle, die den Traum von einem neuen deutschen Reiche träumen, werden verfolgt und viele

Jahre hindurch in Gefängnisse gesperrt. Während anno 48 die Nationalversammlung in der Paulskirche die Einigung des Reiches zustandebringen suchte, wandte sich der Bayernkönig an Frankreich und ließ darauf aufmerksam machen, wie sehr ein einiges Deutschland das Gleichgewicht der europäischen Mächte bedrohe, und wie wenig es deshalb den Interessen Frankreichs gemäß sei. Als Bismarcks Reichsgründungspläne feste Gestalt annahmen und das Wachstum eines neuen Reiches unaufhaltsame Fortschritte macht, entsteht in Bayern die bayrische Patriotenpartei, die sich verzweifelt an Bayerns Selbständigkeit klammert und Bismarck aufs heftigste widersteht.

Der Führer dieser Patriotenpartei war der Redakteur Sigl, der in seinem noch heute erscheinenden ‚Bayrischen Vaterland‘ gegen die deutsche Politik des damaligen bayrischen Ministerpräsidenten Hohenlohe kläffte, keifte, lästerte und schmähte, wie es nur irgendein münchner Marktweib zu tun vermag. Vom Norddeutschen Bund, dem „Nordbund“, sprach er nie anders als vom „Mordbund“, und mehr als einmal versicherte er — wofür heute noch die Leute um den ‚Bayrischen Kurier‘ volles Verständnis haben —, daß er lieber französisch als preußisch sein wolle.

Als König Ludwig II. unter dem Einfluß der Furcht vor dem preußischen Machtwillen sich Bismarcks Wünschen fügte, wütete Sigl: „Die meisten Leute können sich für Wilhelm den Preußen und sein Kaiserreich nur begeistern, wenn sie einen gewaltigen Rausch haben; wir brächten es gar nicht zuwege.“ Nur nach schweren Kämpfen erteilte die bayrische Kammer ihre Zustimmung zu den Verträgen mit Preußen. „Wilhelm der Preuß“, schrieb Sigl nach dem 18. Januar 1871, „läßt durch die ‚Neuesten‘ eine Proklamation veröffentlichen, durch die er dem erfreuten deutschen Volk zu wissen tut, daß er auf Andringen der deutschen Fürsten den Kaisertitel zu führen gedenke . . . Das Kaiserreich wäre damit fertig, und wir werden es wahrscheinlich auch bald sein. Wie lange das ‚Reich‘ dauern wird, das weiß Gott, und wir können geruhig es noch Alle erwarten.“

Nur widerwillig und ohne innerlich freudige Zustimmung ordnete sich somit Bayern 1871 dem Reichsgefüge ein. Bismarck hatte eine lebendige Empfindung dafür: als er den Kulturkampf einleitete, wollte er im Zentrum insbesondere den Träger der vor allem in Bayern mächtigen partikularistischen Bestrebungen treffen. Eine wirkliche Reichsfreudigkeit kam in Bayern nie auf; die bayrische Sondertümelei entfaltete nur deshalb so wenig Aktivität im Hohenzollernschen Reich, weil man innerhalb der weißblauen Grenzpfähle heillosen Respekt vor der preußischen Kanone hatte. Immerhin brach sich diese Sondertümelei mitunter explosionsartig Bahn; man denke daran, welch ungeheures Aufsehen es erregte, als der Prinz Ludwig, der spätere König Ludwig III., bei einem Besuch in Petersburg demonstrativ hervorhob, daß die deutschen Fürsten keine Vasallen des Hohenzollern seien. Wie ernst man indes im Ausland die Gefahren des bayrischen Partikularismus einschätzte, zeigen, zum Beispiel, die Darlegungen des Schweden Kjellén über diesen Punkt in seinem Buch: ‚Die Großmächte der Gegenwart‘.

Im Verlauf des Weltkriegs suchte der bayrische Ehrgeiz zeitweise seine Befriedigung darin, unmittelbar bayrische Eroberungen unter Dach und Fach zu bringen. Das Elsaß sollte als bayrischer Besitz der Rheinpfalz angegliedert werden. Dem Kaiser, der zwar das Elsaß, nicht aber die Stadt Straßburg an Bayern ausliefern wollte, erwiderte Rupprecht Wittelsbach: „Wenn wir den Kuchen essen, wollen wir auch die Korinthen." Darüber hinaus begehrte Bayern noch den südlichen Teil von Lothringen, Gebiete von Hessen, das Königreich Belgien. Archivare forschten im Auftrag Ludwigs des Dritten nach Rechtsansprüchen, die Bayern auf habsburgisches Land habe. Es war offensichtlich, daß Bayern selbst um den Preis einer Lockerung des Reichsgefüges eine bedeutende Stärkung seiner innerdeutschen Machtstellung anstrebte. Dementsprechend setzte es sich auch sogleich heftig zur Wehr, als 1916 das Reich unter dem Druck der Kriegsnöte eine Ausdehnung seiner Steuerhoheit beabsichtigte: damals drohte der bayrische Ministerpräsident in erregtem Ton gradezu mit einer bayrisch-wittelsbachischen Revolution. Der bayrische Eroberungsdrang war das Haupthindernis einer rechtzeitigen zufriedenstellenden Lösung der elsaß-lothringischen Frage; daß freilich Bayern die Hoffnung auf das Elsaß erregt wurde, hatte es aufs engste mit Ludendorffs Annexions- und Durchhaltepolitik verbunden.

(Fortsetzung folgt)

## Das Denkmal von Alexander Puschkin

*Exegi monumentum*

Ich habe mir ein solches Denkmal hingedichtet,
das unzerstörbar ist, das niemand wieder raubt;
nun überragt es stolz, da es sich aufgerichtet,
der Alexandersäule Haupt.

Nein, ganz verscheid ich nicht! In meiner Leier werde
ich immer Seele sein, wenn auch der Staub vergeht —
und ruhmvoll bleibe ich, solang' auf dieser Erde
wird leben auch nur ein Poet.

Die Sage wird von mir durchs ganze Rußland gehen,
in jeder Sprache bleibt von mir ein Wort zurück:
es wird der Pole mich, der Finne mich verstehen,
der Freund der Steppen, der Kalmük.

Und lange hält das Volk noch meinen Geist umschlungen,
weil ich ihm hab geweckt, was Gutes in ihm schlief,
weil in der Eisenzeit die Freiheit ich gesungen
und für das Leid um Mitleid rief.

O Muse, was dir Gott ins Ohr gesagt, das tue:
halt jeder Kränkung stand, weis' alle Kränze fort,
nimm Lob und Tadel hin mit gleicher Seelenruhe
und fall dem Toren nicht ins Wort.

Aus dem Russischen übertragen von Sigismund von Radecki

# Drei Wochen Kopenhagen von Paul Wachtel

Hans Bauer war drei Tage in Kopenhagen und hat, in Nummer 10 der ‚Weltbühne', seine Eindrücke geschildert. Quintessenz: „Das große Publikum verachtet den Deutschen."

Daß etwas ganz Andres und oft das Gegenteil davon zutrifft, zeigte mir das — wahrscheinlich immer noch unvollkommene — Erlebnis eines Besuches von drei Wochen.

Auffallend und überall wiederkehrend ist das Interesse für die Not des deutschen Volkes. Keine perverse, sensationslüsterne Neugier, wie das „Interesse" sehr vieler in Deutschland reisender Angelsachsen, hauptsächlich amerikanischer, sondern ein ehrliches, humanes Mitgefühl, dessen Aeußerungen oft anmuten wie ein Hauch aus der Zeit Herders oder Goethes, jener klassischen menschenliebenden Epoche, der das dänische Volksleben überhaupt noch lange nicht so entwachsen, so entrückt scheint wie das unsre, das den Boden verloren hat.

An diesem Mitgefühl der Dänen ist besonders liebenswert, ja, manchmal gradezu beschämend seine entschiedene Tatbereitschaft.

Tausende von armen deutschen Kindern, viele hunderte kranker Erwachsener haben in den letzten Sommern dänische Gastfreundschaft, dänische Erholung genossen. Völlig geräuschlos, ohne Phrase und ohne jede Gegenverpflichtung organisiert das dänische Rote Kreuz die Aufnahme bedürftiger deutscher Kinder in Stadt und Land.

Die weitaus meisten dänischen Ferieneltern gehören zum Mittelstand, nicht etwa zu den Intellektuellen. Handwerker, Landwirte, kleine Geschäftsleute, Pensionäre, darunter vor allem die kinderlosen Ehepaare üben sehr taktvoll, im Stillen, ihre Wohltätigkeit. Erst die Folgen machen das ersichtlich. In zahllosen Fällen entwickelt sich ein herzlich freundschaftliches Verhältnis und oft ein dauernder brieflicher Verkehr zwischen Wohltätern und Beschenkten. In Einem Abteil der Strecke Kopenhagen-Gedser zeigen mir drei Familien, nur, weil ich das Gespräch grade auf dieses Thema gebracht habe, die Bilder ihrer deutschen Ferienkinder und deren dankbare Briefe.

In einem andern Abteil treffe ich ein sechzigjähriges Handwerker-Ehepaar aus Kopenhagen, das zu seinen Ferienkindern nach Weißensee reist. Man zeigt mir Briefe der beiden kleinen Mädchen: Der Vater, Witwer und Gelegenheitsarbeiter, liegt seit Wochen schwer krank in einer Klinik. Darum fahren die Ferieneltern von Kopenhagen nach Weißensee, um den Kleinen zu helfen und für sie zu sorgen. Ich möchte den ostpreußischen Baron sehen, der so handelte!

Ich kenne überhaupt in Deutschland keinen Fall ähnlicher Menschengemeinschaft Hier erzählen einem deutsche Ferieneltern von der „Verwöhntheit" der Kinder, die „schon zum Frühstück Milch beanspruchten". Und die Kinder verweigern oft jeden zweiten Besuch bei den lieben Landsleuten, wo sie von früh bis abends wie Knechte schuften mußten und schlechteres Essen erhielten als daheim.

Charakteristisch für das dänische Volk erscheint mir also keinesfalls eine Deutschenverachtung, sondern vielmehr eine von sittlicher und geistigen Ueberlegenheit bestimmte Anteilnahme an den wirklichen Leiden unsres Volkes. Denn das etwa für Leiden anzusehen, was unsre Regierer und die ihnen dienstbare deutsche Presse mit täglich

lauter tönenden Fanfaren und Drohungen der Teilnahme der Welt empfehlen: das kann man doch keinem vernunftbegabten Wesen des In- oder Auslands zumuten. Wir hier wissen so gut, wie es die Skandinaven wissen, daß an der wirklichen deutschen Not, an der Verarmung und Abhängigkeit geistiger Arbeiter, an der Vernichtung des deutschen Mittelstandes, an der Erkrankung der Kinder und Alten in erheblich größerm Maße als der Friedensvertrag die Vorrechte von Landwirtschaft, Industrie- und Händler-Kartellen die Schuld tragen, und zwar nicht erst seit dem Kriege, sondern schon seit Jahrzehnten. Und wir wissen selbst so gut wie das Ausland, daß eben diese Interessentengruppen, die nur Opfer fordern und nie eins bringen, bei uns mit Terror und Täuschung ein absolutes Regiment über den Staat ausüben, kaum gelinder als der Despotismus des Mittelalters oder der Bolschewismus in Rußland. Und über neunzig Prozent unsrer Zeitungen drücken nur Das aus, was jene Geschäftsleute wünschen. Ist es da etwa deutschfeindlich, wenn neutrale Ausländer in richtiger Erkenntnis der Sachlage die Mehrheit der deutschen Presse ansehen wie eine schlechte Geschäftsreklame?

Trotz ehrlichem und tatfreudigem Mitgefühl mit unsrer Notlage möchten sie schon eher der Presse eines andern Landes Glauben, wenn auch nicht kritiklos Glauben schenken, weil dort die Staatsgewalt, der Staatsgedanke doch noch zum Ausdruck kommt. Dieser Gedankengang politischer und geschäftlicher Gediegenheit scheint mir in Kopenhagen eine Hauptursache für die Ablehnung der deutschen Propaganda zu sein, daneben allerdings deren unsagbare Dummheit und Gehässigkeit. Denn bis zum Herbst 1922 noch hatte fraglos Deutschland ein gewisses moralisches Plus in der dänischen Presse.

Doch schon in die Hamburger Ueberseewoche, die, von Herrn Cuno geschickt geleitet, namentlich bei den kleinen, kaufkräftigen neutralen Staaten werben soll und von allen größern dänischen Blättern durch Sonderkorrespondenten gewürdigt wird, platzt der mehrheitssozialistische Präsident von Schleswig-Holstein mit einer dort ebenso unangebrachten wie sachlich unrichtigen nationalistischen Hetzrede.

„Die Leiden der schwergeprüften Nordmark“, „Up ewig ungedeelt“ und ähnliche Clichés großer Zeit werden den erstaunten skandinavischen Gästen an den Kopf geworfen, in der dänischen Presse aber kommentarlos wiedergegeben oder ganz ignoriert. Ist das Deutschenfeindschaft? Man denke sich unsre Lokalanzeiger-Klasse im umgekehrten Falle. „Unerhörte Beschimpfung des Deutschtums“, „Verletzung des deutschen Gastrechts“, „Infame Verleumdung Deutschlands“: so klänge hier die Antwort. Und drüben? ‚Politiken‘ bringt unbekümmert um Herrn Kürbis und seine schwer geprüfte Nordmark begeisterte Aufsätze über Hamburgs neue Blüte, über Deutschlands Fleiß und Tüchtigkeit, über Herrn Cunos vertrauenerweckende Persönlichkeit und tausend andre mit wirklichem Wohlwollen aufgenommene Eindrücke. ‚Sozialdemokraten‘, der dänische ‚Vorwärts‘, das, soweit mir bekannt, bei weitem deutschfreundlichste Blatt des gesamten Auslands, immer bestrebt, der jungen deutschen Republik Verständnis und Vertrauen zu werben, gerät etwas in Verlegenheit durch das Platzen des Kürbis. Des Parteigenossen! Drüben weiß man doch, daß von „Leiden“ und schweren Prüfungen der Nordmark mit dänischer Mehrheit (fast 75%) keine Rede ist, daß sich alle

Verantwortlichen im Lande die möglichst tolerante Behandlung der durch die Abstimmung an Dänemark gefallenen kleinen deutschen Enklave Tondern viel Arbeit kosten lassen. Mehrere Dänen äußern dazu: „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage durch Abstimmung war unumgänglich. Tief bedauerlich aber ist, daß hierzu nicht direkte Verhandlungen der beiden beteiligten Staaten, sondern erst ein Friedensdiktat durch unbeteiligte Mächte geführt hat, wodurch bei dem im Kriege unterlegenen Staat das Gefühl einer Niederlage sich mit der Lösung der Nordmarkfrage verknüpft." Ist das etwa Gleichgültigkeit, Verständnislosigkeit gegen das Deutschtum?

Alle, aber ausnahmslos Alle drüben betonen, daß sie mit dem „Nachbarvolk" in stetem Frieden leben wollen.

Doch schon wenige Monate nach der Kürbis-Rede fabelt der Geisterseher Thodsen-Flensburg von dänischen Rüstungen an der Grenze und beabsichtigtem Einmarsch in deutsches Gebiet. Ein paar Tage später widerruft er, aber seine Hirngespinste sind längst mit der nötigen Ausschmückung Gemeingut der norddeutschen Industrie-Presse geworden. Hamburger Schundlektüre, angeblich ein Blatt der Kaufleute und des Welthandels, bringt den Schwindel wie einen Kriegsalarm. Als vor etwa drei Jahren der Protektor der Entente im Baltikum, Herr Noske, zur Wut der alteingesessenen friesischen Bevölkerung die Insel Sylt ganz auffällig stark mit Reichswehr belegte, war man drüben nicht so nervös.

Einen noch nicht wieder erreichten Dummheitsrekord stellte kürzclih die Would-be-Times des Herrn Stinnes: die Deutsche Allgemeine Zeitung auf, als sie in den wüstesten Ausdrücken den schwedischen Ministerpräsidenten Branting beschimpfte, seine Vermittlung in der Ruhrfrage abwies und kategorisch verlangte, daß man ihn in Berlin gar nicht empfange. Zum Schluß öffnete dann der Propagandist eines Stinnes seine schöne Seele: Branting habe sich auch dem Abkommen der deutschen Großindustriellen mit den schwedischen Grubenbesitzern widersetzt! Nun fehlt nur noch die Angabe der Summe, die Herr Branting etwa schnöde ausgeschlagen hat, weil er die Handelsfreiheit seines Landes nicht irgendeinem internationalen Geldsyndikat verkaufen wollte. Oder vielleicht noch der Zusatz: „So was sind wir in Deutschland nicht mehr gewöhnt." Man darf gewiß sein: diese Glanzleistung hat uns nicht nur in Schweden, sondern in ganz Skandinavien, wahrscheinlich in der Welt blamiert und höchstens die Ueberzeugung erweckt, das deutsche Großindustrielle an dem politischen Verlust des Ruhrgebiets interessiert sein könnten. Und daß der Chefredakteur der D.A.Z. einmal Parteigenosse des verunglimpften Branting gewesen ist, wird drüben Deutschlands Ansehen sicherlich besonders schaden.

Denn die politische, nicht die humanitäre Zuneigung für die Republik Deutschland ist in Dänemark wie in ganz Skandinavien hauptsächlich auf Seiten der liberalen, demokratischen, vor allem der sozialdemokratischen Kreise. Die ausgesprochenen Monarchisten, Konservativen und Nationalisten betrachten Deutschland mit Vorsicht und Mißtrauen, die alte Monarchie natürlich mit Abneigung. Nun sind aber in jenen kleinen, verhältnismäßig gesunden Monarchien die Parteigegensätze nicht annähernd so schroff und gehässig wie in größern Staaten. Und das Mißtrauen gegen Deutschland schlägt notwendigerweise sofort über auf die deutschfreundlichen Kreise, wenn

man in Deutschland gegen Treu und Glauben handelt, also etwa seinen Parteigenossen, seinen Freunden, seinen eignen Landesinteressen in den Rücken fällt.

Treu und Glauben stehen in Kopenhagen noch von alters her höher im Kurs als bei uns. Die Stadt selbst ist ja ein ganz wunderbarer Einklang von Großstadt und Idyll. Da stört sich nichts, stößt sich nichts, beschimpft sich nichts. Der alte Wall, die Kanäle, das Kastell, die Parks — alles zwanglos zwischen den Hauptadern der City, mit deren Verkehr verglichen Hamburg beispielsweise still erscheint. Und überall ein meisterhafter architektonischer Takt. Diese Großstadt ist aus lebendiger, pietätvoll empfundener Tradition organisch erwachsen. Natürlich spricht sich in solchen Dingen die Seele des Volkes aus!

Tausende von Radfahrern stellen ihre Räder ab auf Straßen von der Verkehrsfülle des berliner Alexanderplatzes, Koffer läßt der Reisende ruhig dort stehen, wo es ihm bequem ist. Man ist unter Menschen, man darf einander trauen. Das ist der Unterschied zu dem Deutschland von heute.

Ich sehe hierüber deutsche Geschäftemacher lächeln mit der arroganten Genügsamkeit des ephemeren Eigennutzes. Ihre Smartheit ist drüben unklug. Ein deutscher „Geschäftsmann" kommt nach Kopenhagen und bietet eine moderne Fabrikationsmaschine an. Die Vorteile seines Verfahrens liegen auf der Hand — die Dänen ersuchen um authentische Unterlagen. Da zeigt unser Landsmann ungeniert eine gegen ihn selbst gerichtete Klage, wonach die Erfindung tatsächliche fabelhafte Vorzüge habe, aber in dieser Form vom Beklagten seiner frühern Lehrfirma geistig entwendet sei. Von dem Augenblick dieser Eröffnung an schlossen sich alle dänischen Kontore dem Tüchtigen, der in Deutschland mit dem gleichen Vorgehen nachweislich bereits viele Millionen verdient hatte.

Gegen die von den deutschen Kartellen geübte Ausbeutung ist das kleine Land nicht wehrlos. Nachdem das deutsche Dumping in Schuhwaren lästige Formen angenommen hatte, beschloß im Vorjahr die dänische Regierung, daß alle Schuhgeschäfte und Lager nur zehn Prozent ausländische Ware führen dürften, während der Rest dänischer Fabrikation sein müßte. Mögen die Talente des Herrn Stinnes dies ruhig als Deutschenfeindschaft anklagen: für die übrige Welt ist es gesunder Nationalismus, genau wie das Bestreben, erst den letzten dänischen Kopf- und Handarbeiter zu beschäftigen, bevor man einen Ausländer einstellt. Bei uns wimmelt bekanntlich die Industrie von ausländischen Kopfarbeitern, die als Volontäre billig sind; und wenn es unsre Valuta nicht verböte, hätten wir auch wieder wie im Frieden Hunderttausende von Polen, Kroaten und Italienern im Lande.

Jene Abwehr des deutschen Dumping hat nicht verhindert, daß im Winter die luckenwalder Hutfabrikanten zu der gleichen Zeit, wo sie in Deutschland dauernd die Preise erhöhten, in Skandinavien um 25 Prozent heruntergingen und so den nordischen Markt empfindlich störten. Jene Propheten des „friedlichen Wettbewerbs" können sicher sein, daß die Wirtschaftskreise der meisten europäischen Kleinstaaten zur Abwehr derartiger Gewaltakte der deutschen Syndikate bereits Fühlung genommen haben, und daß man sich vielleicht eines Tages einer wirtschaftlichen Kleinen Entente gegenübersehen wird. Den

Schaden dabei trüge, wie immer, geduldig und presseglâubig, der solide deutsche Geschäftsmann und die deutsche Volksgemeinschaft.

Abschied von Kopenhagen. Ich bin drei Wochen in einer Großstadt gewesen und habe nie und nirgends eine angetrunkene Person getroffen! Auch bei Nacht und selbst am Hafen nicht. Mit einem Mal, im Schnellzug Kopenhagen—Gedser lautes Gejohl! Deutsche Gassenhauer! Berliner Sportsleute, die von einem Turnier zurückkehren. Zum großen Teil einfache Arbeiter.

In der Umgebung dieses gesetzten, vernünftig selbstbewußten dänischen Bürgertums wirkt das stundenlange Hinausschreien deutscher „Stimmung" unsagbar gezwungen und lächerlich. Wie muß es die Ironie dieses an sich spottlustigen Volkes herausfordern, die Arbeiter-Sportsmen zu vergleichen mit dem ehemaligen kaisertreuen Flottenverein, der vor etwa zwanzig Jahren die skandinavischen Küsten bereiste und mit seinem ohrenbetäubenden „vaterländischen" Programm die Gäste aus den von ihm heimgesuchten Lokalen vertrieb. Takt ist so schwer zu erwerben wie Intelligenz, wie eine gute Kinderstube, eine Volks- oder Familientradition, eine Zivilcourage oder eine wirkliche Rechtspflege.

Noch keine Stunde auf deutschem Boden, höre ich schon ein deutsches Mädchen aus irgendeinem Provinznest vor einem zur Hälfte skandinavischen Reisepublikum Dinters ‚Sünde wider das Blut' erläutern, selbstverständlich enthusiastisch zustimmend. Die Maid ist abschreckend krumm und häßlich, eine deutliche Promenadenmischung von Jüdin, Wasserpolakin und vielleicht Kaschubin. Garantiert kein Tropfen germanischen Bluts! Aber deutsch bis auf die Knochen.

Schweigend, doch spöttisch lächelnd hören die beiden Prachtgestalten von Dänen, die hübsche kerngesunde Schwedin der Vorlesung über ihre eigne Rasse zu. Bei ihnen zuhause kennt man diesen „Geist" nicht, vielleicht deshalb, weil dort noch vorwiegend reine Rasse lebt. Der Rassenhaß scheint die naturgegebne Religion der Mischrassen zu sein; Rußland und die Vereinigten Staaten weisen ähnliche Erscheinungen auf. Und vielleicht hat die mit der sinnlosen Volksvermehrung in Deutschland verbundene Bastardierung der Sitten eine Mitschuld an dem Nichtverständnis der skandinavischen Nachbarn, die der deutschen Kulturblüte so verständnisvoll wohlwollend gegenüberstehen.

Von Herzen stimme ich zu, daß bei uns aus freiwilligem Entschluß etwas getan werden muß, aber nicht um einer Abneigung in den skandinavischen Ländern abzuhelfen, sondern um uns die reichen Quellen humanen Empfindens, die dort, mit Recht, nicht für unsre Illusionspolitiker, wohl aber für unsre Menschen fließen, zu erhalten und zu erweitern.

Und dazu heißt es, im eignen Stall Sauberkeit zu schaffen. Jeder Deutsche, der den Schmutz unsrer Durchschnittspresse über sich ergehen lassen muß, sage sich: Jenseits der Grenze leben Tausende namenloser Dänen, die unsern Kriegsopfern, unsern Kindern und Kranken wohlgetan haben. Hat der vor der Orgesch bebende Parteisekretär, jener enttäuschte Spekulant, dieser käufliche Redakteur, sie alle, die den Nachbarn verdächtigen, schon einmal ein Gleiches an unsern Armen getan? Phantasieren ist leicht, Wohltun ist schwer und beginnt von Rechts wegen daheim.

# Die Auslandspost von Arnold Zweig

Manchmal, zum Zeichen, daß die Welt noch nicht völlig dem Prinzip der Dummheit ausgeliefert ist, kommen erfreuliche Signale zu einem. Vor einigen Monaten im Kern entstanden und im Gefühl jetzt besonders schmerzlichen Entbehrens vor Wochen ergänzt, sollte dies Blatt der Auslandspost eine verspätete Grabrede halten. Jetzt, wo sie dich brauchen, die Deutschen — so etwa begann sie — jetzt bist du nicht mehr da. Sie hatten dich ja stets nötig, niemals aber nötiger als jetzt, wo ihnen Das geschieht, was sie stets als im Leben der Völker irrelevante Kategorie verkündet hatten: jenes Unrecht, das sich das Recht des Stärkern nennt. Und nun, wo sie Stimmen der Völker hören sollten, die ihnen sagen würden, daß die deutsche innere Politik es ist, die die äußere scheitern macht, daß man in den Augen politischer Völker nicht zugleich die Schlotherren und Brotjunker karessieren kann, die auf dem Rücken des Volkes ihre Privatgeschäfte „tätigen", sich in der Ruhr aber auf den Rücken eben dieses Volkes verlassen; sagen würden, daß man nicht deutsche „Justiz", Niederschönenfeld, Fechenbach und Versammlungsverbote nach links vereinen darf mit der Anstrengung unabhängiger Sozialisten, Deutschlands Position zu bessern; sagen würden, daß man nicht nach beiden Seiten hinken darf und schwarz oder weiß zu sein die Konsequenz haben muß; sagen würden, kurzum, daß man Deutschland in der Ruhr-Katastrophe nicht glaubt, weil man in der innern Gestaltung der deutschen Angelegenheiten die Garantien für Eindeutigkeit, Entschlossenheit und Europäisierung der Geschäftsführung nicht findet, wie man im Privatleben sich weigern würde, einen Schuldner zu sanieren, der innerhalb seiner Familie nicht die Ordnung und Sparsamkeit herzustellen vermag, ohne die seine Arbeit unfruchtbar bleiben muß — nun, wo du, Auslandspost, den Deutschen all Das mit unzweideutigen Zeugnissen belegen würdest: nun bist du nicht mehr am Leben und mußt sie ihren Zeitungen überlassen.

Was du warst, Auslandspost? Nur eine Zeitschrift. Nur eine wöchentlich erscheinende Zusammenstellung von Aufsätzen aus allen wichtigen europäischen Zeitungen zu den jeweils drängenden Problemen aus Politik, Kultur und Wirtschaft — ausgewählt von dem Doktor Paul Marc in München und ediert vom Verlag des Neuen Merkur, übersetzt von Leuten, die, o Wunder, sowohl die Sprache verstanden, aus der sie übersetzten, als auch das Deutsch, das von Aemtern, Geschäften und Zeitungen so unermüdlich mißhandelte —, ein Zeugnis jenes Treuhändertums, das man nur vertausendfachen müßte, um daran denken zu dürfen, das neue Europa in eine kooperierende Gesellschaft der Nationen zu überführen. Nur vertausendfachen und über Europa verteilen. Aber jetzt bleibt uns nur, der Arbeit jener paar Leute den Nachruf zu halten, den sie verdient.

Auslandspost, du warst von allen Zeitungen die menschlichste: du enthieltest vom ersten bis zum letzten Tage keinen Tropfen Gift. Unablässig vielmehr hast du den Leuten, die

dich lasen, gezeigt, daß hinter dem Berge auch Menschen, auch bloß Menschen wohnen. Und du gingst ein daran, daß dich nur Die lasen, so deine Lehren nur als Erweiterung, als beglückende Bestätigung, nicht als erstmalige Belehrung aufzunehmen brauchten. Wir, die wir dich allwöchentlich mit Ungeduld erwarteten, und denen du jede andre Zeitung ersetztest, waren deiner vor allem moralisch bedürftig: du ließest uns nicht mehr einsam. Du warst grenzenlos guten Willens, Auslandspost, und darum wurdest du geliebt. Die Millionen, denen du tausendkerzige Lichter hättest aufstecken können, fanden dich nicht, denn sie sind blind und bleibens gerne, weil sie sich so für die allein Sehenden halten dürfen.

Und was Alles hast du uns gegeben — Lektionen, die nie mehr vergessen werden können. Politische Perspektiven, Kenntnis ausländischer Presse, bestakzentuierte Auswahl fremder Köpfe und Politiker. Dank deiner waren wir besser unterrichtet, was Don Sturdzo sei und wolle, als Leute, die frisch aus Italien kamen. Durch dich ward Lloyd George in allen Brechungen des Lichtes unserm Augenschein vorgeführt, von Morning Post bis Daily Herald. Du hast, von den rabiaten Leitartikeln der Blätter uns emanzipierend, Northcliffe und Benesch, Lenin und Schanzer, Harding wie Millerand, Pilsudski neben Kemal vor uns hingestellt: wir mochten selber urteilen, und wir konnten es, durch dich erzogen. Dank deiner Treue waren wir nicht mehr die Narren der Affekte, die verzerrend zwischen Nationen und Rassen spielen, und deren Einsatz unser Aller Existenz grausigerweise bleibt. Du warst fernöstlich und in Washington, in Cannes wie in Genua. Du zeigtest wirtschaftliche Strudel und Brücken an, so, daß man, Dilettant und Opfer, kapierte, was einem geschah.

Wie hättest du ohne Gesinnung sein können, wo doch Gesinnung der Anfang aller Wirkung hienieden bleibt! Du breitetest den Geist tapferer Brückenbauer aus, zwischen den Völkern und den Klassen. Du standest ein für Vernunft und jene Gerechtigkeit, ohne die jedwedes Tun zur Fruchtlosigkeit verdammt ist. Du fochtest für alle Schwächern, es sei dir unvergessen.

Und du lehrtest amüsant. Deine Bildchen und die charmanten Witze ausländischer Humoristen über das Problem des Tages machten uns mit Lachen weiser. In wie wenig Zeilen profiliertest du französische Bitterkeit, englischen Aerger, amerikanische Ungeduld über irgendeines jener europäischen Uebel, die unheilbar sind, weil sie zur Heilung eines Grans menschlicher Reife, Einsicht, Geduld und Selbstüberwindung — von wem verlangen? von Nationen.

Ich kann nicht auch von deinen Geschichten reden, die immer gut gewählt waren, gut erzählt und gut übersetzt — ich muß zum Schlusse kommen. Du wurdest, aufs gewissenhafteste, in München gemacht, Zeuge jenes geistigen und noblen München, welches hinter einer Mauer von Stickgasen unsichtbar bleibt und künftig noch unsichtbarer bleiben wird. Du siechtest, und nun bist du hinüber. Denn du machtest die Atmosphäre auf diesem Sterne atembarer, und dazu ist die Zeit noch nicht gekommen.

Niemand anscheinend nahm sich deiner an; so werden wir künftig dümmer und ohne Lehrer und Bundesgenossen bleiben, und nur ahnen müssen, daß auch weiterhin die Vernunft jenseits der Grenzen am Werke ist. Wir bohren von beiden Seiten durch den Berg der Verhetzung — aber von jetzt an hören wir das tröstliche Bohrgeräusch von drüben nicht mehr.

Meinen Jungen aber, wenn er groß werden sollte und eines Tages mich, einen alten Schriftsteller von annähernd Sechzig, fragen, wie denn Europa damals nach dem ersten großen Völkerkriege zu innerst beschaffen gewesen sei, den werde ich vor deine dann vergilbten Bände setzen, Auslandspost, und ihm bedeuten: „Junge, lies!" Und er wird dich lesen, wie Jugend nur die lebendigsten und redlichsten Zeugnisse liest. Und das, Auslandspost, ist auch ein Dank für menschliche Mühe.

*

Und nun schickt mir der rastlose Herausgeber der ‚Weltbühne' einen Zeitungsausschnitt, den ich fast ungläubig, aber auf alle Fälle freudig vor die Augen halte: sie erscheint wieder, vom ersten April an, in alter Fassung und Gestalt, nicht mehr aus München, sondern aus Hamburg zu uns kommend: die Auslandspost! Wir kriegen dich wieder! Du wirst es leichter haben als bisher; von Hamburg aus wirkt man ins Breite hinüber, die Welt ist näher und geistig freier die Luft. Bleibe, was du warst, lebe länger als bisher — und nun: an die Arbeit, den Berg der Verhetzung weiter anzubohren! Glück auf! wie die Knappen sagen.

---

# Erinnerung an Sarah Bernhardt

von Hanns-Erich Kaminski

Als ich, im November 1922, die Ankündigung las, daß Sarah Bernhardt nach Rom kommen werde, empfand ich zum hundertsten Male, seitdem ich aus Deutschland fort bin, wie der Krieg, die Blokkade, die Valuta uns isoliert haben. Liegt Deutschland noch in Europa? Jedenfalls ist es nicht mehr so ohne weiteres identisch mit den geistigen Interessen Europas.

Ich lese die deutschen Zeitungen. Welche Entfernung! Jemand hat in Berlin einen Vortrag über neue französische Literatur gehalten. Claudel ist das Neueste darin. Der längst vorzüglich arrivierte Claudel, der zur Zeit französischer Botschafter in Japan ist, wenn ich mich nicht sehr irre.

Die Devisen! Die Preise! Der Bauch! Fürchterliche Tatsachen, die mit ihrer Entgeistigung nicht nur Deutschland bedrohen, sondern ein Verlust für die ganze Welt sind. Ihr wißt es vielleicht gar nicht, Freunde, wie Alles, was heute in Deutschland gestaltet wird, von den deutschen Sorgen, von der deutschen Sorge beherrscht ist. In jedem Feuilleton, in jeder Zeichnung, in jeder Aeußerung steckt er drin: der nackte, brutale Schrei nach Brot.

Das kann nicht anders sein. Wir wollen diesen Schrei, den Schrei der Natur gleichermaßen wie der Zivilisation, nicht zurückdrängen. Wir wollen nicht aufhören, ihn den Schuldigen in die Ohren zu schreien. Wir dürfen nicht aufhören, mit diesem Schrei auf den Lippen für eine gerechtere und gesittetere Welt zu kämpfen.

Aber wenn plötzlich ein Stück Vergangenheit auftaucht, das für die Andern noch Gegenwart ist, dann dürfen wir wohl ein paar Augenblicke verweilen, melancholisch und pietätvoll. Die Bernhardt . . . Mein Gott, was ist nicht Alles geschehen! Welche Bande sind nicht zerrissen; welche Geschichten nicht abgebrochen! Und sie lebt noch. 82 Jahre alt. Mit einem Bein. Und hat noch eine eigne Truppe, macht Gastreisen, spielt in Turin, Mailand, Venedig, Florenz, Rom, Neapel. Und ich werde sie sehen . . .

Was kann sie uns noch sagen nach Allem, was wir erlebt haben? Uns, deren Nerven dünner und deren Gefühle breiter geworden sind?

Und man geht ins Theater mit einer bösen Skepsis, und Jeder beeilt sich, einen schlechten Kalauer zu machen: „ . . . Es gibt schon so viele Ruinen in Rom."

*

Sarah Bernhardt, die mit ihrer eignen Truppe reiste, trat an zwei Abenden in dem 3000 Personen fassenden Theater Costanzi auf, das in der Saison, also im Frühjahr, der großen Oper dient.

Besonders die Premiere war ein gesellschaftliches Ereignis mit Perlen und Juwelen. Die königliche Familie war da und die Aristokratie, das Offiziercorps, die Clubs, kurz: Alles, was es in Italien noch gibt, wenn man auch nicht sagen kann, daß es in Blüte steht. Ein Kollege macht den Cicerone . . . Dort sitzt also die Prinzessin Ichweißnichtwie, die letzte Nachkommin Dantes, und dort, zwei Logen weiter, die Kolossalfigur mit dem brandroten Venetianerhaar, ist die Gräfin Y., die die ganz jungen Leute liebt. Die erzählen dann später aus Rache, daß ihre Haare am Morgen dunkler zu sein pflegen und erst nach der Toilette ihre Farbe wiedergewinnen . . . Und man kommt sich als Deutscher vor wie auf Urlaub aus dem Graben unsres Elends; wie in der Etappe: uns erscheint es glanzvoll und gediegen, aber in Wirklichkeit haben sie auch ihren Mussolini.

*

Man spielte zwei Stücke von Louis Verneuil, dem Enkel der Bernhardt. Sie sind so albern, unglaubwürdig und verlogen, daß man sich sträubt, den Inhalt zu erzählen. Genug, das eine heißt ‚Régine Armand' und das andre ‚Daniel', und sie sehen einander so ähnlich, daß man ruhig ein paar Akte vertauschen könnte, ohne daß Jemand es merken würde. In beiden Fällen hat sich die Mutter oder der alte Freund für den jungen Mann, der eine Geliebte hat, zu opfern. Der Mann der Geliebten schöpft Verdacht, und die Mutter oder der alte Freund haben sich nun in den Vordergrund zu stellen, damit die Dame nicht kompromittiert und weder die Liebe noch die Ehe gestört wird. Es gibt Duelle, falsche Todesnachrichten, einen Mord, und nachdem sich Frau Bernhardt in möglichst vielen Gefühlsmomenten dargestellt hat, hat sie zu sterben.

Man versteht, warauf es ankommt. Die Schwierigkeit liegt in der Technik. Es ist eine dramatische und szenische Regeldetri-Aufgabe: eine alte Schauspielerin, die sich schonen muß, zum Mittelpunkt einer Handlung zu machen. Die Sache wird noch schwieriger, wenn man bedenkt, daß sie sich nicht bewegen kann. Es gibt für sie keine Auftritte und Abgänge, kein Herausspielen und kein Deckungnehmen. Sie sitzt mitten auf der Bühne, wenn der Vorhang aufgeht, und muß dableiben, bis er fällt.

*

Im ersten Teil erscheint die Bernhardt nicht. Man hört dafür ein recht gutes Ensemble — jawohl ein Ensemble! — Konversation machen. Und die Kunst der Konversation, dieses Französisch, wo in jeder Plauderei ein Stückchen Pathos und in jedem Pathos ein Stückchen Plauderei steckt, ist auch der erste Eindruck, den man von der alten Dame dort oben auf der Bühne bekommt.

Die Stimme, die „voix d'or" ist nicht mehr umfangreich; aber sie hat noch einen gewissen Schmelz von Liebenswürdigkeit. Ich finde kein deutsches Adjektiv. Sie ist sehr „charmante". Das ist das Gefühl, das einen nicht verläßt, solange man sie hört.

Sie hält Haus mit ihrer Stimme wie eine Sängerin. Und in ein, zwei Augenblicken hat sie noch den Klang voller Akkorde . . . Oder ist es nur die Wärme und die Menschlichkeit, die das vortäuscht, wenn der Kopf des Sohnes auf ihrem Schoß liegt, und sie ihn tröstet? Oder wenn sie die Nachricht von seinem Tode bekommt? Oder wenn er dann lebend wiederkehrt?

Groß, ich stehe nicht an zu sagen: erhaben, ist ihr Sterben. In der ‚Régine Armand', wo sie eine alte Schauspielerin ist, wird sie von der Bühne in ihre Garderobe getragen, und sie stirbt wie Molière in den Sielen, mit einem Gruß an die Kunst. Eine Greisin, die ihren eignen Tod spielt . . . Ich finde einen antiken Heroismus darin . . . Noch eindrucksvoller vielleicht war es am zweiten Abend. Lautlos . . . Ein Arm greift in die Luft . . . dann sinkt der Kopf vornüber . . . Wahrhaftig: eine ganz große Künstlerin.

*

Wieviel von dieser Wirkung Suggestion des Namens war? Ob das Publikum sich ehrlich ergriffen fühlte, oder ob nicht der ältere Teil seine eignen Erinnerungen, der jüngere eine heroische Legende beklatschte? Ueberflüssig, zu entscheiden.

Im Grunde: was geht es das deutsche Publikum an, wie eine französische Schauspielerin kurz vor ihrem Tode in Rom gewirkt hat! Ist sie nicht weniger als Hekuba für ein Land, in dessen Theatergeschichte sie keine Rolle gespielt hat, für das sie nichts bedeutet als eine gelegentliche Randbemerkung der Kritiken?

Aber daß es einen alten, einen so alten Menschen gegeben hat, der bis zum letzten Atemzug seine Aufgabe erfüllte: das geht doch wohl Alle an. Die Bernhardt würde Ehrfurcht gebieten auch wenn sie mit ihren 82 Jahren noch Handarbeiten gemacht oder kleinen Mädchen Klavierunterricht erteilt hätte. Daß sie Theater spielte, daß sie, eine verkrüppelte Greisin, sich nicht scheute, dem Tod in die Pupille zu sehen: für die Kunst, das Theater, den Ruhm — welch großartiger Beweis, daß diese Dinge noch alle leben, daß es noch Ideale gibt und unbedingte Hingabe daran! Und das, diese überraschende Tatsache, daß in diesem Europa der Poincaré, Stinnes und Mussolini, in diesem Europa, wo die gebildeten Leute nur noch den Kurszettel lesen und allenfalls den Vergnügungsanzeiger, daß in dieser Welt noch bis vor kurzem an einem Orte das heilige Feuer der Vesta gebrannt hat: das, Freunde, scheint mir auch für uns, und besonders für uns, Trost und Beispiel zu sein.

# Die Zarenbraut von Paul Schlesinger

Unser Herz steht der russischen Seele sperrangelweit offen. Das hat auch seine schlechten Gründe. Der schlechteste ist das Anlehnungsbedürfnis des intellektuellen Proletariats, das aus Rußland einen weitläufigen Gesprächsstoff bezieht.

Natürlich wäre uns Allen lieber gewesen, Barbusse hätte weiter produziert und in seinem Lande Schule gemacht. Ueberhaupt: warum ging der Sowjetstern nicht im Westen anstatt im Osten auf? Wir haben doch die Pausen unsrer Produktion und unsres Erwerbes immer mit Uebersetzungen ausgefüllt. Ausgerechnet russisch.

Das aber beweist die Selbstlosigkeit unsrer Liebe. Erst wenn wir ohne Hoffnung lieben, erkennen wir unsre Tiefe.

Wie selten erleben wir, daß das Objekt einer hoffnungslosen intellektuellen Liebe Gegenstand einer guten geschäftlichen Konjunktur wird! Das weite, das unermeßliche, das rätselvolle Rußland ist so weit, so unermeßlich und rätselvoll geworden, daß es sich bei uns möblierte Zimmer mieten mußte. Und es gibt keinen Menschen in Berlin, der sich nicht fragt: Welches Geschäft kann ich mit den Russen machen?

*

Sogar die Große Volksoper mußte sich die Frage vorlegen, ob sie nicht die Pflicht hätte, gelegentlich die Aufgabe einer russischen Volksoper zu erfüllen. Und sie griff in die Tiefe des unermeßlichen rätselvollen russischen Papierkorbs.

Das russische Ballett, das am Apollo-Theater gastierte, führte eine Szene auf, die ‚Bojarenhochzeit‘ — oder so ähnlich, die von einer wunderschönen russischen Melodie beherrscht wird. Es ist eine merkwürdige, unter Tränen lächelnde Melodie. Eine liebliche Klage, die sich durch eine höchst einfache harmonische Wendung plötzlich für eine Sekunde dem heitersten Glück zukehrt, um alsbald wieder in anmutigen Traum auszuklingen. Diese Melodie ist von Rimsky-Korssakoff, vielleicht ist es auch eine Volksweise, von Rimsky-Korssakoff nur harmonisiert und instrumentiert. In seiner Oper finden sich allerhand Ansätze zu dieser Melodie. Man denkt alle Augenblicke: Nun hebt sie an. Leider kommt sie nicht zu Stuhle.

Ueberhaupt kann sich unsereiner zu russischer Musik gar nicht verantwortlich äußern. Was uns exotisch reizt, ist dort Element. Was uns Delikatesse, ist dort Hausmannskost. Wir können gar nicht ermessen, was nationaler Urstoff, was persönliches Verdienst des Komponisten ist. Außerdem kommt es auch gar nicht drauf an, ob wir das können oder nicht.

Wir retten unsre Situation, indem wir uns schlicht fragen, ob die ‚Zarenbraut‘ auch im westlichen Sinne eine gute Oper ist. Mit Bezug auf das Textbuch muß man sagen: Im Punkt der Chemie ist der Tristan besser. Auch in der ‚Zarenbraut‘ werden Liebes- und Todestrank vertauscht. Nur eben umgekehrt wie im Tristan: Hier will Einer ein Mädchen für sich entflammen, das mit einem Andern versprochen ist. Er schüttet Liebosan in ihren Wein. Oder er glaubt es zu tun. Denn er weiß nicht, daß seine

frühere Geliebte, die verlassene, im Rachegefühl die Drogen verwechselt hat. Und jene Aermste trinkt statt Liebosan — Todol.

Jenes arme Mädchen wäre sowieso nicht glücklich geworden. Mitten in der Verlobung erhält sie die Nachricht, daß der schreckliche Iwan sie zur Zarin bestimmt habe. Bevor sie noch der Berufung Folge leisten kann, stirbt sie an Todol. Uebrigens wissen wir wirklich nicht, was wir mehr beklagen sollen: den schmerzlichen Zugriff des schrecklichen Iwan oder den frühen Tod. Was ich noch sagen wollte: Todol ist nicht zu empfehlen. Man verfällt zunächst in holden Wahnsinn. Rasch wirkende Mittel sind angenehmer, namentlich für den Zuschauer. Auch bleibt zu erwähnen, daß jene verlassene Geliebte sich in den Besitz des Giftes nur dadurch setzt, daß sie sich einem bösen Manne ohne Liebe hingibt. Ohne Liebe, aber wütend. Man gelangt zu sonderbaren Vorstellungen, wenn eine Frau, ohne Liebe, aber wütend, einen Mann am Handgelenk faßt und ihn mit einem tiefverquälten „Komm" von der Bühne ins Schlafzimmer zerrt. Man möchte das mal erleben.

Dieser Inhalt, auf vier Akte verteilt, ist durchaus nicht so aufregend, wie man denkt. Erst zuletzt verdichtet sich das Buch zum dramatischen Gefüge, erst zuletzt wird auch Rimsky-Korssakoff zum musikdramatischen Schaffen angeregt, nachdem er zweieinhalb Akte zu Volksbräuchen dekorative russische Musik gemacht hat.

Ueberhaupt kann man von Rimsky-Korssakoff, wenn man nicht fürchtet, wegen eines veralteten Y erschlagen zu werden, sagen: Dieser Komponist hat sich zwischen drei bis vier Style gesetzt. Er ist russisch-national-dekorativ, er verwendet Leitmotive, er schreibt richtige „Nummern", er hat den Mendelssohn in sich nie überwunden und ist in der Harmonie kühn bis zur Aktualität. Mehr als ein Mal quillt ein romantisches Urgefühl in ihm auf, dann ist er echt und schön. Namentlich in den Gesängen der tiefern Männerstimmen spricht sich eine edle warme Menschlichkeit musikalisch aus und dringt über das Nationale ins Allgemeine. Doch nicht kann man sagen: eine Musikalität, eine eingeborene, habe sich menschlich ausgesprochen. Schade, daß ich weiß: Rimsky-Korssakoff war lange Zeit Seeoffizier, bevor er sich zur Musik entschloß. Schade, daß ichs weiß — ich hätte es so gern erraten.

*

Die Mängel des Textbuches, die Stilunsicherheit der Musik werden verhindern, daß dieses Werk auf deutschen Bühnen Bürgerrecht erhält. Man bedauert die Bekanntschaft wirklich nicht, hat sogar Dank für die sorgfältige und sehr geschmackvolle Darstellung der Großen Volksoper. Die Bühne sah dank kluger Verwendung vortrefflicher Künstler sehr schön aus. Indessen: die gelungene Darstellung eines Opernwerkes ist an eine Unzahl von Bedingungen geknüpft. Die darauf verwendete Arbeit ist so deutlich, daß das Bewußtsein eine Forderung nach einem positiven Wert stellt, der die Darstellung rechtfertigt. Und dieses fordernde Bewußtsein ließ sich nicht beschwichtigen.

# Eine glückliche Ehe

Ein Stück für Analphabeten. Die nämlich Peter Nansens Novelle nicht lesen können. Darin erzählt der charmante Däne leise lächelnd, liebenswürdig, lebenskennerisch, leidenschaftslos und doch lebhaft, langsam und doch niemals langweilig die Geschichte einer Ehe, vieler Ehen. Der Bund zwischen dem behäbigen Postassistenten Christian Mogensen und dem leichtfüßigen Fräulein Nancy Schmidt, der sich zunächst trüb anläßt, wird allmählich glücklich und immer glücklicher, weil die kleine Frau lernt, sich durch einen Liebhaber in gute Laune zu bringen und durch diese dauernde Gutgelauntheit sich selbst ihrem Manne reizvoll und ihr Haus behaglich zu machen. Nansen stellt seine glückliche Ehe nicht allein verlockend dar, sondern verteidigt sie noch nachdrücklich. Er findet unrecht, daß der moralische Wert einer Frau davon abhängen solle, ob sie etwas öfter oder seltener küsse. Wichtig sei nur, ob man schlecht gegen Jemand handle oder nicht, und einer treuen Frau, deren Mann ein freudloses Dasein führe, sei unter allen Umständen diese untreue, aber leuchtende und verschwenderisch wärmende Frau Nancy vorzuziehen. Es ist der Lauf der Welt, daß das Kind auf den Geschmack kommt, und daß dem ersten Liebhaber ein zweiter folgt. Peter Nansen, auch er, ist in seine Nancy verliebt und Kavalier genug, nicht ihr die ganze Schuld an dem Bruch mit dem Ministerialrat Jermer zuzuschieben. Obendrein vollzieht sich dieser Bruch erst nach einem Jahr, in aller Gemächlichkeit, und nicht ohne daß Beider Herzen ausgiebig bluten, nicht ohne daß Beider Wunden noch eine Zeit lang bei jeder Berührung schmerzen. Wenn dann der zweite Liebhaber dem dritten erheblich schneller weichen muß, so wird das wohl eher daran liegen, daß Herr Martin seinem Vorgänger nicht gewachsen, als daß Nancy inzwischen verderbter geworden ist. Denn das ist Nansens größte Kunst: diese pendelnde Nancy bleibt reizend unschuldig. Sie ist einfach zu viel für einen Mann. Ihre Begierden sind natürlich und erhalten sie jung und schön, weil sie sie als natürlich empfindet und darauf verzichtet, sie zu bekämpfen. Sie ist wirklich wie Hebe, jene anmutige häusliche Göttin, die still und bescheiden mit dem Labetrank zwischen den dürstenden Göttern umherwandelt.

Als Nansen daran ging, diese funkelnde, sanft malitiöse und virtuos abgewogene Novelle für die Bühne umzuschreiben, da schien ihm vor allem nötig, die Feder mit dem Zaunpfahl zu vertauschen. Immer wieder ist erstaunlich, wie vollständig die graziösesten Geister von ihrer Grazie und ihrem Geist verlassen werden können, sobald es sie nach dem Theatererfolg gelüstet. Wer hätte dem musterhaft unverrohten Kritiker Bahr die menschlichen Roheiten mancher seiner Komödien zugetraut, wer Peter Nansen diese taktlose Eindeutigkeit! In seinem Lustspiel wird Nancy grade Das, was sie nicht werden darf, wenn die Geschichte ihrer Ehe einen Sinn haben und sie selbst uns durch vier Akte fesseln soll: sie wird ein Dirnchen. Nachdem Jermer bei seinem

ersten Besuch fünf Minuten neben ihr auf dem Diwan gesessen hat, küßt sie ihn, duzt sie ihn, verspricht sie ihm, morgen abend zu kommen, und bedauert nur, daß es heute abend nicht gehe. Warum geht es eigentlich nicht? Man wundert sich, daß sie nicht gleich die Tür zuriegelt. An sich wäre gegen eine so offen eingestandene Geschlechtlichkeit gewiß nichts einzuwenden. Man kennt Nancys genug, die keineswegs erpicht sind auf die zarten Schwingungen des Anfangs, die Katzbalgereien der Zwischenstadien, die Sensationen des Todeskampfes, die wollüstige Witwentrauer und die zarten Schwingungen des nächsten Anfangs. Aber ein dichtender Erotiker wie Nansen hätte zu wissen, daß für kultivierte Zuschauer der Weg alles, das Ziel fast nichts ist. Der Novellist weiß es ja auch. Der Dramatiker gibt immer wieder das Ziel und spart sich die Nuancen, die Uebergänge, die Untertöne, die Unmerklichkeiten, die Entwicklung. Damit wir doch an einer Stelle der Komödie erfahren, wie das innere Verhältnis Nancys zu Jermer sich gestaltet hat, muß das Liebespaar sich darüber in demselben kleinen Zimmer unterhalten, wo Mogensen mit dem Weihnachtsbaum beschäftigt ist. Weiter. Sooft in der Novelle Nancy bei Jermer ist, lachen sie darüber, daß ihr Mann sie bei der alten Tante Lene glaubt. Als dann einmal Jermer mit dem Mann zusammensitzt und von ihm hört, daß sie bei Tante Lene sei, weiß er, wie weit sie mit Herrn Martin ist. Es ist ein Muster von geschmackvoll und witzig indirekter Charakteristik. Auf der Bühne sitzen beide Männer gleichfalls zusammen: Jermer, ein höchst soignierter Herr von grader, gemessener, distinguierter Haltung, Typ eines jungen dänischen Ministerialbeamten comme il faut, halb Diplomat, halb Geistlicher — wie wenigstens Nansen ihn sieht (aber man kann ihn ebenso gut einfach als lieben, netten, frischen, verführerischen Jungen sehen); und Mogensen, ein anspruchslos zufriedener, dumpf ahnungsloser Bürger von ergötzlichster Kurzsichtigkeit, umschimmert von der Glorie Derer, deren das Himmelreich ist. Aber auf der Bühne tritt Nancy vor sie hin und teilt ihnen mit, daß sie jetzt zu Tante Lene gehe — ohne daß Nansen sie etwa eine Brutalität gegen Jermer begehen lassen will. Von solchen Plumpheiten wimmelt das Stück. Sie steigern sich zu unbegreiflichen Klobigkeiten, wenn zum Schluß Jermer so weit aus der Rolle eines zuverlässig diskreten Menschen fällt, daß er Herrn Martin deutlich genug seine eignen Beziehungen zu Nancy verrät. Nur die bemitleidenswerte technische Hilflosigkeit des Stückes schützt den Autor vor dem Verdacht, daß er sich bei der Dramatisierung seines kleinen Kunstwerks heimlich der Hilfe eines budapester Freundes bedient hat; zum Beispiel des Direktors, der diese undelikate Komödie jetzt auf das Kleine Schloßpark-Theater von Steglitz gebracht hat. Es geschieht in memoriam des viel zu früh erloschenen Novellisten, daß man ein dramatisches Opus liebevoll viviseziert, welches an sich verdienen würde, mit ein paar wütenden Hieben in die Pfanne gehauen zu werden.

# Haus der Seligkeiten von Alfred Polgar

Von dem Autor dieser drei Akte, der den beneidenswert schönen Namen Francis Algernon Blair führt, wird erzählt, daß er ein äußerst sensitiver, liebevoller, helläugiger Mensch gewesen. Bis zum Juli 1914 lachte ihm die Sonne. Dann verdunkelte sichs. Er kam nach Nürnberg, lernte dort Felix Dörmann kennen, ward vom Kriege überrascht, wurde, heimgekehrt, Soldat der englischen Armee und fand vor Ypern einen frühen Tod. Eine wiener Zeitung hat Briefe des jungen Blair veröffentlicht, aus dem Felde an die Mutter gerichtet, Dokumente der Lebensbejahung und Kriegverneinung, enthüllend eine zarte Seele und einen Geist höherer Artung. Wer hätte solchem Jüngling das ‚Haus der Seligkeiten' zugetraut, einen lächerlichen Theaterkitsch übelster Sorte, roh ohne Kraft, sentimental ohne Empfindung! Aber freilich rührend durch die Kindlichkeit des dramatischen Verfahrens.

Sir Robert Lovelace — in der wiener Renaissance-Bühne dargestellt von Herrn Korff mit höchst sonorer Sicherheit — hat Schlimmes von einer Frau erleben müssen. Das macht ihn zu Sir Robert dem Teufel. Von nun an pflegt er der Marotte, alle Weiber, die seiner Unwiderstehlichkeit zum Opfer gefallen, an ein Freudenhaus in Hongkong zu verkaufen. Den Erlös widmet er, Gentleman trotz allem, wohltätigen Zwecken. So treibt es der Amateur-Mädchenhändler bis zu dem Augenblick, da er Miß Murphy begegnet. Diese junge Dame, auf die er nicht ohne Eindruck bleibt, bringt sein gefrorenes Herz zum Tauen, und Sir Robert Lovelace wird — wer Frau Eis mit offenen Haaren im Nachtgewand gesehen, kann das verstehen — leidenschaftlicher Murphynist. Aber auch der furchtbare Mischling Pereiro, Herr des „Hauses der Seligkeiten", an den Robert alle Weiber, die von ihm besessen sind und wurden, gleich nachher abliefert, ist entbrannt für die schöne Murphy und bemächtigt sich ihrer, da Robert diesmal nicht liefern will, mit Gewalt. In einer Dschunke entführt sie der Halunke. Zur Klarstellung aller seelischen Positionen ist noch folgendes zu berichten: Murphy befindet sich auf der Ueberfahrt nach Hongkong, um ihre verschwundene Stiefschwester zu suchen, die — wem sage ich das? — als eines der Opfer Roberts im Hause Pereiros weilt.

Der zweite Akt versetzt in eine Oertlichkeit, wie sie der Herr der wiener Robert-Bühnen, der die aufzuführenden Stücke bestimmt, also der Aufführherr sozusagen, uns schon in manchem zweiten Akt erschlossen hat: in ein Bordell. Wir begegnen dort nebst einer herzigen Singhalesin (Fräulein Lvovsky), die liebkindlich von den Perversitäten der Gäste plaudert, auch einer weißen Frau im kurzen Röckchen, die Schnaps trinkt: Fräulein Else Schilling. Also das überrascht mich! Diese bewährte Darstellerin von Tugend und Seele in eine Rolle gestürzt zu sehen, die so jenseits aller Sittlichkeit, tut weh. Noch eine Dame ist bei Pereiro, eine „alte Chinesin", die strenge Gouvernante seines Pensionats. Der Künstlerin, die sie spielt, gebührt hohes Lob, so gut trifft sie die orientalische Mischung von Bosheit, Demut,

Lautlosigkeit und Brutalität. Es ist Frau Fraedrich, der wir in ähnlicher Stellung schon in einem andern Salon der Robert-Bühnen (‚Kleine Sklavin') begegnet sind. Die gefangene Murphy wird von Pereiro hart bedrängt. Albert Heine spielt ihn im besten fünfschrötigen Wüterich-Format, und das arme Mädchen wäre wohl verloren, erschiene nicht im letzten Augenblick Sir Lovelace und streckte den als Bordellwirt verkleideten Richard den Dritten mit einem Revolverschüßchen nieder. Nun stellt sich aber heraus, daß Fräulein Schilling jene Stiefschwester Murphys, welche . . ., und empört kehrt sich diese von ihrem Befreier ab, eilt zum Gouverneur und denunziert Robert als Mädchen-Schieber.

Im dritten Akt hat die englische Regierung ihre Hand von dem Gentleman abgezogen und ihn der chinesischen Justiz überliefert. Wenn ich sage, daß diese kurzen Prozeß mit dem Gefangenen macht, so sage ich zu wenig oder eigentlich zu viel, denn sie macht gar keinen Prozeß mit ihm, sondern es tritt ein chinesischer Reserve-Oberleutnant auf und kündet an, daß die Hinrichtung sogleich im Hofe stattfinden werde. Es erscheinen, indes Trommeln und Zuschauer sehr gerührt werden, Henker, und schon wollen sie Sir Robert fassen, als er durch jähe Zusichnahme von Strychnin sich ihrem Griff entzieht. Seine letzten Worte, bevor er das tödliche Alkaloid schlürft, lauten: „Ich bedaure, der kaiserlich chinesischen Regierung eine Enttäuschung bereiten zu müssen". Das Stück, wie man sieht, ist aufregend, stark, heiß. Dennoch wird, weil es doch zu albern, seine Zugkraft — ich bedaure, der kaiserlich chinesischen Regierung eine Enttäuschung bereiten zu müssen — kaum erheblich sein.

---

# Der Kampf um die Festmark von Morus

**Goldgirokonten**

Es hat ungefähr drei Jahre gedauert, bis man in Deutschland den Vorgang der Markentwertung erkannt hat. Und es dauerte abermals drei Jahre, bis man erkannte, daß ohne eine stabile Währung die Wirtschaft des Landes zu Grunde gehen muß. Die ersten und am härtesten getroffenen Opfer der Markentwertung waren: der Mittelstand und der Staat, und man hätte erwarten können, daß von ihnen zuerst der Kampf würde um die Festmark aufgenommen werden. Aber der Mittelstand, politisch zerrissen, wirtschaftlich ohne innere Einheit und äußere Organisation, war zu schwach; und der Staat, von dem bei ähnlichen Gelegenheiten im Ausland die Initiative ausging, hatte, geängstigt und gequält von außen, ausgehöhlt im Innern, geleitet von überalterten Männern mittlern und geringern Formates, weder den Willen noch die Kraft, voranzugehen. Die Arbeiterschaft begnügte sich damit, durch nominelle Lohnsteigerungen ihren Lebensunterhalt halbwegs zu sichern, und das Unternehmertum ließ sich lange Zeit durch die Scheinblüte der Inflationswirtschaft blenden. So mußte erst der Wirtschaftsmechanismus in völlige Verwirrung geraten, bis das Verlangen nach einer wertbeständigen Währung sich Bahn brach.

Den unmittelbaren Anlaß dazu gab die Zerrüttung des Kreditwesens. Die Tatsache, daß Jeder, der Geld verlieh, verlor und Jeder,

der entlieh, gewann, war schließlich dem kleinsten Krämer geläufig. Die Folge war, daß der Gläubiger durch unerhörten Zins das Risiko der Geldentwertung auszugleichen suchte. Als auch der nicht mehr ausreichte, den Schaden des Gläubigers gutzumachen, blieb nichts andres übrig, als das Risiko dem Schuldner aufzubürden. So entstanden Goldmarkverträge, Dollarfakturierungen und wertbeständige Anleihen, alle zu demselben Zweck: den Lieferanten, den Kreditgeber gegen die Gefahren der Geldentwertung zu schützen.

Das Bestreben, den Gläubiger zu sichern, verdichtete sich allmählich zu der Forderung, bei den Kreditinstituten einen regelrechten Goldgiroverkehr einzurichten. Das mannigfaltige Echo, das diese Forderung in den zunächst beteiligten Wirtschaftskreisen fand, erklärt sich leicht aus dem verschiedenartigen Interesse, das einzelne Gruppen an einer stabilen Währung oder nicht stabilen Währung haben, wenn es auch dabei nicht ohne Zufälligkeiten abgeht; wie denn überhaupt die Stellungnahme der Wirtschaftsverbände zu neuartigen, komplizierten Fragen nicht selten von der jeweiligen theoretischen Einstellung des Syndikus oder des leitenden Geschäftsführers abhängig ist. Am offensten hat sich (wie hier bereits in Nummer 7 berichtet wurde) für den Goldgiroverkehr der Zentralverband des deutschen Großhandels ausgesprochen, der begreiflicherweise ein Interesse daran hat, daß der Zahlungsverkehr sich von der Geldentwertung emanzipiert. Das Gegenstück dazu bildet der König aller Inflationskönige Hugo Stinnes, der jetzt durch seine Pressestelle, die Deutsche Allgemeine Zeitung, verkünden läßt: „Die Anhänger der Goldkontenbewegung verkennen, daß das eigentliche wirtschaftliche Elend hervorgerufen wird durch allgemeine Unterproduktion und weiter durch Substanzentzug, der sich aus den Reparationsleistungen herleitet.“ Wobei die Frage offen bleibt, wie es Herrn Stinnes trotz der allgemeinen Unterproduktion und trotz den Reparationsleistungen gelingen konnte, dem wirtschaftlichen Elend und dem Substanzentzug zu entgehen.

Auf der Seite der Kreditinstitute stehen die Interessen der Banken und der Sparkassen einander gegenüber. Die Banken, die kürzlich durch den Zentralverband des Bankgewerbes eine ebenso dürftig begründete wie energische Resolution gegen den Goldgiroverkehr gefaßt haben, wollen sich nicht mit dem Risiko der Goldmarkeinlagen belasten, da ihnen die Inflationswirtschaft ganz ausgezeichnet bekommen ist. Die Einlagen der Sparkassen haben sich gegenüber der Vorkriegszeit nominell nur verzehnfacht, sind also tatsächlich auf einen minimalen Bruchteil zusammengeschrumpft. Im Jahr 1922, das eine Entwertung der Mark auf das Vierzigfache brachte, sind die Einlagen der Banken wenigstens auf das Zehnfache gestiegen, die der Sparkassen nur auf das Dreifache (von 45 auf 135 Milliarden Mark). Wenn den Sparkassen seit dem Bundesratserlaß vom April 1921 auch gestattet ist, unabhängig von der Höhe der Spargelder Depositen anzunehmen, ihre Gelder im Diskont- und Lombardverkehr zu verwenden und, grundsätzlich wenigstens, Effekten zu kaufen und verkaufen, so ergeben sich doch aus den noch bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, namentlich aus der Mündelsicherheit — welche Ironie, den Begriff der Mündelsicherheit aufrechtzuerhalten, nachdem die Mündel bei der staatlich „gesicherten“ Anlage ihrer Gelder Kopf und Kragen eingebüßt haben! — Einengungen, denen die Banken nicht unterliegen. Ihr altes Stammpublikum

hatten die Sparkassen verloren: das hatte nichts mehr zum Uebersparen. Neue Kunden fanden sich nicht ein. Wer heute sparen will, muß spekulieren, muß zur Börse gehen. Und dazu war oder schien wenigstens die Sparkasse der unbequemere Weg zu sein. So bleibt den Sparkassen nichts übrig, als durch Einrichtung von Gold-Sparguthaben den kleinen Leuten neuen Anreiz zum „Sparen“ zu geben. Als niedrigste Einzahlung gilt die „Goldsparmark“, die, ungefähr nach dem Vorschlag der ausländischen Sachverständigen auf der Berliner Währungskonferenz, dem zehnten Teil eines Dollars gleichgesetzt wird.

Als Deckung und zugleich als Umrechnungsgrundlage sollen den Gold-Sparguthaben und den Goldgirokonten der Girokassen die Dollarschatzanleihe und weiterhin auch andre wertbeständige Anleihen dienen. Das ist bisher noch der fragwürdigste Punkt des neuen Goldwertverkehrs. Denn der Kurs der wertbeständigen Anleihen, die auf Roggen, Kohle, Kali lauten, richtet sich nach den jeweiligen Produktenpreisen und stimmt, wie schon die Erfahrung der letzten Wochen zeigte, keineswegs immer mit der Valutaentwicklung überein. Welchen Kurs aber die Goldanleihe haben wird, läßt sich überhaupt noch nicht übersehen. Der Goldgiroverkehr der Sparkassen, denen nur in geringem Maße Devisen zur Verfügung stehen, wird auf derlei indirekte und nicht ganz ungefährliche Sicherungen angewiesen sein, solange sich die Reichsbank wie in allen andern Problemen der Währungsreform, so auch in der Frage des Goldrechnungsverkehrs ablehnend verhält.

## Goldagio

Die Mitwirkung der Reichsbank setzt auch ein andres Währungsprojekt voraus, das in den letzten Tagen viel von sich reden machte: der Plan des Mannheimer Professors Mahlberg, ein „Kreditgoldagio“ einzuführen. Der Gedanke, den Mahlberg kürzlich sehr wirkungsvoll in der berliner Studiengesellschaft für Währungs- und Finanzreform verfocht, ist nicht ganz neu. Der Vorschlag, ein Goldagio zu notieren, ist, wenn ich nicht irre, schon vor zwei Jahren, von dem berliner Nationaloekonomen Schumacher gemacht und neuerdings mehrfach in der Tages- und in der Fachpresse wiederholt worden. Praktisch hat eine Goldagionotierung jahrzehntelang in Argentinien bestanden. Immerhin gebührt Mahlberg das Verdienst, für Deutschland zum ersten Mal einen bis ins Einzelne gehenden Plan zur „Geldmarktorganisation auf Agiobasis“ vorgelegt zu haben. Der Grundgedanke des Goldagiomarktes ist der: man will den Kurs der Mark von der Enge und den Zufälligkeiten des Devisenmarktes und von den willkürlichen Uebertreibungen der Kursausschläge durch die Devisenspekulation befreien. Anstatt den verhältnismäßig geringen Devisenbedarf und das ebenfalls geringe Devisenangebot zur Grundlage des Markkurses zu machen, wie es tatsächlich gegenwärtig der Fall ist, will Mahlberg das Angebot und die Nachfrage in Papiergeld auf Goldmarkbasis marktmäßig gegenüberstellen. Auf diese Weise würde sich ohne Zuhilfenahme effektiven Goldes das Goldagio oder Papierdisagio bilden können.

Technisch soll der Goldagioverkehr auf deutschen Börsen folgendermaßen zustande kommen: Die Reichsbank soll für die erste Zeit die Initiative zur Einführung eines kurzfristigen Kreditverkehrs auf Goldmarkbasis ergreifen. Sie diskontiert Handelswechsel nur noch auf Goldbasis und gibt in dem Umfange, in dem sie Goldeinlagen erhält, Goldkredite aus. Uebersteigt das Geldangebot, das an die Reichsbank ge-

langt, ihren momentanen Bedarf, so soll sie das Angebot für langfristige Kredite, also für Goldanleihen des Reiches und der Länder benutzen. Das Goldagio hat sich der jeweiligen Aufnahmefähigkeit des Marktes für diese Goldanleihen anzupassen, mit andern Worten: die Anleihen sollen immer auf einem Kurs von 100 Prozent gehalten werden. Ist die Nachfrage nach Goldanleihen geringer, so erhöht sich das Goldagio, verschlechtert sich also der Markkurs und umgekehrt. Zur Erweiterung des Marktes, an dem auch die übrigen Banken teilnehmen sollen, wird ein Termingeschäft für Goldagio eingeführt. Das Kreditgoldagio wird täglich börsenmäßig notiert.

Diese die Hauptleitsätze des Mahlbergschen Planes. Es ist hervorzuheben, daß er grundsätzliche Gegnerschaft in der Versammlung kaum fand. Selbst der Vertreter der Reichsbank, Dr. Kleine-Natrop, gab zu, daß die technischen Schwierigkeiten nicht unlösbar sind, wenn er auch, getreu seinem Meister Havenstein, das Tempo des Krähwinkler Landsturms empfahl. Der Finanzsachverständige des Reichswirtschaftsministeriums, der anschlägige Dr. Dalberg, befürwortete die Einführung einer Goldrechnung, wenn er auch — ähnlich wie es Vanderlip mit einer amerikanischen Europabank plante — die Einführung der Dollar- oder einer andern hochvalutarischen Rechnungseinheit für ausreichend hielt. Doch wird man wohl eine eigne Währung der offenkundigen Anlehnung an eine fremde Rechnungseinheit vorziehen müssen.

Auf jeden Fall ist der Gedanke der Parallelwährung, auf den alle diese Währungsreformen hinzielen, auf dem Marsche. Die Parallelwährung, gleichviel, welche Gestalt sie annehmen wird, ist keine endgültige Lösung, aber sie ist eine Uebergangslösung, um die wir nicht herumkommen werden, und deren Vorzug es ist, daß sie in bescheidenem Umfange und mit verhältnismäßig geringem Risiko begonnen werden kann.

### Die Devisenspekulation

Ein weiteres Projekt, den unglückseligen Folgen der Devisenspekulation einen Damm entgegenzustellen, befindet sich noch in den allerersten Anfängen. Will man die Spekulation erfolgreich bekämpfen, so muß man erst einmal wissen: wer und wo ist die Spekulation? Auf den großen Börsen des Auslandes gibt es besondere Stellen, die sich nur mit der Aufgabe befassen, die Operationen der Spekulation zu beobachten und das Terrain für Gegenaktionen zu sondieren. So vor allem in Paris. In New York, wo die Großspekulation in erster Linie in der Hand der Schwesterfirma der pariser Lazar frères liegt, ist die Aufgabe leichter zu lösen als auf dem europäischen Kontinent.

In Berlin fehlt es an solch einer Stelle bisher vollkommen. Die berliner Spekulation gilt als ein mystisches Etwas, von dem alle Welt spricht, von dem man täglich in den Zeitungen liest, und das Niemand recht mit Namen zu nennen vermag. Die Reichsbank erhält von dem Mitinhaber des Hauses Mendelssohn, Mannheimer, in dessen Händen auch die börsentechnische Durchführung der Stützungsaktion lag, von Zeit zu Zeit Berichte über die berliner Spekulation. Das ist alles. Um wirklich Licht in das Dunkel der Burgstraßengeheimnisse zu bringen, ist eine besondere Stelle notwendig, die nach dem pariser Muster zu arbeiten hätte. So etwas läßt sich nicht von heute auf morgen schaffen, aber es muß geschaffen werden, wenn man den ernsten Willen hat, die deutsche Währung zu sanieren.

# Bemerkungen

### Das Ende vom Lied an der Ruhr

Irgendeinmal wird es doch kommen müssen. Und zwar wie? Nun das ist doch sehr einfach. Selbstverständlich werden die Franzosen herausgehen. Erstens weil sie diese Blamage durchaus nötig haben zur Verbesserung ihres Budgets und ihrer internationalen Lage; zweitens, weil die französischen Arbeiter darauf brennen, den Herren Stinnes, Cuno und Konsorten einen Gefallen zu tun; und drittens, weil die Sympathie der Welt für Deutschland die Völker zu seinem Schutze zusammenführen wird. Außerdem wissen die Franzosen doch sehr genau, daß im Ernstfall die Russen die Polen, die Deutsch-Oesterreicher die Tschechen, die Türken die Griechen und die Bulgaren die Rumänen verhauen werden, und die Italiener die Südslawen — oder umgekehrt? darüber ist man sich noch nicht ganz einig (nur schade, daß für die Ungarn nichts zum Verhauen übrig bleibt!). Das heißt: es ist noch die Frage, ob die Franzosen das so genau wissen, denn dieses Volk hat ja nie eine Politik auf weite Sicht fertig gebracht.

Nein, also das sei übertrieben. Schade. Was dann? Selbstverständlich: irgendeinmal wird verhandelt werden müssen. Wirklich? Ja, warum denn dann nicht schon heute? Mein Gott, das ist doch ganz klar. Erstens, weil die Arbeiter an der Ruhr noch nicht genügend kujoniert worden sind, um die befreiende Tat der vereinigten deutsch-französischen Unternehmer gebührend würdigen zu können; zweitens, weil die Weltproduktion an Kohle und Koks einen derartigen Ueberschuß ergibt, daß man mit der Wiederaufnahme der geregelten Arbeit im Industriegebiet gar nicht lange genug warten kann; und drittens, weil ja jetzt die Zeit noch nicht zum Verhandeln reif ist. Und dann, wenn sie reif ist? Werden die Franzosen dann herausgehen? Wegen des Verhandelns? Oder werden sie vielleicht auch dann nicht herausgehen?

Aber dann wird erst die Hauptsache kommen: die Entschädigung der Helden. Selbstverständlich werden der Industrie ihre „Opfer" ersetzt werden müssen, sonst bricht sie ja zusammen. Ob daneben die Lappalien zur Schadloshaltung der zahllosen Arbeiter, kleinen Beamten und Privaten aufgebracht werden können, ist schließlich für die „Wirtschaft" und das einige freie patriotische Deutschland nicht von Belang...

Und das Geld für die Entschädigung der Industrie? Wo das herkommen soll, meinen Sie? Ja, man wird die enormen Löhne — fast ein Drittel des Friedenslohns, wer hat das heut noch von Uns?! — eben wieder mal heranziehen müssen. Denn der Besitz — wissen Sie, genau berechnet, ist er eigentlich mit 120 Prozent besteuert, wenn man nur wüßte, wie er das aushält. Und überhaupt — Besitz! Wo gibts denn das heute noch?

*W. Alther*

### Um Neune ist Alles aus

Mein alter Freund Franz Erich Xaver Gl. sagte neulich: „In Berlin ist das so. Wenn das Sechstagerennen auf seinem Höhepunkt angelangt ist, sind die Leute gar nicht zu halten — am sechsten Tage fallen sie vor Aufregung aus der Loge. Und dann — dann war überhaupt kein Sechtagerennen!"

Das ist sehr wahr. Hier war überhaupt kein Sechstagerennen.

Eine Zeitlang war es die Börse — da las Alles den Kurszettel. Dann war es die Politik — da brachten sich die Leute um, wenn sie mal keinen umgebracht hatten. Früher war es das Theater — da hatte Jeder seine Premiere im Topf. Dann wars die Ruhr. Im Augenblick ist es gar nichts.

Ich habe früher gelernt, daß die sinnlichen Wahrnehmungen in den Windungen des Gehirns Eindrücke hinterlassen, den Furchungen des Grammophonstifts vergleichbar. Da müssen hier seltsame Gehirne sein — denn von Eindrücken ist nichts zu spüren. Ist zu viel darauf geschrieben worden?

Sie haben Alles vergessen. Vergessen philosophische Lehren, Grundsätze, Erfahrungen, vergessen Niederlagen und ihre Gründe, falsche Siege und ihre Aufmachung, vergessen Haltungen und Predigten und verdorrte Hände, vergessen Morde und pensionsberechtigte Villenbesitzer (Villa ‚Zur fröhlichen Verantwortung') — vergessen, vergessen. Als ob es nie gewesen wäre.

Es ist auch nicht üblich, darauf hinzuweisen, daß früher Jemand das Gegenteil von dem geschrieben, gesagt, gelebt habe, was er heute . . . „Na, dann macht ers eben jetzt so! Aendert sich das Wetter nicht auch?"

Es ändert sich. Hier ist das ganze Jahr April.

Und die Leute greinen, wenns regnet, und grienen, wenn die Sonne scheint, fürchten sich vor dem Gewitter und klappen den Kragen hoch bei Schneegestöber. Und nehmen das Wetter hin als eine von Gott geschickte Fügung.

Und wenns aus ist, haben sie Alles vergessen. Vier Jahre Krieg? Vier Jahre Nachkrieg? Hier ist nie Sechstagerennen gewesen.

*Peter Panter*

## Der Wunschtraum

Ich war auf einer großen Reise begriffen. Die Route war ausgerechnet, jeder Tag war eingeteilt. In Königsberg sollte ich umsteigen. Eines Morgens taumelte ich mit dem Gepäck aus dem Zuge. Der Zug fuhr davon. Aber es war nicht Königsberg. Es war eine südlichere Gegend. Alle Leute lachten, denn ich zeigte ein sehr dummes Gesicht. Ich war trostlos. „Wo bin ich?" fragte ich die Wirtin am Buffet. „In Bologna." Da ließ ich den Kopf auf die Marmorplatte fallen, als hätte wer mit einer Bleikugel gegen meine Schläfe geschlagen. Die Wirtin labte mich. Sie führte mich hinter das Buffet in einen geschlossenen Verschlag, in dem ein breites, frisches Bett offen stand. Die Wirtin sperrte die Tür ab. Durch einen Spalt hoch oben kam Licht. Da sah ich, daß die Wirtin lachte, und wie prächtige Zähne sie hatte. Sie war eine breite, lustige Frau, es ging heiß aus von ihr. Sie legte ihre kräftigen Arme um meinen Hals und fragte: „Willst du bei mir bleiben?" Ich blieb in Bologna bis an den Tod.

*Berthold Viertel*

## Der Frühling

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd' ihr Brautkleid machet,
Da sich Feld und Wiese malen,
Da der Bäume Häupter strahlen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder singen,
Und die muntern Fische springen:
O so muß vor trübem Kränken
Bloß der Mensch die Stirne senken,
Weil von solchen Frühlingslüsten
Mars erneuert sein Verwüsten,
Mars, der dies für Lust erkennet,
Wenn er mordet, raubt und brennet.

*Friedrich von Logau*

## Liebe Weltbühne!

Der Hofschauspieler Carl Clewing wünschte sich, den Egmont zu spielen. Er beantragte bei der Intendanz die Einstudierung des Dramas. Aber der Graf Georg v. Hülsen-Haeseler lehnte ab mit den Worten: „Nee, wissen Se, Clewing — mit Joethen hab ick nischt im Sinn."

# Antworten

**Bayer.** In der Hauptstadt deines Landes, wo der schuldlose Fechenbach für elf Jahre ins Zuchthaus gesteckt worden ist, hat man bei einer Hindenburg-Feier den tapfern republikanischen Hauptmann Schützinger überfallen und mißhandelt. Jetzt hat dem, wie er ans ‚Hamburger Echo' schreibt, der Erste Staatsanwalt beim Landgericht München I mitgeteilt, daß er die seit sieben Monaten geführte Untersuchung — eine Zeitspanne, die zur Vernehmung von fünf Zeugen gebraucht wurde — einstelle, da „besonders in der Person des Verletzten liegende Gründe ein öffentliches Interesse zur Erhebung der öffentlichen Klage nicht rechtfertigen" Und dieses Volk wundert sich, daß die ganze Welt, wenn es sich verletzt fühlt, Gründe hat, ein öffentliches Interesse zur Erhebung der öffentlichen Klage zu bestreiten.

**Theaterbesucher.** Meine große Erinnerung an Sarah Bernhardt heißt: Phädra. Sie konnte eine Figur Racines aus ihrer Starrheit erlösen und ihr doch die kalte Pracht der Antike erhalten. Sie konnte die Alexandriner-Phalangen der pseudoklassischen Tragödie für unser Ohr bezwingen, ohne den Stil zu verletzen. Sie konnte wie eine Königin agieren und doch ein zerängstetes Weib sein. Wenn Phädra zuerst erscheint — mit Sarahs bleichem Antlitz und heißen, feuchten, verwachten Augen, hoch aufgerichtet und auf die Schultern ihrer Vertrauten gelehnt —, spricht sie Klagelaute der Erschöpfung: „N'allons point plus avant." Die Melodie dieser Klagelaute in Sarahs Munde — es war wie das Adagio eines Trauermarsches. Man fühlte, daß eine innere Glut sie verzehrte, der sie wie einer dämonischen Gewalt untertan war, und die sie dem Grabe zutrieb. In dem verblutenden Ton ihrer Apostrophierung der Sonne weinte eine schicksalgeweihte Seele: „Soleil! je te viens voir pour la dernière fois!" Das erste Geständnis der blutschänderischen Leidenschaft legte sie wie im Fieber ab, wie von Naturmächten gestachelt und gehetzt, einer stürmenden Leidenschaft, einer ungeheuern Begierde, einer entnervenden Wollust. In dem willenlosen Erguß aber vibrierte die Scham und das Grauen vor sich selber. Dieser Selbstschauder verstärkte sich in dem brünstigen Bekenntnis vor dem Stiefsohn. Wie ein Schiff im Sturm fliegt Racines Phädra zwischen beiden Empfindungen hin und her. Sarah zog verwegen alle Register ungebrochener, unverwüstlicher Triebe. Wie mußten diese Register geklungen haben, als ihr Organ noch vollschmetternder Töne fähig war und nicht im Affekt sich kreischend überschlug! Aber das Entsetzen vor der Nacht des Erebus, vor dem Richter der Unterwelt im vierten Akt hatte auch noch vor zwanzig Jahren die Großartigkeit des Orkans. Die Ruhepunkte wiederum waren künstlerisch wundervoll gedämpft, in Moll. Eine dodonische Orakelstimme schien in manchem Moment aus dieser Frau zu sprechen. Wenn dann während der kurzen Selbstanklage im fünften Akt das Gift der Medea seine Wirkung begann, gings uns noch einmal „durch Mark und Bein": endlich trat die Kälte des Todes an dies düster glühende Herz. Es war die Leistung einer Sechzigerin. Kein Wunder, daß die Achtzigerin in den Sielen gestorben ist.

**Dr. Wilhelm Stapel in Hamburg.** Sie sind Herausgeber des ‚Deutschen Volkstums', einer antisemitischen ‚Monatsschrift für das deutsche Geistesleben', beehren mich ab und zu mit einem Angriff und haben die Güte, mir den neusten mit folgendem Brief zu schicken: „Dies Heft möchte ich Ihnen persönlich zusenden, um Ihnen zu sagen: Nehmen Sie den Streit nicht persönlich, sondern in dem ernsten Geiste, in dem er von mir aus erhoben ist. Sie haben in manchen Dingen, besonders was das Theater betrifft, ein treffendes Urteil, ein klares Gefühl. Und sind offener als mancher Andre. Warum in diesen politischen Dingen eine so enge, kurzatmige Geistigkeit?" Es ist gar

hübsch, von einem teutschen Herrn, so freundlich mit 'nem Juden selbst zu sprechen. Wie hold immer, nach und bei der Fülle von anonymen Schmähbriefen, mich das berührt: ich werde Sie, Jehova oder Wotan sei es geklagt, enttäuschen. Langatmiger ist Ihr Blatt, das gebe ich zu; wofür wir hier drei Sätze brauchen, dafür brauchen Sie sechs. Aber wie ist es mit der Enge? Sie schreiben: „Nehmen wir, da wir Deutsche sind, Deutschland als Mittelpunkt." Das tun Sie mit schöner Folgerichtigkeit. Daß Deutschland ein Splitter der Welt ist und sich auf die übrigen Splitter wohl oder übel einrichten muß: das anzuerkennen, würde nicht dem Wesen des typischen Deutschen entsprechen, der sich in Wolkenkuckucksheim anzusiedeln beliebt. Den Nationalsozialismus nennen Sie eine „Flammenwoge", und von Hitlers Mannen behauptet Ihre ergreifende Vertrauensseligkeit: „Sie selbst haben das Wort ausgegeben, Zucht zu halten. Und wer außer den Sensationisten hat Grund, an ihrem guten Willen zu zweifeln?" Die Zucht wird so erfolgreich gehalten, daß „etliche empfindliche und ängstliche jüdische Gemüter sich nicht mehr nach München getrauen", weil die Zucht-Rute oder -Handgranate der Nationalsozialisten die Eigenschaft hat, verdammt schmerzhaft oder gar tödlich zu sein. Solch ein System zu befürworten, ist offenbar Zeichen weiter Geistigkeit, die sich alle Dinge aufs wundersamste vereinfacht. Ihre „Waffen" sind: „Der aufrechte Rücken, das freie Wort, der unbeugsame Wille", unsre „Ziele" dagegen: „Sicheres Leben, glatte Geschäfte, angenehmer Genuß und die liebe Wichtigkeit des eignen Persönchens". Daher wahrscheinlich die Flucht Wilhelms und seines Sohnes, Ludendorffs, Ehrhardts, Kapps und der andern Brüder vom aufrechten Rücken, freien Wort und unbeugsamen Willen — und der angenehme Genuß des eignen Opfertods für die Eisner, Landauer, Leviné, Luxemburg und eine große Anzahl ihrer Glaubens- und Gesinnungsgenossen. Im Ernst: nie werde ich Ihrer Meinung werden, daß es richtig wäre, möglichst bald wieder einige Millionen Männer zu schlachten, um das Elsaß für Deutschland zurückzuerobern. Nach ein paar Jahrzehnten nämlich würden wieder einige Millionen Männer geschlachtet werden müssen, um es für Frankreich zurückzuerobern. Und dergestalt lustig in infinitum. Anlaß zu der puerilen Beschäftigung, wie in der Turnstunde Tau zu ziehen? Daß es „Schande, Schande, Schande" ist, den „Besitzstand der Väter" nicht „unvermindert Kindern und Enkeln zu überliefern". Mag sein. Und der Preis? Der Preis ist belanglos. Daß darüber die Menschheit niemals zur Ruhe kommt: belanglos. Daß die Summen, die der Krieg kostet, allen Kulturgütern schmählich entzogen werden: belanglos. Daß — ach, wozu! Es gibt ja für euereinen doch keine Brücke zu Leuten, die das Heil nicht in der blutigen Unvernunft zu erblicken vermögen. Ein Brief wie der Ihre ist menschlich sympathisch. Als Privatperson sage ich höflich: Danke. Darüber hinauszugehen, verwehrt mir jede Druckzeile, die ihn begleitet.

---


**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| | | Rumänien | 80 Lei |
| | | Schweiz | 5 Franken |
| England | 5 Schilling | Spanien | 6 Pesetas |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.**
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
**Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Generalvertretung für die Tschechoslowakische Republik: A. Pavlik, Prag II, Vodickova 41. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.**

# Handel oder Verhandlungen? von Max Tann

Rom, Anfang April 1923

Englischen und französischen Blättern zufolge bemüht sich die deutsche Regierung, nachdem die Hoffnungen auf England gescheitert sind, jetzt Italien für eine Vermittlungsaktion zu gewinnen. Sowohl durch den deutschen Botschafter in Rom wie durch della Torretta, den italienischen Botschafter in London, sollen Versuche dieser Art gemacht sein. Es ist nur selbstverständlich, daß man auch an die Besuche der Herren Seipel und Stinnes solche Vermutungen geknüpft hat.

Der oesterreichische Bundeskanzler hat nachdrücklich erklärt, mit einer diplomatischen Aktion in Sachen des deutsch-französischen Konflikts nichs zu tun zu haben: er sei einzig in Angelegenheiten seines Landes gekommen, das freilich zu viel durch den Krieg gelitten habe und zu eng mit Deutschland verbunden sei, um nicht einen wahren Frieden mit aller Inbrunst zu wünschen. Die Reise des Herrn Stinnes dagegen ist völlig im Dunkel geblieben. Grade darum scheint mir nötig, was darüber bekannt geworden ist, zu berichten.

Stinnes erschien in Rom völlig überraschend. Nach den italienischen Zeitungen war auch die deutsche Botschaft über seine Ankunft nicht unterrichtet. Sobald sie orientiert war, schickte sie einen Legationssekretär ins Grand Hotel, der sich mit dem großen Mann in Verbindung setzte. Später hatte dann Stinnes eine Unterredung mit Herrn von Neurath, und danach suchte er den amerikanischen „Stahlkönig" Garvay und einige andre amerikanische Wirtschaftsmänner auf, die zu dem internationalen Handelskammerkongreß nach Rom gekommen waren. Soweit hat die Sache kaum ein politisches Gesicht. Aber dann sprach Stinnes auch den Senator Contarini, den Generalsekretär im Ministerium des Aeußern, der alle laufenden Geschäfte leitet, da Mussolini ja gleichzeitig Ministerpräsident, Minister des Innern und des Aeußern ist. Und schließlich traf er sich mit dem Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Finzi, einer der rechten Hände Mussolinis. Darauf fuhr er nach Mailand, wo er eine Unterredung mit dem deutschen Konsul hatte, der für nötig hielt, vernehmlich das Gerücht zu dementieren, daß Stinnes sein Gast gewesen sei.

Das sind die Tatsachen. Handelte sichs nur um Privatgeschäfte? Ich weiß nicht, wie Herr Stinnes zum Kabinett Cuno steht. Aber es ist sicher, daß in Deutschlands gegenwärtiger Lage Geschäfte, zu denen Besprechungen mit führenden Politikern des Auslands gehören, eine eminent politische Angelegenheit sind, die das Publikum nicht gleichgültig lassen können. Und ob der Mann, der in London die deutschen Eisenbahnen kaufen wollte, die geeignete Persönlichkeit zu politischen Verhandlungen ist: das ist eine Frage, die — nein, das ist keine Frage.

Sollte sichs wirklich um den Beginn oder die Fortsetzung von Bemühungen handeln, Italien zu einer Intervention zu ver-

anlassen, so kann nicht nachdrücklich genug vor trügerischen Hoffnungen gewarnt werden. Ich habe hier schon des öftern darauf hingewiesen, daß ungeachtet der Abneigung gegen Frankreich, die in vielen — freilich meist einflußlosen — Kreisen besteht, nicht die geringste Stimmung für eine Vermittlungsaktion vorhanden ist, wenn nicht ihr Erfolg bei beiden Gegnern verbürgt wäre. An dieser Auffassung hat sich nichts geändert. Eher noch könnte man feststellen, daß die Erregung über die Beunruhigung des europäischen Friedens abflaut, da das Ruhrduell ja sozusagen stabil geworden ist.

Gleichzeitig mit Stinnes und Seipel sind auch die Außenminister Belgiens und Polens in Mailand gewesen. Herr Jaspar war tatsächlich in Familienangelegenheiten gekommen und hatte nur eine allgemeine Unterredung mit Mussolini. Dagegen muß der Besuch des polnischen Ministers aufmerksamer betrachtet werden. Denn er unterstreicht die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Italien und Polen, die einerseits von der fascistischen Regierung mit besonderm Eifer gepflegt werden, andrerseits von Polen, wo der Fascismus bekanntlich starke Sympathien findet, auf das lebhafteste erwidert werden. Der europäische Reaktionssektor dehnt sich damit von Rom über Budapest nach Warschau aus und könnte eines Tages einen Block darstellen, von dem sehr unliebsame Ueberraschungen zu erwarten wären.

Alle diese Zusammenkünfte scheinen zu beweisen, daß die pazifistisch-humanitäre Stimmung, die in allen Ländern auf den Krieg folgte, endgültig vorüber ist. Die nationalistische Diktatur, die laut erklärt, daß sie nichts mit Demokratie zu tun hat, ist — einfach durch ihre Macht — ein Pol, der viele Kräfte, willig oder unwillig, anzieht. Auf der andern Seite wird dadurch allerdings auch bewiesen, daß die Zusammengehörigkeit der Welt nicht mehr durch individuelle Ueberzeugungen geändert werden kann.

Diese Tatsache ist auch das eigentliche Resultat der internationalen Handelskammertagung, die in Rom stattgefunden hat. Man hat in Deutschland die Reden der amerikanischen Delegierten wahrscheinlich mit lebhafter Befriedigung vernommen. Wer, wie das in der ‚Weltbühne' seit Jahr und Tag geschehen ist, den Glauben an den Marsch der Vernunft gepredigt hat, wird gewiß ganz besonders froh darüber sein, daß nun endlich auch die leistungsfähigen Vertreter der leistungsfähigen Länder auf eine Gesamtregelung der entscheidenden Wirtschaftsprobleme dringen. Aber man soll doch ja nicht diese Reden überschätzen. Es ist sicherlich schon ein Fortschritt, daß die Einsicht eine Stimme gefunden hat. Aber sie braucht noch immer einen Arm.

Und jetzt ist vielleicht der Augenblick gekommen, wo man noch in andrer Beziehung warnen muß. Die klugen Leute pflegen sich damit abzufinden, daß die Politik ein Geschäft ist. Aber es bleibt immer noch die Frage, wer bei diesem Geschäft verdient: eine Handvoll Milliardäre oder die Gesamtheit, für deren Wohlfahrt zu sorgen zwar nicht der Zweck der Geschäfte, aber doch wohl der Zweck der Politik ist.

# Krupp in Sowjet-Rußland von Elias Hurwicz

„Die Sowjet-Regierung bestätigte in endgültiger Form die von der Krupp-Gesellschaft vorgeschlagenen Berichtigungen zu dem von ihr am 23. März 1922 mit der Sowjet-Regierung abgeschlossenen Vertrag über eine landwirtschaftliche Konzession im Donez-Bassin. Durch diesen Akt werden die langwierigen Unterhandlungen mit der Krupp-Gesellschaft liquidiert, die bislang an die Erfüllung ihres Vertrages nicht herangetreten war. In Anbetracht des sekundären Charakters dieser Berichtigungen, die zwar die Konzessionsbedingungen teilweise für Krupp verbessern, jedoch die Grundbedingungen des Vertrags nicht grundsätzlich verändern, in Anbetracht ferner der schwierigen Lage Deutschlands erachtete die Sowjet-Regierung es für möglich, die vorgeschlagenen Berichtigungen des Vertrags zu bestätigen, der nunmehr unverzüglich in Kraft tritt."

So melden neuerdings die Sowjet-Zeitungen über den endgültigen Abschluß eines Vertrages, auf Grund dessen der industriell pazifizierte Krupp seinen Einzug in Sowjet-Rußland hält. Das ist für das gesamte Problem der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Rußland und dem Ausland nicht ohne charakteristische Bedeutung. Krupp, der kraft des Versailler Vertrags gezwungen worden war, seine Industrie umzustellen, und zur Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen überging, richtete seine Blicke naturgemäß nach Sowjet-Rußland, das solcher Maschinen in erster Linie bedarf. Krupps Vertreter, der daraufhin nach Sowjet-Rußland entsandt wurde, gab indessen einen ungünstigen Bericht über die derzeitige Möglichkeit des Absatzes solcher Maschinen und schlug seiner Firma vor, sich zunächst eine landwirtschaftliche Konzession zu sichern. Bei der Ausnützung dieser Konzession müßten ja landwirtschaftliche Maschinen in Betrieb treten, ferner könnte die hoffentlich mustergültige Landwirtschaft des Konzessionsgebiets nach und nach auch andre landwirtschaftliche Gebiete Sowjet-Rußlands zum Kauf solcher Maschinen anregen. Das ursprüngliche Konzessionsgebiet sollte 150 000 Deßjatinen (eine = 1,05 ha) im südöstlichen Teile des Don-Gebiets umfassen; das Betriebskapital 100 Millionen Mark betragen. Der im Juli 1922 einsetzende Marksturz warf indessen alle ursprünglichen Kalkulationen um. Schon Ende Juli wandte Krupp sich daher an die Sowjet-Regierung mit der Bitte um Aufschub. Inzwischen sank die Mark immer tiefer, und schließlich erklärte Krupp, auf die Konzession verzichten zu müssen. Der Vertreter der berliner Sowjet-Handelsmission Stomonjakow nahm diesen Verzicht nicht an. Der Firma Krupp wurde eine neue Frist zum endgültigen Vertragsabschluß gesetzt. Da nach Ablauf dieser Frist Krupp erneut um Aufschub bat, wurde dies von den Sowjet-Juristen als tatsächliche Bestätigung der Vertragsgültigkeit ausgelegt, und als Krupp schließlich doch auf seinem Verzicht bestand, wurde ihm die Einklagung ungeheurer Entschädigungssummen angedroht. Nach Beratung mit seinen Juristen mußte er nachgeben, bemühte sich aber bei der Sowjet-Regierung um jene „Vertragsberichtigungen", die ihm jetzt zugestanden worden sind und vor allem darin bestehen: Das Konzessionsgebiet wird von 150 000 Deßjatinen auf 25 000 verringert; und an dem Betriebskapital beteiligen sich außer Krupp, durch Vermittlung von Urquart, englische Kapitalisten.

Der nunmehr rechtsgültig gewordene Vertrag ist voll der interessantesten Einzelheiten. Die Sowjet-Regierung garantiert, daß das Konzessionsgebiet niemals Privat- oder Kommunalgrundbesitz gewesen ist, sondern bereits vor der Revolution zu den Staatsdomänen gehört hat. Krupp verpflichtet sich, binnen sechs Jahren das ganze Konzessionsgebiet zu bearbeiten. Sollten nach drei Jahren 40 % des Gebietes nicht bearbeitet sein, so ist die Sowjet-Regierung berechtigt, Krupp die Konzession zu entziehen, unter Rückerstattung des investierten Kapitals mit Zinsen. Der Konzessionär hat der Sowjet-Regierung alljährlich 10—15 % des Reinertrags, sei es in Natura oder in Sowjet-Valuta (nach den Preisen der rotterdamer Getreide-Börse) abzuführen; den Rest darf er aus dem Lande ausführen. Für den Rest der erzielten landwirtschaftlichen Produkte steht jedoch der Sowjet-Regierung (zu jenem Börsentarif) das Vorkaufsrecht zu. Die Arbeiterräte haben sich weder in die Verwaltung noch in die Betriebsführung einzumischen, sondern nur die soziale Versicherung und die Löhnung zu überwachen. Der Konzessionär ist zum Abschluß eines Kollektivvertrags mit der Arbeiterschaft verpflichtet. Die Zahl ausländischer Arbeiter darf nicht über 50%, ausländischer Angestellter nicht über 75% der Gesamtzahl betragen. Das Eigentum des Konzessionärs darf weder sequestriert noch konfisziert noch zeitweise in Pacht genommen werden. Haussuchungen dürfen nur mit seiner Zustimmung vorgenommen werden. Bei Streitigkeiten entscheidet ein Schiedsgericht, das zur Hälfte aus Vertretern der Sowjet-Regierung besteht. Die Vertragspflicht währt 36 Jahre. Das Grundkapital beträgt 15 000 Pfund Sterling.

Wie ist nun die wirtschaftliche Bedeutung dieses Vertrages zu beurteilen? Nach der Schätzung des wohlunterrichteten (antibolschewistischen) ‚Rußki Ekonomist' dürften 5—6 Jahre verstreichen, bis die in das heute brachliegende Gebiet investierten Kapitalien Früchte tragen würden. Aber auch dann würden kaum über 10 000 Deßjatinen voll bewirtschaftet werden können. Die russische Durchschnittsernte beträgt 80 Pud (eins = 40 russische Pfund) von der Deßjatine, so daß also das Gesamtresultat 800 000 Pud betragen würde, von denen das Land 80 000 erhielte. Da ja aber der Preis des von Krupp an Rußland zu verkaufenden Getreides nach den Notierungen der rotterdamer Getreidebörse festgestellt wird, sei die Sowjet-Regierung in der Lage, das Getreide anderswo doch noch billiger als bei Krupp zu kaufen. Für Krupp selbst bedeute die Konzession ein äußerst riskantes Unternehmen, das ihn nicht umsonst so lange zurückgeschreckt habe. Die Sowjet-Regierung, der die wirtschaftlich durchaus fragwürdige Bedeutung der Konzession nicht verborgen sei, habe trotzdem die Sache mit äußerster Energie betrieben, um der ganzen Welt verkünden zu können, daß die weltbekannte Firma Krupp nach Rußland gehe, um dort die Landwirtschaft wiederherzustellen; das sei ein guter Köder, um auch andre Auslandskapitalisten ins Land zu locken, abgesehen von der Spiegelfechterei vor den eignen Untertanen. Wie wenig in Wahrheit deren Interessen wahrgenommen werden, ersehe man aus den geringen Zahlen der russischen Arbeiter und Angestellten.

Uns scheint dieses Urteil doch ein wenig von politischer Voreingenommenheit getrübt. Es besteht wohl kein Zweifel, daß die Sowjet-Regierung, bei der vorjährigen und voraussichtlich auch diesjährigen Mißernte, ein reales Interesse und Bedürfnis nach einer solchen Konzes-

sion hat. Daß Krupp dabei möglicherweise, wenigstens in den ersten Betriebsjahren, „hereingefallen“ ist, zeugt nur für die Geschäftstüchtigkeit der Sowjet-Vertreter. Der Hinweis auf die geringe Zahl im Betrieb beschäftigter Russen ist auch kaum durchschlagend, da die russische Landwirtschaft, grade infolge des Mangels landwirtschaftlicher Maschinen und des Arbeitsviehs, selber der Menschenkraft dringend bedarf und sie nur zu einem geringen Teil für fremde Unternehmungen entbehren kann. Und schließlich ist die Wiederherstellung der russischen Landwirtschaft vorderhand nur mit Hilfe des ausländischen Kapitals möglich und der Kontakt mit mustergültigen kapitalistischen Betrieben für die „Evolution“ der Sowjet-Regierung unbedingt von Nutzen. Aus allen diesen Gründen ist die neue Konzession zu begrüßen. Möge ihr gelingen, die verödeten Gebiete des russischen Südens zu neuem Leben zu erwecken.

# Die Lotterie der Schwurgerichte

von Ernst Emil Schweitzer

Wir stehen in der Zeit der Baisse. Auch die Preise von Mordtaten sind gesunken.

Am selben Tage, da Frau Klein wegen der langsamen Vergiftung ihres Gatten zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde, tagte eine gemeinsame Versammlung des republikanischen Richter- und Anwaltsbundes in Berlin; und da erregte es das Erstaunen meiner Freunde, daß ich in einer kurzen Diskussionsrede meine Skepsis gegen die Schwurgerichte andeutete und meine Zweifel, ob allein durch Zuziehung von Laien zu einer Gesundung der Strafrechtspflege zu gelangen sei.

Ich habe, wie vielleicht wenige zur demokratischen Partei gehörige Fachjuristen, seit langem in schärfster Opposition zu der Strafrechtspflege von heute gestanden und immer wieder hervorgehoben, daß die Justiz insbesondere in politischen Angelegenheiten ein Unglück für das deutsche Volk ist, und daß alle republikanischen Parteien die Aufgabe haben, hier schnellstens Abhilfe zu schaffen. Ich habe die Kritik, die Radbruch an der Justiz übte, mit Beifall begrüßt, das Ziel seiner Reformpolitik gebilligt; zweifelhaft aber erscheint mir der Weg. Ich bin dafür, bei der Zusammensetzung der Strafgerichte mehr Laien zuzuziehen; nur ist das noch kein ausreichendes Heilmittel.

Zugegeben, daß die Urteile der gelehrten Richter in Strafsachen schlecht sind — aber die Schwurgerichte urteilen noch schlechter. Jenes ungeheuerliche Fehlurteil, das am Beginn der Aera der politischen Morde in Deutschland steht: die Verurteilung des Oltwig von Hirschfeld zu 1½ Jahren Gefängnis — wir verdanken es dem Schwurgericht, das ein Revolver-Attentat nicht als Mordversuch, sondern als „gefährliche Körperverletzung“ einschätzte. Als man den gelehrten Richtern in der Presse den Vorwurf machte, daß sie bei der Strafzumessung nicht auf eine höhere Strafe erkannt hätten, sagte der Vorsitzende Landgerichtsdirektor Dr. Weigert zu seiner Verteidigung: „Auch diese Strafe erschien den Geschworenen zu hoch, und sie haben nachher im Privatgespräch erklärt: wenn sie gewußt hätten, daß das

Gericht den Angeklagten zu einer so hohen Strafe verurteilen würde, so hätten sie ihn ganz freigesprochen." Das entspricht der Psychologie der Geschworenen, und es ist die Karikatur jeder Rechtsprechung.

Geschworene waren es, die im Harden-Prozeß die deutsche Rechtsprechung vor der Welt bloßstellten. Geschworene waren es, die in Berlin einen Kommunisten aus politischer Leidenschaft zu Unrecht zum Tode verurteilten; die drei gelehrten Richter waren es, die von ihrem Recht Gebrauch machten und durch einstimmigen Beschluß das Geschworenenurteil als ein zu Ungunsten des Angeklagten ergangenes Fehlurteil aufhoben. Geschworene waren es, die rechtsrevolutionäre Mörder der Kapp-Tage freisprachen.

Bin ich bei alledem ein Reaktionär, wenn ich von meinem Wohlwollen für die Schwurgerichte einigermaßen geheilt bin?

Und nun die Urteile der Geschworenen in gewöhnlichen Strafsachen. Heute wird die Frau Klein zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Zieht der Vorsitzende bei der Wahl der Geschworenen zufällig einige andre Namen aus der Urne, so wird sie zum Tode verurteilt. Ist das noch eine Rechtsprechung? Das ist eine Lotterie. Manchmal und insbesondere an manchen Orten läßt sich allerdings eine Tendenz der Schwurgerichtsurteile voraussehen. Nur leider durchaus keine erfreuliche. Als Landgerichtsreferendar einer Mittelstadt hatte ich in der Kammer, von der die Eröffnung des Hauptverfahrens abhing, über die Liebesannäherungen eines Gutsbesitzers an seine Arbeiterinnen zu referieren. Bei einer kurzen Vorbesprechung mit dem Richter, dem ich zur Ausbildung überwiesen war, meinte ich, die Sache gehöre vor das Schwurgericht, da mit Gewalt vorgenommene unzüchtige Handlungen in Frage standen. „Ich würde nur Beleidigung annehmen", meinte der kluge Richter, „aber wenn Sie andrer Meinung sind, tragen Sie ruhig Ihre Auffassung vor." Ich trug sie vor. „Lieber Freund", sagte mir der Landgerichtsdirektor, „theoretisch mögen Sie recht haben. Aber Sie kennen die Praxis nicht. Wenn wir Ihrer Auffassung folgen, kommt die Sache vor die Geschworenen, und dann wird der Mann ganz freigesprochen." Das war auch die Meinung der Kammer, und die Herren waren im Recht.

Nun meinte ein von mir sehr geschätzter sozialistischer Kollege, es käme schließlich gar nicht darauf an, daß immer ein richtiges Urteil gefällt wird. Es käme nur darauf an, daß die Urteile die Auffassung des Volkes widerspiegeln. Das erinnert an die alte Verteidigung der Schwurgerichte: Es soll Niemand wegen eines Kapitalverbrechens verurteilt werden, der nicht von seinen Volksgenossen für schuldig befunden wird.

Das klingt Alles sehr schön, ist aber grundverfehlt.

Zmnächst: Besteht denn die Gefahr nur darin, daß die Geschworenen zu milde urteilen, oder ist nicht vielmehr auch die Gefahr gegeben, daß Angeklagte unschuldig verurteilt werden? Nicht nur ist jener Kommunist von berliner Geschworenen zu Unrecht zum Tode verurteilt worden: schon in der Vorkriegszeit haben der Fall des Rennfahrers Breuer und die be-

rühmte Essener Meineidstragödie den Beweis geliefert, daß die Gefahr des Justizmordes grade auch bei Schwurgerichten besteht, zumal wenn örtlich bestimmte Animosität in Frage kommt.

Ferner aber: Wie können 12 Leute, die durch eine Kette von Zufällen zusammengeführt sind, den Anspruch erheben, daß sie das deutsche Volk repräsentieren? Was hat ihre Meinung überhaupt mit der des deutschen Volkes gemein? Wer erinnert sich da nicht an die Stammtische und Kegelclubs, die sich im Kriege als die Vertreter des deutschen Volkes gebärdeten und ihre (höchst unbeträchtliche) Meinung in die Welt hinaus telegraphierten!

Man preist die Schwurgerichte als eine Errungenschaft von 1848. Aber auf den Barrikaden der Märztage standen die Arbeiter gemeinsam mit jenen Studenten, die in ihren neuen Generationen das Hakenkreuz tragen und das Ehrhardt-Lied singen. Damals gab es Ein Ethos und Eine Volksgemeinschaft. Man konnte damit rechnen, daß — auf wen immer das Los fallen mochte, Geschworener zu sein — bei 12 Geschworenen die Beurteilung eines Kapitalverbrechens der ethischen Auffassung der Gesamtheit des Volkes entsprechen würde.

Heute ist das deutsche Volk ein in Klassen und Parteien zerrissenes Volk mit einer grade auch in den gehobenen Bürgerschichten nicht mehr überall völlig intakten Moral. Denn krank escheint die Moral von Kreisen, die die Attentate auf Erzberger und Harden, auf Scheidemann und Rathenau und zahllose andre Mordtaten entschuldigt oder gar gebilligt und gepriesen haben. Hier ist ein Fäulnisherd, vor dem die Justiz bewahrt werden muß. Die Gerichte sind das Salz des Volkes. Wenn aber das Salz faul ist — womit soll man salzen!

*

Reform? Hier ein paar Vorschläge.

I. Viel strengere Auswahl bei der Zusammensetzung unsrer Strafkammern und schärfere Kontrolle ihrer Urteile. Die Richter, die schwere Fehlurteile in Strafsachen fällen, mögen auf Posten kommen, wo sie weniger schaden können. Aufgabe der Presse ist, die Strafrechtspflege zu kontrollieren. Aufgabe insbesondere auch der Rechtsanwaltschaft, hierzu das Material zu geben. Grade der Rechtsanwalt erscheint als besonders sachkundiger Kritiker der Gerichte, und die Justizverwaltung sollte bei Besetzung wichtiger richterlicher Posten auch der Anwaltschaft Gelegenheit zur Aeußerung geben. Auf der andern Seite geht nicht an, daß sich der (in seiner heutigen Zusammensetzung etwas nach rechts gerichtete) Vorstand der Berliner Anwaltskammer als Cherub mit dem Schwert vor das Richterkollegium stellt und die anwaltliche Ehengerichtsbarkeit dazu zu gebrauchen sucht, um dem Anwalt die Kritik von Urteilen der berliner Gerichte selbst da zu versagen, wo es sich um offenkundige Fehlurteile handelt. Mir selbst gegenüber hat man versucht den Generalstaatsanwalt in Bewegung zu setzen, als ich in einer großen demokratischen Tageszeitung das gröblichste Fehlurteil einer Strafkammer kritisiert hatte, das mir überhaupt in meiner Praxis vorgekommen — eines Urteils zudem, das wegen schwerer

Verstöße vom Kammergericht aufgehoben worden war. Es ist bei dem Versuch geblieben, nachdem ich den Herren des Vorstandes in einer an den Justizminister gerichteten Eingabe meine Auffassung eines derartigen Vorgehens mitgeteilt hatte.

II. Es kommt in Strafsachen nicht sowohl auf die Quantität wie auf die Qualität der Richter an. Ich würde es begrüßen, wenn die vielfach politisch motivierten Straftaten (also sämtliche durch die Presse begangenen Delikte. Aufruhr und Landfriedensbruch, Beleidigungsvergehen) anstatt durch Kollegien durch einen einzigen sorgfältig ausgewählten Richter abgeurteilt würden (durch einen Richter König, nach dem hochbewährten englischen Muster). Das wäre ein wirksames Mittel gegen jene politischen Tendenzurteile, die jetzt unser Volksleben vergiften. Heute verbirgt sich die Verantwortlichkeit des Richters hinter der Dekoration von Schöffen oder beisitzenden Kollegen. Hat derselbe Richter, zum Beispiel, über Beleidigungsklagen abzuurteilen, die heute von Deutschnationalen, morgen von Sozialdemokraten angestrengt sind, so wird er bemüht sein, diese Urteile ins Gleichgewicht zu bringen, und die Tatsache, daß er und nicht irgendein unpersönliches Kollegium die Entscheidung fällt, wird sein Verantwortungsgefühl stärken. Im übrigen findet sich für die Justizverwaltung leichter Ein hervorragender Richter als ein hervorragendes Kollegium von fünf Richtern.

III. Ich bin kein Gegner der Zuziehung von Laien; aber eine starke Rechtskontrolle erscheint mir auch gegenüber den Laiengerichten erforderlich. Nämlich:

1. entschiedene Personalreform und stärkste Kontrolle der Staatsanwaltschaft. Das alte Regime machte für ein Fehlurteil der Geschworenen den Staatsanwalt verantwortlich. Kontrolliert das Justizministerium jetzt überhaupt noch die Tätigkeit der Staatsanwälte in den Verhandlungen der Schwurgerichte?

   Die Marburger Studenten, die 15 Spartakisten — 5 davon waren übrigens Mitglieder der deutsch-demokratischen Partei — auf der Flucht erschossen, wurden von den Geschworenen freigesprochen. Dieser Freispruch verstand sich ohne weiteres, nachdem der Staatsanwalt selbst die Freisprechung beantragt hatte. Hätte es hier aber nicht der öffentlichen Beruhigung gedient, wenn die Regierung den Fall untersucht und das Ergebnis der Untersuchung kundgetan hätte?

2. Man schaffe zu den bisherigen Revisionsgründen noch einen besonderer Art! Staatsanwalt und Verteidiger seien berechtigt, beim Reichsgericht Revision gegen Urteile der Laien- wie der Gelehrtengerichte mit der Begründung einzulegen, daß das Urteil das Gerechtigkeitsgefühl verletzt und geeignet ist, eine Schädigung des Ansehens der Rechtspflege herbeizuführen! Dieser Revisionsgrund würde also von dem bisherigen rein formal-juristischen Revisionsgründen wohl zu unterscheiden sein; er würde insbesondere auch dort eingreifen, wo jene versagen: bei der Beweiswürdigung und beim Strafmaß. Er würde andrerseits

gegen Urteile der Schwurgerichte nicht schon deshalb gegeben sein, weil diese von der herrschenden Gesetzesauslegung abweichen, wofern sie nur im Endergebnis einigermaßen befriedigen. Es ist dem andern Prozeßbeteiligten und insbesondere dem Gericht, das das Urteil gefällt hat, Gelegenheit zu geben, sich zu der Revisionsbegründung zu äußern. Hält das Reichsgericht nach der Aktenlage die Revision für begründet, so verweist es die Sache zur erneuten Verhandlung an ein andres Gericht (nötigenfalls an einem für derartige Verfahren besonders gebildeten Gerichtshof).

*

Das sind die Vorschläge, die ich als unhonorierter Mitarbeiter der Reichsjustizverwaltung zur Verfügung stelle. Sie beruhen auf der Auffassung, daß die Mitwirkung von Laien allein, sowenig ich sie grundsätzlich bekämpfe, noch nicht als ausreichendes Heilmittel angesehen werden kann, und daß Jemand nicht schon deshalb ein guter Richter ist, weil er keine juristischen Kenntnisse hat. Wenn gelehrte Richter insbesondere in politischen Sachen schlecht urteilen, so urteilen sie nicht schlecht, weil sie, sondern obwohl sie Juristen sind. Richtiger: weil sie keine Juristen sind; denn Den nenne ich keinen Juristen, der zwar juristische Kenntnisse, aber keine juristische Bildung hat, der Paragraphenauslegung nicht in den Dienst des Rechts, sondern in den Dienst der politischen Leidenschaft stellt.

Unberechtigt erscheint auch das Bestreben, dem Gefühl den beherrschenden Einfluß in der Strafrechtspflege einzuräumen, und der Versuch, in diesem Sinne die Zuziehung der Frauen zu rechtfertigen (gegen die ich an sich keinen Einwand erheben will). Man vergißt hierbei, daß das Gefühl der Tod des Rechts wie der Ethik ist, soweit es nicht vom Verstand kontrolliert wird, sondern als Instinkt, als Affekt dominiert. Grade die politischen Tendenzurteile kommen aus dem Gefühl. Wahre Rechtsfindung beruht weder auf purer Gelehrsamkeit noch auf dem Gefühl. Sie beruht auf Weisheit.

## Musik von E. H. Schiffer

Du heitrer Tanz, Du schwerer Schritt zum Grabe,
Du rauhen Krieges Ruf, Du ländlich Lied,
Du aller Hörenden unraubbar beste Habe,
Du Flöte, die den Liebenden die Pfade riet,
Du eines milden Gottes große Gabe —
Er fügte Dich der Künste Kreis als schönstes Glied.

Du sanfter Balsam, hellgeschliffnes Klingen,
Du Wunden öffnend, nimmst den Stachel jedem Leid.
Du formlos feste Form, Du Maß von allen Dingen,
Du ohne Raum, fortschreitend durch die Zeit,
Du, die Du Sphären zwangst, zum Ruhme Dir zu singen,
Du kränzt die Pforte dunkler Ewigkeit.

In Deinen Mantel mütterlich geschlagen
Wirst Du mich einst zu andern Welten tragen.

# Es sei verflucht! von Hans Natonek

Das war schon immer so, daß man für das Vaterland lieber die Adern der Andern als das eigne Portemonnaie geöffnet hat. Nicht das Blut, sondern das Geld ist ein ganz besonderer Saft. Man lege die Anleihe-Ergebnisse und Kriegsentschädigungen auf die eine, die Blutleistung auf die andre Wagschale und entziehe sich, wenn man kann, diesem vernichtenden Urteil des Weltgerichts!

*

Es stellt sich heraus, daß Sarah Bernhardt, die glühende Französin und Chauvinistin, das Kind deutscher Eltern war und aus dem preußischen Regierungsbezirk Lissa in Posen stammte. Hingegen ist der Sohn des französischen Generals Bazille, der im deutsch-französischen Kriege von den Deutschen gefangen wurde, deutschnationaler Abgeordneter. Wer kennt sich da noch aus? Wo bleibt da die nationale Zuverlässigkeit, deren sicherste Garantie doch Blut und Rasse sind? Sollte am Ende der Argumente höchstes das nationalistische, rasselnde, rassentümelnde Mundwerk sein?

*

Prestige —: Für eine Ehre, die sie nicht haben, opfern sie Gut und Blut, das ihnen nicht gehört.

Prestige —: Zwei Leute rennen in entgegengesetzte Richtung mit dem Kopf gegen die Wand einer Sackgasse. In der Mitte führt ein gangbarer Ausweg ins Freie. Aber das Prestige hat nun einmal die Passion für das Jusqu' au bout, und wenn selbst das bißchen Hirn dabei verspritzt.

Prestige —: Ueberkompensation der Unterwertigkeit.

Prestige —: Das „Niemals!“ aller Schreihälse, denen das Wasser bis an die Gurgel steht; aber das „Hilfe!“, das ihnen auf der Zunge brennt, ist für Prestigeure unaussprechbar.

Prestige —: Herrentum von Knechtsseelen, die mit gutem Grund ewig fürchten, weil sie den Mut zum Verzicht niemals aufbringen.

Prestige —: Die Kunst, lieber durch Schaden dumm zu werden, als nachzugeben.

Prestige —: Ein Schwächezustand hinter einer Kraftattrappe.

Prestige —: Ein sehr blutiges, mörderisches Wort der Politik. Es sei verflucht!

*

Noch immer klingt Sirenengesang in meinem Ohr und will nicht weichen. Es sind die Sirenen der Kruppschen Essen, die ihr tödliches Lied singen. Wehe der törichten Hand, die ihn entfesselte, diesen nutzlosen Dampfstrahl, der viele Stunden lang als heulender Lärm den Rohren zischend entströmte und in den Ohren einer hysterischen Soldateska panischen Schreck erregte. Wozu der Alarm, à l'arme, da man keine besaß! Im chorischen Tumult der Kruppschen Sirenen höre ich einen Sirenengesang, verderblicher als jener, der Schiffer anlockt und vernichtet. Es ist der verführerische Gesang gefährlicher Wesen, der Freund wie Feind verwirrt. Da man mit Waffen nicht lärmen kann, lärmt man mit Alarmpfeifen der Fabrik, in der die

Waffen einst erzeugt wurden. Es ist der genius loci. Hättet Ihr nicht geheult, Sirenen, es atmeten noch 14 wackere Männer!

*

Unter den deutschen Schriftstellern und Publizisten ist ein wahres Amerika-Reisefieber ausgebrochen. Gut ein halbes Dutzend sind drüben. Sie versorgen die deutsche Presse mit feschen Berichten über den Komfort luxuriöser Kabinen und marmorner Spielsäle der Dampfer, auf denen sie dafür gratis fahren; sie schreiben, was wir eh schon wissen, daß auf dem Broadway ein Tempo und in den Wolkenkratzern ein Getriebe ist — also einfach amerikanisch. Die Feuilleton-Aesthetik und die Wort-Gourmandise Mitteleuropas ist auf Amerika losgelassen. Hingegen gibt es ein Land, von dem uns kein Weltmeer trennt, und aus dem wir seit 1921 keine wesentliche Kunde mehr erhalten haben. Allerdings führen nach Sowjet-Rußland keine Luxusdampfer mit weißen Stewards und blasierten Europäern, und überdies gibt es dort keine Valuta. Also kein Land für Feuilletonisten. Seit 1921 sind wir ohne wesentliche Kunde aus dem für Deutschlands Zukunft wichtigsten Land; denn Alfons Goldschmidts Buch ‚Moskau 1920' liegt noch weiter zurück, ‚Genie und Wahnsinn in Rußland' von Leo Matthias ist bereits 1921 erschienen, und Mereschkowskijs ‚Antichrist' (mit Vorsicht zu genießen) geht über das Jahr 1920 auch nicht hinaus. Eine unerträgliche, beschämende Unkenntnis herrscht über Sowjet-Rußland, wie es sich seit 1921 bis heute entwickelt hat. Es ist höchste Zeit, einen Publizisten mit Augen und Herz, mit Nerven und Blut dahin zu senden.

*

Homo homini lupus — und doch muß man mit den Wölfen heulen. Wie reimt sich das?

*

Wenn Einer mit ausgestreckter Biederpratze auf mich zukommt und sagt: „Da haben Sie mir wirklich einmal aus dem Herzen gesprochen", dann zucke ich erschreckt zusammen und denke: Was habe ich denn Dummes, Banales und Brutales geschrieben?

---

# Bayern von Ernst Niekisch

2

In dem Augenblick indes, wo die Aussichten Deutschlands auf den Endsieg schwanden, wo also der bayrische Egoismus sich keinen Vorteil mehr davon versprechen konnte, wenn er die deutsche Sache zur eignen machte — in diesem Augenblick traf Bayern Anstalten, unbekümmert seine separatistischen Wege zu gehen. Die Versuchung dazu war umso stärker, als die militärische Macht, über welche die Reichsgewalt zu gebieten hatte, in zunehmendem Maße zerbröckelte. Noch im Sommer 1918 erwog der Kronprinz und deutsche Heerführer Rupprecht Wittelsbach einen bayrischen Sonderfrieden; er ahnte, daß die deutsche Niederlage den Thron der Hohenzollern zertrümmern werde, und überdachte allerlei Möglichkeiten, aus dem vorgeahnten Zusammenbruch den Thron der Wittelsbacher zu retten. Ungefähr zu gleicher Zeit lehnte das bayrische Zentrum unter Führung des

Geheimrats Held ab, im Landtag ein Treubekenntnis zum Reiche abzulegen. Herr Held erklärte, daß man im Falle einer deutschen Niederlage das bayrische Schicksal nicht an Preußens Schicksal binden dürfe. Eben damals machten sich auch Bestrebungen bemerkbar, das bayrische Zentrum vom Reichszentrum loszulösen; die Gründung der Bayrischen Volkspartei kündigte sich damit an. Als nach der Kapitulation Bulgariens und Oesterreichs Bayern in die unmittelbare Gefahrzone einrückte und so erst von gehäuften feindlichen Fliegerangriffen wie auch von einem feindlichen Einmarsch von Süden und Osten her bedroht schien: da setzte sich mit elementarer Plötzlichkeit die Stimmung durch, die zu einem Frieden um jeden Preis bereit war. Diese Stimmung, von der sowohl das bayrische Bürgertum wie die bayrische Bauernschaft beherrscht war, wurde von Eisner ausgenützt: Bürger und Bauern ließen widerstandslos Eisner gewähren, weil sie kriegsmüde waren; sie duldeten auch stillschweigend die Vertreibung der Wittelsbacher. Damals fanden nicht einmal der Kardinal Faulhaber, der Regierungspräsident Kahr und der Staatsanwalt Pöhner ein Wort der Verteidigung für die Wittelsbacher.

Zwar „machte" Eisner die Revolution in München; jedoch bald genug zeigte sich, daß Eisner nicht Führer, sondern ein Geführter war. Die münchner Atmosphäre nahm auch den revolutionären Ministerpräsidenten gefangen; auch er wurde ein Werkzeug und Sprachrohr der bayrischen separatistischen Kräfte. Allerdings trug Eisners Separatismus rote Färbung; nichtsdestoweniger war er der Reichseinheit höchst gefährlich. Eisners Vorstöße gegen Berlin, sein Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Berlin erinnern in fast peinlicher Weise an die spätere Politik Kahrs oder Lerchenfelds.

Der rotgefärbte Separatismus, den Eisner vertrat, befriedigte freilich auf die Dauer die bayrischen Klerikalen keineswegs. Kaum hatten sie sich von ihrem Revolutionsschrecken erholt, da fanden sie schon wieder die Sprache. Separatistische Politik wollten sie freilich; aber Eisner erschien ihnen doch nicht als der geeignetste und zweckmäßigste Geschäftsführer. Sie eröffneten eine wahnwitzige Hetze gegen ihn. Trotz allen separatistischen Schwächen war Eisner zuverlässiger Republikaner und Freigeist. Der urwüchsige bayrische Separatismus hingegen war wittelsbachisch-monarchistisch und klerikal. Als er seine Stunde für gekommen hielt und glaubte, daß er Eisners nicht mehr bedürfe, fiel dieser als Opfer der tödlichen Kugel des jungen Arco. Der Zusammenhang ist klar: Arco ist ein Schützling des Doktor Heim, wird von bayrischen Domkapitularen als Nationalheld verherrlicht und betätigte sich auf seiner Festung schriftstellerisch und organisatorisch überaus aktiv im Sinne der monarchistisch-separatistischen bayrischen Königspartei.

Die erste Auswirkung des Attentats auf Eisner war die Räte-Republik. Die Räte-Republik war die Verzweiflungstat fiebernder Menschen, die schon alle Trümpfe in den Händen ihrer politischen Gegner sahen und nun mit einer wahrhaft blindwütigen Leidenschaftlichkeit ihr ganzes Spiel auf eine letzte

Karte setzten. Diese Entwicklung mochte von Dr. Heim und seiner Umgebung vorausgesehen und planmäßig angestrebt worden sein: hatte sich die Bewegung der revolutionären Kräfte in Bayern nur erst ins Extreme übersteigert, dann ließ sie sich umso gründlicher und nachhaltiger zurückgeschlagen und in Bayern vielleicht überhaupt ausmerzen.

Nun aber erwies sich, daß die Räte-Republik mit ausschließlich bayrischen Machtmitteln nicht niederzuwerfen war. Die Regierung Hoffmann saß mit dem Landtag ziemlich hilflos in Bamberg. Es mußte Reichshilfe in Anspruch genommen werden. Nur widerstrebend verstanden sich die klerikalen Abgeordneten dazu, der Reichsexekution gegen München zuzustimmen; nur weil sie aus ihrer Notlage keinen Ausweg fanden, öffneten sie Noske und seinen Truppen die bayrischen Grenzen.

Das blieb für die Pläne der bayrischen Separatisten nicht ohne höchst unerfreuliche Folgen. Die Leute um Dr. Heim hatten davon geträumt, Rupprecht Wittelsbach als Sieger über die Räte-Republik in München einziehen zu lassen und das Königtum auszurufen. Noch war die Weimarer Verfassung nicht unter Dach und Fach; die monarchistische Staatsform war noch nicht verfassungsmäßig für das gesamte deutsche Reichsgebiet ausgeschlossen; wenn man behende zugriff, ließ sich durch die Wiederrichtung des Königreichs in Bayern eine Tatsache schaffen, die durch die verfassunggebende Nationalversammlung nicht beseitigt werden konnte und deshalb berücksichtigt werden mußte.

Indem das Reich Truppen nach Bayern warf, wurden diese Pläne vereitelt. Darüber hinaus wurde sogar noch der Reichseinfluß innerhalb Bayerns — allerdings nur vorübergehend — in einem ganz unerwarteten und erheblichen Maße gestärkt. Knirschend ertrug die Bayrische Volkspartei den unitarischen Ministerpräsidenten Hoffmann, der sich nur halten konnte, solange auf Bayern noch der Druck der Reichsgewalt lag. Rückschauende Betrachtung findet, daß diese Ministerpräsidentschaft Hoffmann für die deutsche Republik ein wahrer Glücksfall war: ohne sie hätte Bayern dem Weimarer Verfassungswerk zweifellos unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet; ohne sie wäre schon damals die Frage der Staatspersönlichkeit der Länder, der unantastbaren Landeshoheiten und des bundesstaatlichen Charakters des Reiches aufgeworfen und sicherlich zum Unheil der Republik durchgefochten worden.

Auf den Reichseinfluß in Bayern stützte sich Hoffmann; seine Stellung war zeitweise so stark, daß er mit Erfolg sich weigern durfte, bayrische Extratouren zu tanzen. Mit Ingrimm erinnern sich heute noch die bayrischen Klerikalen dieses Ministerpräsidenten. Da er aber ihrer Rachsucht entzogen ist, befriedigen sie diese Rachsucht an den Teilnehmern der Räte-Republik: in der Zähigkeit der Räte-Republikaner glaubt man die Ursache erblicken zu müssen für die Aktion des Reiches und für die sich anschließende unitaristische Politik Hoffmanns. Hier liegen die letzten Beweggründe für jene wahrhaft teuflische Roheit und Bosheit, mit der man mittels des Strafvollzugs Männer wie Toller und Mühsam leiblich und seelisch zugrunde richten will.

Das Reich verfügte über eine beneidenswerte starke Stellung in Bayern, nachdem die Räte-Republik niedergeworfen war. Es war ein kaum noch gut zu machender Fehler, daß das Reich diese Stellung aufgab. Statt alle bayrischen Hoheitsrechte zu beseitigen, räumte es Bayern neuen staatlichen Bewegungsspielraum ein. Verhängnisvoll war, daß die bayrische Reichswehr landsmannschaftlichen Charakter bekam. Der General Möhl und der ganz wittelsbachisch gesinnte Oberst Epp wirkten in der Richtung, daß die bayrische Reichswehr allmählich in die Hand und unter den Einfluß der bayrischen Monarchisten und Separatisten geriet, und daß sie aufhörte, sich als Glied einer Reichseinrichtung zu fühlen. Die Einwohnerwehr und andre Organisationen, die zur Niederwerfung der Räte-Republik aufgestellt und bewaffnet worden waren, verdrängten aus ihren Reihen mehr und mehr den norddeutschen Einschlag, den sie ursprünglich besessen hatten. Die bayrische Bürokratie fürchtete, der republikanische Gedanke und die republikanische Reichsgewalt müßten zu einer Beeinträchtigung ihrer Selbstherrlichkeit führen; sie ließ sich mit jedem Tage mehr von dem Geist bayrischer Sonderbündelei gefangen nehmen.

Hoffmann war Anfang März 1920 noch Ministerpräsident; indes hatte er damals kaum noch reale Macht hinter sich. In den Kapp-Tagen wurde er durch Dr. Heim gestürzt, der Reichswehr, Einwohnerwehr und Bürokratie auf seiner Seite wußte. Kahr, bisher Regierungspräsident von Oberbayern und ein ebenso gefügiges wie brauchbares Werkzeug Heims, wurde Ministerpräsident. Der Landtag legalisierte den bayrischen Putsch: Bayrische Volkspartei und Mittelpartei deshalb, weil sie ihn billigten und mitinszeniert hatten, die Demokraten, weil sie zu kurzsichtig waren, um den Sinn der Geschehnisse in ihrer ganzen Tragweite erfassen zu können. Der eingeborene bayrische Separatismus hatte die Regierungsgewalt übernommen.

(Fortsetzung folgt)

---

# Deutsche Banken, deutsche Presse

von Hans Kristeller

Sehr verehrter Herr Jacobsohn!

In der Anlage übersende ich Ihnen einen kleinen Artikel über die Kosten der Freigabe deutscher Vermögen in Amerika.

Wie Sie aus dem ferner beigefügten Schreiben ersehen, hat eine große berliner Tageszeitung offenbar nicht den Mut, Ausführungen abzudrucken, welche sich gegen das Geschäftsgebaren der Großbanken richten.

Ich muß leider annehmen, daß sich überhaupt keine deutsche Tageszeitung finden wird, welche einen solchen Artikel aufnimmt.

Vielleicht ist es Ihnen möglich, im Interesse der deutschen Gläubiger die Veröffentlichung vorzunehmen.

Bekanntlich ist das Gesetz über die Freigabe der sogenannten „Kleinvermögen" bis zu 10 000 Dollar, auch Winslow-Bill genannt, insofern ein Wohltätigkeits-Gesetz, als es den zumeist in schlechter Vermögenslage befindlichen kleinen deutschen Gläu-

bigern eine rasche Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage ermöglichen soll.

Grade aus diesem Grunde ist in das Gesetz eine besondere Bestimmung aufgenommen, daß kein bevollmächtigter Rechtsanwalt oder andrer Vertreter mehr als 10 Prozent vom freigegebenen Wert als Vergütung beanspruchen darf, wobei ausdrücklich hervorgehoben wird, daß dieser Satz den Höchstbetrag darstellt.

Ein Amerikaner, welcher sich eine höhere Gebühr als 10 Prozent versprechen läßt, wird nach Abschnitt 16 der „Akte für den Handel mit dem Feinde" strafrechtlich verfolgt.

Gegenüber dieser amerikanischen Fürsorge für die kleinen deutschen Gläubiger mutet es seltsam an, wenn deutsche namhafte Banken sich als Vergütung für ihre Vermittlung bei der Freigabe beschlagnahmter Vermögen 15 Prozent versprechen lassen.

Vor mir liegt folgendes, wohl mit Rücksicht auf jene Gegesetzesbestimmung für „streng vertraulich" bezeichnetes Rundschreiben einer großen Bank:

> Wir beehren uns, Ihnen mitzuteilen, daß wir wegen unsres eignen Besitzes an vierprozentigen St. Louis-San Francisco Prior Lien Mortgage Bonds und sechsprozentigen St. Louis-San Francisco Adjustment Mortgage Bonds folgendes Abkommen mit einer amerikanischen Stelle getroffen haben:
>
> Die betreffende Stelle wird alle ihr nützlich scheinenden Maßnahmen ergreifen, um die Freigabe der Bonds aus der Beschlagnahme zu erwirken. Insoweit diese Bemühungen innerhalb einer vereinbarten, vor Ende 1923 ablaufenden Frist von Erfolg begleitet sind, haben wir uns 15 Prozent von den uns zufließenden freigegebenen Bonds ebenso wie von den etwa freigegebenen Zinsen in Abzug bringen zu lassen.
>
> Wir bitten Sie, uns wegen der unter uns für Sie in Amerika ruhenden Bonds bis zum 17. März 1923 Ihre Entschließung unter Benutzung des anliegenden Formulars zukommen zu lassen. Sollten wir bis zu dem genannten Zeitpunkt keine Erklärung von Ihnen erhalten haben, so nehmen wir an, daß Sie sich dem von uns eingeschlagenen Verfahren nicht anschließen wollen.

Da die Tätigkeit der Bank nun einzig in der Korrespondenz mit irgendeinem amerikanischen Rechtsanwalt bestehen kann, so ist eine derartige Forderung wirtschaftlich unbegründet und im Interesse der kleinen deutschen Gläubiger mehr als bedauerlich, selbst wenn einen Teil der 15 Prozent der Anwalt erhält. Umsomehr muß hervorgehoben werden, daß sowohl der Bund der Auslandsdeutschen wie auch der Hansa-Bund es sich angelegen sein lassen, die Freigabekosten für die deutschen Gläubiger auf ein Mindestmaß herabzusetzen.

Erkundigungen bei den Amerika-Abteilungen dieser beiden Verbände haben ergeben, daß sie einschließlich aller in Amerika erwachsenen Auslagen einer derartigen Vertretung im Höchstfall den von der Winslow-Bill festgesetzten Betrag von 10 Prozent, in der Regel jedoch erheblich weniger beanspruchen.

# Kaiser und Kreisler

Die ‚Flucht nach Venedig' erregt schon im zweiten Akt unendliche Lust zu einer Flucht wenigstens bis nach Köln. Die Heiterkeit, die Georg Kaiser in dem humorgeladenen Thema von der Lebensunfähigkeit des Literatentums stecken gelassen hat, liegt strahlend über der kirchenreichen und doch so weltlichen Stadt am Rhein. Der bildet die langgestreckte Basis eines musterhaft übersichtlich gebauten Gemeinwesens, das nur niemals den scheußlichsten Bahnhof Deutschlands neben den schönsten Dom hätte setzen dürfen. Auf dieser Basis erheben sich halbkreisförmig die „Ringe", die ihre Namen den vielen Fürstengeschlechtern der Deutschen verdanken, aber kein Hindernis gebildet haben, daß auch Erzberger und Rathenau zu Ehren gekommen sind; ein paar Windungen höher lagern die „Wälle", deren Namen die Natur hergeschenkt hat; und dahinter beginnen die Vorstädte, deren Namen mehr durch ihre Industrien als durch Landschaftsreize bekannt geworden sind. In der innern Stadt freut sich das Auge an dem Gewirr von winzigen, winkligen Gassen; der Gaumen an den Gelegenheiten, den Segen des Weinjahrs 21 zu prüfen; das Ohr an diesem gradezu süffigen, breiten, behäbigen, kehlig singenden Dialekt. Nichts lustiger als sein Gegensatz zu der Sprache der Engländer — die durch ihre Unauffälligkeit auffallen. Ihre Begabung, sich im fremden Lande beliebt zu machen, und das bis zu einem ungeahnten, einem ganz unwahrscheinlichen Grade, lernt man gebührend schätzen, wenn man auf Hin- und Rückfahrt zweimal — einmal dreiviertel, einmal zwei Stunden von Köln entfernt — aus dem Schlafwagen zu einer Kontrolle gepocht wird, deren pariserische Höflichkeit nicht dafür entschädigt, daß sie das erste Mal überflüssig, das zweite Mal aufreizend sinnlos ist. Von den Abenden verbrächte man mindestens einen gern in der Oper, deren Anziehungskraft der Dirigent Otto Klemperer ist. Aber sein ‚Don Giovanni' wird abgesagt, weil Don Ottavio soeben gestorben und Köln sogar für Tenöre blockiert ist. Das Theater lockt weder durch Spielplan noch Personal. Dann war sogar in Berlin unterhaltsamer der Geschmack zweier Direktionen, um die ‚Flucht nach Venedig' zu prozessieren. Hier soll zu sehn sein die Fähigkeit: sich hinzugeben und sich zu bewahren; zu schreien und zu schweigen mit Einem Mund; zu reden und sich selbst zuzuhören; den äußersten Ausbruch zu registrieren; zu vergehen und in der bodenlosen Tiefe anzukommen mit einer literarischen Notiz. Aus dieser Fähigkeit hat Goethe eine fünfaktige Tragödie, hat Schnitzler eine einaktige Komödie geformt. Kaiser tut leider nichts, als sie in künstlicher Exaltiertheit ebenso anspruchsvoll wie uninteressant zu bereden. Und die Kammerspiele tun nichts, als für George Sand Agnes Straub zu stellen, die eine Schauspielerin ist wie jene eine Schriftstellerin: nämlich Gaukler und Zuschauer gleichzeitig; kalt in Glut und heiß in Frost; allen eignen Wirkungen auf der Lauer. So gab es Unnatur zur Potenz erhoben.

Vom Bahnhof sofort wieder ans Trapez. Ins Theater der Königgrätzer Straße. Zum Zweiten Teil der ‚Wunderlichen Geschichten‘. Da ist die erste angenehme Enttäuschung, daß der ‚Souffleur der Meinhard-Bernauer-Bühnen‘, das Programmheft, durchaus nicht mehr der Kritik einzuflüstern versucht, sie möge den begreiflichen und berechtigten Wunsch der Generaldirektoren, einen neuen Saisonerfolg auf solider Valuta aufzubauen, als künstlerische Großtat betrachten und ausposaunen. Einsilbig wird statt dessen gemeldet, daß ‚Kreislers Eckfenster‘ ein Phantastisches Schauspiel in drei Akten von Carl Meinhard und Rudolf Bernauer sei (die ihr Publikum für so gebildet halten, daß sie den Namen E. T. A. Hoffmann nirgends erwähnen); mit Musik von E. N. v. Reznicek; Regie: Carl Meinhard und Rudolf Bernauer; Gesamtausstattung: Emil Pirchan, mit Benutzung der Kreislerbühne; Musikalische Leitung: Kapellmeister Otto Urack; Regie-Assistenz: Paul Pruegel; Technische Einrichtung: Oberinspektor Fritz Helmreich; Beleuchtungsinspektor: Otto Jahn. Alle haben teil am Erfolg. Denn: man kommt zu schau'n, man will am liebsten sehn. In zweieinhalb Stunden vierzig Bilder. Kreisler ist so oft bei Meinhard und Bernauer aufgetreten, daß er sein bißchen Verstand verloren hat. Er sitzt an seinem Eckfenster zum Gendarmenmarkt und deliriert der Krankenschwester vor, was ihm passiert ist. System: geschweifte Klammer, eckige Klammer, runde Klammer. Das heißt: was Kreisler, geschweifte Klammer auf, rechts oben berichtet, wird, eckige Klammer auf, in der Mitte unten sichtbar; und wenn dort ein Vorgang erwähnt wird, dann braucht man sich ihn nicht auszumalen, sondern bekommt ihn, runde Klammer auf, links oben dargestellt. Die drei Klammern schließen sich nach einander und Kreisler sitzt wieder an seinem Eckfenster. So neunmal. Hierbei, und das ist die zweite angenehme Enttäuschung, langweilt man sich viel weniger als damals im Ersten Teil. Die geistige Leerheit ist unverändert; aber das Talent, darüber hinwegzutäuschen, hat zugenommen. Die Technik bewährt sich nicht, weil nur von Bild zu Bild geflogen und innerhalb der Bilder gekrochen wird; aber die Gegenden, die berührt werden, sind nicht die kargsten und häßlichsten. Das Phantastische Schauspiel ist schon deshalb nicht phantastisch, weil es den Vollständigkeitstrieb hat und nichts der Phantasie zu ergänzen läßt; aber da es Alles selbst liefert, so lieferts auch schauspielerische Möglichkeiten. Und das ist die dritte angenehme Enttäuschung. Vor einem Jahr: eine Wüste mit der einen Oase Alfred Abel. Diesmal ist allein der fünfgestaltige-mißgestaltige Hans Herrmann, der die Mehrzahl der Szenen trägt, eine pitoyabel-grauslige Sehenswürdigkeit. Kayßler ist überall dort verdienstlich, wo er nicht glaubt, daß man Gefühl am zwingendsten äußert, indem man die Stimme tief in den Bauch hinunterstößt. Und endlich wieder einmal die Höflich. Hier nicht umsonst Angele geheißen. Wie von dem Himmel hoch herkommend, in den die Heroen der deutschen Schauspielkunst beizeiten der traurigsten Verfallsperiode ihres geliebten Theaters entrückt worden sind.

# Der Unbestechliche von Alfred Polgar

Ein aristokratisches Heim. Der Baron übersieht den Reiz seiner jungen Frau. Er hat sich zwei Freundinnen aus der Junggesellenzeit ins Haus geladen, um mit ihnen das hübsche Spiel zu spielen. Theodor, ein Original von altem Diener, kontrekariert dieses Spiel. Er haßt den leeren, seelenlosen, Herzensfrieden störenden erotischen Leichtsinn des Barons. Dessen Appetit auf Weiber verursacht Theodor Uebelkeiten. Er hat ein pathetisches Herz, das sich gern in pathetische Worte ergießt. Da er nur ein halber Dichter, aber ein ganzer Diener, fällt dieser Erguß oft lächerlich aus. Die Redlichkeit seines Gefühls steigt Theodoren zu Kopf und macht ihn, der eigentlich ein knotiger, beschränkter Bursche, scharfsinnig. Wir erleben die Geburt des Verstandes aus dem Ethos. Theodor hat einen harten Schädel, geeignet, die Wände zu durchstoßen, an die er rennt. Insofern, und insofern er die Moral der obern Klasse durchschaut und verwirft, ist er — wir schreiben 1913 — Vorläufer der Revolution, ein Sproß aus Figaros geschwächter Lende. Wie dieser dem Grafen, spielt er dem Baron zum Tänzchen auf, ja, spielt er ihm auf, lenkt den Herrn in den Schoß der süßen Herrin und Alles zum Guten. Zum Guten . . . nun, wie mans nimmt. Ich glaube nicht, daß der Baron geheilt ist. Sie werden sehen, er wird rezidiv. Körperlicher Hunger nach der Andern löst sich nicht in seelischer Hingabe an die Eine . . ., sondern tritt als heimliches Toxin in den Kreislauf. Dies einmal darzustellen, wäre Aufgabe für Dramatiker (aber es würde kein Lustspiel). Ferner glaube ich nicht, daß es ein Glück für die süße Baronin, wenn ihr der lackierte Tropf von Mann erhalten bleibt. Es schaudert einen, wie er sich, neugewonnen, ihr zuneigt und hold der hold Erglühenden zu verstehen gibt, daß er sie noch in gleicher Nacht beschlafen werde. So armselig ist dieses Lebewesen von Baron, daß eine Komödie, die drei wertvolle Frauen für ihn entbrannt zeigt, zum bösartigen Pamphlet wider die Liebe wird. Nein, es ist keine Lösung, die Theodor herbeiführt. Eine Lösung wäre, wenn, gesetzt, wir schrieben nicht 1913, sondern schon 1914, auf dem Höhepunkt der Konflikte die Einberufung für die Männer käme und alle Beteiligten, solcher Tatsache gegenüber, sprächen: Himmel, mit welchen Bêtisen haben wir uns da vier Akte lang das Herz und den Kopf zerbrochen!

Dieses Lustspiel ist leicht und zart, in dünnen Pastellfarben eines dünnen Lebens auf dünnes Papier gepinselt. Gesicht hat allein der Diener, die Andern haben nur Bäckchen. In Bau und Führung wie in der trockenen Glätte des Dialogs zeigt das Stück Merkmale des Klassizismus. Sein Humor erinnert an Lessing. Minna von Barnhelm ist gar nicht um so vieles lustiger als dieser ‚Unbestechliche‘. Aller Witz des Spiels fließt aus Einer Quelle: die Diktatur des dienenden Menschen über die befehlenden. Das wäre ja nun ganz reizvoll, . . . wenn der Diener in Grenzen seines Dienertums bliebe. Aber da er diese Grenzen immer wieder mißachtet und übertritt . . ., versiegt jene Humor-Quelle. Und eine andre, billig und gewöhnlich, erschließt

sich: die Frechheit des Subalternen. Das geistige Niveau versteht sich bei einem Poeten vom Range Hofmannsthals von selbst. Umso verwunderlicher ein Hang zur Rührseligkeit, der mondgetränkte Situationen schafft, für die nur Lehár die erlösenden Töne fände. Und bisher wars doch Richard Strauß.

*

Den Baron, um den, verlangt und verlangend, die kleinen Frauen schweben — im Tanz um das fleischfarbene Kalb — macht, im wiener Raimund-Theater, Herr Storm. Ganz leicht nur markiert er das Unwiderstehliche, welches ist das Unausstehliche. Nichts, was der Dichter der Figur geliehen, bleibt Herr Storm schuldig. Das heißt: die zwei hohen Lackstiefel, aus denen sie im wesentlichen besteht, füllt er trefflich aus. Die alte Baronin (lebensklug, unpathetisch, herzensjung, getreu den Traditionen oesterreichischen Lustspiel-Adels) ist Frau Förster. Eine charmante Mama-Darstellerin. Wie hätte sie den Humor der Rolle herausgeholt, wäre welcher drin gewesen! Fräulein Gregor mimt des Barons Weibchen, und verständlich wird Theodors zarte Sorge um diese Frau, die, graziös und furchtsam, durch das Lustspiel flattert wie ein ausgekommener Kanarienvogel. Sehr nett, natürlich, frei Fräulein Lore Busch als die sanguinische Nebenbuhlerin. Die sentimentale dämpft Fräulein Regler bis zur Unmerklichkeit. Aber mit diesem armen Geschöpf ist auch wirklich nicht viel anzufangen. Vom Dichter in ein Leben gerufen, das keines ist, geistert sie nur so an der Wand der Komödie hin, ein Schatten ohne Frau. Was der General im Stück bedeutet . . . weiß mans? Er ist halt da. Herr Neugebauer kann nichts dafür und nichts dawider tun.

Aller Reiz des Spieles ist versammelt in der Figur des Dieners. Pallenbergs Kunst gibt ihr menschliche Fülle und Wärme, Einmaligkeit wie typische Geltung; und führt sie, im skurrilen Zornausbruch des vierten Aktes, auf Molièresche Gipfelhöhe. Miene, Ton, Geste: Striche einer Wesen-verratenden, eigensinnigen Unterschrift. Drolligste Schnörkel kommen hinzu. Leib und Seele sprechen das gleiche persönlichste Idiom. Sein Blick gewährt Einblick: Auge wird Fenster, durch das man dem komischen alten Haus ins Innerste schauen und sein Inventar feststellen kann. Wieviel Grazie im Plumpen, Verneinung des Sentimentalen im Sentimentalen, Kritik am Wort in dessen Mißhandlung. Und wie offenbart sich im belanglosesten Spieldetail Art und Charakter der Figur, wie erheblich, sozusagen, ist ihre seelische Transpiration. Ich kenne das Buch nicht, vermute aber, daß der Text, den wir hörten, schon vielfach durch Pallenberg-Säfte belebend-zerstört war. Wenn er sagt: „Mit dem Herrn ist nicht gut Weichseln essen . . . “, sind das gewiß Weichseln aus dem eignen Garten.

Hofmannsthal gab das Spiel, Pallenberg die Lust (die es bereitete).

# Das Fiasko der Goldanleihe von Morus

Von den 210 Millionen Goldmark, die das Deutsche Reich zur Stützung der Mark aufnehmen wollte, ist innerhalb vierzehn Tagen knapp der vierte Teil gezeichnet worden. Das ist ein so eklatanter Mißerfolg, wie ihn selbst die Skeptiker, bei denen meist der Wunsch der Vater des Gedankens ist, nicht erwartet haben. Um sich zu vergegenwärtigen, was für eine lächerlich geringe Summe 50 Millionen Goldmark auf dem Anleihemarkt sind, ein paar Vergleichszahlen nicht aus der Vorkriegszeit, als Preußen und das Reich für 3 Prozent hunderte von Millionen geliehen bekamen, sondern aus den letzten Jahren. So legte im September 1921 der schweizer Kanton Waadt eine 5½prozentige Anleihe von 12½ Millionen Franken zum Kurs von 98 auf. Gezeichnet wurden 416 Millionen Franken, wobei sich das Kartell Schweizer Banken allein mit 243 Millionen beteiligte (die deutschen Banken glaubten, 50, im besten Fall 100 Millionen Goldmark hergeben zu können!). Einen ähnlichen Erfolg hatte eine 6prozentige Neuenburger Anleihe, die schließlich zur Hälfte repartiert werden mußte. Aber auch die letzte Bundesanleihe der Schweiz — eines Staates, der immerhin ein Etatdefizit von 80 Millionen Franken aufzuweisen hat — wurde trotz 4prozentiger Verzinsung dreimal überzeichnet. Statt der ausgeschriebenen 125 Millionen Franken kamen (im August 1922) 350 Millionen ein, von denen die Schweiz aber nur 200 Millionen annahm. Das alles waren Inlandanleihen, an denen fremdes Kapital sich so gut wie gar nicht beteiligte.

Wenn es dem großen Deutschen Reich nicht möglich ist, wenigstens den dritten Teil von dem aufzubringen, was die kleine, wirtschaftlich durchaus nicht florierende Schweiz unter viel schlechtern Bedingungen spielend leicht von ihren Bürgern erhält, so kann dafür unmöglich nur die Verarmung Deutschlands verantwortlich gemacht werden. Sie ist groß. So groß, daß Industrie und Handel nicht 100 Millionen Goldmark aufbringen können, wenn es ums Ganze geht, ist sie keineswegs. Und daß in Deutschland nicht 25 Millionen Dollars in Devisen und Sorten entbehrlich sind und freigemacht werden konnten, wo das Reich sich erbot, die Goldanleihe bis zu 60 Prozent zu beleihen, ist doch recht unwahrscheinlich. Gewiß kamen noch ein paar besondere „Entschuldigungsgründe" hinzu: die wirtschaftliche Depression, die durch Ruhrinvasion und Markstabilisierung hervorgerufen ist; der Zwang, in fremden Valuten einzuzahlen, wodurch ein großer Teil der Bevölkerung von der Zeichnung ausgeschlossen wurde; die Konkurrenz der wertbeständigen Roggen- und Kohlenanleihen, die jetzt wie Pilze aus der Erde schießen; der Einspruch der Reparationskommission, die die Goldanleihe im Ausland diskreditierte; bis zu einem gewissen Grade wohl auch organisatorische Fehler der Reichsbank. Die nachträgliche und unklare Festsetzung der Beleihungsgrenze, die sehr ungeschickte Propaganda, die statt solider Geschäftsofferten ganz auf Bettel und Mildtätigkeit eingestellt war, schließlich der Mißgriff, sich nur der Großbanken zu bedienen und die mittlern und kleinen Institute, in deren Händen heute die größten Devisenbestände sind, zu übergehen: das Alles hat der Zeichnung Abbruch getan.

Entscheidend bleibt aber doch, daß in weitesten Kreisen der deutschen Wirtschaft der Wille, sein Geld auch unter relativ günstigen Bedingungen dem Reich zur Verfügung zu stellen und nun gar zur

Stützung der Mark, vollständig fehlt. Es ist, auf die Gefahr hin, zartfühlende Patrioten zu verletzen, notwendig, dem einmal gegenüberzustellen, was auf diesem Gebiet jenseits der Vogesen geleistet wird. Wenn es Frankreich gelingt, trotz seinem gewaltigen Etatdefizit, seine Währung einigermaßen stabil zu halten, so liegt das daran, daß der französische Bürger zwar ein schlechter Steuerzahler ist, aber dem Staat willig sein Geld leiht. So sind in den vier Jahren nach Beendigung des Krieges rund 100 Milliarden Francs durch innere Anleihen aufgebracht worden, und es besteht die Absicht, für Wiederaufbauzwecke, Renten und Pensionen innerhalb der nächsten zehn Jahre weitere 91 Milliarden Francs auf dem Wege der innern Anleihe aufzubringen. Gewiß hofft Frankreich, diese Summen, die es als „Budget des dépenses récouvrables“ bucht, von Deutschland als Reparation wiedererstattet zu bekommen. Vorläufig aber bringt es sie aus eigner Kraft auf, ohne Rücksicht auf Das, was kommt. Das sind die Leistungen einer Bevölkerung, die in schwerer Zeit nicht nur mit Worten, sondern mit Taten zum Staate steht. Wo sind entsprechende Leistungen der großen deutschen Wirtschaftsbünde, die täglich die schwungvollsten Aufrufe zum Ruhrkampf erlassen? Wo blieb auch diesmal wieder der Reichsverband der Deutschen Industrie, obwohl die Goldanleihe doch in erster Linie eine Hilfsaktion für das Ruhrgebiet sein sollte?

Der erste Erfolg des Fiaskos der Goldanleihe war die Deponierung von abermals 100 Millionen Reichsbankgold bei der schweizer und holländischen Notenbank, um gegen neue Angriffe auf die Mark die nötige Munition zu beschaffen. In der Tat setzten diese Angriffe auch prompt nach Bekanntwerden des Anleiheergebnisses ein, und die Reichsbank mußte allein an einem Tage 200 000 Pfund auf den Markt werfen, um den Dollar nicht über 21 500 hinausschießen zu lassen. Noch ist der Kampf in vollem Gange, und wenn die Reichsbank einstweilen auch wohl gerüstet ist, so weiß doch Niemand, wie lange sie aushalten wird.

Wichtiger aber noch als die unmittelbaren Folgen für Finanzen und Währung ist der moralische Eindruck, den das Fiasko der Goldanleihe im Ausland erwecken muß. In allen Kreditprojekten für Deutschland, die von ausländischen Finanzleuten und Politikern erwogen wurden, kehrt der Satz wieder: Man kann Deutschland nur Kredite gewähren, wenn gleichzeitig der unversehrteste Teil der deutschen Wirtschaft, die Industrie, dem Reich Kredite gibt. Meistens wurde direkt gefordert, daß Deutschland wenigstens eben so viel durch innere Anleihen aufbringen, wie es vom Ausland haben will. Wie soll aber Deutschland im Ausland Kredit, das ist: Vertrauen erhalten, wenn es selbst noch nicht in der Lage ist, 100 Millionen Goldmark aufzubringen? Kredit ist Glaubenssache, und ein Staat, an den seine eignen Bürger den Glauben verloren haben, ist unglaubwürdig.

---

Der erste Schritt zur Ermöglichung der Kultur des Menschen ist vermutlich die Erlangung des Uebergewichts über alle andern Tiere gewesen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich hierzu wesentlich andrer Mittel bedient habe, als er noch jetzt zum Zweck der Herrschaft über seinesgleichen zu verwenden pflegt. List und Grausamkeit, wilde Gewalttat und lauernde Tücke müssen in jenen Kämpfen eine bedeutende Rolle gespielt haben: ja, man kann die Tatsache, daß der Mensch noch heute, wo er es bei einiger Uebung seiner Vernunft so leicht besser haben könnte, immer wieder in jene Launen des Räubers und Unterdrückers zurückfällt, vielleicht aus der Nachwirkung des Jahrtausende langen Kampfes mit Löwen und Bären, in frühern Zeiten mit anthropoiden Affen, herleiten.

*Friedrich Albert Lange*

# Bemerkungen

### Von Wien nach Berlin

Als ich nach längerm Aufenthalt Mitte 1922 Wien verlassen, da fragte man mich in Berlin: „Wovon leben denn die Menschen in Wien? Schrecklich! nicht wahr? Die reine Bettelstadt!“ Meine Antwort enttäuschte gewöhnlich Alle: „Bettelstadt? Aber durchaus nicht! Ein Teil der Wiener lebt davon, daß er Feuilletons über das Elend Wiens schreibt; ein andrer Teil schreibt Leitartikel für ausländische Zeitungen; wer das nicht kann, der strickt Jumper oder malt Wand- und Lampenschirme für eine Mittelstandshilfe; und Jeder hat Bekannte, die irgendeiner fremden Nation angehören, so ähnlich wie in Berlin Jeder während des Krieges wenigstens Einen Bekannten auf dem Lande hatte.“ Verstimmend wirkten auf mich in Wien nur die hilfespendenden Fremden, die oft häßliche Bemerkungen machten. Die blumengeschmückten Autos und Fiaker, welche die Umgegend der Stefanskirche, die Singer-Straße, wo die Quäker ihre Mission hatten, an den Firmungstagen füllten, waren den Angelsachsen kein Beweis, daß ihre Speisungen unbedingt weitergeführt werden müßten. Castiglionis Riesenautos genügten den Vanderlip, Morgenthau, Otto Kahn oder andern Amerikanern nicht, um die Geschäfte mit Deutsch-Oesterreich oder mit Deutsch-Oesterreichern nur als Sache der Wohltätigkeit aufzufassen. Beim Derby in der Freudenau verärgerte der Adel — die Damen in tiefer Hoftrauer um die habsburgische Majestät —, der noch nichts vergessen oder zugelernt hatte und grade so ruhig und exclusiv wie immer Sattelplatz und die Jockeyclubtribüne für sich beanspruchte, nur einige Uebersee-Snobs ganz und gar nicht: der normale Fremde hatte keine Lust, 100 000 Kronen und einen Nachmittag für dieses Vergnügen zu opfern. Aber murrten die Fremden auch über die vollen Theater-Freiplätze, die vollen Praterrestaurants und Vergnügungsstätten, die hohen Preise und die lustigen Wiener, die sich in ihren alten Kleidern und bei ihrem Talent zur Ausnutzung dieses Zustroms diebisch amüsierten: so wußten sie doch, daß sie gern gesehene Gäste waren. Beim Heurigen mußte ein Jeder mitdrahn, und jeder Wiener lächelte über die Fremden, die nicht begriffen, worin der Genuß bestand, wenn Alles beseligt sauern Landwein trank und lachte und liebte. Die Fremden — sie lachten, murrten und schenkten bis zur Sanierung.

Mit der Sanierung begann das Geschäft. Die armen Wiener wurden plötzlich ernst genommen, sollten Garantien bieten und Pfänder geben. Der Winter zu 23 nahte, die Hotels leerten sich, die Jumper wurden unmodern, die Lampen blendeten Niemand mehr, der Bedarf an wiener Feuilletons und Leitartikeln schrumpfte merklich zusammen. Wien war diesen Winter sehr traurig. Bei Sacher saßen einige wenige Franzosen, die Bilder und andre Kunstwerke kaufen wollten, nicht um sie billiger zu haben, sondern weil sie ihnen gefielen. Bei Meißl & Schadn saßen einige Italiener,

die in Wien Geschäfte haben. Im neuen Bristol saß ein vereinzelter Engländer, der Verwandte im Hochadel hat, oder ein Amerikaner, der auch Wien gesehen haben muß. Im Imperial tagten einige Konferenzen oder Versammlungen der verschiedenen in fremden Besitz übergegangenen Aktien-Gesellschaften, und die Wiener betrachteten neugierig den schwarzen Bart des Herrn Hugo Stinnes oder die kleine Figur des Generaldirektors Deutsch. Der Rothschild fehlte zwar, der hat nichts mehr zu sagen; aber der Kola oder der Castiglioni waren immer dabei.

Wien ist trist; aber leider ist jetzt Deutschland noch trauriger. Berlin, Frankfurt, Hamburg, Leipzig, München haben nicht den unverwüstlichen Humor und Charme und die alte Kultur der Wienerstadt. Der Fremde wird geneppt, wie einstmals in Wien; aber er wird gleichzeitig belehrt und erzogen, und das sagt nicht allen zu. Wer mit dem Fremden befreundet ist — und dies nicht zu Bettel oder offenkundigen Geschäftszwecken, wo der Fremde übers Ohr gehauen werden soll, ausnützt —, ist unpatriotisch. Ueberall in der Welt werden Sammlungen für Deutschland veranstaltet, für notleidende Akademiker, Schulkinder, Frauen, Männer, Säuglinge, Mittelstand, Adel, Bürgerstand und Arbeiter. Die Preise in Deutschland erreichen, dank der Stützung der Mark, den Weltmarktspreis, einige Artikel werden, wie während des Krieges, billig, zu billig gehalten, und die Differenz zahlt der Arbeiter, der Lohn- oder Gehaltempfänger indirekt.

Die wenigen Fremden, die noch in Deutschland weilen, fühlen sich nicht als liebe Gäste, sondern als böse Eindringlinge, die sich stets entschuldigen müssen, daß sie sich aus so schlechter Gesellschaft, wie die kosmopolitische außerdeutsche nun einmal ist, unter diese Mustermenschen wagen. Jeder Ausländer — ob Italiener oder Rumäne oder Ungar oder Tschechoslowake oder Amerikaner oder Deutsch-Oesterreicher oder Engländer — erfährt, wie geistig überlegen ihm jeder akademisch gebildete Deutsche ist, wie unpolitisch seine, des Fremden, Regierung, handelt. Die Arbeitslosigkeit in Deutschland wächst — und die Konkurse? Jeder hat von der Regierung gelernt, wie man sich den Konkursverwalter vom Leibe hält. Man macht nur noch leise Pleite, stellt lautlos seine Zahlungen ein. Die Preise steigen trotz den Regierungsmaßnahmen, die Mark scheint zu stehen, aber die Not steigt, und die Regierung verordnet, redet und sonnt sich im Glanz der vom Volke gewünschten Passiven Resistenz. Fort mit dem Gerede über Verhandlungen! Durchhalten, Aushalten, Maulhalten ist die Parole der Cuno, Rosenberg, Becker — bis die Ereignisse sich stärker erweisen und sie, wie einst 1918 die Kaiserliche Regierung, wegfegen werden. Ob ihnen dann aber erlaubt werden wird, sich in Ruhe eine Dolchstoß-Legende zu zimmern?

*Hetta Gräfin Treuberg*

### Papstes Verlegenheit

Als Frankreich auf die Idee kam, sich die Reparationskohle mit Maschinengewehren aus den deutschen Gruben zu knallen; als es zu diesem Zweck mit dem uns abgenommenen Militarismus über den Rhein marschierte; als unter den Nagelschuhen seiner Kompagnien unsre chauvinistischen Strohhalme sich krümmten: da spritzte der ehrenwerte Bischof von Köln rasch einen Hilferuf an den Papst, den Herrn der Welt, aufs Papier. Er möchte doch für einen gehörigen göttlichen Fluch Sorge tragen.

Der bischöfliche Wunsch hat nun den Papst in Verlegenheit gebracht. Wenn er nämlich beim lieben Gott für das katholische Westfalen gegen das katholische Frankreich bittet, so loben ihn die westfälischen Katholiken, und

die französischen Katholiken hassen ihn. Und wenn er sich für das katholische Frankreich gegen das katholische Westfalen verwendet, dann loben ihn die französischen Katholiken, und die westfälischen Katholiken hassen ihn.

Er mußte es beiden recht machen. Einige Zeit hat er über die Lösung nachgebrütet. Dann kam ihm die göttliche Erleuchtung. Er schickte eine Botschaft in zwei Absätzen in die Welt.

Im ersten Absatz heißt es: „Fern liegt uns der Gedanke, in eine Würdigung der vielgestaltigen Fragen einzutreten, welche die Völker bewegen."

Im zweiten Absatz heißt es: „O Gott, da wir nicht wissen, was wir tun sollen, bleibt uns allein übrig, unsre Augen zu dir zu erheben."

Die französischen Katholiken, die den ersten Absatz lasen und den zweiten überhörten, priesen den Papst, ihren Herrn der Welt. Und da die französische Regierung ihr Dasein der Unterstützung klerikaler Abgeordneter verdankt, zog sie aus der päpstlichen Duldsamkeit das Fazit: und dehnte ihre Ruhrbesetzung auf noch mehr Ortschaften aus.

Die westfälischen Katholiken, die den zweiten Absatz lasen und den ersten überhörten, priesen den Papst, ihren Herrn der Welt, und hoben mit ihm die Augen zum Allmächtigen und warten seitdem auf den Spruch des lieben Gottes.

Damit ist den westfälischen Katholiken um vieles, vieles wohler.

Und die katholische Presse in Westfalen, die ebenfalls auf den lieben Gott wartet, verkürzt ihren Lesern die Wartezeit, indem sie sich einen frommen Honig aus den Federn fließen läßt, der von den ermunterten Lesern mit Wonne geschlürft wird.

Den Brief des Papstes mit den beiden Absätzen aber nennt die katholische Presse ein „Dokument von Weltbedeutung".

*Bruno Manuel*

## Paganini

Paganini, dem Grabe entstiegen, durch Europas Konzertsäle gespensternd, in Kunst dämonisch glühend und doch nach Leben und warmem Blut verlangend, einsam inmitten seines Kometenhofs von Künstlern, Frauen, Neidern, freudigem oder abergläubischem Volk — warum nicht? Daß Geigenspiel kein Filmmotiv, ist kein Einwand; es ist auch kein Bildmotiv, und der Paganini von Delacroix ist doch unvergeßlich. Es handelt sich auch gar nicht um Geigenspiel, sondern um Dämonie, um den Windstoß durch den Rosengarten, die Fackel zwischen den Kerzen, um den Tropfen Unordnung in das Becken sorgfältig durch Gesellschaftschemie zu völliger Durchsichtigkeit geklärten Wassers, der alle verborgenen chemischen Tendenzen hervorlockt und das Becken alsbald in einem Regenbogen tragischer, süßer, schmutziger, aufrüttelnder, seltsamer, grausiger Situationen erschimmern läßt. Nur daß man uns diesen Regenbogen nicht mit den Händen eines ungezogenen Kindes von ungefähr erschaffe; nur daß man uns und sich nicht dem Inhalt spielender Laune überlasse und des Zufalls Lücken hernach mit Talmiglanz blecherner Reflektoren auszufüllen suche; nur daß wir, wo an Maschinen und Volk gewaltiger Aufwand vertan werden, nicht gern das Gefühl improvisierenden Seiltanzens, sondern sichere Beherrschung so großer Mittel zu klar geordnetem Aufbau empfinden wollen.

Dieser Film ist unendlich anregend (und das ist immerhin etwas) — einen zweiten bessern mit demselben Vorwurf zu machen, aber mit einem durchgeklärten künstlerischen Willen, mehr Sicherheit der Akzentuierung, mehr mitreißend durchgehendem Zug. Man wird das Gefühl nicht los, daß, zum Unterschied von Neppach, weder Goldberg noch sein Aufnahmeleiter den

Stoff verstanden haben. Es fehlt nicht an poetischen Einfällen, aber es fehlt an Systeme im Ganzen. Wenn ich Jemand gleich zu Anfang aus dem Sarge auferstehen lasse, so muß er sich, soll dieser Anfang nicht eine läppische Veranstaltung zum Gruseln sein, hernach auch als Gespenst benehmen. Aber Konzertreisen zu Gunsten notleidender Söhne veranstalten, auf ganz gewöhnliche Entführungsgeschichten hineinfallen, von einer Ehefrau sich bigott ausschmälen lassen, unter Künstlern spießbürgerlich bramarbasieren: das ist sonst eben nicht Gespensterart. Auch bringt man Gespenster nicht grade dadurch zur Wirkung, daß man sie von Schatten umgeben läßt — es müssen handfeste Menschen von Leib und Blut sein, denn nur durch Wirkung auf Reales erweist sich der Gespenster mächtig bewegende Dämonie. Wer aber ist dieser Blumenhändler und Bravo, wer diese Herzogin, die einmal kommt und geht, Gondel fährt und unter das Volk tritt — wer ist sie? was will sie? Und wer dieses Mädchen, die Unschuld im Bettelkleid, die so gar nicht, nicht einen Atemzug lang, Grauen vor dem Gespenst empfindet, die dem Meister sich aufopfert und seinen Jungen verlockt? „Bist du das Leben?" fragt Paganini sie, wie das schon so bei Gespenstern Brauch ist. Leben? Bist du der süße Filmkitsch? hätte er fragen sollen.

Und was ist das für eine Regie, die Riesentreppen baut und sie hernach nur zu kleinlichen und aufhaltenden Spielereien mit Pagenbeinen auszunutzen weiß; die große dramatische Szenen wie den Tod des Herzogs in Einzelgesten und Massenregielosdrücker zerbröckelt; die nicht eine einzige Szene gehörig aufzubauen und abzustimmen weiß und alle Augenblicke die Uebersicht verliert? Nebst einer Aufnahmeleitung, die — bei wundervollen Einfällen (die braune rauhe Hand am weißen weichen Hals des Mädchens) — die Szenerie von Paganinis Haus zunächst in Dunkel ertrinken, gegen den Schluß über dem hellen Gesicht der Toten gleichmütig die weißen Beine des Lakaien stehen läßt und duldet, daß in die richtige Begegnung unter der Tür im Künstlerhaus die kleinliche Perlenstickerei eines Glockenzuges störend hineingleißt? Mit so unzulänglicher Schulung darf man heute keine Filme mehr machen.

Und Conrad Veidt? Nun, Richard Oswald wußte mehr aus ihm herauszuholen als Heinz Goldberg — er hätte bei Oswald bleiben sollen. Man kann eine Filmrolle nicht auf eine interessante Visage aufbauen, noch dazu, wenn man für Paganini nur die Gesten eines Caféprimgeigers aufzubringen weiß.

Und doch — es ist ein Film zum Weiterdichten!

*Roland Schacht*

### Das Großstadt-Gesicht

Es ist unverwechselbar, unverkennbar und schon zwei Eisenbahnstunden hinter Berlin nicht mehr anzutreffen.

Wenn du genügend Schwungkraft, genügend Asphalt-Epidermis aufbringst, um beim Aufstehen und während des Anziehens und Frühstückens deine Gedanken auf menschliche Dinge zu konzentrieren, etwa auf den Schneeflockentanz vorm Fenster, auf die Erinnerung an deines Kindes putzige Fragen und Antworten vom Tage vorher, auf das Buch, das dir zu lesen empfohlen wurde, das Bild, das du dir ansehen wolltest — angenommen, diese kurze Illusion, in einer menschlichen Atmosphäre zu leben, gelingt dir bei Tagesbeginn, so brauchst du nur auf die Straße zu gehen, nur die erste Zehe in die Untergrundbahn zu klemmen, um mit einem Schlage desillusioniert zu sein:

Das Großstadt-Gesicht grinst dich an. Da ist es in Dutzenden von Exemplaren vertreten, in der Zweiten und in der Dritten Klasse, im Schlüpfer, im Gehpelz oder im Ledermantel. Es ist da

mit dem symptomatisch kühlen, ewig rechnenden Blick; mit der poesielosen Stirn, hinter der der Kurszettel vom Abend vorher sichtbarlich rekapituliert wird; mit dem genießerisch-unscharfen Mund, der nicht zu lächeln versteht; mit jener Wangenkontur, die erbarmungslos hart schon im Profil kündet, was die Vollansicht gräßlich zur Schau stellt! Mögen die einzelnen Züge, mögen die Nasen, das Kinn, die Brauen grundverschieden von einander sein: Eine Familienähnlichkeit geht durch alle diese Gesichter, die nur die Großstadt hervorbringt. Die Familienähnlichkeit Derer vom Dollar möcht' ich sie nennen — jener öden Geister, deren Träume noch vom Dollarstand reguliert werden, sofern sie sich überhaupt mit etwas so Unrentablem wie Träumen abgeben; deren Begrüßungsworte und Gespräche ein Phonograph übernehmen könnte; deren Mienenspiel und Gesten eine clichémäßige Aehnlichkeit untereinander aufweisen.

Möge Gott sie ausrotten ins dritte und vierte Glied, diese Großstadt-Gesichter, bis sich genügend bessere Menschen daran verekelt haben, um das ihre beizutragen. zu einer Generation neuer Menschengesichter.

*Hedwig Hirschbach*

## Zu diesem Teutschland

Wenn ich die Kraft und Macht anschaue, welche aus dem Boden wächst in dem Volke, welchem Gott diesen Boden im Herzen von Europa gegeben hat, so kann ich nun und nimmermehr mir denken, daß alle die Macht und Kraft nur dazu wachse, um als verspottetes Spielzeug und Tändelwerk zu dienen in den Händen weniger kindischer Pfaffen, Höflinge, Weiber, Diplomaten und blödsinniger Kriegsknechte!

*Wilhelm Raabe*

## Glückaufwärz

Unser bißchen Erdenwallen ist Zinnober.
Unser bißchen Erdenwallen strotzt von Tücken.
An mein Schienbein stieß ich im Oktober,
Im November ward ich mehrfach operiert,
Zu Sylvester hinkte ich an Krücken;
Dann ward ich mit Pellidol beschmiert
Und verbrachte einen trüben Jänner,
Insofern man nochmals in mein Innres drang.
Medizinisch musterhafte Männer
(Von der Porten, Goldenberg und Rosenthal)
Mixten Jodtropon und Höhensonne,
Chloraethyl und Veronal;
Was mir Kindestränen in die Augen zwang.
Nachts betreut mich eine Bi-Ba-Bonne,
Untertag bin ich ein welker Herr,
Meinen Blinddarm trag ich als Krawatte.
Strotzgesundheit, die ich einstens hatte,
Ist entwichen. Maehlings blüh ich ver.
Diesen Monat findst du mich in Dresden (Weißer Hirsch),
Konsumierend Allasch, Kürass, Kirsch
Und was sonst die Firma Rückforth stiftet.
Außerdem behandelt mich ein Tierarzt namens Hammer,
Der mich nach und nach entgiftet,
Ohne die meschuggnen Nerven irgendwie zu reizen.
Leider läßt sich die Mansardenkammer,
Wo ich hause — leider läßt die sich nicht heizen.
Aber über meinem Bette — Tag und Nacht —
Hangt der Marschall Hindenburg, und hält derselbe treulich Wacht.

*Hans Reimann*

# Antworten

**Peter Scher.** Ich habe in Nummer 12 die öffentlich erhobene Beschwerde des Lyrikers Hugo Salus nachgedruckt, daß ihm, unter andern Blättern, der ‚Simplicissimus' Gedichte abgelehnt habe mit der Begründung, „man sei gezwungen, auf rein arischem Standpunkt zu stehen." Daraufhin schreiben mir Sie, Redakteur des ‚Simplicissimus': „Wenn eine teutonische Großmama, die in ihrer Jugend etwa mit lyrischen Gedichten Erfolg in der ‚Weltbühne' hatte, seit Jahren aber wegen inzwischen eingetretener Senilität mit ihren Schöpfungen abgewiesen werden mußte, nunmehr aufheulend behauptet, sie könne nur aus völkischen Gründen abgelehnt worden sein, denn ihrer Meinung nach seien ihre Gedichte noch genau so schön wie in ihrer Jugend — dann würde ich nicht sogleich dieses Geheul als begründete Anklage drucken, sondern mir erst mal die Großmama ansehen. So ist es mit den von Ihnen übernommenen Aeußerungen des Herrn Hugo Salus. Im übrigen erfreue ich mich hier wegen meiner antihitlerischen und sonstigen verräterischen Tätigkeit so häufiger Anpöbelungen durch völkische Organe und bin so sicher als jüdisch verdächtigt festgenagelt, daß es des Salusschen Geschwefels gar nicht bedürfte, um mich zu erheitern. Im Interesse der Wahrheit wäre es aber immerhin gut, wenn Sie den auf die begreifliche Geistesschwäche eines Poeten zurückführenden Irrtum berichtigen würden." Was hiermit geschehen ist.

**Theaterfreund.** Wenn du aus deiner Jugend dem Mitglied des Königlichen Schauspielhauses Georg Molenar eine freundliche Erinnerung bewahrt hast, so sende für den alten Heldenspieler, der bettelarm und unheilbar krank ist, einen Betrag an Albert Patry oder Max Pohl. Adresse: Intendantur der Staatstheater, Berlin, Dorotheen-Straße 3.

**Literaturfreund.** Am 26. April wird Arno Holz 60 Jahre alt. Frühere Aufrufe für den Dichter, der nicht einmal von dem Zugstück ‚Traumulus' Seide hat spinnen können, haben ein so beschämendes Ergebnis gehabt, daß man sich entschlossen hat, zu dieser Gelegenheit eine Sammlung andrer Art zu veranstalten: von wertvollen Handschriften, Luxusdrucken, Originalgraphiken. Diese Sammlung wird am 25. April um 4 Uhr im Bücherkabinett, Charlottenburg, Mommsen-Straße 12, zu öffentlicher Versteigerung gelangen. Wer ähnliche Spenden zu vergeben hat, steure sie bei. Wer nur Geld hat, finde sich ein und biete mit. Der Erlös wird ohne jeden Abzug dem Dichter zugeführt werden.

**Berliner Droschkenkutscher.** Die Presse führt bekanntlich einen herzzerreißenden Kampf um die Papierpreise. Gewiß: sie sind kaum noch zu erschwingen. Aber manche Zeitungen müssen im Gelde schwimmen. Unbedingt die Berliner Morgenpost, deren Osternummer einen wahrhaft tröstlichen Anblick bietet. Es ist Alles da, Politik, Mode, Sport, Handel jeder Branche bis hinunter zur Literatur, und Alles dreimal so ausführlich behandelt, wie selbst für Mikrocephalen nötig wäre. Auf den ‚Streit um das Eierlegen, eine Hühner- und Ostergeschichte' folgen Einsendungen. Die Anfrage eines Lesers, ob man mit 27 Jahren schon zu alt sei, um noch „das Klavierspielen" zu erlernen, hat der Redaktion weit über 100 Antworten eingetragen, von denen die besten mitgeteilt werden, nebst Betrachtungen über das neue Flaschenpfand. Dann aber kommt der Schlager der Nummer: über zwei Seiten hin ein Ostergruß der Berliner Morgenpost, den Eduard Künneke neckisch vertont hat, und dessen erste zwei Strophen wiederzugeben meine eigne grimme Papiernot mich unter gar keinen Umständen hindern darf. „I. Wenn ich wär' ein Osterhase, liebste Base, ja, dann wüßt' ich, was ich tät'. Husch, von Baum zu Baume hüpft' ich, husch, von Strauch zu Strauche schlüpft' ich, legte Eier

früh und spät. Tausend bunte, tausend süße, tausend innige Ostergrüße. Wo du hin das Füßchen wendest, du ein Ei, ein süßes, fändest, wo du suchtest, ja, da wär' auch kein einziges Plätzchen leer. II. Wenn ich wär' ein Osterhase, liebste Base, ja, das wäre wunderfein. Ein ganz neues blankes Dinglein täte ich, ein gülden Ringlein in das schönste Ei hinein. Und darauf ganz heimlich schriebe ich drei Worte: Dein in Liebe! Doch wenn du es dann entdecktest, dir den Ring ans Händchen stecktest, schlüge ich, nicht nur im Traum, einen richtigen Purzelbaum." Und da gibt es noch Leute, die die Notwendigkeit des Dadaismus leugnen! Die Berliner Morgenpost aber hat von allen deutschen Zeitungen die weitaus größte Auflage ...

**Anhänger der Presse.** Herr Walter Bromme schreibt an die berliner Zeitungen: „Sehr geehrte Redaktion! Wie auch aus den Anzeigen Ihres geschätzten Blattes zu ersehen ist, habe ich das Metropol-Theater gastweise gepachtet und komme am 24. März mit einer neuen Operette ‚Die Schönste der Frauen' heraus. Wenn es auch selbstverständlich nicht meine Absicht sein kann, auf die Kritik irgendwelchen Einfluß ausüben zu wollen, so möchte ich doch die Bitte aussprechen, mein Unternehmen wohlwollend zu beurteilen. Die ungeheuern Kosten, ich muß mit einem abendlichen Etat von mehreren Millionen rechnen, die zum Teil bedingt sind durch die Uebernahme des gesamten Mitgliederbestandes dieser Bühne, lassen das Gastspiel vielleicht als ein großes Wagnis erscheinen, indessen hoffe ich auf Grund meiner Erfolge im Thalia- und Berliner Theater, in denen ‚Mascottchen' und ‚Madame Flirt' Serien-Aufführungen hatten, auch diesmal nicht zu versagen." Ich bedaure, keine Zeitung entdeckt zu haben, die den Hinweis des Sommer-Thespis auf die Anzeigen des geschätzten Blattes damit beantwortet hat, daß sie statt einer Kritik diesen Brief veröffentlichte und dem Schreiber klar machte, daß er das finanzielle Risiko, das er berücksichtigt wissen wolle, ja doch freiwillig eingehe. Aber leider: wer auf Serien-Aufführungen hinweisen kann, die Inseraten-Serien zur Folge zu haben pflegen, wird sich in seiner Hoffnung, nicht zu versagen, selten betrogen sehen.

**Münchner.** Ihr Heinrich Mann hat eine Osterpredigt verfaßt: ‚Ihr müßt wollen.' Darin heißt es: „Das Geistig-Sittliche ist nicht Folgeerscheinung; sein Niedergang, der jetzt allmählich auffällt, war, ohne aufzufallen, schon vor dem Krieg und bei blühender Wirtschaft im Gange." War vielleicht auch Heinrich Manns geistig-sittlicher Niedergang damals schon im Gange (samt dem literarischen, der ihm einen solchen Satz zu schreiben erlaubt)? Jedenfalls fällt uns erst jetzt allerlei auf. Vor dem Kriege schmetterte dieser Kulturkritiker eine Fanfare für den Kollegen Zola, den der Fall Dreyfus, blies dieser Dichter die Flöte zum Ruhme jener Madame Legros, die der unschuldige Insasse der Bastille nicht hatte schlafen lassen. Nach dem Kriege wird sein eigner Schlaf von Fechenbachs Schicksal nicht beunruhigt. Er weiß, was die Andern wollen müssen. Die werden schon entschuldigen, daß er selber nicht kann. Und seine Zuversicht wird ihn kaum trügen.

---

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| | | Rumänien | 80 Lei |
| | | Schweiz | 5 Franken |
| England | 5 Schilling | Spanien | 6 Pesetas |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | 2½ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

# Pfaffen und Laien von Moritz Heimann

Ein Herr Professor läßt mir die scharfe Zwiebel unter die Nase reiben: daß ich in politischen Dingen ein Dilettant sei. Ich bin es zufrieden, er sagt mir nichts Neues damit. Ich bin ein Dilettant und habe Gedanken; er ist kein Dilettant und hat keine Gedanken — das ist der ganze Unterschied. Und übrigens weiß ich wenig, er Alles; immer wenn ich mir Vorwürfe darüber mache, daß ich so wenig weiß, fällt mir ein, daß er Alles weiß, und sogleich ist mein Gewissen beruhigt. Wo habe ich doch sein Gleichnis gesehen, oder gelesen? Ach ja, Piepenbrink; Gustav Freytags Piepenbrink, der sich vergewissert, daß Oldenburg gewählt ist, und seine Stimme für Konrad Bolz abgibt, der Protestant.

Wir fürchten den Zünftigen nicht mehr; wir werden ihm gleich sagen, was er ist. Vorher wollen wir nur unser Recht, als welches immer auch eine Pflicht ist, als Objekt der Politik den Mund aufzutun, in Kürze, aber ohne Bitte um Duldung feststellen. Niemand sollte daran zweifeln, daß ein gut Teil der Medizin von den Patienten geschaffen werden könnte. Die Hälfte unsrer Krankheiten, neun Zehntel unsrer Genesungen beruhen auf unsrer Höflichkeit gegen die Aerzte; ganz ernst meinen wir es nur mit dem Tod. Die Theologie besorgt unsre unsterbliche Seele, die Medizin unsern sterblichen Leib — den unsterblichen Leib die Politik; wir sind auch gegen sie zu höflich.

Käme es nur auf den Brotkorb an, so könnten wir uns damit be- und vergnügen, alle paar Jahre unsre sinnlos proportionierte Stimme abzugeben, Beiträge in Vereinskassen zu zahlen und vorgeschriebene Entrüstungen und Begeisterungen in Resolutionen nachzuzeichnen. Da wir aber auf die Dauer nicht in unsre leiblich unmittelbaren Interessen eingekerkert bleiben und also von keiner Partei uns hinlänglich vertreten finden, da wir, ein Jeder in seiner einzelnen Person, Volk sind, so sind wir Politiker, so wollen wir zumindest diese Medizin nicht den Aerzten überantworten.

So sind wir Politiker — und so sind wir Dilettanten, es läßt sich nicht umgehen. Denn wenn wir etwa diesem Fluche der Lächerlichkeit entfliehen wollten, wenn es uns nach dem Ruhme verlangte, in die Reihe der Seriösen, der gerafften Stirnfalten und ledernen Aktenmappen zu gehören, so werden wir sie uns doch erst ansehen, die Zünftigen, und werden eine schreckliche Entdeckung machen. Dilettanten wollten wir nicht mehr sein? und nun sollen wir Charlatane werden! Sie nämlich sind Charlatane, alle, durch die Bank. Jeder unter ihnen weiß es vom andern; und wenn der andre aus dem Amt hinausbugsiert ist, bestätigt ers ihm im Nachruf; wir wissen es schon vorher, und von beiden, vom einen wie vom andern.

Machen wir uns aber doch das Vergnügen, auch unsrerseits „nachzurufen“. Von Shaw ist ein neues Werk erschienen: ‚Zu-

rück zu Methusalem', eine Perlenkette von einer philosophischen Vorrede und fünf Dramen, deren erstes zur Zeit Adams und Evas im Paradiese, deren letztes ungefähr 30 000 Jahre nach unserm hiesigen Aufenthalt spielt; ein Genre für sich; eine hinreißend amüsante Langeweile. In der einen dieser „Perlen" treten zwei englische Minister auf, deren Unsterblichkeit, beiläufig, der Dichter auf sehr witzige Weise auch für die spätern Generationen nicht verloren gehen läßt; dieses Mal aber erscheinen sie in ihrer einmaligen Leiblichkeit: Lloyd George und Asquith. Eine Satire, versteht sich; und eine so grobe, derbknüpplige, daß wir uns sagen: sie verfehlt ihren Zweck. Die beiden Leute so hanebüchenen Unsinn, so blöden, naiven, so dezidierten Stuß reden zu lassen, das ist ein zu wohlfeiles Mittel. Merkwürdig: sobald man das Stück zu Ende gelesen hat und das Buch zuklappt, ändert sich das Lachen darüber; es ist einem zu Mute, als ob man ein für alle Mal nun auch Herrn Lloyd George zugeklappt hätte; die Satire war nicht zu grob, das Mittel war nicht zu wohlfeil. Exit Lloyd George; und London und Paris geben es ihm unter Brief und Siegel. Zwar versucht er jetzt, sich als Dilettant wieder ehrlich zu machen; aber „der Duft der Pflaume ist weg", wie Goethe sagt, und selbst wenn er wieder Minister wird und die Zeitungen ihn wieder den Walliser nennen, obgleich er in der Nähe von Manchester geboren ist, Alle werden wissen: Heil uns, wir haben unser Spielzeug, das mit uns spielt, unser Stehaufmännchen, unsern Charlatan.

Lebt Woodrow Wilson noch? nicht einmal Flüche suchen ihn noch auf. Jetzt ist seine Psychologie geschrieben worden; aber Psychologie, das heißt: mildernde Umstände; und mildernde Umstände heißt: Verurteilung.

Wenn der Staatsgründer Masaryk im Herbst 1922 die deutsche Uebersetzung eines Buches herauszugeben erlaubt, das er zwar während des Krieges geschrieben hat, so bekundet er, daß seine Urteile im Großen und Ganzen unverändert sind. Aber nun sehe man sich diese Urteile eines ethisch psalmodierenden Gelehrten an! Sie sind, als von einem Manne herrührend, der um die Ideale weiß, nur umso schlimmer; chauvinistisch, jesuitisch, heuchlerisch; die weiße Entente, das schwarze Deutschland; durch eine gekniffene Affektation von Gerechtigkeit vollends ärgerlich. Masaryk, unter anderm, macht sein Kompliment vor England. Der rettungslos verzunftete Politiker mag sich in dieser Bewunderung gefallen; aber ein echter Literat, der zwei Völker mit einander vergliche, müßte durchdrungen davon sein, daß nur das wirklich gelebte, nicht das in historischer Appretur erscheinende Leben den Maßstab des Vergleichs abzugeben hat. Und das stolze England des neunzehnten Jahrhunderts steht an Humanität, Gesittung und Herz sehr viel tiefer als das arme Preußen desselben Zeitraums, England mit seinem Irland, seinem Kinderhandel, seinem Räuberunwesen bis ins Weichbild von London noch in den zwanziger Jahren, seinen gehenkten Wechselfälschern, England mit den scheußlichsten Gründen zu Kriegen, deren sich je ein Volk bedient hat. Gegen dieses England war Preußen wirklich, wie Bismarck es genannt hat,

eine wollene Jacke, die kratzt, aber warm hält. Insofern Lloyd George das nicht einmal zu wissen braucht, ist er ein Charlatan; Masaryk einer, insofern er es nicht weiß.

Und was nun Bismarck selbst betrifft, so scheint er allmählich ja zum Heros der bürgerlichen Demokraten geworden zu sein; ganz als ob der Mann nichts andres gemacht hätte als den Nikolsburger Frieden. Wenn Rathenau zugleich seinen Begriff vom politischen Genie und seine Bewunderung Bismarcks auf die kürzeste Formel bringen wollte, pflegte er die bekannte Geschichte zu erzählen, es steht auch in seinen Schriften, wie Bismarck die Nachricht von Nobilings Attentat empfängt: auf einem Spaziergang im Wald, bleibt wie angewurzelt stehen und wettert in den Triumphblitz aus: „Nun haben wir sie — jetzt lösen wir den Reichstag auf." Welche Schnelligkeit, welche Riesensprünge über die Zwischenglieder hinweg! Es hätte aber um Deutschland besser gestanden, wenn Bismarck ein Mensch gewesen wäre, der in einem solchen Augenblick gesagt hätte: „Der arme alte Mann!"; die Nationalliberalen und die Sozialdemokraten wären ihm nicht davongelaufen. Rathenau, der sich in seinen stillsten und stolzesten Stunden vermaß, durch eine Philosophie der Seele die kritische Philosophie so abzulösen, wie diese es der dogmatischen getan hatte, er hätte der Letzte sein müssen, einen Zug von kaltem Charlatanismus anzubeten. Aber der Charlatan überwältigte ihn, er wurde Minister.

Er und Naumann sind zwei Beispiele dafür, wie bitter es sich rächt, um jeden Preis wirken zu wollen. Beider Wert steckte in ihrer Sonderbündelei, in ihrer Vielfältigkeit; aber weil sie nicht warten konnten, suchten sie den Anschluß, und indem sie den Anschluß fanden, verloren sie sich.

Es graust einen, wohin man sieht, und gar die gespreizten „Zivilstrategen" vollenden die Trostlosigkeit. Nicht Irrtümer und Fehler sind es, die den Charlatan machen; aber daß Einer kein Charlatan sei, dazu reichen auch Erfolge nicht aus, umso weniger, als nach einer gewissen Zeit die Fehler irrevozibel werden und schon dadurch gerechtfertigt erscheinen.

Seit einiger Zeit hat man in Deutschland, und nicht nur in Deutschland, zum beifälligen Wohlbehagen des Bürgers die Lehre verfochten, daß den besten Staatsmann der Wirtschafter abgäbe. Man könnte mit demselben Recht behaupten, daß der beste Dichter Arzt sein müsse oder Rechtsanwalt, weil Schiller Arzt und Goethe Rechtsanwalt war. Selbst der geniale Wirtschafter, der geniale Militär, sogar der geniale Diplomat ist zum Staatsmann ohne weiteres nicht viel besser berufen als der geniale Chemiker. Zum Staatsmann wird jeder dieser Typen erst dadurch, daß er die mit seiner speziellen Meisterschaft nicht notwendigerweise verbundene Eigenschaft hat, die objektiven Gebiete — der Wirtschaft, des Heeres, der Diplomatie — auf den lebendigen, realen Menschen zu beziehen. Diesen also muß er kennen, diesen — wollen. Macht er den umgekehrten Prozeß, bezieht er den lebendigen, realen Menschen auf die Kategorie, so reichen Jahrzehnte nicht aus, Das zu korrigieren, was er in Jahren unmerklich, weil erfolgreich, angerichtet hat.

Es gibt nicht viele Männer unter den Politikern des letzten Jahrhunderts, vor denen dem Betrachter die Beunruhigung durch eine charlatanige Beimischung so fern bleibt wie vor Marx und Engels. Bei Engels ist die unverwelkte Frische des Naturells, das ungebrochene, unbrechbare Naturburschentum so köstlich, daß dieser Charakter, in seiner Selbstlosigkeit ohnegleichen, ein exemplarisches Besitztum des deutschen Volkes sein würde, wenn ihn nicht Parteien reklamierten, Parteien ausschlössen. Marx hat das feinste, festeste Sieb der Begriffe und läßt keine Schlaube passieren. Vielleicht, trotz ihrer angeborenen kühnen und unbekümmerten Art, mußte doch noch die Freundschaft dazu kommen, dieses wechselseitige Geben und Nehmen ohne Hinsehen, dieses wechselseitige Prüfen und Durchdringen, um keinen von ihnen jemals in Eigensucht aufschwellen zu lassen; und zur Freundschaft vielleicht noch das Exil. Wären sie Führer in Deutschland heute, wer weiß, ob auch sie nicht Charlatane wären. Als Marx starb, sagte Hans von Bülow, mit dem Hute in der Hand: „Ein großer Gelehrter". Das ist möglicherweise ein tiefer dringendes Wort, als es sich den Anschein gibt. Marxens unerbittlicher Blick duldet nicht die Einschaltung oder gar den Primat irgendeiner Ideologie in den gesetzmäßigen historischen Verlauf, selbst nicht der des bloßen revolutionären Willens. Aber er konnte nicht hindern, daß auch ihm die Affekte, die Leidenschaften, ja die angeborenen Nationalcharaktere zu Tatsachen wurden, und sind das nicht lauter verkappte Ideologien? Die Wissenschaft will messen. Das Messen hat den Zweck, die Dinge zu benützen. Das Messen besteht darin, die vorhandenen feinern Sinne durch einen hypostasierten gröbern zu ersetzen. Das Auge mißt Licht und Farbe feiner als der feinste Apparat; es geht nicht ohne das Auge, es geht nicht ohne den Menschen. Nie wird die Wissenschaft Königin des Lebens sein können, sondern immer nur seine edelste Dienerin. Und also —

und also geht es nicht ohne Dilettanten, nämlich nicht ohne die Laien.

---

## Der gerechte Preis von Argentarius (Alfred Lansburgh)

Die große Kiste Zigarren, lieber James, die ich Dir gestern gesandt habe, stellt so etwas wie eine Extra-Festgabe dar. Ich habe mir nämlich den vorläufigen Abschluß meiner Bank vorlegen lassen, und der hat zwei Gedanken in mir wachgerufen. Erster Gedanke: Diese Ziffern darf kein Außenstehender erfahren, er glaubt sonst, ich hätte im vergangenen Jahre Wucher getrieben. Zweiter Gedanke: Angesichts eines solchen Resultats habe ich die Pflicht, meinem Jungen eine Freude zu machen. Und das ist mir hoffentlich gelungen.

Wenn Du mich nun aber nach dem Preis der Zigarren fragst, wie Du es undelikaterweise meist tust, so setzest Du mich in große Verlegenheit. Sie haben nämlich gar keinen Preis. Als ich meinen Hoflieferanten um die Rechnung ersuchte, strich er sich nachdenklich über seinen Patriarchenbart und sagte: In Amsterdam kostet diese Zigarre 30 Cents, das heißt nach heutigem deutschen Geld 4000 Mark das Stück. In Hamburg müßte dieselbe Zigarre, da mit billiger

deutscher Arbeit hergestellt, trotz des Zolls nur 2500 Mark kosten. In Wirklichkeit können Sie sie aber in Hamburg für etwa 800 Mark haben, da noch große Posten alter Ware dort lagern, die zu einer Zeit hergestellt worden sind, als der Arbeitslohn und die Tabak-Valuta noch niedrig waren. Ich selbst habe die Zigarre schon vor einem halben Jahre auf der Preisbasis von 150 Mark gekauft. Soll ich Ihnen nun 4000 oder 2500 oder 800 oder 150 Mark berechnen? Ich weiß es beim besten Willen nicht. Bezahlen Sie dafür, was Sie wollen."

Ich habe dem Mann überhaupt kein Geld bezahlt, sondern ihm ein paar feine Aktien, zehn Flaschen Kognak und ein Markenalbum überlassen. Ich bin also zur „Tauschwirtschaft" zurückgekehrt. Denn ich stehe auf dem Standpunkt, daß man in einem am Währungsschwindel leidenden Lande unfehlbar betrügt oder selbst betrogen wird, sobald man in sogenanntem „Gelde" bezahlt, von dem Niemand weiß, was es morgen wert sein wird. Zugleich aber habe ich beschlossen, Dir die Frage vorzulegen, welchen der vier Preise, die mir der Mann genannt hat, Du für den angemessenen halten würdest. Und da ich ganz genau weiß, daß Du mir die Frage entweder mit einer ausweichenden Phrase oder falsch beantworten würdest, so will ich Dir die Antwort gleich mitsenden. Denn mein Zigarrenkauf und seine Begleitumstände bilden ein lehrreiches Belegstück für die zerfahrene Wirtschaftsweise in einem geldbankrotten Lande.

Solange es eine Volkswirtschaftslehre gibt, zerbrechen sich die Gelehrten den Kopf über die Frage des „gerechten Preises". Die einen konstruieren ihn aus den Elementen „Arbeitslohn", „Kapitalzins" und „angemessener Gewinn", andre leiten ihn im Gegensatz hierzu nicht von den Kosten der Gestehung, sondern von denen der Wiederbeschaffung ab, wieder andre lassen Angebot und Nachfrage unter der Herrschaft der freien Konkurrenz über ihn entscheiden. Aber welche Theorie man auch akzeptieren mag: Für unsern Fall und damit zugleich für alle Fälle des heutigen Verkehrslebens paßt keine von ihnen. Es ist einfach unmöglich, in Mark, will sagen: in einem Gelde ohne festen Wert, den Preis zu ermitteln, der „gerecht" ist, das heißt: jedem Beteiligten das angemessene Entgelt für seine Leistung sichert und Niemand schädigt. Aus dem einfachen Grunde, weil der in Mark ausgedrückte Preis ein perpetuum mobile ist, dessen tatsächliche Kaufkraft sich jeden Moment ändert.

Kehren wir zu meinem Zigarrenhändler zurück. Hätte er von mir den Preis gefordert, der am amsterdamer Markt gilt, so hätte er sich ohne Zweifel zu meinem Schaden bereichert. Denn dieselbe Zigarre, die ich ihm mit 4000 Mark bezahlt hätte, konnte ich mir, wie er selbst sagte, in Hamburg für 2500 Mark anfertigen lassen. Also sollte man annehmen, daß dieser letzte Preis angemessen gewesen wäre. Aber das kann wiederum nicht zutreffen, denn dieselbe Zigarre war ja aus irgendwelchen Gründen in Hamburg für 800 Mark am Markt und in jedem Quantum käuflich. Der Mann hätte mir mithin mehr als das Dreifache des Betrages abgenommen, für den er sich wieder „eindecken" konnte. Wäre sonach 800 Mark — zuzüglich eines Prozentaufschlages für den Händlergewinn — der angemessene Preis gewesen? Subjektiv, vom Standpunkt meines Lieferanten, ja. Aber auch objektiv? Nein. Denn wenn ich aus irgendeiner Laune heraus nach Hamburg gefahren wäre und dort den ganzen Zigarrenvorrat

zum Preise von 800 Mark je Stück aufgekauft hätte, so würde mir das Handelszentrum, das man „Hamburger Markt“ nennt, eine Ware für 800 Mark verkauft haben, die es sich selbst nur um den Preis von 2500 Mark wiederbeschaffen konnte, ja deren Beschaffung ihm sogar 4000 Mark nebst Spesen gekostet haben würde, wenn der Bedarf so dringend war, daß die notwendige Fabrikationszeit nicht abgewartet werden konnte und die Ware deshalb im amsterdamer Engrosmarkt gekauft werden mußte. Allgemeinwirtschaftlich wäre also auch 800 Mark nicht der angemessene Preis gewesen; irgendwelche Erwerbsgruppen, gleichviel welche, wären dabei notwendig zu Schaden gekommen. Und was von einem Preise von 800 Mark gilt, gilt natürlich erst recht von dem letzten und niedrigsten der vier Preise, von 150 Mark.

Die Frage ist also einigermaßen verwickelt. Und sie wird noch verwickelter, wenn wir beschließen, die Praxis zu Rate zu ziehen, wie ich es Spaßes halber einmal getan habe. Es handelte sich damals um einige Flaschen eines bekannten Parfums, die ich kaufen wollte. In dem ersten Laden, den ich betrat, forderte man 8000 Mark. Das schien mir zu teuer, und ich betrat den zweiten Laden. Preis 15 000 Mark. Ich frage: „Warum so viel?“ Antwort: „Weil ich die Flaschen gestern erst gekauft und selbst mit 12 000 Mark bezahlt habe. Hier ist die Faktura. Bitte sich zu überzeugen.“ Ich überzeugte mich und betrat einen dritten Laden. Preis 1500 Mark. Weil der Mann das Parfum bereits einige Monate auf Lager und dem Valutastande entsprechend billig eingekauft hatte. In einem vierten Laden schrie mich der Inhaber zornig an, als ich fragte. „Ich verkaufe das Zeug nicht mehr! Ich verkaufe überhaupt nichts mehr! Bei jedem Verkauf wird man ja betrogen! Gestern habe ich die letzte Flasche für 390 Mark hingegeben. Das war mein Einkaufspreis plus 30 Prozent Nutzen; so kalkuliere ich, solange mein Geschäft besteht. Und wissen Sie, was mir die Fabrik heute für eine neue Flasche abfordert? 12 000 Mark, mein Herr, 12 000 Mark im Einkauf! Und so geht es mir mit allen meinen Artikeln. Ich habe mich arm verkauft! Sehen Sie sich meine Regale an: Alles leer, Alles sozusagen verschenkt, für den zwanzigsten Teil dessen, was ich für den Neu-Einkauf zu zahlen hätte. Ich muß mein Geschäft schließen, weil ich kein Geld mehr habe, um Ware anzuschaffen!“

Was mir dieser Mann erbittert zugerufen hat, das kannst Du, lieber James, in allen Städten und in allen Gewerbezweigen tausendfältig hören. Die Leute haben sich samt und sonders arm verkauft, haben ihre „Substanz“ verschleudert, weil sie nach den von Vater und Großvater überkommenen soliden Geschäftsprinzipien gehandelt und redlich kalkuliert haben. Sie haben sich ruiniert, weil sie in einer Zeit des Geldschwindels ehrlich geblieben sind. Machte aber einer oder der andre von ihnen den Versuch, sich vor der Verarmung zu retten, indem er seine Preise nicht nach den Kosten des Einkaufs, sondern nach den Kosten der Wiederbeschaffung berechnete, so schritten die Preisprüfungsstellen und die Wuchergerichte ein und bestraften ihn.

Denn wie Du weißt, mein Sohn, besolden Reich und Kommune unzählige Beamte, die dafür sorgen sollen, daß jeder Kaufmann der Zeit entsprechend verarmt. Lange Zeit hindurch ist ihnen das gelungen, dank dem Selbstbetrug, in den die Gewerbetreibenden fast aus-

nahmslos verstrickt waren. Jeder Ladeninhaber freute sich, wenn er am Abend „Kasse machte“ und seinen Bestand an buntem Papiergeld nachzählte. Erst nach und nach dämmerte in den Leuten die Erkenntnis, daß sie in dem Maße verarmten, wie sie ihre Warenlager in Geld umsetzten, weil sie für die vermeintlich hohen Summen, die sie einnahmen, ihren Bestand an Verkaufsware nicht annähernd auf seiner ursprünglichen Höhe erhalten konnten. Ich glaube, eine Rundfrage in Deutschland würde ergeben, daß die Gesamtheit aller Händler heute nicht imstande ist, für ihr Totalvermögen auch nur den vierten Teil des Warenlagers anzuschaffen, das sie unmittelbar nach Kriegsende dafür hätten anschaffen können.

Natürlich verbrennt kein Mensch bei lebendigem Leibe, ohne es allmählich zu merken. Und so merken denn auch die Kaufleute jetzt, viel zu spät, was die Geldentwertung für sie bedeutet. Kein Preisprüfungsamt und kein Wuchergericht kann sie heute noch daran hindern, ihre Preise so zu bemessen, wie es nötig ist, wenn sie vernunftgemäß wirtschaften und sich ihre Existenz erhalten wollen. Und parallel mit dieser Erkenntnis werden auch bei den Gerichten, gleichfalls viel zu spät, Bedenken ob der bisher befolgten Praxis wach. Das Reichsgericht, das sich an den Buchstaben von Gesetzen halten muß, die für geldehrliche Zeiten geschrieben worden sind, tanzt einen Eiertanz zwischen dem formalen Recht und seiner bessern Einsicht, ohne sich aber zu dem Appell an den Gesetzgeber aufzuraffen: „Schaffe Deine sinnlos gewordenen Gesetze ab, oder kehre zu einem Gelde zurück, das den Gesetzen ihren Sinn wiedergibt!“

Und zwischendurch erschallt immer lauter der Schrei der Straße: „Kampf dem Wucher! Hängt die Preisverderber, die das Volk dem Elend überliefern!“ Man schlägt Ladenfenster ein, raubt die ausgestellten Waren, prügelt die Händler und droht dem ganzen Kaufmannsstande blutige Vergeltung an. Und der Staat, der die Flut der Empörung immer gefährlicher branden sieht, wendet Besänftigungsmittel an, wie sie bei Kindern erprobt sind, die man nicht überzeugen kann, sondern durch kleine Konzessionen zur Ruhe bringt: er greift sich ein paar Uebeltäter, die ihre Preise zu auffällig „in die Höhe gezeichnet“ haben, heraus, schließt ihre Lager, beschlagnahmt ihre Waren und verkauft diese zu Preisen, die das Volksempfinden für „angemessen“ hält. Auf diese Weise unterwirft sich die Obrigkeit, oft gegen besseres Wissen, der Unkenntnis der Gasse. Sie treibt gewaltsame „Realpolitik“, was freilich erheblich leichter ist, als das Volk über die Zusammenhänge aufzuklären, und vor allem erheblich weniger gefährlich. Denn die Aufklärung würde ja dem Volk zum Bewußtsein bringen, daß der wirklich Schuldige an der Revolution der Preise nicht der Händler ist, der seine Forderungen erhöht, sondern der Staat, der jenen zwingt, die Erhöhung vorzunehmen, sofern er nicht verelenden will.

„Also gibt es keinen Wucher?“ wirst Du hier vermutlich einwerfen, mein Junge. Sicherlich gibt es den. Wucher treibt, zum Beispiel, jede kartellierte Industrie, die durch bindenden Kommissionsbeschluß ihre Preise auf eine Höhe steigert, die der Geldentwertung voll angepaßt ist, obwohl zur selben Zeit die Löhne, die Gehälter und die andern Unkosten dem Entwertungsstande noch nicht entfernt entsprechen. Wucher treibt jede Volksgemeinschaft, die einzelnen wehr-

losen Gruppen der Bevölkerung Leistungen abpreßt, ohne sie für diese Leistungen angemessen zu entschädigen, wie es etwa gegenüber dem städtischen Hausbesitz geschieht, dem man wenig wertloses Geld für viel wertvollen Wohnraum gibt. Wucher treibt vor allem der Staat, der sich seine Dienste — Erhaltung der Ordnung, des Rechts, des Verkehrs — mit dem Vielfachen dessen bezahlen läßt, was diese Dienste wert sind; der mit dem der Bevölkerung direkt oder indirekt (durch die Notenpresse) abgenommenen Gelde überflüssigen Luxus treibt, indem er riesige Beamtenheere unterhält, die fortfallen könnten, wenn er nicht selbst mit seiner törichten Geldwirtschaft an allen Ecken und Enden des Verkehrslebens Störungen hervorriefe, die er mit seinen Heeren glaubt beseitigen zu können. Aber das, was die große Masse gemeinhin als Wucher empfindet, das, was Dir selbst vielfach wucherisch erscheint, wenn Du durch die Straßen gehst und die Preise in den Schaufenstern studierst, grade das ist höchst selten Wucher, sondern die berechtigte Notwehr der Erwerbsstände, sich gegen das Sinken der im Gelde verkörperten Kaufkraft zu schützen. Es ist oft gradezu ein Kampf der Verzweiflung gegen die unheimlichen Mächte, die den Kaufmann mit Gewalt ins Proletariat hinunterwerfen wollen.

Kein Gesetz und keine Polizei, kein Volksprotest und kein Straßenkampf kann die Preise hindern, auf den Stand zu steigen, bei dem sich die in den Konsum abfließenden Produkte wieder erzeugen lassen. Versucht man es mit Gewalt, die Preise unter diesen ihren natürlichen Stand zu drücken, so hat das notwendig zur Folge, daß die unlohnend gewordene Produktion stillsteht, die Volksversorgung stockt und die Preise schließlich — infolge des Mißverhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage — noch erheblich höher steigen als vorher. Der Staat mit seinen Machtmitteln kann dieses Gesetz nicht unwirksam machen, etwa dadurch, daß er die Produktion in die eignen Hände nimmt. Denn auch dann muß er sich dem Gesetz unterwerfen, das die Preise auf denjenigen Stand hebt, bei dem die Nachfrage sich dem Angebot anpaßt; und wenn er die Nachfrage steigert, indem er wieder und immer wieder neues Geld in den Verkehr pumpt, zwingt er selbst das Angebot, sich der Nachfrage auf einem erhöhten Preisstande entgegenzustellen, weil sonst die Uebereinstimmung zwischen der Nachfrage und der Möglichkeit ihrer Befriedigung verloren gehen würde.

Welches ist also der angemessene Preis der Zigarren, die ich Dir geschickt habe? Es ist derjenige Preis, der dem Importeur des Tabaks, dem Zigarrenfabrikanten und dem Zwischenhändler genügenden Nutzen läßt, um sie zur Aufrechterhaltung der Produktion, zur gleichmäßigen Versorgung des Markts und zur Wiederauffüllung der Lager zu veranlassen. Wenn Du mich nun aber aufforderst, Dir eine konkrete Ziffer zu nennen, also Dir zu sagen, ob ein Preis von 4000 oder von 2500 Mark „angemessen“ in diesem Sinne ist, so kann ich Dir nur dann antworten, wenn Du mir die Bedingungen nennst, mit denen die Zigarren-Herstellung während der nächsten Produktions-Periode zu rechnen hat; wenn Du mir also sagst, wie teuer der Tabak und wie hoch die Löhne, Frachten und andern Unkosten sein werden. Diese Ziffern kannst Du mir aber nicht nennen, denn sie hängen von der Bewegung des Geldwerts ab.

Und wir kommen sonach zu dem Resultat: Wo ein fester Geldwert fehlt, da fehlt notwendig auch der Begriff eines „angemessenen Prei-

ses". Schwankender Geldwert bedeutet Spekulativität auf allen Gebieten. Er macht den Preis zum Spielball des subjektiven Ermessens der wirtschaftenden Kreise. Da diese Kreise bemüht sind, sich vor Schaden zu bewahren und Opfer der Geldverschlechterung zu werden, so wird der Preis die Tendenz haben, noch über den Stand zu steigen, der durch den momentanen Grad des Währungsverfalls gerechtfertigt ist. Da aber die allgemeine, vom Geldwert abhängige Kaufkraft dem Preise nicht auf diesen Stand zu folgen vermag, der Konsum also zurückgeht, so sorgt die Konkurrenz der Produzenten und Händler, die ihre Ware verkaufen wollen, dafür, daß der Preis wieder auf den Stand zurückgeht, der nach Lage der Dinge gerechtfertigt ist. Exakt läßt sich dieser Stand aber im Lande des Geldverfalls nicht bestimmen.

In Liebe

Dein alter Papa

---

# Volksversammlung von Klabund

Ich hörte, wie ein Silberbart schrie:
Es lebe die heilige Demokratie!

Da trieb ein Wrack im fahlen Fluß:
Hie Spartakus.

Und eine Wolke ist verweht:
Es lebe des Kaisers Majestät!

Da sprang mit Panthersprung zur Tribüne
Ein dürrer, ein magrer, ein hagrer Hüne.

Auf seiner Stirne lag ein Schein
Ein Veilchenschein, ein Heiligenschein:

Es gibt nur
Eine wahre klare Diktatur.

Ein Jeder lebt nach dem Diktat,
Das der da oben
der da unten
Er legt die Lunten
IHN laßt uns loben
gegeben hat.

Es gibt nur eine Partei:
der Sterbenden
Es gibt nur eine Partei:
der Verderbenden
Der Arges Erbenden
Weh-mut Werbenden.

Ein Schleier vor Aller Blicken hing.
Sternenstille. Kein Atemzug ging.

Er hob die Hand. Die war verdorrt.
Es meldete sich Niemand zum Wort.

# Bayern von Ernst Niekisch

3.

Dieser Separatismus verkörpert sich am vollendetsten in der begabten Persönlichkeit des Doktor Heim. Heim ist Organisator und Führer der bayrischen katholischen Bauern. Solange vor der Revolution der hohe bayrische Adel seine Großgrundbesitzinteressen auf Kosten der Interessen der Mittel- und Kleinbauern durchdrückte, fand er in Heim einen mitunter sehr derben und groben Gegner. In jenen Tagen kam Heim in den Ruf, im Gegensatz zu den feudalen Fideikommißherren ein Demokrat zu sein.

Die Revolution hatte mit den Vorrechten des feudalen Großgrundbesitzes aufgeräumt und den hohen bayrischen Adel zur politischen Ohnmacht verurteilt. Die adligen Großgrundbesitzer hörten auf, Heims Gegner zu sein. Der Gegner erstand nun auf einer andern Front. Die Revolution hatte dem Industrieproletariat den Weg zur politischen Macht geöffnet. In der Reichspolitik machte sich das alsbald bemerkbar. Wenn sich auch nicht der Sozialismus verwirklichte, so nahm doch die Wirtschafts- und Steuerpolitik nicht mehr jene zarte Rücksicht auf das Privateigentum und den Grundbesitz, die in dem wilhelminischen Deutschland üblich gewesen war.

Bayern ist ein Agrarland; Heim ist Bauernvertreter. So empfand er die Reichspolitik, wie zaghaft sie auch immer unter dem Druck der Sozialdemokratischen Partei den Besitz belastete, feindlich und sozialistisch. Wo in einem Reichsgesetz dem Lebensinteresse des Industrieproletariats Rechnung getragen war, da wurde es von Heim als bolschewistisch kritisiert, denunziert und angefochten.

Bayern fühlte seine besondern agrarischen Interessen durch das Reich zurückgesetzt; der bayrische Bauer sollte zugunsten des norddeutschen Industriearbeiters manche Leistung auf sich nehmen, manchem Gewinn entsagen, wozu er innerlich wenig Geneigtheit verspürte. Der bayrische agrarische Egoismus, der innerhalb des neuen Reiches nicht auf seine Rechnung zu kommen fürchtete, schenkte den schon vorhandenen separatistischen Strömungen in Bayern die stärksten Antriebe und verlieh ihnen eine ganz ungeahnte Lebendigkeit. Der wirtschaftliche Gegensatz übertrug sich auf das politische Gebiet; durch den Sieg der republikanischen Staatsform war die Vorherrschaft der Grundbesitzer in Deutschland gebrochen worden; mithin war die republikanische Staatsform in den Augen der Bauern die Wurzel alles Uebels. Unter den Wittelsbachern, die selbst sich reichen Grundbesitzes erfreuen, hatten die bäuerlichen Wünsche fast immer Gehör gefunden; wenn man wieder die alte Vorrangstellung anstrebte, mußte man zuvor die monarchische Staatsform herstellen.

So dachte und fühlte man in Bayern. Diese innere Einstellung wurde noch vertieft und versteift durch Haltung und Wirksamkeit der katholischen Geistlichkeit. Der Altar fühlt sich immer zum Thron hingezogen. Nun aber hatte unter den Wittelsbachern der Katholizismus in Bayern gradezu die Alleinherr-

schaft ausgeübt. Die Schule war ihm ausgeliefert, jede freie geistige Richtung durch gefügige Minister unterdrückt worden.

Obschon die Weimarer Verfassung den Kirchen volle Freiheit in der deutschen Republik gewährt, ist sie für die katholische Geistlichkeit Bayerns ein Rückschritt. Die Weimarer Verfassung räumt auch andern geistigen Richtungen Lebensrecht ein; sie sichert nicht das Uebergewicht der Kirche in der Schule; sie enthält nicht einmal das Wort „Gott". Daher rührt die Feindschaft des bayrischen Klerus gegen die Verfassung. Unter der Führung des höchst aktiven und streitbaren Erzbischofs Faulhaber untergräbt der bayrische Klerus das Ansehen der Weimarer Verfassung, seitdem sie in Kraft ist; daß sie dem bayrischen Geistlichen die bevorrechtete Stellung nahm, die er besaß, wird ihr nicht verziehen. Der katholische Geistliche übt ungemessenen Einfluß auf den bayrischen Bauern aus; schürt er von der Kanzel aus oder am Wirtshaustisch beim sonntäglichen Kartenspiel gegen die gottlose, sozialistisch-materialistische Republik, so ist bald kein Dorf mehr, in dem dieser Republik nicht Ablehnung und Widerstand zuteil wird. Die Wirkung des geistlichen Wortes ist dabei umso verheerender, als gleichzeitig aus agrarwirtschaftlicher Selbstsucht der Republik mit Mißtrauen begegnet wird.

Das bayrische staatliche Selbstgefühl braucht heute eine Demütigung durch militärische Machtmittel der berliner Regierung nicht mehr zu befürchten. Es griff umso anmaßender und rücksichtsloser um sich, je offener die Schwäche der Reichsregierung hervortrat.

Als um des Großen und Ganzen, um der Existenz des gesamten deutschen Volkes, um der Republik willen Bayern einige wirtschaftspolitische und kulturpolitische Opfer bringen sollte, bäumte sich dieses bayrische Selbstgefühl auf: Bayern wollte an seine „Eigenarten" nicht tasten lassen; es wollte nichts preisgeben; es wollte sich behaupten, so, wie es war, und wie es nach den Gesetzen seines innern Aufbaus zu sein vermochte.

Wirtschaftliche und kulturelle Forderungen, die seinen bäuerlichen und kirchenpolitischen Verhältnissen nicht völlig angepaßt waren, wollte es nicht anerkennen, auch wenn sie aus den Bedürfnissen und Lebensnotwendigkeiten des Reiches herausgewachsen waren. Es fühlte sich nicht eigentlich als organisches Glied der einigen Republik, sondern als eine „vergewaltigte" Staatspersönlichkeit, die das Recht habe, auf graden und krummen Wegen den Beschränkungen und Beengungen, den Unterordnungen und Verzichtleistungen zu entgehen, die jede Zugehörigkeit zu einem größern Ganzen mit sich bringt, und die auch Bayern naturgemäß durch seine Zugehörigkeit zum Reiche auferlegt worden waren.

So steht instinktiv das bayrische Bauerntum zum Reich; so steht bewußt seit dem November 1918 der Repräsentant dieses Bauerntums, Dr. Heim, zu der deutschen Republik.

Vor aller Oeffentlichkeit trat das in einem Artikel in Erscheinung, den Heim am 1. Dezember 1918 in Nummer 334 des ‚Bayrischen Kurier' unter voller Namensnennung ver-

öffentlichte. In diesem Aufsatz entwickelt Heim großbayrische Pläne, von denen er selbst weiß, daß sie zu verwirklichen sind nur um den Preis der Zerschlagung der Reichseinheit.

> „Wir vom bayrischen Standpunkt aus müssen den engsten Zusammenschluß von Bayern, Vorarlberg, Tirol, Steiermark, Oberoesterreich wünschen. Abgesehen von der Stammeszugehörigkeit, dem gleichen Volkscharakter, dem gleichen Empfinden, ist diese Gruppierung vom wirtschaftlichen Standpunkt aus für Bayern außerordentlich wertvoll . . . Darum muß die bayrische Politik darauf eingestellt sein, diese Länder möglichst rasch in engste Verbindung mit Bayern zu bringen . . . Wenn feststeht, daß die Alliierten niemals zugeben werden, daß das alte Deutschland durch Oesterreich vergrößert wird, dann hat Bayern nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Entweder es bleibt im Gefüge des alten Reiches, dann muß es auf diese glänzende Perspektive verzichten, oder Bayern vollzieht und erstrebt diesen Anschluß. Meiner Ansicht nach kann nur das letztere in Betracht kommen. Aber die Bedenken, die hiergegen sprechen könnten, sind folgende. Das neue Wirtschaftsgebiet hat keinen Zugang zum Meer, kein genügendes Erz- und Kohlenvorkommen, dagegen gewaltige Wasserkräfte. Tirol hat noch eine Million Pferdekräfte, die nicht ausgebaut sind. Hierfür gäbe es aber eine Lösung, kurz bezeichnet mit dem erweiterten alten deutschen Rheinbund. Hannover, Westdeutschland bis zur Elbe und Süddeutschland mit Oesterreich . . . Bayern muß sich . mit der Hoffnung späterer Wiedervereinigung unbedingt abtrennen . . . Bei einer derartigen Neugruppierung des Reiches wird die Entente keine Schwierigkeiten machen.“

Das sind programmatische Ausführungen, die in ihrer Tragweite nicht unterschätzt werden dürfen. Der bayrische Ehrgeiz soll befriedigt werden in einem größern Bayern; dieses Großbayern soll, seiner Zusammensetzung nach, zur Hauptsache agrarischen Charakter tragen und vor allem katholische Länder einbeziehen; dieses Ziel, eine „glänzende Perspektive“, ist es wert, daß das Reich dafür im Stiche gelassen wird. Bei allen Bewegungen und Zielsetzungen steht im übrigen die Hoffnung im Hintergrunde, daß die Entente keine Schwierigkeiten machen werde. Insbesondere wird dabei an Frankreich gedacht. Frankreichs europäische Vormachtstellung wird am nachhaltigsten gesichert, wenn Deutschland aufgehört hat, ein einheitliches Staatsgebilde zu sein und in verschiedene Einzelstaaten zerfallen ist, die in kleinlichen Eifersüchteleien ihre Kräfte gegenseitig binden und aufbrauchen. Heims Programm kommt französischen Wünschen entgegen. Die Erneuerung der alten Rheinbund-Politik wird wieder angeboten; die monarchistische Restauration wird davon erwartet.

Heims Programm knüpft an die Politik an, die Bayern die vielen Jahrhunderte hindurch bis 1871 getrieben hat. Jene alte bayrische Politik hatte mit Heims Programm alle Grundgedanken gemein: Vergrößerung Bayerns, Schwächung und Auflockerung des Reiches, Anschluß an Frankreich. Heim nahm mit seinem Programm nur alte bayrische Ueberlieferungen auf. Es waren die gleichen Ueberlieferungen, die zwischen 1860 und 1870 auch von der Bayrischen Patriotenpartei fortgesetzt worden waren.

(Fortsetzung folgt)

# Wirtschaftsführer von Frank Faßland

## XXIII.

## Krupp

Wenn es ein vollkommenes Gegenbeispiel zu einer Industrialisierung gibt, wie sie in allen Gründerzeiten — denen von heute und denen von früher — üblich und erfolgreich zu sein pflegt, so wird es durch die Entwicklung der Kruppschen Werke geboten. Da ist nichts von Finanzkunst, gleichgültig ob sie sich als Dienerin industrieller Gedanken gebärdet (wie beim alten Rathenau oder bei August Thyssen), oder als ihre Herrin (wie bei vielen Konzerngründern und Vertrustungspolitikern der Inflationswirtschaft). Da ist Alles reiner, schlichter Dienst an der industriellen Idee, sachliches ernstes Ringen mit der industriellen Gestaltung, die sich durch finanzielle Künste, durch Agiotage, Börsenpopularität und Aktienfinessen nicht fördern, aber auch nicht stören lassen will. Niemals hat eine Kruppsche Aktie die Börse gesehen, niemals ist eine „interessante“ Transaktion abgeschlossen worden, niemals hat die Kruppsche Fabrik als Gläubigerin oder Schuldnerin sich in die Abhängigkeit von Kapitalmarkt und Banken begeben. Das Finanzielle mußte natürlich erledigt werden; aber es geschah ganz kunst- und geräuschlos, es ergab sich als Nebenprodukt des Industriepolitischen. Der Aktienform konnten sich die Kruppschen Unternehmungen schließlich nicht entziehen, nachdem sie das Maß persönlicher und privater Unternehmungen so weit überschritten hatten, daß die Besitzer nicht mehr zugleich geschäftliche Leiter sein konnten. Als Friedrich Alfred Krupp, der dritte und letzte Mannesproß der Dynastie, gestorben war und nur weibliche Erben hinterlassen hatte, konnte die Aktiengründung nicht vermieden werden; aber auch im Aktienkleide blieb das Werk reiner Familienbesitz, und es gibt keinen größern Gegensatz als den zwischen der einfach und gradlinig gebauten Familiengesellschaft der Krupps, wo jeder Stein und jede Maschine auch tatsächlich der Familie gehörte, und etwa den Familiengründungen Thyssens, die ein finanzpolitisch kunstvoll verknüpftes und von ihrem Besitzer finanziell meisterhaft beherrschtes System von eignem Gelde und fremdem Kredit darstellten. Der Aufstieg der Kruppschen Werke aus kleinsten Anfängen (aus Anfängen, die weit in die Periode vor der allgemeinen Emanzipation der deutschen Eisenindustrie zurückreichten) ist in keiner Weise durch glückliche Bedingungen und Zufälle begünstigt worden, vorteilhafte Konjunkturen haben das Werk nicht über schwierige Entwicklungsstadien hinweggetragen, ausländisches Kapital, das bei andern Großbetrieben des westfälischen Kohlen- und Eisenreviers Pate stand, ist der Kruppschen Unternehmung nie zu Gebote gewesen und von ihr nie erstrebt worden. Jeder Erfolg mußte mit eigner Kraft errungen, steinigem Boden und widrigen Bedingungen abgerungen werden, und mehr als ein Mal hatte es den Anschein, als ob der Kampf trotz unermüdlichstem Ringen verloren sei. Aber die

Eigenschaften, denen das Werk seine Entstehung und seine Dauer verdankt, haben sich doch stärker erwiesen als alle Widerstände. Diese Eigenschaften waren: der Gedanke und die Kraft, ihn in Tat umzusetzen. Als Drittes aber kam hinzu die Fähigkeit, im Dienst des Gedankens und der Tat bis zur Selbstentäußerung auf persönlichen Lebensgenuß zu verzichten und im Punkt der Pflichterfüllung keine Grenzen zu kennen. Das menschliche und industrielle Bild, das die Geschichte der Firma Krupp vor unsern Augen aufrollt, hat nur einen Schatten: Es waren nicht immer Werke der Kultur, die mit so bewunderungswürdigen Mitteln und Eigenschaften hergestellt wurden, sondern es waren leider meistens — Kanonen.

Die Verschwisterung von Gedanke und Tat? Davon gehörte der Gedanke Friedrich Krupp, der der Firma den Namen, aber nicht die große Entwicklung gab. Friedrich Krupp, im Jahre 1787 geboren, setzte seine Arbeit, sein Vermögen und seine nicht feste Gesundheit mit einer Leidenschaft, die ihn selbst und all das Seinige vorschnell verzehrte, an den Gedanken der Gußstahlgewinnung. Er wollte die verkümmerte und zurückgebliebene deutsche Eisentechnik aus ihrer Rückständigkeit aufrütteln und dem englischen Stahl, der den Weltbedarf deckte, der auch für alle wertvollern Konstruktionszwecke die deutschen Erzeugnisse in ihrem eignen Lande verdrängt hatte, etwas Gleichwertiges, vielleicht Ueberlegenes gegenüberstellen. Zweimal setzte er an, zweimal scheiterte er, nicht im Gedanken, auch nicht im technischen Ergebnis, aber doch im wirtschaftlichen Erfolg, der in der Industrie noch mehr als anderswo entscheidet. Zuerst experimentierte er auf der Gutehoffnungshütte in Sterkrade, die seine Großmutter Amalie Krupp im Zwangsverkauf des Vorbesitzers erworben hatte, und suchte mit heißem Bemühen das Geheimnis des Gußstahls aufzuspüren. Unter diesen auf das Zukünftige gerichteten Versuchen scheint der Nutzbetrieb des Werkes gelitten zu haben: es nährte seinen Mann nicht, der zu wenig an Nahrung dachte und ganz an seine Idee verloren war. Im Jahre 1808 mußte die Gutehoffnungshütte verkauft werden an vier Männer, unter denen sich die Brüder Gerhard und Franz Haniel befanden. Heute ist die Gutehoffnungshütte eines der größten Gemischtwerke des rheinisch-westfälischen Reviers, und die Nachkommen jener Brüder Haniel sind noch immer die Besitzer dieses Werkes und eines weitverzweigten Industriekonzerns, der sich um sie gruppiert hat.

Friedrich Krupp aber wandte sich nach seinem Auszuge aus der Gutehoffnungshütte nach Essen, wo er um des Broterwerbs willen das bisher von seiner Mutter betriebene Spezereigeschäft übernahm. Das Firmenschild Fried. Krupp, das heute über dem mächtigsten Werke der deutschen Eisenindustrie leuchtet, deckte, als es zum ersten Mal in Erscheinung trat, also einen ganz anders gearteten Betrieb. Unter ihm wurde namentlich der Kaffeehandel betrieben. Nicht lange litt es Friedrich Krupp in dieser Tätigkeit, die an seinem Würdegefühl und an seinem Herzblut fraß. Er erwarb Ende 1811 in der Gemeinde Altenessen ein kleines Grundstück, auf dem er einen Reckhammer nebst Schmelz- und Cementiergebäude errichtete. Das Spezereigeschäft wurde ver-

kauft und Alles, was an Mitteln disponibel war, in das geliebte Eisenunternehmen gesteckt. Es gelang Friedrich Krupp auch nach wechselvollen und kostspieligen Versuchen, einen Gußstahl herzustellen, über den der „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in den Königlich preußischen Staaten" nach sorgfältiger Prüfung das Urteil abgab, daß er an Brauchbarkeit und innerer Güte dem besten englischen Stahl gleichzuachten, ja in mehrfacher Hinsicht ihm vorzuziehen sei. Aber trotz dieser Anerkennung und mannigfachen Bestellungen, die aus dem In- und Ausland eingingen, wollte die Fabrikation keinen Aufschwung zum Großen nehmen. Es fehlte das Geld, es fehlte auch der Kredit, um den Betrieb auszubauen und insbesondere mit den notwendigen maschinellen Vorrichtungen, mit den Hämmern und Walzwerken auszustatten, die zum Betrieb eines solchen Unternehmens erforderlich waren. In diesem Kampfe stand Friedrich Krupp ganz allein. Weder Freunde noch Fremde hatten ein Verständnis für seine Idee und für die „brotlosen Arbeiten", in denen er seine Lebenskraft und seine Mittel verzettelte. Sie wollten ihn überreden, sein altes und einträgliches Spezereigeschäft wieder aufzunehmen, und schalten als unfruchtbaren Starrsinn, was in Wirklichkeit schöpferischer Drang und „Nichtanderskönnen" war. Nur mühsam hielt Friedrich Krupp das von ihm Geschaffene aufrecht, bis im Jahre 1823 seine Gesundheit und seine Kraft zusammenbrachen. Als er im Oktober 1826 — kaum vierzigjährig — starb und eine unversorgte Frau mit unmündigen Kindern zurückließ, schien es, als ob sein Lebenswerk vernichtet wäre. Und wenn dieser Schein schließlich doch trog, so lag es daran, daß Alfred Krupp, der Sohn, da war. War Friedrich der Mann gewesen, der mit dem Gedanken gerungen und dem Gedanken, wenn er ihn auch nicht zur Vollendung bringen konnte, doch sein Leben geopfert hatte, so war Alfred der Mann der Tat. Zu der geistigen Schärfe der Idee trat bei ihm die harte, schmiedende Willenskraft, der Griff, der faßte und nicht locker ließ. Der zarte, sich nur mit heroischer Kraft immer wieder aufraffende Vater hatte sich einen Erben von unverwüstlicher Gesundheit des Körpers und der Nerven geschaffen — und damit das Instrument, das vollenden konnte, was er selbst geplant hatte.

Alfred Krupp war, als sein Vater starb, ein Knabe von vierzehn Jahren. Schon den Schüler, dem das Lernen nicht leicht gefallen war, hatte der Vater zur Mitarbeit im Geschäft und in der Fabrik herangezogen,heranziehen müssen, da Krankheit seine eignen Kräfte lähmte und das Geschäft die Bezahlung eines Stellvertreters nicht zuließ. Als er sich dem Tode nahefühlte, hatte er den Knaben in Alles eingeweiht, was er für seine Nachfolge wissen mußte, in die Aeußerlichkeiten des Geschäfts- und Betriebsganges, in die Gedankenwelt, die sein Inneres erfüllte. Und der Knabe im Gefühl der Verantwortung, für die verwitwete Mutter und drei jüngere Geschwister sorgen zu müssen, trat die Erbschaft an, deren Schwere, aber auch deren ungehobenen Reichtum er im Tiefsten fühlte. Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die schon den Vater als Lebensverfehler geringschätzig abgetan hatten, betrachteten das Beginnen des Sohnes

als Wahnsinn; doch klug, tatkräftig und treu stand ihm die Mutter zur Seite, ohne deren Fürsorge der unerfahrene Junge wahrscheinlich doch bald gescheitert wäre.

Alfred Krupp hatte es lange, bittere Jahre hindurch nicht leichter als sein Vater. Den Kredit, der jenem verweigert worden war, konnte sich der Sohn natürlich erst recht nicht verschaffen. „Fünfzehn Jahre lang“, so sagte er später einmal in einem Aufruf an seine Arbeiter, „habe ich grade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können. Für meine eigne Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.“ Nach Tagen, die voll Arbeit — geistiger und körperlicher Arbeit — gewesen waren, mußte Alfred in Nachtstunden, die der ringende Geist dem müden Körper abtrotzte, die Lücken seiner kaufmännischen, technischen und wissenschaftlichen Ausbildung ergänzen, sich die Kenntnisse in fremden Sprachen aneignen, deren Beherrschung ihm später so sehr zustatten kam. Dabei lebte er oft nur von Kaffee, Kartoffeln, Butter und Brot, ohne Fleisch, und erst nach Jahrzehnten, als sich — langsam genug — die ersten Erfolge einstellten, konnte er, wenn auch da das Uebermaß der Arbeit sich nicht verringerte, doch seine Lebensführung etwas verbessern; nicht viel, denn der größte Teil der Gewinne wurde als werbendes Kapital in die Fabrik gesteckt. Sein erster Erfolg war die Erfindung und Herstellung einer Löffelwalze in Gußstahl, auf die er nicht nur in Deutschland, sondern auch in Oesterreich, England und Frankreich Patente erhielt. Kapitalmangel hinderte fürs erste die Ausnützung dieses im Jahre 1836 errungenen Erfolges. Aber langsam ging es doch vorwärts. Die Saat des ersten Jahrzehnts begann allmählich Früchte zu tragen, die Verfahren des Vaters konnten verbessert und durch neue ergänzt werden, und im Jahre 1851 erregte die Firma Krupp auf der Internationalen Industrie- und Kunstausstellung in London durch Ausstellung eines rohen Gußstahlblocks von 2000 Kilo Gewicht zum ersten Mal internationales Aufsehen. Die Ersetzung des Schmiedeeisens durch Gußstahl machte nun überall dort, wo es auf Güte und Haltbarkeit des Materials ankam — und das war besonders bei den Eisenteilen der Dampfmaschinen und Eisenbahnen der Fall — schnelle Fortschritte. Gußstahlachsen, Radreifen und schließlich Stahlschienen wurden in den Produktionsbereich der Firma aufgenommen und erbrachten mit dem Aufschwung des Eisenbahnbaus in Europa und Amerika immer reichere Gewinne.

Bis dahin hatte Alfred Krupp auf dem geistigen Erbe des Vaters gefußt, mit seiner gesündern Kraft Dinge verwirklicht, die der Geist des Vaters vorausgeschaut hatte. Dann aber wuchs er über die väterliche Gedankenwelt hinaus, und es reifte seine eigne große Idee. Diese Idee, die der Firma Krupp ihre ganz einzigartige Stellung und Bedeutung in der Eisenindustrie nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt gegeben hat, lag nicht auf dem Gebiete der Friedenswerke, sondern sie gehörte der Waffentechnik an. Wenn wir heute den Namen Krupp hören, und besonders wenn wir ihn vor dem Krieg gehört haben, so war geistig und fast auch schon phonetisch damit der Begriff von

schweren Kriegswaffen verbunden: Kanonen, Haubitzen, Mörser, Panzerplatten — von all diesen kriegsschweren Dingen klirrte und wuchtete ein kurzer, drohender Hall in dem Namen Krupp. Alfred Krupp war es, der die Bedeutung des Gußstahls für Geschützrohre zuerst und allein erkannte, der seine Erkenntnis gegen eine Welt überlegener und privilegierter Konkurrenz in Deutschland wie im Auslande durchsetzte. Einen schwerern Kampf hat wohl niemals ein industrieller Konstrukteur für den Sieg seiner Idee durchfechten müssen, waren doch nicht die Widerstände vorurteilsfreier Kaufleute, sondern befangener Militärbürokratien zu überwinden. Krupp verhandelte nicht nur mit der deutschen Heeresverwaltung, sondern mit der französischen, russischen und oestereichischen, und vielleicht war es nur ein Zufall, daß die deutschen Armeen in den Kriegen von 1866 und 1870/71 mit den überlegenen Gußstahlgeschützen ausgerüstet waren, während ihre Gegner mit den alten, wenn auch in der Konstruktion erneuerten und nach dem System gezogener Hinterlader eingerichteten Bronzerohren ins Feld zogen. Leicht hätte es umgekehrt sein können, und es wäre durchaus möglich gewesen, daß die deutschen Erzeugnisse der Waffentechnik auf der Gegenseite gestanden und den Sieg gegen deutsche Heere entschieden hätten. Die Rüstungsindustrie ist international und vorurteilsfrei in politischen Dingen, und weil sie dies sein muß, wenn sie privatgeschäftlich überhaupt bestehen soll, haben „Patrioten und Ideologen" mehrfach die Forderung vertreten, daß die Erzeugung von Kanonen und Gewehren überhaupt nicht in private Hände gehöre, sondern Staatsmonopol und Staatsaufgabe sein müsse. Für das abgerüstete Deutschland von heute haben solche Probleme nur die Bedeutung von Doktorfragen. In der Zeit, da Alfred Krupp zuerst seine Kanonenrohre, dann seine vollständigen Geschützkonstruktionen auf den Markt brachte, quälte man sich nicht mit solchen Skrupeln und Zweifeln: man verkaufte seine Mordwerkzeuge unbedenklich an Freund und Feind, wobei allerdings in die Wagschale fällt, daß die politischen Gegnerschaften vor 1870/71 noch mehr fluktuierender Natur waren, die Kriege mehr Kabinetts- als Volkskriege und die Schärfe des Nationalitäts- und daher Feindschaftsgedankens noch bei weitem nicht so ausgeprägt wie nach dem deutsch-französischen Kriege.

Für Alfred Krupps Gußstahlkanonen bedeuteten jedenfalls die Kriege Bismarcks sozusagen Feuerproben, und wenngleich das Bronzegeschütz den Kampf auch nach diesen starken Propagandaerfolgen der Gußstahlrohre noch keineswegs verloren gab und immer wieder erfolgreiche Ansätze zur Gegenwehr machte: Krupps Idee stand fest und Krupps Fabrik noch fester. Denn so sehr sich die Geschützfabrikation auch zum Kern des essener Unternehmens herausgebildet hatte, so sehr sie das Werk auch von andern großen Betrieben der Eisenindustrie unterschied: Krupp war keine Spezialfabrik und wollte es niemals sein. Schon ein andrer Produktionsgedanke Alfred Krupps, nicht minder fruchtbar als der Gedanke der Gußstahlkanone und in dem Satze gipfelnd: „Die Fabrik muß sich ihre Bedürfnisse selber schaffen", ließ eine derartige einseitige Entwicklung nicht zu. Mit diesem

Satz hat Alfred Krupp das Produktionsprinzip des gemischten Werkes, der Selbstbedarfsdeckung und der sogenannten Integration, das erst viel später zum Gemeingut der deutschen Eisenindustrie werden sollte, bereits vorweggenommen zu einer Zeit, da sonst noch Alles auf spezialisierte Erzeugung in den einzelnen Produktionsstadien zugeschnitten war. Krupp gliederte seinen Stahlwerken eigne Hochöfen, Erzbergwerke und Kohlenzechen auf der einen, eigne Walzwerke auf der andern Seite an, und wenn der Universalbetrieb, den er so schuf, auch nicht die vielseitige Durchbildung erfuhr, die später Thyssen, Phönix und die andern Klassiker der gemischten Werke ihren Betrieben gaben, so war doch der Kranz von Nebenwerken, den er um seine Hauptproduktion legte, keineswegs nur aus einer Reihe von Hilfsbetrieben für diese Hauptproduktion zusammengesetzt, sondern er bildete den Komplex einer großen autonomen Eisenerzeugung, innerhalb deren besonders der sogenannte Eisenbahnbedarf (Schienen, Schwellen, Radsätze, Achsen), der ja für Krupp älter war als selbst die Geschützfabrikation, zu großer Entwicklung gebracht wurde. Späterhin griff der Betrieb sogar weit über die Stadt Essen, den Sitz der Gußstahlfabrik, hinaus. Die Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, eines der modernsten deutschen Hüttenwerke, erstand, die Kieler Germania-Werft, die Schiffe für Krieg und Handelsverkehr baute, wurde erworben und das Gruson-Werk in Magdeburg angegliedert, das der Kanonenfabrikation die Herstellung von Panzerplatten zur Seite stellte.

Der letzte Teil dieser Entwicklung vollzog sich allerdings nicht mehr zu Lebzeiten des 1887 gestorbenen Alfred Krupp. Wie alle großen Männer der Industrie hatte er einen fortzeugenden Gestaltungskern geschaffen, der selbst die Bahnen, fast das Tempo seiner Fortentwicklung vorschrieb und eine Tradition in sich trug, die bis in die jüngsten Zeiten lebendig geblieben ist. In fast noch höherm Grade als die Wege der Industriepolitik hat Alfred Krupp aber auch die Wege der Sozialpolitik vorgezeichnet, die das Kruppsche Unternehmen in einem Umfang und mit einer Frühzeitigkeit gepflegt hat, wie das bei kaum einem andern deutschen Unternehmen der Fall war. Die ersten — nicht unbeträchtlichen — Anfänge dieser Sozialpolitik reichen bis in die fünfziger Jahre zurück, also in eine Zeit, da die Geschützfabrikation noch nicht aufgenommen war. Die grundlegenden Linien dieser Politik (Arbeiterwohnungen, Krankenhäuser, Schulen, Konsumanstalten, Lebens- und Pensionsversicherungen) waren schon gezogen, bevor noch die staatlichen Sozialmaßnahmen und Arbeiterschutzgesetze ins Leben traten. Alles dies gehörte zweifellos zu jener patriarchalischen Sozialpolitik, für die der politische Sozialismus nicht viel übrig hat; aber es war doch immerhin patriarchalische Sozialpolitik in einer Vollendung, die anderswo nicht erreicht und nicht erstrebt wurde. Ueber patriarchalische Tendenzen und Methoden ging aber zweifellos Das hinaus, was die Firma Krupp und in Gemeinschaft mit ihr die Stadt Essen auf dem Gebiet der Grundstücks- und Wohnungspolitik geleistet hat. Nirgends in Deutschland sind der Grundstücksspekulation und dem Bodenwucher die Wege

so gründlich verlegt, die Möglichkeiten einer zielklaren Siedlungspolitik so großzügig ausgenützt worden wie hier.

Mit Alfred Krupp war das Genie in der Familie Krupp erloschen; aber sein Werk war so wuchsstark geworden, daß es auch ohne Genie weiterleben und sich immer mehr ins Große dehnen konnte. Alfreds einziger Sohn Friedrich Alfred war ein Epigone, nicht ohne Klugheit und Feinheit, aber ohne Kraft und Impuls, ein müder Erbe, der mit höchster Mühe vielleicht das Ueberkommene verwalten konnte, dem aber die Fähigkeit fehlte, es mit schöpferischem Leben neu zu gestalten. Nach seinem geheimnisvollen Tode, über den Wilhelm II. den Ehrenschild des Königs und Freundes breitete, war der Mannesstamm erloschen. Im Namen der Frauen, denen von nun an das Werk gehörte, verwaltete ein Direktorium die Betriebe, während Krupp v. Bohlen und Halbach, der Gatte der Erbin, als repräsentativer Kavalier sich hauptsächlich der Pflege der sozialen Unternehmungen widmete. Das Krupp-Direktorium war stets ein Konzert tüchtiger und vielseitiger Begabungen, dessen Ensemblekunst so groß war, daß man das Genie nur selten vermißte. Einer der charaktervollsten Männer, die ihm angehört haben, war Otto Wiedfeld, heute der deutschen Republik Botschafter in Washington. Der gehörte niemals zu jenen Schwerindustriellen, die den Staat Staat sein ließen und den Zusammenbruch der Volkswirtschaft dadurch beschleunigten, daß sie über Alles ihre eignen privatwirtschaftlichen Interessen stellten. Als das Vaterland ihn in ein wichtiges Amt rief, entzog er sich diesem Rufe nicht wie jene von seinen Kollegen, die zwar die Regierenden mit unerbittlicher Schärfe kritisierten, aber, wenn ihnen Gelegenheit zum Bessermachen geboten wurde, jeder Verantwortung scheu auswichen.

Dieses Krupp-Direktorium sah sich nach dem Kriege, der die Riesenbetriebe zu gewaltigster Leistung emporgerissen hatte, vor eine Aufgabe gestellt, wie sie schwieriger wohl nie ein Industriebetrieb in Deutschland zu lösen hatte. Aus dem Zentrum des ganzen Organismus mußte das Herz, die Waffenfabrikation, auf Grund der Zwangsbestimmungen des Vertrags von Versailles herausgenommen werden. Kanonen und andres Kriegsmaterial, also die Erzeugnisse, in denen es die Gußstahlfabrik zur höchsten Vollendung gebracht hatte, durften nicht mehr hergestellt werden, und die Einrichtungen, die zur Erzeugung dieser Produkte benutzt worden waren, mußten vernichtet oder so umgebaut werden, daß sie nicht wieder ihren frühern Zwecken dienen konnten. Noch blieben zwar die schwerindustriellen Anlagen, die Hütten- und Walzwerke, die Kohlenzechen, Werften und Nebenbetriebe bestehen, aber inmitten des großen Werks klaffte doch ein großes Loch auf, standen riesige Hallen, Schuppen und Fabriken verödet, die erst wieder mit neuem Leben gefüllt werden mußten, wenn der Blutumlauf des Ganzen nicht stocken sollte. Hierin lag in dem Deutschland der Nachkriegswirtschaft, das sich so viel besser aufs Finanzieren und Konzentrieren, auf das Umgruppieren alter Werte als auf das Schaffen neuer verstand, ein Problem von äußerster Schwierigkeit, aber auch ein Zwang zu wirklicher volkswirtschaftlicher Produktivität. Während die

substanzstark und substanzvoll gebliebenen Montankonzerne die Gunst einer Zeit, da Rohstoffe Seltenheits- und Monopolwert erlangt haben, benutzen konnten, um ganze Komplexe von rohstoffverarbeitenden Industrien in Abhängigkeit von sich zu bringen, konnte die Krupp-Gesellschaft diesen bequemen Weg der Konjunkturausnutzung nicht gehen. Sie mußte die Lücken ihrer eignen Produktion wieder ausfüllen, sie war darauf angewiesen, die ausgedehnten Anlagen ihrer Fertigindustrie auf Friedensmaterial umzustellen, und dieser Prozeß war nicht nur außerordentlich mühevoll, sondern auch ebenso kostspielig. Aber er war erfolgreich. Dort, wo früher Kanonen hergestellt wurden, wird heute eine Fülle schwerer und leichter Produkte erzeugt, angefangen von Lokomotiven, Waggons, Kraftwagen und landwirtschaftlichen Maschinen bis zu kinematographischen Vorführungsapparaten und Kleinmotoren. Aus der einheitlichsten, wuchtigsten Fabrik Deutschlands ist dadurch seine bunteste und nuancenreichste geworden. Daß auch der industrielle „Kleinkram“ (wenn man für geringere Geschäftsdimensionen als die Kruppsche immerhin sehr bedeutungsvolle Fabrikationen so nennen darf) von der Firma Krupp sehr großzügig angepackt worden ist, versteht sich von selbst. Bei der Aufnahme neuer Betriebszweige ging die Firma meist derart vor, daß sie für jede Neufabrikation einen Interessengemeinschaftsvertrag mit bekannten und bewährten Spezialfirmen dieses Gebiets abschloß, der sich meist auf den Austausch der Fabrikationserfahrungen, auf die gemeinsame Organisation des Verkaufs und dergleichen erstreckte. Auf diese Weise sicherte sich Krupp die bereits erprobten Methoden spezialistisch geschulter Firmen, entging er den Kinderkrankheiten jeder Neufabrikation und brachte auf der andern Seite die große Kapitalkraft und den geschäftlichen Nimbus seines Namens in die Verbindung ein. Die letzte derartige Verbindung ist Krupp mit den Sowjets eingegangen. Auch dieser Vertrag bestätigt wieder den „gediegenen“ industriellen Charakter der Firma Krupp. Nicht um Handelskonzessionen wie dem Otto-Wolff-Konzern und andern deutschen Industriegruppen, die auch mit Rußland Verträge abgeschlossen haben, war es Krupp zu tun, sondern um Dinge der „seriösen“ Industrie- und Wirtschaftskultur. Die landwirtschaftlichen Konzessionen, die der Firma Krupp von der Sowjet-Regierung eingeräumt wurden, werden in eignem Betrieb von der Firma ausgenützt unter Anwendung der modernsten landwirtschaftlichen Oekonomie und unter Verwertung der in Kruppschen Fabriken hergestellten landwirtschaftlichen Maschinen, für die durch diesen Vertrag ein großes Absatzgebiet erschlossen werden soll.

Die eminente Spekulations-, Konzentrations- und Geldverwertungskonjunktur, die für manche deutschen Industriellen die Jahre der volkswirtschaftlichen Verarmung zu privatwirtschaftlichen Erntezeiten machte, vermochte die Firma Krupp nicht auszunutzen. Sie vermochte es nicht, und sie wollte es vielleicht auch nicht, weil die Tradition Friedrich und Alfred Krupps auch in diesen Dingen noch wirksam war. Doch dafür hat die Firma Krupp Keime gesät, die vielleicht in der Zukunft Frucht tragen werden.

# Ge- und entfesseltes Theater

Das Theater, seufzt Alexander Tairoff, zuckt in den Fesseln der naturalistischen Alltäglichkeit oder im Formalismus des Dekadenzstils. Wir zucken nicht einmal mehr. Unser ist bereits die Lethargie. Großen Stil hat auf unsern Bühnen nur noch die Eintönigkeit. Ergeben sehen wir alle die Dramen wieder, mit denen wir aufgewachsen sind; und die wir zum ersten Mal sehen, sind um nichts jünger. Abermals ein ‚Kampf der Geschlechter' — zur Abwechslung nicht von Strindberg, sondern von Arzybaschew; nicht schwelend vor Haß, sondern geschwollen von Gemeinplätzen; nicht wert, um seiner selbst willen aufgeführt zu werden, sondern höchstens, damit der fünfundsiebzigjährige Emanuel Reicher als Gast des Renaissance-Theaters weder über seine physischen noch über seine künstlerischen Kräfte hinausgetrieben werde. Er wirkt siebenundfünfzigjährig; und unverändert ist seine Fähigkeit, die Nüchternheit eines abgekämpften Bürgers leise von einer Resignation klingen zu lassen, die fast erschüttert. Aber das sind Gedächtnis-Feiern, in jeder Beziehung — was soll die neue Generation damit? Was soll sie mit dem ‚Krokodil' des sechzigjährigen Karl Strecker? der sich dankbar der Zeit vor dreißig Jahren erinnert, da er den ‚Biberpelz' kennen lernte; eine Modernisierung der Typen und eine Bereicherung des Dialogs um alle Errungenschaften der berliner Gaunersprache für erforderlich hält; die Ansicht hegt, daß die Mutter Wolffen Manns genug ist, um nötigenfalls auch von Paul Graetz glaubhaft gemacht werden zu können; und glücklicherweise die Kammerspiele, die ihn, aus Gelächter und Beifall meines Abends zu schließen, mit Tantiemen überschütten werden, wenigstens bei dieser Gelegenheit nicht kritisieren muß.

Und nun fluche ich meinem Stirnhöhlenkatarrh, dessen Schmerzhaftigkeit mich hindert, halbwegs gebührend zu schildern, in welchen Wirbel des Entzückens einen nach all diesem deutschen Theater der Vergangenheit das russische Theater der Zukunft reißt. Und zwar auf Anhieb, mit dem ersten Ton, Takt und Tanz. Der Vorhang hebt sich zu ‚Zwillingsschwestern', „mit Musik nach Lecocq", nicht: von Lecocq, und man erblickt vorn rechts und links ein paar gradlinige Versatzstücke und im Hintergrund eine Art mathematischer, sinnvoll mechanischer Dekoration: eine Holzwand, in Fächer verschiedener Größe gegliedert, Klappen, Luken, Türen, Zugbrücken, mit Kletterstangen davor und Treppen zur Seite — ein Apparat, der mit einem Mindestmaß von Aufwand ein Höchstmaß von Drastik erzielen wird. Der Rundhorizont ist ausgenutzt wie noch nie. Die stumpfen Lackfarben dieses bißchens ‚Ausstattung" werden als Folie für die jauchzenden Farben dienen, mit denen jetzt Chor und Solisten die Bühne füllen. In Paris ists um Melodie gegangen. Hier geht es um Rhythmus. Es ist die denkbar vollständigste Umsetzung einer Partitur nicht in Ohrenschmaus, sondern in Bühnenbewegung. Es kommt nicht auf die Musik an, sondern auf die Musikalität. Nichts ist so verpönt wie

der Stillstand: wenn der Solist singt, tanzt der Chor; wenn der Chor singt, tanzt der Solist. Es ist nie eigentlicher Gesang, aber immer Tanz von Körpern, die nicht ein hinzugezogener Ballettmeister abgerichtet, sondern der Regisseur Alexander Tairoff unter seinen fanatischen Erneuerungswillen gezwungen hat. Für den scheint eine Szene des Clowns Soroloff mir symbolisch. Dieser tanzt, bis er nicht mehr stehen kann. Er sinkt auf einen Stuhl und tanzt sitzend weiter. Er fällt erschöpft zu Boden und tanzt liegend weiter. Der Rumpf kapituliert, und ein Fuß tanzt für sich allein weiter. Der Fuß stirbt ab, verliert den Schuh, und nun tanzt der weiter. Der Besitzer versucht, den Schuh festzunageln — aber das gelingt nicht: die Tanzkrankheit muß sich ausrasen. Oder es steigt das berühmte Trinklied — und endet im Grunde nie, sondern die Sektstimmung pflanzt sich, Alles durchdringend, Alle umschlingend, in hundert kleinen überraschenden Phantasiefetzen fort. Oder man beachte das Spiel des Piratenhäuptlings mit seinem Steuerrad, dem launigsten der Requisiten, das sich beinahe selbständig macht und eben doch nicht selbständig macht, weil es Unbotmäßigkeit der Teile gegen die Totalität hier um keinen Preis gibt. Das ist der Unterschied dieses Moskauer Kammertheaters gegen den Reinhardt der ‚Schönen Helena' und des ‚Orpheus in der Unterwelt'. Gegen die Ueberladung des Protzentums steht die Einfachheit des angeborenen Reichtums; gegen die Wulstigkeit die Sehnigkeit; gegen den Schweiß der Schwung der Schwerlosigkeit. Und wie diese Vertreter eines Ensemblevolks ausschauen! Die Kostüme sind ein Wunder für sich. Die Choristinnen scheinen einmal mit nichts als Hüten, einmal mit nichts als Fächern bekleidet und sind dabei immer zur Genüge angezogen — aber der Stoff hat kein Gewicht. Das Auge schwelgt in zaubervollen Kompositionen. Diese Mohren in rot, gold, schwarz, schwarz, weiß, grün und gelb! Diese Verrenkungen unsrer Krawatten und Röcke und Kopfbedeckungen! Dieses Nebeneinander von feenhafter Anmut und burleskester Rüpelhaftigkeit! Der Mensch auf dem Rückweg zum Tier. Und die Operette auf dem Weg zum Gesamtkunstwerk. Wahrscheinlich, daß verkalkte Musikkritiker dazu Nein sagen, weil Beckmessers Obliegenheit ist, auf Geschmeidigkeit der Kehlen und Vollzähligkeit der Orchesterinstrumente zu halten und nach den Regeln nur einzulassen. Aber sicher, daß Richard Wagner Ja gesagt hätte, grade weil dies nicht nach unsrer, sondern nach eigner Regeln Lauf dahin gelangt, uns einen Abend lang zu entrücken, uns von uns selbst zu erlösen und über uns zu erheben. Während man hinsieht, fühlt man, wie man vor Glück, dies sehen zu dürfen, übers ganze Gesicht förmlich leuchtet. Und am sichersten, daß Lecocq Ja gesagt hätte: daß er sich lachend verbeten hätte, von schleppfüßigen deutschen Pedanten beschützt zu werden; daß er mit schmunzelnder Verwunderung zur Kenntnis genommen hätte, welche ungeahnten Möglichkeiten zur Erregung unbändiger Heiterkeit in seiner ‚Giroflé-Girofla' stecken; daß er den Nachschöpfer Alexander Tairoff als den Pair von Schöpfern in tiefer Dankbarkeit gegrüßt und willkommen geheißen hätte.

# Endstation von Alfred Polgar

Der rechtschaffene Straßenbahner und Hausmeister Karl Vierthaler heiratet Marie, das kreuzbrave Druckereimädel. Marie liebt den Karl, aber sie wird nicht glücklich in der Ehe. Mit Arbeit, Pflicht, Plage ist ihr Lebensweg als Hausmeisterin so fugendicht gepflastert, daß kein Hälmchen Freude auf ihm sprießen will. Zudem macht eine ekelhafte Schwiegermutter ihr die Portiersloge sauer. Und Karl ist ein gar zu trockner, strenger, anspruchsloser Arbeitsmensch, als daß er für die Sehnsucht seiner Frau nach hellern und freiern Stunden viel Verständnis hätte. Er ist der verkörperte Werktag, indes sich sein Weib, bei aller Bravheit und Tüchtigkeit, doch ein mehr sonntäglich unterspicktes Dasein erträumt. Karl ist lasterlos, trinkt nicht, spielt nicht, sieht kein Mädel an, er hat nur eine einzige große Leidenschaft: die Elektrische. Mit ihr betrügt er gewissermaßen die Marie. Sowas von fanatischem Tramwaykondukteur hat es, in Wahrheit und Dichtung, noch nie gegeben. Sein Herz ist eine Straßenbahnremise, und anders als durch das Loch einer perforierten Tramwaykarte schaut er die Welt nicht. An dieser Weltanschauung zerbricht Mariens Geduld. Eines Tages entläuft sie dem ehelichen Heim. (Wenn im Theaterstück Frauen ihrem Mann davongehen, nehmen sie immer, zu jeder Tages- und Jahreszeit, nur ein Umhängtuch mit, nichts sonst, nicht einmal ein Zahnbürstel.) Marie zeichnet sich dadurch aus, daß sie es unterläßt, ihr Kind — es ist ein Junge, der den ganzen Tag Straßenbahnkondukteur spielt und eine Schaffnermütze trägt, ganz der Papa — noch einmal in stummer Erschütterung ans Herz zu reißen. Sie begibt sich ohne weiteres in den Modesalon, wohin, um ihrer Schönheit willen, schon da sie noch Mädchen war, ein verführerischer Damenschneider sie locken wollte. Im dritten Akt entscheidet sich der Schaffner gegen die Elektrische für die Frau. Er tut mit der Tramway, was man eben mit einer nicht mehr geliebten Geliebten tut: er läßt sie stehen. Und zwar vor dem Modesalon, wo gar keine Haltestelle ist. Das erschüttert seine Position bei der Straßenbahn, befestigt sie aber in Mariens Herzen. Es ist das „Wunderbare", das unsrer Nora der Portiersloge widerfährt.

Dieses Stück eines Ungarn — ‚Endstation' von Béla Szenes — hat nichts von einem ungarischen Stück. Es kommt kein Kartenspieler vor, auch keine schöne Melancholie, und die aphoristischen Feststellungen, was die Liebe ist, was das Leben und was die Frau, sind auf ein erträgliches Maß beschränkt. Nur Karl in seiner Tramwayverblendung haut hier ein wenig über die Schnur; er kann nicht anders denken und sagen als in Bildern aus der Straßenbahnsphäre. Ich begreife, daß es Marien auf die Nerven geht, immer zu hören, sie sei ein Beiwagen, und daß sie schließlich aus dem Geleise springt. Jedenfalls führe das Publikum besser und käme rascher ans Ziel, wenn der Motorführer des Stückes die Weisung mehr beachtete, die ihm verbietet, mit den Passagieren zu sprechen. Dieses Lustspiel ist sauber, freundlich, angenehm. Sein Wert liegt in der liebevollen Kleinzeich-

nung, in der humorigen Exaktheit, mit der es Bildchen eines schlichten Lebens hinstrichelt und spitzpinselig ausmalt. Im reichen Oberflächen-Detail sind alle Figuren sehr gut gesehen, ihre menschliche Substanz ist gering. Ihre Haut, sozusagen, ist lebendig, aber mit Volksstückpapier ausgestopft. Bemerkenswert die Theaterreinlichkeit des Spieles, die graziösen Schleifen, mit denen es um alle Rührszenen herumkommt. Sehr hübsch auch die Behandlung des Episodischen, das keine Aufenthalte verursacht, sondern im Vorwärtsfließen mitgenommen wird. Moralitäten scheinen durchaus vermieden.

Auch die Regie des wiener Deutschen Volkstheaters (Friedrich Rosenthal) kleinmalt, dem Stück gemäß, emsig und liebevoll. Ein herziger Naturalismus belebt die Szene wie das was hinter ihr, durch Nebengeräusche das sanfte Geräusch des Textes fördernd. Taktmäßig schnaubt die Rotationsmaschine (Erster Akt, Druckerei), und ergötzlich surrt der Lift (Zweiter Akt, Hausmeisterwohnung) seine dünne chromatische Skala. So ist das Leben.

Marie: Hedwig Keller. Alle guten wienerischen Geister sind Schutzpatrone dem Spiel dieser Frau, die mit ihres Wesens Echtheit die Lügen des Theaters bis zur Unsichtbarkeit deckt. Herr Sima ist der Tramway-Kretin. Reizend. Die Figur trägt den Geruch ihrer seelischen Heimaterde. Fest steht sie in dem winzigen Leben, darin ihr Sein verwurzelt und beschlossen ist. Viktor Kutscheras Portier ist eine vortreffliche, eine wahrhaft hausmeisterliche Leistung.

---

## Deutscher Opernkrach in Amerika von Emil Ledner

**Ein Mahnwort an die deutschen Bühnenmitglieder**

Verschleierungen nützen nichts! Klipp und klar sei ausgesprochen: Die ‚Deutsche Oper in Amerika' ist schon nach wenigen Vorstellungen zusammengebrochen. Dreitausend Seemeilen von der Heimat entfernt, sitzen etwa siebzig deutsche Bühnenmitglieder einer ungewissen Gegenwart und noch ungewissern Zukunft ausgeliefert. Das ist tief beklagenswert und beschämend: beklagenswert, weil es sich um Existenzen, beschämend, weil es sich um den ersten großen Künstler-„Export" nach dem Kriege handelt. Ich kenne die künstlerischen Verhältnisse Amerikas seit mehreren Jahrzehnten, und da wird man mir, wenngleich ich seit 1914 allein derartigen Unternehmungen fernstehe, wohl das Recht, vielleicht auch die Pflicht zubilligen, im Interesse der deutschen Bühnenmitglieder zu dieser kaum begreiflichen Katastrophe das Wort zu ergreifen.

Nie vorher ist eine Zusammenwirkung deutscher Bühnenkünstler im Auslande mit weniger Fach-, Sach- und Ortskenntnis, weniger Verantwortlichkeitsgefühl, weniger Verständnis für die notwendigsten Vorbedingungen, weniger Blick für alle ja doch in keinem Falle ganz auszuschließenden Gefahren ins Leben gerufen worden. Waghalsigster Optimismus, starke Selbstüberschätzung mögen mitgewirkt haben. Der durch wirtschaftliche Nöte zum Hoheitsbegriff gewordene „Dollar" hat allen, allen bei diesem „Ausflug" ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten Beteiligten anscheinend den Verstand geraubt: blindlings,

ohne jede Erwägung, ohne jede Erfahrung, ohne jede ausreichende Information ist man nach Umrechnung der auf dem Papier gewährleisteten Dollarziffern, die damals phantastische Mengen von Markscheinen darstellten, ins Unglück gerannt.

Wenn wahr ist, daß die Einnahme einer „Abschiedsvorstellung aus Europa", die man in Bremerhaven vor der Einschiffung veranstaltete, dazu dienen mußte, einen Teil der Ueberfahrtkosten zu decken; wenn wahr ist, daß eine musikalische Kapazität kurze Zeit nach der Ausreise das erforderliche Kapital für die Rückreise durch Kabelauszahlung erbat, weil sie schon zu jener Zeit die Unhaltbarkeit der ganzen Situation erkannte; wenn wahr ist, daß einige Operngrößen vor dem Eintritt des Zusammenbruchs gar nicht zum Auftreten gelangten; wenn wahr ist, daß acht Orchestermitglieder ihre langfristigen berliner Jahresverträge lösten, ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß ihre Einschiffung von der schriftlichen Einwilligung des amerikanischen Musikerverbandes abhängig sei, und tatsächlich von Bremerhaven nach Berlin zurückkehren mußten, weil die Dampferlinie ohne diesen Ausweis die Beförderung ablehnte — wenn das Alles wahr ist, dann steht man vor einer Fahrlässigkeit, einer Oberflächlichkeit, einem sündhaften Spekulantentum, wie es im deutschen Theaterleben ohne Beispiel ist und hoffentlich bleiben wird.

Mein Gewährsmann, der sich zur Zeit des Niederbruchs beruflich in New York aufhielt, berichtet mir noch einige beachtenswerte Einzelheiten zur Illustration des ganzen trostlosen Experiments. Ein deutscher Kapellmeister, der seit mehreren Jahren in erster Dirigentenstellung an der Metropolitan-Oper tätig ist, habe den obersten Leiter des Unternehmens bei einem Besuch in Berlin vor der Ausführung des überaus riskanten Projektes dringend gewarnt. Die Mitglieder hätten sich, im blinden Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten, mit Einer Wochengage als Vorschußzahlung begnügt, und die hierzu erforderlichen Beträge seien aus den für die newyorker Vorstellungen eingezahlten Abonnementsgeldern genommen worden. Bei der Ankunft in Hoboken seien sämtliche vertragsmäßig zugesicherten Gagen beträchtlich verringert worden, unter der Androhung, daß im Fall der Ablehnung sofort die Rückreise im Zwischendeck angetreten werden müsse. Die amerikanische Zollbehörde habe die angelangten Dekorationen und Kostüme erst gegen Erlegung eines Betrages von 25 000 Dollar, die ein Deutscher in Philadelphia zur Verfügung stellte, freigegeben. Daß man überhaupt Zollgebühren zu zahlen habe, sei den deutschen und amerikanischen Interessenten völlig unbekannt gewesen. Die verzögerte Abfertigung machte eine starke Verzögerung der Eröffnungsvorstellung nötig. Um die für die Ueberfahrt an die U.St.L. zu entrichtenden Restbeträge zu decken, sei man zu den größten Leih- und Vorschußanstrengungen gezwungen gewesen. Zwölf Opernkräfte ersten Ranges seien bereits „ausgesprungen" und nach Europa zurückgekehrt. Genügt das vorderhand?

„Sanierung", „neue Leitung", „Ausflug nach Südamerika", „Beerdigung der gegenwärtigen Spielzeit am 1. Mai", „Wiederaufnahme der Tournee am 1. Oktober": das sind so die letzten „beruhigenden" Nachrichten, die hierher gelangt sind. Sprich: Pleite. Vielleicht haben sich in dem reichen Amerika ein paar gutmütige Deutsche gefunden, die mit einigem Betriebskapital die Truppe im Augenblick vor dem Aerg-

sten bewahrten; aber das ist keine „Sanierung“ für Monate. Auf die Dauer ist der Deutsch-Amerikaner frei von Sentimentalität. Ich kenne den neuen musikalischen Leiter nicht; daß aber der mir sehr gut bekannte Opernsänger Lattermann nichts, absolut nichts für die künstlerische Leitung eines solchen Unternehmens in dem ihm völlig unbekannten Amerika mitbringt ist für mich außer Zweifel.

Ja, war denn den Veranstaltern — von den einzig der Dollar-Anbetung verfallenen bedauernswerten Mitgliedern sehe ich ab — die Existenz der Metropolitan-Oper unbekannt? Jener Metropolitan-Oper, die, mit enormem Betriebskapital arbeitend, alljährlich ihren Personal-Bestand nicht nach „Fächern“, sondern mit dem Besten vom Allerbesten aus Europa ergänzt; seit zwei Jahren der deutschen Oper den Spielraum, den sie in der Vorkriegszeit gehabt hat, wieder gewährt; alljährlich im Mai dieselben Städte des Westens, denen die ‚Deutsche Oper in Amerika‘ zugedacht gewesen, mit ihrem mustergültigen Gesamtkörper bereist! Dieser Metropolitan-Oper glaubte man Schach bieten zu können? Auch in New York selbst? Im Manhattan-Opernhaus, in welchem der Gründer sein Vermögen vergeudete und der Konkurrenz erlag, erliegen mußte? Wettkampf mit einem Unternehmen, das — ein Beispiel für viele — vor einigen Jahren einen nach größten Schwierigkeiten verpflichteten, aus etwa zweihundert Personen bestehenden Opernchor in Bremen vereinigte, während mehrerer Sommermonate honorierte und unter Leitung zweier deutscher Kapellmeister täglich viele Stunden lang nur mit der Einstudierung der deutschen Opernchöre beschäftigte? Noch einmal und immer und immer wieder: Nie ist eine deutsche Theaterunternehmung im Ausland mit weniger Gewissenhaftigkeit, weniger Ueberlegung, weniger Sorge für die vertrauensseligen Mitglieder herbei- und durchgeführt worden als diese! Von der Gruppenaufnahme, die bei der Abreise in Bremerhaven gemacht worden ist, sollte eine Anzahl Abzüge angefertigt und mit der Ueberschrift: „Zur Warnung!“ in sämtlichen deutschen Theatern an sichtbarer Stelle befestigt werden. An die deutschen Bühnenmitglieder aber richte ich folgenden Mahnruf:

Lasset euch nicht durch das Zauberwort „Dollar“ blenden und betören! Nehmet ein Engagement nach Amerika (wobei die Metropolitan-Oper allerdings nicht in Betracht kommt), ohne unanfechtbare Sicherstellung nicht an! Darunter verstehe ich nicht: vertragsmäßig gewährleistete, in kürzerer oder längerer Frist zahlbare Vorschüsse. Das genügt ganz und gar nicht. Unumgänglich ist, daß ein Drittel des Gesamteinkommens, zum Tageskurs berechnet oder in Original-Noten, bei Kontraktabschluß, ein zweites Drittel in gleicher Form spätestens vierzehn Tage vor der Ausreise bei einer berliner Großbank hinterlegt und das letzte Drittel in wöchentlichen Raten, beginnend mit dem Tage der Ankunft am Ort der Berufstätigkeit, ausgezahlt wird. Vorproben müssen voll berechnet werden. Keine Befugnis zur Uebertragung des Vertrags an andre Personen oder Gesellschaften. In Streitfällen die Entscheidung eines deutschen Gerichts.

Wer diese gerechten Forderungen nicht zu erfüllen, das nötige Großkapital nicht aufzubringen vermag, der lasse die Hand von jeder Auslandsunternehmung, weil er sonst deutsche Bühnenmitglieder den Erfahrungen aussetzt, die sie mit dieser ‚Deutschen Oper in Amerika‘ gemacht haben.

# Knappe Literaturgeschichte von Cyril Malo

**30 Pillen nach Ferdinand Hardekopfs Rezept gedreht**

Lord Northcliffe: Times is money.
Bernard Shaw: God shave the King!
Treffpunkt der Wiener Jugend: Bahr Nestroyal.
Blätter für die Kunst: Die Quadratur des George-Kreises.
Jules Laforgue: Le Beau de l'air lunaire.
Novalis: Eine blaue Blumen-Vase.
Franz Blei: Le Rouge et le Noir.
Max Pulver: C'est un cul de plomb.
Paris von Gütersloh: Hellas in Hellerau.
Vergils Bucolica: Eine Terrapeutik.
Francis Jammes: Jam for Gourmonts.
Emmy Hennings: Jesus-Christiania-Bohème.
Der Autor der Schlimmen Botschaft: Ein Stein des Anstoßes.
Georg Heym: Rimbaudelaire enfant.
Georg Trakl: Orphée morphiné!
Thomas Mann: Ein morbider Biedermann.
Franz Werfel: Patent-Pneumatethik.
Walter Schiller-Hasenclever: Seid umschlungen, Millionäre!
Georg Kaiser: Wilhelm III.
Die Film-Autoren: Courths-Mahler als Schnell-Maler.
Ernst Zahn: Der Hotel-Tell im Tell-Karussell.
Die Literatur des 19. Jahrhunderts: Ein Opfer des Brandes von Kopenhagen.
Okakura Kakuzo: Kimonothéisme.
Gabriele d'Annunzio: Exzesselsior!
Benito Mussolini: Vedi Napoleone e poi muori!
Der Pfarrer Traub: Stahlbademeister.
Ligue de la Patrie française: Dé-boche de Barrès.
Die Clarté-Genossen: Potpuristen.
Walther Rathenau: Norddeutscher Lloyd George.
Lenin: Der rasende Rolland.

---

# Bemerkungen

### Ruhr, Recht, Wahrheit und Zukunft

Für Alles hat man feste Wertmesser. Nur die Ruhr-Frage muß gesondert betrachtet werden.

Für Alles sucht man nach Gründen. Nur die Ruhr-Schmach ist vom Himmel gefallen.

Für Alles hat man Prinzipien. Für das Ruhr-Entsetzen nur Eines: Gebrüll.

Und so werden denn selbst Freunde der ‚Weltbühne' ihr fremd, verlieren das Zutrauen zu ihr, wenn nicht zu ihrem lauterm Wollen, so doch zu ihrem klaren Blick.

„Man muß nicht immer suchen, auf alle Fälle sich zu beschuldigen. Das ist falsch und unnatürlich."

Nun, zunächst ließe sich vielleicht noch darüber streiten, ob der schrankenlosen Hetze fast aller Blätter der Reichshauptstadt und fast aller des Reiches nicht eine meinetwegen überscharfe, überspitzte Darstellung der Kehrseite entgegenzustellen wäre; es wäre vielleicht noch darüber zu streiten, ob diese Aufgabe nicht dringlicher und reiner und besser wäre als die, mit einzustimmen in den Taumelchor unbesonnener Erregtheit und Erregung. Es wäre noch darüber zu streiten.

Aber wir wollen darüber nicht streiten. Denn es handelt sich nicht darum.

Es handelt sich nicht darum, ob an jener oder dieser Schießerei Franzosen oder Deutsche schuld waren.

Es handelt sich nicht darum, wie hoch die Konti von begreiflicher Aufregung, von Grausamkeit, von Wut, von Feigheit, von Zwang auf beiden Seiten im einzelnen sich belaufen.

Es handelt sich nicht darum, wer „Schuld" — dieses kindische Wort! — an der ganzen Besetzung trägt.

Ja, es handelt sich nicht einmal darum, wer schuld an der Entstehung eines Systems, einer Atmosphäre war, worin die Besetzung möglich wurde.

Es kommt einzig und allein darauf an: Soll es ewig so bleiben, daß abwechselnd im Krieg Nordfrankreich und im sogenannten Frieden das Ruhrgebiet besetzt und bedrückt wird, daß, je nachdem, im Krieg Soldaten und im Frieden Arbeiter für fremde Interessen ermordet, bestialisch ermordet werden? Soll es in alle Ewigkeit so weiter gehen, daß einmal wegen des Kriegs und dann wieder wegen des Friedens in den Herzkammern der Wirtschaft kein Puls schlägt? Soll es denn gar kein Ende nehmen, daß Millionen nicht zum Genuß eines Tages, einer Stunde gelangen, weil weise Männer auf die Idee gekommen sind, das müsse so sein, wenn die Andern irgendwelche „Schuld" tragen — die Andern! eine Schuld, von der sie doch ebensowenig ahnen wie wir von der unsern!

Soll das so weiter gehen? Wer Ja sagt, ob nun im Kummer der müden Verzweiflung, weil „es ja doch nicht anders wird", ob im Namen des Mutes und der sogenannten Ehre, die mit dem Blut und dem Schweiß und den Tränen Tausender von Menschen erkauft ist, ob aus primitivem Rachegefühl, aus spontaner Empörung über mehr oder minder wahre Zeitungsnachrichten — wer Ja dazu sagt, wer mit diesem Ja Millionen von heute Lebenden, Millionen von später Geborenen das Recht zum Leben, zum wirklichen Leben abspricht: der freilich schüttle ruhig sein Haupt weiter und kündige uns die Freundschaft. Dann war sie von jeher nur Mißverständnis.

Wir aber wollen lernen, die Ruhr-Besetzung als ein bedeutungsvolles Glied der Schmerzenskette zu betrachten, die aus der Selbstzweckideologie ewiggierigen Rechnertums und dem pathologischen Lügenwahnsinn borniert lächelnder Gewaltsbesessenheit um die unglücklichen Völker geschmiedet ist. Nicht gering war schon die Zahl Derer, die, belehrt durch den Krieg und seine Folgen, unsre Ziele, unsre Wünsche, unser Mühen die ihren nannten. Da kam die Ruhr-Besetzung: nichts von neuer Art, nichts, was aus dem Rahmen fiel — und doch riß sie mit einem Schlag die Gesinnungen so Vieler ins Gegenteil. Das ist das Schlimmste an der ganzen Angelegenheit, daß sie blindwütend starke — oder waren es nicht starke? — Ueberzeugungen, langjährige psychische Gegebenheiten niedergeworfen, daß sie Gesinnungswüsten geschaffen hat. Da heißt es wieder aufbauen.

Unsre Pflicht kann nur sein, die Einheit der befreienden Gesinnung gegenüber der Einheit der entsetzlichen Unwahrhaftigkeit und Dummheit aufzudecken. Mögen die Mittel nicht immer gleich verständlich sein: das Ziel ist erstrebenswert.

Es gibt keinen Kampf um deutsches Recht — nur um deutsche Interessen. Aber einen Kampf um „das“ Recht gibt es: der ist der unsre.

Es gibt keinen Kampf um deutsche Wahrheit — nur um deutsche Stimmungsmache. Aber einen Kampf um „die“ Wahrheit gibt es: der ist der unsre.

Es gibt keinen Kampf um deutsche Zukunft. Aber einen Kampf um „die“ Zukunft, um die gute, erkämpfenswerte Zukunft gibt es: den kämpfen wir.

*W. Alther*

**La France heißt die Canaille**

— rülpste der Varietébesucher von seinem sektflaschenbeschwerten Tisch zu dem Improvisator auf der Bühne, der das Publikum aufforderte, ihm durch Zurufe Stichworte zu aktuellen Gedichten zu geben. Jener dichtete über die Canaille — während sie selbst weitersoupierte. „Was eine deutsche Jungfrau ist, die hält was aus“ — schrie ein Begeisterter. Jener dichtete schwitzend weiter. Natürlich wurde es ein von Varietépatriotismus triefendes Ruhr-Couplet, das die Zuhörer um die teuer bezahlte Erkenntnis bereicherte, daß die deutsche Jungfrau von der französischen Canaille wohl manches auszuhalten hat — aber, „noch lebt ein deutscher Gott“ (wie ein Zwischenrufer feststellte): sie hält was aus!

Auch die Varietébesucher halten was aus; sie scheinen vollständig unempfindlich geworden zu sein, gegen die Angriffe des geschäftigen Rummelpatriotismus nicht nur auf ihren guten Geschmack (sofern sie jemals einen hatten), sondern auch auf ihr gutes Geld. Oede, schundige Verhetzung — schön! Aber die Varieté- und Zirkusdirektoren, Improvisatoren und Coupletsänger, die an der kochenden Volksseele ihre Bouillon wärmen, auch noch bezahlen dafür? Jungfer Germania hält wirklich viel aus.

*Bernhard Fanta*

**Kriegsdichter**

**Geschüttelter Haßgesang**

Er muß von Blut und Dolchen singen,
von Kriegsgeschrei und solchen Dingen.
Doch nicht mit zaghaft mildem Wort
singt er von Kampf und wildem Mord,
von Völkerhaß und Racheschwüren —
sein Pathos soll ja Schwache rühren.
Und was sich dann solch Wicht erdacht,
ist flugs zum Kriegsgedicht erwacht.
Ob Lissauer, ob Sudermann,
ob Brennert sichs voll Mut ersann —
gleichgültig, wie der Kleine heißt:
er fühlt sich groß wie Heine, Kleist,
möcht' sich als Klassiker gerieren,
in Zeitungsspalten wild regieren!
Hilf, Himmel, rette, richte die
Völkerverhetzungsdichterie!
Zerschmettre solche Kunstgebräuche
und dieser „Muse“ Brunstgekeuche!
Entsetzliches Gelichter, das!
Schnell, Zensor, einen Dicht-Erlaß!

*Jacob Plessner*

---

**Zu dieser Justiz**

**Themis über ihr Bildnis in dem Hause eines Richters**

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

**An das Bildnis der Gerechtigkeit in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort**

Gerechtigkeit! wie kommst du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?
„Wie meinst du, Fremder, diese Frage?
Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

*Lessing*

# Antworten

**Deutsche Liga für Menschenrechte.** Du teilst auf viele Anfragen mit, daß du nach der Aufgabe, die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zu erreichen, keine für so wichtig hältst wie die, den Justizmord an Fechenbach wiedergutzumachen. Heil und Sieg! Dein Vorstand: H. v. Gerlach, Alphons Horten, Harry Graf Keßler, Dr. Helene Stöcker, Heinrich Ströbel. Deine Adresse: Berlin W. 62, Kurfürsten-Straße 125.

**Sachse.** Einem ulkigen Volksstamm gehörst du an. Er hat den Hans Reimann hervorgebracht, dessen ‚Sächsische Miniaturen' (erschienen bei Paul Steegemann in Hannover) Zwerchfellbrüche herbeiführen, kein Band aber so unfehlbar wie der dritte: ‚Dr Geenij', nämlich Friedrich August der Starkprozentige. Und er hat die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' hervorgebracht, ein Papier, das man froh ist nicht charakterisieren zu müssen, weil einem das Gericht die Arbeit abnimmt. Die ‚Wochen-Voß' hat ihre französische Beilage vernünftigerweise nicht eingestellt. Sie handelt damit so wenig franzosenfreundlich, daß die Franzosen in ihrem Machtbereich sie verboten haben. Das hindert die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' nicht, die französische Ausgabe der ‚Wochen-Voß' für eine antinationale Missetat zu erklären und deren Inserenten in einem Rundschreiben zu ersuchen, sie möchten statt dieses „landesverräterischen" Organs lieber ihre deutschstämmige Zeitung frequentieren. Klage des Hauses Ullstein gegen Haus Herfurth. Verurteilung wegen unlautern Wettbewerbs. Urteilsbegründung: „Diese Verquickung von Kundenfang und verletztem Vaterlandsgefühl ist im höchsten Maße taktlos." Solche Praktiken nur als taktlos zu bezeichnen, ist im höchsten Maße taktvoll. Aber dein Volksstamm, Sachse, hat den ‚Drachen' krepieren lassen, der die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten' fressen wollte, und mästet diese. Und auch jener Richterspruch wird ihnen zum Specke, weil zur Reklame gedeihen, deren Opfer ein Geschrei hören und ja doch nicht fragen, ob der umschrieene Gegenstand hoch- oder niedergeschrieen wird.

**Carl B.** Wie gut es ist, daß man einmal krank wird! Ich sitze im Wartezimmer eines jüdischen Spezialarztes, der seine Patienten halb kuriert zu haben glaubt, wenn er sie erheitert, und lese im ‚Hammer': „Es ist erwiesen, daß die Millionen zur Unterhaltung des Bolschewisten-Heeres von jüdischen Geldgebern kommen, wie auch die geistige Leitung des Bolschewismus ausschließlich in jüdischen Händen liegt. (In Deutschland Radek, Helphand-Parvus, Mühsam, Goldstein, Jacobsohn.) Der Ausbruch eines Bürgerkrieges wird also auf Konto Israels zu setzen sein, das durch das aufgewiegelte Proletariat und Verbrechertum die Vervollständigung seiner Weltherrschaft erzwingen will — nicht zum Nutzen der ehrlichen Arbeiterschaft und der menschlichen Freiheit, sondern im Interesse der jüdischen Plutokratie. Wird das Blutbad entfesselt, so wird einzig und allein Juda die Verantwortung dafür zu tragen haben. Es hält alle Fäden des Aufruhrs in der Hand und kann ihn nach Belieben ausbrechen lassen oder abwinken." Ich, der ich den Bolschewismus auf die allerverschmitzteste Weise geistig leite, nämlich durch Herausgabe eines Blattes, das noch nie eine Silbe zugunsten des Bolschewismus gesagt hat — ich winke ab. Was heißt das? Bisher konnte Schmulche kein Pulver riechen, und jetzt auf ein Mal soll er den Aufruhr ausbrechen lassen? Mit einer Ladung Schalet-Kugeln? Ich winke ab. Und wer Bolschewistenleiter Goldstein ist, weiß ich zwar nicht. Aber ich bitte ihn inständigst: Lieber Goldstein, winken Sie auch ab!

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

# Reichstag und Ruhr von *** 

Der Reichstag wollte wieder einmal aktive Außenpolitik treiben, wollte mit einer Debatte über den Etat des Außenministeriums der Taube Flügel schaffen, die den Oelzweig in das auf den haßgepeitschten Wogen der internationalen Politik treibende Schiff der Weltwirtschaft tragen sollte. Daß wichtige Insassen dieses Schiffes auf einen solchen Friedensboten warteten, ist seit Wochen kein Geheimnis mehr. Es wurde aber dem Kabinett Cuno unmittelbar vor dieser Debatte noch einmal deutlich zu Gemüte geführt. Der erste Sekretär der deutschen Botschaft in London, Herr Dufour-Ferronce, traf unmittelbar vor Beginn der Etatsdebatte im Reichstag ein. Ueber den Grund seiner Reise gingen im Auswärtigen Amt zwei Versionen um. Die eine lautet: Der deutsche Botschafter in London habe sich verpflichtet gefühlt, seine Regierung über die wirkliche Stimmung im englischen Volk und besonders auch im englischen Kabinett und unter den maßgebenden Politikern des Inselreichs zu unterrichten, und zwar dahingehend, daß man in England von der passiven Politik, das heißt: der Politik des Abwartens und der Ermüdung der Gegner durch allerhand Kreuz- und Querzüge, genug habe, und daß man Deutschland einfach mit seinem schärfsten Gegner allein lassen werde, wenn diesem Spiel nicht ein Ende gemacht wird. Die zweite Version lautet: Herr Dufor-Ferronce sei für seinen Besuch beim Kabinett Cuno von der englischen Regierung mit der direkten Forderung eines solchen Angebots versehen worden.

Herr Dufour-Ferronce hatte in der Tat wiederholt Unterredungen mit wichtigen Mitgliedern des Kabinetts, vor allem mit dem Außenminister selbst. Ein positives Ergebnis dieser Unterredungen ist aber leider aus der Rede des Außenministers nicht erkennbar gewesen, und man sagt, daß der deutsche Botschaftsrat in der Reichstagssitzung vom 16. April sehr nachdenklich gewesen sei. Vielleicht war er auch nur ermüdet. Er hat sich nämlich vorher sehr anstrengen müssen. Nicht etwa in den Unterredungen mit den Kabinettsmitgliedern. Nein, man hatte endlich einmal einen hohen Diplomaten seinen Fähigkeiten und der Bedeutung seiner Stellung entsprechend beschäftigt: Der in so wichtiger Angelegenheit aus London hergekommene Botschaftsrat wurde beauftragt — es ist unglaublich, aber wirklich wahr — die Rede des Außenministers ins Englische zu übersetzen! Ob die für England zuständigen Herren der Uebersetzungsabteilung der amtlichen Pressestelle grade auf Urlaub waren, ist nicht bekannt geworden.

Die Etatsdebatte selbst wird vielleicht als Wendepunkt in der Geschichte des Ruhrkonflikts, wo nicht gar in der Geschichte der Nachkriegswirtschaft überhaupt noch eine ziemlich bedeutende Rolle spielen. Nicht wegen der Rede des Außenministers, über die die einsichtigen Leute ungehalten waren, und die selbst hätte ungehalten bleiben können, wenn sie auch an sich vorsichtig abgefaßt war und wenigstens nichts verdorben hat, wie manche frühern Reden des Reichskanzlers Cuno. Der Angelpunkt der Situation ist vom Kabinett abgerückt und zwischen die Deutsche Volkspartei und die Vereinigte Sozialdemokratische Partei geraten. Das Kabinett Cuno hat durch den Außenminister

deutlich zu erkennen gegeben, daß es am Ende seiner passiven Passionsgeschichte angekommen sei. Es kann Das nicht bieten, was das Ausland von ihm erwartet, und was mit vollem Recht nun endlich auch die deutsche Arbeiterschaft durch den Redner der V.S.P.D. verlangt hat: ein wirkliches Friedensangebot. Da erschien auf einmal Herr Stresemann, der sich bis dahin abwartend verhalten und nur durch gelegentliche Bemerkungen in Versammlungen oder in Zeitungsartikeln darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er noch vorhanden sei und unter Umständen eingreifen könne. Seine in mehr als einer Hinsicht überraschende Rede schlug mit kühnem Bogen die Brücke von der Deutschen Volkspartei zur Sozialdemokratie und zeigte damit, daß in den Kreisen seiner Partei, das heißt mit andern Worten: in der deutschen Industrie die Möglichkeit erwogen werde, den Weg zu beschreiten, den das Kabinett Cuno sich zwar nicht innenpolitisch, aber doch außenpolitisch unvorsichtigerweise versperrt hat.

Wenn Dr. Stresemann die auf Grund seiner Rede ihm entgegengebrachten Erwartungen nicht enttäuscht, wenn ihm das Kunststück gelingt, Kapital und Arbeit zu einer ehrlichen und auch für den Vertragsgegner vertrauenswürdigen Reparationspolitik zusammenzuführen, so wäre das eine Leistung, derentwegen alle Sünden der Nationalliberalen Partei in der Vergangenheit, alle Sünden der Hauptquartier-Antichambres im Kriege und vieles Andre vergessen und vergeben sein sollte. Ein dicker Strich könnte darunter gezogen werden. Noch freilich sind wir lange nicht so weit. Die Haltung der Sozialdemokratie ist klar. Es besteht gar kein Zweifel mehr, daß sie bereit ist, eine solche Politik mitzumachen. Sollte die Deutsche Volkspartei samt den Herren Stinnes und Konsorten so geschlossen hinter ihrem Redner stehen wie die V.S.P.D. hinter dem ihren, so wäre das wohl der silberne Streifen an der Wolke, die über uns hängt. Man möge sich aber keinen Illusionen darüber hingeben, daß es höchste Zeit zum Handeln ist. Es dürfen nicht mehr Wochen und Monate mit Zuwarten und Palavern verloren werden, oder gar mit Verhandlungen über die Verteilung von Portefeuilles. Mit einem solchen Zögern würde man den Kriegshetzern auf beiden Seiten, in Frankreich wie in Deutschland. ebenso in die Hände arbeiten, wie es die Regierung des Kabinetts Cuno mit ihrem inhaltlosen Schlagwort vom passiven Widerstand, mit ihrer geistlosen, ihrer plan- und ziellosen Propaganda getan hat, die nur einen Zweck hatte: den Selbstzweck. Man würde nicht nur den Gegnern Deutschlands, sondern den Gegnern des wirtschaftlichen und politischen Friedens in Europa in die Hände arbeiten, würde den französischen Chauvinisten das Vergnügen machen, von hier aus durch solche Ermüdungstaktik die Einheitsfront im Westen zustande zu bringen, und dadurch das brutale Diktat herbeiführen, das kurzsichtige deutsche Politiker leider immer noch einem opfervollen, aber ehrlichen Frieden vorziehen.

Namentlich müßte sich auf alle diese Dinge das Zentrum besinnen, das in der Debatte der letzten Woche nicht richtig Farbe bekannt, nicht entschieden Stellung genommen hat. Denn ohne das Zentrum kann auch heute noch keine zuverlässige Politik auf lange Sicht getrieben werden. Das war vor dem Kriege so und wird noch sehr lange so bleiben. Ob der Zustand angenehm ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Man hat sich damit abzufinden.

Um die Dringlichkeit der Aktivität richtig zu erkennen, um die ganze Situation deutlich einzuschätzen, muß man eine für die Ruhraktion und die auswärtige Politik höchst wichtige Rede lesen, die allerdings nicht zum Etat des Auswärtigen Amtes gehalten wurde, sondern einen Tag später: die Rede des Sozialdemokraten Hertz zum Etat des Reichswirtschaftsministeriums. Hertz wies darauf hin, daß in der Zeit zwischen dem 10. Januar und dem 20. März die Schulden des Reichs von 2,2 Billionen auf 6,9 Billionen, der Notenumlauf von 1,4 auf 5,5 Billionen und das Reichsdefizit von einigen hundert Milliarden auf mehr als ein halbes Dutzend Billionen angewachsen ist. Hertz bemerkte zu diesen Ziffern: ihre Höhe stamme von der Art, wie die Kredite für die Ruhrzwecke gegeben worden seien.

Es ist hier nicht der Ort, die Finanzwirtschaft des Reiches eingehend zu betrachten. Das soll Morus überlassen bleiben. Aber das eine große Moment ist doch hervorzuheben: Wer will behaupten, daß er die Finanzen des Reiches überhaupt wieder auf einen Stand zurückbringen kann, der mit Ordnung irgendetwas zu tun hat, wenn eine solche Wirtschaft noch Wochen und Monate weitergehen soll? Der plötzliche Marksturz nach der Ruhrdebatte im Reichstag, mag er nun durch die Enttäuschung über diese Aktion selbst herbeigeführt worden sein oder irgendwelche andern, zur Zeit nicht genau feststellbaren Ursachen haben, ist doch eine Schrift an der Wand. Je gründlicher man sie versteht, je rascher man die Konsequenzen aus solcher Erkenntnis zieht, desto besser. Wollen wir wieder warten, bis Alles zusammenbricht? Einige Katastrophenpolitiker, besonders diejenigen, die aus einem Wiedererwachen des Nationalismus nach dem Bürgerkrieg oder nach bürgerkriegartigen Erscheinungen entweder persönliche oder politische Vorteile erhoffen, arbeiten offenkundig darauf hin, daß so lange gewartet wird. Schon wittern auch die Militärs wieder Morgenluft, vornan die Militärpolitiker, die nach dem Muster des unselig entschlafenen Kriegspresseamts die öffentliche Meinung beeinflussen wollen. Ihnen sollte möglichst schnell das Handwerk gelegt werden. Für sie ist, auch wenn sie dem Ruhestand angehören, der Reichswehrminister verantwortlich. Verantwortlich sind für sie auch alle Reichsstellen, die ihnen Einfluß einräumen oder Gelder bewilligen. Diese Stellen sollten an das Schicksal der Regierungen Bethmann, Hertling und Max von Baden denken. Sie sollten daran denken, daß man vor fünf Jahren mit geschickter Vorbereitung und mit großen, aufrichtig gebrachten Opfern zwar keinen Siegfrieden, aber doch einen einigermaßen erträglichen Frieden hätte erlangen können. Heute ist die Situation ähnlich. In einem Punkte unterscheidet sie sich aber vorteilhaft von der des Jahres 1917/18: Die Träger des Friedensgedankens und der vernünftigen, ehrlichen Verständigung brauchen nicht mehr zu fürchten, daß ihnen durch einen von starknervigen Gewaltpolitikern dem Kaiser im Hauptquartier abgezwungenen Erlaß plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Und ihre Freunde im Volke und in der Presse werden nicht mehr mit Schutzhaft und Einberufungen verfolgt.

Der Weg ist frei, die Tür nur noch angelehnt. Man stößt sie leicht mit einem kräftigen Fußtritt auf, wenn auch dabei ein sonst recht stattliches und ansehnliches Kabinett ins Wanken und Stürzen kommt.

# Lenard und Mierendorff von Wilhelm Michel

Wieder ein Landfriedensbruch. Was ist im heutigen Deutschland ein Landfriedensbruch? Wie kommt er zustande? Gedungene Banditen, völkische Epileptiker, schießende junkerliche Nachtwächter, halbverrückte Geheimräte brechen den Landfrieden durch Mord, Körperverletzung und offene Verhöhnung des Staates. Es finden sich Männer, die ihnen das wehren oder mit Wort und Tat gegen sie protestieren. Das ist dann Landfriedensbruch. Sie werden vor Gericht gestellt und zu Gefängnis verurteilt. Die Andern, die wirklichen Landfriedensbrecher, gehen entweder straflos aus oder werden mit Strafen gehätschelt, die der Verleihung einer Verdienstmedaille gleichkommen. (Gestern erst sah ich unsern darmstädter Eichbergkommandanten, feist und munter, ein fideles grünes Hütchen auf dem Idiotenschädel, prall in der Frühlingssonne stehen, während die von ihm provozierten siebzehnjährigen „Landfriedensbrecher" teils sitzen, teils sitzen sollen. Oh, auch der Eichbergkommandant hat 3 Monate zu brummen, weil er einen Arbeiter dreiviertel zu schanden geschossen hat. Aber es paßt ihm nicht, sie abzusitzen ...) Also, wie gesagt, es ergehen Urteile gegen die Landfriedensbrecher zweiter Hand, und diese Urteile wieder sind Landfriedensbrüche allererster Ordnung, aber wieder von der straflosen Sorte. Es ist wie ein Zahnrad. Nur fallen die Strafen immer in die falsche Kerbe . . .

Im Fall des Landfriedensbrechers Geheimrat Lenard gab es in Heidelberg auch eine Verhandlung. Selbstverständlich nicht gegen den Verbrecher selbst, sondern gegen Carlo Mierendorff, den Herausgeber des tapfern darmstädter ‚Tribunals', der auf sehr schonende Weise den Landfriedensbruch des Herrn Geheimrat abzustellen unternommen hatte. Folgerichtig saß Mierendorff auf der Anklagebank, und auf der Zeugenbank saß der geheimrätliche Landfriedensbrecher, breit, frech, grinsend, verhöhnte Gott und die Welt, den Gerichtshof und die Verteidiger, sagte und verschwieg, was er lustig war, machte aus der Eidesleistung eine blasphemische Varietévorstellung, schnauzte den Vorsitzenden an wie einen Sackträger und beherrschte mit Glanz die Situation. Zwar hat der Senat der Universität sein lausbübisches Verhalten am Tag der Rathenau-Trauer „scharf mißbilligt" und ihm Pflichtvergessenheit vorgeworfen; zwar hat sein verlottertes Benehmen vor Gericht den denkbar miserabelsten Eindruck bei allen Anwesenden hinterlassen; zwar hat ihm sogar der Staatsanwalt bescheinigt, daß er, der deutschvölkische Geheimrat ungarischen Stammes und Dialektes, der eigentliche Angeklagte sei — aber! aber Mierendorff würde wegen des geheimrätlichen Landfriedensbruches verdonnert, und die empörende Harlekinade von deutscher politischer Rechtsprechung ist um einen widerwärtigen, zynischen Witz reicher geworden.

Und dabei scheinen weder die Richter noch der Staatsanwalt persönlich im vorliegenden Fall mit der Verantwortung für Prozeß und Urteil belastet, sie haben sich menschlich und anständig benommen. Der Fehler liegt in dem blödsinnigen Paragraphen,

in seiner staatsfeindlichen Handhabung und wohl auch in der Gesinnung irgendeines staatsfeindlichen Jammerkerls in der badischen Verwaltung, der auf die Erhebung der Anklage drang und drängte. Wo er aber auch liege: Mierendorff hat seine Strafe weg, und der Landfriedensbrecher Lenard ist frei ausgegangen — obschon ein unqualifizierter Staatsbürger ohne Zweifel schon für die unverschämte Schnauze, die dieser Geheimrat dem Verhandlungsleiter anhängte, hinter die schwedischen Gardinen gesetzt worden wäre.

Aber — wie ist mir denn? Das ist doch schon der zwanzigste oder dreißigste Fall! Da muß ich doch fragen, ob wir uns mit den ewig wiederholten Deklamationen gegen diese zynische Justiz nicht nachgrade lächerlich machen. Der Staat ist es ja, der Recht spricht. Die Republik ist es, die ihre Verteidiger in Eisen legt, die allen Bürgern zuruft: „Hütet euch, für mich einzutreten! Laßt mich verachten, mißhandeln, verhöhnen und zertreten, aber rührt um Himmelswillen keinen Finger zu meiner Verteidigung. Tut Ihrs dennoch, dann auf eure eigne Gefahr!" Die Regierung „kann nicht". Sie behauptet, der tätigen Unterstützung der Volksgenossen zu bedürfen. Aber wenn die Volksgenossen ihr zu Hilfe kommen, dann legt die Justiz sie ins Eisen. Und da „kann" die Regierung wieder nicht. Gibt es kein Mittel, diesen Zirkel zu durchbrechen? Ja, Mittel wohl, aber keine Männer, die es wagen, sie anzuwenden. Was ist da zu tun? Da ist nichts andres zu tun, als die Hoffnung auf diese Sorte Republik zu begraben. Oder sollen vielleicht die Transportarbeiter (in deren Verband Mierendorff Funktionär ist) die deutschen Juristen in Verruf erklären, ihre Koffer am Zug und ihre Möbel auf der Straße stehen lassen, sie ausschließen von allen Segnungen des modernen Verkehrs? Fast scheint ein derartiger abenteuerlicher Boykottwitz möglicher, als daß dieser Staat sich endlich entschließt, zu leben und sein Leben zu verteidigen. Daß überzeugte Monarchisten gegen die Republik, eingefleischte Antisemiten und Kapitalisten gegen Judenduldung und Sozialismus aus Leibeskräften konspirieren, ist durchaus in der Ordnung. Schlägt dieser Staat nicht zurück, liefert er gar seine Helfer mit gebundenen Händen an die juridische Gegenrevolution aus, was heißt das anders, als daß er kein Lebensrecht in sich fühlt und zum Untergang entschlossen ist? Man belehre mich, wenn ich mich täusche. Einstweilen bin ich der Meinung, daß die Verantwortung für diese Staatsunterwühlung durch Rechtsprechung auf diesen Staat zurückfällt, daß wir ihn anklagen sollen und nicht die Gegenrevolution, die sich ihr Lebensrecht täglich und stündlich durch offene und halbgeheime Akte erkämpft und es daher besitzt. Was liegt uns geistigen Menschen schließlich an „der" Republik als Begriff, als Schemen? Am Lebendigen, am Schöpferischen sind wir interessiert, nicht an irgendeinem Buchstaben. Und demokratische oder sozialdemokratische Nullen sind uns genau so lieb wie nationalliberale Nullen. Es ist genug des Winselns, der Geduld, der zwanzigmal enttäuschten Hoffnungen. Wir denken: Wenn es nicht republikanisch geht, so mag es in Gottes Namen diktatorisch oder faszi-

stisch oder bolschewistisch oder monarchistisch gehen. Höher als ein Gebilde, das nur deshalb noch lebt, weil es noch nicht totgeschlagen worden ist, steht das Vertrauen in uns: Weg hast du allerwegen — an Mitteln fehlts dir nicht! Wir wollen vor zum neuen, wahren, verjüngten Deutschland. Erweist sich diese Republik als ein ungangbarer Weg zu diesem Ziel, so werden wir schließlich gern einen Irrtum im Weg begraben, um das Ziel zu retten.

Aber da bleibt immer noch das Opfer selbst, das dieser republikanischen Justiz in die Fänge geraten ist. Mierendorff, ein Schriftsteller und eine politische Energie von nicht gewöhnlichem Rang, ist als ein tapferer, besonnener, anständiger Mensch aus dieser Gerichtsposse hervorgegangen. Er ist rein auf die Sache gegangen, er hat jeden ernstern Exzeß verhütet, einem persönlichen Feind die körperliche Integrität gerettet und den Landfriedensbrecher vor dem drohenden Denkzettel einer völlig legitim entrüsteten Menge geschützt. Er hat sich benommen als ein Mann, als ein Kämpfer und als ein Deutscher der besten Art. Sollen wir uns nicht — da die „Konsuln" nichts tun können — besinnen, wie wir ihn und mit ihm die Sache des Neuen Deutschland wenigstens durch eine platonische Geste auszeichnen können? Wenn es noch Republikaner in Deutschland gibt; wenn es noch Menschen, Gruppen, Körperschaften oder Behörden gibt, die sich über die juristische Gegenrevolution und ihre Duldung ehrlich empören können — so sollen sie Carlo Mierendorff für vaterländisches Handeln und „Tapferkeit vor der Justiz" ihre Anerkennung öffentlich aussprechen. Thyssen ist für ein Verhalten, zu dem viel weniger Mut und persönliches Verantwortungsgefühl gehörte, zum Ehrendoktor, Adelung, der aus Mainz Ausgewiesene, zum Ehrensenator ernannt worden. Können wir eine Justiz, die wir verachten, nachdrücklicher ohrfeigen, als wenn wir zu Tausenden ihrem Opfer die Billigung seiner Mitbürger aussprechen? Wir können ihn vor dem Gefängnis nicht schützen, aber wir können uns zu ihm und zu der vaterländischen Sache, die er vertrat, zum Neuen Deutschland, bekennen. Das soll, das muß hier geschehen. Wo sind die Männer, die das in die Wege leiten? Die Unterschriften für Zustimmungsadressen sammeln, Körperschaften mobil machen, Resolutionen beantragen? Massenweise wird das Hakenkreuz, das Johanniterkreuz und andres Derartiges in Deutschland spazieren getragen. Wo ist der Verband, der einen republikanischen Orden stiftet für vaterländisches Verdienst im innern Kampf? Auf Gesten müssen wir uns ja leider beschränken; aber dann soll diese Geste wenigstens gewagt und gezeigt werden. Heraus mit ihr in diesem Fall, nicht zur persönlichen Ehre des zunächst Betroffenen, sondern zur Ehre der Sache, für die er vor den Schranken stand, und die nicht untergehen wird, selbst wenn diese erste deutsche Republik Selbstmord begeht.

Bisher haben nur, am 17. April, in Heidelberg die Gewerkschaftsvorstände und Kartelldelegierten eine scharfe Resolution gegen das Urteil in Sachen Mierendorff angenommen, schließend: sie würden sich bei diesem Urteil nicht beruhigen, da die Verurteilten ja doch im Auftrag der Gewerkschaften die Interessen der Republik wahrgenommen hätten.

# Eindrücke in Dänemark von Paul Wachtel

Der Bericht über ‚Drei Wochen Kopenhagen', den ich in Nummer 14 der ‚Weltbühne' erstattet habe, ist vielen Lesern, deutschen und dänischen, zu kurz gewesen. Nun, mir fällt leicht, ihn zu verlängern.

Nicht nur als Freistatt wundervoller Plastiken — die Carlsberg-Glyptothek und der angrenzende Boulevard zeigen Rodins und Meuniers Stärkstes — weckt Kopenhagen den leisen Nachklang: Hellas!

Die innige Teilnahme des kleinen Volkes an allem Persönlichen seiner Persönlichkeiten, die heitere, stets witzige Spottlust der Menge, eine treffliche Mischung von gallischem Esprit und niederdeutschem Humor, mengt Götter und Menschen, gleicht Menschen unter einander aus. Stimmung und Einstellung der breiten Masse zu den Tagesereignissen ist ganz spontan, ohne Beeinflussung, die sofort schärfster Ironie begegnen würde, und dennoch einheitlicher als bei uns.

Bestimmte psychische Prägung besteht dort noch, kann sich dort noch auswirken, verlangt nicht nach dem Surrogat der Stimmungsmache, dem spiritus rector im Lande der Ersatzmittel.

Der angeblich kluge, taktvolle und sicherlich sehr beliebte König ist am Abend seiner Begegnung mit Wilhelmina von Holland Gegenstand ebenso respekt- wie harmloser Karikaturen in einer unbedingt königstreuen Presse.

Den größten lebenden Physiker des Landes und einen der bedeutendsten aller Zeiten und Länder, den Erforscher der spektralen Rätsel und der Atomwelten, Niels Bohr, kennt jedes Kind dieses sportbegeisterten Landes zunächst als Fußballkämpen — der er noch vor wenigen Jahren gewesen —, dann auch als Geistesriesen. Bei allem Scherz und Spott liebt man die Persönlichkeit, und der Sport, kein Vorrecht der Begüterten, stellt in Dänemark Persönlichkeiten heraus. Um diese gruppiert und kristallisiert sich erst das Interesse an Vereinen und Verbänden, nicht umgekehrt.

Anklang an Hellas ist auch die auffallende Menge wohlgebauter, gesunder Menschen in aesthetisch wohltuender Kleidung. Der Gespensterreigen von Berlin W., Leipzig oder Hamburg fehlt in Kopenhagen.

Die Vermeidung des Häßlichen, Monströsen ist hier zweifellos noch Tradition. Doch scheint sie ein wenig an dem locus minoris resistentiae jedes Volksdaseins, der weiblichen neurotischen Psyche, abzubröckeln; durch diese Bresche werden oberflächliche Sensationslust, Filmzauber, Ehetragikomödie, Pietismus und alle jene unabweisbaren Bedürfnisse abendländischer Kultur in eine an sich nicht kranke Gemeinschaft wahrscheinlich nachdringen. Immerhin: von einem allgemeinen Verlust der nüchternen Vernunft oder gar des Rechtsbewußtseins ist man dort offenbar noch weit entfernt.

Kriegsgericht in Kopenhagen. Ein Rittmeister von den Husaren benutzt unbefugt das Sattelzeug seines Sergeanten. Dieser, ein alter Soldat, schimpft los: „Das ist eine Mordsschweinerei!" Das Kriegsgericht entscheidet: „Der Sergeant hat sich zu entschuldigen." Der Sergeant, im Vertrauen auf sein sachliches Recht, verweigert die Entschuldigung und erhält — acht Tage Stubenarrest. Der König, als oberste Instanz, bestätigt zwar diese „Strafe", verfügt aber zugleich die Beförderung des Sergeanten, dessen allgemeine soldatische Tüchtig-

keit in dem Verfahren zur Sprache gekommen ist. Man transponiere den Vorgang ins Deutsche und frage sich ohne Vorurteil, wo und wie man vorausichtlich bessere Soldaten, nicht Domestiken, erzielen dürfte.

Der Mangel an Bedürfnis nach Abhängigkeit, nach Subalternität erzeugt in Dänemark, wie in fast ganz Skandinavien, wohl die auffallendsten Gegensätze zu der deutschen Durchschnittsauffassung unsrer Angelegenheiten. Presse wie Private rühmen ganz allgemein und ohne Vorbehalt die Tüchtigkeit des deutschen Volkes auf allen Gebieten der Arbeit, staunen aber über die Auswahl der Führer. Ueberall die gleiche Frage: Wie ist möglich, daß so fleißige, begabte, ausdauernde Menschen sich in Wirtschaft und Politik, in Staat und Gemeinde immer wieder von so unbegabten, unzuverlässigen, ja als schlecht bewährten Persönlichkeiten führen lassen, während des Volkes führende Geister ungenutzt oder vom Pöbel bedroht zur Seite stehen müssen?

Sigurd Abrahamsen von ‚Berlingske Tidende' sieht mit klarem Blick bei der Ueberseewoche die unter falscher Leitung nutzlos aufgewandte Mühe eines zähen Arbeitsvolkes und bemängelt mit Grund die ebenso nutzlosen Propaganda-Vorträge praktisch unbewährter oder unfreier Nationaloekonomen. Einem Kenner deutscher Verhältnisse entging nicht das selbstbewußte Wiederauftreten jener Kieler „Autorität", die im Kriege durch ein geschichtliches, leider weltgeschichtliches Gutachten die Marineleitung über die Aussichten des großen U-Boot-Krieges völlig getäuscht hat.

Bei andrer Gelegenheit äußert das gleiche Weltblatt sein Erstaunen über die entscheidende Rolle, die man bei uns in der Reparationsfrage Herrn Stinnes einräumt. Das dänische Urteil über ihn lautet: „Genial in der privatwirtschaftlichen Organisation — aber ermangelnd jeder Erfahrung in der Politik!" Kann der begeistertste Deutsche, natürlich noch vor dem Verlust seiner Denkfähigkeit, dem Wesen des Kohlenkönigs wohlwollender gerecht werden?

Als ein politischer Kopf Deutschlands gilt drüben besonders wegen seiner fast regelmäßig eingetroffenen Prognosen Maximilian Harden. ‚Politiken' befragt ihn um Weihnachten in umfangreichem Interview über Deutschlands Zukunft. Die grundlose Allgemein-Ueberschätzung eines nur einseitig Begabten — die Beiseitesetzung eines politisch Bewährten, durch Erfahrung und Verständnis mit Bismarck Verbundenen: das sind den Dänen tiefgründige Rätsel der deutschen Volkspsyche. Hardens ritterliche Handlungsweise gegen Wilhelm II. nach Ausbruch der Revolution, bei uns leider unbekannt, wird in eingeweihten monarchistischen Kreisen Dänemarks geachtet und bewundert.

Im übrigen fehlt es Kopenhagen nicht an Gegenstücken zu unsern bedeutendsten deutschen Wirtschafts-Führern. Etatsrat Andersen, „der dänische Ballin", Chef der ostasiatischen Kompanie darf in der Welt wohl mindestens die gleiche Bedeutung, das gleiche Ansehen beanspruchen wie unsre allerbekanntesten Größen. Aber der dänische Großrheder, dessen private Verhandlungstätigkeit seinem Lande im Weltkrieg Freiheit des Handels bei der deutschen wie bei der britischen Regierung und so allein die Möglichkeit der Neutralität erwirkte, ist unbekannt als Politiker, selten gesehen bei öffentlichen Gelegenheiten, stumm in allen Erfolgen. Ueber 70 Jahre alt, hat er verstanden, durch eine bei uns so rar gewordene Konzentration seiner Arbeitskraft

auf das eigne Geschäft diese Quelle des Wohlstands für ganz Dänemark in den Krisen der letzten Jahre und Monate ungeschwächt, unerschüttert zu erhalten. Dieser frühere Schiffsjunge verkörpert das gediegene Geschäftsleben Skandinaviens.

Zu den Meistern sicherer Prognose und Diagnose in diesem um seine gesunde Vernunft beneidenswerten Volke zählt auch der Herausgeber der vorbildlichen ‚Finanstidende‘, Dr. Carl Talbitzer. Als Nationaloekonom behandelte er in der letzten Zeit vor allem die Aussichten der deutschen Valuta und der deutschen wirtschaftlichen Zukunft überhaupt. Ohne die geringste Voreingenommenheit, ohne Abweichung von der nüchternen wissenschaftlichen Deduktion lauten seine Ergebnisse für uns Deutsche und unsre Freunde drüben so verzweifelt wie irgend möglich. Mit allem Rüstzeug der Erfahrung beweist er, daß in der jetzt beginnenden Epoche mindestens 10 Millionen Deutsche unweigerlich verhungern müssen. Bei uns, die es angehen sollte, sind jene Arbeiten natürlich in Fachkreisen wie in der Oeffentlichkeit fast unbekannt. In Dänemark haben sie größtes Aufsehen und lebhafte Diskussion erweckt, vor allem aber das Mitgefühl dieses hilfsbereiten Landes mit unsern Hungernden und Leidenden von neuem angeregt. Sie haben zweifellos dazu beigetragen, daß zeitweise in der Presse wie in der öffentlichen Meinung eine deutschfreundliche Stimmung, ja sogar deutliches Mißtrauen gegen Frankreichs unnachgiebige Haltung aufkam, und einzig die Unkenntnis, Unfähigkeit und Einseitigkeit unsrer scheinbar nur noch privaten Interessen dienenden Auslandspropaganda konnte diese günstige Gelegenheit zu sachlichem Eintreten für Deutschland ignorieren.

Die Hauptfaktoren, die uns dies moralische Plus in Skandinavien leider wieder geraubt haben, waren einmal die geringen, deshalb unbegreiflichen Rückstände bei unsern letzten Reparationslieferungen, dann aber die ungeheuern Devisenbestände, die die Reichsbank der Markstabilisierung zu opfern vermochte. Die Folge ist: man betrachtet heute Deutschlands Politik allgemein als von Privatinteressen geleitet, deshalb ohne Hochachtung; trotzdem aber zeigt man Teilnahme für das bedauernswerte Opfer dieser Privatpolitik: das deutsche Volk.

Seit dem Dezember 1922 besteht in Kopenhagen ein Hilfswerk für den deutschen Mittelstand. Wenn das neue Unternehmen die Möglichkeit hat, ohne Einschaltung deutscher Behörden zu wirken, so wird man gewiß bald tatkräftigen Beistand von ihm erwarten können. Wie manche gutgemeinte Hilfsaktion der Amerikaner fand Hemmungen in der Bürokratie unsres Landes!

Gleich nach dem französischen Einmarsch haben die dänischen Gewerkschaften 300 Kinder aus dem Ruhrgebiet aufgenommen und nach dänischer Art verpflegt, mehrere hundert Aufnahmen werden vorbereitet. Bei uns hört man erst jetzt, am 31. März, offiziös über die deutsche „Fürsorge für die Ruhrkinder“: „Der Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung hat an die zuständigen Behörden einen Erlaß gerichtet, worin er gestattet, daß Schüler und Schülerinnen, die infolge des Einbruchs aus dem Ruhrgebiet vertrieben sind, in öffentliche höhere Lehranstalten und öffentliche mittlere Schulen auch dann aufgenommen werden, wenn die Höchstbesuchszahlen der Klassen dadurch überschritten werden, und daß diesen Schülern und Schülerinnen Schulgeldfreiheit auch dann gewährt werden kann, wenn die zur Ver-

fügung stehenden Freistellen bereits vergeben sind." Hat unser Staat neben diesen fabelhaften Opfern für „Bildung" und Dressur auch solche für Essen, Trinken, menschenwürdigen Aufenthalt gebracht, wie Dänemarks Gewerkschaften sie von jeher gebracht haben? Gleichen wir nicht wieder dem Mann im Frack, ohne Hemd und ohne Schuhe?

Das Uebergewicht des gesunden Menschenverstandes über Parteien, Cliquen, Weltanschauungen bewirkt in Kopenhagen ein fast allgemeines Verständnis für aufbauenden Sozialismus, für Wohlfahrtspflege und Demokratie. ‚Politiken', das alte Bürgerblatt, verspottet „die demokratischen Prinzipien in Deutschland", wo Herrn Cunos Privatsekretär Mitglied des deutschnationalen Clubs sei. Die Gewerkschaften und ihre Führer, so besonders Schwedens Ministerpräsident Branting, genießen überall im Lande, auch bei politischen Gegnern, angemessene Hochschätzung.

Schroffer Ablehnung und manchmal komischer Furcht begegnet dagegen in Dänemark der radikale Sozialismus, vor allem der Kommunismus bei der großen Mehrheit des Volkes. Die tief gegründete, traditionelle Freude am Wohlleben, der Hang zur Aesthetik, der Abscheu vor allem Terror, der in diesem glücklichen Lande seit Jahrhunderten unbekannt ist, Pietät gegen alle Tradition und Achtung vor dem praktischen Sozialismus dieser höchst fortschrittlichen Monarchie sind die Hauptursachen solcher Abneigung.

Groß, größer als bei uns ist diese Bolschewistenfurcht. Trotzdem aber öffnet unbedenklich ‚Politiken' seine Spalten einem Andersen-Nexö, dem bedeutendsten kommunistischen Schriftsteller des Nordens, zu einer anziehenden Schilderung und energischen Verteidigung des Sowjet-Regimes. Man stelle sich vor, in unsrer Vossischen Zeitung fände sich als Leitartikel ein entsprechender Aufsatz von Wilhelm Lamszus oder Clara Zetkin! Und Andersen-Nexö „geißelt" unter anderm die unfreundliche Behandlung eines sowjetrussischen Eisbrechers durch die dänische Regierung. Unwillkürlich erinnert man sich der von Sipo bewachten Sowjet-Schiffe im Hamburger Freihafen, deren Besatzung nicht an Land durfte, während die Empfänger ihrer Ladung, Großherren der deutschen Industrie- und Handelswelt, in Berlin beim Gesandten des Proletarierreiches antichambrierten. Und keinen ängstlichen Redaktionskommentar zu den Darstellungen des Kommunistenführers bringt ‚Politiken'. Hier ist sie wieder, jene nordische Toleranz gegen geistige Kräfte, mögen sie der oder jener Richtung zugehören, jene furchtlos nationale Einstellung zu dem ethisch wie künstlerisch hochbefähigten Landsmann, mag er auch nicht allgemein geteilte Grundsätze vertreten. Hier breitet sich wieder die Weite eines hellenischen Horizonts, um den wir die Nachbarn viel mehr beneiden müssen als um ihren leiblichen Wohlstand.

Aber: „Vergesse nicht, daß Du ein Deutscher bist!" „Vergesse" nicht! Im Kleinstadtcabaret verkündet es mir unter dem Jubel wohlhabenden Publikums der unfreiwillige Komiker am Tage nach meiner Rückkehr. Nie, in drei Wochen nie, brauchte ich drüben mein Deutschsein zu vergessen, nie wurde ich von Jemand dazu in Versuchung gebracht. Aber hier, inmitten eines Volkes, das seine edle alte Sprache, die letzte Wurzel seiner Existenz einem oberfaulen Geschäftsinternationalismus zum Opfer bringt, hier und nur hier möchte man einmal vergessen, was man ist . . als ob das so leicht wäre!

# Bayern von Ernst Niekisch

4.

Heim verfuhr durchaus im Sinne seines Programms, als er im Mai 1919 durch Marschall Foch dem Obersten Rat in Versailles seine Bitte vortragen ließ, mit Vertretern Frankreichs über eine separatistische Bewegung verhandeln zu dürfen, und als er am 19. Mai 1919 in Luxemburg dem französischen General Destiker vorschlug, Frankreich möge die größern deutschen Staaten von Preußen loslösen und einen neuen süddeutschen Staatenbund unter dem wirtschaftlichen Protektorat der Entente bilden.

Aber Heim ist Realpolitiker; er weiß, daß man einer organisierten Macht bedarf, wenn man politische Pläne durchzusetzen strebt. Er schuf sich diese organisierte politische Macht in der Bayrischen Volkspartei. Das ganze ehemalige bayrische Zentrum folgte ihm. Die deutsche Zentrumspartei hätte hier zweifellos manches verhindern können; indes stand sie Heims Wirksamkeit nur passiv zuschauend gegenüber. Die Bayrische Volkspartei splitterte sich vom Zentrum ab, weil das Zentrum für Separatismus nichts mehr übrig und mit der republikanischen Staatsform sich abgefunden hatte. Die Bayrische Volkspartei hat den ausgesprochenen Willen, nur eine bayrische Partei und sonst nichts weiter zu sein; sie verzichtete von vorn herein darauf, sich als deutsche Partei zu betätigen. Sie wollte die Fortsetzerin der bayrischen Patriotenpartei sein und wurde das auch; sie hat so wenig innerliche Beziehungen zum Reichsgedanken, wie die Patriotenpartei sie hatte.

Allerdings unterschied sich die allgemeine politische Situation, in der die Patriotenpartei einst zu arbeiten hatte, von der Situation, in die sich die Bayrische Volkspartei gestellt sieht. Die Patriotenpartei hatte als Tatsache den deutschen Bund vor sich; an ihm wollte sie festhalten; ihr Widerstand galt dem werdenden Reiche. Sie befand sich in Abwehr- und Verteidigungsstellung; sie wollte den Strom der Entwicklung hemmen und ablenken; sie wollte den herrschenden politischen Zustand bewahrt wissen.

Die Bayrische Volkspartei hingegen hat von der bestehenden einheitlichen Republik auszugehen; sie ist ihr eine Tatsache, die sie ablehnt; sie verteidigt nicht das Vorhandene, sondern geht vielmehr zum Angriff dagegen vor. Die Patriotenpartei war eine Partei des Widerstands, der Defensive; die Bayrische Volkspartei ist eine Partei des Angriffs, der Offensive. Das Schicksal der Patriotenpartei war, Schritt um Schritt zurückweichen zu müssen; die Absicht der Bayrischen Volkspartei ist, Schritt um Schritt vorwärts zu drängen, ein Stück Boden nach dem andern zu erobern. Während die Patriotenpartei grimmig polternd und erzürnt lärmend eine Stellung nach der andern verloren geben mußte, sucht die Bayrische Volkspartei sich listig-heuchlerisch, gefährlich-versteckt, heimtückisch-verschleiernd in immer neue vorwärtszeigende Stellungen einzunisten. Die Patriotenpartei wollte das Reich verhindern, die Bayrische Volkspartei will das Reich zerstören; jene war von wahrhaft konservativer Beschaffen-

heit, diese verbirgt unter widerwärtig-konservativer Maske ihr tatsächlich revolutionäres Wesen. Durch eine Taktik schleichender Behutsamkeit sucht die Bayrische Volkspartei zu verhüten, daß irgendwer ihren verhängnisvollen Absichten vorzeitig auf die Spur kommt. Auch die schändlichsten Handlungen der Partei sind dergestalt verkleidet, daß der Beobachter zu der Auffassung verleitet wird, sie seien harmlos und nicht so schlimm gemeint. Als die Partei die Regierung Hoffmann mit hochverräterischen Mitteln stürzte, verfuhr sie so vorsichtig und geschickt, daß sie nachher mit der Miene des Biedermannes versichern konnte, sie sei ordnungsliebend, gesetzestreu und der Verfassung gehorsam. Die Regierung Kahr wurde gradezu dadurch gekennzeichnet, daß alle ihre Handlungen den schönen, wohlgesetzten Worten des Ministerpräsidenten widersprachen; verlogener, gleißnerischer, schillernder und zweideutiger als die Kahrsche war noch keine Regierungspolitik gewesen.

In Kahr hatten Heim und die Bayrische Volkspartei das Geschöpf gefunden, das willig im Sinne jenes Heimschen Programmes vom 1. Dezember 1918 tätig war. Allerdings konnte die Partei jenen Darlegungen nach außen hin doch nicht kurzerhand den Charakter eines Parteibekenntnisses verleihen: sie waren schließlich in verschiedenen Wendungen doch allzu deutlich und offenherzig. So beschloß die Partei, sich ein Programm zu geben, das Alles in sich begriff, was man anstrebte, dessen vorsichtige Fassung jedoch erlaubte, wenn es zweckmäßig schien, alle Forderungen ins Unbedenkliche und Harmlose umzudeuten. Auf einer Tagung in Bamberg gab sich im September 1920 die Partei dieses Programm. Die Partei bekennt sich hierin angeblich zum „Föderalismus"; indes ist die Art Föderalismus, die in dem Programm zu Worte kommt, ganz offenkundiger Separatismus, der durch eine mildernde Bezeichnung nur schmackhafter gemacht werden soll. In zwölf Forderungen verriet die Bayrische Volkspartei ihre geheimsten Herzenswünsche. Die Selbständigkeit der Staaten soll nicht weiter beeinträchtigt werden; die Reichsstellen innerhalb der Staaten sollen sich dem Verwaltungssystem der Staaten anpassen, die Reichsgesetze sollen nur durch Staatsbehörden verwirklicht werden; die Steuer-, Verkehrs- und Militärhoheit wird wieder zurückbegehrt; das Schulwesen soll ausschließlich Sache der Staaten sein, und das bayrische Staatseigentum soll künftig vor Zugriffen des Reiches gesichert werden. Am aufschlußreichsten aber sind die Forderungen:

1. der bundesstaatlichen Form des Reiches und der Wiedereinführung eines dem frühern Bundesrat gleichwertigen Organs der Staaten;

2. des Rechtes der einzelnen Staaten, ihre Staatsform und Staatsverfassung selbst zu bestimmen;

3. des Rechtes der einzelnen Staaten, in Angelegenheiten ihrer eignen durch die Reichsverfassung gegebenen Zuständigkeit mit auswärtigen Staaten Verträge abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu bestimmen.

Es fällt schon auf, daß in dem ganzen Programm niemals, wie es die Weimarer Verfassung tut, von Ländern, sondern immer

nur von Staaten gesprochen wird. Dahinter steckt wohlberechnete Absicht. Dem Scharfsichtigen bleibt der tiefste Sinn jener drei wörtlich wiedergegebenen Forderungen nicht verborgen: es handelt sich hier, kurz gesagt, darum, daß die verfassungsmäßigen Zustände des deutschen Bundes aus der Zeit vor 1866 wiederhergestellt werden sollen, daß Bayern ferner in die Lage versetzt werde, die Wittelsbacher zurückzuholen und sich die monarchische Staatsform zu geben, und daß endlich Bayern das Recht bekommen soll, wieder, wie nach 1648, internationale Verträge auf eigne Faust abzuschließen, selbständige Beziehungen zum Ausland — unter Umständen auch zum Schaden des Reiches — zu pflegen.

Das Programm ist eine Kampfansage an die Weimarer Verfassung; unmittelbar schon richtet es sich gegen eine ganze Reihe wesentlicher Verfassungsartikel (Artikel 6,1, 13, 17, 78,1, 146). Es war bedenklich als Programm deutscher Staatsbürger überhaupt; daß die herrschende Partei des zweitgrößten deutschen Landes dahinter stand und entschlossen war, in seinem Geist und nach seinen Richtlinien Politik zu machen, ließ Schlimmstes befürchten. Nur von Wenigen war seinerzeit die verhängnisvolle Bedeutung dieses Programms erkannt worden. Die deutsche Oeffentlichkeit wurde erst stutzig, als im Oktober 1922 die Bayrische Volkspartei auf ihrem Parteitag in München sich neuerdings auf dieses Programm festlegte, ja es gradezu verschärfte, indem ein Bekenntnis zum Reich, mit dem das Bamberger Programm noch eingeleitet worden war, gestrichen wurde. Die Bayrische Volkspartei war im Oktober 22 der Meinung, sogar auf den Schein der Reichstreue bereits verzichten zu dürfen.

(Fortsetzung folgt)

---

# Else Lasker-Schüler von Heinrich Fischer

Im finstern Tag, umgafft, umgrinst, umlärmt
hat sich der Prinz vergraben und gehärmt.

Die Nacht weiß mehr von Gott als ich und du.
Sie ist erfüllt von staunenden Gesängen.
Die Tochter ruft — und alle Sterne drängen
sich ihrer hohen Priesterkrone zu.

Der edle Bischof darf die Stolze führen,
und Giselher, der junge, schließt den Zug:
Wie sind wir glücklich, groß, und frei von Trug,
wenn wir den Atem ihres Wortes spüren!

Es lauscht der Mond, zum goldnen Ohr geründet.
Es rauscht die Stadt, ein Brunnen voller Kummer.
Und Menschen horchen in verstörtem Schlummer,
wie zärtlich Yussuf seine Liebe kündet.

# Schriftstellers Notschrei von Hans Hyan

Persönliche Schicksale mögen freundlich oder tragisch sein: die Oeffentlichkeit interessieren sie erst dann, wenn sie eine handgreifliche Moral oder eine Warnung für die Andern enthalten. Zum Beispiel also, wenn ein Schriftsteller von einem Verleger in der rücksichtslosesten Weise geschädigt und ohne jeden wirklichen Rechtsgrund um seinen wohlerworbenen Lohn, in meinem Fall um seine Tantiemen gebracht wird.

Ich habe im Frühjahr 1920 mit dem Verlag Josef Singer, Straßburg-Leipzig (jetzt: Josef Singer A.-G., Leipzig), einen Vertrag abgeschlossen, wonach ich ihm vier Bücher in Vertrieb gab. Nach meinem Vertrag habe ich Tantieme vom Ladenpreis zu erhalten. Singer hat mir die ersten zehntausend Exemplare bei Erscheinen der Auflage und jede neue Auflage im Voraus zu bezahlen. Meine Bücher gehen leidlich, und Singer hat schon von zweien eine neue Auflage herstellen müssen. Nach dem katastrophalen Niedergang der Markwährung seit Rathenaus Ermordung ist nun eine immer stärkere Erhöhung der Buchpreise unvermeidlich geworden. Was ist selbstverständlicher für jeden billig Denkenden, als daß ein Autor, der laut Vertrag seine Tantieme ausdrücklich vom Buchhändlerladenpreis garantiert bekommen hat, an dieser Preiserhöhung teilnimmt? Ein Teil der Verleger, der auch, aber in seiner Art, „billig" denkt, hat indessen die Lehre vom „schlechten" und vom „guten Gelde" ausgeheckt. „Gutes" Geld war es, das der Autor Anfang 1922 erhielt (der Dollar stand damals 150); „schlechtes" Geld ist es, das der Verleger heute für seine Bücher erhält! So kosteten, beispielsweise, meine ‚Verführten' damals (Anfang 1922) 40 Mark, während sie heute zu einem Grundpreis von 4,50 Mark, der, mit der Schlüsselzahl 2500 multipliziert, 11 250 Mark ergibt, verkauft werden. Während sich also die Währung etwa um das 130 fache verschlechterte, hat sich der erzielte Buchpreis um annähernd das 300 fache verbessert — für den Verleger nämlich, nicht für den Autor, der jetzt mit seinem Auflagehonorar, trotz aller Vertragsparagraphen, abgefunden sein soll.

Ließe sich über solche moralisch nie zu rechtfertigende These vom Standpunkt eines rein formalen Rechts noch vielleicht diskutieren, so fällt doch auch der letzte Anlaß, derartig abzurechnen, fort, sobald der Verlag durch ein- oder mehrmalige Abrechnung laut Vertrag und Abführung der Differenz-Tantieme an den Autor den entsprechenden Vertragsparagraphen zur Ausführung gebracht oder, wie das Gesetz sagt, „als in seinen Willen aufgenommen" anerkannt hat. Dies ist in meinem Fall geschehen. Singer hat zwei Vierteljahre lang die Differenz-Tantieme mit mir abgerechnet und die Beträge für jene vier Bücher an mich abgeführt. Das hindert ihn keineswegs, jetzt zu erklären, er habe sich so lange in einem Irrtum befunden, habe zu Unrecht an mich gezahlt, verlange diese Beträge zurück und zahle nicht weiter. Die beträchtliche Summe, die er mir somit seit Oktober 1922 schuldet, bleibe ich also, wie man kaufmännisch so schön sagt: erwartend!

Anfang 1922 ging ich daran, eine seit langem von mir gehegte und vorbereitete Lieblingsidee zu verwirklichen: ich wollte den ‚Neuen Pitaral' in einer neuartigen, die Ergebnisse moderner Kriminallehre verwertenden Form fortsetzen, unter dem Titel: ‚Erinnerungen deutscher

Kriminalisten'. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, diesem Herrn Singer das Werk zum Verlag zuerst anzubieten. Kaum war das geschehen, so erklärte mir ein andrer, sehr bedeutender Verlag, daß er mit Freuden dieses Buch verlegen würde. Da ich aber nur Schriftsteller, nicht Verleger bin, so hielt ich mich, obwohl kontraktlich noch nicht verpflichtet, an mein Wort gebunden und gab die vorläufig auf sechs Bände festgesetzte Serie an Singer, der sie durchaus haben wollte. Der erste Band: ‚Auf Leben und Tod!' sollte laut Vertrag am 1. Oktober 1922 erscheinen; tatsächlich ist er erst Anfang März 1923 auf den Markt gekommen. Nach eignem Eingeständnis des Verlagsleiters oder Direktors Otto Bruère nur durch Schuld des Verlags Josef Singer selbst. Und nun erfand die Josef-Singer-A.-G. ein neues System des „schlechten und guten Geldes". Die mir geleisteten Vorschüsse wurden nämlich, als es bei Ausgabe der ersten Auflage zur vereinbarten Zahlung kommen sollte, nach einem von Herrn Bruère mathematisch fein erdachten „Generalnenner" von gutem in schlechtes Geld umgerechnet, und so hätte ich, bei Licht besehen, nicht etwa Geld von Singer zu bekommen, sondern — ich hätte ihm noch eine hübsche Summe herauszuzahlen. Im Lauf der Verhandlungen, die Mitte Januar begannen, ist dann die Schlüsselzahl derart gestiegen, daß meine Forderung immer höher wurde. Und ich, der Prozesse verabscheut, habe, ohne natürlich meinen Rechtsstandpunkt zu verlassen, dem Herrn Singer angeboten, ihm die durch „Generalnenner" errechnete Vorschußsumme zu schenken: er sollte mir nur den verbleibenden, nicht unbeträchtlichen Rest zahlen. Daraufhin habe ich von der Firma den Bescheid erhalten, sie wolle mit ihrem Rechtsanwalt den Fall durchsprechen. Weiter hatte sich Singer verpflichtet, am 1. April 1923 den zweiten Band der ‚Erinnerungen' herauszubringen. Danach hätte er drei Monate vorher, also am 1. Januar, die Hälfte des voraussichtlichen Auflagehonorars an mich zu zahlen gehabt. Erst einen Monat nach Zahlung bin ich verpflichtet, das Buch druckfertig abzuliefern. Habe ich nötig, noch zu sagen, daß der Verlag auch diese Zahlung ohne jede Begründung unterlassen hat? Mehr als das: Herr Bruère ist zu einem andern Verleger, mit dem ich arbeite, hingegangen, hat dort Verhandlungen gepflogen und Erkundigungen eingezogen, mit dem Erfolg, daß ich auch dort Schwierigkeiten bekam, die, nicht ohne daß ich Opfer brachte, durch Vergleich behoben werden konnten. Das Alles einem Autor gegenüber, der stets seinen Pflichten nachgekommen ist, mit dessen Werken man gutes Geld verdient hat, und dessen Bücher man ohne Tantiemenzahlung lustig weiter verkauft. Denn ich habe die Beweise dafür, daß auch von dem neuen Buch: ‚Auf Leben und Tod!' trotz seinem übertrieben hohen Preise ein erheblicher Teil der Auflage bereits verkauft ist.

Bedenkt man nun, daß das Gesetz — übrigens in Allem eine wahre Stiefmutter für den geistigen Arbeiter! — diesem keinen, aber auch gar keinen andern Weg als den unter Umständen Jahre währenden Zivilprozeß weist, daß ich ruhig zusehen muß, wie mein geistiges Eigentum dem Herrn Singer Millionen einbringt, während er mich kaltlächelnd jedes Einkommens beraubt, und daß diese Tragödie zwischen Verleger und Autor sich stets wiederholt: so wird der gerecht Denkende meine Flucht in die Oeffentlichkeit vor einer solchen Handlungsweise begreifen.

Die Verleger sind in ihrer gewohnten Rückständigkeit der allgemeinen Preiserhöhung so lange nicht gefolgt, bis die bittere Notwendigkeit sie zwang, den sogenannten Schlüssel einzuführen. Dann haben sie aber auch so rapide Preiserhöhungen vorgenommen, daß das Publikum, ganz bestürzt, sich, vorläufig wenigstens, diesen Buchpreisen nicht recht anpassen kann. Nun soll der Schriftsteller, der in den Jahren 1920 und 21 doch wahrhaftig ohne seine Schuld unter den zurückgebliebenen Kalkulationen der Verleger gelitten hat, doppelt gestraft werden, indem man ihn an den inzwischen eingetretenen stattlichen Aufschlägen nicht teilnehmen lassen will! Welch eine Verkennung des moralischen Autorenrechts und der physischen Lebensnotwendigkeiten, die jetzt aber in unserm Lande einem geistigen Arbeiter offenbar überhaupt nicht mehr zugebilligt werden!

---

# Sarah, Adrienne, Voltaire von Arnold Zweig

*Für Elisabeth Bergner*

Zwei geistige Zufälle des Tages, zusammenklingend zu besonderm Akkord, zwingen mich — ein unvernünftiger und unregulierbarer Drang — heut abend dies zu schreiben statt der Arbeit, die einem zugeteilt ist. Im Manchester Guardian Weekly, dem Auslandspost-Ersatz seit Oktober, findet sich heute ein kurzer Nachbericht über Sarah Bernhardts Begräbnis, dort, wo die aktuell-wichtigen Nachrichten stehen, zweite Seite rechts oben. Der letzte Weg der toten Künstlerin, so etwa wird gemeldet, führte quer durch Paris, von der Kirche Saint Françaís de Sales nach dem Père Lachaise, und diese ganze Strecke war, so stehts da, von einer stillen achtungsvollen Menge umdrängt in Reihen, zehn und mehr Menschen tief, auf den Bürgersteigen. In der Kirche selbst fand sich Alles, was im künstlerischen Paris zählt, gegen zehn Uhr ein — in einer ganz schwarzsamten ausgeschlagenen Kirche, deren Altarbilder sogar mit violettem Krepp verhängt waren. Draußen, die Stufen und den Raum davor füllend, ja den Stein ganz zudeckend, lagen die Kränze: „Die ganze Welt schien die Blumen gesandt zu haben, die die Tote liebte — Kränze aus England, Amerika, Spanien, Italien; förmlich Hecken erlesenster Rosen, Narzissen und Lilien zu wundervollen Kränzen gewunden, und noch rührender die zahllosen Veilchen- und Primelsträußchen, die man neben Haufen unerschwinglicher Orchideen und Treibhausblumen gelegt hatte. ‚Keine Frau hat jemals solch ein Begräbnis gehabt‘, hörte man von allen Seiten. Die Menge, aus allen Klassen und Lebensumständen, neigte entblößte Häupter, als der langsame Zug vorüberging, und lange nach seinem Vorbeiziehen noch war die Luft voll vom Duft der Blumen."

So begrub man im April 1923 zu Paris eine Schauspielerin, die größte französische Tragödin des neunzehnten Jahrhunderts; mit schwarzsamtener Kirche und allem Pomp, obwohl sie ihr Lebtag Sarah geheißen. Und damit wäre man am Ende — denn hier, in dieser ‚Weltbühne‘, ist ja schon klug und menschlich von ihr die Rede gewesen: hätte man nicht jenen zweiten

Lesezufall erlitten und die Manie, zweihundert Jahre für nichts zu erachten in den Bewegungen der unglücklichen Tierart, der wir angehören, und deren Geschichte nach Denen, die es wissen sollen, zweihunderttausend lang ist. Wie also begrub man vor zweihundert Jahren, Frühling 1730, in eben diesem Paris die berühmteste Schauspielerin ihres Jahrhunderts, die bezaubernde, gütige und edle Adrienne Lecouvreur? Seit ich in dem ‚Voltaire' von Georg Brandes gewisse Stellen las, bin ich von diesem Zusammenklang besessen, im ‚Voltaire', deutsch erschienen bei Erich Reiss, gut übersetzt, prachtvoll in der Anordnung des Stoffes, klarste Darstellung dieses machtvollen Kerls, den zu verleumden man den Unterricht im Deutsch und in der Geschichte bei uns benutzte, einer wirklichen Lebensbeschreibung, aus der Zeitalter, Länder, Personen, Höfe heraustreten wie in Stahl gestochen, einer Lektüre, für Männer und Freiheitsfreunde von einem Manne geschrieben, der in diese heutige Literatur nicht mehr paßt, weil er ohne Mühe eine herrliche Sachkunde mit der faßlichsten Einfachheit und Eleganz des Sagens vereint — seit ich also vor einigen Tagen in diesem ‚Voltaire' die Beschreibung ihres Leichenbegängnisses las, weiß ich es. Adrienne war vergiftet worden, aus Eifersucht wahrscheinlich und wahrscheinlich von der Herzogin von Bouillon — sehr wahrscheinlich, fast gewiß, soweit man bei privathistorischen Fakten von Gewißheit reden kann. Sie hatte ein tadelloses Leben geführt, fromme Christin, die sie war, ein bedeutendes Legat den Armen des Sprengels Saint Sulpice hinterlassen, die Sakramente empfangen und war nun Leiche. Der Erzbischof von Paris und der Pfarrer selben Sprengels verweigerten ihr ein kirchliches Begräbnis, „weil sie zur Reue über das Aergernis, das ihr Beruf mit sich führte", auch auf dem Totenbette nicht zu bewegen gewesen; und sie hatten, wie es scheint, ein Recht darauf, wie seinerzeit Molières Körper nun auch den ihren nicht in das Haus des christkatholischen Gottes zu lassen. Aber in den Kirchhof doch wohl? Auch nicht. „Es war nicht nur eine kirchliche Beerdigung, die in dem Falle Adrienne Lecouvreurs verweigert wurde, sondern jegliche Beerdigung. Der Körper wurde nicht einmal auf eine Bahre gelegt, sondern um Mitternacht wie ein Paket von zwei Lastträgern in den Fiacre gepackt und nur von einer Runde Polizeisoldaten begleitet. Deutlich genug hatte der Polizeidirektor Befehl erhalten, jede Untersuchung über die Todesart der Schauspielerin unmöglich zu machen, indem die Spuren vertilgt wurden. Wenn die Leiche in irgendeine Schindergrube geworfen und, anstatt in einen Sarg gelegt zu werden, nur mit frischem Kalk bedeckt wurde, so war eine erneuerte Leichenschau vereitelt." Und so geschah es. Ihre Grabschrift steht in einem Gedicht Voltaires, der einzigen Macht, die sich dankbar und rasend der Toten annahm, einer Schauspielerin, die ins Wesenlose geschmissen werden konnte vom Bündnis der Polizei (weil eine Herzogin mordete, die dem Königshause liiert war) mit der Klerisei — vor knapp zweihundert Jahren.

Und also gibt es eine Entwicklung. Und also gibt es den Fortschritt? Meine Lieben: dazwischen liegt die Aufklärung

und die Revolution. Diese Aufklärung, über die heute jeder, aber fast jeder Schreibende die Nase rümpft, indem er sie platt nennt — nicht seine Nase, die es meist nicht ist, sondern die Aufklärung, ohne die er zum Schreiben, zum Dichten, zum Ausdruck seiner selbst und zur Wirkung ins Breite und Tiefe überhaupt nicht zugelassen worden wäre, gezwungen vielmehr, das Gewerbe seines Vaters fortzusetzen oder zu verludern. Diese heilige und kampflustige Verschwörung des Geistes gegen jede Tyrannis des Dummstolzes und des Aberglaubens, jener hinreißende „Befreiungskrieg der Menschheit“, dessen Arsenal in England stand, und dessen Soldaten Bayle hießen und Diderot, d'Alembert und Rousseau und vor allen Voltaire und Mirabeau. Denn sie, diese Aufklärung, indem sie weit übers Ziel hinaus stieß, und die Revolution, die sie erzeugte, und die auch weit über Das hinausdrängte, was schließlich ihr Ergebnis war: diese beiden Taten französischen Geistes haben auf der ganzen Erde einen, ach, bescheidenen Ruck der Menschheit auf ihrer Spirale ermöglicht, Ruck ins Hellere, Menschlichere, Weisere. So ist sie nur einmal beschaffen, die Menschheit: es müssen Könige geköpft, Höfe demoliert, Aristokratien ausgerottet und Kleriseien auseinandergejagt werden, ein Exzeß von Anstrengung muß gemacht werden: damit öffentliche Gerichtsbarkeit erreicht werde und Aemter allgemein seien, souveräne Parlamente zusammentreten können, und damit der Stoff, der bei der Beerdigung großer Schauspielerinnen die Hauptrolle spiele, nicht mehr ungelöschter Kalk sei, sondern Samt und Blumen. Welcher Anstrengung wird es nun bedürfen, welcher weit übers Ziel hinausgeschleuderten Manie einer Handvoll besessener Werkzeuge, damit diese öffentlichen Gerichte auch wirklich Recht sprechen oder damit das ruinöse und dumme Geschäft der Kriege zu dickerer Dividende von nationalen Industrien endlich als Das erkannt werde, als was anno 1912 Norman Angell es nachwies — ruinös dumm für Sieger wie Besiegte? Einer publizistischen Anstrengung, einer neuen Aufklärung, einer grandiosen und harten Kriegserklärung gegen die neuen Dummheiten Europas auf alle Fälle: gegen alle Meinungsmache, gegen jede Diktatur, gegen den Nationalismus in jeder Form, bei jedem Volke, unter allen Umständen, heute, morgen, immer, einer neuen platten Aufklärung und eines Gelächters gegen Alle, die sich berufen glauben, das Leben, das so eingefleischt organische, dumpfe, irrationale Grundwesen der Menschheit, dem wir Künstler ja mit Haut und Haaren verschrieben sind, in Schutz nehmen zu sollen gegen den arbeitenden Geist — als müsse man einen geworfenen Stein in Schutz nehmen gegen das Steigen, aus Angst, das Fallen käme nun zu kurz . . . Er fällt wieder, meine Herren Anbeter der unvergeistigten Einfalt, die Ihr nicht ahnt, mit wieviel Erkenntnis fruchtbare Dumpfheit gewürzt sein muß — all Ihr Theosophen, Okkultisten, Gesundbeter, Mystizisten und neuen Magier, Ihr „Einfältigen“, Beterchen und Apostel des Meßwunders unter den Literaten; er fällt von selbst, gerne und steingewiß: sorgen wir nur dafür, daß er geworfen werde, weit, weit und so hoch, wie Menschenarmen möglich!

# Jeßners Faust

Nicht Goethes Faust. Wirklich nicht Goethes? Die „Zitate" waren gestrichen: manche ganz, von manchen die erste, von manchen die zweite Hälfte. Wer den ‚Faust' auswendig weiß, konnte kaum umhin, das zu bemerken und anzumerken. Aber eigentlich sollte doch keine Theateraufführung bei ihrem Publikum die Kenntnis des Werkes voraussetzen — und ob einem Publikum, das nicht schrecklich viel gelesen hat, der Genuß hier allzu sehr beeinträchtigt wird? Mir kams nicht so vor. Ein kostbar breit fließendes, gedankengeschwelltes Volksbuch in Dialogen war zu dramatischem Tempo aufgepeitscht worden. Zunächst eben durch die Striche, die freilich mit lyrischen Kleinodien so vandalisch umgingen, daß Gretchen fünfundsechzig Minuten früher als sonst auftrat. Wär' nicht nach fast jeder der zwanzig Szenen, und selbst nach der kürzesten, der schwere Vorhang mit plüschener Langsamkeit zusammengerauscht und hinter ihm noch ein andrer gefallen und der Zuschauerraum erleuchtet und anderthalb Minuten später diese Prozedur wieder zurückvollzogen worden: es wäre leicht eine halbe Stunde zugunsten bedeutender, den Ablauf der „Handlung" nicht ungebührlich hemmender Dichterworte zu sparen gewesen. Dieser Mangel an Technik eines großen Theaters war umso verwunderlicher, als die Bühne meist leer blieb und das bißchen Umbau auch im Dunkel möglich gewesen wäre.

Wie Fausts einzigartige Geisteswelt nicht recht hörbar, so wurde, da also die Bühne meist leer blieb, Gretchens deutsche Alltagswelt nicht recht sichtbar. Aber es ist ja wohl falsch, den Maßstab des Realismus dort anzulegen, wo am Anfang des Weges der liebe Gott steht, wo der Teufel selbst bemüht wird, und wo die Erde dem Einfluß dieser unirdischen Elemente ausgeliefert ist. Jeßner will offenbar den Doktor Faust mit seinem schier verbrennenden Herzen über diese Straße zwischen Himmel und Hölle jagen. Warum nicht? Muß sie denn immer geschlichen sein? Die Absicht ist unbedingt zu loben; nur schade, daß Jeßner ihr zu oft untreu wird. Wenn, zum Beispiel, an der Rampe eines schönen hellroten Ausschnitts Mephisto eins, zwei, drei seinen Pakt geschlossen und sein Opfer auf losgelöst-einsamer Kanzel das dumpfe Mauerloch und den Urväter-Hausrat unverflucht gelassen hat — wenn dann der Erdgeist einen hundertfachen Mund zu haben scheint, so stört mich nicht, daß er in der Ich-Form spricht, sondern daß durch diese willkürliche Heranziehung eines Chors grade die Verschleppung erfolgt, zu deren Vermeidung anderswo die radikalsten Eingriffe vorgenommen werden. In das Lied von der Ratte fällt Mephisto gleich mit dem Liede vom Floh ein — ein dramatischer Sprung von der Kellertreppe auf den Kneiptisch und von drei Druckseiten; aber der milieumalende Tanz und Gesang der Bauern unter der Linde wird nicht angetastet. Die Walpurgisnacht ist von vierundzwanzig Druckseiten auf eine zusammengehauen: aber wozu um der einen, am Ende auch entbehrlichen, willen die „Verwandlung"?

Derartige Inkonsequenzen auf Schritt und Tritt, so optische wie akustische. Die Rüpel in Auerbachs Keller kehren uns, während sie knieend an den Pfropfen saugen, in einer Reihe ihr Hinterteil zu, und dabei ertönt von Violinen, wahrhaftig, ein — Adagio. Solls ein Witz sein? Dann ist er unverständlich. Das Moskauer Kammertheater spielt ‚Phädra' so, daß dieses kalte Paradigma uns zwar keineswegs näher rückt, wohl aber die vollkommene Stileinheit und Stilreinheit der Regie uns in einer Zeit der Verwilderung beruhigt und schadlos hält. Jeßner macht innerhalb Einer Aufführung allerhand Experimente zwischen Im- und Expressionismus. Einmal geht er mit seinem Dekorationsmaler César Klein, einmal gegen ihn, dessen Bilder nicht selten zu weitgereckt, selten ohne Reichtum in ihrer gotischen Kargheit sind. Die Hauptsache immerhin: daß dem Elan der Gesamtleistung dieser Beiden trotz allen einzelnen Unzulänglichkeiten schließlich doch in wenigen Szenen zu widerstehen ist. Die Hexenküche war nie so phantastisch. ‚Wald und Höhle' stellt überaus einprägsam Faust mit ausgebreiteten Armen in den zackigen Ausschnitt eines Vorhangs vor einen melancholisch zerklüfteten Baum. Brunnen und Zwinger sind zur Steigerung des Eindrucks so vereint, daß Gretchens schmerzzerwühltes Gebein mit einem Satz von dem keifenden Lieschen zur Muttergottes hinübergelangt. Bei Valentins Tode rottet sich die Bevölkerung schwärzlich zusammen und bringt im Takt ihre zwei halben Verse so bedrohlich, als wäre das nicht ein neuerdings ziemlich überanstrengtes Mittel.

Nochmals: die Vorzüge dieser Aufführung überwiegen die Schwächen. Sie würden sie aufwiegen, wenn die Schauspieler Jeßners Intentionen gewachsen wären. Er ist in ähnlicher Lage wie Alexander Tairoff, der sich für ‚Phädra' mit dem Feuereifer der Seinen begnügen muß. Freilich wären Fehlbesetzungen zu vermeiden gewesen. Im Personal des Staatstheaters sind drei Marthen minder humorlos als der Gast Rosa Bertens. Für den Gottsucher Faust, den seine Inbrunst verzehrt, sein Erkenntnisdrang auf- und nieder- und jedenfalls immer vorwärtsschleudert, war an dieser Stelle Keiner geeigneter als Kortner. Seinem Vertreter Ebert kommt der Valentin zu. Mephisto darf grade in dieser Inszenierung nicht lasten; und grade das, statt schwerlos zu flimmern und zu schwirren, grade das tut der erdige Klöpfer, der sich für seine Schüler-Szene einen Schuß Homosexualität zulegt. Jeßners Tempo ist gegen Klöpfers wie Eberts Natur; und so werden die Gespräche zwischen den Beiden leider ein eintöniges Getobe und Gehetze. Die weitaus stärkste und interessanteste Gestalt liefert Gerda Müller. Dieses Gretchen ist auf seine Art ebenbürtig der Höflich. Ein schwerflüssiges, herbes, eckiges Bürgermädchen, das den besondern Mann nicht durch landläufige Lieblichkeit, sondern durch Besonderheit fesselt. Fausts Anrede stößt sie jäh in ihr Schicksal. Es wird uns sofort wichtiger als das seine. Und das ist das größte Pech für den Neuerer Jeßner, der ja doch Fausten seine Rechte vor dem Publikumsliebling Gretchen hat sichern wollen.

# Sling und Pallenberg von Alfred Polgar

Sling ist nichts Englisches, sondern gut deutscher Schlesinger-Extrakt. (Ich glaube, münchner Herkunft). Sling ist einer der sympathischesten Schlesinger, die wir haben. Er schreibt angenehme Romane, behagliche, feine, kultivierte Bücher. Und seine Sling-Glossen, an den Rand der Tag-Ereignisse vermerkt, sind ausgezeichnet. Kleine Pamphlete wider die Zeit, die dieser nicht weh, aber den mit ihr Unzufriedenen doch wohltun. Nun kommt Sling mit einem dreiaktigen Lustspiel, und auch in dieser anspruchsvollern Form bewährt sich sein Talent, Menschen und menschliche Beziehungen in ein paar Strichen zu fixieren, Geschehen witzig zu verknüpfen und es mit klugen Reden zu begleiten. „Die Erwachsenen" — sagt sein Spiel gleichen Namens — sind Egoisten, müde, feig, verlogen. Obzwar sie um die Lügen wissen, mit denen ihr Leben zugedeckt ist, dulden sie die Decke: um der Bettwärme willen. Junge Menschen durchschauen (bei Sling) die erwachsene Komödie, verwirren und sprengen sie durch die Rücksichtslosigkeit ihrer Un-Lüge und ihres Lebenstempos Zwei Akte sind sehr nett geraten. Der dritte, ach der dritte, erzwingt sich gewaltsam den guten Ausgang ins Freie. Die Figuren sind mit weichen Fingern aus weichem Stoff modelliert. Wenns heiß wird, zerfließen die Profile. Das ganze Spiel ist um ein paar Grade zu sanft und sacht. Aber auch der Zuhörer, dem für trauliche Ironie und herzwarme Bosheit die Organe fehlen, geht schließlich, von Slings freundlicher Beredsamkeit überwunden, in die Gartenlaube.

Eine nette Aufführung des wiener Raimund-Theaters. Das junge Mädchen, das die Erwachsenen kujoniert, spielt Fräulein Adrienne Geßner klug und gewinnend. Dennoch bliebe ich an Stelle des jungen Mannes, den sie der lasterhaften Tante Mia abspenstig macht, bei der lasterhaften Tante, dargestellt von Fräulein Nora Gregor. Sie ist dem Auge grünste Weide. So anmutig in Haltung, Schritt, Gebärde, in Ruhe und Erregung, daß die Frage nach dem schauspielerischen Talent zu einer Frage von quartärer Wichtigkeit herabsinkt.

*

‚Der Herr Minister' (von Paul Schirmer) ist eine üble, ranzige Komödie. Herr Schirmer findet es lächerlich, daß Männer, die weder Grafen noch Barone, ja nicht einmal Doktoren sind, zur Regierung kommen. Das Stück zeigt solch einen nach oben gestürzten untern Mann, und wie rührend-klägliche Figur er macht als Chef echter Geheimräte alten Stils, und wie ihn deren Bildung, Würde, Klugheit, Fleiß arg beschämen. Als der Mann aus dem Volk aber gar im Mädchenlyzeum die jungen Damen von Fridericus Rex und Goethe erzählen hört — sie erzählen feuchten Auges —, da vergeht ihm alle Lust am Andersmachen. Er erkennt seinen revolutionären Willen als Mutwillen, seine politische Meinung macht hörbar rechts um, er sieht ein, daß nur Männer mit akademischer Bildung, Schlußrock und Scheitelfrisur Minister werden sollen, und bleibt bei seinem Leisten und seiner komischen Alten, die, im Raimund-Theater, von Frau Förster rei-

zend gespielt wird. Den Geheimrat schnitzt Herr Lessen sauberst aus dem Holz, aus dem nach Schirmer Minister sein müssen. Adrienne Geßner, als tugendsames Fräulein von Hartmann, spricht über Goethen den Staatsminister so beseligt, daß man gradezu ihr Herzchen puppern hört. Nein, ein Volk, das solche Staatsminister hat wie Goethe, solche Backfische wie Fräulein von Hartmann und solche Dichter wie Schirmer, kann nicht untergehen.

Pallenbergs unmöglicher Regierungsmann ist provinzielles, kleinbürgerliches Menschengewächs, Hirn und Glieder und Haut durchtränkt und genährt vom selben Lebenssaft. Wie er Maske, Tracht, Haltung, Schritt, Blick auf den gleichen Ton stimmt, das allein ist schon Kunst. Auch das Unwillkürliche hält diese Stimmung. Und nicht das winzigste Spieldetail, das der Grundtonart harmoniefremd wäre. Pallenberg macht einen herzensguten, beschränkten aber nicht dummen, behaglich-cholerischen Kleinstädter, und es ist keine Bewegung oder Reflexbewegung, kein Laut, keine Miene, in der nicht motivische Teilchen aller das Wesen der Figur bestimmenden Züge mitschwängen. Es ist sozusagen Güte auch in der Art, wie der Herr Minister sich die Krawatte richtet, und in dem Griff, mit dem er die Papiere auf seinem Schreibtisch zur Hand nimmt, liegt schon das ganze Unvermögen, sie zu verstehen. Wenn er Kaffee trinkt, gibt das ein Idyll à la minute vom Leben des braven Mannes in der guten Stube. Und wenn er zur Frau redet, wird fühlbar alle schöne und üble Wärme der Familie, Zärtlichkeit und Langeweile, Trost und Ueberdruß der Ehe. Pallenbergs schöpferische Kraft baut kleine Welten . . . seine Komik entdeckt und annektiert sie. Ein Künstler. Ihr dürft ihn Mikrokosmos nennen.

---

# Zwischen Tür und Angel von Morus

## Reichstag und Reparationsplan

Nach drei Monaten der Demonstrationen, der flammenden, feierlichen, allzu feierlichen Protestkundgebungen hat nun auch im Reichstag so etwas wie eine Reparationsdebatte stattgefunden. Das Wort Diskussion träfe schon nicht mehr zu, denn es war alles Andre als eine freie Aussprache. Die Parteiführer sagten, nach der bösen Antrittsvorlesung des Herrn v. Rosenberg, mehr oder weniger geschickt ihr Sprüchlein her, und der Außenminister riskierte nicht einmal, wie das in ausländischen Parlamenten geschieht und auch am Königsplatz bis dato üblich war, darauf zu antworten.

Umso schneller kam die Antwort aus dem Ausland. Diese Antwort war in der maßgeblichen pariser und londoner Presse ein glattes Nein, und aus New York kommt, gleichsam als Gegenstück zu dem von Stresemann propagierten deutsch-französischen Montan-Trust, ein Projekt des amerikanischen Stahlkönigs Schwab, der einen Zusammenschluß der englischen, französischen und amerikanischen Stahlwerke mit der Spitze gegen Deutschland herbeiführen will. In Deutschland wird man nun gewiß erst recht von der Niedertracht der Andern und von der eignen Unschuld überzeugt sein, und das Mißliche an dieser Ueberzeugung ist halt nur, daß man mit ihr der Lösung des Reparations-

problems und der Befreiung des Ruhrgebiets um keinen Schritt näher kommt.

Das wird so bleiben, solange man sich in Deutschland nicht auf Das einstellt, was von der Gegenseite nun seit Monaten und Jahren fortwährend verlangt wird: einen klaren, ehrlichen Zahlungsplan. Ein solcher Zahlungsplan darf aber nicht, wie es bei unserm Plan für die Pariser Konferenz der Fall war, und wie es auch Herr Stresemann jetzt wieder empfohlen hat, im Wesentlichen auf internationalen Anleihen aufgebaut sein, über deren Umfang wir nichts wissen können. Nicht die fiktiven Kredite Amerikas wünscht man aus der Wilhelm-Straße zu erfahren, sondern man will von Deutschland hören, was Deutschland selbst aufzubringen bereit ist. Man will wissen, welche Summen die deutsche Wirtschaft und namentlich die deutsche Industrie jährlich glaubt für Reparationszwecke herbeischaffen zu können, und welche Bürgschaft das Reich und seine Wirtschaftsfaktoren für die prompte Erfüllung der Zahlungen stellen wollen. Mit andern Worten: Man fordert, daß Deutschland endlich seine Bücher aufschlägt und unverblümt darüber Auskunft gibt, was es zu leisten imstande ist. Das ist der springende Punkt, und solange man daran vorbei redet, wird an die redliche Zahlungsbereitschaft und an den ernsten Verständigungswillen Deutschlands drüben Keiner glauben; so lange wird den Vernunftpolitikern in Paris und London nicht gelingen, über die Annexionisten die Oberhand zu gewinnen

Ton und Echo der Reichstagsdebatte erinnern ein wenig an die Situation im Juli 1917, als die Reichstagsmehrheit unter Erzbergers Führung die Regierung zu einer aktivern Friedenspolitik drängte und Herr Michaelis mit seinem „Wie ich es auffasse“ alle Friedensbestrebungen zunichte machte. Inzwischen haben wir das parlamentarische System bekommen. Der Reichstag hat das Recht und die Macht, Das, was er will, durchzusetzen. Er kann die Regierung, wenn sie ihm nicht „aktiv“ genug ist, abberufen und durch eine neue ersetzen. Aber selbst die Sozialdemokraten haben zur Zeit, wie Herr Dr. Breitscheid ausdrücklich erklärte, keine Lust, das Kabinett Cuno zu stürzen. Sie wollen sich nicht noch einmal der Dolchstoßlegende aussetzen. Ihre Haltung mag, obwohl das noch keineswegs sicher ist, vom Parteistandpunkt zweckmäßig und gerechtfertigt sein. Im Interesse des Volksganzen aber kann es gegenwärtig nur ein Ziel geben: möglichst schnell Frieden zu schließen. Stehen die Bedenken des Herrn Cuno und des Herrn v. Rosenberg diesem Ziel entgegen, so muß der Reichstag sich nach einer neuen, weniger bedenklichen Regierung umsehen.

### Der Zusammenbruch der Stützungsaktion

Zwei Tage nach der unglücklichen Rede des Herrn v. Rosenberg brach die Stützungsaktion der Reichsbank zusammen. Wenn zwischen dem politischen Kurs und dem Markkurs überhaupt sichere Zusammenhänge bestehen, so war das hier der Fall. Der Marksturz um rund 50 Prozent vollzog sich innerhalb zweier Stunden, als sich der drängenden Nachfrage am Devisenmarkt kein Angebot der Reichsbank entgegenstemmte. Die Nachfrage aber hatte sich zusammengeballt — in Berlin allein wurden 1½ Millionen Pfund verlangt —, weil die inländischen und die ausländischen Deviseninteressenten nach Rosenbergs Rede die Hoffnung auf einen baldigen Ruhrfrieden aufgegeben hatten.

Trotzdem war die plötzliche Kapitulation der Reichsbank währungspolitisch und außenpolitisch ein schwerer Fehler. Wenige Tage vorher hatte das Reichsbank-Direktorium noch kategorisch erklären lassen, daß es unter keinen Umständen dem Drängen der Industrie und des Exporthandels, den Dollar auf 30 000 kommen zu lassen, nachgeben würde; und gewissermaßen zur Bekräftigung hatte sie zu den 164 Millionen Goldmark, die sie bereits im Ausland zur Sicherung deponiert hat, noch 20 Millionen nach Stockholm und in die Schweiz geschickt und weitere Goldsendungen vorbereitet. Nach den amtlichen Reichsbankausweisen sollen, so unwahrscheinlich es auch klingt, die gesamten Auslandsdepots noch unangetastet und nicht einmal beliehen sein. Ferner hatte die Reichsbank am 16. April die Großbanken aufgefordert, den Rest der Garantiesumme für die Goldanleihe bis zum 30. April einzuzahlen. Weshalb Herr Havenstein trotz allen diesen Rüstungen nicht glaubte, 40 Millionen Goldmark an einem Tage herausrücken zu können, bedarf noch der nähern Aufklärung. Dem Zickzackkurs der Herren Havenstein und Glasenapp muß endlich ein Ende gesetzt werden, und es geht nicht an, daß ein Institut wie die Reichsbank, deren Entschlüsse von so weitgehenden Folgen für Staat und Wirtschaft sind, unter dem Schutz der Autonomie unkontrolliert und verantwortungslos seine Sonderpolitik treibt. Mit wohlfrisiertem Communiqués, daß zwischen Regierung und Reichsbank das beste Einvernehmen herrsche, ist es nicht getan. Der Gegensatz zwischen Hermes und Havenstein besteht und wird für Deutschland zu einem finanzpolitischen Unglück. Einer von Beiden muß das Feld räumen.

Wenn hier die Zauderpolitik des Herrn Havenstein für den Zusammenbruch der Stützungsaktion verantwortlich gemacht wird, so kann sich das freilich nur auf die katastrophale Art des Zusammenbruchs beziehen. Das Scheitern der Aktion war unvermeidlich, da man die Finanzierung des Kohlenkrieges unentwegt nach dem System Helfferich mit Hilfe der Notenpresse vornahm. Der Notenumlauf hat sich seit der „Stabilisierung" der Mark mehr als verdoppelt, ohne daß Regierung und Reichsbank versuchten, das überschüssige Geld wieder einzutreiben. Man wagte nicht einmal schärfere Krediteinschränkungen, geschweige denn das Mittel, mit dem allein eine Finanzierung des Ruhrkampfes möglich gewesen wäre: eine ansehnliche Vermögensabgabe. Aber man wollte eben den Protestliedertaflern nicht die gute Laune verderben, und so nahmen die Dinge ihren Lauf.

Ob der Reichsbank gelingen wird, auf einer rückwärtigen Verteidigungslinie den Abwehrkampf der Mark wieder aufzunehmen, oder ob dem Einbruch das Aufrollen der Front und der Sturz der Mark ins Grenzenlose folgen wird, läßt sich im Augenblick nicht übersehen. Gleichviel: die neue Markkatastrophe ist ein letztes Warnungszeichen an die Regierung und an die Leichtgläubigen im deutschen Volke. Es ist höchste Zeit, die Augen zu öffnen und die Dinge zu sehen, wie sie sind!

### Das Ergebnis der Stabilisierung

Die zwei Monate stabiler Währung haben zwar nicht vermocht, Deutschland die Vorteile des festen Geldwertes, eine gesunde Preisbildung, zu verschaffen. Aber sie haben ausgereicht, uns einen Vorgeschmack der Krise zu geben, ohne die eine Stabilisierung der Mark kaum möglich sein wird.

Jeder Konjunktur-Umschlag von der Hausse zur Baisse pflegt auf Seiten der Arbeitnehmerschaft Arbeitslosigkeit, auf Seiten der Unternehmer Konkurse hervorzurufen. Auf dem Arbeitsmarkt ist diese Folge der Absatzstockung auch prompt eingetreten. Nach dem letzten Bericht des Reichsarbeitsministeriums, der freilich erst über Februar Auskunft gibt — in England sind die wöchentlichen Arbeitslosenberichte in wenigen Tagen hergestellt, in Deutschland braucht man dazu einen ganzen Monat —, ist bei den großen Arbeiterfachverbänden die Zahl der Arbeitslosen vom Januar bis Februar dieses Jahres von 253 000 auf 319 000 oder von 4,4 auf 5,7 Prozent gestiegen, dazu die Zahl der „Kurzarbeiter" von 13 auf 16,5 Prozent aller Beschäftigten, sodaß bereits mehr als 1 Million Menschen ganz oder teilweise arbeitslos waren. Unterstützte Erwerbslose gab es am 1. März 195 000 gegen 149 000 am 1. Februar. Damit hat die Arbeitslosigkeit den Höchststand seit der Demobilmachung (Februar 1919) erreicht.

Wie immer drückt das Anwachsen der „industriellen Reservearmee" auf den Arbeitslohn. Zwar sind die Nominallöhne seit der Markbefestigung im Wesentlichen gleich geblieben und hier und da noch etwas gestiegen, die Reallöhne sind aber überall gesunken, denn keine Arbeitnehmerkategorie hat für die 136 prozentige Teuerung im Februar einen vollwertigen Lohnausgleich erhalten.

Merkwürdigerweise fehlen aber bei der ersten schüchternen „Stabilisierungskrise" völlig die sonst üblichen Konkurse. Der Zusammenbruch der Metallfirma Zimak und der Milliarden-Konkurs der Getreidehandlung Brie waren reine Spekulationspleiten. Eigentliche Krisenkonkurse größern Umfangs hat es überhaupt nicht gegeben und wird es wohl auch in nächster Zeit kaum geben, wenngleich, namentlich auf dem Getreidemarkt, fortwährend von der Brüchigkeit dieser oder jener Firma gesprochen wird. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: infolge der fortgesetzten Markentwertung hatte das Kreditgeschäft im Warenhandel fast vollständig aufgehört, und da nichts „auf Pump" genommen war, können auch keine Konkurse angemeldet werden. So werden die viel zu vielen Händler, die von der Inflationswelle der Nachkriegszeit emporgetragen worden sind, diesmal noch mit heiler Haut davonkommen. Die Schwierigkeit wird erst beginnen, wenn die Absatzstockung andauert und es aufs Durchhalten ankommt. Wenn nicht Alle die Kraftprobe überstehen und die Konkurse, die in Deutschland fast völlig ausgestorben sind — im ersten Vierteljahr 1923 gab es insgesamt 70 Konkurse gegen 389 im vorigen und 739 im vorvorigen Jahr —, wieder etwas reichlicher würden, so wäre das für manchen braven Mann schmerzlicher als für die Gesamtheit. Denn freie Wirtschaft ohne Risiko ist auf die Dauer für die breiten Massen unerträglich.

Das bedauerlichste Ergebnis der Stabilisierungszeit ist der Mißerfolg auf dem Gebiet der Preispolitik. Während der Einzelhandel und nach einigem Zögern auch der Großhandel unter dem Eindruck der Kaufunlust sich doch zu kleinen Preisremissionen entschließen mußten, hat sich die Industrie mit bewunderungswürdiger Energie und mit Hilfe der Reichsbank, die in unverantwortlicher Weise für Kreditzwecke die Notenpresse laufen ließ, dem Preisabbau widersetzt. Nach einer Zusammenstellung, die der Direktor des Verbandes deutscher Waren- und Kaufhäuser im ‚Wiederaufbau' von Parvus macht, hat, beispielsweise die Steingutindustrie noch kürzlich ihre Preise um $33^1/_3$

Prozent gesteigert, die deutsche Tuchkonvention um 10—35 Prozent, die Wirkereien haben die Aufschläge für März um 25—45 Prozent erhöht, und die Stoffhandschuhfabrikanten gingen über die Sätze der Wirkereien noch um 60 Prozent hinaus.

Eine ähnliche lehrreiche Zusammenstellung veröffentlichte kürzlich im Berliner Börsen-Courier der Generaldirektor der Großen Berliner Straßenbahn, Dr. Wussow. Danach betrugen im März, während der Dollar auf dem 5047fachen der Vorkriegszeit stand, die Preise für Steinkohlenbriketts das 17 514 fache, für Steinkohle das 13 597 fache, für Bleche das 12 346 fache, für Stabeisen das 11 155 fache, für Textilien das 9 660 fache und für Schienen das 9 321 fache. Inzwischen sind, nachdem das Reich 10 Prozent von der Kohlensteuer hergegeben und damit eine Einbuße von einer halben Billion Mark auf sich genommen hat, die Kohlenpreise um 6 Prozent, die Eisenpreise etwas stärker gesunken; aber ehe der neue Marksturz einsetzte, standen etliche deutsche Waren über dem Weltmarktpreis, und die Kohle kostete in England weniger als in Deutschland, obwohl der englische Bergarbeiter bei gleicher Arbeitszeit wenigstens das Doppelte an Lohn erhält wie der deutsche Bergmann.

Es sei zugegeben, daß Deutschland auf vielen Teilgebieten der Industrie heute unproduktiver arbeitet als das Ausland, nicht infolge des Achtstundentages, der in Europa bereits die Regel ist — die Schicht des französischen Grubenarbeiters beträgt 6¼ Stunde, die des deutschen 7 Stunden —, sondern infolge technischer Betriebsmängel. Entscheidend ist aber, daß von den deutschen Industrie-Syndikaten eine Preispolitik getrieben wird, die man nur Wucher nennen kann.

Gegen die Auswüchse dieser Preispolitik richtet sich auch eine Entschließung, die das Plenum des Reichstags kurz vor den Osterferien faßte, und in der die Regierung aufgefordert wurde, möglichst bald einen Gesetzentwurf gegen die Ausschreitungen der Kartelle vorzulegen. Mit drei Mitteln hofft man den Kartellen beizukommen: mit der Einführung eines Kartellzwangsregisters; durch Bildung eines Verbraucherbeirats bei den Kartellen; durch ein Einspruchsrecht der Regierung gegen Beschlüsse der Kartelle, wenn der Kartellbeirat darum ersucht. Ob diese Mittel, namentlich das letzte und wichtigste, fruchten werden, muß nach den bisherigen Erfahrungen bezweifelt werden. Denn seit zwei Jahren besteht nicht nur beim Reichsverband der Deutschen Industrie eine Kartellstelle, die Beschwerden gegen die Preispolitik prüft, sowie besondere „Schiedsstellen“, sondern auch beim Reichswirtschaftsministerium gibt es bereits einen Kartellrat, der aus Vertretern des Reichsrats, des Reichstags und des Reichswirtschaftsrats zusammengesetzt ist. Immerhin dürfte eine Kontrolle durch Vertreter der Genossenschaften und andrer Konsumentenverbände die Willkürherrschaft der großen Syndikate etwas erschweren, wenn es gelingt, die rechten Personen an den rechten Platz zu stellen.

Der neue Marksturz hat auch auf diesem Gebiet die Ansätze zum Bessern, die sich hier und da zeigten, zunichte gemacht. Der Vorsatz der Regierung, unter allen Umständen ein Ansteigen der Preise zu verhindern, ist selbstverständlich aussichtslos, wenn die Mark weiter sinkt. Das weitere Sinken der Mark läßt sich nur verhindern, wenn wir die politischen Voraussetzungen dazu schaffen. Politik treiben aber heißt: das Erreichbare anstreben.

# Der ohne Geld durch diese Täler zieht

von Ossip Kalenter

Der ohne Geld durch diese Täler zieht
(Dem Segelschiffe ohne Mast vergleichbar),
Ihm ist von allem nun nichts mehr erreichbar,
Von allem, was man so hienieden sieht.

Die Autos blühn im Dufte von Benzin:
Er fährt sie nicht. Die schönen Früchte winken,
Die Krammetsvögel und die zarten Schinken,
Der Frühling leuchtet: aber nicht für ihn.

Er geht dahin. Alleine. Nicht sehr groß.
Mit nichts im Magen und im Herzen Trauer.
Um ihn ist eine unsichtbare Mauer.
Und schließlich spricht er, schlicht und ausdruckslos:

„So bin ich nun. Und so ist auch die Welt.
Magnolien funkeln freundlich in den Gärten.
Und rosa Wolken drüber. Nacht wird werden.
Ich aber bin nichts mehr. Ich hab kein Geld.

Und alle Dinge fallen von mir ab:
Die Autos, schönen Früchte, Krammetsvögel,
Die zarten Schinken (für die reichen Flegel) . . .
Ich habe nicht einmal ein Elterngrab.

Nur eines bleibt von allen Dingen, die
Mir zu erwerben sind (Ton des Traktätchens):
Die reine Liebe eines jungen Mädchens.
(Doch leider fehlt es mir an Energie.)“

*Dresden, am Ostersonnabend A. D. 1923*

# Bemerkungen

### Wäre so etwas in Frankreich denkbar?

Am 8. April 1923 nahm der Verband der Steuerkontrolleure folgende Entschließung an:

„Angesichts der Tatsache, daß die Einkommensteuer gegenwärtig unter heimlicher Mitwirkung der öffentlichen Gewalten von einem Teil der Presse systematisch angegriffen wird, erklären wir, gestützt auf unsre Erfahrungen:

Nur diese Steuer kann die Haushaltseinnahmen sichern, die die qualvolle Finanzlage erfordert.

Um aus der Einkommensteuer die notwendigen Erträge ohne Erhöhung der Steuersätze zu erzielen, wäre einzig notwendig:

1. eine Verbesserung des Gesetzes und der Ausführungsbestimmungen im Sinne der stets von uns geforderten Vereinfachungen;
2. die Aufhebung gewisser skandalöser Vorrechte;
3. der gute Wille zur Durchführung, der vom Parlament abhängt;
4. eine bessere Aufklärung des Publikums über die Notwendigkeit der Erfüllung einer mit seinen wirklichen Interessen untrennbar verknüpften Pflicht.

Deshalb appellieren wir an Alle, die das finanzielle Chaos, in dem das Land zu versinken droht, entrüstet und empört,

damit sie mit allen Kräften die organisierte Sabotage der Einkommensteuer bekämpfen."

Wäre es denkbar, daß ein Beamtenverband in Frankreich der eignen Regierung derart in den Rücken fällt?

Es wäre denkbar. Denn diese Entschließung wurde nicht etwa in Berlin, sondern in Paris gefaßt.

*R. Kuczynski*

### Parabel vom Parabellum

Ein gewisser Sivispacem, von Beruf Ingenieur, brachte eine Erfindung auf den Weltmarkt, eine Maschinenrepetierpistole, die unter dem Namen Parabellum bald in allen Ländern Eingang fand.

Dieses Parabellum war aber nicht eine gewöhnliche Maschinenpistole, durchaus nicht; Ingenieur Sivispacem wurde nicht müde, zu propagieren, daß seine Patent-Parabellum-Pistole das garantiert einzige Mittel sei, um den Dauerfrieden zu sichern.

In allen Ländern entwickelte sich im Interesse des Dauerfriedens eine blühende Parabellum-Industrie, und die Sivispacem-Fabrikanten und ihre Ingenieure verdienten damit massenhaft Geld.

Die Arsenale starrten von Parabellum - Maschinenpistolen, es war Alles bereit, und nun konnte er ausbrechen, der Dauerfriede; doch statt dessen ging, welch unangenehme Ueberraschung, eines Tages die Parabellum-Pistole los, der Dauerfriede wurde einstweilen bis auf unbestimmte Zeit vertagt und die halbe Welt mittels Parabellum in Trümmer gelegt.

Die Sivispacemleute traten zusammen und stellten nach langer Beratung fest: Am Parabellum liegt es nicht. Wir haben es nicht gewollt. Wir wollten den starken Parabellumfrieden. Es muß ein kleiner Konstruktionsfehler vorliegen.

Darauf beriefen sie eine Reihe von Sachverständigen-Konferenzen ein.

Und Keiner, Keiner stand auf und sagte: Das Patent der Sivispacemleute ist von Grund aus verpfuscht. Dieses „Si vis pacem para bellum" ist eine der niederträchtigsten und verderblichsten Konstruktionen der Weltgeschichte. Immer noch hat die Parabellum-Pistole den Frieden, den sie zu wollen vorgab, ermordet! Jagt die Sivispazisten samt ihrem Parabellum zum Teufel und meldet den Parapacem-Geist, wiewohl er weder industriell noch geschäftlich auszubeuten ist, als Welt-Patent an!

*Hans Natonek*

### Liebe Weltbühne!

Raoul Auernheimer wird gefragt, wie es mit dem Ruf einer bestimmten Frau beschaffen sei. „Die?", erwidert er — „die hat einen Ruf wie Donnerhall."

---

### Zu dieser Justiz

Der Besitzer von Schloß Petzow am Schwielow-See, Karl v. Kähne, hatte gegen eine ganze Reihe von Zeitungen Beleidigungsprozesse angestrengt wegen der Erörterungen, die an den Fall des Arbeiters Nietert aus Glindow geknüpft wurden. Der erste dieser Beleidigungsprozesse fand jetzt vor dem Schöffengericht in Brandenburg gegen den Redakteur Seling von der ‚Brandenburger Zeitung' statt. Das Urteil gegen Seling lautete auf 30 000 Mark Geldstrafe wegen übler Nachrede und formaler Beleidigung.

Die Totschlagsaffäre des Kaufmanns Hermann Pommer aus Arnstadt ist jetzt zur Anklageerhebung gediehen. Ein Antrag der Verteidiger Dr. Puppe (Berlin) und Dr. Kantorowicz auf Haftentlassung gegen eine Millionenkaution ist vom Oberlandesgericht Jena mit der Begründung abgelehnt worden, daß eine Kaution niemals ausreichen werde, um einen Fluchtverdacht abzuwenden, da ein Menschenleben vernichtet sei.

# Antworten

**Berliner Literaturfreunde.** Wer von euch diese Nummer bis zum Mittag des 25. April in die Hände bekommt und das Geld übrig hat, der finde sich am Nachmittag um Vier im „Bücher-Kabinett" (Charlottenburg, Mommsen-Straße 12) ein, wo die Versteigerung von Handschriften, Originalgraphiken und Luxusausgaben zu Gunsten des sechzigjährigen Arno Holz stattfindet.

**Menschenfreund.** Der Publizist Karl Kraus sagt von sich, daß er nicht eine Zeitschrift, sondern „viermal im Jahr ein Buch herausgebe, welches die Tagschreiber zum Thema hat". Das erste für 1923 liegt jetzt vor, ist 184 Seiten stark, wahrhaft stark, enthält in gradezu alb-drückender Fülle Porträts deutscher Tagschreiber von allen möglichen und unmöglichen Arten der Charakter- oder Talentlosigkeit, macht ein paar Mal Gebrauch von dem Recht des Fanatikers auf Ungerechtigkeit, beantwortet immer und immer wieder die Frage, „wo, wenn drei solche Kraftquellen moralischer Schwäche wie Presse, Politik und Theater zusammenfließen, der Schuldige ist", sollte von keinem Leser der ‚Weltbühne' ungelesen gelassen werden und ist zu beziehen vom Verlag ‚Die Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamts-Straße 3.

**H. F.** „Von einem Mann namens Ernst Posse", dem Chefredakteur der Kölnischen Zeitung, dessen symbolischer Name den „tragischen Karneval" des Weltkriegs beziehungsvoll begleitet hat, wird gemeldet, daß er von seiner Stelle zurückgetreten sei. Wer seit Karl Kraus die Wortspiele der Weltgeschehnisse beachten gelernt hat, war auf den Namen seines Nachfolgers neugierig. Man ward nicht enttäuscht: der Mann heißt Haßmüller. Da dies aber mehr ein Gattungs- als ein Eigenname ist, so sollte man erwägen, ob damit nicht die langersehnte „Eindeutschungs"-Möglichkeit der deutschnationalen Redakteure, die ja alle Haßmüller sind, endlich gefunden ist.

**Währungspolitiker.** Alfred Lansburghs ‚Gerechter Preis', der Ihnen in Nummer 16 so sehr gefallen hat, ist einer von den ‚Briefen eines Bankdirektors an seinen Sohn', die der Herausgeber der ‚Bank', dieser ungewöhnlich belangvollen Monatschrift, unter dem Namen Argentarius seit ein paar Jahren veröffentlicht. Der neuste, sechste Band der Serie, der soeben im Bank-Verlag, Berlin, Manstein-Straße 9, erschienen ist, heißt: ‚Währungsnot, Bilder aus einem geldkranken Lande' und sei allen Lesern der ‚Weltbühne' empfohlen, die mehr Wert darauf legen, von Illusionen geheilt als benebelt zu werden.

**Organisierter Fensterputzer.** Der Deutsche Bühnenverein hatte sich einen Dramaturgischen Beirat zugelegt. Tres facinunt collodium, heißt es in ‚Robert und Bertram'. Alfred Klaar verwaltete das Altertum, Julius Bab das Mittelalter und Rudolf Leonhard die Neuzeit. Ihre Aufgabe war: zweihundert Manuscripte im Jahr zu lesen und zwei Sitzungen im Monat abzuhalten. Dafür erhielten die Triumvirn von Anfang 1920 an ein Monatsgehalt von 500 Mark, das im Herbst 1922 auf 1500 und im April 1923 auf 3000 Mark erhöht wurde. Mein vierzehnjähriger Laufbursche hat nach seinem Tarif monatlich 74 000 Mark zu beanspruchen. Aus Scham über diese Differenz hat der Deutsche Bühnenverein den Dramaturgischen Beirat aufgelöst. Dem umso weniger eine Träne nachzuweinen ist, als auch seine drei Mitglieder ihn

mißverstanden haben. Sie sollten ihren Auftraggebern, also jeder Bühne, die dem Deutschen Bühnenverein angehört, für jedes Spieljahr ein künstlerisch wertvolles Drama zur Uraufführung empfehlen. Und jetzt hat der Verwalter des Ressorts Altertum selbst mitgeteilt, daß er und seine Genossen eines andern Genossen ‚Krokodil', dem der stumpfste Provinzdramaturg die Publikumsgefälligkeit des geschickten Durchschnittsschwanks abmerkt, — den Kammerspielen des Deutschen Theaters empfohlen haben. Nun, da muß ich allerdings sagen, daß mein vierzehnjähriger Laufbursche, der die Beiträge der Mitarbeiter abholt und ihnen die Korrekturen hinträgt, eine auch literarisch nützlichere Tätigkeit ausübt.

Zeitungsleser. Du liest: „Das Wort ‚ehrlich' auf die Presse angewandt ist eine gewagte Sache." Du liest: „Die Zeitungen haben eine gute Nase dafür, was ihre Leser interessiert und was nicht. Und sie haben auch ihr Prestige, das sie ungern verlieren. Haben sie einmal eine Nachricht veröffentlicht, so wird es schwer, ja, fast unmöglich sein, die Blätter zu bestimmen, tagelang später noch einmal auf dieselbe Nachricht zurückzukommen und das Gegenteil von dem zu veröffentlichen, was sie zuerst gesagt hatten. Denn erstens stellen eben diese Nachrichten nur einen Teil der Zeitung dar; es ist auch viel Interessantes aus andern Ländern zu berichten. Dann bringt das Blatt nicht gerne etwas, was eigentlich erledigt ist und die Leser kaum noch interessieren dürfte. Drittens — und dies ist der wichtigste Punkt mit — dementiert ein Blatt sich nicht gern. Es rüttelt nicht gern an der eignen Glaubwürdigkeit. Zu sagen: wir haben uns geirrt, ist sehr unangenehm. Zu sagen: wir sind betrogen worden von der andern Seite, wäre vielleicht sehr undiplomatisch. Zu sagen: unser Korrespondent hat sich geirrt, er ist belogen worden, ist noch schwerer; der Leser würde fortan jede Meldung dieses Korrespondenten mit Zweifel im Herzen lesen. Man müßte, wollte man sich zu solchen Berichtigungen verstehen, ein direktes Opfer bringen." Wo diese Offenherzigkeiten stehen? Du ahnst es nicht: in dem Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt. Aber das ahnst du sicherlich: daß sie unmöglich auf den Berliner Lokal-Anzeiger gemünzt sein können, der mit den gefälschten Nachrichten einer Extra-Ausgabe den Weltkrieg so verheißungsvoll eingeleitet und ihn bis heute nicht dementiert hat. Nein, das Alles ist selbstverständlich an die Adresse der Auslandspresse gerichtet. Titel: ‚Lüge, Propaganda und Wahrheit'. Die Wahrheit haben die Deutschen gepachtet, die Lüge die Feinde; und wenn bei Scherl die Propaganda des W.T.B. am Morgen angegriffen wird, so gilt das schon nicht mehr für den ‚Tag', der ja doch von ihr lebt und mit ihr zwar nicht stirbt, wohl aber tötet.

Anständiger Bayer. In dieser Nummer ist der Name Fechenbach nicht genannt? Hier stehe er. Hier steht er.



**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| | | Rumänien | 80 Lei |
| | | Schweiz | 5 Franken |
| England | 5 Schilling | Spanien | 6 Pesetas |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.**
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

# Deutsche Propaganda

I.

## Politische Hysterie von ***

Wenn Jemand auf einen Gläubiger, der sein Geld fordern kommt, oder auf dessen Beauftragten die Hunde hetzt, so wird man ihn im allgemeinen nicht als gutwilligen, zahlungsbereiten Schuldner ansprechen. Wenn dieser selbige Schuldner dann aber allen Bekannten versichert, daß er durchaus gutes Willens sei, nur freilich nicht über seine Kräfte könne und deshalb mit dem Gläubiger gerne verhandeln möchte, so werden ihm die meisten dieser Bekannten, sofern sie irgendeine Ahnung von den Verkehrsgebräuchen zwischen Schuldnern und Gläubigern haben, prompt den guten Rat geben, zunächst einmal die kläffenden Hunde zurückzupfeifen.

Leider hat, wie es scheint, noch Niemand den Mut gefunden, unsrer Reichsregierung diesen Rat zu geben. Sonst würde unsre Tagespresse, die ständig mit weit geöffneten Ohren und schmachtenden Augen an dem Tisch der Reichspresseabteilung sitzt und nach dem Honigseim auf den Lippen der Regierungsvertreter lechzt, beträchtlich anders aussehen. Sonst wäre auch nicht möglich, daß mit einer Flugblattliteratur gearbeitet wird, deren Lügenhaftigkeit, Unflätigkeit und Dummheit staunenerregend ist. Ein solch Wisch von zwei Quartseiten führt den Titel: ‚Französische Kulturtaten' und hat, unter andern, folgende fette Schlagzeilen: Totschlag, Plünderung, Schändung; Die Sittlichkeitsverbrechen; Sie stehlen überall; Halb Tiger, halb Affe; Mäßigung kennen sie nie; Sie beugen und schänden das Recht. (Zu der letzten Zeile ist zu bemerken, daß als Rechtsbeugung und Schändung angeführt wird: „Wirt Bresser aus Castrop ist wegen Schnapsverkaufs zu 25 000 Mark Geldstrafe verurteilt worden, Wirt Nockemann aus Castrop wegen Ueberschreitung der Polizeistunde zu 50 000 Mark Geldstrafe." Schnaps hängt mit Kultur, Glück, Freiheit und Wohlstand nicht unmittelbar zusammen; oder ist wenigstens kein integraler Bestandteil des Begriffs Kultur, wie wir ihn auffassen.)

Das Flugblatt trägt keine Unterschrift, keine Druckfirma, überhaupt kein Merkmal seines Ursprungs. Es besteht jedoch Grund zu der Annahme, daß es aus dem Propaganda-Büro einer kaufmännischen Organisation in Hamburg kommt. Vermutlich wollen also die hamburger Freunde des Reichskanzlers Cuno die Politik seines Kabinetts damit unterstützen — und das in einem Augenblick, wo die deutsche Politik darauf eingestellt ist, die Franzosen und Belgier entweder direkt oder mit Hilfe ihrer politischen Freunde und Bundesgenossen an den Verhandlungstisch zu bringen, um auf solche Weise der Ruhrbesetzung oder, wie es in dem Dialekt der Propagandisten heißt, der Ruhrschmach, ein Ende zu machen. Ob dies das richtige Mittel ist?

In dasselbe Kapitel gehört die Herstellung ganzer Ballen von Propaganda-Broschüren, Handzetteln und Plakaten, die den Urhebern, das heißt: den Propagandastellen und den beauftragten und bezahlten „Verfassern", großes Vergnügen bereiten, im übrigen aber gar keinen Zweck haben, da sie niemals ihrer wirklichen Bestimmung zugeführt werden und gar nicht mehr über die Grenzen des Ruhrgebiets kommen, oder, wenn das in Ausnahmefällen doch einmal geschieht, den Vertreibern nur Gefängnisstrafen, Ausweisung und ähnliche Annehmlichkeiten eintragen. Und unsre Kanzler- und Ministerreden? Jetzt noch vergnügen sich amtliche und nichtamtliche über das ganze Deutsche Reich verstreute Organisationen und auch deutsche amtliche Stellen und deutsche private Organisationen im Ausland damit, die letzte Rede des Reichskanzlers Cuno — wann sie gehalten worden ist, hat man schon vergessen; vom Inhalt ganz zu schweigen — und die letzte Rede des Außenministers Rosenberg in den verschiedensten Sprachen zu verbreiten, obwohl auf Rosenbergs Rede schon die weit wichtigere Rede Stresemanns sowie die Antworten der Herren Poincaré und Lord Curzon gefolgt sind.

Was soll dieser Unfug? Es ist eine maßlose Verschwendung von Reichsgeldern, eine Verschwendung, die so sehr im Schwange ist, daß wir sie überhaupt nicht mehr merken; wir haben uns so vollständig daran gewöhnt, daß kein Mensch mehr zu beachten scheint, wie die Verschwendung die Inflation gesteigert hat und noch täglich steigert. Jede Woche kostet uns Milliarden — Milliarden, die, wenn wir sie mit demselben Eifer zusammenbringen und als Reparationen zahlen wollten, uns Ruhe und Gelegenheit geben würden, Ordnung im Deutschen Reiche zu schaffen, und zwar Ordnung in unsern Finanzen, in unsrer Politik, in unserm gesamten Wirtschaftskörper. Es sieht aber fast so aus, als wünschten wir diese Ordnung gar nicht. Wir gefallen uns vielmehr in der Rolle des Märtyrers, des unschuldig Verfolgten, und wir glauben noch immer an den Schwindel Derer, die zur Zeit die öffentliche Meinung beherrschen, daß ein großer Teil der nichtdeutschen Welt mit uns sympathisiere, die Aktion der Franzosen verurteile und ungeduldig darauf warte, uns beizuspringen — eine Selbsttäuschung, die eines Tages, und eines gar nicht fernen Tages, zu einer entsetzlichen Katastrophe führen muß. Wer die Stimmung des Auslands wirklich kennt, wer ausländische Zeitungen liest — unsre Regierer halten das leider nicht für nötig —, der weiß, daß in allen Staaten, die überhaupt für die internationale Politik heute zählen, ausgenommen in Rußland, die Sache ganz anders steht: daß dort 70 bis 90 Prozent zwar nicht die Aktion Frankreichs billigen, aber doch allgemein zu stark mit Frankreich sympathisieren, um ihre Regierungen etwas tun zu lassen, was Frankreich irgendwelche Unbequemlichkeiten bereiten könnte. Ein klassisches Beispiel dafür brachte vor kurzem eine Zeitung, die sicherlich nicht im Verdacht des Defaitismus steht: der Berliner Lokal-Anzeiger. Am 24. April erwähnt dieses Organ die Umfrage eines angesehenen amerikanischen Blattes, und dessen Hauptfrage: „Sind Sie mit der Aktion der französischen, belgischen und italienischen

Regierungen in der Ruhrfrage einverstanden?“ Von 332 Antworten lauteten: absolut Ja 239, bedingt günstig für Frankreich 24, absolut Nein 65. Das spricht Bände. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Unsre Regierer aber wollen sowas nicht hören, denn es paßt nicht in die Parole des Durchhaltens und Weißblutens.

Das ganze System erinnert an die Kampfesweise der homerischen Helden, die ihre Gegner mit Schimpfreden zu reizen versuchten und dabei sich selbst immer mehr in Wut hineinschimpften. Nur ein kleiner Unterschied besteht. Die homerischen Helden mußten mit Leib und Leben sofort für ihre Herausforderungen einstehen, und mancher von ihnen wurde nach ritterlichem Kampf als Leiche vom Platze getragen oder hinter dem Wagen seines Gegners durch den Sand geschleift. Die homerischen Helden, die die zitierten Geschmack- und Sinnlosigkeiten fabrizieren und in die Welt hinausschreien, setzen ihr kostbares Leben nicht aufs Spiel. Sie sitzen in einer sichern Amtsstube der Reichshauptstadt oder an irgendwelchen andern „Regierungszentren“ und verspritzen ihr Gift mit Hilfe von Tinte, Feder und Papier. Die Leichen, die dann vom Platze getragen werden, sind die der gutgläubigen, kurzsichtigen und verführten Arbeiter in Essen, in Recklinghausen, in Gelsenkirchen. Der Schaden aber, der jenen Opfern und ihren Familien zugefügt wird, ist nicht der einzige. Das Gift wirkt weiter. Es wird nicht nur dem Kabinett Cuno bei den Verhandlungen, die bald kommen werden, die größten Schwierigkeiten bereiten, sondern auch seinem Nachfolger. Deshalb hat die Parole zu heißen: Pfeift die Hunde zurück!

## Cuno und Clemenceau von Walther Eßling

### II.

Und im Namen der Toten frage ich die Völker der Erde: wie lange noch wollen sie warten, ehe diesem wahnwitzigen und grauenvollen Mißbrauch der Gewalt ein Ende gemacht wird?“ So Herr Cuno auf der Trauerfeier für die in Essen getöteten Arbeiter. Ist erlaubt, zu fragen, was denn nun eigentlich nach Herrn Cunos Meinung die Völker der Erde tun sollen? Gleich der Erde! Meint irgendwer, dem Kaufmann in Texas, dem Farmer in Australien werde sein Nachtmahl schlechter schmecken wegen zehn getöteter Arbeiter? Sie wissen nicht einmal, wo Essen liegt. Meint Herr Cuno, der rumänische Ministerpräsident, zum Beispiel, werde an die französische Regierung eine Protestnote senden? Oder der Schweizer Bundesrat? Oder die englische Regierung werde sich dem Risiko aussetzen, daß ihr Protest (vorausgesetzt, sie dächte jemals daran, einen zu erheben) höflich, aber bestimmt beiseite geschoben wird? Was dann? Soll England Frankreich blockieren und seine dank der Ruhrbesetzung langsam verminderte Arbeitslosenzahl wieder vermehren? Oder sich französischen Luftangriffen aussetzen? Herr Cuno selbst glaubt an solche Möglichkeiten sicherlich keinen Augenblick.

Aber wenn er nicht an sie glaubt: weshalb spricht er davon? Merkwürdig, daß sich die Deutschen ihre besten Positionen immer selbst verderben. Wie leer, wie kalt, wie unmenschlich, wie beamtenmäßig, wie absolut unpersönlich war diese Trauerrede! Wie unempfunden, wie aktenmäßig! In die Welt wirkt nur das Persönliche. Der Ausländer fragt sich: Haben diese Deutschen eigentlich gar kein Gefühl? Empfinden sie den Vorfall nur als einen Anlaß zur Propaganda? Sprach hier nicht ein Pflegevater zu und von seinen Kindern? Und er benutzte die Gelegenheit, um Phrasen zu machen, an deren Verwirklichung er selbst nicht glauben kann!

Das sagen Ausländer und weisen darauf hin, daß dieser Fall alles andre als vereinzelt dasteht. Diese sentimentalen, spießerig rasch, aber unecht aufgeregten Deutschen haben kein Gefühl für Wirklichkeiten. Sie regen sich auf, aber gewissermaßen in abstracto. Haben keinen Sinn fürs Detail. Zählen Gefängnisstrafen zusammen, vergessen auch die Geldstrafen nicht dabei: aber Einzelschicksal, häusliche Not, Angst der Familie, Zersetzung des Heims — das Alles interessiert sie nicht, berührt sie nicht. Mit solcher Kälte macht man keine Propaganda.

In der Politik ganz das gleiche Bild. Ewig wird um die Sache herumgeschwafelt. Von Hughes ein Vorschlag zitiert, der vier Monate alt, also in keines Menschen Gedächtnis mehr ist. Oder wenn einmal eigne Gedanken, dann meistens eine Taperei. Dr. Simons, der wahrhaftig kein dummer Mensch ist, operierte in London mit solchem Geschick, daß Lloyd George nur noch einen Witz für ihn übrig hatte: „Jetzt müssen wir gleich noch was rauszahlen!" So wenig Gefühl für Situation! „Die Zahl, die kein Deutscher je vergessen darf." Aber es kommt ja nicht auf die Deutschen an, sondern auf die Andern! Und die glaubens nicht, weil das Alles viel zu spät kommt. Jetzt fordern gute Deutsche sogar die „Aufrollung der Kriegsschuldfrage" und versprechen sich davon eine „Erschütterung der Grundlagen des Versailler Vertrages". In einem Augenblick, da Jeder auf der ganzen Welt froh ist, nichts mehr vom Kriege zu hören, wird den Leuten zugemutet, sich durch dicke amtliche Aktenstücke durchzuarbeiten. Kindsköpfe!

Aber, sagen die Deutschen: warum entrüstete sich alle Welt, als wir in Belgien standen, und weshalb rührte sich keine Lippe über Frankreichs Einmarsch im Ruhrgebiet? Wer so fragen kann, beweist wiederum, daß er die Lage verkennt. Erstens ist die Welt durch vier Jahre Kriegsgreuel abgestumpft. Ein paar Tote mehr — wem machte das jetzt noch Eindruck! Zweitens ist der Deutsche bekanntermaßen im Ausland unbeliebt. Mit Recht? Mit Unrecht? Er ist es. Drittens verdirbt er sich seine Chancen durch den Bombast seiner Proteste. Viertens: Der Vergleich mit Belgien hinkt. Nicht Belgiens wegen sind die übrigen Länder in den Krieg gezogen, sondern sie benutzten den Fall Belgien zur Durchführung ihrer Absichten. Sie beabsichtigten, eine Niederlage Frankreichs zu vermeiden: darum kamen ihnen die „deutschen Greuel" grade recht. Sie beabsichtigen heute nicht, Frankreich in den Arm zu fallen.

Das wären Abstraktionen? Nun, ich will euch ein konkretes Beispiel hersetzen, wie man Propaganda macht:

Liebe Kinder! Ich stehe ein bißchen schüchtern vor euch da. Ich bin gewohnt, mit Männern zusammen zu sein, die nicht meiner Meinung sind, und die nicht glauben wollen, was ich ihnen sage. Und dann werde ich böse und fange an zu schreien. Aber euch — was wollt Ihr, daß ein alter müder Mann, der bald im Jenseits wird Rechnung ablegen müssen, euch sage? Ich habe Kinder sehr lieb. Ich bin sehr gerührt über eure Kundgebung und danke der Oberin dafür. Ich sehe, daß man euch hier lieb hat, und daß die Oberin das Geheimnis besitzt, sich Gehorsam zu schaffen, ohne daß sie böse zu werden braucht, ohne böse Augen zu machen oder immerfort zu drohen. Der Oberin gehorcht man auch auf ein Lächeln hin, und ihre Autorität beruht auf Sanftheit, Wohlwollen und Adel der Seele. Wenn Ihr groß werdet und in die Welt kommt, werdet Ihr sehen, daß es da anders zugeht . . . Ich hatte die Ehre, fast mein ganzes Leben in der Regierung zuzubringen, und wir haben immer für Frankreich gearbeitet. Es rührt mich, zu sehen, wie hier die Ordensbrüder und Schwestern das Gleiche tun. Wir sind nicht immer Freunde gewesen, aber eigentlich freue ich mich darüber, weil uns das Nämliche Gelegenheit gegeben hat, hinterdrein viel bessere Freunde zu werden . . . Ich bitte um Verzeihung, wenn ich euch von all diesen ernsten Dingen spreche: Ihr werdet sie besser verstehen, wenn Ihr groß geworden seid. Nach ein paar Jahren, nach ein paar Monaten werdet Ihr vielleicht hören, daß ich gestorben bin — dann bitte ich euch, an diesem Tage einmal an mich zu denken . . .

Diese milde, weiche, ein wenig unbeholfene und menschlich ganz gelöste Rede stammt von einem sehr bösen alten Mann, den seine Freunde und Feinde mit einem Tier verglichen haben, das allgemein als Verkörperung blutdürstiger Grausamkeit gilt. Sie wurde im Oktober vor den Kindern der französischen Klosterschule in Singapur gehalten, und zwar von Clemenceau. Vom Tiger. Vom Henker Deutschlands, vom Mitverfasser des Friedensvertrages.

---

# Dinter in München von Hans Reimann

Der Völkische Rechtsblock, Ortsgruppe München, veranstaltete am 21. April eine große völkische Kundgebung.

Das Adjektivum zu Kind heißt kindisch, und das Adjektivum zu Weib heißt weibisch.

Eintritt für Nichtmitglieder: 300 Mark. Redner: Schriftsteller Artur Dinter aus Thüringen. Beginn: 8 Uhr. Im Publikum anwesend: ein Schriftsteller aus Sachsen.

Früher gab es das Adjektivum „völkisch" nicht. Es ist sprachisch unschön. Aber es klingt vollbärtisch und pathetlich. Und das ist viel wert.

Der große Saal des Matthäser war gestopft voll. Braves, liebes Publikum; Bürgersleute, Bierbänkler, Hitlerianer, Studiker; auch Frauen. Mahlende, schnarrende, klappernde Geräusche; Schmatzen, Schwatzen, Summen; Hin und Her der Kellnerinnen; Märzenbier;

vortreffliche Speisekarte sauber und geschmäckisch hektographiert. Ein von der Empore schneidisch geblasener Marsch leitet den Abend ein. Die Stimmung ist angezündet.

Ein Herr vom Vorstandstisch spricht drei, vier knappe Sätze. Ab. Dinter betritt das Podium. Beifall klackert. Zwei Sturmtruppler neben mir streifen ihre mit Hakenkreuzen gezierten roten Binden über den linken Rockärmel. Dinter spricht.

Ich sehe ihn zum ersten Mal. Im Profil. Die Beleuchtung ist schlecht. Der Radau stört. Hören muß man erst lernen. Beschränke mich mich zunächst aufs Schauen.

Ein Alltagsgesicht. Gut gepolsterter Nacken à la Ludendorff. Bratenrock, geringelte Hosen, leicht unterspickte Gestalt, hellbraune Tolle, rechte Hand fuchtelt oder schwimmt, bei wichtigen Stellen raschestes Tempo und erhitzte Gebärden; durchschnittliche Redner-Begabung.

Leuten, die während eines Vortrags „Hört, hört!" rufen, merkt man auf der Straße nicht an, daß sie imstande sind, während eines Vortrags „Hört, hört!" zu rufen. Am Nachmittag haben sie noch auf ihrem Büro gesessen und seriösen Unfug getrieben, oder sie haben Zigarren verkauft, oder sie haben ihren Bruder im Diakonissenhaus besucht: und abends, o Wunder, rufen sie plötzlich „Hört, hört!"

Dinter bittet einen Herrn vom Vorstandstisch, für Ruhe sorgen zu wollen. Der Herr ersucht, das Rauchen zu unterlassen und laute Geräusche zu vermeiden. Ein paar Leute rufen infolgedessen „Bravo!" und „Sehr richtig!"

Dinter spricht weiter. Trocken, schwunglos, ohne Humor, in einem schauderhaften Deutsch. Ich bin absolut unvoreingenommen und fast milde eingestellt. Aber es verdrießt mich, daß Dinter — trotz Konzept — so trostlose Sätze baut und die Konstruktionen verheddert. (Hier fällt mir ein, daß „trocken" und „ohne Humor" das Nämliche bedeuten.) Ich notiere nichts. Es ist nichts zu notieren. Die alte Leier. Unanfechtbare Behauptungen. Scheinbar. Oder wirklich? Es klingt überzeugend, was Dinter sagt. Ich glaub ihm aufs Wort. Nach einer Viertelstunde etwa fällt zum ersten Mal das Wort „Jude". Die Ohren recken sich ringsum. Dinter platzt eine Serie Konsonanten und Vokale in den trüben Saal. Gemurmel und Bravorufe. Warum? Ich spanne. Ja, die Juden. Hm. Ich kenne eine Menge Juden, die ich nicht erriechen kann. Ich bin in der Lage, unvorbereitet eine Liste aufzustellen mir in tiefer Seele unsympathischer Juden. Anderseits kenne ich widerwärtige Christen. Und sehr dämliche Christen. Dummheit ist unverzeihisch. Sind wir auf der Welt, um uns zu lieben? Oder um uns gegenseitig totzupuchen? Weiß nicht. Wahrscheinlich, um Das zu entwickeln, was mit dem Ausdruck „Geist" bezeichnet wird. Sonst wäre unser Planet ein netter Schmarren. Die besten Witze werden auf der Börse erzeugt. In völkischen Versammlungen herrscht tierischer Ernst. Die Menschen neben mir, also meinesgleichen, quasi Ebenbilder Gottes, du liebe Güte . . . die Menschen hocken da wie Wachsfigurenkabinettstücke. Eine Nase zu haben und ein paar Augen und einen Bauch und eine Milz: das kann Jeder; das ist keine Kunst. Man unterschätze das Hirn nicht und die Nerven.

Dinter kann nicht dafür. Jesus Christus hat ohne Konzept gesprochen. Verlangte keine Eintrittsgebühr und ließ sogar die Kindlein

zu sich kommen. Den Juden war der Eintritt unverboten. Völkisch ist das Eigenschaftswort zu Volk. Die Antisemiten haben keine Ahnung von Sprache. Manchmal ist klarer Sternenhimmel über uns arme Menschen gehängt. Wie nebensächlich ist das bißchen Dreck! Gott schweigt. Denn er ist Ironiker. Im Gegensatz zu Artur Dinter aus Thüringen, der nur Redner ist. Auch dann, wenn er schreibt. Wir werden uns nie verständigen.

Und doch, du Mitmensch Dinter, verwüstest du dein Vaterland. Ich hoffe, daß du Patriot bist, mein Herr. In dieser zerklüfteten Zeit, in diesem Elend, in dieser Gummizelle von Deutschland sich ketzerisch zu betätigen und gegen den

Menschen

zu sein, das, verehrter Herr, ist schuftig. Oder dumm. So kommen wir nicht weiter. Keinen Millimeter.

Denn siehe: um sich als Sprossen Teuts zu gebärden, bedarf es weiter nichtses als: gegen die Juden zu sein. Der schäumende Antisemit liefert durch die elende Tatsache, daß er Antisemit ist, den Beweis, daß er (irgendwie) den Lenden Teuts respektive Armins, des Cheruskers, persönlich entstammt.

Und hinwiederum: wer gegen den säuischen Antisemitismus ist, der beweist eben damit, daß er Jude ist oder Judenstämmling.

Ihr Schöpse.

Hier geht es um das Problem der Dummheit; und wir wollen darüber reden, gelt? Ganz kurz.

Der Dumme weiß nicht, daß er dumm ist, und hält sich für intelligent; ja, er verachtet womöglich den Intelligenten (oder schon den weniger Dummen) als einen Dummkopf und blickt zu dem Vollidioten auf wie zu einem Apostel der Weisheit. Der Intelligente hingegen weiß, daß er intelligent ist, und hält sich demgemäß in gewissen Fällen für einen Idioten. Jeder hält sich für intelligent, und Alle sind wir intermittierend Idioten. Die Erdoberfläche wimmelt von Idioten, Halbidioten und Viertelidioten. Doch die Idioten sind ihren relativ intelligenten Brüdern kraft ihrer Dummheit überlegen. Niemand vermag zu beweisen, daß er intelligent ist. Einem Brummochsen zu beweisen, daß er zu den Brummochsen gehört, ist ebenfalls unmöglich. Die Brummochsen bilden, wie gesagt, die kompakte Majorität. Wohl ihnen. Sie werden das Vorliegende nie und nimmer kapieren. Und sie werden es überhaupt nicht lesen. Oder falls sie es doch lesen, werden sie es mit Voreingenommenheit lesen.

Wie sie mit Voreingenommenheit dem Dinter zugehört haben.

Mit Voreingenommenheit? Nein. Ich habe eine Entdeckung gemacht: Die Menschen im Vortragssaal sitzen bei gemindertem Bewußtsein da.

Bei gemindertem Bewußtsein sitzen sie da und lassen über sich ergehen, was ihnen gepredigt wird. Im Cabaret sitzen sie genau so da; wenigstens von neun Uhr an; nach dem Genuß von soundsoviel Musik, Rauchluft, Couplettexten und Alkohol.

Und ich habe noch andre Entdeckungen gemacht: Redner wie Dinter sagen Dinge, die richtig sind oder zum mindesten richtig scheinen. Und sobald es brenzlig oder anfechtbar wird, schieben sie Bemerkungen ein wie: „Bei genauer Prüfung der Sachlage kann man sich der Einsicht nicht verschließen“ und: „Der objektive Betrachter

muß ohne weiteres zugeben . . . " Und damit hat nicht nur der Redner den Anschein der Objektivität erweckt, sondern auch die (bei gemindertem Bewußtsein zuhorchende) Menge bildet sich ein, objektivitätisch zu sein.

Eine Frau, die von sich (ohne Betonung) behauptet, daß sie uneitel sei, ist deshalb noch keineswegs uneitel; aber man glaubt ihr; zunächst.

Der Redner redet, und die Sätze gleiten vorüber. Wer prüft, wer widerspricht bei windschiefen Stellen, wer mischt sich in das Wortgeplätscher?

Der Redner spricht zu Solchen, die von vorn herein mit ihm solidarisch empfinden.

Artur Dinter spricht wie die Menschen, die ihm zuhören. Er spricht, wie seine Zuhörer sprechen würden, wenn sie an seiner Statt auf der Tribüne stünden. Man vergleiche hierzu den Fall Courths-Mahler. Diese Frau schreibt so, wie ihre Leserinnen schreiben würden, wenn sie schrieben. Das ist das Geheimnis ihres Erfolges.

Die Courths-Mahler will weiter nichts (hat sie mir gestanden), als dem deutschen Volke durch ihre harmlosen Plaudereien ein bißchen von der berühmten Sonne bringen, die durch Caesar Flaischlen in Mißkredit geraten sein dürfte.

Und Artur Dinter aus Thüringen will weiter nichts als auf völkische Art das Vaterland reinigen; also die Juden kaputt machen.

Soll ers tun.

Es ist nicht eben christisch gehandelt, aber es ist patriotlich gemeint.

Ich trete dann zum Kafferntum über.

Das wird mir nicht schwer fallen. Denn ich bin aus Sachsen.

Wer kommt mit?

---

# Bayern von Ernst Niekisch

5.

Nach der Bamberger Tagung regte sich die monarchistische Propaganda. Rupprecht Wittelsbach drängte sich mehr und mehr im öffentlichen Leben vor. Es war bald kein Geheimnis mehr, daß Kahr die besten persönlichen Beziehungen zu dem Kronprätendenten unterhielt.

Die Politik der offenen Auflehnung gegen das Reich begann. Der Wille des Reiches wurde nicht vollzogen. Konflikte brachen aus zwischen Berlin und München, die in der ungewohnten Form eines lebhaften Notenwechsels zwischen Reich und Bayern zum Austrag gelangten. Die Einwohnerwehrfrage wurde Gegenstand des Streites. Dann wurde es nach Erzbergers Ermordung die Frage der Bekämpfung der Reaktion und der Aufhebung des Ausnahmezustandes. Während der Konfliktszeit wurde mit stillschweigender Billigung der Regierung von Presse und „ordnungsliebenden Kreisen" eine wahnwitzige Hetze gegen das Reich, gegen die Berliner Judenregierung, gegen die bolschewistischen Reichsminister, gegen die „im Solde der Entente stehenden" Erfüllungspolitiker entfesselt. Es wurde mit Vorbedacht die Stimmung der Reichsmüdigkeit, der Reichsverdrossenheit, der

Reichsentfremdung großgezogen, die im Volk vorhanden sein mußte, wenn man einmal dem Reiche offen Trotz bieten wollte. Für den geplanten Abfall vom Reiche wurden die psychologischen Voraussetzungen geschaffen.

Das Beamtentum paßte sich dieser Strömung an. Es erfüllte sich, so weit das nicht schon früher geschehen war, fast insgesamt mit diesem bayrisch-separatistischen, reichsfeindlichen, monarchistischen Geiste, auf dessen Pflege Heim und Kahr aus waren, und der innerhalb der weißblauen Pfähle zur Herrschaft gelangt sein mußte, wenn sich das Bamberger Programm verwirklichen sollte. Finanzielle Mittel standen zur Verfügung, um fast alle einflußreichen Zeitungen mit Ausnahme der sozialistischen aufzukaufen; den Demokraten wurden die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' weggeschnappt, und nahezu alle Provinzblätter schwenkten, nachdem sie ihre Eigentümer gewechselt hatten, in die Front des Herrn Kahr ein. Sachte wurde bajuvarischer Größenwahnsinn und das Gift des Separatismus auch jenen Bevölkerungskreisen eingeträufelt, die sich bisher davor bewahrt hatten; mit bodenloser Scheinheiligkeit, mit jesuitischer Gerissenheit, mit dreister Unverfrorenheit, mit schmiegsamer Zähigkeit brachte die Presse den Reichsgedanken innerhalb des bayrischen Volkes fast um alles Ansehen. Indem die Presse beinahe täglich mit biedermännischer Treuherzigkeit versicherte, daß Jeder, ders mit dem Reich ehrlich meine, allen Lockungen der „Ordnungszell" Bayern Gefolgschaft leisten müsse, wurde die Zahl Derer immer größer, die dem Reiche zu dienen wähnten, indem sie den bayrischen Separatismus unterstützten und dem Reiche Achtung und innerliche Hingabebereitschaft versagten. Die deutsche Gesinnung schwand in Bayern dahin; die bürgerliche Bevölkerung wurde dahin gebracht, fast nur noch bayrisch zu fühlen und zu denken.

Indes sich diese Entwicklung vollzog, spann Heim seine außenpolitische Kreise. Er war darauf bedacht, den Anschluß der Bauernländer Ungarn, Tirol, Vorarlberg an Bayern vorzubereiten, entsprechend seinem Programm vom 1. Dezember 1918. Er tat dies, indem er unmittelbare Fühlung mit der Bauernschaft dieser Länder suchte; die grüne Internationale, die er ins Leben rief, stellte einen gewissen organisatorischen Zusammenhang unter den Bauernschaften jener Länder her. Bald befand Heim sich auch in engen Beziehungen zu der reaktionären Regierung Ungarns und den reaktionären Schichten der Regierungsbürokratie in Tirol und Vorarlberg. Ungarn wurde trotz oder vielleicht wegen seines blutigen Horthy-Regiments den bayrischen Bauern als ein christlicher Musterstaat dargestellt. Der münchner Polizeipräsident Pöhner, gleichfalls ein Werkzeug Heims, hatte falsche Pässe in Bereitschaft, um jedem Verbrecher, dem Bayern gewogen war, den Weg nach Ungarn zu öffnen; Ungarn bekam Waffen aus Bayern; die flüchtigen Kapp-Offiziere leiteten von Ungarn aus die Mörderorganisationen, die sich vor allem in Bayern breit gemacht hatten.

In diese reaktionäre Bundesgenossenschaft wurden noch die russischen zaristischen Emigranten einbezogen. Während die

bayrische Fremdenkontrolle insbesondere Gäste aus dem Osten hart anfaßte, konnten russische Monarchisten in Reichenhall ihre Kongresse veranstalten; die Herrensitze des Adels im bayrischen Oberland beherbergen bis zum heutigen Tage diese russischen Verschwörer in reicher Anzahl.

Man kann sagen, daß Bayern sich seit Kahrs Ministerpräsidentschaft um eine Führerstellung innerhalb der Front der internationalen Reaktion bewirbt.

Dadurch hoffte Heim umso sicherer der französischen Unterstützung teilhaft zu werden. Die klerikalen Kreise Frankreichs, die einen ihrer Vertreter, den General de Metz, in der Rheinpfalz auf einflußreichem Posten sehen, waren ihm und den Wittelsbachern von vorn herein gewogen. Schon bald nach der Besetzung der Pfalz hatte sich ein höchst verdächtiges Verhältnis zwischen dem damaligen französischen Oberkommandierenden und dem Bischof von Speyer, einem Klerikalen Heimscher Färbung, herausgebildet. Es kam nun allerdings noch darauf an, die verantwortliche französische Regierung davon zu überzeugen, daß Unterstützung der bayrischen Pläne in Frankreichs eigenstem Interesse liege.

Teils durch Mittelsleute, teils persönlich bemühte sich Heim, die Zusage einer französischen Rückendeckung zu erhalten. Er veranlaßte das anfänglich zögernde Frankreich, den Herrn Dard als Gesandten nach München zu schicken. Grade in Bezug auf den französischen Gesandten in München sagte Heim in einer Rede auf der Bamberger Tagung der Bayrischen Volkspartei: Bayern müsse aus der französischen Gesandtschaft in München die Vorteile ziehen, die es daraus ziehen könne. Durch den Grafen Bothmer unterhielt Heim Beziehungen zu Dorten und dem Freunde Dortens, dem Prinzen Isenburg. Am 22. August 1920 fand eine Unterredung zwischen Heim und Isenburg statt, über die ein Protokoll existiert. In dieser Unterredung forderte Heim als Gegenleistung für seine Unterstützung der französischen Auflösungspläne in Deutschland die Duldung der bayrischen Einwohnerwehr. Heim erklärte dabei ausdrücklich, daß die Besetzung des für den „Föderalismus" in Frage kommenden Gebietes durch Ententetruppen wünschenswert sei, wobei Bayern den Schutz seines Gebietes selbst übernehmen könnte.

Neben diesen Verhandlungen tat Kahrs Katastrophen- und Konfliktspolitik das ihre. Sie demonstrierte Frankreich, wie schwach eigentlich die Reichsgewalt sei, wieviel Aussichten das Unternehmen habe, die Reichseinheit zu sprengen; sie ermunterte durch ihren Reichsungehorsam, der lärmend unter den Augen des Herrn Dard zur Schau getragen wurde, Frankreich zur Aufnahme einer aktiven Reichszerstörungspolitik.

Diese monarchistische Separationspolitik des Doktor Heim wurde auch von der Bayrischen Königspartei gepflegt, die 1920 ins Leben trat, und die sich zur Aufgabe setzte, das wittelsbachisch-katholische Königtum unter Einbeziehung der Donauländer aufzurichten. Wie schon erwähnt wurde, bewährte sich als rühriges Mitglied der Partei Eisners Mörder Arco schriftstellerisch und brieflich von seiner angenehmen Festungshaft aus.

Den Mitgliedern der Partei Mayer-Coy und Graf Bothmer wurde in der Oeffentlichkeit der Vorwurf gemacht, sie hätten mit französischen Geldern gearbeitet; sie vermochten nicht, sich von diesem Vorwurf zu reinigen.

Der Sanitätsrat Pittinger aus Regensburg — der gleichen Stadt, wo Heim seinen Wohnsitz hat — war Vorsitzender einer Geheimorganisation, die mit wahrhaft draufgängerischer Unbekümertheit die Donaumonarchie unter französischem Protektorat verwirklichen wollte. Grade diese Geheimorganisation drängte mit Kraft dahin, die Beisetzungsfeierlichkeiten nach dem Tode des alten Ludwig Wittelsbach im November 1921 in einen monarchistischen Putsch ausmünden zu lassen. Rupprecht Wittelsbach war damals für die Putsch-Absicht schon gewonnen; er trug die Königsproklamation bereits in der Tasche. Nur unter dem Druck vorsichtigerer Politiker der Bayrischen Volkspartei wich er zurück. Daß die bayrische Reichswehr damals einem Staatsstreich Rupprechts keine Schwierigkeit bereitet hätte, darf mit Sicherheit aus dem Tagesbefehl geschlossen werden, den der Landeskommandant Möhl am 10. November 1921 ausgab: „Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Rupprecht habe ich anläßlich des Hinscheidens Seiner Majestät des Königs das Beileid im Namen der Angehörigen der Division ausgesprochen."

Die Organisation Pittinger war schon zwei Monate vorher, im September 1921, im Verein mit den übrigen bayrischen Geheimorganisationen nahe daran gewesen, einen Gewaltstreich ins Werk zu setzen. Das war, als Kahr infolge der Auswirkungen des Erzberger-Mordes in Bayern gestürzt wurde. Kahr befand sich damals, kurz vor seinem Rücktritt, bei Rupprecht in Berchtesgaden. Die Organisationen mobilisierten; Staatsstreich und reichsverräterische Handlungen waren stündlich zu erwarten. Auch in diesem Augenblick waren die klügern Führer der Bayrischen Volkspartei der Meinung, daß die Gelegenheit für den Putsch, den sie grundsätzlich billigten und tatsächlich selbst vorbereiteten, noch nicht gekommen sei. Deshalb bremsten sie; angstvoll und sorgend telegraphierte der Landtagspräsident an Kahr nach Berchtesgaden: „Ich habe amtliche Mitteilung, daß morgen oder in den nächsten Tagen ein Rechtsputsch gegen den Landtag beabsichtigt ist. Ich ersuche, sofort diesen Bestrebungen entschieden entgegenzutreten und unverzüglich als verantwortlicher Minister des Innern nach München zu kommen."

Mehr als einmal erlebte Heim mit seinen Geschöpfen derartige Ungelegenheiten; diese Werkzeuge wurden zuweilen durch ihr Temperament hingerissen, weiter zu gehen und weiter zu wollen, als es ihrem Herrn und Meister genehm war. Auch Kahr hatte ja über die Stränge geschlagen und war darum von Heim fallen gelassen worden. Heim selbst weiß, daß bedachtsames, allseitig vorbereitetes, Schritt für Schritt berechnetes Vorgehen allein Gewähr dafür bietet, die Donaumonarchie zustandezubringen und das Wohlwollen Frankreichs, das nicht durch Unvorsichtigkeiten und Voreiligkeiten bloßgestellt werden will, sich zu erhalten.

(Fortsetzung folgt)

# Zum Gedächtnis Gustav Landauers von Julius Bab

† 2. Mai 1919

*Trauermarsch nach Beethovens VII. Symphonie, 2. Satz*

Schloß sich das Fest schon?
wo ist dein Kranz, sag?
Platz dem Triumphzug!
Tod ist mein Glanztag.

— — — — — — — —

Die zu unendlichen
Zielen getragen sind,
mit unabwendlichen
Leiden geschlagen sind.

Wir suchen Kronen nicht,
daß wir im Glanze gehn;
Jubel wird lohnen nicht
die in der Schanze stehn.

Wort, das im Herzensschlag
redend nur schwer begann,
klar spricht dich aus der Tag,
da unser Blut verran.

Daß ich nicht das noch dies,
Schein nicht noch Macht gemeint,
euch erst das Opfer wies,
das mich dem All vereint.

— — — — — — — —

Blast nun im Festton!
blühenden Kranz trag!
Platz dem Triumphzug!
Tod ist mein Glanztag.

# Bücher von Otto Flake

Nicht das erste Buch ist das schwerste, sondern das zweite. Beim ersten Buch soll man ein Talent begrüßen, beim zweiten einer Prüfung unterwerfen.

Hermann Ungars Erstling: ‚Knaben und Mörder‘ wurde mit Wärme, ja Enthusiasmus aufgenommen; sein neuer Band: ‚Die Verstümmelten‘ (bei Ernst Rowohlt) dürfte auf Widerstand stoßen; der Widerstand ist berechtigt.

Die Begabung des jungen, deutschschreibenden Tschechen steht fest. Auch der Bezirk, den er in der Literatur zu bewohnen gedenkt, ist bereits fest abgegrenzt. Zu fest, hier beginnt meine Kritik.

Ungar schildert Menschen, die in der Provinzstadt eine gedrückte und unterdrückte Jugend gehabt haben. Ihr späteres Leben entwickelt sich logisch auf der Linie der Abdrängung.

Logisch heißt hier: mit unerbittlicher Folgerichtigkeit. Aus Glied um Glied entsteht eine Kette, Ungar ist ein Fanatiker der Causalität. Er glaubt zu führen — er gebe Acht, daß er nicht geführt werde.

Er führt Krieg gegen die bürgerlichen Cachierungen, er zielt dem ungenannten, aber deutlich erkennbaren Gegner Idealismus aufs Herz. Jeder Schriftsteller ist schöpferisch durch den Gegner, den er sich wählt.

Kein Glaube an Willensfreiheit, an Selbständigkeit der Schicksalsformung; ein Nichts rollt die Zwangsläufigkeit der Geschehnisse auf, bis zum bittern Ende, hinter dem der Autor unbewegten Gesichts steht — aber mit einem geheimen und — er erlaube mir es zu sagen — noch knabenhaften Triumph.

Nach jenem ersten Buch wurde Ungar mit Dostojewski verglichen. Gut; aber man hätte merken müssen, daß in jeder seiner Erzählungen ein kritischer Punkt war. Nämlich da, wo der Dichter von der Erfahrung verlassen wurde und das Schicksal seiner Gestalten aus Eignem durchzuführen hatte. Mit andern Worten: wo er sie aus dem Milieu, das er beherrschte, entließ und einen symbolischen Abschluß visionär ersinnen mußte.

Ich für meine Person fand schon damals, daß an jenem kritischen Punkt die Zügel, an denen Ungar seine Figuren leitete, locker wurden; die Figuren begannen zu hasten, und es liefen ihrem Ersinner kleine Züge unter, die Unkenntnis des Milieus verrieten — ein Fehler, den Jemand, der nur die Realität gelten läßt, nicht machen darf.

Das alte Problem: Man mag noch so grundsätzlich nur erlebte Wirklichkeit geben, es kommt der Augenblick, wo man abbrechen, aufrunden, das überzeitliche, absolute, innere Weltbild souverän eingreifen lassen muß — auch der Realist ist der Idee untertan, man ist immer Romantiker seiner Idee.

In den ‚Verstümmelten‘ bricht diese Romantik durch. Das heißt nichts andres, als daß die Grundstimmung zur Apotheose anschwillt. Bei einem Verächter des Sentimentalen, aber auch des Freudigen, aber auch des Idealistischen kann diese Apotheose nur als Utopie des Gemeinen auferstehen.

Die ‚Verstümmelten‘ sind eine solche Utopie. Es werden so viel Züge der Besessenheit, der Dumpfheit, der Ohnmacht, der Willenlosigkeit gehäuft, daß man nicht mehr glaubt.

Nicht zur Schonung der Nerven des Lesers verlange ich Maß, sondern um der Bereitschaft willen, mit der der Leser dem Autor folgen soll. Fühlt man, daß der Dichter die Distanz zu seinen Figuren wechselt, diese ihm also aus der Hand gleiten und sein eigner höchster Grundsatz, die kalte Beherrschung der Gestalten, nicht mehr gilt, dann ist es mit der Glaubwürdigkeit aus, denn die Gestalten vergewaltigen nun ihren Schöpfer, von dem es klar wird, daß er nur ihren Anfang, aber nicht ihr Ende in der Wirklichkeit erlebt hat.

Der noch sehr junge Ungar hat sich eine Provinz gewählt, die er legitim nur nach einem langen und bittern Leben bewohnen könnte. Er ist nach diesem Buch also in Gefahr, literarische Kategorie statt Erlebnis zu geben.

Ich bin noch nicht fertig; denn wenn man schon kritisiert, soll man es ganz tun. Da ist zuerst der Titel, ein Mißgriff. Der Titel plädiert für die Gestalten, aber der Autor will als regungs-

loser Schilderer gelten. Der Titel muß ebenso neutral oder ebenso parteiisch wie der Duktus sein. Dem Titel zufolge, den Ungar wählt, sind seine Figuren Krüppel, Opfer, des Mitleids bedürftig: dann muß dieses Mitleid die Feder führen. Der Titel ist warm, der Duktus kalt — eine Unvereinbarkeit.

Zweitens, und das sage ich ungern: es stehen erotische Grobheiten in dem Roman, die nicht dem Leben abgelauscht sind, sondern Zwangsvorstellungen des Dichters selbst entspringen. Haß gegen Sexuelles, der zu Unflätigkeiten neigt, verrät eher Abhängigkeit als Unabhängigkeit. Man muß sehr groß und frei sein, um zynisch sein zu dürfen.

Drittens: die tschechischen Konjunktive nach „daß" sind unmöglich, sie klingen wie schlechte Uebersetzung.

Die Spezialität Ungars, die scharfäugige, unerbittliche, pessimistische Analyse verdrängter Seelen, weist auf Originalität und Mut. Aber der Spezialist muß seine Domäne erwerben. Heute setzt Ungar nur etwa bis zur Hälfte seiner Erzählungen mit der außerordentlichen Vorsicht, an der ihm gelegen ist, Schritt vor Schritt.

*

Ein neuer Verlag, der Mauritius-Verlag in Berlin, eröffnet seine Tätigkeit damit, daß er von J. P. Hebels ‚Schwänken des rheinländischen Hausfreundes' ein Facsimile, getreu nach der stuttgarter Ausgabe von 1842, bei Otto von Holten herstellen ließ; Quartformat, zweispaltig, mit den 32 Originallithographien Dambachers, die seinerzeit das Original begleiteten.

Vom Text zu reden, wird nicht nötig sein; er ist nicht nur treuherzig, wie sein stehendes Beiwort lautet, sondern auch gegossen, gewachsen und beschnitten. Hübsch die Bilder dazu anzuschauen. Während die bäurischen Worte zugleich adlig und rassig sind, wirken die Lithographien wie derbe Landsknechte und springen gleich der Katze sozusagen in die Augen.

Man könnte von einem bäurischen Barock sprechen, so voll beredten Gestus sind sie, und umso bewegter, als sie den konzentrierten Moment der Anekdote in das flüssige Drum und Dran auflösen müssen.

*

Der Mauritius-Verlag schickte mir gleich ein Bilderbuch mit, das mir so gut gefällt, daß ich einen Abstecher in die Literatur für die Dreijährigen mache. Dieses Bilderbuch für ganz kleine Kinder von Tom Seidmann-Freud will, wie sein Haupttitel sagt, nichts als ein „Buch der Dinge" sein, die die Umwelt der ersten Jahre bilden.

Man weiß, wieviel Kunstverstand ein Erwachsener braucht, um naiv mit den Kindern zu fühlen, und wieviel Ueberflüssiges und Erdachtes sich in solches Bemühen einschleicht. Tom Freud gelingt diese Naivität, weil die Feinheit ihres Empfindens ganz präzis, sicher und klar ist.

Die Stilisierung des Einfachen erinnert an den ewigen Struwwelpeter, aber Tante Tom ist zarter, lyrischer, viel weiblicher. Das Neckische drängt sich gar nicht vor, ist in der allgemeinen Heiterkeit der Farben gebunden. Die Kleinen bekommen gewiß

Lust, an diesen Bildern, die immer nur ein Motiv herausheben, es also isolieren, das Zeichnen zu lernen.

*

Aber kehren wir zu den Alten zurück, es gilt, eine Brentano-Ausgabe zu loben. Sie erschien bei der Frankfurter Verlagsanstalt in vier Bänden auf gutem Papier. Die Herausgeber Heinz Amelung und Karl Viëtor üben die Tugend, die den Philologen nicht immer geläufig ist: den Dichter mehr sprechen zu lassen als sich selbst.

Wie jedes geschlagene Volk gehen die Deutschen heute auf die Vergangenheit zurück. Nichts kann natürlicher und nichts hygienischer sein — man sucht den Punkt hinter sich, wo noch nicht die Abzweigung auf den falschen Weg begann, den Punkt, wo man noch Vertrauen zu sich haben durfte.

Aber die meisten gehen nicht weit genug zurück, nur bis zur Zeit des neuen Reiches. Auch das ist verständlich, es spricht da der Instinkt mit, daß das Erlebnis der nationalen Einigung nicht mehr ausgelöscht werden soll. Sehr gut; gleichwohl war das neue Reich so bar des Geistes, daß wir gar nicht regenerieren können, ohne bei den Epochen Rats zu holen, in denen es zwar noch keinen nationalen Staat, aber ein nationales Denken und Dichten gab.

Zurückgehn ist etwas andres als Zurückschrauben. Rezepte, die eine Kopie der Romantik empfehlen, wären lächerlich. Es handelt sich weniger darum, das Inhaltliche der Bücher von vor hundert Jahren zu erwerben, als an der Wärme der Hingabe, an der Eleganz der Form, an der Feinheit der Empfindung ein Beispiel zu nehmen und angesichts der Menschlichkeit, des Reichtums, der Hochspannung dieser Persönlichkeiten neuen Mut zu schöpfen. Deutschland, das heute Nichts ist, war einmal Etwas.

Brentano stammte wie Goethe aus Frankfurt, und wenn man sich in die Fülle dieser fessellosen Phantasie vertieft, erkennt man, daß dem Aeltern ein genialer Nebenbuhler hart auf den Fersen war. Der Jüngere erreichte ihn nur deshalb nicht, weil er zeitlebens im Primärzustand der Genies verharrte.

Die Verwandlungen des Jünglings ins Geistige, Männliche, Umfassende fehlen. Letzte Größe ist an den Sinn für Geschehen und Macht oder für Sein und Idee gebunden; immer wird man ein positives Verhältnis, sei es zu Politik, Geschichte, Menschheitsforderungen, sei es zu Forschung, Philosophie, Gesellschaft finden.

Die Weiblichkeit Brentanos ist also das Hindernis — wie sie andrerseits die Erklärung für das Phänomen eines Poeten liefert, der das Leben in Lyrik und Märchen umdachte. Unter den Deutschen, die nicht flüssig sind, ist Brentano von unerhörter Flüssigkeit, Mozart des Wortes.

Man muß ihn richtig lesen. Wer die vier Bände der Frankfurter Ausgabe auf ein Mal absolvieren wollte, wäre übersättigt und müßte den Bann brechen. Man soll oft und in hygienischer Dosis in diese gefüllte Schatzkammer deutschen Charmes greifen.

Der Neckar, den die Romantiker besangen, fließt heute zwischen Zement-Ufern, und ihr Märchen-Rhein ist ein Kohlenkanal geworden. Zwei Extreme sind nicht vereinbar, wenn man sie nicht aus einem und demselben Urgrund ableitet. Man muß weit spannen, um den deutschen Geist zu umfassen.

Der Märchen-Rhein ist nicht die Sentimentalität, der Zement-Neckar nicht die Realität. Das Dritte und Erste liegt verborgen über der Mitte. Das Reale ist die Erscheinungsform des Mystischen, und das Mystische wird durch sie selber real. Kein Ausländer versteht, daß die spielerische Eleganz der Romantiker sich je in Militarismus und Wissenschaft verwandeln konnte, und unsre deutschen Zeitgenossen finden sich selbst nicht mehr zurück. Unsre Theater haben den fernsten Abstand von dem erreicht, was die Romantiker übten: Reduzierung des groben Formats auf die Marionette.

Und doch, wir hatten diesen Duft, diese Feinheit schon einmal und hatten die Tiefe und Größe der Menschheitsideen. Es ist mehr als Philologie, zu jenen Quellen zurückzusuchen.

---

# Elegie von Ossip Kalenter

Das Schicksal kühl mit klugen Händen packen?
Was weiß man denn, wenn man im Leben steht?
Heut kneift man Erna freundlich in die Backen,
Und morgen gießt man still ein Blumenbeet.

Man lächelt von der Wiege bis zur Bahre
Und weiß oft kaum, wie sehr man einsam ist.
Man kommt am Ende doch noch in die Jahre,
Wo man die Andern und sich selbst vergißt.

Mit jedem Kuß ersteht man eine Lüge,
Und jede Frau denkt anders, als sie spricht.
Man geht zu Fuß nach Haus. Die meisten Züge
Verpaßt man doch. Nur seine letzten nicht.

Sooft man irgendwo am Altar kniete,
Nie tat ein Wunder unser lieber Gott.
Das Laster selbst ist nichts als eine Niete
Und ist so öd wie ein Roman von Scott.

Ein Zahn tut weh. Man hat ein Hühnerauge.
Vergebens lockt uns ein Parademarsch.
Man gießt ja doch auf Alles nur die Lauge
Seiner Kritik und tut meist kalt und barsch.

Was kann man denn in dieser Welt erreichen?
Man wird Assessor, Glatzkopf, Großpapa.
Man weint und schreitet schließlich über Leichen
Und stirbt in Dalldorf oder Afrika.

# Wie es und König Lear euch gefällt

König Lear' im Zirkus beileibe nicht: bis auf den ersten, von Hans Poelzig mächtig groß gereckten und düster-prächtig archaisierten Auftritt. Gewiß: das wäre der Stil für den Zirkus. Aber selbst wenn dieser Monumentalstil fünf Tragödienakte akustisch durchzuhalten wäre: wie schnell ermüdet man, da man — Theater kommt von theaomai, schauen — keines der Gesichter erkennt, die das Erlebnis des Gefühls widerspiegeln sollen! Während Cornwall auf Gloster herumtrampelt, schminkt sich der die ausgetretenen Augen zu einer grassen Blutrünstigkeit, die man freilich kilometerweit sieht. Der Regisseur wird zum Learbohm Tree; und es war hohe Zeit, dem Zirkus die Gattung des Schauspiels endgültig zu entziehen. Wie diese unter diesem unentrinnbar notleiden muß — nachdem man das jahrelang an hundert Beispielen mit einer Unzahl von aesthetischen Argumenten dargetan hat: lohnt es da, alle die ungeheuerlichen Geschmackssünden vorzurechnen, die zum letzten Mal gegen Gehalt und Gestalt eines Jahrtausendwerkes begangen werden? Lohnt es, dem Theater, das von Natur ein Irrenhaus ist, in vergnügter Abschiedsstimmung aufzumutzen, daß Dame Goneril, für die Frau Straub auf die Welt gekommen ist, der Frau Eysoldt zu einer Parodie ausgeliefert wird? Ade, ade! Und mit Werner Krauß ins Deutsche Theater, wo sein Lear zu voller Herrlichkeit aufblühen wird!

*

‚Wie es euch gefällt' predigt (wofern Shakespeare überhaupt predigt) die Sinnwidrigkeit des Getriebes und den Wert der Stille, scheint ein zeitloses Märchen und ist voll von Aktualität. Das ist dieser unermeßliche Dichter ja immer und überall. Karl Kraus in seinem grandiosen ‚Nachruf' auf den Krieg zitiert eins der Gespräche zwischen Tobias von Rülp und Christoph von Bleichenwang: und ohne daß eine einzige Silbe geändert zu werden brauchte, deckt dieses Gespräch bis in die unscheinbarsten Einzelheiten den heimlichen Dialog, den vor fast neun Jahren Deutschland und Oesterreich mit einander führten, bevor sie das Ultimatum an Serbien verfaßten. Man höre mit Ohren, die Kraus geschärft hat, hinein in ‚Wie es euch gefällt', und man hat ein Konzert von ernst- und spaßhaften Anklängen. Für Charles den Ringer den General Ludendorff, für Orlando Wilson gesetzt, und erklärt ist der Ausgang eines Zweikampfs, in den sich das Knallprotzentum der Muskeln allzu zuversichtlich begeben hatte. Der Proudhonismus, den Gustav Landauer — wie fehlt uns sein Geist, den, ach, auch er, wider die Muskeln aufs aussichtslose Spiel gesetzt hatte! — als das Heil verkündete, ist in diesem Ardennerwald verwirklicht, und selbst Tyrannen werden gut in einer Sphäre, worin der Mensch von jedem Zweck genesen und nichts mehr wissen will als seine Triebe. Noch die derbsten Triebe zieht der Schöpfer Petrucchios den feinsten Zwecken vor; aber hier walten die sanftesten Triebe. Nicht einmal ein Bauerntrampel schweift bäuerisch aus, sondern wird

einer zartern Neigung fähig. In diesem Reich und wider dies Reich ist Krieg unmöglich. Die Kanonen, die dagegen aufgefahren werden, machen schon an der Grenze Kehrt, und der herzogliche Brigadenführer geht in ein Kloster.

Merkwürdig: als vor Jahren ein paar Häuser neben dem Lessing-Theater solche Zusammenhänge ganz und gar nicht hergestellt, als wir dem Tage entrückt und in ein reines Idyll hineingeschäfert wurden — damals entbehrte ich, merkwürdig, nichts. Die Bearbeitung schien mir dem Zweck entsprechend, uns für einen Abend das verlorene (vielleicht ein bißchen fragwürdige, in seiner Fragwürdigkeit jedenfalls aber noch nicht erkannte) Paradies jener vorkriegerischen Zeit der Ahnungslosigkeit, Sattheit und Sicherheit vorzutäuschen; und dieser Zweck schien mir lobenswert. Merkwürdig: bei Barnowsky, von dem ich mich gern in ähnlicher Art und ähnlichem Grade verzaubern ließe, bereiten die meisten Striche mir Schmerz. Die kostbare Komödie ist dramaturgisch so eingerichtet, daß sie nicht in ihrem Gleichmaß schreitet und schwebt; daß sie zu viel von ihrer Kaustik eingebüßt hat; daß sie nicht aus sich selber leuchtet und tönt. Merkwürdig: woran kanns liegen, daß nicht wenigstens der Rest, der stehen geblieben ist, bei Barnowsky dieselbe Beflügelung erfährt wie bei Reinhardt? Ich bekenne mich schuldig, der Verwendung von Stücken Mozarts nicht widerraten zu haben — einer Musik, die der Dichtung Shakespeares für die Bühnenwirkung untergeordnet sein sollte und sich statt dessen selbständig neben sie stellt. Eine ähnliche Belastung wie hiermit dem Ohr geschieht dem Auge mit Karl Walsers malerisch massiven, das heißt: übertrieben farbenfrohen Dekorationen (die einmal die richtige, einmal die falsche Perspektive haben). Und die Regie an sich? Es ist eine saubere, sorgfältige, gutgelaunte, am rechten Fleck antreibende und am rechten Fleck zügelnde Aufführung, ohne Verschwendung bedacht mit den hübschesten Spieleinfällen. Sie ist frei von der neuberlinischen Stilverwilderung. Sie macht aufsässig gegen eine Verteilung der Kunstpfründen, die das Triumvirat Robert-Rotter-Saltenburg im Besitz läßt und Barnowsky verstößt. Nur an einer Kleinigkeit, leider, gebricht es ihr: an dem göttlichen Funken.

Den hat — inmitten eines fleißig geschulten, emsig bemühten Trupps von bildschönen und mordsdrastischen Mädchen, von rosaheitern Liebhabern und grauweißen Melancholikern, von repräsentativen Verwendbarkeiten und Komikern verschiedener Begabungsstufen —, also den hat einzig Elisabeth Bergner als Rosalinde. Ihr lokaltheatergeschichtlicher Ruhm wird einst sein, die Berliner von der Orska zur Sorma zurückgeführt zu haben. Ihre Mannigfaltigkeit ist offenbar unerschöpflich und der Einklang von Laut, Gebärde, Miene und Blick überwältigend. Sie hat für die drei Seelenstadien der Rolle ein Falsett, einen Baß und ihre natürliche Stimme — und in der einen Nachtigallenschluchzer, wie ich ihn, mutatis mutandis, nur noch von Enrico Caruso gehört habe. Man möchte ihr beide Hände küssen.

# Das Zeichen an der Türe von Alfred Polgar

Zweimal — das erste Mal als Kellner, das andre Mal als Untersuchungsrichter — greift der treffliche Herr Ueberacker von den wiener Robert-Bühnen entscheidend in das Schicksal der Mrs. Regan ein. Schrecklich ist die Klemme, in die der dritte Akt Mrs. Regan geraten läßt. Vor fünf Jahren kam sie schuldlos in eine verfänglichste Situation, von deren Verfänglichkeit ein zwingendes Beweisstück existiert . . . aber wer beweist die Schuldlosigkeit? „Ich," sagt der Untersuchungsrichter, „denn ich, damals ein junger Polizeikommissarius, war, als Kellner verkleidet, in jener chambre particulière, in welcher . . ." Ich kann es gar nicht schildern, wie erlösend diese Mitteilung des Untersuchungsrichters wirkt. Dreifach erlösend. Erstens einmal von der Ungewißheit über Mrs. Regans Schicksal; es wird nun Alles gut für sie ausgehen. Zweitens von der Bestürzung ob der vermeintlichen Schmutzerei der Renaissancebühnenleitung, die ja bis zum Augenblick jener Mitteilung beim Zuhörer in Verdacht stand, für zwei Rollen des Abends den gleichen Schauspieler verwendet zu haben. Drittens aber erlösend von der Nötigung, ‚Das Zeichen an der Türe' von Channing Pollock ein gemeines Kolportagestück nennen zu müssen. Denn diese Schleife, mit der die Figuren des Untersuchungsrichters und Kellners in eine geknüpft werden, hat Grazie und Laune. In der Physiognomie des schunddramatischen Spiels blitzt da gewissermaßen ein plötzliches Lächeln auf, ein Humor-Strahl zerreißt den Reißer, die Ulkigkeit des ganzen sinistern Humbugs wird mit einem Mal offenbar, das Unwahrscheinliche spottet seiner selbst und weiß sehr genau, wie. Dennoch verlassen die Zuschauer geärgert das Lokal und kompensieren ihre Scham ob der lustvollen, die Magengrube wärmenden Spannung und Neugier, mit der sie dem Spiel gefolgt sind, durch Schimpf wider dieses. Ich aber sage euch: So wahr es ein übler Theaterschmarren ist, den die Zuschauer da erlitten haben, so wahr ist es, daß, wer sie beobachtete, die Gespanntheit ihrer Herzen hören und das Herzklopfen ihrer Züge sehen konnte (oder umgekehrt).

Es wird glänzend gespielt. Von Herrn Korff aus dem Hand-, von Herrn Werner-Kahle mehr aus dem Faustgelenk. Korff angelsächseln zu hören, ist schon an sich eine große Freude. Wenn er sagt: „Helloooh, verbinden Sie mich mit dem Klöbb", hat man den Geschmack echtester Worcester-Sauce auf den Lippen und fühlt beklommen die ganze Ueberlegenheit der Angelsachsen im Foot- und Erdballspiel. Herr Werner-Kahle ist ein meisterlicher Darsteller aller Sicherheiten und Festigkeiten, die aus dem Bewußtsein physischer Kraft erfließen. Mit solchem Muskelgefühl, wie Mr. Regan es hat, muß es freilich ein Vergnügen sein, lumpigen Frauenbetörern auf die Bude zu rücken. Daß aber die erste Regung Mr. Regans, nachdem er den elenden Deveroux niedergeschossen, die ist, überall seine Fingerabdrücke zu verwischen, hat was Verletzendes. Solche Geistesgegenwart gelernter Einbrecher hätte ich von einem Mann seines Schlages nicht erwartet.

# Steuerkatastrophe von Morus

In Deutschlands Privatkontoren ist während der letzten Wochen ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet worden. Am 30. April war — immerhin! — die Selbsteinschätzung zur Einkommensteuererklärung für das Kalenderjahr 1922 fällig, und in den nächsten Wochen stehen die Erklärungen für die Vermögenssteuern bevor. Auch Diejenigen, die gewillt sind, ihr Hab und Gut sorgfältig zu deklarieren, bedürfen, bei der Kompliziertheit und Vielfältigkeit unsrer Steuergesetze, eines eingehenden Paragraphenstudiums, bis sie imstande sind, ihrer Staatsbürgerpflicht zu genügen. Die Zahl dieser reinen Toren ist aber nicht eben groß. Denn zwei Unterschlagungen darf ja der gesittete Deutsche begehen, ohne seinen guten Ruf aufs Spiel zu setzen: entliehene Bücher behalten und Steuern hinterziehen. Die Kunst der Steuerhinterziehung hat sich allmählich zu einem nationalen Sport entwickelt, an dem Alt und Jung mit der gleichen Begeisterung teilnimmt. Zwar ist der größere Teil der Bevölkerung durch Besitzlosigkeit und durch die 10 prozentige Lohnsteuer von dieser gesundmachenden Betätigung ausgeschlossen; umso eifriger wird sie von den Andern geübt. Da aber die kunstgerechte Ausführung mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, so hat sich neben den Amateuren ein regulärer Beruf der Steuerhinterzieher entwickelt. Obwohl auf den Handelshochschulen die Wissenschaft der Steuerhinterziehung, ein sehr wichtiger Zweig der Privatwirtschaftslehre, bedauerlicherweise noch nicht gelehrt wird, besitzen wir heute doch schon eine stattliche Schar von Männern, die als Steuerbuchhalter, Bücherrevisoren, Steuerberater, Steuersyndici und unter ähnlichen klangvollen Bezeichnungen diesen Beruf mit bewunderungswürdiger Sachkenntnis und Geschicklichkeit ausüben. Trotzdem ist der Bedarf an Leuten, die Steuererklärungen zu „machen" verstehen, noch keineswegs gedeckt, und gewandten, anpassungsfähigen und verschwiegenen Menschen bietet sich hier ein aussichtsreiches Feld.

Die Einkünfte, die dem Reich durch Steuerhinterziehung verloren gehen, sind aber geringfügig gegen die Verluste, die ihm durch die Markentwertung oder richtiger: durch die mangelnde Anpassung der Steuern an die Markentwertung erwachsen. Das Reichsfinanzministerium hat vor einigen Tagen im ‚Reichsanzeiger' den Abschluß der Einnahmen des Reiches an Steuern, Zöllen und Abgaben während des Etatsjahres 1922, also vom 1. April 1922 bis 31. März 1923, vorgelegt. Das Ergebnis des abgelaufenen Steuerjahres ist gradezu katastrophal. Während sich die Geldentwertung, gemessen am Außenwert und Binnenwert der Mark, gegen das Vorjahr mehr als verhundertfacht hat, betragen die Einnahmen des Reiches nur das Siebzehnfache des Steuerjahrs 1921. Das Gesamtaufkommen beträgt 1½ Billionen Mark.

Selbst wenn man berücksichtigt, daß im letzten Jahr der Verlust Oberschlesiens sich geltend macht, und daß infolge der Inflationswirtschaft Einkommen und Vermögen des deutschen Volkes sich weiter verringert haben, so bleibt das Resultat doch im höchsten Maße blamabel. Wieviel Friedensmark die eingekommenen 1 545 328 290 355 Papiermark tatsächlich repräsentieren, läßt sich nicht genau beziffern, solange das Reich die verdunkelnde Methode der Privatwirtschaft nachahmt und seine Abschlüsse in Papiermark zieht, anstatt, ebenso wie die Handelsbilanz, die Etatbilanz ehrlich und klar in Goldmark aufzustellen

oder wenigstens, auf Grund des Lebenshaltungsindex, in einer wertbeständigen Binnenmark. Doch dürften die 1½ Billionen kaum mehr Kaufkraft haben als eine Milliarde Goldmark vor dem Kriege, denn die Hauptposten liefern die großen Inflationszahlen der letzten Monate: im März 1923 kamen allein 506 Milliarden, also ein Drittel der Gesamtsumme ein, im Februar 314 Milliarden und im Januar 154 Milliarden. Hält man dem die Einnahme des Reichs in der Vorkriegszeit gegenüber — obwohl damals die Einkommensteuer noch Sache der Einzelstaaten war und Preußen allein jährlich 400 Millionen Goldmark daraus zog —, so sieht man erst, wie gering die Steuerleistungen gegenwärtig in Deutschland sind. Auch wenn man die Einbuße an Volksvermögen und Volkseinkommen durch den Krieg und seine Folgen noch so hoch einschätzt und 35—40 Prozent von den Vorkriegsziffern in Abzug bringt, bleibt die Tatsache bestehen, daß das Reich im Jahre 1913 — bei einem Steueraufkommen von 2,34 Milliarden Goldmark, neben 1,4 Milliarden Goldmark der Bundesstaaten — seinen Bürgern weit höhere Lasten auferlegt hat als im Jahre 1922. Und wenn der Reichswirtschaftsminister Becker kürzlich im Reichstag erklärte, an den hohen Preisen der deutschen Produzenten seien unter anderm „die gewaltigen Steuernlasten" schuld, die die deutsche Wirtschaft, im Gegensatz zum Ausland, zu tragen habe, so kann man — da ja an der bona fides nicht gezweifelt werden darf — nur bedauern, daß ein so schlecht informierter Herr an wichtiger Stelle steht.

Noch unerquicklicher ist das Bild unsres Steuerwesens, wenn man die einzelnen Posten betrachtet. Die Einnahmen des Reiches basieren vornehmlich auf drei Steuern: der Einkommensteuer, die rund den dritten Teil der Gesamteinnahmen bringt, der Umsatzsteuer und der Kohlensteuer, die zusammen ebenfalls ein knappes Drittel ergeben — alle drei also Steuern, die die breiten Massen tragen müssen. Denn die Einkommensteuer ist ja in Deutschland, wie hinlänglich bekannt, nur noch eine Steuer der Arbeiter, Angestellten und Beamten. Wieviel Prozent der 533 Milliarden, die die Einkommensteuer im ganzen Etatsjahre einbrachte, aus den Lohn- und Gehaltsabzügen stammen, verschweigt das Reichsfinanzministerium schamhaft. Aber im März 1923 waren es nicht weniger als 90 Prozent, während Unternehmer, Handel- und Gewerbetreibende und namentlich die gesamten selbständigen Landwirte zusammen noch nicht ganz 10 Prozent zahlten. Die „juristischen Personen", also in erster Linie die Aktiengesellschaften, die Sammelbecken der großen Gewinne, bringen in Form der „Körperschaftssteuer" ganze 6 Milliarden auf. Nicht viel höher belaufen sich die gesamten Vermögenssteuern, die, sage und schreibe, dem Reich 7 Milliarden eintragen.

Nun soll hier durchaus nicht an der überholten Vorstellung festgehalten werden, als seien die direkten Steuern etwas Volksbeglückendes und die indirekten Steuern etwas Schändliches. Nicht die Signierung „direkt" oder „indirekt" entscheidet, sondern die Frage, ob eine Steuer leicht oder schwer auf andre Schichten des Volkes abgewälzt werden kann. Aber grade in dieser Beziehung ist unser derzeitiges Steuersystem musterhaft entwickelt. Die einzige Steuer, die sich überhaupt nicht abwälzen läßt, und die deshalb in allen modernen Steuersystemen einen hervorragenden Platz einnimmt, ist bei uns, dank der letzten Novelle zum Erbschaftssteuergesetz, so gut wie ausgeschaltet. Während die Erbschaftssteuer in England schon früher über eine halbe Gold-

milliarde im Jahre einbrachte und selbst in dem embryonalen Zustand, worin sie sich vor dem Kriege in Deutschland befand, 60 Millionen Goldmark eintrug, ergibt die Erschaftssteuer jetzt 2 Papiermilliarden! Ein wenig rühmliches Kapitel bildet auch die Zwangsanleihe, die in ihrer Sünden Maienblüte auf 1 Milliarde Goldmark veranschlagt war und im letzten Etatsjahr immerhin 12 Papiermilliarden eingebracht hat. Von den Umsätzen an der Börse hat das Reich 43 Milliarden abbekommen, aber davon 32 Milliarden in dem entwerteten Geld des Monats März. Die einzige belangvolle Abgabe, mit der man sich an die potenten Kreise herangewagt hat, ist die Ausfuhrabgabe des Reichsfinanz- und des Reichswirtschaftsministeriums, die 187 Milliarden abgeworfen hat. Eine lange Lebensdauer wird ihr daher wohl kaum beschieden sein.

Einen besondern Reiz erhält unser Steuersystem durch die Petrefakten, die sich darin finden. Da begegnet man zu seiner Ueberraschung der „Außerordentlichen Kriegsabgabe 1918", die das stattliche Sümmchen von 30 Millionen liefert, der Kriegsabgabe 1916, die 9 Millionen zur Strecke bringt, und schließlich sogar dem ollen, ehrlichen „Wehrbeitrag" von anno 13, der dem Reich immer noch 10 Millionen Papiermark beschert. Wieviel Schreibmaterial und Beamtengehälter mögen diese Erinnerungszeichen an die Große Zeit wohl verschlungen haben? Ob sie wirklich so viel rentabler sind als die Kapitalertragssteuer, die doch noch 2,7 Milliarden einbrachte und trotzdem wegen „Unrentabilität" suspendiert worden ist? Aber die Deutschen sind nun mal ein ordnungsliebendes Volk, und bei der Zähigkeit, womit grade auf den Finanzämtern jeder Hilfsbeamte seinen Posten „hält", darf nicht wundernehmen, daß auch in den Posten des Reichsetats dem Historischen ein angemessener Platz eingeräumt wird.

Aber über derlei obrigkeitlicher Humoristica soll man nicht vergessen, daß es sich bei diesem Rechenschaftsbericht des Herrn Doktor Hermes um eine sehr traurige Angelegenheit handelt, deren hochpolitische Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Denn was soll man im Ausland von einem Staate halten, dessen Reichstag ohne Debatte und bei leerem Hause so nebenher als Bagatelle den „zwölften Nachtragsetat" von $4\frac{1}{2}$ Billionen bewilligt, der aber im ganzen Jahr nur den dritten Teil dieser Bagatelle vereinnahmt? Wer soll zu dieser Art von Finanzwirtschaft Vertrauen haben? Wer soll solchem Staat Kredit geben? Wer kann draußen hoffen, daß es besser werden wird, wenn nach der amtlichen Bekanntmachung der Steuerkatastrophe nicht sofort die Parteien eine radikale Aenderung unsres Steuerwesens fordern, wenn die Offentlichkeit von diesen Dingen kaum Notiz nimmt? Der Weg, der allein zur Sanierung unsres völlig absurden Steuersystems führt und damit die Vorbedingungen zur Sanierung der Reichsfinanzen schaffen kann, ist hier und anderswo immer wieder genannt worden:

In einem Lande, das infolge fortwährender Geldentwertung zur Indexwirtschaft gezwungen ist, müssen auch die Steuern nach dem Index der innern Geldentwertung erhoben werden. Ein Staat, der das nicht tut, muß bei noch so vielen Steuern und noch so hohen Steuersätzen in kurzem Bankerott machen, selbst wenn sein Ausgabenetat weniger belastet ist als der des Deutschen Reiches. Solange die Reichstagsmehrheit sich dieser lapidaren Erkenntnis verschließt, sind alle alten und neuen Steuergesetze taube Nüsse.

# Bemerkungen

**Was nicht zur Sache gehört**

Doktor Stresemann, Mitglied des Deutschen Reichstags, Sprecher der Deutschen Volkspartei, stürmisch, „nichtendenwollend“ applaudiert mit Mund und Hand von Abgeordnetenstuhl, Ministerbank und Tribüne, verlangt mit erhobener Stimme die Befreiung der besetzten Gebiete und die Freiheit der Bestraften und Ausgewiesenen.

Ledebour, bei keiner Partei, wagt — schon wieder — einen Zwischenruf: Freiheit der Revolutionäre, die jetzt sitzen müssen.

Doktor Stresemann macht eine Handbewegung — Sie kennen diese Handbewegung! — : Das gehört nicht zur Sache!

Nein, das gehört wirklich nicht zur Sache! Hier stehen die heiligsten Güter der Nation auf dem Spiel. Hier kann man sich mit Kleinigkeiten nicht abgeben. Hier ist gleichgültig, ob ein paar Menschen, zum Teil noch nicht einmal arischen Blutes, verlausen und verrecken. Und im übrigen sind die nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen gerecht gerichtet. Nein, das gehört nicht zur Sache.

„Ledebour randalierte, freilich recht harmlos“, läßt eine sonst meist links-demokratische Zeitung ihren sonst meist sehr vernünftigen Berichterstatter über diesen Zwischenruf schreiben. Ledebour randalierte, freilich recht harmlos. Immerhin: das gab „dunkle Farbenflecke auf dem Hintergrund der parlamentarischen Vorgänge“.

So seid Ihr alle: der Hintergrund ist euch die Hauptsache. Daß auch ja nichts die Stimmung stört! Daß auch ja nicht der Eindruck beeinträchtigt wird!

Im Vordergrund gehen inzwischen die unparlamentarischen Vorgänge vor sich. Doch das gehört nicht zur Sache.

Die moskauer Sowjetleute haben einen katholischen Priester hinrichten lassen, weil er — das ist wohl tatsächlich festgestellt worden — gegenrevolutionäre Ideen propagiert hat. Eine Anzahl Mitangeklagter wurde zu Freiheitsstrafen verurteilt. Das ist ein Tendenzurteil.

Die Bulgaren haben Mitglieder des Ministeriums, das sie herrlichen Zeiten entgegenführen wollte, und das mit den Mittemächten der Entente den Krieg erklärte, zum Tode oder zu Kerkerstrafen verurteilt, weil die augenblickliche Regierung ententefreundlich ist. Das ist auch ein Tendenzurteil.

Die Franzosen verhängen im Ruhrgebiet Geld- und Freiheitsstrafen über Alle, die nicht so wollen, wie sie wollen, oder weisen sie aus. Auch das sind Tendenzurteile.

Das meistgelesene illustrierte Blatt Berlins und wohl auch Deutschlands bringt einen Artikel, der vor Entrüstung über die Schandurteile und vor Mitleid mit den Entrechteten und Vergewaltigten trieft. Dazwischen sind die Photographien der Verurteilten zu sehen.

Dieses illustrierte Blatt, das die größte Leserzahl aller illustrierten deutschen Blätter hat, spricht in seinem Artikel mit keinem Wort von den Opfern der bayrischen Tendenzjustiz, von den Toller, Mühsam und Fechen-

bach. Denn das gehört nicht zur Sache.

In der Hauptstadt der bayrischen Ordnungszelle quillt das Protoplasma über wie wildgewordener Sauerteig: Sechstausend Hitlerleute durchziehen die Straßen Münchens und halten auf Plätzen Felddienstübungen ab. Sechstausend zum organisierten Mord bereite Menschen bestimmen die Haltung der Regierung des zweitgrößten deutschen Bundesstaates.

Wenn sie losschlagen und die Regierungsgewalt übernehmen, wird Niemand da sein, der ihnen ernsthaften Widerstand zu bieten vermag.

Die Reichsregierung hat Gesetze zum Schutz der Republik erlassen.

Doch das gehört nicht zur Sache.

*Konrad Seiffert*

### Militärischer Uniformenfimmel in Deutschland

Wer das Glück hat, wohlversehen mit einem Paß dem geliebten Vaterlande den Rücken kehren zu dürfen, dem wird dieser Abschied an der Grenze nochmals bedeutend erleichtert. Daß Deutschland nur eine lackierte Republik ist, wissen wir Alle: aber daß wir dies den Ausländern, die wieder Vertrauen zu Deutschland bekommen sollen, beim Abschied abermals faustdick grün unter die Augen halten, erachte ich für überflüssig. Es ist gar zu traurig, daß die Uniformfrage in Deutschland fast ausschließlich von überflüssigen Militärs behandelt wurde. Wenn wir all den militärischen Firlefanz betrachten, der vom alten Heer mit zur republikanischen Reichswehr geschleppt, krampfhaft festgehalten und phantasievoll ausgebaut wurde, so müssen wir ehrlich gestehen, daß sich nichts geändert hat. Die Mannschaften schmücken sich heute mit dem, was ihnen früher streng verboten war, und glauben mit „untergeschnallt“ und mit nichtmetallischen Achselstücken, geflochten, gedreht und gedrechselt, den verloren gegangenen Nimbus wiederherstellen zu können. Und dieser Uniformenkrampf hat auch auf die früher militärisch dilettantenhaft aussehende Polizei hinübergegriffen.

Da stehen nun einige hundert Menschen an der Grenzübergangsstelle und haben vor und nach der hochnotpeinlichen Paßkontrolle genügend Zeit, alle die neue grüne Pracht unsrer uniformierten Grenzpolizei zu bewundern oder sich still darüber zu amüsieren, wie ich das tat. Die Paßkontrolle währte ungefähr eine Stunde.. Man bekommt eine Nummer (aus Metall) in die Pfoten gedrückt, wartet, bis man, wie bei einer Kontrollversammlung, aufgerufen wird und schreit dann: Hier oder Well oder Yes oder sonstwas.

Auf dem Trajekt, gleich danach, wurden wir von Polizeibeamten eines andern Staates, der noch einen Monarchen hat, empfangen. Aber dort hatte man mehr demokratischen Geist als in der von uns eben mit Freuden verlassenen „Republik“. Gleich Gentlemen saßen die zwei Beamten in Zivil da — in Deutschland waren es für die gleiche Menschenmenge sechs Mann —, im Vorbeigehen bekam man den Einreisestempel eingedrückt, und der Akt, der in Deutschland eine Stunde gedauert hatte, vollzog sich in einigen Minuten. Wir können auch noch als Republik von Monarchien was lernen. In den deutschen Dienststempeln an der Grenzübergangsstelle prangt, wie in alten modrigen Tagen die Krone. Weg damit!

Wir republikanischen Deutschen, die wir im Ausland leben, wollen uns dort mit der neuen Republik Deutschland nicht verulken lassen, sondern meinen es ernst damit, und daher protestieren wir gegen derartige Erscheinungen, die wie ein Spuk aus Wilhelms Zeiten sind. Der Kampf um die neue Handelsflagge ging um mehr als um die Farben. Genau so handelt sichs hier um Symbole. Die Deutschen haben doch am An-

fang des Krieges die so ganz sinnlos betriebene Ausrottung der Fremdwörter verstanden. Möchten sie diesen heiligen Eifer jetzt für die Abschaffung der monarchistischen, für die Durchsetzung der republikanischen Embleme aufbringen!

*Cosmopoliticus*

### Und Gott schuf den Menschen in seinem Bilde . . .

Hunde
sind an der Leine zu führen
Franzosen und Belgiern
ist der Eintritt verwehrt

So steht es an der Eingangstür des Friseurladens. Er ist ein Patriot dieser Friseur: er weiß, was er dem Vaterlande schuldig ist. Er opfert nicht nur Gut und Blut (der Andern), sondern auch den Geschmack, den er nicht hat. Es ist Krieg, und das Geschäft geht schlecht; vielleicht lockt der Scherz manchen Gesinnungsgenossen herein — Hunden ist der Eintritt ja nicht verwehrt. Die Leine, an der sie zu führen sind, ist längst zu lang geworden; allzu frei bewegen sie sich in dem Lande, dessen Verfassung im Zeichen des weimarischen Geistes beschlossen wurde. Die armen vierfüßigen Hunde können kaum mehr eine Wand besprenzen, die nicht bekleckst wäre mit einem Plakat, das Hunde, Franzosen und Belgier rassentheoretisch zusammenwirft.

Wie wir hören, werden sie demnächst Protest erheben gegen einen deutschen Geist, der das Hundegeschlecht beleidigt, indem er es zum Anlaß nimmt, sich selbst zu erniedrigen und durch brutale Geschmacklosigkeiten bloßzustellen.

Bei wem aber, frage ich, sollte ein so berechtigter Protest erhoben werden? Welche deutsche „verantwortliche Stelle“ ist frei von dem Bewußtsein, beigetragen zu haben zu jener Selbsterniedrigung und Bloßstellung des deutschen Geistes?

*Bruno Frei*

### Frühjahrsbestellung

Jeden Tag führt mich mein Weg an einem Zuchthaus vorbei. Erfahrene Kriminalisten versichern mir, daß es eine Musteranstalt ist. Auch auf den Laien macht die Anlage einen sympathischen Eindruck. Die Bauten für die Gefangenen sind strahlenförmig, im amerikanischen Sing-Sing-Stil, gehalten, die Kirche aber und die Aufseherhäuser in den schlichten Formen der Frühgotik, was einen guten Zusammenklang gibt.

Gegenüber diesem Institut liegt ein Stück Land, das sich die Zuchthausverwaltung rechtzeitig gesichert hat, und auf dem sie wahrscheinlich einen Erweiterungsbau errichten wird, wenn Deutschland wieder reich und glücklich ist. Inzwischen diente der Platz Ziegen, Arbeitslosen und Liebespaaren, war also gewissermaßen zwecklos.

Seit einigen Tagen hat sich aber in dieser Hinsicht ein Wandel vollzogen. Morgens, wenn ich dort vorüberkomme, sehe ich zwei Männer in Sträflingskleidung mit Hacken und Spaten das Land bearbeiten. Wenige Meter davon entfernt steht ein Beamter, ernsten Blickes, den Mützenschirm über die Augenbrauen gezogen, die Hände in den Manteltaschen und am Gurt einen Dienstrevolver, jederzeit bereit, die Verbrecher zur Raison zu bringen. Die Gefangenen arbeiten, wie Gefangene zu arbeiten pflegen: sie stochern zweimal in der Erde, setzen dann den Spaten ab, wischen mit dem Handrücken über die Stirn und machen „Uff!“.

Und indem ich dieses Bild der Ordnung betrachte, rechne ich: Ein Mann bewacht zwei Mann, zwei Mann bewachen vier Mann, vier Mann bewachen acht Mann, tausend Mann bewachen zweitausend Mann, zwanzig Millionen Menschen bewachen vierzig Millionen Menschen — und ich habe die Formel für den deutschen Wiederaufbau gefunden.

*Richard Lewinsohn*

## Gianni Schicchi

Puccini hat einen geriebenen Erbschaftsgauner aus Dantes Hölle befreit, läßt ihn und seine aufgeregten Mitschuldigen mit vergnügter Herzensroheit vor einem Totenbett über die Bühne rasen, ja — in diesem Werk triumphiert das lächelnde Laster, und die betrogene Tugend schleicht sich weinend beiseite. Das Alles geht uns herzlich wenig an — so wenig, wie das übliche Liebesvolapük, das Puccini einem Pärchen in den Mund legt, wie eine kleine Reihe kurzatmiger komischer Motive, die der Komponist durch die Partitur jagt.

Indessen hat dieser Puccini vor ein bis zehn Dutzend tugendhafterer Komponisten das Eine voraus: ihm sitzt die Bühne im Blut, und dieses lebt sich aus, in jedem Schnörkel, jeder Geste dieser, wie gesagt, nicht erstaunlichen Musik. Die Menschen da oben, nach dem Muster der Stegreifkomödie zurechtgeschnitten, werden lebendig, sind durchströmt, glühen, wir aber werden mitgerissen. Wir: zunächst Herr Stiedry, dem das sonst keine Herzensangelegenheit sein mag, und der dennoch zum siegreichen Führer wurde; dann der Regisseur Holy, der mit Pirchan die Bühne so bewegte, wie wir es seit Jahren nicht in der Staatsoper sahen; dann Theodor Scheidl, der aus der Repräsentation zu einem humorigen Wesen erwachte, dann der köstlichkomische Herbert Stock, ein seltenes Menschenexemplar auf der Opernbühne, dann Alexander Kirchner und die Elfriede Marherr-Wagner. Und am Ende wir: das Publikum. Wir genossen eine Stunde Theater, nichts als dieses, und hatten Grund zur Dankbarkeit.

Das eigentliche kritische Bedenken kam hinterher. Warum wird uns seit Jahren jeder neue Operneinakter unter dem Blech — Verzeihung: unter dem Siegel der Verblechtheit anvertraut? Jeder gönnt dem ausgezeichneten Kapellmeister sein bißchen Musik. Ist es nötig, das bescheidene, brave Werkchen immer wieder der Kritik auszusetzen, die freilich auch hier eine große Freude nicht unerlebt lassen mag: Lola Artôt de Padilla. Aber das Bedenken gilt ja gar nicht diesem Werk, sondern der Gestaltung eines Opernabends. Weiß man, was das ist? Puccini schrieb den ‚Gianni Schicchi‘ als Satyrspiel eines „Tryptichons“, dessen erste beide Teile ungleichwertig sein sollen. Man konnte sich nicht entschließen; aber begreift man nicht, daß der im Grunde nicht sehr zartfühlende Spaß einer lustigen Handlung an einem Totenbett erst in später Stunde nach gehaltvollerer Kost erträglich ist? Selbst die ‚Cavalleria rusticana‘ hätte besser als Einleitung des Abends gepaßt denn der dünnblütige deutsche Schwank. Indessen ist ‚Cavalleria rusticana‘ augenblicklich von der ‚Josephslegende‘ mit Beschlag belegt — also auch eine durchdachte Zusammenstellung.

Das Opernhaus ist für die meisten Besucher eine seltene Freude geworden: man hat dafür zu sorgen, daß es jedes Mal eine ganze ist.

*Paul Schlesinger*

## Oase

„ . . . Einmarsch ins Ruhrgebiet lediglich mit der Absicht gerechtfertigt worden, rückständige Kohlen- und Holzlieferungen einzutreiben. Aber Stresemanns Rede hat mit erfreulicher Deutlichkeit bewiesen, daß Deutschland seine schärfste und beste Waffe, den passiven . . . “

Zwei Akte spielt Chaplin ganz allein. Er hat etwas reichlich von dem zu sich genommen, was in Amerika jetzt unter die Prohibition fällt, und nach einer heftigen Bataille mit der Tür des Autos rollt er vor sein Haus. Das Auto ab. Chaplin allein. Was nun?

Wir hatten einmal einen Schlüssel, aber den haben wir

leider im Whisky liegen lassen. Der Schlüssel — wo ist denn der? Aber der wackre Chaplin forcht sich nit und beklettert sein Haus von außen und dringt durch das an ihm angebrachte Fenster in dasselbe ein. Und steht selig im Zimmer . . . Und wie er so verstört um sich stiert, da finden seine emsigen Hände in seinen Taschen den Schlümmel, den Schlüssel . . Was ist das, Chaplin? Das ist ein Schlüssel. Was macht man damit? Man schließt damit Türen auf, wenn man nach Hause kommt. Von außen? Von außen. Na also — ! Und heraus aus dem Fenster, heraus auf die Straße, rum um das Haus und aufgeschlossen, und — Triumph! Sieg! — hinein ins Zimmer. Drei Hurras für den Schlüssel!

Ja, da wären wir nun. Die Augen zwinkern — das ist ein sehr merkwürdiges Heim. Zwei Treppen führen aus der kleinen „hall" nach oben, auf eine Balustrade, wo eine furchtbare Kuckucksuhr einen grausenerregenden Pendel schwingt, so lang wie ein Grenadier. Und dann stehen da so viele ausgestopfte Tiere herum . . . Nach einigen Meinungsverschiedenheiten mit denen Katzen großes Sechstagerennen um einen drehbaren Tisch: dortselbst ist eine Karaffe angebracht, die wegläuft. Mit List, Tücke und einem eingeklemmten Smokingzipfel wird sie gefangen. Ja, und nun wollen wir zu Bett gehen. Zu diesem Zweck muß er die Treppe hinauf.

So viel verschiedene Arten, eine Treppe herunterzufallen, habe ich noch nie gesehen. Es ist ganz erstaunlich, was Charlot da anstellt. Er rollt herauf und trudelt herunter, er steigt o-beinig nach oben und kommt koppheister nach unten, er kämpft, er haßt, er streichelt die Treppe, er versucht es mit Gewalt und mit Pathos, mit letzter Verzweiflung und mit Koketterie — es geht nicht. Einmal setzt er Alles auf eine Karte und auf seine zwei Spiritusbeine und tobt nach oben, als hätte es nie Schwierigkeiten gegeben, diese Treppe zu besteigen . . . Es ist der Kampf des Menschen mit dem Schicksal . . . Und kommt mit dem ganzen Treppenläufer wieder unten an, liegt eingewickelt da und trinkt sofort, noch auf der Erde, einen kleinen Erholungsschnaps . . . So haben wir lange nicht gelacht.

Und mit welcher Sparsamkeit der Bewegungen ist das Alles gemacht! Mit welchem Minimum an effort! Wie leise geht Alles, wie sanft und aalglatt! Einmal kommt er beinahe, beinahe nach oben, schon erklimmen die glücklichen Zehen die oberste Stufe, da blickt der Entsetzte in das Antlitz eines schwarzen Grisly-Bären. Wupp — runter. Wie das gemacht ist, wie in dieser blitzschnellen Bewegung liegt: „O weh — Bär! Bär? Will nicht. Abgelehnt. Auf Wiedersehn!" — das ist nicht zum Blasen.

Und wie man gar nicht mehr lachen kann, da hat er es endlich erwischt: aus seinem reichen Erfahrungsleben erinnert er sich, wie man Anhöhen überwindet, und setzt sich ein Tirolerhütchen auf und bindet sich einen Rucksack um und ergreift einen Eispickel und eine Axt und hackt Löcher ins Geländer und kommt so glücklich nach oben. Und fällt leider wieder herunter, weil er sich — Gott seis geklagt — unten angeseilt hat. Aber angeseilt hat er sich.

Und was dann noch Alles mit dem Uhrpendel und unter der Brause geschah, das weiß ich nicht mehr — denn ich habe mich aus dem Leim gelacht.

„. . Widerstand gegen Poincaré . . Selbst wenn man annimmt, daß Frankreich heute Wege sucht, um die Zerstörung deutscher Reichshoheit herbeizuführen, so muß festgestellt werden, daß seine bisherige Taktik durch das mannhafte Auftreten der Reichsregierung Ergebnisse nicht gezeitigt hat."

*Peter Panter*

# Antworten

**Otto Lehmann-Rußbüldt und Hans Schwann.** Sie Beide haben an die Abgeordneten der demokratischen und sozialistischen Parteien des Reichstags das folgende Pronunciamento gerichtet: „Der Reichstag ist bis zum 3. Mai in die Ferien gegangen. Schon lange wird im Volk diese Abstinenz in kritischsten Situationen nicht verstanden. Man hört darüber sehr derbe Worte. Denn diese Regierung, sich selbst überlassen, wird Das tun, was Regierungen in Deutschland immer getan haben: sie wird nichts Klares und Durchgreifendes tun. Sie wird sich, halb widerstrebend, halb sympathisierend, treiben lassen von dem unsichtbaren, aber umso wirksamern Druck der Plutokratie und der Reaktion, die zäh auf den Sturz der Republik hinarbeitet. Diese Kräfte werden ihr Ziel mindestens vorübergehend erreichen, wie sie schließlich Alles durchgesetzt haben, vom Kriegsausbruch an bis zur Sabotage der Erfüllungs- und Verständigungspolitik. Immerhin sollten die freiheitlichen Kräfte Deutschlands wenigstens Aktivität zeigen. Der ‚Dritte Stand' ging 1789 nicht auseinander, sondern handelte. Irgend Einen politischen Gedanken müssen unsre Volksvertreter freilich fassen wollen: entweder zum Volksentscheid aufrufen oder dazu, die gegen den französischen Ueberfall so wirksamen Mittel des passiven Widerstandes auch gegen die eigne Regierung anzuwenden, wenn diese nicht endlich aus ihrer eignen Passivität herauskommt. Mindestens hätte aber die Parlamentspause um Einen Tag mit der Erledigung der längst überfälligen Fechenbach-Interpellation gekürzt werden müssen. Fechenbach sitzt einsam hinter Zuchthausmauern, und, schlimmer als das, die politische Ehre des republikanisch-demokratischen Deutschland sitzt mit ihm hinter diesen Mauern. Was wird die deutsche Volksvertretung als höchste Souveränität des deutschen Volkes tun, um an der Erledigung des Falles Fechenbach zu zeigen, wer Herr im Hause ist?" Nichts, selbstverständlich wird sie tun. Aber wie hieß es in Georg Hirschfelds ‚Jungem Goldner' so schön? „Man muß protestieren."

**Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.** In Nummer 12 war nachgedruckt worden, daß ‚Jugend', ‚Simplicissimus' und ‚Westermanns Monatshefte' dem Lyriker Hugo Salus keine Gedichte mehr abnähmen, da sie „gezwungen" seien, „auf rein arischem Standpunkt zu stehen". In Nummer 15 hatte, als Redakteur des ‚Simplicissimus', Peter Scher sich dagegen verwahrt. Jetzt hat dein Organ, die C. V.-Zeitung, die andern Blätter befragt und die Antwort erhalten, „daß sich Herr Salus leider so allgemein, undeutlich und irreführend ausgedrückt hat, wie es auch einem Lyriker in Prosa nicht erlaubt sein sollte". Keines von ihnen dächte daran, literarische Beiträge „aus völkischen Gründen" abzulehnen. Was mich nicht um der Juden willen freut, sondern um dieser Blätter willen.

**Hinterwäldler.** Das Deutsche Friedenskartell hat eine Kundgebung plakatieren lassen wollen, worin es sich damit einverstanden erklärt, daß die Ruhrbevölkerung den heftigsten Widerstand leistet „gegen jede militärische Vergewaltigung, gegen jede offene oder verschleierte Abtrennung weiterer Gebiete vom Deutschen Reich und gegen jede fremde Kontrolle über deutsche Arbeit". Gefordert wird, „daß die deutsche Regierung unverzüglich eine Note an die Gesamtheit der Alliierten richtet, worin die von ihr selbst bezeichneten Unterhandlungsgrundlagen schriftlich niedergelegt und den Alliierten bedeutet wird, daß die deutsche Regierung bereit ist, in sofortige Aussprache darüber einzutreten . . . und daß die deutsche Regierung in dieser Note die Summe nennt, die nach ihrem Ermessen der äußersten deutschen Leistungsfähigkeit entspricht". Diese Forderung ist selbstverständlich für jeden vollsinnigen Deutschen, der erkennt, welch ein Gewitter heraufzieht, und sein Land vor furchtbaren Schäden bewahrt

sehen möchte. Diese Forderung ist peinlich nur denjenigen Elementen, die die Größe des Kriegsverlustes auf dem Gewissen haben und von einer neuen Katastrophe entweder in ihrer ruchlosen Verblödung Vorteil für Deutschland oder in ihrer blöden Ruchlosigkeit Vorteil für sich erwarten. Da aber diese Elemente auch jetzt wieder, wie im Kriege, stärker sind als die Regierung, so darf ein solches Plakat nicht angeschlagen werden. Darf nicht auf Grund eines Gesetzes von 1851. Sodaß der Inhaber des Anschlaginstituts Otto Holzhauser an die Deutsche Liga für Menschenrechte einen Brief richten kann, dessen Schlußsätze lauten: „Unter der Herrschaft der deutschen Republik ist es für einen Säulenpächter fast eine Unmöglichkeit, seine pflichtgemäße Plakatzensur nach einer Gesetzesbestimmung einzurichten, die aus der Zeit des Absolutismus stammt und offenbar den Zweck verfolgt, jegliche Propaganda im republikanischen Sinne zu unterbinden. Alle preußischen Plakatsäulenunternehmer wären sicher dem Landtag dankbar, wenn er ihnen ein neues Gesetz schaffen würde, das klarere Vorschriften für den Säulenanschlag bringt . . . Sie wissen, daß in andern Ländern der Mauer- und Säulenanschlag immer in den Dienst der politischen Propaganda gestellt worden ist. Nach meiner Meinung ist auch das deutsche Volk dafür reif genug." Das ists ja nun allerdings keineswegs. Denn wärs das, so würde es heute, wo fast ununterbrochen Ausnahmegesetze erlassen werden, mit geringer Mühe erzwingen, daß jenes vorsintflutliche Gesetz endlich der Lächerlichkeit überantwortet wird.

**Julius Bab.** Ich habe in Nummer 18 über die Beziehung eures Dramaturgischen Beirats zu Karl Streckers ‚Krokodil', dem Zugstück der Kammerspiele des Deutschen Theaters, ein paar Aeußerungen getan, die Sie zu berichtigen wünschen. Immer zu! „Unrichtig ist, daß der Beirat das ‚Krokodil' an die berliner Kammerspiele empfohlen hat; richtig ist vielmehr, daß wir, gemäß unserm Auftrag, für die kleinern Bühnen im Reich Stücke zu suchen, die, wenn nicht dramatische Höhenwerke, doch nützliche Repertoirefüllungen sind, dieses Stück — das damals übrigens durchaus anonym vorlag! — an Provinzbühnen empfohlen haben. Wir hielten es nämlich für eine mit anständigen Mitteln gemachte, nicht unlustige Abendunterhaltung (— was Sie, laut voriger ‚Weltbühne' auch tun). Darauf wurde das Stück vor zwei Jahren in Bremerhaven, glaub' ich, uraufgeführt. Später erst erfuhren wir, daß sein Verfasser der ‚Genosse' Strecker ist. Wann und wieso es dann von den berliner Kammerspielen erworben wurde, wissen wir genau so wenig wie Sie. Etwas andres als diese Tatsachen hat aber, wenn Sie genau hinsehen, auch in Professor Klaars Mitteilung nicht gestanden." Genau hinsehen kann ich nicht mehr, weil ich jenes Zeitungsblatt weggeworfen habe. Soviel ich mich erinnere, stand drin, daß die Kammerspiele das ‚Krokodil' dank euerm Dramaturgischen Beirat aufgeführt hätten. Klaar hatte ein — in dem Zusammenhang freilich nicht unwichtiges — Zwischenglied ausgelassen. Ich nehme und gebe also zur Kenntnis, daß die Kammerspiele den Schwank nach dem Erfolg in Bremerhaven aufgeführt haben, das heißt: daß sie ihr Zugstück nicht direkt, sondern nur indirekt dem Dramaturgischen Beirat verdanken.

**Pazifist.** Zu Ihren bekanntesten Gesinnungsgenossen gehört der Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, einer von Chlodwigs Söhnen. Der hat in der newyorker Wochenschrift ‚The Nation' geäußert, das deutsche Volk rede schon von einem nahen Kriege mit Frankreich. (Eine sachliche Feststellung; man braucht nur herumzuhören, braucht in die gesamte deutschnationale und rechts von ihr tobende Journaille, die unablässig zu diesem Krieg hetzt, nur einen Blick zu tun, um dem Artikelschreiber zuzustimmen.) Er, Hohenlohe, glaube nun zwar nicht, daß die Massen Krieg wünschten; das

Kriegsgerede komme von der bürgerlichen Gruppe, und wenn eine Wahl zu treffen wäre, dann halte er eine Revolution für wahrscheinlicher, und diesmal werde es keine so harmlose Revolution sein wie das letzte Mal. (Vaterlandsverrat? Lauter Selbstverständlichkeiten.) Er, Hohenlohe, habe den Eindruck, als ob im Auswärtigen Amt noch Ueberbleibsel aus dem alten Regime vorhanden seien, und daß diese „die Art des Ausdrucks in den Antworten und Protesten nach Paris" beeinflußten. (Eine schonungsvolle Bezeichnung dafür, daß im Auswärtigen Amt das alte Regime noch vorhanden ist und ein paar Einsprengsel aus dem neuen erhalten hat.) Dieselbe alte Lügenpropaganda wie im Jahre 1914 und während des Krieges sei wieder unterwegs. (Unterwegs? Sie hat längst ganz Deutschland überschwemmt.) Und noch eine Anzahl ähnlicher Sätze deren Wahrheit so unbestreitbar, daß am ratsamsten ist, den Autor zu beschimpfen und zu verdächtigen. Das Karlsruher Tagblatt, zum Beispiel, schreibt: „Prinz Alexander hat bereits mehrfach durch nicht immer einwandfreie Handlungen und durch grobe Taktlosigkeiten von sich reden gemacht und sowohl in seinen elsässischen Jahren als auch später eine wenig charaktervolle Haltung gezeigt. Von großer Eitelkeit und einer mit ihr nicht immer Schritt haltenden Selbsteinschätzung . . . Von allen Einsichtigen nach Gebühr beurteilt werden. Für diese bleibt Prinz Alexander nicht nur eine der in jeder Hinsicht traurigsten Erscheinungen der deutschen Reichslandzeit, sondern auch der mißratene Referendar, durch dessen Glieder das internationale Blut einer uns wesensfremden Rasse rollt." Wohingegen ein Zeitungsschreiber, der tapfere Bekenner anonym schmäht und verleumdet, unter die wohlgeratenen und hoffentlich ungemischten Exemplare der deutschen Menschheit zu zählen ist.

Weinende Abonnenten. Euch fehlen die Register für 1921 I, 1922 I und 1922 II. Mir fehlen sie ebenso sehr oder noch mehr, da ich wahrscheinlich öfter nachzuschlagen habe als Ihr. Aber von den 32 Registern, die existieren, habe 3 nicht ich selbst gemacht, und die sind so geraten, daß keine oder doch kaum eine Seitenzahl stimmt. Also liegt auch diese Arbeit auf mir, der sie leider zu keiner andern Zeit leisten kann als in den Theaterferien. Heuer leiste ich sie. Wenn ich im Herbst nicht bis 1923 I gediehen bin, möget Ihr einen Ausschuß bilden, der mir zur Strafe jede Woche einmal eine Nummer der ‚Deutschen Zeitung' von Anfang bis zu Ende vorliest.

## Mitteilung

Der Abonnementspreis für das zweite Vierteljahr hat, nach den Bestimmungen des Postzeitungsamtes, schon Ende Februar festgesetzt werden müssen. Wir haben ihn damals im Interesse der Leser so niedrig wie möglich halten zu sollen geglaubt. Ende April, nach dem neuen Marksturz, erweist sich, daß er niedriger ist, als das Interesse des Blattes verlangt. Wem daran gelegen ist, daß die ‚Weltbühne' in jeder Beziehung auf ihrer Höhe bleibt, der zahle für die Monate April und Mai je 1500 Mark nach und benutze dazu die beiliegende Zahlkarte.

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | $2\frac{1}{2}$ Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

# Ja, warum sollte er denn nicht Minister werden?

von Moritz Heimann

Ja, warum sollte er denn nicht Minister werden?!" — so werde ich gefragt, und diese Frage zielt in den Lebenspunkt mehr als eines Komplexes.

Zwei Reservationen vorweg. Es ist nichts damit gewonnen und ist schließlich Rathenaus unwürdig, daß noch einmal die zahllosen Minister aufgerufen werden, die ihn an Reife und Vielfältigkeit der Begabung unterlegen waren, unterlegen sind und sein werden. Kein Zweifel ferner, daß er auch an dem reinen, selbstlosen Willen für sein Land Niemand nachstand; wofern man ihn mit Recht der Eitelkeit ziehe, würde man immer noch einen ungeheuern psychologischen Fehler machen, wenn man, grade bei einer Persönlichkeit wie der seinen, Eitelkeit und Willensreinheit mit einander im Widerspruch, sich wechselseitig hindernd und hemmend annähme — so einfach steht es mit der Eitelkeit nicht, die oft genug ein Selbstschutz der Zartheit und Verletzlichkeit ist. Kein Zweifel drittens, daß er an Einheitlichkeit der Wirkungsabsicht und Wirkungskraft gewonnen hätte; er wußte, daß der denkende Mensch die Tat hoch bezahlen muß. Käme es also auf den gewöhnlichen Maßstab an, so würde die Frage, die uns bedrängt, hinfallen; aber Rathenau bringt seinen eignen Maßstab mit, und dasselbe Schicksal, das ihn auszeichnet, hält ihn unter einer strengen Drohung.

Die zweite Reservation geht uns selbst an, uns Alle, die wir über ihn, und nicht nur über ihn, reden, grübeln und ins Klare trachten. Längst ist jene Familientante berühmt, die „auf dem Sofa sitzt und übel nimmt". Wir nun, wir gleichen ihr ein wenig; wir „sitzen zu Haus und wissen es besser". Wir kennen nicht oder vergessen oder vernachlässigen die hundert und tausend Bedingtheiten, die sofort zu spielen beginnen, wenn der eben noch freie Gedanke in die Wirklichkeit greift. Aber auch von uns ist nicht mehr zu verlangen, als daß wir uns dieser unvermeidlichen Abblendung bewußt werden; zu schweigen brauchen wir deshalb nicht — oder selbst jener Reichskanzler behielte vor der Historie recht, der sich mit dem Wort zu verteidigen glaubte: „Sie ahnen nicht, was ich Alles verhindert habe."

Am Mittwoch vor dem Kriegsausbruch besuchte mich Rathenau auf dem Land; er sprach durchaus optimistisch von der Lage. Das braucht gegen seinen Blick nichts zu beweisen; wer kennte nicht das Wort der Hoffnung wider besseres Wissen, aus der Scheu, die Hoffnung selbst zu beleidigen! Aber ein paar Tage später setzte er einen Appell der letzten Stunde, einen kurzen Aufruf zur Besinnung ins Blatt — unbegreiflich von einem Manne, der weder so abseits stand, daß er seines Herzens Harfe schlagen mochte, noch so nahe, daß seine Stimme auch nur gehört wurde.

Während des Krieges war ich Zeuge, daß auch er erstaunlich fest und, wie sich herausstellte, richtig prophezeien konnte.

Propheten sind Leute, die Kopf oder Wappen spielen, und denen nachher ein gefälliges Gedächtnis die Addition macht. Es würde mir deshalb ohne dauernden Eindruck geblieben sein, wenn er es mit dieser oder jener Voraussage nur eben, wie viele Andre, getroffen hätte; aber besonders das eine Mal hatte seine Art, sich kritisch zu fassen, eine vorwegnehmende, zusammenschauende Kraft, eine schonungslose Phantasie, die ich nicht vergesse. Er sagte, im Oktober 14, wörtlich: „Wenn ich durch die Leipziger Straße gehe, so sehe ich die Schaufenster von Waren leer und mit Attrappen und Pappkartons angefüllt.“ Damals hatten wir ja noch Alles voll und doll; wir sahen ihn an, als ob er faselte.

Es kam der Sturz; — es kam die Unterwerfung. So bitter sie seinem patriotischen Gefühl war, so ungeheuer fehlerhaft, kopflos, übereilt erschien sie seinem Verstand. Wie hoch wir seine Erregung auch anschlagen mögen, was er tat, war wiederum unbegreiflich: er schrieb Zeitung und blies das Manöver ab. Nach dem Fall Warschaus, so erzählte ein alter schweizer Demokrat, stürzte Venedey zu Heine und rief: „Nicht wahr, Heine, wir protestieren“; Heine war einverstanden, in vollendeter Bosheit.

Die Revolution versetzte Rathenau für einige Zeit in eine geistig-soziale Lage, die im Grunde seine natürliche war: sie isolierte ihn. Als ein Mann von Idee, Vision, praktischer Kraft und Hingebung mußte er sich stürmisch aufgeregt fühlen, zu schaffen; hatte sich also des geschichtlichen Augenblicks zu freuen, der einen neuen Anfang, eine unverklemmte ratio möglich zu machen schien — und war zugleich von einer Tendenz nach rückwärts nicht weniger frei als von der Wollust, dem Selbstbetrug des Radikalismus. „Der Starke ist am mächtigsten allein“, Schiller hat immer recht. Offenbar hat Rathenau es nicht gefühlt oder nicht zu Ende gefühlt, wie stark er damals war, als er allein war. Hier liegt das Problem und hier die Tragödie seiner Natur. Als er schließlich, nach einem in mehrfacher Hinsicht unglücklichen Schwanken, sich in Reih und Glied einer Partei stellte — einer Partei, zu der er und die zu ihm Nein sagte, deren er und die sich seiner mit argem innern Vorbehalt taktisch bedienen zu können hoffte —: da glaubte er vermutlich als ein Realpolitiker zu handeln und spürte nicht, daß er sich verlor. In Reih und Glied zu stehen, bis auf wenige, gezeichnete Ausnahmen für die Menschen eine Pflicht und ein Glück, für ihn durfte es keine Pflicht sein, wie es sicherlich kein Glück war für ihn; beides war ihm verwehrt, sowohl durch die innere Geschichte seines ganzen Lebens selbst als durch die Stellung, zu der sie ihn geführt hatte, als auch und zumeist durch den Ideengehalt, den sie in ihm hatte reifen lassen. Ein solcher Konflikt hat eine fast exemplarische Größe; und umso weniger ist er durch Ethik, durch Resignation zu lösen.

Er mochte sich sagen: Es ist an der Zeit, ich dien'; ich ziehe den Schlüssel ab, in voller Freiheit, die Tür wieder zu öffnen, hinter der ich allein bin als der Ich, der ich bin! So durfte Der nicht sprechen, und grade zu sich selbst durfte ers nicht, dessen Philosophie alles Zweckhafte stolz zu verachten

lehrt, eine törichte Lehre, aber die seine. In der ersten Reichstagsrede seines ersten Ministeriums war er denn auch gezwungen, von vorn herein Beschwichtigungsöl auszugießen; er, nicht Zettel der Weber, doch leider auch kein Löwe; man brauche nicht zu fürchten, daß er den Posten benützen werde, seine ipsissima verba in Taten umzusetzen, sein innerlich Geschautes, wesentlich Gewolltes in Gestalt zu gießen, mit einem Wort: Rathenau zu sein — dieses der Sinn; keine Thronbesteigung wahrlich, sondern eine Abdankung.

Und so blieb es denn in der Konsequenz, daß er beim zweiten Mal Minister wurde, um eine Politik vollstrecken zu helfen, gegen die er wiederum — immer, immer dasselbe Wiederum — ein paar Tage vor der Amtsübernahme als gegen eine durch und durch unmögliche geschrieben hatte. Das heißt: er war es zufrieden, eine utilité geworden zu sein. Seine Erklärung des Widerspruchs hätte einem preußischen Beamten bravster Schule angestanden oder einem redlichen Kaufmann, den schöpferischen Politiker löscht sie aus. Dem als grundfalsch Erkannten gegenüber darf ein solcher sich getrösten: Es kommt nicht darauf an, ob es etwas besser oder schlechter gemacht wird; ihm dienen darf er nicht.

An allen Punkten der Laufbahn Rathenaus, und die obigen sind nur wenige Beispiele für viele, treffen wir denselben Irrtum, daß dieser klare Mensch, dessen besondere Gabe es war, längst gewordene, komplizierte Verhältnisse von ihren elementaren Bedingungen abzuleiten, über das Eine nicht ins Klare kam: warum seine Autorität trotz aller Avancen klein blieb; er wußte nur, und zwar mit Recht, daß sie, freilich bei einer scheinbar winzigen Verschiebung, groß hätte sein dürfen. „Trachte ich denn nach Glück?" fragt Nietzsche, „ich trachte nach meinem Werke." Auch Rathenau darf es unbeschämt von sich sagen, daß sein Trachten nicht nach dem Glücke ging; aber es steht dort: nach meinem Werke, steht nicht: nach dem Wirken und Nützlichsein schlechthin. Und wenn in diesem Urteil über ihn Rigorismus ist, und wenn unter diesem Rigorismus Staat, Politik, Verwaltung und Geschäfte aller Art in Trümmer fallen würden — weil es zu wenig Menschen gibt, die seine Forderung aushalten könnten —: Rathenau selber hat ihn auf sich herabbeschworen. Er selber zwingt uns das Maß in die Hand, das ihn so ohne Zugabe mißt.

Gegen dieses Alles, selbst wenn man es als richtig gelten läßt, könnte man einen Generaleinwand erheben. „Was geht uns Herr Nietzsche an?!" Was geht uns, in Hinsicht auf das Wohl und Wehe unsres Landes, die Psychologie eines Privatmannes an, was der Widerspruch, die Melancholie und das Leid, mit denen der Einzelne im Kämmerlein zu ringen hat?! Wenn Er und der Minister eine Person sind, mag dann ruhig Er abnehmen! Der Minister könnte trotzdem immer doch wachsen, und nur damit haben Die zu rechnen, die seiner bedürfen.

Der Einwand würde es verfehlen, in keinem Falle so gröblich wie in diesem, in welchem sich die objektive und die subjektive Seite des Problemes unzertrennbar in einander wirken. Der deutsche politische Wille hatte die zwei Möglichkeiten, vor die

er durch den Frieden gestellt war, in wachsender Grellheit zu zwei Tendenzen feindseligsten Gegensatzes getrieben: Erfüllen oder nicht erfüllen. Jedes ein Uebel, wer wüßte es nicht den ganzen Tag! aber was dazwischen liegt, war das größere Uebel, das vage, einschläfernde Hoffen auf ein Wunder, das Temporisieren, Verschieben und Warten. Verfälschte schon dieses die Situation, so wurde sie vollends paradox, indem die unbelehrte, unbelehrbare, von der Not und von Eigensucht nervöse Stimmung des Volkes den Nichterfüllungspolitiker zum starken Mann, den Erfüllungspolitiker zum schwachen stempelte. Das Umgekehrte ist richtig. Wenn es in der Tat so weit wäre, daß Deutschland eines Diktators bedürfte, eines Mannes mit der eisernen Faust, so für die „Politik der Erfüllung", beileibe nicht für die andre; und wers nicht glaubt, der male sich einmal aus, wieviel Kandidaten für den Posten aus jedem der beiden Lager sich melden würden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die schwere Aufgabe Unzählige, die leichte Keinen findet, der sie zu lösen sich zutraut.

Die Frage nach dem Primat zwischen der äußern und der innern Politik ist für uns auf lange entschieden. Auf lange hat die Führung unsrer Außenpolitik ihre zwingende Voraussetzung im Innern. Wenn Rathenau gewähnt hätte, es ginge nach innen ohne die harte Faust, so wäre er ein sehr kurzsichtiger Mann gewesen; und hätte er sie sich zuerkannt, ein blinder. Keine sonst erlaubte Selbsttäuschung hierin war ihm erlaubt; er mußte wissen, daß er als Jude die überstarke Hand nicht besaß.

Keineswegs brauchte jeder Jude das zu wissen, nicht Lassalle zum Beispiel, nicht Marx, keiner überhaupt, den sein Dämon früh in den Kampf geworfen hat, und der seine Judenheit in Naivetät sei es zu Ende trägt oder von sich wirft. Beides war nicht Rathenaus Geschick. Daß Trotzki Jude von Geburt ist, mag den Haß gegen ihn färben, aber schafft ihn nicht; er ist ein Bolschewik. Und Rathenau hatte obenein in jungen Jahren einmal ein „Höre, Israel!" in die Welt gerufen, das zum mindesten die Fragwürdigkeit der öffentlichen jüdischen Existenz anerkannte und gegen einen etwaigen Minister Rathenau von damals seinen Gegnern manches böse Wort hätte in den Mund legen können. Er wuchs gegen das Jüdische in ein edleres, stolzeres Gefühl, in eine souveräne Haltung hinein; aber wer einmal so gedacht hat wie er, mag sich von Grund aus wandeln und muß doch damit rechnen, daß die Gespensterfurcht eine Realität bleibt, auch wenn die Gespenster keine sind.

Eine Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied; im stärksten Glied kann ein heimlicher Bruch sein. Es konnte nicht ausbleiben, daß Rathenau der Jude zu Lasten der Juden — und zu Lasten der Erfüllungspolitik geschrieben wurde; der Teufel hat dabei die Feder geführt, aber die Tinte war haltbar genug. Nicht einmal sein greuelvoller Tod wurde zum Sieg für ihn.

Für sein Andenken ist es besser, ihn zu tadeln, als ihn mit Wehmut zuzudecken und dem Auge zu entziehen. Mir — war es nicht um Andenken zu tun. Mir ist es noch heute, als ob er lebte; es ist mir, als ob ich mit einem Lebenden zankte.

# Der Reichswirtschaftsrat von Richard Lewinsohn

Am 4. Mai konnte der ‚Vorläufige Reichswirtschaftsrat' seinen dritten Geburtstag begehen. Drei Jahre sind für eine „vorläufige" Institution ein stattliches Alter, und es erscheint an der Zeit, die Frage aufzuwerfen, ob aus dem Provisorium eine Dauereinrichtung oder ob es beseitigt werden soll.

Wenn man dieser Frage bislang in unsern Parlamenten so sorgsam aus dem Wege gegangen ist, so beruht das nicht nur auf dem eigentümlichen Konservativismus, womit man in Deutschland alle Verfassungsfragen zu behandeln pflegt, sondern eine Diskussion über den Reichswirtschaftsrat würde auch Erinnerungen wachrufen, die man lieber sanft schlummern läßt. Denn der Reichswirtschaftsrat, wie er in Weimar beschlossen wurde, und erst recht der ‚Vorläufige Reichswirtschaftsrat' in seiner jetzigen Gestalt ist eine der größten Täuschungen, die die Geschichte der europäischen Verfassungen kennt.

Die Errichtung eines von den Berufsverbänden abgeordneten Wirtschaftsparlaments war ursprünglich eine Konzession an die Räte-Bewegung, zu der sich die Nationalversammlung und die Scheidemann-Regierung schweren Herzens entschlossen, als im März 1919 zu Berlin die Kommunistenkämpfe im Gange waren und man zur Beruhigung der Arbeiterschaft eiligst verkünden ließ: „Die Sozialisierung marschiert", „Die Räte werden in der Verfassung verankert". Die Art, wie diese Versprechen dann eingelöst wurden, erinnert an die besten Traditionen Hohenzollernscher Verfassungspolitik: Friedrich Wilhelm III. hätte es nicht unehrlicher machen können. Das soll kein Werturteil über die Zweckmäßigkeit der Sozialisierung und über den Wert und Unwert der Räte sein, sondern ist nur die Feststellung einer Tatsache.

Von der Forderung der „Räte"-Anhänger, daß die Produktion durch die Arbeitnehmer kontrolliert werden müsse, verflüchtigten sich die letzten Reste im Betriebsräte-Gesetz. Vollends ins Gegenteil verdreht aber wurde der konstruktive Teil des Räte-Gedankens: daß aus der wirtschaftlichen Gliederung des Volkes die politische Staffelung hervorgehen solle. Statt dessen schuf man als „Krönung" einer höchst komplizierten, mit unklaren Kompetenzen ausgestatteten Räte-Organisation einen Reichswirtschaftsrat, der nichts andres sein sollte als ein Sachverständigengremium zur Beratung des Parlaments und der Regierung, ähnlich jenem verfehlten preußischen Volkswirtschaftsrat, den Bismarck im Jahre 1880 ins Leben rief, und der, nachdem er sieben Gesetzesentwürfe beraten hatte, spurlos von der Bildfläche verschwand. Aber während der Königlich preußische Volkswirtschaftsrat von vorn herein als eine untergeordnete Interessenvertretung gekennzeichnet war, deren 75 Mitglieder aus Industrie, Landwirtschaft und Handel von der Regierung ernannt wurden, staffierte man den Reichswirtschaftsrat der deutschen Republik als autonomen Machtfaktor aus.

Um die Täuschung vollkommen zu machen, gab man ihm die Größe und gewisse formale Rechte eines Parlaments und bewilligte ihm schließlich, nachdem man ihn, nicht ganz absichtslos, eine Zeit lang von Haus zu Haus gejagt hatte, sogar in den Räumen des alten berliner „Lackstiebelgymnasiums" in der Bellevue-Straße eine leidliche

Unterkunft. Aber Machtbefugnisse ließ man ihm tatsächlich weniger, als die „Stände" in der Zeit des absoluten Fürstentums innehatten. Er sollte sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe von grundsätzlicher Bedeutung vor der Einbringung in den Reichstag begutachten und das Recht haben, selbst solche Gesetzesvorlagen zu beantragen. Die andern üppigen Rechte, die die Weimarer Verfassung für den Reichswirtschaftsrat vorsieht: Initiativanträge auch dann vor den Reichstag einbringen zu können, wenn die Regierung sie ablehnt, und die Anträge durch eigne Mitglieder im Reichstag vertreten zu lassen, glaubte man aus verfassungsrechtlichen Bedenken dem ‚Vorläufigen Reichswirtschaftsrat' vorenthalten zu müssen. Die wichtigere Aufgabe, die die Weimarer Verfassung dem Reichswirtschaftsrat zuerteilt: Oberbau der Räte-Organisation zu sein, ist ebenfalls dem ‚Vorläufigen Reichswirtschaftsrat' verwehrt, denn weder existieren die „Bezirkswirtschaftsräte", die in der Verfassung vorgesehenen Verbindungsglieder zwischen dem Reichswirtschaftsrat und den unteren Arbeiter- und Unternehmerinstanzen, noch hat man in den vier Jahren, die seit Entstehung der Weimarer Verfassung vergangen sind, für nötig gehalten, den in Artikel 165 vorgesehenen Reichsarbeiterrat ins Leben zu rufen.

So war der ‚Vorläufige Reichswirtschaftsrat' von vorn herein dazu verurteilt, das zu werden, was man grade den ältern Parlamenten zum Vorwurf macht: ein Debattierclub, oder wie der übliche Kosename lautet: eine Schwatzbude. Wenn der Reichswirtschaftsrat trotzdem verstanden hat, sich eine gewisse Beachtung zu verschaffen, so liegt das einmal an dem unzweifelhaft höhern geistigen Niveau, das seine Mitglieder vor den Abgeordneten unsrer Listenwahlparlamente auszeichnet. Es liegt aber vor allem daran, daß grade dieses Gremium von Interessenten im Ganzen viel uneigennützigere Beschlüsse gefaßt hat, als die Reichstagsparteien zu tun pflegen, hinter denen sich auch bestimmte Wirtschaftsgruppen verschanzen; daß man im Reichswirtschaftsrat, wie, zum Beispiel, in den ausgezeichneten Richtlinien über die Währungsfrage und die Stabilisierung der Mark, die Dinge unter dem Gesichtpunkt der Volkswirtschaft betrachtet hat, wo der Reichstag über kleinlichen privatwirtschaftlichen Interessenschacher nicht hinausgekommen ist.

Man wird vielleicht dagegen einwenden, daß die Interessenten in dem machtlosen Reichswirtschaftsrat sich ja „leisten" können, die Interessen des Volksganzen zu vertreten, weil sie wissen, daß ihre Resolutionen und Empfehlungen ungefährlich sind, daß dies sich aber sehr schnell ändern würde, wenn man einem reinen Interessentenparlament tatsächliche Macht einräumen würde. Der Einwand wäre stichhaltig, wenn man überhaupt vor der Alternative stünde: Interessentenparlament oder Vertreter der Volksinteressen. In Wahrheit besteht eine solche Wahl aber gar nicht. Denn auch in den jetzigen demokratischen Parlamenten sind die Parteiprogramme die Maskerade, ideologische Verbrämung für bestimmte wirtschaftliche Interessentengruppen. Gewiß, sie sind mehr — es soll hier nicht einer überspitzten „materialistischen Geschichtsauffassung" das Wort geredet werden. Es wäre sinnlos, die jenseitigen Kräfte, die etwa dem Kommunismus, dem Nationalismus und vor allem den klerikalen Parteien innewohnen, leugnen zu wollen oder gewaltsam auf materielle

Grundtendenzen zurückzuführen. Aber es gibt einen Punkt, wo alle andern Tendenzen beiseitetreten, wo sich automatisch die einzelnen Interessentengruppen zusammenfinden. Das ist jedesmal dann der Fall, wenn das Portemonnaie auf dem Spiele steht. Wenn es an den Geldbeutel geht, pfeift man auf die „Weltanschauung". Mit andern Worten: Wohl haben die parlamentarischen Parteien noch andre Interessen, aber in Wirtschaftsfragen gibt es nur wirtschaftliche Interessenten.

Die Angst vor der privatwirtschaftlichen Interessenpolitik muß also nicht davor abschrecken, den Reichswirtschaftsrat in den Sattel zu setzen. Die Bedenken, die einer allzugroßen Machtfülle eines „ständischen" Parlaments entgegenstehen, sind andrer Art. Einmal ist es die Frage der Auswahl zum Parlament, sodann die Frage der Abstimmung im Parlament. Die Auswahl der Delegierten wird an sich nicht schwerer, wahrscheinlich leichter sein als bei den demokratischen Parlamenten. Die korporative Gliederung in Deutschland ist vollkommen genug, um eine „natürliche Auslese" zu ermöglichen. Daß es dabei nicht ohne Reibungen und Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Verbänden abgeht, hat schon die Auswahl zum ‚Vorläufigen Reichswirtschaftsrat' bewiesen. Der Run der verschiedenen Fach-Gruppen und -Grüppchen hat mit dazu beigetragen, daß man das Sachverständigengremium auf 326 Mitglieder anwachsen ließ. Gewiß ging es bei der Verteilung der Mandate auch nicht ohne persönliche Intrigen ab. So wurde mit etlicher List und Tücke die Delegation Walther Rathenaus verhindert. Im Ganzen ist aber auch schon diesmal die Personenauswahl gelungen.

Die größere Schwierigkeit ist die, in welchem Kraftverhältnis die einzelnen Wirtschaftsgruppen im Reichswirtschaftsrat vertreten sein sollen. Der ‚Vorläufige Reichswirtschaftsrat' setzt sich, nach einem ziemlich willkürlichen Schlüssel, aus 68 Vertretern der Land- und Forstwirtschaft, 6 Vertretern der Gärtnerei und Fischerei, 68 Vertretern der Industrie, 44 des Handels, der Banken und des Versicherungswesens, 34 Delegierten des Verkehrs und der öffentlichen Unternehmungen und 36 des Handwerks zusammen, wobei immer je die Hälfte Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind. Dazu kommen 30 Vertreter der „Verbraucherschaft", die von Konsumvereinen, vom Städtetag und ähnlichen Organisationen bestimmt werden, 16 Angehörige der Beamtenschaft und der freien Berufe, 12 Vertreter des Reichsrats — damit dem deutschen Partikularismus Genüge geschieht — und schließlich 12 volkswirtschaftlich verdiente Persönlichkeiten, die die Reichsregierung nach freiem Ermessen beruft.

Die Zahlen erhalten natürlich erst dann eine wirkliche Bedeutung, wenn man dem Reichswirtschaftsrat mehr als konsultative Rechte einräumen will. Einstweilen kommt es nicht so genau darauf an, wieviel Namen unter einem „Mehrheits-", wieviel unter einem „Minderheits-Gutachten" stehen. Das wird sich ändern, sobald von den zahlenmäßigen Ergebnissen einer Abstimmung die Entscheidung über Gesetzesvorlagen abhängig gemacht wird. Die demokratische Methode, daß die absolute Majorität und nur in bestimmten Fällen eine qualifizierte Mehrheit „Recht behält", ist keineswegs so selbstverständlich, wie sie uns heute erscheint. Weder die Antike noch das frühe Mittelalter haben diese Art der

Entscheidung gekannt. Ob und wieweit sie logisch ist, bleibe hier unerörtert. Sie ist eine sehr rohe Art des Pazifismus: man konzediert der Majorität auf friedliche Weise, daß sie auch die stärkere Partei ist.

In einem nicht aus demokratischer Kopfwahl hervorgegangenen Parlament mag sie noch unlogischer sein; aber man wird auf sie nicht ganz verzichten können. Daß auf wirtschaftlichem Gebiet nicht immer eine Abstimmung nötig ist, daß in kleinem Kreise auch ohne „Auszählung“ sehr oft ein Ausgleich der Interessengegensätze erreicht werden kann, hat die bisherige Arbeit des Reichswirtschaftsrats schon erwiesen. Seltener als auf volkswirtschaftlichem ist das auf sozialpolitischem Gebiet gelungen, wo sich fast nie Arbeitgeber und Arbeitnehmer friedlich zusammenfanden. So wenig wie bei den Schieds- und Einigungsämtern möglich gewesen ist, nach dem alten System Mundella Arbeitsstreitigkeiten ohne Abstimmung auf dem Verhandlungswege „durch die Kraft der innern Gründe“ zu schlichten, und fast überall zu dem System Kettle, zu dem Schiedsgericht mit „unparteiischem“ Vorsitzenden, übergegangen werden mußte, so wird auch auf legislativem Gebiete eine Instanz, deren Machtwort entscheidet, notwendig sein. Diese Instanz könnte entweder, subsidiär, das demokratische Parlament sein oder, zweckmäßiger noch, ein Ausschuß des Kopfwahlparlaments, der organisch mit dem Ständeparlament in Verbindung steht.

Denn der Reichswirtschaftsrat wird erst dann existenzberechtigt sein, wenn er nicht, wie jetzt, die parlamentarische Maschine kompliziert und den Gang der Geschäfte aufhält, sondern als tätiges Glied des Staatsorganismus selbstentscheidend Gesetzesarbeit leistet. Dazu ist notwendig, daß man ihm das Recht zuerteilt, wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe definitiv zu verabschieden oder doch als erste Instanz zu entscheiden, sodaß der Reichstag nur hinzugezogen zu werden braucht, wenn etwa ein Drittel der Mitglieder des Reichswirtschaftsrats es verlangt.

Die Dezentralisation der gesetzgeberischen Arbeit würde, wenn man dem Reichswirtschaftsrat derartige Rechte einräumt, wahrscheinlich nicht auf das Gebiet der Wirtschaft beschränkt bleiben. Es ließe sich sehr wohl denken, daß als Gegenstück zum Reichswirtschaftsrat ein Reichskulturrat geschaffen wird, dem nicht nur die Begutachtung, sondern ebenfalls die Entscheidung über kulturpolitische Gesetzesvorlagen zusteht. So würde man zu einer Dreiteilung der Parlamente und, was wichtiger ist, der parlamentarischen Arbeit kommen, wie sie gelegentlich schon der ehemalige Reichsinnenminister Koch angeregt, und wie sie ähnlich, mit viel unnötigem Brimborium, Rudolf Steiner gefordert hat.

Daß die nächste politische Entwicklung in der Richtung zum „Ständestaat“ liegt, daß die effektive Macht der großen Berufs- und Wirtschaftsverbände allmählich auch im staatlichen Leben zum Ausdruck kommen wird, erscheint heute schon zweifellos. In den verschiedensten Formen ringt die neue „Stände-Idee“ sich durch: im russischen Räte-System, im englischen Gildensozialismus, in der Idee der Steuergemeinschaften, die notwendig auch eine öffentlich-rechtliche korporative Zusammenfassung der einzelnen Gewerbe zur Voraussetzung hat. Grade die finanziellen Verpflichtungen, die Deutschland der Entente gegenüber zu erfüllen hat, werden die politische

Bedeutung der großen Wirtschaftskorporationen stärken, und wie einst das alte Ständeparlament dadurch hochgekommen ist, daß die Fürsten Geld brauchten und dafür einen Teil ihrer Macht hergeben mußten, so gerät auch jetzt der verarmte Staat in Abhängigkeit von den potenten Wirtschaftskreisen. Man mag diese Entwicklung bedauern und mag sie bekämpfen — man wird sie nicht aufhalten können. Und es ist immer noch besser, die neuen Kräfte in legitime Bahnen zu lenken, als sie in der Form der illegitimen Nebenregierung eines ohnmächtigen Staates zu dulden.

---

# Bayern von Ernst Niekisch

6.

Für das separatistische Programm läßt sich nur arbeiten, wenn hinter den Separationspolitikern eine bewaffnete Macht steht. Der aktive und passive Widerstand gegen Reichsmaßnahmen, die ihrer innern Natur nach die Separationspläne vereiteln müßten, kann auf die Dauer nur dann erfolgreich gewagt werden, wenn Mittel zur Verfügung stehen, durch die das Reich einzuschüchtern ist.

Die bayrischen Separationspolitiker schufen sich ihre bewaffnete Macht. Diese Macht war in ihrer Hand und für ihre Zwecke von vorn herein zuverlässiger, als alle Machtmittel es sind, auf die die republikanische Reichsgewalt sich stützen muß. Es ist schon bemerkt worden, daß die bayrische Reichswehr großenteils wittelsbachisch gesinnt ist; sie ist Wehr des Reiches nicht in dem Sinne, daß sie den Reichsgedanken auch in Bayern schirmt, sondern vielmehr in dem entgegengesetzten Sinne, daß sie dem Reiche verwehrt, seinen verfassungsmäßigen Einfluß auch in Bayern zur Geltung zu bringen. Nicht anders ist die bayrische Landespolizei einzuschätzen. Die bayrische Einwohnerwehr war ganz und gar ein Instrument, dessen Spitze sich gegen das Reich kehrte. Die Organisationen Oberland, Consul, Reichsfahne, Bayern und Reich (zum Teil Nachfolgeorganisationen der Einwohnerwehr), die Sturmtrupps der Nationalsozialisten dienen reichsfeindlichen monarchistischen Bestrebungen. Oberland ist seit Herbst 1921 auf Rupprecht vereidigt. Neben diesen straffen Waffenorganisationen stehen Verbände loserer Art. In den Kriegervereinen ist man bereit, die Waffen, die in bayrischen Dörfern, Klöstern und Schlössern versteckt liegen, zu gebrauchen, wenn der König ruft und der Geistliche von der Kanzel herab die Losung gibt. Die Regimentsfeiern waren in Bayern mehr als sonstwo Kontrollversammlungen. Bei keiner dieser Feiern fehlten die Wittelsbacher; sie wurden mit königlichem Gepränge empfangen und nach monarchischem Zeremoniell behandelt. Der Tag des 1. Bayrischen Infanterieregiments in München, der Anfang Juni 1922 stattfand, und an dem sich außer den Wittelsbachern und dem General Möhl noch mehrere Minister beteiligten, war nach der freudig ausgesprochenen Feststellung der ‚Bayrischen Staatszeitung' ein „bedeutsames Bekenntnis . . . zum angestammten Herrscherhaus". Bei diesen Feiern wurde „kriegerischer Geist" gepflegt, gegen das Reich geschürt und für bayrische Sonderpolitik geworben. In die „Kameraden" wurde die

Hoffnung gesetzt, daß sie in die alten Garnisonplätze eilen würden, auch dann, wenn nicht zur Feier, sondern zum Waffengang gegen das Reich für die „bayrische Eigenart" aufgerufen werde.

Mit gutem politischen Instinkt wird in Bayern erfaßt, daß in diesen Organisationen und Waffenbrüderschaften allein die Möglichkeit wurzelt, die abwegige Politik beizubehalten, auf die man sich seit Kahr festgelegt hat. Daher krampft sich Bayern mit heftigster Zähigkeit an diese Einrichtungen. Es löst sie nicht auf, verbietet sie nicht; im Gegenteil: es beschüzt und fördert sie in jeder Weise. Zwischen den Organisationen und dem Verwaltungsapparat wurden die innigsten Zusammenhänge hergestellt. Beamte traten als Mitglieder in die Organisationen ein; Organisationsmitglieder hinwiederum wurden vor allem im Polizeidienst angestellt. Die politische Polizei Münchens zählt heute noch in ihrem Beamtenapparat viele Angehörige solcher Organisationen. Hohe Regierungsbeamte wurden ganz ausgesprochene Protektoren dieser Waffenverbände. So wurde unmöglich, durch irgendein Reichsgesetz den Organisationen beizukommen; die Vollzugsbeamten, die teilweise selbst den Organisationen angehörten, rührten keine Hand gegen sie. Unter dem Polizeipräsidenten Pöhner hatte sich diese Gesetzessabotage zum öffentlichen Skandal entwickelt; unter dessen Nachfolger Nortz trat keine Aenderung ein.

Wo sich ein tapferer Mann fand, der den Kampf gegen die verbrecherischen Organisationen nicht scheute, wurde er unschädlich gemacht. Von Fechenbach wird hier noch einmal ausführlich zu reden sein. Gareis wurde ermordet, weil er die Schleier der Geheimnisse lüpfte; mit Bestimmtheit kann gesagt werden, daß der Mörder niemals entdeckt werden wird, solange bayrische Beamte mit dem Untersuchungsverfahren betraut sind. Zu der Mordwaffe wurde auch Denen gegenüber gegriffen, von denen Verrat zu fürchten war. Das Dienstmädchen im Forstenrieder Park, der Kellner Hartung von Zusmarshausen, der von namentlich bekannten, gerichtlich aber unverfolgten ehemaligen Einwohnerwehrmännern getötet worden ist, waren solche Opfer. Der Reichswehrsoldat Dobner war bestimmt, ein gleiches Opfer zu werden; mit Mühe entging er den Nachstellungen; Gerichte und Polizei übten jede denkbare Rechtsbeugung, um Dobner den Mund zu schließen. Er wurde als Sohn böhmischer Eltern in die Tschechoslowakei ausgewiesen. Andre Wissende, denen man mißtraute, wurden vor Volksgerichte gestellt; in geheimer Verhandlung wurden sie, damit sie stumm seien, zu vieljährigen Zuchthausstrafen wegen „Landesverrats" oder „Verrats militärischer Geheimnisse" verurteilt. Der Ausnahmezustand, der bis zum September 1921 bestand, wurde rücksichtslos gehandhabt, um Sozialisten und Republikaner zu unterdrücken, Monarchisten und Reichsverräter — zum Beispiel die Kappisten — den Zugriffen des Reiches zu entziehen, das verbrecherische Treiben der Separatisten und bewaffneten Organisationen zu verschleiern. Während die Reichsverderber ihre gefährlichen Pläne schmiedeten und verbreiteten, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit durch die Behörden ebenso sehr wie durch die feile Presse auf harmlose Kommunisten gelenkt, die da und dort etliche unbedachtsame Worte gesprochen haben

mochten; aus solchen Worten wurde das Dasein von „roten Armeen“ und die Gefahr „bolschewistischer Aktionen“ mit phantastischer Unverfrorenheit „erschlossen“; mit der solcherart konstruierten „roten Gefahr“ wurde alsdann die Notwendigkeit fortdauernden Ausnahmezustandes begründet. Unvergessen ist noch das „Niederschönenfelder Komplott“. Als man keine zulänglichen Gründe für die Beibehaltung der Einwohnerwehr mehr dem Reiche anzugeben wußte, entdeckte plötzlich der Justizminister Müller-Meiningen in der Festungshaftanstalt Niederschönenfeld eine Verschwörung. In alle Welt wurde hinaustrompetet, daß der bayrische Staat nahezu umgestürzt worden sei durch Gefangene, die gequält und seelisch zermartert hinter dicken Gefängnismauern, dreifachen Drahtverhauen, hohen Bretterwänden und dreifachen Postenketten saßen, hilflos und ohnmächtig und von aller Verbindung mit der Außenwelt roh und ungesetzmäßig abgeschnitten.

(Fortsetzung folgt)

## Wulle und die Kommunisten von Konrad Seiffert

Sinds die Juden, geh zu Wulle! Ich ging hin. Eigentlich sollte es eine Versammlung sein, in der Wulle über das Thema: ‚Wollen wir untergehen?‘ sprechen und über die Ziele der Deutschvölkischen Freiheitspartei Aufschluß geben wollte. Aber zuerst kam es anders.

Der deutschvölkische Versammlungsleiter machte große Augen, als anstatt der erwarteten deutschvölkischen Helden-Jünglinge und -Jungfrauen die Kommunisten geschlossen anrückten und den Saal bis zum letzten Platz füllten. Scheu im Winkel, wulletreu, standen die starken Helden.

Der Versammlungsleiter hatte Angst. Er eröffnete die Versammlung und sagte, daß er keine Angst habe, und draußen stünde die Schupo, und es hätte ja keinen Zweck, sich die Köpfe blutig zu schlagen.

Dann wollte Wulle anfangen, aber er konnte nicht. Der Leiter der kommunistischen Aktion redete dazwischen und verlangte für einen kommunistischen Gegenreferenten eine genau so lange Redezeit wie für Wulle. Verweigere man diese, so sei nicht daran zu denken, daß Wulle zum Reden komme, trotz Schupo und Helden mit Schlagring und Gummiknüppel. „Denn wir sind hier die Mehrheit. Und wir sind für die Diktatur der Mehrheit!“ Wulle beugte sich und begann.

Er sprach zuerst von den Berührungspunkten, die er und seine Schar mit den Kommunisten habe, von der Abneigung gegen den Parlamentarismus, die Demokratie und den Pazifismus, von der Verlegung der Aktion auf die Straße, von der Errichtung der Diktatur, vom Zusammengehen mit den Kommunisten hin und wieder im Reichstag. Dann nahm er sich die 2. Internationale vor. Von ihr sei nichts zu erwarten. 1914 hätten die in sie gesetzten Hoffnungen getrogen, die Ruhrbesetzung habe sie nicht aufhalten können, und in Zukunft werde sie noch mehr zur Ohnmacht verdammt sein. Auch die Moskauer Internationale griff er an. Aber mit Glacéhandschuhen. Auch mit ihr sei nicht viel los; immerhin werde sie in Zukunft einen Machtfaktor darstellen. Was zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern stehe, sei

Schwamm und werde zerrieben werden. Das habe ihm auch mal ein Kommunistenführer gesagt.

Als Wulle bei den Juden angelangt war, gab es einen Zwischenfall. Der deutschvölkische Sturmtrupp, der sich schützend hinter den Vorstandstisch gestellt hatte, bekam Verstärkung. Die Kommunisten tobten beim Anblick der hakenkreuzbehängten Jünglinge los, stürmten die Bühne und erledigten die Kämpfer für die neue deutsche Freiheit. Erbeutet wurde: ein Schlagring, ein Dolch. Die Geschlagenen wurden in einer Saalecke interniert.

Wulle stand mit hochrotem Gesicht da, steckte die Hände in die Westentaschen, hielt sie dann auf dem Bauch eine Weile zusammengefaltet still, trank sein Bier aus und blickte gottergeben zu der Saalecke hoch, bis die Kommunisten in ihre Ausfallstellungen zurückgingen.

Dann kamen die Juden ran. Die goldene Internationale.

Ich hatte von Wulle eigentlich was andres erwartet. Ich hatte geglaubt, Wulle würde wie Knüppel-Kunze gegen die Juden losziehen. Das tat er nicht. Kunze ist schlau, Wulle ist schlauer. Kunze sagt immer: „Die Juden sind an Allem schuld!" Wulle sagt das höchstens im engen Kreise seiner Getreuen, wo er vor Widerspruch und Angriff sicher ist. Wulle gab erst einmal gewissermaßen einen historischen Ueberblick über den Antisemitismus. Aegypter, Griechen, Römer traten als Zeugen auf. Cicero und andre verflossene Zeitgenossen wurden zitiert. Immer schon sei der Jude ein schädlicher Fremdkörper innerhalb der Völker gewesen. „Und auch Sie, deutsche Volksgenossen, die Sie Kommunisten sind, wissen das, und wagen es nur nicht offen auszusprechen, weil Sie fürchten, Ihre Meinung als Ketzerei betrachtet zu sehen. Ich aber rede so, wie ich denke. Und wenn Sie mir vielleicht heute abend, wo Sie mich das erste Mal meine Ideen vertreten hören, noch nicht in allen Punkten zustimmen werden oder zustimmen können, so müssen Sie doch zugeben, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der auch Das ausspricht, was er denkt." Der einzelne Jude ist Wulle gleichgültig. Sagt er. Aber das jüdische Bank- und Börsenkapital, die jüdische goldene Internationale müsse mit allen Mitteln bekämpft werden. Die Warburg und Jakob Schiff in New York, die 300 Männer des Walther Rathenau: das seien die Leiter dieser Internationale, die Deutschland versklavt habe. Für die Mehrung der Macht dieser Leute werden Kriege geführt, Millionen hingeschlachtet, Völker ihrer Freiheit beraubt und zu Sklaven herabgewürdigt. Retten könne uns nur die Besinnung auf unsre völkische Eigenart. Die Geschichte lehre, daß nur die Völker den Platz an der Sonne behaupten, denen ihre völkische Freiheit über Alles gehe. Ueber wirtschaftliche Momente, die heute, besonders unter dem Einfluß des Marxismus, maßlos überschätzt würden, sei das rein Politische zu stellen.

Pogrome verwirft Wulle. „Sie führen zu nichts." Sagt er. Dagegen sei als Grundstein der neuen deutschen Freiheit unbedingt notwendig: das Zusammenstehen aller deutschen Volksgenossen, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer gegen das jüdische Bank- und Börsenkapital, die Beseitigung des Klassenkampfgedankens, das Vertrauen auf die eigne und nicht auf fremde Kraft (gegen den Klassenkampf sprach Wulle sehr ausführlich; über die Steuermoral der Besitzenden sagte er kein Wort).

Dann kam Wulles Gegenredner, ein sehr junger Kommunist. „In Versammlungen, wo die Deutschvölkischen und die ihnen Gleichgesinnten nicht in der Minderheit sind, redet Wulle ganz anders; da spricht er nicht von dem, was er mit uns gemein hat. Sein Kollege Hitler in München redet auch ganz andre Töne, und Wulle würde in Berlin genau so reden, wenn wir nicht da wären. Wulle betrachtet uns heute schon als eine Macht. In aller Kürze werden wir eine Macht sein. Und dann werden wir das nachholen, was die sogenannte demokratische Republik bis jetzt versäumt hat."

Wulle hatte sich in seiner Rede wiederholt seiner Kenntnisse der historischen Geschehnisse gerühmt. Aber der junge Kommunist sagte ihm, daß er ein sehr schlechter Historiker sei. Auch zur Zeit Ciceros seien alle Kämpfe Klassenkämpfe gewesen. Auch jetzt seien alle Kämpfe Klassenkämpfe. Und dann habe Wulle gar keine Ahnung von den einfachsten Grundtatsachen der Volkswirtschaft. Jeder Metalldreher wisse, daß er im Betrieb ausgebeutet werde; daß er im Betrieb um sein Leben betrogen werde; daß der Betrieb ihn zum Sklaven mache; daß der Herr des Betriebes, der Industrielle, ihm seine Existenzmöglichkeit absichtlich vermindere. Der Kampf der Arbeiterklasse sei ein Kampf gegen die Klasse der Kapitalisten. Ob deren Kapital Bank- und Börsenkapital oder Industriekapital darstelle, sei gleichgültig. Ebenso sei gleichgültig, ob der Kapitalist Jude oder Christ oder Mohamedaner sei. Ueber diese platten Selbstverständlichkeiten sei jeder Arbeiter orientiert. Herr Wulle sei kein ehrlicher Mann, wenn er erzähle, daß die jüdische goldene Internationale allein es sei, die den Arbeiter ausbeute. Denn er wisse ganz gut, daß ein Kapitalist ein Kapitalist und Ausbeuter ist, ganz gleich, ob er Fabrikbesitzer oder Bankier sei, ob er Stinnes oder Veilchenbaum heiße.

Die Versammlung war einberufen worden, damit Wulle Gelegenheit hätte, über die Ziele der Deutschvölkischen Freiheitspartei zu sprechen. Wulle sprach nicht davon. Er legte kein Programm vor. Weil er keins hatte? Aber der Kommunist rückte mit dem „Programm" seiner Partei an.

Dann sollte Wulle das Schlußwort sprechen. Aber er konnte nicht. Der Leiter der kommunistischen Aktion meldete sich wieder zur Geschäftsordnung und verlangte, daß Wulle das Schlußwort entzogen werde, denn etwas Wesentliches werde er kaum noch zu sagen haben. Als der Versammlungsleiter von Hausrecht und von Vergewaltigung redete, willigte der Kommunist sogar in eine Abstimmung ein, damit auch ja die sogenannten parlamentarischen Formen gewahrt würden. Und als die Mehrheit für Schluß der Versammlung stimmte und mit dem Gesang der Internationale begann, lief des warmgewordenen Herrn Wulle rotes Gesicht noch röter an. Und jedes Mal, wenn er versuchte, doch zu sprechen, begann eine neue Strophe der Internationale, noch lauter als die vorherige. Und als das Lied zu Ende war, da fing es wieder von vorne an. Bis nahezu um Mitternacht.

Dann marschierten die Kommunisten geschlossen ab.

Wulle blieb.

Scheu im Winkel stand die Schupo.

*

Inzwischen hat Severing mal „energisch durchgegriffen“. Die Deutschvölkische Freiheitspartei ist „aufgelöst“ worden, weil sie eine staatsgefährliche Geheimorganisation auf militärischer Grundlage ist, was aber von Wulle, Henning und v. Graefe bestritten wird.

Wer Wulle kennt und wer — gar nicht als Kommunist, sondern nur, gleich mir, als Mitglied der V.S.P.D. — die Versammlungen der Ortsgruppen seiner Partei in letzter Zeit besucht und die deutschvölkischen Redner gehört hat, wie sie sich mit den Kommunisten auseinandersetzten oder um sie warben, der weiß, wozu Wulle fähig ist.

Hoffentlich hat Severing Erfolg. Denn „nur der Erfolg entscheidet!“ Sagt Noske.

# Unbekannter Brief von Mahler



An Siegfried Lipiner

Lieber Siegfried!

Heute muß ich mich einmal hinsetzen, um Dir für Deinen herrlichen, tief erschütternden Hippolyt zu danken. Eben das Bewußtsein, wie ungenügend alle Worte für so etwas sind, und die tiefste Empfindung, daß einem solchen Ereignis gegenüber das Verstummen die einzige Sprache ist, ließ mich so lange zögern. Aber ich weiß es wieder nur zu gut, daß ein voller Widerhall aus dem Herzen des Empfangenden dem Schaffenden ein Bedürfnis, und daß ich Dir es sagen muß, um von Dir nicht mißverstanden zu werden. Viel habe ich Dich noch zu fragen — vielleicht werde ich mir manches noch selbst beantworten. (Denn ich lese und lebe noch immer drin — Gott sei Dank, der heurige Sommer hat mir einen solchen Halt gegeben, daß ich jetzt nicht ganz in dem unseligen Theaterstrudel untertauche.) Nur eins will ich Dir berichten: Im zweiten Akt war ich von der Motivierung des Endes der Phädra bei der ersten Lesung etwas befremdet. Mir kam es wie eine Abschwächung des naiven Mythos vor, ungefähr wie ich es bei den Argonauten von Grillparzer immer empfinde. Es schien mir, als wäre diese „Milderung“ der anscheinend brutalen Lösung sentimental (im Schillerschen Sinn). Aber ich griff zu Deiner probaten Methode, dumm zu werden vor einem Kunstwerk, und ging ein-, zweimal ohne alle Voraussetzung daran, und nun begriff ich Dich sofort — ja, ich könnte mir jetzt eine andre Lösung nicht mehr vorstellen. Also, diese Frage habe ich mir selbst beantworten können.

Eins ist mir wieder groß aufgegangen in dieser Art: ein neuer tiefer Zusammenhang Deines Schaffens mit Deinem musikalischen Wesen. Ich begreife immer mehr manche halb humoristischen Bemerkungen von Dir, wenn Du mit den Göttern grollst, daß sie Dir keine Musik gegeben. Mein lieber Siegfried: Du musizierst ja! Dich wird nie Jemand besser verstehen können als ein Musiker, und ich kann wohl speziell hinzufügen, als ich! Es ist mir manchmal gradezu lächerlich zu Mut, wie verwandt meine „Musik“ der Deinen ist. Besonders im Adam, den ich auch immer mehr und mehr in mich aufnehme, ist es mir klar geworden. Noch von einem Bedenken muß ich Dir beichten (aber auch das schwindet schon, nachdem ich die „Voraussetzung“ über Bord geworfen) — mehr technischer Natur. Der Priester, der so ein individuelles Gepräge hat, schien mir so eine Art „Vertrauter“ des alten Dramas. Da bin ich wohl auch etwas

durch Ibsen und die andern modernen Herren demoralisiert. Ob sich das nicht hätte vermeiden lassen, weiß ich nicht. Es hat immer etwas Absichtliches, wenn eine Figur sich hinstellt, um etwas auszusprechen, was zur Entwicklung gehört. Was sagst Du dazu? Schimpfen? Aber ich denke es mir nur ähnlich wie bei der Natürlichen Tochter von Goethe. Wenn man da statt so eines Gattungsnamens einen persönlichen hinsetzt, so sieht es gleich anders aus. Aber immerhin möchte ich Deine Ansicht darüber wissen. Wann kommst Du übrigens wieder? Ich habe schon sehr das Bedürfnis, Dich zu sprechen. Ad vocem „Adam"! Ich habe immer die Empfindung, als ob das vierte Drama Deines Christums die Barriere wäre, über die es Dir zunächst so schwer ist hinüberzuspringen! Mir geht es auch oft so — der vierte Satz oder auch ein andrer will keine Gestalt gewinnen, und wenn ich mich entschließe, einfach die andern vorerst fertig zu machen, so kommt sehr oft zum Schluß der „Rechenfehler" heraus, und ich finde dann den toten Punkt. Immer liegt es daran, daß in der Entwicklung von diesem Punkt an ein falscher Weg eingeschlagen wurde. Wenn dann die drei fertigen Sätze vor mir stehen, so hat sich alles so geklärt, daß ich wie von selbst mit logischer Konsequenz den richtigen Pfad aus der Wirrnis entdeckte.

Ich denke immer: Könntest Du nicht, ohne Rücksicht auf den vierten Abend, die Magdalena und den Juden machen? Mein Gott, wenn ich bedenke, was da der Menschheit geschenkt wird! Der „Adam" steht da wie ein Haus (ein Wort Beethovens vom ‚Freischütz'), und wenn auch nichts mehr dazu kommt, so gehört es zu den schönsten Besitztümern der Welt. Aber freilich, wenn man ihn im Hinblick auf das Kommende liest, so wächst er noch riesenhaft hinauf! Mindestens die Magdalena schreibe einmal auf. Ich bitte Dich, setze einen Fuß nach dem andern auf den Boden — nur so kommst Du weiter — ich erfahre das, bei jeder mühsamen Bergpartie. Sehe ich, ermüdet, zum Gipfel hinauf, so schwindet meine Kraft und Mut; da lasse ich dann den Gipfel wo er ist, und schreite einen Schritt nach dem andern und bin endlich am Ziele. Immer glaube ich: das vierte Drama, das so schwer endgültig zu fassen und zu gestalten ist — über das kommst Du schwer hinweg! Einfach die Magdalena hinschreiben — und später den Judas, und dann wird der Johannes klar vor Deinen Augen stehen! Auch das ist mir passiert, daß ich plötzlich darauf gekommen, daß so ein letzter Satz jenseits des Werkes ist. In einem Bilde könnte ich es deutlich sagen: oft befindet man sich in einem großen Saal, an dessen Ende ein Spiegel steht: man mißversteht die ganze Form — erst wenn man an die Grenze kommt, merkt man, daß man vom Spiegel irregeführt, das Ziel falsch gesetzt. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich gemacht habe.

Und nun viele herzliche Grüße, mein lieber Siegfried. Den ganzen Tag klingt heute der tief ergreifende Schluß des dritten Aktes mir nach! (Heute früh habe ich ihn grade gelesen.) Bitte, sag der Clementine, ich möchte den Hippolytos noch behalten; ich geb ihr ihn zurück, wenn sie wieder kommt.

Dieser herrliche Schluß! Bis jetzt habe ich nicht gewußt, daß man so etwas auch in Worten ausdrücken kann. Eine Zeile wendest Du noch an mich, wie es Dir geht. Und wann Du kommst.

Grüße auch vielmals die Clementine. Richtig: mit meiner Vierten bin ich also fertig. Und im Winter mache ich die Reinschrift.

Herzlich Dein

19. August 1900

Gustav

# John Gabriel Borkman

Wieder erhofft man die alte Verzauberung, der man vor fünfundzwanzig und noch vor fünfzehn Jahren erlag. Es stimmt ja doch nicht, daß man snobhaft auf neue Sensationen erpicht ist, abwechslungssüchtig Götterdämmerungen inszeniert, der Mode vorauszujagen und braven Bürgern ihre Kunstfreuden zu verekeln trachtet. Shakespeare hält sich und Goethe und Mozart und Kleist; und Hauptmann kommt man von Jahr zu Jahr näher. Dem Ibsen aber entgleitet man und fragt sich selbstquälerisch, warum. Also warum erfüllt der zweite Teil dieses Wintermärchens nicht, was der erste verspricht? Der kranke Wolf hat seinen Käfig verlassen und drückt sich im Erdgeschoß herum — ein einzigartiger Fall bei Ibsen, daß er einen Akt hindurch nicht gewußt hat, wie seine Hauptgestalt schicklich beschäftigen. Währenddessen kämpfen die drei Frauen um Erhard. Der Einfall der Entführerin, Frida Foldel zur Reserve auf ihren Schlitten zu packen, sollte wohl diabolisch sein: er entwaffnet durch seine Naivität. Und jetzt schleicht der vierte Akt heran, und ich forsche weiter nach dem Grundschaden dieses Dramas, der ja doch unbedingt vorhanden ist, da mein Anteil immer mehr abnimmt (es sei denn, daß ich als Literarhistoriker in Borkman die Vorstufe zum Rubek, in Ella Rentheim die Vorstufe zur Irene studierte). Es ist schwerlich der billige Symbolismus. Das Unwetter des Lebens, die tötende Kälte, der überfahrende Schlitten: nun gut, das sind keine Kostbarkeiten; aber trotz ihnen könnte man aufgewühlt sein. Wo, zum Teufel, steckt das Hindernis? In der Phantasielosigkeit, die einen Phantasten zu formen versucht hat — und eben nicht zu formen vermocht hat. Was bestimmt mich, an Borkmans Größe zu glauben? Nichts, gar nichts. Nicht einmal errechnet ist sie: sie wird unterstellt. Er allein dünkt sich einen Napoleon, der in seiner ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wurde: aber er ist ein John Gabriel Mosse, der gern Scherl und Ullstein auch noch geworden wäre, um euch die Hand über die ganze Erde mit sämtlichen Inseraten zu haben, und da's ihm nicht schnell genug ging, einfach lange Finger gemacht hat. Der Bergmannssohn hört die Erzadern singen? Wir müßten das mithören; wie wir den Wildenten-Boden der Ekdals mit unsres Geistes Aug leibhaft erblicken. Von welcher Kraft eines Dichters hängt ab, ob wir dergleichen erblicken und hören? Wo mir recht ist: von keiner sonst als der Sprachkraft. In ‚John Gabriel Borkman' ist Ibsens Sprachkraft erloschen, wofern sie jemals erreicht hätte, die Vision eines Menschen zu übertragen, für den unser Planet nur ein riesenhaftes Goldbergwerk ist. Nicht als ob dazu rollende Phrasen, prächtige Tiraden taugten; sie am wenigsten. Aber man horche den stumpfen Vokabeln John Gabriel Borkmans ab, was sie von ihm selber verraten. Dann hat man den Mann am Schluß des zweiten Aktes ergründet: als einen unternehmungslustigern Hjalmar, der Pech gehabt hat, und mit dem wir das Pech haben, daß sein Schöpfer ihn nicht als Hjalmar geplant hat.

Wie, fragte ich nach diesem Befund vor sechs Jahren: wenn John Gabriel Borkman im Grunde eine Traumexistenz führt, ein Schattendasein, aus Lüge und Größenwahn dämmerig und stickig zusammengesetzt — wie, wenn man da einmal das Drama nicht halb deklamatorisch, halb naturalistisch, sondern einheitlich maeterlinckisch spielte? Nicht als Danse macabre, sondern als Marche funèbre. Bleich, schwermütig, schlurfend, stöhnend entrückt, nach der Weise der ‚Gespenstersonate', aber doch wieder, selbstverständlich, auf eine andre Weise, die zu ersinnen Regisseurs Sache wäre. Sache des Regisseurs Berthold Viertel ist ein Theater, das aus einer absoluten Einbildungskraft stammt, aus der Sprache, wie sein Meister Karl Kraus sagen würde, aus dem reinen Geiste, mag es der Erd-Geist einer Landschaft oder der Himmels-Geist einer Botschaft sein. Eine Skepsis ist ihm so teuer wie eine Ethik, ein Polterelf so lieb wie der Genius der Freiheit. Strenge, karge Zucht, der schmerzenreichsten Entsagung abgerungen, ist ihm ebenso willkommen wie die lockerste Unzucht, wofern sie von nackter Schönheit wetterleuchtet. Aber ohne die höhere Wahrheit und Klarheit, welche die Bühne vom Leben zu trennen hat, ohne eine diktatorische Ueberlegenheit des Spiels ist ihm Theater öde und leer. Und so greift und packt und springt er nun den ‚John Gabriel Borkman' an. Als Dramaturg tilgt er den Hotelmeldezettelunfug des Genauigkeitkrämers Ibsen, beseitigt er all die pedantischen Angaben über Herkunft und Fahrt der einzelnen Personen und dringt in das Wesen. Als Regisseur versucht er auf das heilsame Tempo, den rettenden Ton der ersten, geglückten Hälfte auch die zweite zu bringen. Leider macht sein Maler Franz Singer durch eine schematische Schneegegend mit Elevator im vierten Akt schlecht, was er bis dahin gut gemacht hat durch Gunhilds düsteres Zimmer und Borkmans gähnenden Saal — zwei Lokalitäten, aus denen die Figuren, wie Viertel sie im Bilde von Schauspielern dreier Generationen sieht und zu einander stellt, förmlich erwachsen. Hier können Familienmitglieder und Lebensfreunde mit Krallen und Hauern sich gegenseitig in den Eingeweiden wühlen. Aus dieser Hölle rettet sich Lothar Müthels muntere Jugend beschwingt und beschwingend in Fanny Wiltons Betthimmel und läßt das ermordete Liebes- und Eheleben mitsamt dem Mörder allein. Damals vor sechs Jahren erklärte ich Rosa Bertens im voraus für ein Muster, sobald einmal Ibsen vom Wort her inszeniert würde, sobald es mehr darauf ankäme, den Dialog einzuhämmern als in flutenden Alltag umzusetzen. Jetzt, unter Viertels Leitung ist beides da: die brennende Schärfe der Rede und ein zerstörtes Bürgerfrauenschicksal. Vor der Ella Rentheim der Lossen dreht sich einem das Herz im Leibe so schmerzhaft um, daß man immer mit erhobenen Händen abwehren möchte. Und Kortner setzt die Bühne in Flammen. Er rast sich aus. Nicht umsonst trägt er hier einen verfratzten Beethovenkopf: er ist in verschwenderischer Vielfältigkeit des Allegro prestissimo, der Eroika, jedes Andante und der ironischen Variationen fähig — pathologischer Verbrecher und verträumter Bergmannssohn, höhnender Faun und blutender Dämon. Er sei bedankt.

# Der Sohn von Alfred Polgar

Dieses Drama hat literar-historische Bedeutung. Es steht am Anfang einer ganzen Reihe von Theaterstücken, in denen die Söhne Abrechnung mit den Vätern halten. Mit ihm begann die große Hausse in Oedipuskomplexen, die dem dramatischen Geschäft der letzten Jahre das Gepräge gab. Wegen einer gewissen Aehnlichkeit des ‚Sohns‘ mit den ‚Räubern‘ — in tyrannos, Libertiner, Freiheit, hymnischer Ueberschwang, Knirsch-Ekstasen und Weltbrandstiftung einer Feuerseele — nennt man in Berlin den Dichter des ‚Sohns‘ gern: Hasenschiller. Seinem Stück kommt auch eine andre geschichtliche Bedeutung zu als die des frühesten Sturms gegen die Bastille der Vaterschaft. Es bekannte sich als eines der ersten zu jener Technik, für die man den Spitznamen „expressionistisch“ erfunden hat. Die Figuren tragen das Eingeweide außen, predigen gern über den tiefen Text ihrer Seele und bedienen sich nach freiem Ermessen aller Privilegien sowohl der Wesenhaftigkeit wie der Schemenhaftigkeit. Bei entsprechendem Erhitzungsgrad der Luft gerinnt ihre Prosa zum Vers. Solche Dichtungsart erfordert, wie man weiß, auch ein besonderes Theaterverfahren: Dekorationen, an denen schon das halbe Innenleben der handelnden Personen klebt oder, falls ein solches nicht oder nur okkult vorhanden, schwarze Samtvorhänge.

Von den lyrischen Schönheiten des Stücks hat die Zeit nichts abnagen können. Hingegen sieht seine Gedanklichkeit schon ziemlich zerfranst aus, und aus der tragischen Inbrunst schlägt das Puerile mächtig vor. Natürlich hält der Zuhörer heute wie ehedem zum Sohn und zu dessen Sache, spürt die Abgrundtiefe der Kluft, die hier mit wildem Griff aufgerissen ist . . . aber er empfindet heute auch sehr stark die Erschwernis, die der Sohn jeder Möglichkeit einer Verständigung mit dem Vater dadurch bereitet, daß er auf dessen exakte Rede immer mit Gedichten antwortet.

Die Neue Wiener Bühne, Regie Siegfried Geyer, hatte ein theatralisches Festmahl zugerichtet. Man merkte das schon an dem vielen Fett, das zur Bereitung des Theaterzettels verwendet worden war. Nicht weniger als vier Darstellern, alle aus Berlin, wurde die Ehrung des Sperrdrucks zuteil.

Der Sohn: Ernst Deutsch. Er hat die Rolle kreiert und spielt sie auch aus dem eben so anmutigen wie pathetischen Handgelenk. Eine fertige, kunstfertige Leistung. Seine starke, schöne Deklamation trifft alle Nägel auf den Kopf, aber den Hörer nicht ins Herz. Solcher Effekt weigert sich einer Rede, die, trotz aller klingenden Hitze, Herkunft aus einem kühlem Grunde nicht verhehlen kann. Das „Fräulein“ der Frau Else Heims ist ein sanftestes Wesen voll krankenschwesterlicher Zartheit und Behutsamkeit. Frau Salmonova verrät mit jedem Wort, das sie spricht, die ausgezeichnete Filmschauspielerin. Der „Vater“ ist Paul Wegener. Er sieht, mit den asiatischen Chiffren in dem strengen Professorengesicht, wirklich aus wie der Götze der Autorität. Was er spricht, ist Mauer, und was er blickt,

Stacheldraht. Alles in diesem alten Burschen, Blut, Gedanke, Empfindung, ist gestockt, dumpfig. Meisterlich, wie er das apoplektische Ende von weit her vorbereitet, wenn er sich mit zwei Fingern ans Herz tippt, wenn er die Wut, die ihm in der Kehle steckt, sachte, sachte, daß sie ihn nicht ersticke, hinunterwürgt. Ich möchte sagen: Man sieht das Schwarz, das ihm vor den Augen wird.

# Worte und Taten von Morus

## Das deutsche Reparationsangebot

Es klingt vielleicht übertrieben, wenn man sagt, daß das Reparationsangebot der deutschen Regierung enttäuscht hat. Denn man konnte von dem Kabinett Cuno-Becker — Herr Dr. Hermes wurde zufällig erst wieder gesund, als die Note endgültig fertiggestellt war — nicht viel Andres erwarten. Immerhin gebührt Herrn Cuno das Verdienst, im Inland wie im Ausland die bescheidensten Erwartungen unterboten zu haben. Die großsprecherische Präambel, in der ganz unnötigerweise mit der Waffe des passiven Widerstandes herumgefuchtelt wird, obwohl England ausdrücklich gewarnt hatte, davon zu sprechen — und eine Seite später das offizielle Bekenntnis zu jenem verhängnisvollsten Artikel des Versailler Vertrages, der den Alliierten eine Generalhypothek auf den gesamten Besitz und alle Einnahmequellen des Deutschen Reichs und der deutschen Länder gibt (und dieses Zugeständnis, nachdem man Tag um Tag gegen die Beschlagnahme von Reichsgut die Protestnotenpresse hatte spielen lassen!); ein „neues Angebot" — und dann der abgedroschene, aller Welt bekannte Bergmannsche Anleiheplan; ein Wolkenkuckucksheim von Krediten, die solch einem Deutschland Niemand gewähren wird — aber keinerlei Angaben über Garantien der deutschen Privatwirtschaft: der Optimismus der Wilhelm-Straße ist wirklich beneidenswert.

Die ungewöhnlich mißlungene Form der Note hat selbst auf den Burgfriedhöfen der Zimmer- und Jerusalemer Straße einiges Unbehagen erregt. Auch in der Politik macht der Ton die Musik, und es ist wahrscheinlich, daß eine geschicktere Form den schlechten Eindruck, den das Angebot selbst im wohlmeinenden, verständigungsbereiten Ausland gemacht hat, etwas abgeschwächt hätte. Aber man glaube doch ja nicht, daß man mit formalen Rechenkünsten die Kernfrage umgehen kann. Auch die alliierten Finanzpolitiker verstehen Zahlen zu lesen, und es hätte nicht der langen Entschuldigungsrede des Herrn Cuno vor den Ministerpräsidenten bedurft, um das Ausland davon in Kenntnis zu setzen, daß Deutschland ein vierjähriges Moratorium verlangt. Sie hätten auch ohne Kommentar erkannt, daß sich die deutsche Privatwirtschaft nicht zur Teilnahme an den Reparationsanleihen verpflichtet und nicht einmal für den Zinsendienst feste Zusagen gemacht hat.

Die Frage, die in Deutschland am meisten interessieren sollte, ist nunmehr die, wer die wirklichen Urheber dieses überklugen Angebots sind. Entspringt der fröhliche Glaube, daß wir mit diesen Vorschlägen uns das Herz oder auch nur das Ohr des Auslands erobern würden, dem Kabinett Cuno, oder konnte Cuno nicht mehr bieten, weil die maßgeblichen Kreise der deutschen Privatwirtschaft und vor allem die Herren vom Reichsverband der deut-

schen Industrie sich etwa weigerten, feste Verpflichtungen zu übernehmen? Sollte etwa Herr Geheimrat Bücher, das geschäftsführende Präsidialmitglied des Reichsverbandes, Herrn Cuno erklärt haben, man hätte es nicht nötig, jetzt allzu präzise Garantien zu stellen, weil ja doch in kurzem Poincaré durch ein Mißtrauensvotum gestürzt werden wird? Und hat dann etwa nachträglich, wie das schon öfters der Fall war, der Reichsverband die Verantwortung für die Folgen eines unzureichenden Angebotes mit der Begründung abgelehnt, die Regierung habe vor Absendung der Note nicht genügend enge Fühlung mit der Industrie genommen?

Das deutsche Volk hat ein dringendes Interesse daran, daß die Vorgeschichte des Angebots möglichst schnell aufgehellt wird. Denn erst wenn es weiß, wer dieses Angebot, das uns in der Welt weit mehr schadet als nützt, auf dem Gewissen hat, kann es die Voraussetzungen für neue, bessere Vorschläge schaffen.

**Havenstein — Stinnes — Flick**

Die Reichsregierung wird, nachdem die von den bürgerlichen Parteien des Reichstags eingebrachte Interpellation anscheinend auf dem Wege zur Wilhelm-Straße verloren gegangen ist, nun vielleicht doch noch auf die „dringliche" Anfrage der Sozialdemokraten über die Gründe des Marksturzes antworten müssen. Es ist nicht zu befürchten, daß bei dieser Gelegenheit von der Regierungstribüne sonderliche Enthüllungen kundgetan werden. Herr Stinnes hat zwar trotz den telephonischen Entschuldigungen, die Herr Havenstein nach seiner dräuenden Philippika glaubte abgeben zu müssen, dem Reichsbankpräsidenten noch nicht verziehen, daß er auch „die ernsten Kreise unsrer Wirtschaft" öffentlich der Devisenhamsterei angeklagt hat. Aber Herr Havenstein wird wahrscheinlich vorziehen, anstelle der „Stützungsaktion" nunmehr die „Versöhnungsaktion" mit dem Großkapital fortzusetzen und nicht noch einmal den Zorn des Assyrerkönigs auf sich zu lenken.

Wenn Herr Stinnes in dem Verdacht steht, durch plötzliche große Devisenkäufe die neue Markkatastrophe ausgelöst zu haben, so muß mit allem Nachdruck betont werden, daß der überraschende Devisenbedarf der Hugo Stinnes G. m. b. H. höchstens den äußern Anlaß zum Zusammenbruch der Stützungsaktion gegeben haben kann, daß die eigentlichen Ursachen aber ausschließlich in der verfehlten Wirtschafts-, Finanz- und Außenpolitik der Regierung zu suchen sind. Daß Herr Stinnes sich die Fehler der Regierung und Reichsbank zunutze machte, ist nach den bisherigen Wirtschaftsaktionen des reichsten Deutschen nicht eben überraschend, und erstaunlich daran ist höchstens, daß dieser so überaus geschickte Kaufmann eine so überaus ungeschickte Preßpolitik treibt. Der Pogromton, in dem die D.A.Z. — obwohl Herr Professor Lensch einstweilen kaltgestellt ist — die Vorwürfe gegen ihren Brotherrn abstritt, wäre auch dann höchst blamabel gewesen, wenn der Angreifer nicht der vornehmste, kenntnisreichste und gewissenhafteste Journalist der deutschen Handelspresse: Herr Oeser von der Frankfurter Zeitung gewesen wäre.

Als Herr Oeser dann sein erdrückendes Material im einzelnen darlegte, wurde es auf der Pressestelle des Herrn Stinnes merkwürdig still. Inzwischen ist von politischen Freunden des Herrn Stinnes vertraulich zugegeben worden, daß er in der Tat kurz vor der Mark-

katastrophe große Devisenkäufe vorgenommen habe, aber selbstverständlich nur zur Befriedigung des nötigsten legitimen Bedarfs und zwar zum Ankauf von Cardiff-Kohle. Für 100 000 Pfund — soviel soll die Hugo Stinnes G. m. b. H. plötzlich an einem Spätnachmittag bei den Großbanken angefordert haben — kann man etwa 60 000 Tonnen englischer Kohle, cif Hamburg, kaufen. Nun liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß ein Konzern wie der Stinnessche so große Bestellungen, etwa 1/25 der gesamten Kohleneinfuhr aus England im Monat März, gemacht und auf ein Mal zu regulieren hat. Aber wir halten Herrn Stinnes für einen so umsichtigen Geschäftsmann, daß es einigermaßen unwahrscheinlich ist, die Hugo Stinnes G. m. b. H. könnte diesen Devisenbedarf übersehen haben und hätte sich die Pfunde plötzlich am Spätnachmittag, nach Schluß der Börse und nach den üblichen Interventionsabgaben der Reichsbank, von den Banken besorgen müssen.

Auf alle Fälle ist erfreulich, daß die momentane Devisenklemme Herrn Stinnes nicht daran behindert hat, sehr bedeutende Geschäfte in Oberschlesien abzuschließen. Was Herrn Bosel, dem reichsten Mann Oesterreichs, und Herrn Weinmann, neben den Brüdern Peczek dem reichsten Mann der Tschechoslowakei, zu teuer war: die Aktienmajorität der Bismarckhütte und der Kattowitzer A.-G. für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb — das hat Hugo Stinnes nunmehr von Friedrich Flick, dem Herrn der Charlottenhütte, übernommen. Ob Stinnes mit dieser Ausdehnung seines Reiches nach Polnisch-Oberschlesien bestimmte Ziele verfolgt, oder ob ihm nur um eine Vergrößerung seines Sachwertbesitzes zu tun ist, ist bisher nicht klar ersichtlich. Jedenfalls bedeutet dieser neueste Ankauf einen beträchtlichen Machtzuwachs des Reiches Stinnesien. Nach französischen Schätzungen, die eher zu niedrig als zu hoch sein dürften, verfügte Stinnes im vorigen Jahr über die Produktion von 18,3 Millionen Tonnen Kohlen, 4,6 Millionen Tonnen Koks, 2,2 Millionen Tonnen Roheisen und 2,6 Millionen Tonnen Stahl. Allein der Besitz der Kattowitzer A.-G. mit ihren 20 000 Arbeitern und Beamten führt ihm weitere Verfügungsgewalt über eine Jahresproduktion von rund 3 Millionen Tonnen Kohle, 34 000 Tonnen Roheisen und 52 000 Tonnen Walzeisen zu. Die Bismarckhütte beschäftigt auf ihren sehr ausgedehnten Betrieben 15 000 Arbeiter. So ist wiederum ein wichtiger Teil der deutschen Montanindustrie in die Hände des Inflationskönigs geraten.

### Das Chester-Abkommen

Während in Deutschland sich begreiflicherweise alle Blicke auf die Ruhr- und Reparationsfrage konzentrieren, ist unten im Orient ein Vertrag zustande gekommen, der wirtschaftlich und politisch von größter Tragweite ist. Man erinnert sich der Kämpfe, die bereits hinter den Kulissen der ersten Lausanner Konferenz um die Oelfelder von Mossul geführt wurden. Amerika hatte, in erster Linie wegen der Petroleumfrage, der Monroe-Doktrin zum Trotz, den amerikanischen Botschafter in Rom, Mr. R. W. Child, nach Lausanne beordert, um dort die Sache Washingtons oder genauer: die Sache Rockefellers zu führen.

Von Anfang an war der Widerstand der Hauptinteressenten Englands gegen die amerikanischen Aspirationen merkwürdig gering.

Die amerikanischen Intrigen gegen das englische Völkerbundsmandat über Mesopotamien wurden von Lord Curzon in Kauf genommen, und England schien schließlich bereit, den Petroleumbezirk von Mossul politisch den Türken zurückzugeben.

Noch erstaunlicher ist aber die Passivität, die man in London gegenüber dem neuen amerikanischen Vorstoß beobachtet. Vor wenigen Wochen hat die türkische Nationalversammlung von Angora mit 185 gegen 21 Stimmen einem Abkommen zugestimmt, durch das der amerikanische Admiral Chester, der Leiter der „Ottoman-American Development Company" weitestgehende Konzessionen in Anatolien und Mesopotamien erhält. Der Hauptinhalt des Chester-Abkommens sind scheinbar acht Eisenbahnprojekte, zu deren Ausführung die amerikanische Gesellschaft sich verpflichtet, ferner der Ausbau zweier Häfen und der anatolischen Hauptstadt Angora. Der weltpolitisch wichtigste Teil des Vertrages ist aber die Bestimmung, daß den Amerikanern das Recht eingeräumt wird, 20 Meilen längs der Bahn alle Bodenschätze, Erze und vor allem das Oel auszubeuten. Neben den großen Feldern von Mossul fallen damit auch die zukunftsreichen Oelfelder von Erzerum und Van den Amerikanern zu. Die Pacht erstreckt sich auf 99 Jahre; nach 30 Jahren kann zwar die Türkei die Eisenbahnen käuflich erwerben, die Minen und die Oelfelder aber bleiben im Besitz der Amerikaner. Von den Erträgen der Konzession soll die türkische 30 Prozent erhalten, 12 Prozent eine türkische Nebengesellschaft, die größere Hälfte aber fällt dem Chester-Syndikat zu.

Während die Franzosen gegen das Chester-Abkommen sofort sehr eifrig protestiert haben — sie sind nach dem Vertrag von San Remo mit 20 Prozent an der Ausbeute der mesopotamischen Oelfelder beteiligt —, hat die englische Regierung im Unterhause erklärt, daß sie keine Veranlassung habe, gegen das Chester-Abkommen Protest einzulegen. Die Erklärung für diese auffallende Zurückhaltung des Foreign Office dürfte darin zu suchen sein, daß die Verhandlungen zwischen den beiden größten Petroleumgruppen, der amerikanischen Standard Oil Company und der englischen Shell Combine, die im Juli vorigen Jahres im Haag angebahnt wurden, bereits weiter gediehen sind, als die Oeffentlichkeit erfahren hat, und daß der weltumspannende englisch-amerikanische Petroleumtrust in der Tat im Entstehen ist. Wie man in diesem Falle Frankreich entschädigen würde, ist noch ungewiß. Aber es wäre nicht das erste Mal, wenn die Kosten für die Orientpolitik des Westmächte Deutschland zu tragen hätte.

---

# Wenn nicht Zwei einst . . .

von Siegfried von Vegesack

Wenn nicht Zwei einst bei einander schliefen,
Wärst du nicht, und bist du noch so groß.
Deshalb schmäh' nicht Quellen, die dich riefen,
Und ein Tempel sei dir jedes Weibes Schoß.

Wenn aus Zweien nicht das Eine würde,
Wärst du nicht und würdest niemals sein:
Einer rief dich, Eine trug die Bürde —
Und so tratst du in dies Leben ein!

# Bemerkungen

### Ersatz für Cuno!

Der Regierung Cuno ist bei Abfassung der vorläufig letzten Reparationsnote, auf die nun wirklich einmal etwas ankam, ein eigentümlicher Fehler unterlaufen. Nicht etwa die nachträglich zum Chiffrierfehler gestempelte Verwechslung der Begriffe „Bevölkerung" und „Regierung" — Begriffe, die ja ständig, und wohl nicht immer unabsichtlich, mit einander verwechselt werden —, sondern die nicht hinwegzudiskutierende feierliche Erklärung, daß die Regierung den passiven Widerstand fortsetzen werde.

Damit sind einmal ganz unvorsichtig die Karten aufgedeckt worden. Hier ist klar ersichtlich, daß die Regierung den Widerstand billigt, organisiert und wieder und wieder unter Aufwand großer Mittel neu belebt. Sie gibt es nicht nur zu, sondern sie ist offenbar stolz darauf und beabsichtigt, diese Heldentat in Permanenz zu erklären, vorausgesetzt, daß die mit der Regierung verwechselte Bevölkerung sich das dauernd gefallen läßt.

Wie so etwas überhaupt geschrieben werden konnte, ist den Außenstehenden unklar. Selbst der Untertanenverstand, wie er in unserm gesegneten Lande gehegt und gepflegt wird, sagt sich doch schließlich: Entweder geht der passive Widerstand von der Bevölkerung aus oder von der Regierung; demnach kann nur die Bevölkerung ihn fortsetzen oder die Regierung; sicherlich aber kann nicht die Regierung den Widerstand der Bevölkerung fortsetzen, sondern höchstens der eine Teil den andern unterstützen. Also: Torheit über Torheit!

Wer da weiß, wie Ministerreden, Noten und ähnliche politische Dokumente bei uns zustandekommen, wird allerdings auch hier sehr leicht eine Erklärung finden. Sie liegt in dem System der Sammlung, das heißt hier nicht: der innern Sammlung eines Staatsmanns, sondern: der Samlung von Anregungen aus den verschiedenen Referaten in Aktenmappen, die an irgendeinem Punkt im Auswärtigen Amt oder in der Reichskanzlei zusammengetragen werden, und deren Inhalt dann, wie man sich in unserm neuen politischen Deutsch ausdrückt: „auf eine Linie gebracht wird". Da kann ja wohl vorkommen, daß die Rechte nicht weiß, was die Linke tut, daß das ganze Konglomerat dann nicht mehr übersehbar ist und eben, weil die Zeit drängt, hinaustelegraphiert oder auch von dem Staatsmann, für den die Arbeit gemacht ist, im Reichstag verlesen wird. Allerdings würde ein Angestellter, der für eine private Firma eine solche Arbeit liefert, vermutlich Knall und Fall entlassen werden. Jedenfalls würde man ihm derartige verantwortungsvolle Sachen nicht mehr in die Hände geben. Das ist aber nur die technische Seite des Unfalls, aus der gleichzeitig ersichtlich ist, weshalb die Reden des Herrn Cuno sich anders anhören, als, zum Beispiel, die Reden des Herrn Clemenceau.

Die politische Seite der Angelegenheit? In einer aus Paris datierten Meldung wird ganz vergnüglich gesagt:

„Die französische Note benutzt diesen an und für sich nichtssagenden Anlaß, um die Schuld der deutschen Regierung an den Ereignissen an der Ruhr darzulegen.“

Hier muß ganz energisch Einspruch erhoben werden. Dieser Anlaß ist leider nicht nichtssagend, sondern höchst vielsagend. Wenn der Chef des französischen offziösen Presseapparats sein Gehalt auch nur annähernd verdient, so wird er diesen angeblich nichtssagenden Anlaß sofort dazu benutzen, um der deutschen Regierung in der ganzen Welt die Schwarze-Peter-Karte in diesem Spiel zuzuschieben. Der wirkungsvolle Apparat der Havas-Agentur und aller mit ihr in Verbindung stehenden Zeitungen ist dabei zu seiner Verfügung. Er braucht in diesem Falle wirklich nur auf den Knopf zu drücken, und die Sache ist gemacht. Das Schlimmste dabei aber ist für uns, daß wir mit Valentin sagen müssen: „ . . . und möcht' ich sie zusammenschmeißen, könnt ich sie doch nicht Lügner heißen.“ Die Unschuld unsres blonden Gretchen-Kabinetts wäre, wenn man ihm schon vorher den Gefallen getan hätte, daran zu glauben, hiermit ein für alle Mal erledigt.

Man wird sich nach Ersatz umsehen müssen. Der steht wohl aber schon bereit.

* *
*

### Die Maifeier

Ueber der diesjährigen Maifeier lag schon so etwas wie Kriegervereinsluft. Die roten Fahnen wurden wieder hervorgeholt, in den Knopflöchern steckten sehr üppig aussehende Papiernelken, die gekrönten Adler blinkten auf den Schellenbäumen, und die Pauken dröhnten. Es war wirklich nicht erhebend. Unwillkürlich vertauschte man in Gedanken die roten Fahnen mit schwarz-weiß-roten und hockte nun auf der Bank, wo die Spötter sitzen. Man sah einen vollbärtigen, mit einer gegen den Strich gebürsteten Angströhre behafteten Herrn, der die große, bestickte Vereinsfahne trug. Man sah junge Männer mit Schillerkragen und langen, struppigen Haaren. Man sah junge Mädchen, die sich durch Kleidung und Haartracht derart entstellt hatten, daß sie nicht mehr der Inbegriff weiblicher Anmut waren. Man sah viel Unschönes. Und das schmerzte. Ueber jedes Schild, das eine Inschrift in schlechtem Deutsch trug, lächelte der Bürger. (Die Bildungsausschüsse der Parteien hätten längst die notwendigen Korrekturen vornehmen können!)

Ueber den militaristischen, jahrmarktmäßigen Klimbim, der sich bei der Maifeier abspielte, hätte der Sozialist lächeln müssen. Er tats leider nicht. Denn er hat gar nicht gemerkt, wie inhaltlos, wie schablonenmäßig die Feier bereits geworden ist. Die Arbeiter demonstrieren am 1. Mai mit Kind und Kegel, weil es seit Jahren so Brauch ist. Der 1. Mai ist ihr Tag. So wie der 27. Januar Wilhelms Tag war. Den Charakter des Kampftages aber hat er völlig eingebüßt. Das liegt zum Teil daran, daß einige der Mai-Parolen bereits in Erfüllung gegangen sind. Wir haben den Achtstunden-Tag, wir haben das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht. Ich will damit nicht sagen, daß die Feier deshalb überflüssig geworden sei. Ich will aber darauf hinweisen, daß die sozialistischen Parteien in den Jahren 1919 bis 1923 nicht verstanden haben, eine neue, zugkräftige Parole zu prägen und der Feier einen neuen Rhythmus zu geben. Ich unterschätze den organisierten Arbeiter gewiß nicht. Aber ich behaupte, daß ein großer Teil gar nicht weiß, warum der 1. Mai gefeiert wird — denn sonst hätte man zumindest eine neue Form gefunden und sich nicht damit begnügt, die Gepflogenheiten des verkalkten Bürgertums nachzuäffen. Alles ist genau abgeguckt. Die eingebildete Würde des Fahnenträgers, die preußische Marschmusik, die militärische

Formation. In zehn Jahren ist man vielleicht so weit, Waffel- und Schießbuden zu errichten und die dickste Damenwade zu prämiieren. Großpapa Noske als Preisrichter.

Noch eins: ich bemerkte vielfach ein provozierendes Gebaren der kommunistischen Jugend. Sie erwirbt sich dadurch natürlich keine Sympathien. Ebenso taktisch unklug war es, die paar Schutzpolizisten, die an den Straßenecken standen, anzupöbeln. Es muß Alles vermieden werden, was schädigend für die ganze Bewegung ist. Der Bürger macht keinen Unterschied zwischen der V.S.P.D. und einem besoffenen Schifferknecht, der die anständig Gekleideten auf der Straße anrempelt. Er wirft Alles in einen Topf. Er ärgert sich, weil die Straßenbahn nicht fährt und er in seiner Bequemlichkeit gestört wird. Und seine Wut schlägt in Haß um, wenn einige unsaubere Elemente die Maifeier benutzen, um sich wie rülpsende Unteroffiziere zu benehmen.

Trotzdem wird natürlich Alles so bleiben, wie es ist. Vater wird sich morgens die Schnurrbartbinde anlegen, weil er die Fahne tragen muß. Die Kinder werden den zur Schule gehenden Klassenkameraden auflauern und sie jämmerlich versohlen. Und abends begibt man sich in den Kientopp oder bekümmelt sich.

In Deutschland ändert sich nur das Wetter.

*Hardy Worm*

## Verleger und Autor

Hans Hyan hat in Nummer 17 der ‚Weltbühne' einen Notschrei erschallen lassen und seine Klagen mit erschreckenden Einzelheiten begründet, die freilich keinen Schriftsteller überraschen. Wenn ein Verleger, der seinem Autor Tantieme zu zahlen hat, sich darauf beruft, daß die vertragsgemäß im voraus gezahlte Tantieme besseres Geld sei als das durch die Entwertung nachher tatsächlich eingehende, so ist er nicht nur ein schlechter Verleger, sondern ein schlechter Kaufmann. Wenn ich, abgesehen vom juristischen Standpunkt, auf das rein Geschäftliche eines Abschlusses zwischen Verleger und Autor eingehe, so muß ich zunächst Eines entgegnen: Kein Verleger macht aus künstlerischem oder menschlichem Interesse ein Buch. Das Bücherverlegen ist ein Geschäft wie das Stoffverkaufen; folglich muß der Unternehmer mit einem Risiko rechnen. Wenn das Argument vom „guten" und „schlechten' Geld auch nur ein Körnchen Wahrheit enthält, so ist es, geschäftlich ausgedrückt, die Form seines Risikos. Er investiert Geld — in einem Geschäft, das seinem Charakter nach immer mindestens vier Monate bis zur Abwicklung braucht —, und ob und wie dieses Geld sich rentiert oder amortisiert, ist eine Angelegenheit seiner geschäftlichen Tüchtigkeit. Daß der Autor einen Teil dieses Risikos trägt, ist lächerlich. (Dazu bemerke ich subjektiv noch: Die Verkennung der wirklichen Lage führt bei manchen Verlegern zu einem Geschäftsgebaren, das kaum mehr fair genannt zu werden verdient.)

Positiv ausgedrückt: Auch bei Verträgen zwischen Verleger und Autor müssen nun endlich die Gesetze der Geldentwertung angewandt werden. Man muß sich an eine Goldmarkrechnung gewöhnen, die über den Index, den Dollarstand, am besten aber über die Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins festgelegt wird. Wenn ich daran denke, daß die sogenannten Berufsorganisationen, vor allem der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, in diesen Fragen sich gradezu kindisch benehmen, so halte ich als wichtigste Forderung aufrecht: Die Verleger sollen ausschließlich als Kaufleute handeln, und zwar als ehrliche Kaufleute; dann wird kein Autor, selbst bei der größten Unerfahrenheit, zu Schaden kommen, und das Vertrauen, das Autoren zu ihren Verlegern haben müssen, stellt sich dann vielleicht ein.

Zur Zeit wird jedem Autor schwer gemacht, Vertrauen zu seinem Verleger zu haben.

*Hans Jacob*

## Filme

Der Film ist drauf und dran, teils in billiges Feuilleton, teils in Lesebuch für sonnige Menschen zu entarten. Es fehlt der Griff in die Zeit. Ihr macht zu viel Literatur und zu wenig Aktualität. Mit Aktualität meine ich nicht Sensation, sondern das menschlich Interessierende, nicht die effektvolle Oberfläche, sondern Darlegung treibender Kräfte. Wenn ich als Stoff einen Wucherer und als Darsteller dafür Werner Krauß habe, so halte ich mich nicht mit völlig gleichgültigen Schneewanderungen und überfahrenen Hunden auf, sondern gebe Wucherer — „am Golde hängt, nach Golde drängt" —, gebe Gobseck, aber in seiner heutigen Erscheinung. Oder, soll demonstriert werden: Der Mensch ist schlecht — dann, bitte, auch her mit der Schlechtigkeit, nicht nur in einem vereinzelten Lumpen, sondern auch in den Guten, denn das ist das Wesentliche. Sagt nicht, das Publikum ertrage keine Wahrheit Das Publikum liebt allerdings nicht, dafür zu zahlen, daß ihm Unannehmlichkeiten ins Gesicht gesagt werden, und ist viel zu skeptisch, um Sonntagspredigten selbst für zwei Filmstunden Kredit zu gewähren. Aber auch das empfindlichste Publikum hat das größte Interesse für die Aufzeigung neuer Zusammenhänge — und wo gäbe es ein dankbareres Feld für Zusammenhänge als auf dem Gebiete des, ach, so geschmähten, ach, so ersehnten Geldes! Das wäre Literatur? Es könnte Einsicht, Gesicht des Lebens sein und mithin, wenn es wahr, gekonnt und lebendig ist, auch einmal Literatur werden. Aber hütet euch, immer gleich bei Allem, was Ihr macht, an Literatur zu denken. Glaubt ja nicht, Literatur sei was Vornehmes, was Schwereres, und alle Welt müßte euch dankbar sein, wenn Ihr den Film auf diese Weise veredelt. Die Welt pfeift euch was. Literatur ist gar nicht schwerer: Literatur ist leichter. Literatur setzt an Stelle des Erlebten, Erschauten das gängige Motiv. Literatur erspart euch die Mühe des Formens. Denn zum Formen gehört, daß man erst einmal den Kern seines Stoffes erfaßt. Formen — das heißt zunächst einmal: wissen, was man eigentlich will.

Die Verfasser des ‚Schatzes' wollten einen literarischen Film machen. So mit „Schtümmung". Liebliches, Humoristisches, Grausliches, Teutsches, Realistisches, Zartes, Effektvolles. Alles. Das heißt: Nichts. Wenn man diese herrlichen deutschen Köpfe hatte: den Halbspießer, Halbkünstler Steinrücks, die Hausfrau, derb, unflätig, lüstern, schäkerig, gierig, der Grüning, die Jugend Brausewetters und jenen von innern Gewittern zerfurchten, naiven und hinterhältigen, treuen und listigen, offenen und tiefgründigen, zwischen Mystik und Goldgier, Aberglauben und Grausamkeit, Plumpheit und Sensitivität hin und her geworfenen Altgesellen des Werner Krauß: so konnte man eine Tragödie vom deutschen Menschen machen. Oder man konnte den Fluch der Nibelungen neu erzählen. Oder Liebe stärker als Gold. Oder die wunderbare Wünschelrute. Aber nur eins von Allem und nicht Alles durcheinander. Keine überkochenden Milchtöpfe, wo es rascher Steigerung um den Schatz bedarf, keine breite Liebeslyrik, wo es hart auf hart gehen muß. Die Kunst ist, aus Wenigem viel zu entwickeln, nicht vielerlei Weniges zu einem zuwenigen Zuviel zu häufen. Vor allem gewöhnt euch die Lyrik ab. Film braucht kontinuierliche Handlung. Gewiß auch Ruhepausen. Aber mehr Pausen als Töne gibt eine klatrige Musik. So wie die Jugend hier auf der Treppe, so umarmt sich kein Volk, das ist lyrisches Theater. So ins Gartenhäuschen, als ob die Welt davon abhinge, stiehlt sich kein Pärchen. Das ersäuft Alles in

Gefühlsbrei, statt sich in Gesten, die dem Leben abgeguckt sind, die natürlich aus innerm Leben kommen, anschaulich umzusetzen. Geschehen darf nicht in Situation verwehen, es muß sich aufbauen, sich steigern, gipfeln. Aber freilich: dazu muß man was wissen, Stoff erlebt haben, Stoff beherrschen. In summa: Macht keine, wenn auch noch so fleißig, sorgfältig und geschmackvoll gemachte Menkenke — sprecht euer Leben aus. Wenn Ihr eins habt. Und wenn nicht, erwartet nicht, daß Publikum euch das Liebste, was es hat, Geld, in die Kasse werfe für Dinge, die keine Beziehung zu seinem Leben haben.

*Roland Schacht*

## Bergner! Bergner!

Also das gibt es noch. Es hat also noch Sinn, ins Theater zu gehen, und es gibt also noch andre, ehrlichere Premieren als jene Filmkomödien, wo unter Blumenhainen glatzköpfige Geschäftsleute zweifelhafter Prägung auftauchen ...

Das Lessing-Theater hallte wieder von den Rufen: Bergner! Bergner! Mit vollem Recht.

Ensembles haben wir nicht mehr. Und von einem berliner Theater kann man wohl auch kaum noch im Ernst sprechen — denn wie soll man mit Liebe rezensieren, was ohne Liebe gemacht wird? Aber daß es noch wertvollen Nachwuchs gibt, das zeigt sich in dieser Frau.

Wie das blüht und duftet! Wie das im höchsten Sinne Kunst ist und im höchsten Natur! Wie sie sich keinen Zwang auferlegt und doch streng im Bann ihrer selbst bleibt! Wie sie sich nie wiederholt, und welche Fülle von Erfindung! Was fällt ihr Alles ein! Was macht sie Alles! (Und was macht sie Alles nicht!)

Es hat auf ein Mal wieder Sinn, auf Nuancen zu hören. Die kleinsten Abweichungen übertragen sich; Achteltöne werden hörbar, Atemzüge entscheiden, und Keiner ist im Theater, ders nicht versteht. Sie spricht das Wort „Rosalinde" nicht ganz richtig aus — manchmal schleift sie das „a", sodaß es sich fast anhört wie „Roselinde" —, und diese winzige dialektische Färbung macht sie uns vertraut und lieb, rückt sie nahe und näher ... Wenn weißes Licht aus tausend bunten Farben entsteht, so dieser Eindruck aus tausend solchen kleinen, synthetisch erfaßt von einem einzigen Menschen, von einer einzigen Frau.

Wie sie als Junge sprach und als Mädchen kopierender Knabe und wieder als Frau — und wie rein sie alle Töne brachte! Wie jubilierte ihre Stimme, als sie in jener herrlichen Liebesfuge als Schlußakkord dastand: „Sag, guter Schäfer, diesem jungen Mann, was lieben heißt." „Es heißt, aus Seufzern ganz bestehn und Tränen! Wie ich für Phöbe!" „Und ich für Ganymed!" „Und ich für Rosalinde!" — sangen die Andern. Sie aber: „Und ich für keine Frau!" Welcher Jubel, welche Süßigkeit, welche Liebe!

Und es haftet. Die meisten Theatereindrücke der letzten Jahre versinken — dieser bleibt und macht noch den nächsten Tag und die nächsten Tage heiter und glücklich. Seligkeit des Erinnerns, zu wissen, daß es unter den Flußpferden des Verdienens so etwas gibt! Es hallt nach: Uns kann nichts geschehen — es gibt noch so etwas! Und noch in dem lebenden Depotbuchhalter, der von seinem Konto in einen grauen Hof blickt, zittert der Klang dieser Stimme nach. Und ein Ruf hallt: Bergner! Bergner!

Zum Schluß trat sie vor den Vorhang — als Epilog des Stücks —, Beifall umdonnerte sie, und sie hob leise die Hand. Abwehrend fast und unendlich süß. Wollte sie noch etwas sagen? Es wurde still. Und als sie begann, dachte ich: Jetzt spricht Elisabeth Bergner ganz persönlich, improvisiert und dankt für einen Beifall, auf den sie so lange Jahre gewartet hat. „Ich bin jahrelang

hier herumgelaufen, bei euch, in Berlin", hätte sie sagen können, „und keiner eurer Schlauköpfe hat mich erkannt. Und Keiner hat mich überhaupt spielen lassen. Jetzt ist der Erfolg da, und ich will nicht bitter sein, und ich danke euch." Sie sprach aber mit derselben Natürlichkeit die vorgeschriebenen Worte des Stücks.

Bergner! Bergner! rief die Galerie.

Und wir, die wir dabei waren, nuckelten mit dem Kopf und segneten sie und wünschten ihr alles Gute. Betend, daß Gott sie erhalte, so jung, so schön, so hold. Und daß der Film ihr fern bleibe, und daß Berlin sie nicht auffresse mit seinem provinzhaften „Faaabelhaft!" und seiner, Gott soll hüten, Gesellschaft. Trotze der Panke!

In diesem Sinne:

Bergner! Bergner!

*Peter Panter*

**Liebe Weltbühne!**

Paul Lindau war bekanntlich zeitlebens erst am frühen Morgen ins Bett zu kriegen. Als er den Achtzig nahe war, wurde er einmal mit dem Hinweis darauf, daß es bereits halb Fünf sei, freundschaftlich gemahnt, doch nach Hause zu gehen. Er bestellte eine neue Lage und sprach: „Zu Hause ist auch halb Fünf."

# Antworten

**Menschenfreund.** In den drei Versammlungen des Aktionsausschusses ‚Nie wieder Krieg' am 21. April sind für die politischen Gefangenen von Niederschönenfeld 94 232 Mark, nach Ernst Niekischs Vortrag 65 236 Mark gesammelt worden. Aus einer Zuschrift der Sozialen Frauenhilfe in München, die von den münchner Freien Gewerkschaften gebildet ist, um die Familien der politischen Gefangenen und Gefallenen zu unterstützen, geht hervor, wie bitter notwendig solche Spenden sind. Sie werden jederzeit entgegengenommen von der Deutschen Liga für Menschenrechte, Berlin W. 62, Kurfürsten-Straße 125.

**Rudolf Leonhard.** Nach dem Mittelalter die Neuzeit, auf daß das ‚Krokodil' zum Bandwurm und ihm hier eine Reklame gemacht werde, die mich berechtigen könnte, Prozente von der Tantieme zu fordern. Also nach den Feststellungen in Nummer 17 schreiben Sie mir: „Sie haben eine viel zu hohe Meinung vom Deutschen Bühnenverein, wenn Sie glauben, daß er, und gar aus Scham, den Dramaturgischen Beirat aufgelöst hat. Dazu hat er übrigens, da der Beirat auf Grund einer Konvention zwischen dem Verband der Bühnenschriftsteller und dem Bühnenverein eingesetzt worden ist, auch gar kein Recht. De facto ist nun allerdings der Beirat aufgelöst worden, da Bab und ich unsre Aemter niedergelegt haben. Leider habe ich Bab erst jetzt dazu bekommen; ich selbst hätte es gern schon früher, und mit viel mehr Krach, so gemacht. Was aber das ‚Krokodil' anlangt, so muß ich mich vor unsern Patriarchen Alfred Klaar stellen, um Ihre Schläge aufzufangen. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich das Manuscript zuerst gelesen und es zur Empfehlung empfohlen. Unter der Voraussetzung allerdings, daß es etwa für das Stadttheater in Oldenburg sein solle, das ja doch einen Schwank uraufführen würde. Und mit der Begründung, daß, wenn es schon Schwänke geben müsse, sie so geschickt gebaut und so wenigstens logisch einwandfrei sein sollten, wie es das ‚Krokodil' meiner Ansicht nach ist — wobei ich hinzuzufügen nicht vergaß, daß ich persönlich auch durch die Nichtexistenz von Schwänken mein Wohlbefinden, so fragwürdig es sonst darum bestellt sein mag, nicht geschmälert finden würde." Zuguterletzt hätte noch das Altertum das Wort. Wirds aber hoffentlich unergriffen lassen.

**Antimilitarist.** Karl Heldmann von der Universität Halle-Wittenberg hat aus seinen, den ‚Kriegserlebnissen eines deutschen Geschichtsprofessors in der Heimat' eine Broschüre gemacht (die der Verlag ‚Friede durch Recht' zu Ludwigsburg bei Stuttgart herausgibt). Der Autor ist der Meinung, daß sich in diesen persönlichen Erlebnissen eines einfachen preußischen Extraordinarius typische Verhältnisse wiederspiegeln: in erster Linie die Erlebnisse und Schicksale von hunderten und aberhunderten Deutscher, die während des Weltkrieges um des Vaterlands und der Menschheit, um der Wahrheit und ihres Gewissens willen ihre Kniee nicht haben beugen wollen und können vor dem Baal jenes militärisch-politischen Herrensystems, das vier Jahre lang wie ein Albdruck auf dem deutschen Volke lag und auch heute noch in weitesten Kreisen namentlich unsrer Intellektuellen verhängnisvoll nachwirkt. Beweis: daß dieser Historiker, der 1917 in einem geschlossenen Privatbrief eine unfreundliche Bezeichnung gegen die Kaiserin gebraucht hat und deshalb durch ein Disziplinarverfahren samt seiner Familie halbtot gehetzt worden ist, bis heute keine Genugtuung dafür erhalten hat. Er wartet jetzt darauf, daß der Landtag sich der Sache annehmen und dem Recht zur Geltung verhelfen werde. Wie singt Carmen, oder wie sang sie, als sie in Deutschland noch singen durfte? „Beim Warten ist nichts zu verlieren." Es sei denn die Geduld, die ja aber im Fall Heldmann auf so harte Proben gestellt worden ist, daß sie unzerreißbar geworden sein dürfte.

**Sammler.** Anno 1898 gelangt an Matkowskys Freund Stockhausen folgender Brief aus „Lodz, Grand Hotel: Lieber Georg! Ich konnte heut nicht schlafen und schrieb folgendes Scenarium zu einem Stück; schreibe mir doch umgehend, ob es etwas werden kann. Hier grenzenloser Erfolg. Herzlichst Dein Adalbert." Diesen interessanten Entwurf nebst Begleitzeilen besitzt einer meiner Leser und will ihn verkaufen, weil das geistige Proletariat heute Kartoffeln und Kohlen nötiger hat als Autographen. Angebote leite ich weiter.

**Kassandra.** Alles, was hier seit dem 18. Januar, unter und trotz dem Wutgeheul der „Patrioten", von Politikern und Volkswirtschaftlern über den Ruhrkrieg gesagt worden ist, das hat jetzt der sozialdemokratische Abgeordnete Ludwig Quessel für die Sozialistischen Monatshefte vom 24. April zu zehn beklemmenden Seiten zusammengefaßt. Ausgangspunkt: Die Ruhrbesetzung wäre abzuwenden gewesen. „Die Reparationskommission hätte ersucht werden müssen, Deutschland einen möglichst milden Zahlungsplan für 1923 zu gewähren. Zugleich hätte erklärt werden müssen, daß die zu Beginn des Jahres 1923 fälligen Zahlungen in jedem Fall geleistet werden würden. Weiter wäre es Sache des Wiederaufbauministeriums gewesen, für die in Paris angeforderten, aber nicht geleisteten Kohlen- und Holzlieferungen bare Zahlung anzubieten." Quessels Beweise sind zwingend. Der traurige Schluß: „Heute, wo das Trümmerfeld der Ruhrbesetzung vor uns liegt, muß ein Jeder zugeben, daß eine Erfüllung im Rahmen des Zahlungsplans von 1922 dem deutschen Volk sicher nur halb so teuer gekommen wäre wie der Ruhrkrieg ... Menschlicher Voraussicht nach wird Deutschland nichts übrig bleiben,

als neben den Kriegskosten des Ruhrkriegs, die sich schon jetzt auf eine Goldmilliarde belaufen, auch noch die Mittel zur Erfüllung aus der Substanz seines Volksvermögens durch eine Vermögensabgabe zu entnehmen ... Hätte das Kabinett Cuno gleich Schritte in dieser Richtung getan, so hätte ein Einmarsch in das Ruhrgebiet überhaupt nicht stattfinden können. Die selbst in der sozialdemokratischen Presse häufig aufgestellte Behauptung, daß Frankreich auch in das Ruhrgebiet eingedrungen wäre, wenn wir uns die Mittel zur Erfüllung beschafft hätten, ist völlig unbeweisbar; Jeder, der die vom Auswärtigen Amt herausgegebenen Aktenstücke zur Reparationsfrage studiert hat, wird sie als ganz verkehrt erkennen. Alle Befürchtungen über die annexionistischen Absichten Frankreichs und Belgiens, mögen sie nun der Wirklichkeit entsprechen oder nicht, berühren nicht das Problem, das zu lösen ist. Es heißt: Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung. Nur wenn wir durch präzis formulierte, unverklausulierte Vorschläge die Erfüllung dieser Verpflichtung sichergestellt haben, werden die französischen und belgischen Truppen wieder abziehen. Einen andern Weg zur Befreiung des Ruhrgebiets gibt es jetzt nicht mehr." Ueberschrift: ‚Die Fehler des Kabinetts Cuno.' Dabei ist das ein vergleichsweise unschuldiges Kapitel. Der Mann, was kommt arm auf die Welt, ist besser, wird der Kopf abgehackt. Hierzulande werden solche Köpfe mit der Bürgerkrone geschmückt. Immerhin ist nicht ausgeschlossen, daß beide Teile: die beamtete Unfähigkeit und ihre Verehrer in gutem Glauben Deutschland zugrunderichten. Aber ein weniger harmloses Kapitel hat zu lauten: Die Verbrechen der deutschen Presse. Da ist von Gutgläubigkeit gar keine Rede. Da wird seit dem ersten Tage bis heute in voller Erkenntnis der furchtbaren Folgen gelogen und betrogen. Da gibt es auch nicht mehr die Entschuldigung, daß eine Oberste Heeresleitung die Wahrheit eisern unterdrückt. Dieses grauenhafte Kapitel wird nach Beendigung des Ruhrkriegs geschrieben werden. Und ich will, wenn's so weit ist, nicht verfehlen, ein paar kurze, aber ausreichend drastische Beispiele, oder vielleicht nur ein einziges, das alle enthält, dazu beizutragen.

---



---

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

---

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | $2\frac{1}{2}$ Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

# Waffenstillstand! von Morus

Landesverrat ist bei uns: rechtzeitig Das zu fordern, wozu ein paar Monate später die Regierung sich genötigt sieht. Das war während des Krieges so und ist heute nicht anders. Nur das Gedächtnis der „Umlerner" ist mit der Zeit noch etwas schlechter geworden. Sonst würde man sich vielleicht dunkel erinnern, daß Ende Januar dieses Jahres noch als Todsünde galt, zum Verständigungsfrieden mit Frankreich zu raten, im Februar nur Verbrecher verlangen konnten, man sollte vor der Räumung des Ruhrgebiets sich an den Verhandlungstisch setzen, und im März noch verpönt war, von einem deutschen Angebot zu sprechen.

Was tuts? Im Wonnemonat Mai haben wir ein formal miserables, inhaltlich unzureichendes, aber immerhin ein Angebot desselben Kabinetts Cuno, das vor wenigen Wochen noch beim Gott des Zornes und der Dividenden schwor, keinen Schritt zur Versöhnung zu tun, solange ein Franzmann in Essen stehe. Und würden nicht Großkapital, Schwerindustrie und Hochfinanz, und selbstverständlich die Landwirtschaft, sich vor festen Verpflichtungen drücken — man wäre gern bereit, auf den ersten Hieb ein paar Milliarden mehr zu bieten, als man auf der Pariser Konferenz bieten wollte. Zwar wiederholt man, um es mit Helfferich nicht zu verderben: 30 Milliarden seien „die äußerste Grenze"; aber man blinzelt doch zwischendurch der Gegenseite zu, daß die „äußerste Grenze" nicht das letzte Wort sei, und daß man über Geld und Kohlen mit sich reden lasse. Und fügt, nicht allzu konsequent, hinzu: Wenn die Sachverständigen andrer Meinung sind — nun wohl, dann zahlen wir bis zum Verrecken.

Nur über einen Punkt gibt es keine Verständigung, kein Kompromiß, kein Schiedsgericht: Der passive Widerstand wird fortgesetzt, „bis die Räumung der über den Vertrag von Versailles hinaus besetzten Gebiete und die Wiederherstellung vertragsmäßiger Zustände in den Rheinlanden erreicht sind". Hier hakt Poincaré ein: „Die belgische und die französische Regierung können keinen deutschen Vorschlag in Berücksichtigung ziehen, solange dieser Widerstand fortgesetzt wird. Sie wollen nicht, daß das Leben ihrer Offiziere, ihrer Soldaten, ihrer Ingenieure, ihrer Zoll- und ihrer Eisenbahnbeamten Attentaten ausgesetzt ist, während man die zu regelnden Fragen prüft."

Eine Kluft scheint sich auszubreiten, unüberbrückbar, solange Frankreich Waffen, Deutschland Atem hat. Die deutsche Regierung, ruft Poincaré, hat den Widerstand organisiert. Die „Bevölkerung", nimmt Cuno, nicht ohne zweideutige Verwechslungen, die Antwort vorweg, die Bevölkerung hat die Besetzung des Ruhrgebiets mit passivem Widerstand beantwortet — die Regierung hat nur bestätigt, was die Bevölkerung wollte und tat. Wer vermag in solchem Fall zu entscheiden, wo spontaner Wille durchbricht, wo Organisation am Werke ist? Gewiß ist, daß die Regierung nichts tat, den Widerstand der Bevölkerung

zu hemmen, und Vieles tat, ihn zu stärken. Und ebenso gewiß, daß kein Volk, am wenigsten westfälische Dickköpfe, so ungeheuerliche Vergewaltigungen ruhig hinnehmen werden, wie sie seit drei Monaten täglich im Ruhrgebiet geschehen, wie sie, ein Gipfel der Brutalität und Torheit, eben vom Kriegsgericht in Werden verübt worden sind. „Systematischer Konflikt, Angriffe, Sabotage, Vergehen gegen das gemeine Recht“ beschwert sich Frankreich? „Zu Ungunsten des Krieges“, lehrt Nietzsche, „kann man sagen: er macht den Sieger dumm, den Besiegten boshaft“. Man verlange nicht von einer aufs schwerste gereizten Bevölkerung Sanftmut, von Arbeitern, in deren Bezirke das preußische Kriegsministerium lieber keine Garnisonen legte, Ehrfurcht vor fremden Bajonetten.

Aber man erwarte auch nicht, daß mit Tanks und schwerstem Geschütz ausgerüstete Soldaten das Feld räumen werden, weil Zivilisten sie von der Seite ansehen und hie und da ihnen ein Streich gespielt wird. Im Franctireurkrieg behält nicht nur deutsches Militär die Oberhand. Auf den baldigen Zusammenbruch der pariser Machthaber oder gar, nach Art mancher Narren im unbesetzten Deutschland, auf eine Meuterei der Besatzungstruppen zu spekulieren, ist heller Wahnsinn. Die Frage des passiven Widerstandes, den England und die meisten Neutralen zum mindesten verurteilen, weil sie ihn für töricht halten, bleibt also die Kernfrage, die vor der materiellen Verständigung mit Frankreich gelöst werden muß. Von selbst schließt die Kluft sich nicht. Sie muß überbrückt werden.

Dies zu tun, ist nicht Sache der Ruhrbevölkerung, die instinktiv Angriff mit Abwehr beantwortet, sondern muß Aufgabe der staatsmännischen Leitung sein, die die Verantwortung trägt nicht nur für das Schicksal des Ruhrgebiets, sondern für die Zukunft Deutschlands. Es wäre feige, wenn die Regierung sich weiter hinter der Behauptung verschanzen wollte, der passive Widerstand sei aus dem Willen der Bevölkerung entstanden und könnte von Berlin aus nicht „kommandiert“ werden. Eine Regierung, die wirklich Politik treiben will und entschlossen ist, ein Problem wie die Reparationsfrage zu lösen, muß auch zu sich das Vertrauen haben, im entscheidenden Augenblick die unmittelbar betroffene Bevölkerung durch die Macht der guten Gründe von der Richtigkeit ihrer Handlungsweise zu überzeugen. Ein Kabinett, das nicht glaubt, dieses durchsetzen zu können, sollte sich schämen, den Namen „Regierung“ zu tragen.

Was also ist zu tun? Es war vielleicht nicht recht, die Besetzung des Ruhrgebiets hier den „Kohlenkrieg“ zu nennen. Man sollte auch in Vergleichen mit dem Worte Krieg sparsamer umgehen, um nicht gegen das Entsetzliche des Begriffs abzustumpfen und nicht zu vergessen, daß im letzten Krieg täglich mehr als tausend Deutsche und zehntausend Menschen ihr Leben lassen mußten. So Unerträgliches die französische Besetzung für die Bevölkerung an der Ruhr gebracht haben mag: die Zahl der Menschenleben, die sie — auf beiden Seiten — gefordert hat, ist so gering, daß man dafür wirklich nicht das Schreckenswort „Krieg“ gebrauchen sollte. Allein staatsrechtlich hat der Zu-

stand, wenigstens auf deutscher Seite, tatsächlich etwas Kriegsähnliches: von der Abberufung des pariser Botschafters und des brüsseler Gesandten bis zum Fremdenboykott. Man wird daher auch bei der Beendigung der Ruhraktion ähnlich vorgehen müssen wie bei der Beendigung von Kriegen.

Die Einstellung der Kriegshandlungen pflegt nicht erst mit der endgültigen Unterzeichnung des Friedensvertrages zu erfolgen, sondern mit dem Tage, wo die feindlichen Parteien sich zu Verhandlungen zusammenfinden. Dem Friedensschluß geht der Waffenstillstand voraus. Weshalb kann es im „Kohlenkrieg" — um noch einmal die Wortsünde zu begehen — nicht ebenso sein? Weshalb sollte man nicht auch diesmal die Parole ausgeben: Während der Verhandlungen unterbleiben die Kriegshändel! Die französischen und belgischen Truppen mögen dort bleiben, wo sie grade stehen; aber sie haben sich in ihre Quartiere zurückzuziehen, ihre Kontrollmaßnahmen zu suspendieren, allerorten den Belagerungszustand aufzuheben und vor allem die Tätigkeit der Kriegsgerichte einzustellen und mit der Methode der Ausweisungen und Verhaftungen aufzuhören. Die Deutschen brechen den „passiven Widerstand" ab, gehen überall an die Arbeit und hören auf, die Besatzung zu schikanieren (von Sabotage könnte nach Suspendierung der Kontrollmaßnahmen und Ersatzarbeiten ohnehin keine Rede sein).

Es bliebe die Frage der Reparationsleistungen. Da, scheint mir, wäre es keineswegs so gefährlich und so unklug, während der Verhandlungen oder wenigstens, vorläufig, während eines genau festzulegenden Zeitraums, die frühern Leistungen nach dem Zahlungs- und Stundungsplan für 1922, insbesondere die Sachlieferungen an die Franzosen wieder aufzunehmen, schon um ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, wie gut es ohne Tanks und Maschinengewehre geht.

Ich weiß wohl, warum man auch in besonnenen, nicht chauvinistischen Kreisen Deutschlands gegen den Gedanken solch eines Waffenstillstandes vorerst Mißtrauen hegen wird. Man hat noch vom Herbst 1918 her im Gedächtnis, wie schlecht man bei dem Wilsonschen Waffenstillstand gefahren ist. Es bleibe hier unerörtert, ob die Waffenabgabe vor Einleitung der Friedensverhandlungen, wie sie 1918 von uns gefordert wurde, wirklich den Vertrag von Versailles verschuldet hat, ob wir mit einem Heer, das die eignen Heerführer für besiegt erklärten, etwas andres hätten erreichen können als — die Verwüstung des Rheinlands. Aber so viel ist gewiß, daß der Vergleich mit dem Waffenstillstand von 1918 hinkt. Denn diesmal haben wir keine Waffen abzuliefern. Die „Ruhrkämpfer" haben nichts zu tun, nichts aufzugeben als sich „umzustellen". Sie sollen, in der Erwartung, daß dem Waffenstillstand bald der endgültige Friede folgen werde, unbehindert ihrer Arbeit nachgehen und sich nur durch den Anblick einiger Poilus nicht aus der Ruhe bringen lassen. Daß solch ein Waffenstillstand oder richtiger: die Suspendierung des passiven Widerstandes von der gesamten Ruhrbevölkerung befolgt werden würde, wenn die Regierung und die Arbeiterparteien die Parole dazu ausgeben, kann als sicher

gelten. Und ebenso würde sich — um einmal alle Eventualfälle zu erwägen — der passive Widerstand ohne Schwierigkeiten wieder neu beleben lassen, wenn die Verhandlungen scheitern sollten und die Regierung mit gutem Gewissen der Bevölkerung sagen könnte: Wir haben Alles getan, um zum Frieden zu gelangen — die Franzosen wollten nicht (welchen Eventualfall aber Herr Cuno nicht wieder im voraus den Franzosen schriftlich mitzuteilen braucht!).

Man sieht: Das Risiko, das Deutschland mit dem Zugeständnis eines Waffenstillstands eingehen würde, ist minimal. Die Vorteile, die es dadurch erlangen kann, sind gewaltig. Denn nur so bietet sich anscheinend die Möglichkeit, zu einer Zeit Frieden zu schließen, wo die deutsche Wirtschaft zwar geschädigt, aber nicht ruiniert ist. Das aber sollten sich selbst jene himmelblauen Optimisten sagen, die da glauben, wir könnten bis zum Exodus der Franzosen durchhalten: in langen Kriegen, und erst recht in Wirtschaftskämpfen, wie der Ruhrkampf es ist, gibt es keine Sieger, sondern nur Besiegte; und wenn wirklich gelänge, die Franzosen endlich zur Räumung des Ruhrgebiets zu zwingen, so würden sie doch ein wirtschaftlich verwüstetes Land verlassen. Wenn an dem Abwehrkampf der deutschen Regierung etwas verwerflich ist, dann ist es die Art, wie sie das Volk und vielleicht auch sich selbst darüber täuscht, welche Verluste jeder Tag, den der Ruhrkampf länger dauert, der deutschen Wirtschaft bringt. Die Unternehmer im Ruhrgebiet scheinen durch die Art, wie der Kampf finanziert wird — Kredite werden nach wie vor sehr freigebig zugeteilt und auf die angemeldeten Ersatzansprüche sofort bis zu 80 Prozent ausgezahlt —, von den Verlusten nicht allzuviel zu spüren, und den Ruhrarbeitern und den Arbeitslosen, deren Zahl immer mehr zunimmt, geht es, aus denselben Gründen, wirtschaftlich nicht gut, aber auch nicht schlecht. Daher fehlt offenbar grade Denen, die „an der Front“ stehen, das richtige Augenmaß für die Schwere der wirtschaftlichen Belastung und für die Widerstandskraft des unbesetzten Deutschland. Die Uebersicht über die Gesamtlage, auf die allein es ankommt, kann nicht der Mann im Graben haben und noch weniger der Brigadestab, bei dem die Liebesgabenzüge landen, sondern nur die Oberste Heeresleitung. Aber das deutsche Volk hat schon einmal die Zeche dafür zahlen müssen, daß die Oberste Heeresleitung die Situation verkannt hat und zu spät um Waffenstillstand bitten mußte.

---

## Republikanische Operettenszene von R. A. Sievers

Herr Hitler singt:

Ich heiße Hitler, ich erfand das Mittel,
wie deutscher Geist sich schön manifestiert:
die Handgranate und den Gummiknüttel!
(Wem das nicht paßt, der wird gleich massakriert.)
Und bin ich auch ein Tscheche,
ich springe in die Bresche,
ich hole Rupprecht Wittelsbach zurück
und grab' das Grab der Judenrepublik!

Chor der Reaktionäre:
Hurra, Hurra,
besorg' dir einen Leichenstein,
Hurra, Hurra,
es wird für dich das Beste sein,
du deutsche Republik!

Der republikanische Offiziosus:
Ich respektiere jegliche Gesinnung
(wer das nicht tut, blamiert die ganze Innung),
und droht Herr Hitler uns mit Schwert, Spieß und Kanone:
das stört das Kabinett auch nicht die Bohne.

Chor der Reaktionäre:
Vor Hindenburg und Eitelfritzen,
marschierten wir in Döberitzen.
Die Republik bezahlt den ganzen Kram und Zimt,
sie, die den Patrioten nie was nahm noch nimmt.
Der Marschall, gar nicht blöde,
der schwang dazu 'ne Rede,
die schwarz-weiß-rote Fahne ward gehißt —
nu weißte, Republik, woran du bist.
Hurra, Hurra,
wir zimmern deinen Totenschrein,
Hurra, Hurra,
du legst dich dann wohl selbst hinein,
du deutsche Republik!

Der republikanische Offiziosus:
Wenn Monarchisten in Kasernen wohnen,
soll man dies Opfer durch Gehalt belohnen;
und schmähn sie mich zu Weihnacht, Ostern, Pfingsten —
das interessiert mich auch nicht im Geringsten.

Chor der Reaktionäre:
Wenn ein Minister uns nicht wohlgesinnt ist,
wird er gemeuchelt (völkisch: abgekillt),
dem Journalisten aber, der nicht blind ist,
wird im Prison das Lästermaul gestillt.
Reißt man doch auf die Fresse —
wir haben unsre Pässe!
Ist Ungarn auch kein rein german'sches Land —
als Meuchelmörder sind wir stammverwandt!
Hurra, Hurra,
vom Fahnenmast die Lappen ab!
Hurra, Hurra,
mit dir ist nächstens „Zappen ab“,
du deutsche Republik!

Der republikanische Offiziosus:
Ich sehe Alles durch die Rosenbrille —
was schert mich Wulle, Henning und Bazille!
Und wollen sie den Bürgerkrieg organisieren —
das kann mich ganz und gar nicht interessieren.
Was redet man von Monarchistenhetze!
Ich mache einfach ein paar Schutzgesetze.
Und will die unser Bayernland nicht respektieren —
das kann mich ganz und gar nicht interessieren.
Die Republik steht über den Parteien,
drum protegiert sie alle Kaisertreuen.
Doch ist wer vorlaut und will sie beschützen:
der kommt ins Zuchthaus — dort läßt sie ihn sitzen.

Denn:
Deutschland ist die freiste Republik der Welt!
Der Vorhang fällt.

# Die italienische Volkspartei von Max Tann

Rom, Anfang Mai 1923

Die innere Politik Italiens ist durch die beiden Parteitage der maximalistischen Sozialisten und der katholischen Popular von neuem ins Licht gerückt worden.

Der Parteitag der Sozialisten hat freilich nur noch einmal die vollständige Ohnmacht der italienischen Arbeiterbewegung dargetan. Wenn man an den Parteitag zurückdenkt, den die damals noch einige Partei kurz vor dem Siege der Fasces in Rom abhielt, dann begreift man, wie fürchterlich der Sozialismus zertrümmert worden ist. Damals war es eine große Partei, die sich spaltete, weil sie sich über die Frage der Mitarbeit an der Regierung nicht einigen konnte. Jetzt waren knapp zehntausend Stimmen vertreten, und die Delegierten mußten sich in den Redaktionsräumen des mühsam über Wasser gehaltenen ‚Avanti‘ großenteils unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zusammenfinden. Die Tagung war einberufen, um endlich über den Anschluß an Moskau zu entscheiden, eine Frage, die die Reste der Partei in nicht weniger als vier Fraktionen spaltet. Der Anschluß wurde mit schwacher Mehrheit abgelehnt; aber diese Einsicht kommt ein wenig zu spät. Vielleicht wäre manches anders gekommen, wenn man sich vor einem halben Jahr auf die Notwendigkeit einer praktischen, von der Situation diktierten Politik beschränkt hätte, anstatt sich an ausschweifenden Phrasen zu berauschen. Die Intransigenz der Maximalisten trägt gewiß nicht die Alleinschuld an der Entwicklung der gegenwärtigen Verhältnisse; aber man kann sie doch nicht von einer schweren, vielleicht von der Hauptschuld freisprechen. Kaum jemals hat eine Partei einen Fehler so rasch und so bitter gebüßt. Der Sozialismus, die Arbeit von dreißig Jahren, aufgerieben, die Gewerkschaften zur vollständigen Passivität verurteilt, Serrati und unzählige Andre in den Gefängnissen, das Parteiorgan vor dem Zusammenbruch: das sind die Trümmer, die erst nötig waren, damit sich die Maximalisten zu einer vernünftigen Politik entschlossen.

Der Parteitag ist von der großen Oeffentlichkeit kaum beachtet worden. Dagegen richtete sich die Aufmerksamkeit aller politisch interessierten Kreise nach Turin, wo gleichzeitig der Kongreß der Volkspartei stattfand.

Auch an den Popolari sind die Stürme der Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Ihr Parteitag hatte die peinliche Frage zu lösen, wie sich die Partei zur fascistischen Regierung zu stellen hätte, ein Problem, das umso schwieriger war, als es sich dabei gleichzeitig um Spaltung oder Erhaltung der Partei handelte. Eine wirkliche Lösung schien kaum möglich. Denn während der rechte Flügel die unbedingte Unterstützung der Regierung forderte, steht die Linke dem Fascismus in offener Feindschaft gegenüber.

Der Fascismus versuchte selbstverständlich Alles, um die Popolari, diese einzige außer ihm noch vorhandene große Partei, zu spalten. Ich habe neulich bereits berichtet, wie er zu diesem

Zweck ihre religiösen Ziele verwirklichte, um ihre politischen mattzusetzen. Jetzt bemühte er sich — freilich vergebens —, noch den Vatikan, zu dem er recht gute Beziehungen hat, zu einer Abschüttelung der Linken zu bewegen, und seine Zeitungen ließen es an Drohungen nicht fehlen.

Die Anhänger der Rechten hatten jedoch wenig Glück. Unter den dreitausend Delegierten des Parteitags waren sie nur schwach vertreten. Einige ihrer Mitglieder verließen darum schon vor dem Kongreß die Reihen der Partei, und auf der Kongreßtribüne machten sie nicht einmal den Versuch, ihre Neigung zum Fascismus mit ideellen Argumenten zu begründen. Sie begnügten sich damit, die Unterstützung der Regierung als eine Notwendigkeit für das Land und die Partei hinzustellen. Aber sie stießen dabei auf den heftigsten Widerstand der Versammlung, deren Stimmung offen antifascistisch war, und die die Redner der Linken — meist jüngere Leute, während auf der Rechten die Routiniers sitzen — mit Beifallsstürmen überschüttete.

Man versteht diese Stimmung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Massen der Partei sich aus den Landproletariern Süditaliens und Siziliens zusammensetzen, eine Bevölkerung, die zwar sehr unter dem Einfluß der Kirche steht, aber doch auch einen durch eine lange revolutionäre Tradition geschulten gesunden Klasseninstinkt besitzt. Der rasche große Erfolg der jungen Volkspartei erklärt sich eben in der Hauptsache daraus, daß sie nicht nur an die Frömmigkeit, sondern auch an die oekonomischen Wünsche dieses Volkes appellierte. Mit der Unterstützung der Landarbeiter steht und fällt darum die Partei. Sie hatte im ersten Schrecken der Putschtage, und auch weil in der Parlamentsfraktion die Anhänger des rechten Flügels in der Uebermacht sind, Vertreter in die Regierung entsandt; aber nun ist die Mißstimmung gegen den Fascismus grade in den Reihen ihrer Anhänger im Wachsen.

Wenn trotz dieser heftigen Gegensätze die Einheit erhalten blieb, so ist das das Alleinverdienst Don Sturzos, für den der Parteitag der stärkste persönliche Erfolg war. Don Sturzo gehört zum Zentrum der Popolari; aber es ist kaum ein Zweifel, daß er innerlich mit der Linken einig ist. Daher ist auch sein Einfluß in der Parlamentsfraktion geringer als in der Gesamtpartei, und sein Widerstand seinerzeit gegen die Teilnahme an der Regierung wurde überstimmt. In Turin stand er der Aufgabe gegenüber, die demokratische Einstellung seiner Partei zu erhalten, ohne ihre Organisationen, hauptsächlich ihre Gewerkschaften in diesem Augenblick den Gefahren eines Kampfes mit dem Fascismus auszusetzen. Er betonte nachdrücklich den demokratischen Gedanken und scheute sich sogar nicht, von „den elenden Priestern“ zu sprechen, „deren Ueberzeugungen gehen und kommen“ Andrerseits erklärte er es für eine Notwendigkeit, die Zusammenarbeit mit der Regierung Mussolini fortzusetzen, um das Land vor dem Chaos zu bewahren. „Wir nehmen an der Regierung teil, aber wir tragen keine Verantwortung.“

Diese jesuitische Zweideutigkeit mußte natürlich in allen konkreten Fragen zu den ärgsten Widersprüchen führen. Am

deutlichsten wurde das sofort in der Frage des Wahlrechts. Das herrschende Proportionalwahlrecht ist den Popolari äußerst günstig, und sie würden nicht nur einen Verrat an ihrem demokratischen Programm begehen, sondern sich auch tüchtig ins eigne Fleisch schneiden, wenn sie es aufgeben wollten. Bekanntlich ist jedoch die Verschlechterung des Wahlrechts einer der wesentlichsten Pläne, mit denen sich die Regierung trägt. Die Popolari wollten auf zwei Pferden reiten, indem sie einerseits ihre Billigung an der Teilnahme an der Regierung aussprachen, andrerseits sich mit allem Nachdruck für das Verhältniswahlrecht einsetzten, an dessen Abschaffung ihre eignen Kabinettsmitglieder arbeiten sollten.

Dieser Triumph der Zweideutigkeit ist nicht von langer Dauer gewesen. Der Verzicht auf jede Initiative, das Bekenntnis zur Passivität, die Politik des Nullismus, diese ärgsten Fehler, die eine Partei machen kann, selbst wenn es um den Preis einer zweifelhaften Einigkeit geht, sind umsonst gewesen. Der schlaue Don Sturzo hatte nämlich zwar alle Wünsche seiner Partei einigermaßen befriedigt, indem er keinen Wunsch erfüllte; aber er hatte ganz außer Acht gelassen, daß ja zu einem Verhältnis Zwei gehören, und daß die Frage offen blieb, wie sich dann die Fascisten mit dieser Bestimmung ihres Verhältnisses zu ihnen abfinden würden.

Mussolini versuchte zunächst, die Entscheidung zu umgehen, indem er einen Beschluß der volksparteilichen Kammerfraktion provozierte. Noch einmal wurden alle Hebel hinter den Kulissen in Bewegung gesetzt, um die Volkspartei mit Hilfe des Vatikans zu spalten und den verhaßten Don Sturzo zu stürzen. In der Tat nahm die Fraktion eine Entschließung an, die beinahe alle Wünsche der Fascisten erfüllte, soweit das eben noch im Rahmen des turiner Resultats möglich war. Zwar die Stellung Don Sturzos blieb unangetastet; aber der entscheidenden Frage des Wahlrechts gab man eine Auslegung, die jede beliebige Deutung gestattete. Diese Resolution wurde gegen ein einziges Mitglied der Rechten angenommen, wobei die Abgeordneten der festen Ueberzeugung waren, daß ihr Text vorher von Mussolini gebilligt worden sei.

Der Ministerpräsident hat diese Nachricht dementieren lassen. Es gibt jedoch Anzeichen dafür, daß er seine Auffassung in den letzten Tagen unter dem Druck der intransigenten Fascisten geändert hat. In jedem Falle hat er den Beschluß der Popolari unter Hinweis auf die antifascistische Stimmung ihres Kongresses für ungenügend erklärt und den Arbeitsminister Cavazzoni samt den drei volksparteilichen Unterstaatssekretären ausgeschifft. Die Frage ist, was jetzt die Popolari tun werden. An eine offene Oppositionsstellung ist natürlich nicht zu denken. Aber werden sie wirklich diese Ohrfeige ruhig hinnehmen?

Der Fascismus für sein Teil hat von neuem gezeigt, daß er keine andern Götter neben sich dulden will. Er erkennt keine andern Ueberzeugungen an, nicht einmal, wenn sie so schüchtern auftreten wie diejenigen der Volkspartei. Er will keine Unterstützung. Er will nur Unterwerfung.

# Bayern von Ernst Niekisch

7.

Grade der Fall Niederschönenfeld stellt jene abgefeimte Politik der innerlich verlogenen und heuchlerisch irreführenden Mittel ins Licht, durch die Bayern seit dem Kapp-Putsch gekennzeichnet wird. Kahr war durch Hochverrat zur Macht gekommen; um diesen bedenklichen Ursprung seiner Ministerpräsidentschaft zu verhüllen, proklamierte er sich als den Mann der Autorität, als die starke Hand, die den bayrischen Staat zur vorbildlichen Ordnungszelle gestalte. Während die bayrische Polizei jedes reaktionäre Verbrechen deckte und verschleierte, während Sozialisten und Republikaner unter unerhörten Rechtsbrüchen ins Gefängnis geschickt wurden, nahm Bayern dreist in Anspruch, als ein Staatswesen betrachtet zu werden, das die Ideale des Christentums, der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit in sich verkörpere. Indem Kahr durch seine Politik die Reichseinheit unabsehbar gefährdete, legte er laute Bekenntnisse zum Reichsgedanken ab.

Diese Politik wohltönender Deklamationen und verderblichster Absichten steht mit dem klerikalen Charakter der herrschenden Bayrischen Volkspartei in wesentlichem Zusammenhang. Raffiniertester Jesuitismus vollbringt in Bayern politische Meisterstücke. Das geistliche Gewand bayrischer Politiker bewährt sich; der segnende Priester verleiht giftigster und niederträchtigster Regierungspraxis den frommen, harmlosen, bestrickenden Schein.

Die bayrischen Separatisten erkannten bald, wie wirksam und brauchbar die nationalistische Ideologie sei. Sie sprachen von Deutschlands Wiederaufbau und Erneuerung; sie schwärmten von dem Glanz des alten „vorübergehend versunkenen Kaiserreichs“ (das Niemand insgeheim ehedem mehr gehaßt hatte als eben sie); sie schwenkten mit gewaltsam-aufdringlicher Begeisterung schwarz-weiß-rote Fahnen und erreichten, daß gutgläubige, ehrliche Deutsche ihnen Vertrauen schenkten in dem Augenblick, wo sie mit Tücke und Hinterlist am Werk der Reichszerstörung arbeiteten. Die nationalistische Ideologie wurde zum Schafspelz, unter dem Keiner den reichsfeindlichen Wolf vermuten wollte. Deutschnationale Männer, die bei aller Feindschaft gegen die republikanische Staatsform deutsch gesinnt sind, ließen sich betören; sie füllten die Reihen der bewaffneten Organisationen, sie schätzten in den Separatisten treue Weggenossen. Die Deutschnationalen bekämpften die republikanische Staatsform; dieser Kampf schwächt in Anbetracht unsrer weltpolitischen Situation zwangsläufig Reichsgewalt und Reichsbestand. Die Separatisten sind befriedigt; was dem Reich irgend zum Schaden ausschlägt, wird von ihnen begrüßt und gefördert. Die „deutsche Monarchie“ der Deutschnationalen ist noch Zukunftsmusik; die Separatisten hoffen, ihr wittelsbachisch-katholisches Großbayern unter Dach und Fach bringen zu können, bevor noch die „deutsche Mo-

narchie“ ins Dasein getreten ist. Die Republikfeindschaft deutschgesinnter Nationalisten wird so als nützliches Wasser auf separatistische Mühlen geleitet. In der Regierungskoalition zwischen mittelparteilichen Nationalisten und Bayrischer Volkspartei sind die Nationalisten trotz allem Getöse ihres Auftretens die Geschobenen, Geführten, Genasführten. Mochten gleich die vaterländischen Verbände und die Anhängerschaft Hitlers in letzter Zeit immer stärker unter den Einfluß Ludendorffs geraten, dem weniger ein selbständiges Groß-Bayern als vielmehr ein wiederhergestelltes schwarzweißrotes Hohenzollernreich vorschwebte: die Hauptsache war, daß sie trotz Allem brauchbare Werkzeuge der bayrischen Separatisten blieben. Glückte ihnen zu einem günstigen Zeitpunkt ein Umsturz, dann mußte schließlich doch die Bayrische Volkspartei, auf ihre Bauern gestützt, angesichts des natürlichen Schwergewichts der Verhältnisse die Nutznießerin des Geschehenen sein; schlug der Umsturz fehl, dann konnten die deutschnationalen „Ordnungsstörer“ mit Entrüstung von den Rockschößen der bayrischen Patrioten abgeschüttelt werden. Da freilich die schwarzweißrot gefärbte Richtung allmählich ihre Selbständigkeit gegenüber der Bayrischen Volkspartei betonte, erfuhr sie in Parlament und Presse herbe Kritik. Diese Kritik bedeutet nicht, daß die Bayrische Volkspartei nun etwa im Sinne trüge, reichstreu zu werden; sie bedeutet nur, daß die Separatisten nicht willens sind, sich ihre eingefädelten Pläne durch plumpe Bundesgenossen verderben zu lassen. Die Zurechtweisungen, die jüngst Ludendorff und Hitler von ihren bisherigen Gönnern aus dem bayrischen Landtag empfingen, sollten ihnen das Gefühl ihrer Abhängigkeit erneut zum Bewußtsein bringen; sie haben in Bayern nur so lange einen Freibrief zu jeder Gesetzlosigkeit, solange sie als ergebene Söldlinge der Bayrischen Volkspartei tätig sind.

Es war den Separatisten in München seit langem höchst unbequem, daß der demokratisch und republikanisch denkende deutsche Gesandte Graf Zech an die „deutsche Sendung“ der Bayrischen Volkspartei niemals glauben wollte. Die Separatisten fühlten, daß Graf Zech sie und ihr reichszerstörerisches Treiben durchschaue. Die ganze Glut des Hasses, dessen katholische Auguren gegen den wissenden Laien fähig sind, warf sich auf den Grafen. Intrigen wurden gesponnen, Fallen wurden gelegt, Dolche wurden geschliffen, und Gifte wurden gebraut, um den lästigen Beobachter aus München zu entfernen. Schließlich wurde ein Bubenstück ins Werk gesetzt, so abgrundtief gemein und bodenlos verächtlich, so kitschig fromm und vaterländisch aufgeputzt, daß kein ehrlicher und anständiger Mann — und das ist Graf Zech — ihm entrinnen konnte.

Der Freiherr Leoprechting begriff die letzten Ziele bayrischer Politik. Wie, fragte er sich, sollten sich nicht mit dem Separatismus vorteilhafte persönliche Geschäfte machen lassen? Er wurde Geschäftsseparatist, ging zu Herrn Dard, verfaßte Denkschriften, in denen er bayrische Absplitterungsmöglichkeiten erörterte, und bemühte sich auch um journalistische Geltung. Man ließ ihn gewähren; die bayrischen Separatisten wollten sich auch

diesen Bundesgenossen gefallen lassen. Sein Eifer und seine Rührigkeit fanden eine gewisse Anerkennung; die amtliche Pressestelle empfing den Freiherrn, erteilte ihm Auskünfte und litt ihn auch in vertraulichen Sitzungen.

Indes machte sich dieser Separatismus für Leoprechting doch nicht bezahlt genug. Leoprechting glaubte, es sei lohnender, auf beiden Achseln Wasser zu tragen. Er wandte sich ans Reich mit Warnungen vor dem Separatismus. Graf Zech war auf der Hut vor dem Freiherrn; er konnte aber nicht hindern, daß ihn dieser mit Briefen überschüttete. Es ließ sich nicht umgehen, dem geschäftigen Schreiber einmal eine nichtssagende Antwort zu erteilen.

Als die bayrischen Machthaber merkten, daß Leoprechting nicht nur Separatist und in irgendeine Verbindung mit dem verhaßten deutschen Gesandten zu bringen war: da stürzten sie sich auf ihn. Hier ließ sich ein Prozeß inszenieren, der nach den verschiedensten Richtungen hin fruchtbar gemacht werden konnte. Im Volksgericht, dieser ungeheuerlichen Einrichtung ohne Rechtsmittel und Wiederaufnahmeverfahren, mit wohlausgesiebten Berufs- und Laienrichtern, mit seinen willkürlichen Beschränkungen der Zeugenvernehmung und Beweismittelverwertung, hatte man die ideale Bühne, die man zur Aufführung des Schaustücks brauchte.

Leoprechting trat auf als Landesverräter. Heim und die Seinen hielten sich im Hintergrunde; es wirkte in der Oeffentlichkeit gut, wenn man den Umgang mit Herrn Dard auch in München einmal als schändliches Verbrechen brandmarkte. Umso freiere Hand hatte Herr Heim wieder in Zukunft, und umso leichter fiel es, den reichsverräterischen Widerstand gegen die Republikschutzgesetzgebung zu rechtfertigen und irreführend auszudeuten.

Man gefiel sich in Entrüstung über Leoprechtings Landesverrat. Im Zusammenhang damit wurde der Name des Grafen Zech genannt. Die Oeffentlichkeit lauschte gespannt. Der Landesverräter Arm in Arm mit dem Reichsgesandten? Welches Bild! Der Gesandte war unmöglich. Zum Schluß ward Leoprechting zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Die gerichtliche Urteilsbegründung war eine geifernde Entrüstungsepistel. Alle Welt sollte sehen: So springt Bayern mit franzosenfreundlichen Landesverrätern um — Herr Heim schmunzelte in seinem Hinterhalt —, indes Graf Zech mit ihnen auf gutem Fuße steht.

Graf Zech hatte sich inzwischen bemüht, persönlich über seine Beziehungen zu Leoprechting vernommen zu werden. Der oberste Justizbeamte versprach, die Vernehmung zu veranlassen. Jedoch sie unterblieb. Man durfte die Wahrheit nicht ans Licht kommen lassen. Ueber den Prozeß sollte Zech stürzen; sollte dieser Erfolg erzielt werden, so durfte der Gesandte nicht gehört werden.

So prozessiert man in München. Die Bayrische Volkspartei findet die Richter, die sie nötig hat.

(Fortsetzung folgt)

# Ein russisches Buch von Hans Siemsen

Wollen Sie Rußland kennen lernen? Das bolschewistische Rußland? Dann lesen Sie: ‚Die schwere Stunde‘. Das ist ein Roman von Viktor Panin. (Erschienen im Verlage von Paul Cassirer zu Berlin.) Es ist nur ein Roman. Aber ich glaube: aus diesem Roman lernt man das Rußland von heute — es ist zweieinhalb Jahre her, daß ich dies hier geschrieben habe — besser kennen als aus vielen dicken und gelehrten, politischen und statistischen Büchern. Er handelt nicht von Parteiprogrammen, von Manifesten und neuen Gesetzen, nicht von politischen und nicht von Straßen-Kämpfen, nicht von der Räteorganisation, von Rohstoffmangel und Sozialisierung — er handelt nur von ein paar Menschen. Nicht von Lenin oder Trotzki oder von andern bedeutenden Führern, nur von ein paar unbekannten und unberühmten Menschen, die heute in Rußland leben. Leben — und sterben. Und eben deshalb, weil dieser Roman nur von Menschen und ihrem Leben und Sterben erzählt, eben deshalb, glaube ich, lernt man Rußland so gut daraus kennen.

Nicht, als ob ich die Wichtigkeit der Manifeste und der neuen Gesetze, der Räte- und der Rohstoff-Frage despektierlich unterschätzen wollte. Ich weiß sehr wohl, daß, wer Rußland und die russische Revolution beurteilen will, sich gar nicht gründlich genug mit all diesen Dingen beschäftigen kann.

Aber letzten Endes sind doch für die Entwicklung der Welt und auch für die Entwicklung der russischen Revolution die Menschen wichtiger als alle Gesetze, Manifeste und Organisationen. Ich glaube also: um Sowjet-Rußland auch nur ein wenig kennen zu lernen, genügt es nicht, die politischen und die wissenschaftlichen Bücher zu lesen, die von den neuen Gesetzen und neuen Institutionen, von den Siegen und von den Niederlagen der russischen Revolution berichten. Es genügt nicht; man muß auch von den Menschen wissen, für die diese neuen Gesetze gemacht sind, von denen die Siege und Niederlagen, von denen die ganze russische Revolution erlebt, erlitten, oder — wenn wir pathetisch reden wollen, ohne deshalb weniger wahr zu reden; denn wo wäre Pathos wahr, wenn nicht hier? — von denen diese russische Revolution getragen wird. Es sind nicht die Führer. Sie sind nicht berühmt. Sie tauchen aus dem Dunkel auf und verschwinden namenlos im Dunkel. Aber auf ihren armen Schultern tragen sie Alles: Gesetze, Erfolge, Niederlagen, Hoffnungen und ihre Verwirklichung so gut wie ihre Enttäuschung und die Verzweiflung, das Elend, die Anstrengung und den Kampf — die ganze russische Revolution, das Schicksal Rußlands und vielleicht sogar das Schicksal der Welt. Und es sind Menschen — nicht anders als wir. Von ihnen erzählt ‚Die schwere Stunde‘.

Die Revolution aber bildet in diesem Buch nicht, wie es oft so schön heißt, den „dunkeln Hintergrund“, vor dem das Schicksal der Menschen sich abspielt. Oh nein! Sie selbst, die russische Revolution, sie ist das Schicksal dieser Menschen. Der Krieg, das Chaos, die neuen Gesetze, die Rätefragen, die Rote

Armee, der Terror und die Ententeblockade — das Alles ist das Schicksal dieser Menschen. Wir erfahren durchaus nichts Neues darüber; aber wir erleben es, wie diese Menschen es erleben. Auch sie „erfahren“ nichts darüber; es ist einfach da, es ist ihr Schicksal. Aber ich glaube: sie wissen mehr davon als die gelehrten und klugen Leute, die über alle diese Dinge gelehrte und kluge Bücher schreiben. Und wir, wenn wir diesen Roman gelesen haben, auch wir wissen nun, was das ist: die Rätefrage, die Rote Armee, der Terror und die Ententeblokkade, wir haben nun eine kleine Ahnung davon, was das bedeutet: die russische Revolution.

Ich kenne Viktor Panin nicht. Vielleicht ist der Name ein Pseudonym. Jedenfalls war er ganz unbekannt, auch wenn er vielleicht schon früher einmal auf ein paar Büchern als Autorname gestanden hat. Heute ist Viktor Panin der Name eines großen Dichters in der Reihe der Dichter, deren Größe aus ihrem Menschentum wuchs. Das Leid hat ihn zum Ritter geschlagen. Er erlebte die Revolution — und wurde ein Dichter. Das ist Alles, das ist seine ganze Stärke, seine ganze Kunst, seine ganze Größe: daß er die Revolution am eignen Leib, an eigner Seele erlebte, daß er dem Leid nicht auswich, sondern es Stück für Stück erlitt. Er hat mit ihm gerungen — und es hat ihn gesegnet.

Panin ist kein Bolschewist. Ich weiß auch nicht, ob sein Buch die bolschewistische Zensur passieren würde. Er treibt keine Propaganda, weder für noch wider. Er sieht keine Engel und keine Teufel. Er sieht nur Menschen, er sagt nur die Wahrheit. Haben die Bolschewiki diese Wahrheit zu scheuen? Ach, dies Buch ist eines von jenen Büchern, aus denen man die tiefe Wahrheit lernt: Niemand, kein Mensch hat die Wahrheit zu scheuen, solange er nur eine Bedingung erfüllt, solange er sich den Folgen seiner Handlungen nicht entzieht, solange er leidet. Und Rußland leidet.

Panin erzählt nicht von der Befreiung oder — wie soll ich sagen? — von der Erlösung, von dem Aufstieg eines Proletariers. Er erzählt von dem Zusammenbruch einer bürgerlichen Existenz, von dem Zusammenbruch einer bürgerlichen Welt. Er ist seine eigne Welt. Erzählt er von sich selbst?

Er war vor dem Krieg ein angesehener, bewunderter und beliebter Schriftsteller, es ging ihm gut, er lebte, wie er es wünschte, er hatte sein Haus und seine Familie. War er nicht ein rechtschaffener, tüchtiger und wertvoller Mensch? Und war die Welt, die er um sich aufgebaut hatte, nicht ebenso rechtschaffen, nicht gut und schön?

Nachdem er fünf Jahre Soldat gewesen ist, kehrt er zurück — mitten hinein ins bolschewistische Rußland. Was findet er von dem, was er verließ? Was findet er von seiner Welt? Nichts, gar nichts, nicht das Allergeringste. Die Welt, in der er lebte, ist vollkommen zusammengebrochen. Aeußerlich und innerlich. Von der Bank, bei der er sein Geld zu holen pflegte, bis zum Innersten, bis zur Familie. Seine Frau und seine Kin-

der leben zwar — aber es ist nicht mehr seine Frau, es sind kaum noch seine Kinder.

Das ist der Inhalt dieses Romans: das ganze bürgerliche Leben, dasselbe Leben, das Sie und ich, das wir in Deutschland noch heute leben, das ist nicht mehr, das ist zertrümmert, wie ein großes unsolides Gebäude in sich selbst zusammengestürzt. Nicht nur die äußere Fassade stürzt, nicht nur der alte Staat, die alte Macht, nicht nur das alte geschäftige Leben mit seinem Gang zur Redaktion, mit seinem Gang zur Bank, ins Restaurant, nicht nur das Depot im Bankhaus verschwindet: auch das Letzte, das scheinbar Sicherste, was wir so gerne „heilig“ nennen, sogar die Ehe, sogar die Familie — Alles, Alles stürzt zusammen. Stürzt zusammen, weil die Fundamente gar nicht heilig, sondern falsch waren.

Die Frau betrügt den zurückkehrenden Mann. Betrügt? Wie lächerlich anmaßend ist doch dies Wort. Wie das Wort eines Sklavenhalters. Sie geht zu einem Andern? Nun gut!! Er, der Mann, hat sie in Gedanken ja längst „betrogen“. Wie heuchlerisch, etwas halten zu wollen, was innerlich längst zerfallen ist! Die halberwachsene Tochter, der Liebling des Vaters, wo ist sie? was treibt sie? was weiß er von ihr? Eines Tages kommt sie betrunken nach Hause, und der Vater merkt, daß sie schwanger ist. Der Kleinste aber, Wowa, der Liebling, was wird mit ihm? Er stirbt, er verhungert.

Dieser Hunger, an dem sie Alle leiden, ist so grauenhaft, so über alles Maß entsetzlich, daß ich mitten in der Lektüre nach dem Messer griff, das auf dem Tisch lag, um es Lloyd George oder Clemenceau, den Herren der Ententeblockade, in die heuchlerische Kehle zu stoßen.

So aufreizend wirkt dies stille Buch, so erschütternd — nur weil es die Wahrheit sagt. Diese Wahrheit ist furchtbar, sie heißt: Zusammenbruch. Aber nun zeigt sich die Größe des Leidens, nun zeigt sich Das, was ich nicht anders nennen kann als die schöpferische Kraft des Leidens. Aus dem vollkommenen Zusammenbruch erhebt sich — eine neue Welt? das wohl noch nicht, so weit reicht nach so viel Elend und so viel Hunger die Kraft wohl noch nicht; aber etwas, was vielleicht noch mehr ist: es erhebt sich der Glaube an eine neue, bessere Welt und mit diesem Glauben ein neuer Mensch.

Das ist das Erschütternde, das ist das in allem Grauen unendlich Trostreiche an diesem Buch: in diesem Menschen, der Alles verliert, dessen ganze Welt zusammenbricht, dessen kleiner geliebter Sohn vor seinen eignen Augen verhungert, in diesem Menschen entsteht nicht trotz dem, sondern eben durch den Zusammenbruch und durch das Leid der Glaube an eine neue Welt.

Er hadert nicht, er sträubt sich nicht, er überhäuft seine Gegner nicht mit Vorwürfen, er weiß nicht, wie das Alles kam, er weiß auch nicht, wohin das führen soll — aber er fühlt, er weiß: Es mußte so kommen. Hier gibt es nichts mehr zu diskutieren, hier kommt es nicht mehr auf Meinungen an, dies hängt

nicht mehr vom Willen einiger Menschen, auch nicht vom Willen vieler Menschen ab. Dies ungeheure Ereignis vollzieht sich nach seinen eignen Gesetzen, unaufhaltsam, unvermeidbar, aller Kritik spottend, ungerecht und furchtbar, wie das Leben selbst. Es mußte so kommen — und deshalb ist es gut, deshalb muß, was auch daraus entstehen mag, Das, was kommen wird, besser sein als Das, was zusammengebrochen ist. Deshalb kann dies unbeschreibliche, unerträgliche Grauen und Elend, deshalb kann dies Alles nicht sinn- und nutzlos, deshalb kann dies Leiden nicht vergeblich sein. Das ist der Glaube dieses Buches.

Als zum Schluß der Junge verhungert, gebiert zur selben Stunde seine Schwester ein Kind. Sie stöhnt. Der gequälte Vater wendet sich um. „Das neue Leben", sagt Jemand, „wird, scheints, geboren."

Das ist die „schwere Stunde"; nicht die des Todes — es ist die Stunde der Geburt.

*

Von der Schönheit und Kraft dieses Buches könnte ich lange Seiten schreiben. Es würde mir nicht gelingen, den starken und unscheinbaren Geist, der hinter allen Worten lebt, zu fangen.

Während des Krieges erschien ein Buch, das mehr ein Wegweiser war als ein Buch. Das war ‚Das Feuer' von Henri Barbusse. War es nicht damals Pflicht, das ‚Feuer' zu lesen und zu verbreiten?

Das ‚Feuer' von heute heißt: ‚Die schwere Stunde'

---

## Schieber und Schlemmer von Walther Franke

Es geht mit dem Begriff der Schiebung wie mit dem des Kitsches: Kitsch ist, was der Andre macht.

Das möchte hingehen. Aber peinlich und beschämend ist, daß es dem Begriff der Schlemmerei nicht anders geht. Wo fängt Schlemmerei an? Bei jeder Nahrungszufuhr über das Kalorienbedürfnis? Ist Milchkakao gegen Wasserkakao schon eine Schlemmerei? Oder gehts erst bei der Poularde und der qualvoll gemästeten Fettgansleber los?

Wir aßen immer miserabel in Deutschland. Was man im sächsischen Erzgebirge zu Friedenszeiten für Essen ansah, hätte ein chinesischer Kuli entrüstet abgelehnt (der tarifmäßig auf sieben tägliche Mahlzeiten dreimal Fleisch und zweimal Reiswein bekommt).

Wer und was soll Richter sein über Schlemmbegriffe? Der gutgenährte Bauer, der unterernährte Amtsrichter, der vollbeschäftigte unverheiratete Arbeiter oder der Lehrer einer Privatrealschule?

*

Ich warne Unkundige vor Schieber- und Wucherverfolgung. Der unendlich mächtige Staat vor der Revolution verbrannte sich die Finger daran. Wollen es unsre Amateure versuchen?

In einem gesunden Wirtschaftswesen gibt es dies Problem überhaupt nicht, und in einem kranken ist es durch die Krankheit bedingt. Man kann nicht Syphilispocken mit Teerschwefelseife behandeln.

„Was darf bei wem wieviel kosten?“ Wer löst Gleichungen mit drei Unbekannten?

Ich habe Anfang Februar eine Schreibmaschine für 300 000 Mark gekauft und mit 30 Schilling bezahlt. Heute kostet dieselbe Maschine 600 000 Mark oder 140 Schilling. Weiß der Himmel, was die Schreibmaschine eigentlich kostet!

*

Daß ich kaum jemals einem Schieber begegnet bin, mag daran liegen, daß ich ein Jahr lang Außenbeamter des Königlich Sächsischen Kriegswucheramtes war. Derselben Tatsache verdanke ich aber auch meinen Trollblick für die Groteske.

Nachdem wir uns nämlich im Laufe mehrerer Monate davon überzeugt hatten, daß wir an die drei größten Gebiete der Schiebungen, nämlich die Selbstversorgung der Rüstungsindustrie, der Kommunen und der Militärverwaltung, uns nicht heranmachen durften, weil uns die Städte mit revidierter Städteordnung einfach keine Beamten zur Verfügung stellten, die Militärbehörden uns einfach auslachten und unsre Reklamationen vom Heeresdienst nicht mehr genehmigten, wenn wir mit unserm lappigen Ministerium des Innern ihnen in die Quere kamen, die Rüstungsindustrie dagegen einfach einen Ablaß vom Justizministerium bekam — nachdem wir also Monate lang nichts andres getan hatten als einzelne Eier auf den Bahnhofssperren zu beschlagnahmen, kam die geniale Idee, die Versorgung der bedauernswerten Kurgäste des Bades Elster aufs Korn zu nehmen und den ölsnitzer Bergleuten zu zeigen, was eine Harke sei.

Bad Elster unterstand der Dritten Abteilung des Ministeriums des Innern, wir der Fünften. Die Dritte Abteilung machte die Zuweisungen, die Fünfte beschlagnahmte sie wieder. Wasch den Pelz und mach ihn nicht naß.

Also waren wir darauf angewiesen, die Privatleute zu behelligen. Dies gelang uns kraft einer Verordnung seitens der Amtshauptmannschaft, nach der Badegäste keine Lebensmittel aus Bad Elster entführen durften.

Die Lebensmittel Bad Elsters waren entweder aus Böhmen importiert oder aus den andern Amtshauptmannschaften, oder waren vom Ministerium (wie sich später herausstellte, aus den Beständen der Gefangenenanstalten) zugewiesen, gingen uns also eigentlich nichts an. Immerhin überwachten wir die Postaufgabe.

Die Postverwaltung weigerte sich, unsre Amtstätigkeit in ihren Räumen zu dulden.

Folglich stellten wir einen Beamten an den Eingang zum Postamt und fingen die Leute ab, die ein Paket aufgeben wollten. Dies Paket wurde in die Bürgermeisterei getragen und dort auf Lebensmittel untersucht. Waren die Absender Badegäste, also im Besitz einer Kurkarte, wurde ihnen das Zeug beschlagnahmt. Waren es dagegen Einwohner, Badewärter, Hotelangestellte, Musiker, Schauspieler oder — Passanten, mußte ihnen nach dem Wortlaut des Gesetzes die Absendung gestattet werden. Wir waren fünf Beamte mit einem Gesamtgehalt von etwa 6000 Mark im Monat. An einem einzigen

Tage haben wir fünf Mann drei Pfund selbstgesammelte Heidelbeeren beschlagnahmt und abgeliefert. Der Ertrag der beschlagnahmten Ware betrug 1 Mark 50 Pfennige.

Als der Chef zur Besichtigung unsres Betriebes kam, mußte einer von den ihn begleitenden Beamten auf sein Geheiß in einer Gastwirtschaft ein Fleischgericht ohne Marken fordern. Er bekam es, und der Wirt ward von ihm darob angezeigt.

Währenddessen brauste die Sommeschlacht, wurden Waggons von Lebensmitteln, ohne daß wir eingreifen konnten, an die Rüstungsindustrie für deren Kantinenbedarf verschoben. Wir beschlagnahmten unterdes halbe Stückchen Butter aus den Taschen harmloser Sonntagshamster.

*

Wozu alten Dreck aufwärmen! Eines ist Jedem klar, der jemals die Nase in Wucherverfolgungen gesteckt hat: es ist ein Unding. Die ungeheuerliche Gewalt, alle Abnehmer zu bestrafen, hat kein Staat. Mag der Reichstag Wucher- und Schlemmergesetze schockweise produzieren — sie fangen Keinen damit. Sie können erreichen, daß ab und zu einmal ein armes Luder aus der Millionenmasse herausgepickt und abgeurteilt wird.

Solange aber ein durch nichts definierbarer Bedarf, bei einer hemmungslosen Geldentwertung, unter vollkommener Unklarheit der Wucherbegriffe, des Substanzerhaltungsrechtes, des Wiederanschaffungspreises, des Verbotes der Kalkulation auf Devisengrundlage, durch variable Werte gedeckt werden soll, lasse man die Hände davon. Die Montanindustrie läßt sich nicht schrecken, die Produktenbörse nicht stören. Und um der Butterfrau auf dem Wochenmarkt in Potschappel willen braucht man keine Zuchthausgesetze aufzustellen.

# Zu dieser Justiz

Wegen Aufreizung zum Rassenhaß hatte sich die Krankenschwester Franziska Eichhof zu verantworten. Im Sommer 1919 war es an der Ecke Joachimsthaler Straße und des Kurfürstendammes zu einer wüsten Szene um der Angeklagten willen gekommen. Die Schwester hatte von dem Zeitungshändler an der genannten Straßenkreuzung das ‚Deutsche Wochenblatt' verlangt, erhielt aber zur Antwort, daß man ihm von jüdischer Seite verbiete, das Blatt zu verkaufen. Darüber geriet die Krankenschwester in Erregung. Die Anklage warf der Eichhof vor, gerufen zu haben: „Schlagt die Juden alle tot, sie müssen ausgerottet werden!" Das Gericht erkannte auf eine Geldstrafe von 3000 Mark.

Unter der Anklage des Landfriedensbruches hatte sich eine Frau Kretzer vor der Strafkammer zu verantworten. Die Angeklagte hatte am Tage der Unruhen vor dem Zirkus Busch, als Kommunisten einen Zug von Rechtsparteilern sprengen wollten, die Menschenmenge aufgefordert, den im Zuge befindlichen Dr.-Ing. Stantien auf Waffen zu untersuchen. Diese „Untersuchung" ging in der Weise von statten, daß St. von den Kommunisten überfallen wurde. Das Gericht erkannte für Frau Kretzer auf 3 Monate Gefängnis.

# Die Trompete vom Potsdamer Platz

von Sigismund v. Radecki und Hellmuth Krüger

Wenn der Potsdamer Platz so neununddreißig Fieber schwitzt,
wenn das Auto mit 'nem Satz — futsch! — vorüberflitzt,
wenn die kessen Nutten haschen
nach den dicken Aktentaschen,
wenn die Untergrundbahn Menschen schluckt
und ein Liftboy nach den Sternen guckt —
Ruck! — stockt der Verkehr.
Die Zeit steht still.
(Rasch, die Zeitung her!)
Und Berlin ruft schrill:
Weiter! Weiter! Gehn, gehn, gehn!
Gehn Sie vorwärts, gehn Sie rückwärts, aber bleiben Sie nicht stehn!

Wenn die Prozession der Liebe durch die Friedrichstraße treckt
und im nächtlichen Betriebe Schulze sein Gemüt entdeckt,
wenn zum höchsten der Gefühle
man erklimmt das Bargestühle,
wenn die Nacht der Liebe niedersinkt,
Lissy auf Vorausbezahlung dringt —
Ruck! — stockt der Verkehr.
Der Mann wird still.
Aus. Er will nicht mehr.
Doch die Braut ruft schrill:
Weiter! Weiter! Gehn, gehn, gehn!
Gehn Sie vorwärts, gehn Sie rückwärts, aber bleiben Sie nicht stehn!

Wenn des Volkes Auserwählter still in seinem Sessel ratzt,
und sein salbungsvoll geölter Mund noch die Diäten schmatzt,
wenn sich sämtliche Parteien
nichts vergeben, nichts verzeihen,
ein Minister wilde Zahlen spuckt
und die Herde nach dem Zeiger guckt —
Ruck! — stockt der Verkehr.
Die Zeit steht still.
Rasch, die Leitung her!
Und Berlin ruft schrill:
Weiter! Weiter! Gehn, gehn, gehn!
Gehn Sie vorwärts, gehn Sie rückwärts, aber bleiben Sie nicht stehn!

Wenn man auf berliner Brettern wirklich nur noch Treppen sieht,
oder Betten, welche zittern, weil auf ihnen was geschieht,
wenn der Sohn den eignen Vater
täglich umbringt im Theater,
wenn der K . . r dazu fünf Pünktchen drückt
— und die Leute sind davon entzückt —
Ruck! — was macht die Kunst?
Dann steht sie still.
Alles tappt im Dunst.
Doch Berlin ruft schrill:
Weiter! Weiter! Gehn, gehn, gehn!
Gehn Sie vorwärts, gehn Sie rückwärts, aber bleiben Sie nicht stehn!

Wenn Signor, Monsieur und Mister reden auf uns ein im Chor
(alle war'n wir mal Minister, uns macht Keiner etwas vor . . . ),
Konferenzen, Pässe, Zölle,

viele Grenzen, eine Hölle,
wenn man täglich nur noch Kurse schluckt,
und Amerika die Achseln zuckt —
Ruck! — dann stockt das Blut.
Die Welt steht still.
Und es steigt die Wut
in die Kehle schrill —
Weiter! Weiter! Gehn, gehn, gehn!
Sehn wir rückwärts! Gehn wir vorwärts! Aber bleiben wir nicht stehn!

---

# Antonius und Kleopatra von Alfred Polgar

Shakespeare sieht Geschichte als Angelegenheit des besondern Willens und Temperaments von ein paar außerordentlichen Individuen. In seinen Geschichtsdramen — das ist ihre fundamentale Genietat — vollzieht sich die Menschwerdung historischen Geschehens, sozusagen die Umwandlung von dessen Sachlichkeit in Persönlichkeit. Das ganze Gewicht der Ereignisse ist den Figuren in die Tasche praktiziert. Das gibt ihnen eine Schwere, die Schauspieler kleinern Formats kaum schleppen können.

In ‚Antonius und Kleopatra‘ ist der halbe Erdteil Kulisse, sind Menschmillionen Statisterie des heroisch erotischen Theaters, das Roms Feldherr und die aegyptische Königin mit einander spielen. Der Bearbeiter, dessen Text die Neuinszenierung im Burgtheater spricht, Dr. Stephan Hock, hat mit Kulissen gespart und die Statisterie abgebaut. Oktavius Caesar scheint auf einen dramaturgischen Pflichtteil gesetzt, Sextus Pompejus ist verschwunden, mit ihm die große Szene auf seiner Galeere (schade um den betrunkenen Lepidus). Und zweimal schade um die Szene, in der Kleopatra, noch ganz fassungslos über des Antonius Tod, doch schon Fassung genug hat, den Caesar bei der Fatierung ihrer Schätze betakeln zu wollen. Hier geht der dramaturgische Strich wider den Geist, weil er Shakespeares psychologische Schärfe abstumpft und in Kleopatras Charakterlinie eine starre Pathetik beläßt, die der Dichter mit überlegener Absicht gelockert hat. Dem neuen Text scheint die Uebersetzung des Grafen Baudissin zugrundezuliegen. Er besteht, soweit mein ad-hoc-Wissen das in der Eile beurteilen kann, philologischer Prüfung. Ein paar Stellen fallen durch überkräftige Realistik auf. Zum Beispiel jene, wo Antonius, die Langsamkeit seiner Diener tadelnd, sagt, früher wären ihm Könige dienstbar gewesen, „Könige zum Schweine füttern“. Ein Ausdruck, der mehr für Holofernes paßt, nicht für den von Hebbel, sondern für den von Nestroy. (Im Original heißt die Stelle: „ . . . Kings would start forth und cry ‚Your will‘?“) Recht kraß drückt sich Antonius dann auch ein paar Verse später aus, wenn er Kleopatra vorwirft, sie liebäugle, dem Caesar zu schmeicheln, mit einem Burschen, der jenem „die Hose knöpft“. Das heißt im Original: „ . . . with one that ties his points.“ Zweitens glaube ich nicht, daß sich die Caesaren ihre Hosen von Dienern zuknöpfeln ließen, und erstens scheint es fraglich, ob sie über-

haupt Hosen zum Knöpfeln hatten. Man müßte im Mommsen nachlesen, wenn man ein Kritiker von Ambition wäre.

Das Dekorative der Neuinszenierung ist sehr schön. Daß es von Roller erdacht, merkt man gleich an den zwei obstinaten Ecktürmen, die den Bühnenraum verengen. Rom wird durch etwas gemalten Marmor angedeutet, Aegypten durch weiche Stoffe, deren dominierende Farbe naturgemäß nilgrün ist. Rot der Leidenschaft tritt öfters hinzu. Ausnahmen: ein feines Panorama von Athen, dann einmal ein Nachthimmel mit Riesenmond, auf Dunstwolken schwimmend, und Kleopatras Gruft, ein Lokal von aegyptischster Monumentalität. Die Verwandlungen vollziehen sich erfreulich rasch. So gehorcht die Bühne dem Dichter, der eine höhere als die faktische, nämlich die schicksalsgemäße Einheit von Zeit und Ort wahrt, und für den es von Rom nach Aegypten nur ein Gedankensprung ist.

Haltung und Geste der Spieler haben Stil und Würde. Die wird nur in der Szene verlassen, in der Kleopatra dem rasenden Anton davonläuft und er ihr nach, wobei sie wiederholt die Bühne traversieren. Der Lärm der Schlachten bei Aktium und vor Alexandria wird durch ein wenig oesterreichische Militärmusik zart angedeutet. Sehr stimmungsvoll die Wachen-Szene (von Hock an den Schluß eines Aktes gerückt) mit dem geheimnisvollen, Böses kündenden Gesumm aus acherontischer Tiefe.

Herr Aslan ist Marc Anton. In der Generalprobe war er unpäßlich (päßlich habe ich ihn dann nicht gesehen), aber grade weil er nur markierte, gefiel er mir sehr. Schön paarte sich in Erscheinung und Spiel Strenges mit Zartem, höchst königlich war er untertan dem Weibe. Stärker als die heldische wirkte die lyrische Komponente dieses Antonius: das Edelmetall der Figur kam sozusagen in geschmolzenem Zustand besser zur Geltung als im starren. Wenn Herr Aslan die Kleopatra spielte und Frau Medelsky den Marc Anton, wäre das fast Idealbesetzung. Frau Medelsky ist nämlich viel römischer als ihr Partner, wie dessen Wesen besser orientalisch orientiert ist als das ihre. Sie hat es leider vom Fleck weg mit dem Paroxismus, setzt mit voller dramatischer Wucht ein und kann dann nur noch die Stimme steigern, nicht mehr die innere Spannung. Das Weiche dieser Kleopatra hat einen tränigen, das Kindliche einen sauern Beigeschmack. Dennoch bleibt die schauspielerische Leistung bewunderungswert: durch die Größe der eingesetzten Gefühls- und Sprechmittel, wie durch die Intensität des dramatischen Griffs, auch dort, wo er ins Leere oder daneben greift. Qualvoll war die endlose Agonie der Kleopatra. Ich verzichte gern auf Sterbenswahrheit des Spiels, wenn sie nur durch solche Umständlichkeit und Flüsterschwäche der Rede erzielt werden kann.

Die Zuschauer folgten anfangs mit großer Teilnahme dem großen Drama. Dann ermüdete sie die Feierlichkeit, mit der jeder dramatische Augenblick von sprachlichem und szenischem Zeremoniell erdrückt wurde, die Historie wurde ihnen langweilig, und sie nickten ein. Quandoque dormit etiam Shakespeare bei ‚Antonius und Kleopatra'. Und der schwache Zuhörer sollte es nicht?

# Theater im Mai

Die Verführung' tritt an uns um die neun Lenze zu spät heran, die man Zeitdramen nicht lagern lassen darf; es sei denn, daß sie zugleich von zeitlosem Wert sind. Das ist Paul Kornfelds Erstling, der literarhistorisch seine Vorläuferbedeutung behalten wird, in keiner Beziehung. Geistig nicht: die Freiheit, die Bitterlich meint, ist noch erheblich weniger fundiert als Karl Moors, der auch über Leichen geht. Dichterisch nicht: das Pathos, in dem sich hier die Weltschwärmerei entlädt, klingt bis auf ein paar Sätze, die aus dem Herzen eines prager Literaten nicht den Filterweg durch sein jüdisches Köppchen genommen haben, jetzt schon ziemlich verblasen. Und dramatisch? Kornfeld ists nicht um Wesenszüge zu tun, sondern um Empfindungen. Nicht die Gesichter der Figuren sollen sich unterscheiden, sondern die Richtung, wohin ganze Gruppen Sehnsucht und Veranlagung zieht: ob in den Himmel des Menschheitbeglückers oder die Hölle des satten Philisters. Daß jener diesen erwürgt und dafür von einem Ersatzmann des ewigen Typus mit einem Roßhaar vergiftet wird, und daß ein Mädchen vorher einzugreifen versucht und sich nachher, überflüssig geworden, wegräumt: das bringt im Sinne des „alten" Dramas Bewegung, aber leider nicht so viel, daß eine graue Eintönigkeit ihre Last früher einbüßte, als bis in einem Wirtshausgarten das harmlos-lustigste Tingeltangel, ach, zu kurz, eingelegt wird. Seltsame Theaterzustände! Als dem Autor eine Aufführung für seine Entwicklung nützlich gewesen wäre, da gaben die Kammerspiele mitten in in der Saison ‚Schöne Frauen'. Heute, wo Kornfeld seine Tragödie wahrscheinlich nicht anders ansieht als ich, da wird in der Jahreszeit für schöne Frauen, die ja nicht unbedingt vom Erbfeind stammen müssen, aus Angst vor der Konventionalstrafe an sechs Abenden lieblos eine Vertragsverpflichtung erfüllt. Die Liebe zur Sache trägt Alexander Granach bei. Und da er ein brennendes Auge, eine wilde Stimme und wütend um sich schlagende Gliedmaßen hat, so ist nicht zu hindern, daß Kornfelds entmaterialisierter Menschheitsrepräsentant für zwei Stunden zum strotzenden Individuum wird.

*

‚Die Fahrt nach Orplid' ist ein Himmelfahrtsausflug des ‚Wandervogels', Ortsgruppe Tegernsee, und endet gleichfalls letal; wie nicht erst seit Bitterich und nicht einmal erst seit Gregers Werle alle Bestrebungen, das miserable genus humanum aus seiner Unmenschlichkeit hochzureißen. Also Einer stirbt, und der Kapitän des Segelschiffs spricht: „Es scheint, da ist noch ein dritter Kapitän, größer als wir beide." Diesen innerlich blonden Schmidtbonn, dessen hervorstechendste Eigenschaft seine Edelsentimentalität ist, hat ein längeres Schriftstellerdasein so frei von Selbstkritik gehalten, daß er drucken läßt, was auch die Leutchen, an denen sich seine Gestaltungskraft versucht, nicht mehr über die Lippen kriegen. Sie stehen gegen einander wie bei Kornfeld: der Erlöser und seine untauglichen Ob-

jekte, die immerhin tauglich sind, ihres Erlösers Traum und danach, durch Enttäuschung, den Träumer zu zerstören. Aber wenn der Prager vielleicht vor einem Jahrzehnt nicht nur als Initiator eines ismus Eindruck gemacht hätte, so bewahrt den Rheinländer ein gütiges Geschick davor, in einem Jahrzehnt wie ein Gespenst anzumuten, dieweil unser Neues Volkstheater schon jetzt seine Wirkung innerhalb eines Monatsturnus ein für alle Mal aufbraucht — die Wirkung eines Theaterstücks für den kleinen Mittelstand: voll handfester Gegensätze, überschwemmt von Lyrismus und gefördert durch eine bequeme Technik, die das Unter-, das Mittel- und das Obergeschoß eines Schiffes zu beliebigem Hin und Her ausnutzt. Der Weg von der ‚Mutter Landstraße' des Jahres 1904 bis hierher ist so weit wie von Max Reinhardt bis in die Köpenicker Straße, wo die Ortsgruppe Schlesischer Busch, fast lauter vierzehnkarätige Wandervögel, unter der nobeln Führung des gefühlsüberreichen Paul Bildt eine Anzahl Ensembles der City von 1923 beschämt.

*

‚Esther Gobseck': da ist man wie vor den Kopf geschlagen. Nicht, weil etwa Leichenschändung begangen würde. Balzac ist keine Leiche, und Theodor Tagger kann ihm nichts anhaben. Ein Griff ins Regal, zehn Seiten gelesen, und dieser ganze tolle Spuk ist verflogen. Aber im Theater ist man ihm ausgeliefert und fragt sich zweieinhalb Stunden lang entsetzt, was das für eine grauenhafte Einrichtung ist, die sich nicht das letzte bißchen Anstand gerettet hat, um ihr blutig rohes Gewerbe aus eignen Mitteln der Geistlosigkeit zu bestreiten, sondern ein Kunstwerk hernimmt und einer Horde von Analphabeten zuliebe mit dem Metzgerbeil in die Pfanne haut. Aus einem Pandämonium wird ein Panoptikum und von dem die Schreckenskammer. Ein Film des gleichen Gegenstands ist in Arbeit; und keine Phantasie vermag zu ermessen, wie die Kino-Effekte des ‚Schauspiels' von dem Flimmerspiel überboten werden sollen. Renaissance-Theater? Ein Renaissance der Epoche, wo man für Mitterwurzer Zolas Coupeau, für Sonnenthal Daudets Risler, für Matkowsky und Kainz Dostojewskis Raskolnikow dramatisierte. Ah, es sei ferne von mir, bei der Wahl zwischen einem einzigen von diesen Vollblutreißern für das Kulissengenie und hundert Blaßblütigkeiten von untadeliger Literaturfähigkeit einen Augenblick zu schwanken! Aber, zum Donnerwetter: die Bombenrolle muß da sein und das Kulissengenie für sie. Der Bearbeiter Tagger schnipselt sechs Röllchen von ungefähr gleicher Kargheit zurecht, und der Theaterdirektor Tagger verteilt sie an drei namenlose Durchschnittsspieler, die wenigstens einen hübschen Anblick bieten, und an drei halbprominente Spezialitäten, die sonst ihre freundlichen Verdienste haben, und über die man hier immer lacht, wo es nicht beabsichtigt ist. Dabei lacht man so gerne. Ich denke mit tiefer Dankbarkeit daran, wie ich in Alexander Tairoffs ‚Giroflé-Gerofla' mich scheckig gelacht habe. Welcher Deutsche erwirbt, bevor die Ferien beginnen, denselben Grad Dankbarkeit von mir?

# Bemerkungen

## Der Prozeß in Werden

Die Verteidigung greift während der Verhandlung nur mit formalen Protesten und vereinzelten Feststellungen ein. Es tritt das Bestreben hervor, die abwesenden Angeklagten belasten zu lassen, um desto schärfer für die anwesenden eintreten zu können. Die Plaidoyers werden von Grimm in verbindlichem Ton, von Wolff mit trockener Sachlichkeit, von Moriaud mit großer Würde gehalten.

Soweit Zwischenfälle vorkommen, ist das südfranzösische Temperament des Herrn Duvert daran schuld. Er springt zwanzigmal in der Stunde auf und gestikuliert mit der Eindringlichkeit eines Volkstribunen, gegen den Vorsitzenden gewendet, aber auf die Angeklagten hinweisend. Er ist der interessanteste Mensch dieses Prozesses. Schwarzes, zurückgekämmtes Haar, feurige, braune Augen, eine wohltönende, klare Stimme und eine ironische Schlagfertigkeit, von der die schwerfällige Nüchternheit des Herrn Dr. Wolff-Berlin absticht wie Weißbier von Champagner.

Beide, Herr Peyronnel und Herr Duvert, lieben es, rhetorische Fragen zu stellen, durch die aus dem Militärprozeß erst der große politische Prozeß wird. „Also Sie sind der Meinung", fragt der Vorsitzende, „daß man eine friedliche Demonstration mit Parabellumpistolen macht?" Als Müller erwidert, er wisse gar nicht was eine Parabellumpistole sei, fragt der Ankläger sofort ironisch: „Ah, bei Krupp hat man die Parabellumpistolen immer zum alten Eisen geworfen!?" Darum auch der drohende Hinweis nach dem großen Duell Moriaud-Duvert: „ . . . das sind jene Leute, die mit lächelnder Miene die Städte Belgiens und Frankreichs verwüstet haben!" Die Herrn Duvert kennen, erzählen, daß das eine stehende Phrase in seinen Anklagereden ist.

Auch Herr Krupp, der ruhig da saß und, um dem französischen Photographen sein Gesicht zu verbergen, seinen Rock eingehend betrachtete, hatte seinen großen Augenblick. Er kam, obwohl er wußte, daß man ihn verhaften würde. Herr Krupp dachte allerdings nicht an 15 Jahre. Niemand hielt es bis zum letzten Augenblick für möglich. Ich sprach wenige Stunden vor der Urteilsverkündung mit einem leitenden Direktor der Krupp-Fabrik in seinem Büro: „Es wird der Verteidigung wohl schwer fallen", meinte er, „aus diesem Strafantrag einen Freispruch zu machen; aber der Antrag kann nicht zum Urteil werden. Das wäre Wahnsinn!" Und es kam schließlich noch wahnsinniger . . .

Das Kriegsgericht ist ein parteiisches Gericht; es ist bewußt das Organ der einen Partei zur Durchsetzung ihres Willens. Nicht nur dieses Kriegsgericht, sondern jedes. Der Major, der zu Gericht sitzt, nimmt vor der Verhandlung den Rapport der ausgerückten Truppe entgegen. Er ist Befehlshaber und Richter zugleich. Wer hat je von einem Kriegsgericht Gerechtigkeit erwartet? Das Kriegsgericht ist Krieg, das zeigt das Urteil.

Dieser Prozeß ist eine Entfaltung und anschauliche Zusammenfassung jener doppelseitigen

Verblendung, die Europa schlägt, weil es mit ihr geschlagen ist. Er zeigt zwei Illusionen auf: die Illusion Frankreichs, daß der deutsche Widerstand ein deutschvölkisches Komplott sei, und die Illusion der deutschen öffentlichen Meinung, daß es eine Einheitsfront zwischen Unternehmern und Arbeitern anderswo als in Leitartikeln gibt. Wenn die Reichskredite aufhören werden, wird es vielleicht noch einen passiven Widerstand der Arbeiter geben, aber sicherlich keinen der Unternehmer. Der Machtrausch des Unternehmers, der nie noch so risikolos verdient hat wie heute, und der Machtrausch des Militärs — diese zwei bildeten das Knallgas, das schließlich explodieren mußte, wenn ein Funke vorbeiflog. Das kostete vierzehn Menschen das Leben — und wie vielen das Lebensglück?

In Herrn Krupp von Bohlen-Halbach, der seine Weisungen aus Berlin holt, wollte der Ankläger die berliner Regierung des passiven Widerstandes treffen. Furcht vor der Armee Poincarés! Krupp: das war die Macht des Kaisers; Krupp: das ist das Werkzeug von Berlin; Krupp: das ist das Blut französischer Soldaten, der Fluch französischer Witwen. „Auf der Anklagebank, meine Herren, sitzen Verbrecher — Sie werden sie zu bestrafen wissen!“

Ein lähmendes Entsetzen geht durch Deutschland. Die Einsichtigen erkennen, mit welcher Erbschaft diese Republik belastet ist, und fragen sich, obs zweckmäßig ist, diese Last noch zu vergrößern. Man hat es den Staatsanwälten an der Ruhr leicht gemacht, Anklagen zu erheben und unsinnige Strafen zu erwirken. Wann beginnt diejenige deutsche Politik, die den Staatsanwälten an der Ruhr und den Staatsministern in Paris unbequem wird?

Krupp ist eine verlorene Schlacht, die gewonnen werden kann durch das Eingeständnis der Niederlage.

*Bruno Frei*

## Worowski

Er war eine stille Kraft. Steht dies in Widerspruch dazu, daß es Tage gab, wo Europa von seinem Namen widerhallte? Ich glaube: nein. Er war doch eine stille Kraft. Als die Bolschewiki in die Weltgeschicke traten, im Halbjahr Mai-November 1917, war er einer der Drei des Auslandskomitees der Bolschewiki. Er war der Stillste, der unverhältnismäßig Leiseste der Drei. Wer ihn mit einem seiner Kollegen, mit Karl Radek, in der Nähe vergleichen konnte, mit Radeks fast kindisch-naiver Freude am Geräusch seiner eignen motorischen Kraftentfaltung, der mußte sich fragen, ob denn diese Beiden noch lange würden neben einander gehen können.

Sie gingen neben einander, bis zum 10. Mai 1923. Der stille Worowski wurde der erste Gesandte der russischen Bolschewiki-Regierung, und zwar in Stockholm. Er nahm die Sendung auf sich — war es denn nicht eine selbstverständliche revolutionäre Pflicht? —, und es war aus mit der Stille. Der Volkswirtschaftler und Statistiker des ‚Boten der Russischen Revolution‘ (sonst ein Kampfblatt höchster Vehemenz; Redakteur: Karl Radek) stand plötzlich inmitten des stockholmer Spionen- und Diplomatensumpfes. Es war dies ein Sumpf, der sich von allen andern Sümpfen darin unterschied, das seine schmutzigen Wassermassen nur allzu oft in die ernstesten Meereswellen schlugen. Da war schon ein Glück, daß Einer auf Posten war, der die Fähigkeit hatte, die Dinge sich ruhig, leise anzusehen.

Ein paar Wochen stand der erste Vertreter der revolutionären Regierung ohne einen schwedischen Heller da. Eine zehnfache Blockade würgte das kämpfende Rußland. Vor den Toren Petersburgs fast jeden zweiten Tag ein neuer General; man kennt ja diese sympathische Menschengattung. Auf der schwedischen Seite war schon damals der cor-

don sanitaire aufgerichtet. Das Kabinett Hammarskjöld war am Ruder. Es erhielt seine Weisheit direkt von der Obersten Heeresleitung des ewig aufrechten Ludendorff (und ist denn auch schmählich verkracht).

Die Situation Worowskis war alles eher als angenehm. Selbst seine Ernennung erhielt er auf Umwegen; nicht einmal Leo Trotzki, sein Auftraggeber, hatte eine Ahnung davon, ob am Tage, da Worowski die Ernennung zu Händen bekäme, das Dekret nicht bereits ein tragischer Scherz geworden sein würde.

Wochen hindurch ohne Geld, ohne Instruktionen, wie der stille Worowski war, fiel ihm gar nicht ein, still zu sein. Er schlug Lärm; er gab sensationelle Interviews; er richtete diplomatische Noten her und hin; er forderte diplomatische Rechte von Herrn Hammarskjöld; er verschaffte sich das Recht des Chiffretelegraphierens, und das auf einer Kabelleitung, die mehr als problematisch war. Er sammelte Journalisten um sich; er ließ sich für illustrierte Blätter photographieren, ja, er spann sogar Intrigen. All dies tat der stille Worowski.

In diesen Tagen dachte ich gar nicht daran, ihn zu fragen, wie ihm eigentlich bei diesem Tamtam zu Mute sei. Er hätte diese Frage, hätte jeden Versuch einer psychologischen Vertiefung als einen Rückfall ins Oberflächliche empfunden.

Aus Stockholm ward er zu einer Zeit, da die guten Schweden wieder einmal mit dem moskauer Besuch eines weißen Generals rechneten, unter großem Lärm ausgewiesen. Dann kam er nach Italien, und auch dort häufte sich um seine Person Sensation über Sensation.

Die Presse machte aus ihm einen „gefährlichen Agitator“, aber von ganz andrer Art, als er in Wirklichkeit war. Er war eine stille Kraft. Seine Seele war leise. Seine Gedanken: gradlinig. Seine Sehnsucht: ruhige Freuden.

Ob noch in sein Bewußtsein gedrungen ist, wem der Knall der Todeswaffe des lausanner Banditen galt? Wenn ja, so fällt mir nicht schwer, seinen letzten Gedanken zu rekonstruieren: „Hoffentlich wird Tschitscherin verstehen, diesen Mord energisch auszuwerten.“

*Dimitri Gregoriew*

## Die kommende Internationale

In der Woche nach Pfingsten treffen sich die Sozialisten aller Länder in Hamburg zu dem Zweck, die gespaltene Internationale erneut herzustellen. Vertreten werden sein: alle auf dem Boden des Klassenkampfs stehenden Organisationen die mit den Grundsätzen der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale und mit den Beschlüssen des Haager Weltfriedenskongresses einverstanden sind. Also die sozialistischen Parteien, die der Zweiten Internationale und der Wiener Arbeitsgemeinschaft angehören.

Es ist kaum anzunehmen, daß ein Erdteil oder ein Land, welches über ein sozialistisches Proletariat verfügt, nicht vertreten sein wird. Kommunisten werden nicht da sein.

Dieser Kongreß wird — darüber kann gar kein Zweifel bestehen — zu einer politischen Großtat und zu einem historischen Ereignis werden. Die geschlossene Einheitsfront des gesamten Proletariats wird auf ihm allerdings, da die Dritte — die Moskauer — Internationale fernbleibt, noch nicht hergestellt. Dafür bedeutet er aber die erneute Zusammenfassung aller Organisationen, die bisher am nachdrücklichsten für die Entmilitarisierung der Welt und für die Idee des Pazifismus eingetreten sind.

Der Kongreß wird von Wels, einem Deutschen, und von Bracke, einem Franzosen, eröffnet werden. Man könnte das für ein Symbol halten.

*Konrad Seiffert*

### Die Weltgeschichte ist das Weltgericht

Sarah Bernhard war eine gebürtige Berlinerin. Ihr Vater hieß Eduard, doch wollen wir dem greisen, geschätzten Nationaloekonomen gleichen Namens, dessen strenge Grundsätze uns bekannt sind, damit nicht zu nahe treten. Daß es gar nicht der Fall sein kann, selbst wenn es der Fall wäre, geht schon daraus hervor, daß Sarah Bernhard älter selbst als ihr Vater war. Sie hat gleichzeitig mit ihrem Urgroßvater das achtzigste Lebensjahr erreicht. Daß alles Große in der Welt ausschließlich aus Deutschland kommt, sehen wir wieder an ihrem Beispiel. Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, Christus sei Jude gewesen. Diese unwahre Tendenzmeldung, die den Stempel der Lüge schon an der Stirn trägt, ist von interessierter jüdischer Seite geflissentlich verbreitet worden. Christus hieß Krischan und war seinerzeit als Hilfs-Melker in einer ostpreußischen Molkerei Stallupönens angestellt. Wir verdanken diese lichtvolle Entdeckung, die auf gewisse Zeiterscheinungen einen grellen Schlagschatten wirft, dem bekannten Rassenforscher und Antisemiten Lizentiat Kohn, dessen Name auf immerdar im Walhall deutscher Geister leuchten wird, wenn diese Erde längst ein Staub der Asche geworden. Der Sammelruf Kohns zur deutschen Einheitsfront darf nicht ungehört verhallen. Front gemacht heißt es wider welsche und mosaische Verdrehungskünste. Lizentiat Kohns gediegene Schrift betitelt sich: ‚Christus — Krischna — Krischan‘ und ist im Hakenkreuzverlag, Schrimm 1923, erschienen. Uebrigens ist auch Madame Poincaré eine Deutsche. Sie stammt aus dem in der bayrischen Ordnungszelle gelegenen Isardorf Wolfratshausen, das auch die Ehre aufweist, Geburtsstätte einer andern großen Frau zu sein: der Frau Kati Kobus, Begründerin der münchner Künstlerkneipe ‚Simplizissimus‘. Frau Poincaré hieß ursprünglich Moosbauer, sie wanderte nach Amerika aus, heiratete — das Volkslied singt von ihr:

Dort fand sie einen treuliebenden Gatten,
Bis sie genug von einander hatten.

Kein Glück währt immerdar hienieden.
Sie wurde in Paris geschieden.
Doch hat ihr Anwalt sie und Beirat
(Und das war Poincaré) geheirat.

Es scheint, daß der Ruhreinfall der Franzosen, übrigens ein schlechter Einfall, eine Folge dieser unglückseligen Verbindung ist: denn Poincarés Ehe ist eine unglückliche. Poincaré will sich diabolisch an dem Volk rächen, das seine Gattin hervorgebracht. Millionen müssen leiden, weil Poincaré unglücklich verheiratet ist. Sollte man wohl am objektiven Sinn der Geschichte zweifeln? Man sollte. Der ganze Erdball wird bewegt. Und worum handelt es sich? Um Mirzl Moosbauer aus Wolfratshausen.

*Klabund*

### Am Sonntagnachmittag

pflege ich gemeinhin alte Weltbühnen zu lesen. Nein, meinen Kram nicht — sondern etwas ganz andres.

Erstens ist es sehr lehrreich, zu sehen, wie alte Aufsätze noch wirken — wie, wenn sie gut sind, die Sache zwar verstaubt, veraltet ist, aber wie neu, im hellen Glanze, der Kerl erstrahlt, ders geschrieben hat. Wie das Unwichtige wichtig und das Wichtige unwichtig wird — wie die „Affären“ vorbei sind und mausetot, wie aber der Stil noch frisch ist und die Gesinnung und der Mensch, der dahinter steht.

Und wenn ich dem S. J. seine alten Theaterkritiken durchgeblättert habe und Morgenstern und Walser und Hardekopf — Gott, bevor ich an das Blatt kam, hatten wir schließlich sehr anständige Mitarbeiter! —: dann lese ich, immer mal wieder, Polgarn.

Dies ist ja zum Glück keine Zeitschrift mit einem ungedienten Unteroffizier als Redakteur — die meisten deutschen Redakteure lassen ihre Mitarbeiter nicht

ausreden, sondern bakeln an ihnen herum, und so sieht das auch Alles aus! —, und so darf ich denn wagen, was anderswo nicht möglich wäre: einen Mitarbeiter dick und offen zu loben.

Loben? Ich muß ihn streicheln. Nein, wir Alle sollten ihn streicheln.

Da sind tausendundeine Theaterkritik — ich kenne kaum einen dieser Schauspieler, keines der wiener Theater, ich verstehe so viele sachliche Anspielungen gar nicht — und dennoch ist es wie ein warmes Bad, das zu lesen. Das zergeht auf der Zunge — aber ich muß schon lachen, denn keines solcher Worte hat der verehrte Liebling meiner Sonntagnachmittage unzerspöttelt gelassen. Im sauersüßen Tadel einfach unerreichbar, sodaß man nicht weiß, ob da Einer mit einer Drahtbürste geliebkost oder mit einer Puderquaste geschossen hat. Welche Fülle an Bildern! Es gibt einen spezifisch Polgarschen Witz: er verlegt Sinneseindrücke von einer Sphäre in die andre, vergleicht einen Theaterbombast mit einem Gericht, einen optischen Eindruck mit einer Hautempfindung und vermengt auf das freundlichste die Gebiete des menschlichen Daseins. Seine Kunsturteile sind von unangreifbarer Sauberkeit — seine Grazie einzig. Da ist eine kleine Geschichte ‚Scharlach' und eine ‚Wie der Goethe entstand'! Man müßte das Alles abschreiben.

Warum das hier gesagt wird? Erstens aus Spaß. Zweitens aber, um einmal zu sagen, wie blödsinnig diese Wertung nach Quantität ist. Sind wir eigentlich Akkordarbeiter? Ich muß mich sehr vorsehen, so etwas zu sagen — sonst denken die Leute, ich spräche pro domo —: aber ich bin ein aufgehörter Schriftsteller und habe kein domum. Aber jener! Ist er denn deshalb weniger als Andre, weil er sofort, schon in der zweiten Zeile, das Wesentliche sagt und nicht erst auf der achten Seite in Schwung kommt? Ja? Muß man Wälzer schreiben oder irgendeinen abendfüllenden Unfug, um ernst genommen zu werden?

Laß sie doch Literaturgeschichte schreiben, Polgar. In unsrer stehst du an erster Stelle — unter „Besserer alleinstehender Herr in ungenierter kleiner Wohnung".

Und wir bedanken uns für so viele freundliche Stunden und wünschen Dir alles Gute!

*Peter Panter*

## Liebe Weltbühne!

Heinrich Grünfeld hatte in einer Trauerhalle Musik gemacht. Ein Hörer trat auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Bei meiner Beerdigung müssen Sie auch spielen." Grünfeld erwiderte: „Was wollen Sie hören?"

---

## Kino-Plakat

Lichtspiele ‚Weiße Wand', Chemnitz
Ab heute das große Gesangsfilmwerk
Der überall mit großer Begeisterung aufgenommene Großfilm
des deutschen Meisterdichters!
Gerh. Hauptmanns
zartes, feinsinniges Bühnentraumspiel
‚Hanneles Himmelfahrt'

Ein Drama erschütternder Tragik. Das erste Filmwerk, welches im Beisein des Reichspräsidenten, des Kultusministers und vieler geladener Gäste in der Berliner großen Oper einen wahrhaft spontanen Beifall erlebte. Erstklassige Chemnitzer Sänger und Sängerinnen werden durch besonders ausgewählte Lieder den musikalischen Teil des Programms verschönern.

Hierzu das lustige Beiprogramm.

# Antworten

**Internationalliberaler.** Sie sind ein Wortheld. Wie klar und fest klingt nach Ihren europäischen Phrasen, was der Deutsche Friedrich Burschell im Mai-Heft der Neuen Rundschau zu einem meiner Lieblingsthemen sagt! „Deutschland ist in seiner Existenz bedroht, und denkt man die Abwehr zu fördern, wenn man die innern Mißstände geißelt? In allem Ernst, wir denken so. Wer über Willkür, über Heuchelei und über Rechtsbruch klagt, hat nur dann Anspruch, gehört zu werden, wenn er selber nicht heuchelt, nicht Recht bricht und nicht mit Willkür verfährt, wenn er solche Handlungen abscheulich findet und Alles tut, was in seiner Macht steht, sie abzuwenden. Es ist eine so elementare Wahrheit, daß man sich schon in starker Verlegenheit befinden muß, wenn man es noch wagt, sie vorzutragen. Aber wenn der deutsche Kanzler in die Klage ausbricht, ob denn in der Welt der Gedanke des Rechts ganz erstorben sei, so scheint er noch nicht einmal diese elementare Wahrheit zu kennen; denn er hätte ja Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß wenigstens bei uns der Gedanke des Rechts nicht erstorben ist, soweit es bei dieser Gesellschaftsverfassung nur irgend möglich gemacht werden kann, und dies hätte er nicht einmal hinzufügen brauchen, wir merken es nur für uns selber an. Hätte der Kanzler das ganz Selbstverständliche gesagt, auf der Stelle und mit großem Zorn gesagt, weil es ihm aus seinen eignen Worten herausspringen mußte, daß nun bei uns, soweit es innerhalb der bürgerlichen Verfassung, fügen wir deutlich noch einmal hinzu, und den auch hier noch stark revisionsbedürftigen Gesetzen möglich ist, keine Willkür in Rechtsdingen mehr geduldet, das leider viel zu häufig geschehene Unrecht wieder gut gemacht und den befangenen Richtern mit exemplarischer Strenge ihr aufreizendes Handwerk gelegt wird, so hätte er allerdings den lärmenden Pöbel nicht auf seiner Seite gehabt, aber er hätte Deutschland einen großen Dienst geleistet.“ Das ist vor dem Krupp-Prozeß gedruckt worden und klingt, als sei es für ihn geschrieben. Das Verfahren von Werden ist eine teuflische Mischung von Sadismus und frevelhaftester Dummheit. Wer wissen will, was Hybris ist: das ist Hybris; denn jede Schuld, die hier etwa Deutschen zur Last fällt, war durch das Blut der vierzehn Arbeiter wahrhaftig zur Genüge gesühnt. Aber wenn Deutschland erwartet, daß sich die Welt über diesen Justizmord, in einer Art Kriegszustand begangen von Franzosen an Deutschen — zu dem Zweck, für die kommenden Verhandlungen Geiseln, Pfänder, Druckmittel in der Hand zu haben — tatkräftig entrüsten wird, so dürfte es, Gott seis geklagt, wiederum enttäuscht werden. Der Bericht über den Prozeß Krupp links, über den Prozeß Marloh rechts abgedruckt — und es ergibt sich eine Gleichheit der „Mentalitäten“, die eigentlich beide Länder bestimmen müßte, gute Nachbarn zu werden. Und die Justizmorde, im Friedenszustand begangen von Deutschen an den Deutschen Fechenbach, Mierendorff und ihren vielen Genossen, sind doch wohl noch zu frisch in der Erinnerung der Welt, als daß der Appell an ihr Gewissen Erfolg haben könnte.

---

**Schulz und Tillessen.** „Der Mörder war heute abend ins Hotel gekommen und hatte sich einige Tische von Worowski entfernt zum Essen niedergelassen. Als er fertig war, bestellte er zwei Glas Likör und trank sie eilig aus. Dann gab er sieben Schüsse auf die drei Russen ab. Er stellte sich sofort nach der Tat und wurde verhaftet." Frage übers große Wasser: Was ist das für ein märchenhaftes Land, wo sich die politischen Mörder selbst stellen? Eure Antwort: Vermutlich das Land Alkohol.

**Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft der Elbgemeinden.** Du machst mir folgende wichtige Mitteilung: „Die bayrischen Volksgerichte, namentlich bekannt geworden durch das furchtbare Urteil gegen Fechenbach und Gargas, sind in ihrer Rechtsgültigkeit von jeher bestritten worden, auch von Juristen Bayerns selbst. Ihrem Verfahren fehlen die wesentlichen Rechtsgarantien des deutschen Strafprozesses; dazu kennt es außerdem weder Rechtsmittel noch sogar eine Wiederaufnahme des Verfahrens! Jetzt aber hat das Amtsgericht Hamburg die reichsrechtliche Rechtsungültigkeit dieser bayrischen Privateinrichtung in einem Gerichtsbeschluß ausgesprochen. Dieser Beschluß legt in eingehender Begründung die Ungültigkeit der bayrischen Gesetze und Verordnungen dar, auf die die bayrischen Volksgerichte sich stützen; er lehnt deshalb ein Rechtshilfe-Ersuchen des Volksgerichts München I ab. Wie wir erfahren, ist in jener Sache der münchner Rechtsanwalt Bacherach Verteidiger. Dieser wird also vermutlich im Besitz des Wortlauts der Entscheidung sein, auf dessen allgemeine Bekanntgabe die Oeffentlichkeit ein Recht hat. Wenn das Verfahren des hamburger Amtsgerichts allgemein Anwendung fände, so wäre der bayrischen Privat- und Sondereinrichtung der sogenannten Volksgerichte ein gut Teil ihrer übeln Wirkung unmöglich gemacht." Und die Luftreinigung Deutschlands, ohne die es ersticken muß, zum mindesten an Einer Stelle begonnen.

**Darmstädter.** Sie schreiben mir: „Macht Ihnen eigentlich Freude, daß im hessischen Landtag die Reaktion für ihren Kampf wider den Intendanten Hartung sich Ihrer Kritiken bedient hat?" Im preußischen Landtag hat neulich die Reaktion für ihren Kampf wider die Juden sich eines Artikels der ‚Weltbühne' dergestalt bedient, daß Arnold Zweigs Bezeichnung von Rathenaus Mördern als boches in eine Beschimpfung aller Deutschen als boches verwandelt wurde. Wenn ich jetzt ausdrücklich erkläre, daß dies eine Fälschung ist, so werde ich nächstens irgendwo lesen, daß ich alle Deutschen Fälscher genannt habe. Dagegen gibt es kein Mittel. Dem Sprecher der Reaktion im hessischen Landtag erwidert ein Demokrat: „Die Leistungen des Theaters in Darmstadt werden in ganz Deutschland anerkannt. Mit Ausnahme der ‚Weltbühne', die sonderbarerweise Herr Dingeldey zitiert hat." Mir haben zwei berliner Inszenierungen des Herrn Hartung nicht gefallen, und das habe ich festzustellen für richtig gehalten. Was Herr Hartung in Darmstadt leistet, weiß ich gar nicht, habe ich niemals kritisiert. Womöglich ist er für Darmstadt noch viel zu gut. Denn erstens ist das die Stadt des Eumaios Kasimir Edschmid, und zweitens verdenkt man ihm dort, daß er Büchners ‚Leonce und Lena' gespielt und bei einer Aufführung der ‚Weber' Heines Verse abgedruckt hat. Beides scheint mir überaus löblich. Und drittens verdient Herr Hartung schon deshalb Mitleid, weil seine einzige Stütze eben der Demokrat ist, der in jener Debatte mit offenbar drohend erhobener Stimme ausgerufen hat: „Wir werden gelegentlich auch mal diese ‚Weltbühne' zitieren." Ein Trost immerhin, daß die Einheit, die sonst nirgends in Deutschland zu erreichen ist, wenigstens an den Parlamenten nicht scheitert. Die haben sämtlich dasselbe Niveau. In Hessen fährt man holpernde Retourkutschen, und in Preußen wird an der Stätte, wo der Geist seine Meinungsverschiedenheiten mit dem

Instrument der Sprache zum Austrag bringen soll, der politische Gegner erst braun und blau geschlagen und dann vor die Türe geschmissen.

**Idiot der Reichshauptstadt.** Dein Leiborgan, das jeden Morgen beim Barbier mein Herze erfreut, nennt zwar begreiflich, daß die bayrische Regierung, die einen scharfen Ausnahmezustand verhängt hat, „es an der Zeit findet, ihren gefährdeten Posten zu sichern. Wenn sie jedoch dabei den Radikalismus der Linken demjenigen der Rechten völlig gleichzusetzen scheint, wie es bedauerlicherweise außerhalb Bayerns geschieht, so setzt sie sich damit dem Vorwurf aus, bei aller Aehnlichkeit der äußern terroristischen Formen doch den nationalen Triebkräften des Rechtsradikalismus zu nahe zu treten." Nein, über dieses Blümchen Rührmichnichtan, dessen „Triebkräfte" von Edelvaluta gespeist werden und dahin drängen, Bayern zu separieren und als Königreich unter französischem Schutz zu etablieren!

**Kassandra.** Du allein mußt einsam trauern, denn dich flieht der süße Wahn, und geflügelt diesen Mauern siehst du das Verderben nahn. Aber langsam, langsam bekommst du Genossen. In der ‚Glocke' teilt der Genosse Max Quarck, einer der geistig tapfern Sozialdemokraten, einer vom Schlage Ludwig Quessels, die Angaben mit, die der französische Finanzminister von einer Reise durchs Ruhrrevier heimgebracht hat. Danach sind die Ausfuhrabgaben derjenigen Deutschen, die den Erbfeind nicht boykottieren können, weil sie leben müssen, von 2640 Francs am 7. Februar auf 432 338 Francs am 31. März gestiegen. Deutschlands schwebende Schuld betrug am 1. Januar 1 611 048 Millionen und am 31. März 6 601 142 Millionen Papiermark. Mitte März habe eine einzige Ladevorrichtung für Koks täglich 500 Tonnen geschafft; heute seien 29 im Gange oder nahe daran, in Gang zu kommen, und gestern habe man 8650 Tonnen verladen; es werde also nicht lange dauern, bis man die Ladeziffer von 1920, nämlich 12 000 Tonnen erreicht habe. Um die Ruhrkohle zu ersetzen, die Deutschland seine Politik des passiven Widerstands nicht zu benutzen erlaubt, kauft es in England von Januar bis März 3 358 530 Tonnen, und der Korrespondent der ‚Financial Times' zu Berlin kann am 14. April schreiben: „Allein für die englische Kohle, die Deutschland unbedingt braucht, hat es ungefähr 6 Millionen Pfund Sterling monatlich notwendig." So seitenlang. Der Sachverständige Quarck kommt zu dem Schluß, daß man „von deutscher Seite der tatsächlichen Schilderung der Dinge durch die Franzosen nicht viel wird entgegensetzen können . . . Frankreich hat die Machtmittel in der Hand und gebraucht sie rücksichtslos . . . Länger als Wochen und Monate wird es der deutsche Staatsschatz, dessen Schulden schon ins Aschgraue gehen, nicht aushalten können. Ist es da nicht besser, ehrenvoll zu kapitulieren, statt Riesensummen in den Abgrund zu werfen?" Ueberschrift: ‚Heldengezänk und wirtschaftliche Tatsachen.' Diese haben unsre Helden niemals anerkennen wollen. Sie sind für Eris. Eris aber — Eris schüttelt ihre Schlangen, alle Götter fliehn davon, und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion.




Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33. Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943. Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

# Etwas über Moral im Staat von Moritz Heimann

Es gibt doch wirklich keine geschicktere, keine pfiffigere Methode des Regierens als die konsequent parlamentarische. Malen wir uns einen Staat aus, der bis zur Vollkommenheit mit ihr gesegnet wäre, und denken ihn etwa in einem Augenblick seiner Geschichte, wo das Machtgelüst ihn treibt, gegen einen andern Staat eine Schweinerei zu begehen — ein paar Viehherden wegzutreiben oder ein paar Inseln einzustecken, fremde Häfen zu beschlagen oder „Eingeborene“ zu syphilisieren, und was sonst noch einer tatkräftigen Initiative zusteht. Die Konkurrenten seien ohnmächtig oder anderswo beschäftigt; doch der Neid kratzt sie, und der Neid wird als sittliche Entrüstung zu Markte gebracht. Dieses und jenes kommt noch hinzu, es wird uns unbehaglich, und nun erwacht im gehörigen Augenblick das Gewissen des Landes: wir jagen die Regierung vom Sitz — und stecken den Profit, den sie gemacht hat, in die Tasche, allenfalls mit einigem hochherzigen, edelmütigen, von wahrhaft versöhnlichem Geiste zeugenden Nachlaß. So ist zugleich der Profit gerettet und die Moral.

Betrachtet man diesen idealen Fall, so könnte man selbst in unsrer grauverhängten Zeit fast optimistisch werden; denn so bequem, mit Whig und Tory, hat es sogar die englische Schaukel nicht mehr. Aber, wie schon das jüngste Beispiel von Lloyd George vorher und Lloyd George nachher beweist, England wird es noch lange verstehen, die Moral zu retten.

Das ist mir eine schöne Moral, sagt ein Biedermann, und ein schöner Weg das zu ihr; gibt es keinen andern? Doch leider hat in der Tat die Moral nur eine Art des Bestehens: die Heuchelei; dafür aber hundert des Untergangs.

In jedem Volk eine besondere, aufs beste inkorporierte. Gegen Frankreich sind wir in so hohem Grade Partei, daß wir, solange wir uns des Hohns seiner Uebermacht bewußt sind, nicht hoffen dürfen, es gerecht zu beurteilen. Am besten also, wir lassen Alles beiseite, was Frankreich gegen Deutschland tut, und insofern wir darunter leiden, schweigen wir und konzedieren ihm das urböse Recht aller Feindschaft. Uebrig bleibt dann immer noch, was Frankreich tut, an und für sich.

Zuvörderst eine Dummheit, wonach sich das Unmoralische von selbst versteht. Wenn ein Kind geboren wird, wissen die Eltern, daß es einmal sterben muß; aber der Vater wäre ein Narr, für die Komödie reif, der vom Standesamt gleich zum Tischler liefe, um einen Sarg zu bestellen, einen Sarg auf Zuwachs. Nicht sonderlich weiser als dieser Vater ist ein Frankreich, welches Deutschland, womöglich für immer, zur Ohnmacht verurteilen will; das ist zuviel der Weitsicht für das kurzsichtige Menschenauge, wenn ehrliche Sorge das Motiv ist, und wird zur Blindheit, wenn nur der hassende Hochmut sich austoben will. So oder so ist Frankreichs Prozeß an der Ruhr eingestandenermaßen ein Präventivkrieg — und man versuche sich auszumalen, welche Katarakte von Moral über Deutschland niedergegangen

wären, wenn es am 1. August 1914 ein ähnliches Eingeständnis gewagt hätte! Ohnehin gab es bekanntlich damals mehr an mobilgemachter Moral, als man auf der ganzen Erde vorrätig vermutet hätte, und indem sie zu einer Waffe wie andre Waffen gemacht wurde, ist es ihr das gleiche üble Schicksal, ob sie wie die deutsche Kanone auf den Schrotthaufen wanderte oder wie die französische das Maul aufreißt. Der Präventivkrieg an der Ruhr diskreditiert sie vollends, nachträglich, doch zur befreienden Erbitterung.

Daß Frankreich den politischen Grund seines Handelns je nach Bedarf eingesteht oder leugnet, hier in den Vordergrund schiebt, dort im Halbdunkel verschwimmen läßt, hat uns in diesem Zusammenhang nicht zu kümmern; wir lassen es als erlaubte Politik gelten und vergessen nicht, daß ein einziger Grund zum Handeln schon für den privaten Menschen selten ist, geschweige für Völker. Frankreich also will Geld; es will eine Schuld eintreiben, die ihm verbrieft ist. Wir sagen kein Wort vom Schuldner, was er etwa stöhnt und blutet; aber der Gläubiger, was hat er für sich vom Stöhnen und Bluten des Andern? Nun, Geld. Mancherlei Daten sind angegeben worden, von denen in Deutschlands Geschick der Umschwung und Absturz herzuleiten seien; wie, wenn das eine übersehen wäre: die fünf Milliarden, die wir nach dem Kriege von 70/71 ins Land bekommen haben! Der plötzlich sich ins Land ergießende Paktolus hat unsre Wirtschaft in eine überschnelle Entwicklung getrieben, die auch der Krach nicht mehr in ihr natürliches, dem Wesen des Volkes gemäßes Tempo zurückstaute. Ja, der Krach selbst wurde ein Anlaß zur gesteigerten und immer heftigern wirtschaftlichen Begier. In dem Lande, aus welchem das Gold abfloß, wurde die soziale Spannung geringer; in dem, wo es hineinfloß, wurde sie größer. Nie würde ein so begünstigtes Land wie Frankreich besser gedeihen, als wenn es aus eignen Kräften die Arbeit an seinen Schäden leistete, selbst an denen, grade an denen, die es von Andern erlitten hat. Machen wir die umgekehrte Rechnung: Wenn Deutschland durch ein Wunder am Tage nach dem Versailler Frieden in den Stand gekommen wäre, Alles zu geben, was man von ihm forderte, so wäre Frankreich mit schauerlicher Schnelle zu Grunde gegangen; die Korruption würde nicht mehr nur zu den Wolken, sondern zu den Sternen aufgestunken haben, und der Bürgerkrieg würde alle seine Schlangen schütteln. Frankreich ahnt nicht, wieviel es für sein inneres Lebensgewebe dem deutschen „schlechten Willen" verdankt; es weiß natürlich, welche Vorteile es davon für seine auswärtige Politik zu ziehen vermocht hat.

Das sind Hirngespinste, ich geb' es zu. Wenn auch die Proportionen dieses Krieges und also zugleich seiner Liquidation sich gegen die frühern ins Ungeheure verschoben haben, Recht bleibt Recht, und Ihr, die Ihr euch eures Michael Kohlhaas rühmt, dürft nicht dawider anknirschen. — Wie gut doch die Franzosen in unsrer Literatur Bescheid wissen, sie kennen sogar den Titel einer über hundert Jahre alten Novelle! Vielleicht aber doch nicht die ganze Novelle — denn Kohlhaas endet auf dem

Schaffott. Wir klagen hier nicht; wir klagen nicht über die Getöteten, die Mißhandelten, die Verjagten, die Eingekerkerten; wir erkennen in Demut die Hand des Siegers. Aber wäre ich ein Franzose, so würde ich mich erinnern, daß zu jedem Getöteten ein Töter gehört, zum Mißhandelten ein Grausamer, zum Verjagten eine Behörde und zum Eingekerkerten ein Richter. Jenes sind Deutsche, sie gehen mich nichts an; aber dieses sind Franzosen, und ich soll sie als meine Brüder erkennen? Man drücke einem Mann, einer Frau oder einem Kinde eine Peitsche in die Hand, und die Peitsche wird bald die Hand regieren. Nachdem es im Kriege von allen Völkern zu kaum ausheilendem Schaden hat erlitten werden müssen, treibt Frankreich es noch heute so: daß für unzählige Geschäfte der schlechtere Mann der bessere ist. Es braucht seine schlechtern oder die schlechtern Eigenschaften auch des guten, es ermuntert und belohnt sie, es legitimiert sie. Wenn diese Donner ins Vaterland schlagen, dann mögen die Doria feste stehn. Während des Krieges war es die Sorge nicht Weniger, wie die entfesselten Leidenschaften wieder zurückgewöhnt werden könnten, und Frankreich prolongiert für seine eignen Kinder das Uebel bis zu dem Grade, daß, mehr noch als ehemals Spione und Ueberläufer, jetzt wieder die Schlechtern aus den Reihen des Feindes, Verräter und Eigensüchtige jeder Art, willkommen sind, willkommen sein müssen.

Es bleibt dabei: wir Wilde sind doch bessere Menschen. Daß wir schlechte Politiker sind, haben wir eben wieder gezeigt, und es ist uns schwarz auf weiß gegeben worden. (Beiläufig, nach der Note Curzons will Niemand Reichskanzler sein, wie darf also Cuno es sein? oder ist er — Niemand?) Es war einmal ein Mann, der zum Stehlen ausging, aber weil er nicht leise genug war, die Tür knarren ließ und an einen Stuhl polterte, wurde er ertappt. „Ich bin ein ungeschickterer Dieb als die andern," sagte er, „bin ich nicht fast ein ehrlicher Mann?" Seine Ausrede half ihm nichts, aber ein bißchen hatte er sogar Recht mit ihr. Deutschland, im Gegensatz zu den Andern, wird mit der Moral nicht ganz fertig. Es vermag sie weder abzudanken noch walten zu lassen; am allerwenigsten vermag es, sie hypokritisch zu benutzen: soweit ich sehe, hat Deutschland nur einen Charakter von grandios macchiavellistischem Schnitt hervorgebracht, Schiller, und der sprang über seinen eignen Schatten hinweg und mitten hinein ins Ideal. Selbst wenn es Deutschland gelingen sollte, die mehr als zwei Seelen in seiner Brust zu einer einzigen Natur zusammenzuleben, nie wird es sie zu einem brauchbaren Apparat ausbalancieren; jede von ihnen wird doch immer zu eifervoll bleiben, nicht zum Ganzen zu streben, sondern das Ganze zu sein. Nicht umsonst hat die deutsche Sprache die noch heute ungebrochene Kraft, es „uranfänglich" zu meinen; sie ist nicht dazu da, ein Esperanto zu ersetzen. Und es ist kein Zufall, daß grade in Deutschland der Philosoph aufgestanden ist, der der Moral den grimmigsten Kampf gemacht hat, Nietzsche; zwar als der Pole, der er war, hat er vom Gehabe der Schlachta seinen Typus des herrschgelüstigen Vornehmen überkommen, aber als der Deutsche, der er erst recht war, hat er durchschaut, wie

schädlich und hinderlich seinem Volke die Moral ist. Denn sie verwirrt seine Instinkte, beraubt sie ihrer Konsequenz und verführt dazu, als unmittelbaren Zweck Das zu erstreben, was nur eines fest geschauten Zweckes Folge und Frucht sein kann. Der Pazifismus — wird den Frieden nicht sichern; die Sozialdemokratie nicht den Sozialismus; und der Nationalismus nicht die Nation.

Wenn ich ein Nationalist wäre, so würde ichs in meinem Herzen nicht ertragen, darin betrogen zu werden, daß Vaterland zu einem Vizewort für Stand, Besitz und Geld gemacht werden darf, Stand, Besitz und Geld in allen ihren Ehren sonst. Schuld oder Unschuld am Kriege, mich sollten sie nicht kümmern; ich würde sagen: Am 1. August 1914 war es von keinem international stipulierten Gesetz verboten, Präventiv- oder sogar Angriffskriege zu führen. Die Bündnisverträge zwischen den Staaten machen im obligaten ersten Paragraphen, worin sie als ihren obersten Zweck die Erhaltung des Friedens auf Erden feierlich verkündigen, erwiesenermaßen nur der Tugend das Kompliment. Ich lasse mir eure „Moral" nicht hineinreden und führe euch die meinige nicht vor das Gewissen; Recht sprechen Sieg oder Niederlage. Indem ich meine Niederlage anerkenne, nur dadurch verleugne ich nicht meinen Krieg. Indem ich sie anerkenne, bin ich euch nichts schuldig als ihre mir tatsächlich aufgezwungene Vollstreckung; indem ich das historische Recht annehme, bleibe ich im historischen Recht, ich bleibe im Recht meiner Hoffnung auf einen Sieg.

Statt Sprechens Zetern, das ist keine Sprache. Der Nationalist vor Allen hätte die Pflicht gehabt, sein Volk „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß" die Bedingungen des Friedens erfüllen zu lassen. Frankreich hätte es wahrscheinlich nicht ausgehalten, das Verhältnis zwischen Frankreich und England hätte es ganz gewiß nicht ausgehalten. Aber Deutschland, arm bis aufs Hemde, würde einen stolzern, freiern Atem ziehen, einen andern Frieden haben oder, wenn der Nationalist schon will einen andern Krieg.

Und eine andre Moral. Sie taugt nicht, wenn sie einen Anfang machen will; sie taugt nicht, wenn sie dazwischenredet; nur wenn sie von selbst sich einfindet, ist sie himmlisch.

---

## Karsawina von Heinrich Fischer

Die Abendsonne war wie eine Wunde.
Das ganze Dorf stand schweigend in der Runde,
von ihres Suchens banger Hast gebannt.
O Alle lieben sie, die ohne Worte leidet!
Doch unverwandt
folgt sie dem Einen, der sie rufend meidet.

Schon lag die Welt im Schatten.
Anmut war am Ermatten.
Ein Bauernbursch kam pfeifend her vom Wald —
Da entsprang sie der slawischen Weise weit,
aus dem Saal, aus dem Raum, in die Ewigkeit
der zärtlichen Gestalt!

# Wahrheiten über die Ruhr von Hans Schwann

1.

Probleme sind dazu da, um gelöst zu werden. Auch das Problem Frankreich und Deutschland. Gelöst können sie nur werden mit klarem Hirn und mit warmem Herzen für alle Diejenigen, die unter ungelösten wirtschaftlich-politischen Problemen am meisten leiden; insbesondere also alle Werktätigen hüben und drüben. Die Ruhraktion Frankreichs ist dazu ebenso wenig geeignet wie das Verhalten des offiziellen Deutschland vor dieser Aktion und während ihres Verlaufs. Der materielle Schaden ist enorm; aber beinahe noch größer ist der ideelle. Die vergiftete Atmosphäre ist nicht angetan, die so dringend notwendige Verständigung zu fördern. Wer aber glaubt, mit dem Revolver auf dem Tisch drüben und der geballten Faust in der Tasche hüben zur Verständigung, zu einer Lösung des Problems zu kommen, der täuscht sich über die Voraussetzungen jeder Politik ebenso wie der Theaterbesucher, der sich durch seinen Smoking und seine Limburgerkäsestulle für ‚Hamlet' legitimiert wähnt.

2.

Drei Monate im alt- und neubesetzten Gebiet, das ich in Gefährten jeder Art und zu Fuß durchkreuzt habe, immer in Fühlung mit den wirklichen Trägern der Abwehrfront, geben mir die Berechtigung, die Dinge anders zu sehen, als sie der Zeitungsleser morgens und abends aufgetischt bekommt. Im Inland ist ja Alles offiziell und offiziös. Wenn Poincaré den von der deutschen Regierung geschossenen Bock in seiner letzten Note kunstvoll zerlegt und verlangt, daß Cuno die Passive Resistenz, die zugestandenerweise von ihm gemacht worden sei, nun auch gütigst abblasen solle, so zeigt das nur, wie sehr das deutsche Volk Alles zu fürchten hat, was sich „offiziell" nennt. Denn die Passive Resistenz ist ursprünglich aus der Arbeiter- und Angestelltenschaft selbst entstanden — sie lag in der Linie der Haager Weltfriedensbeschüsse und der Rom-Resolution der Gewerkschaften, die gegen jeden Militarismus das Mittel der Passiven Resistenz angewendet wissen wollten. Aber grade hier muß auf einen Trugschluß hingewiesen werden, dem die Arbeiterschaft, beharrt sie auf der heute nur noch so genannten Passiven Resistenz, unbedingt zum Opfer fallen wird. Passive Resistenz erfordert, um erfolgreich zu sein, die Erfüllung zweier Grundbedingungen: erstens, daß sie einzig von dem unbeirrbaren ethischen Willen getragen wird, dem Militarismus in keiner Form mehr zu dienen und ihn durch diese Dienstverweigerung unmöglich zu machen; zweitens, daß diese Aktion international geführt wird. Beide Bedingungen sind nicht erfüllt. Damit allein ist das Schicksal der Passiven Resistenz besiegelt.

3.

Als die Aktion einsetzte, erschollen die „flammenden Proteste". Nicht in der Form eines seiner eignen Würde, seines eignen Rechtes bewußten Volkes, dessen wenige, dafür umso klarere Worte und dessen feste Haltung der tiefsten Wirkung sicher sind, sondern in der — hierzulande üblichen. Je voller der Mund, desto größer der Eindruck — eine Annahme, die sich bisher noch niemals als richtig erwiesen

hat. Der Furor Teutonicus wurde angefacht, und seine Flammen züngelten heiß in die Passive Resistenz hinein. Kein Wort, keine Frage, warum es eigentlich so weit gekommen, ob hier vielleicht nicht doch einiges versäumt worden sei — nichts von alledem. Wer fragte, was denn geschehen, ob es bei diesen Protesten nun sein Bewenden haben solle, erhielt im besten Fall ein Achselzucken. Wenn Politik mit Protesten zu machen wäre, müßte man das offiziell regierende Deutschland als das politischste Land der Welt ansprechen.

Dieser Zustand dauerte etwa drei Wochen. Dann machte sich in der Arbeiter- und Angestelltenschaft langsam ein Umschwung bemerkbar: ihre Presse brachte nicht nur Proteste, sondern oft sehr vernünftige Artikel, die sich mit den Ursachen und ihrer Bekämpfung befaßten. Die Flammen des Furor teutonicus ließen den pazifistischen Willen der Arbeiter- und Angestelltenschaft in ihrer übergroßen Mehrheit intakt, zogen sich auf ihren Herd — den völkischen — zurück und beleuchteten nur noch einige Spitzen mit ihrem magischen Glanz (zum Beispiel den bayrischen Oberst Xylander, der im Ruhrgebiet mit seinen Helfershelfern fieberhaft arbeitete). Das wäre gut so gewesen, wenn nicht Gutenberg die Druckmaschine erfunden und die ebenso schlaue, aber nicht ganz so geniale berliner Regierung sie in den Dienst der Politik gestellt hätte. Sie, deren Träger samt dem Stinnesschen Flügel über Nacht den Pazifismus zu ihrem Leitstern erkoren, druckte Geld, so viel man wollte, und druckte Propagandamaterial in Hülle und Fülle. Propagandamaterial druckten auch die Franzosen — ich muß gestehen, daß ich als Deutscher für mein Deutschland schamrot geworden bin. Ich kann es nun einmal nicht vertragen, wenn ich allzu augenfällig zu sehen bekomme, was der Andre kann, und was ich nicht kann. Diese zwei Sorten Druckerzeugnisse — Geld und Propagandamaterial —, die von der Regierung und verwandten Organisationen auf den Markt geworfen wurden, hatten immerhin einigen Erfolg. Leider nicht im Sinne einer wirklichen Passiven Resistenz. Aber man konnte „durchhalten“, und das ist doch schließlich die Hauptsache. So haben wir den Krieg gewonnen, und so werden wir auch die Passive Resistenz gewinnen. „Die Vorschläge sind sowohl der Form wie dem Inhalt nach weit davon entfernt, dem zu entsprechen, was Seiner Majestät Regierung als Antwort auf den Rat, den ich bei mehr als einer Gelegenheit . . . “. Seiner Majestät Regierung? Bei mehr als einer Gelegenheit? Nein, Ihr lieben Engländer: uns Republikanern imponiert keine „Majestäts-Regierung“ mehr — unsre Politik ist die Passive Resistenz und damit basta.

## 4.

Hier ist der Punkt, wo sich innen- und außenpolitisch die wahre Sachlage verschiebt. Die Passive Resistenz wird seit langem nicht mehr von der Arbeiter- und Angestelltenschaft geführt — diese sind nur noch die ausführenden Organe —: die Führung haben diejenigen Kräfte übernommen, die die Druckmaschinen laufen lassen; mit andern Worten: die Regierung und die von ihr mehr oder weniger abhängigen verwandten Organisationen. „Wir wissen, daß wir heute, ob wir wollen oder nicht, Denjenigen helfen und Vorschub leisten, die unsre schärfsten Gegner sind. Wir sind uns klar darüber, daß in diesem Sinn eine Einheitsfront besteht, von der wir uns nicht losmachen können.

Aber nicht die Liebe zu Thyssen und Konsorten hat uns diese Stellung einnehmen lassen, sondern das Bewußtsein, daß das französische Kapital für uns Arbeiter und Angestellte noch gefährlicher ist als das deutsche, weil hinter ihm 800 000 Bajonette stehen." So sprach ein bedeutender Gewerkschaftsführer in einer Funktionärversammlung, in der ich referierte. Mit diesem einen Satz ist die Schwäche der augenblicklichen Stellung der Arbeiter- und Angestelltenschaft gekennzeichnet und zugleich die Idee, von der sich die Besten und Radikalsten unter ihnen leiten lassen. Aus diesem Zwiespalt entspringen dann auch die oft nicht unbeträchtlichen Auseinandersetzungen mit den berliner Leitungen, die naturgemäß unmittelbar unter offiziösem Einfluß stehen, während die Tatsachen im besetzten Gebiet selbst die örtlichen Organisationen mit diesem Einfluß oft in schroffsten Widerspruch bringen. Da nun die Furcht vor einer neuen Dochstoßlegende und die parteipolitisch bestimmte Ansicht, daß die Regierung Cuno die von ihr eingebrockte Suppe auch auslöffeln müsse, jedes aktivere Eingreifen in die Politik außerordentlich hemmen, ja unmöglich machen, so wird dieser Zwiespalt weiter wie ein Keil in der Aktion bleiben. Daß dadurch der Erfolg gefördert wird, kann nicht wohl behauptet werden, namentlich wenn man bedenkt, daß der Gegner immer geschlossener auftritt und seine Gegenmaßnahmen progressiv zunehmen. Die Ueberschätzung der eignen und die Unterschätzung der gegnerischen Kräfte scheint — wie schon einmal — das Zeichen zu sein, unter dem wir „siegen". Passive Resistenz ist eben, wie das Eigenschaftswort sagt „passiv" — und mit Passivität macht man keine Politik. Sie ist ein Mittel zur Unterstützung der Politik; wenn aber, wie in diesem Fall, keine Politik da ist, so kann sie auch nichts unterstützen — also weg damit! Nicht wegen Poincaré, sondern trotz Poincaré. An der bloßen Passivität geht die Wirtschaft, geht die Arbeiter- und Angestelltenschaft, geht das deutsche Volk zu Grunde.

5.

Ja, aber die Franzosen erreichen doch auch nichts? Dem ist durchaus nicht so. „Die Eisenbahnen gehen doch nicht?" Sie gehen. Pünktlich auf die Minute nach französischen Fahrplänen. Die internationalen großen Züge sind gut besetzt — von Deutschen, versteht sich. Die Lokalzüge für die Arbeiterschaft dagegen schlecht. Wenn man etwa nach Aachen will, erhält man von der deutschen Eisenbahn nur ein Billett bis Buer. Dort fängt die „feindliche" Zone an. Man bleibt aber ruhig sitzen, denn derselbe deutsche Zug wird französisch weitergeführt. Mannschaftswechsel und Nachzahlung — das ist Alles. „Die Arbeiter arbeiten aber doch nicht für die Franzosen?" In der großen Mehrzahl nicht — das stimmt; die Minderheit aber wird nicht kleiner! Auf den Zechen Westerhold, zum Beispiel, wird für die Franzosen gearbeitet. Die Arbeiter erhalten 40 000 Mark pro Schicht, Essen und Wertmarken für die Kantine. „Aber die Kaufleute verkaufen doch nichts mehr an die Franzosen?" Ueberall wird heute an sie verkauft, mit Ausnahme von Essen. Ferner haben die Franzosen, unter anderm in Witten und Steele, eigne Warenhäuser eingerichtet, die 40—50 Prozent unter den deutschen Preisen verkaufen. Der Besuch ist dementsprechend. Die Kinotheater haben sich durchwegs auf die Besatzung umgestellt: deutsche Filme mit deutschem und franzö-

sischem Text — das Militär ermäßigte Preise. Kleinigkeiten, aber bezeichnend. Und die Schupo? Dort, wo sie dem berliner Befehl nachgekommen ist und das Grußverbot als für sich bindend betrachtete, ist sie aufgelöst worden. Der Effekt davon in Essen? Daß diese Stadt wochenlang ohne jeglichen Schutz war, daß sich Räuberbanden — deutsche — bildeten, die ganze Straßen absperrten, Möbelhandlungen ausräumten oder abends in einem bessern „franzosenreinen" Restaurant erschienen, die Revolver auf die Anwesenden richteten und sie von allen Wertsachen erleichterten. Schiedlich-friedlich. Grade diese Zustände, die dann durch das vorbildliche Eingreifen der Feuerwehr langsam beseitigt wurden, haben dazu beigetragen, die nervöse Stimmung in Essen ganz außerordentlich zu steigern. Wo die Schupo grüßt, wie in Duisburg oder Düsseldorf, waltet sie nach wie vor korrekt ihres Amtes. Und die Greueltaten, von denen die Zeitungen voll sind? Sie sind, auf das Tatsächliche zurückgeführt, Anlaß genug zu dem schärfsten Protest eines in seiner Würde und Freiheit getroffenen Volkes. Man könnte damit die Weltstimmung außerordentlich zu unsern Gunsten beeinflussen, wenn nicht so unendlich viel mitunterliefe, was den Tatsachen nicht entspricht. Als in einem Aufruf der maßgebenden pazifistischen Verbände, die im engsten Zusammenhang mit vielen Gewerkschaftsmitgliedern arbeiten, die Frage gestellt wurde, ob man nicht einen Protest wegen der Vergewaltigungen und militaristischen Gemeinheiten erlassen sollte, wurde diese Frage einstimmig verneint, da Wahrheit und Dichtung nicht mehr zu trennen seien. Ein Beispiel — für unzählige! — aus jüngster Zeit. In Duisburg mußte ein Eisenbahner auf Befehl der Besatzung mit seiner Familie die Wohnung räumen. Er erhielt von der Stadt Duisburg selbst eine neue zugewiesen. Um im Umzug nicht behindert zu sein, gab er sein kleines Kind über diesen Tag zu seinen in unmittelbarer Nähe wohnenden Schwiegereltern. Am nächsten Tag stand in der Zeitung, daß die Eltern von der Besatzung gezwungen worden sei, sich von ihrem einige Monate alten Kinde zu trennen! Soll noch auf die Pressezentralen hingewiesen werden, die jedes Kriegspresseamt in den Schatten zu stellen versuchen? Soll noch gesagt werden, daß die fliegenden Banknoten und Schecks nicht grade charakterfördernd wirken, und daß für Viele die Passive Resistenz eine angenehme Nebenbeschäftigung geworden ist? Schweigen wir über dieses Kapitel, und wünschen wir, daß hier Passive Resistenz geübt wird.

6.

Ein offenes Schlußwort. Ob die Franzosen dem Buchstaben des Vertrages entsprechend zu Recht oder zu Unrecht im Ruhrgebiet stehen, ob sie vom Standpunkt der Freiheit der Menschenrechte Recht oder Unrecht haben, ist für die allgemeine Lage und die Konsequenzen, die daraus gezogen werden müssen, nicht entscheidend. Entscheidend ist allein die Tatsache, daß sie da stehen, wo sie stehen, und daß wir keine andre Möglichkeit haben, die Wirtschaft von ihren Fesseln und damit das Leben von zehn Millionen zu befreien, als die klügste politische Unterhandlung und die eindeutige Erfüllung unsrer moralischen und materiellen Verpflichtungen. Der Schwerpunkt liegt also bei der deutschen Regierung selbst, nicht bei den Arbeiter- und Angestelltenverbänden. Deren Macht und Kraft wird für die Regierung nützlich

und notwendig sein, um die Passive Resistenz der Zahlungsfähigen gegenüber ihrem eignen Volke zu brechen. Erschöpft sich aber die Macht und Kraft in der Passiven Resistenz gegen außen — die heute keine mehr ist —, so werden die Arbeiter und Angestellten unweigerlich mit in den Abgrund gerissen. Für sie bedeutet dies: Not, Elend und Versklavung — für die Andern: Holland und Schweiz. Die deutsche Regierung hat unter dem Reichskanzler Cuno das Grunderfordernis nicht erfüllt und ist mitschuldig an dem immer mehr um sich greifenden Elend und an der Zersplitterung des berechtigten Wollens unsres Volkes. Die maßgebenden Parteien — und namentlich die V.S.P.D. — dürfen nicht weiter in ihrer Passivität gegenüber der Regierung verharren. Unbeschadet irgendwelcher Parteirücksichten müssen die politischen Notwendigkeiten auf das Konkreteste formuliert werden. Die Politik der Gewerkschaften verliert jeden Sinn, wenn sie nur eine Grammophonplatte der Parteipolitik wird. Für die Vertreter der gewerkschaftlichen Massen sind und sollen die wirtschaftlichen Faktoren ausschlaggebend sein, und diese verlangen — namentlich jetzt, fünf Minuten vor Zwölf — die aktivste Politik gegenüber der Regierung, die gegebenenfalls bis zur Passiven Resistenz gegen die Regierung zu gehen hat! Deutschlands Volk hat ein Recht darauf, gehört zu werden — nicht nur draußen, sondern vor allem im eignen Lande. Wird seine Kraft wieder, wie 1914 bis 1918, verführt statt geführt, so sind dafür nicht in allererster Linie die Franzosen verantwortlich, sondern Diejenigen bei uns, die ihre eignen Interessen über die des Volkes stellen. Diejenigen, die trotz Besitz und Gütern noch kein Opfer gebracht haben, Diejenigen, die 90 Prozent der Steuern und darüber von den Angestellten und Arbeitern zahlen lassen. Der Krupp-Prozeß ist ein Symbol für die destruktiv wirkenden Kräfte innerhalb der gesamten Politik aller Beteiligten. Frankreich legt damit keine Ehre ein — die Dreyfusards werden sich seiner schämen, wie sich jeder rechtlich denkende Mensch schämt, wenn das Unrecht zum Himmel schreit. Aber solange in Deutschland Fechenbach-Prozesse möglich sind, solange ein Niederschönenfeld besteht, wird in Deutschland nicht die Sprache gefunden werden, die wirklich begangenes Unrecht vor der Welt glaubhaft zu machen versteht. In ideeller und materieller Beziehung kommt aber darauf Alles an. Ist uns unmöglich, Vertrauen durch Taten und nicht durch Worte zu gewinnen, dann hat unsre Stunde geschlagen. Nicht Frankreich allein steht gegen uns — es ist die Welt!

---

## Bayern von Ernst Niekisch

8.

Das zeigte sich auch im Fall Fechenbach. Den bayrischen Geheimbündlern und Separatisten war schon seit langem auf die Nerven gefallen, daß ihren dunkeln Machenschaften nachgespürt wurde, und daß die freiheitliche Presse schonungslos darüber Bericht erstattete. Sie trug sich mit dem Plan, die Presse einzuschüchtern. In Ungarn bedroht ein Gesetzesparagraph den Journalisten mit furchtbarster Strafe, der das „Ansehen des Staates im Ausland" schädigt. Bayern bedarf derartiger Ausnahmegesetze nicht. Es versteht sich mit Meisterschaft auf die

Kunst, durch Mißbrauch bestehender Gesetze unbequeme Wissende zum Verstummen zu bringen. Der Landesverratsparagraph, den in Bayern weder Heim noch Hitler zu fürchten brauchen, sollte, ähnlich wie Leoprechting, auch Fechenbach zum Verhängnis werden. Hatte nicht Fechenbach Nachrichten über separatistische Umtriebe verbreitet? Da der Erfolg der separatistischen Umtriebe gefährdet wird, wenn sich die Oeffentlichkeit mit ihnen beschäftigt, so müssen sie zu Tatsachen gestempelt werden, die um der „Sicherheit der bayrischen Staatspersönlichkeit" willen unter allen Umständen geheimzuhalten sind. Zwar sind diese Umtriebe nach den Gesetzen der Republik strafbar; indes fühlen sich bayrische Gerichte den Gesetzen der Republik nicht verpflichtet. Der praktische Inhalt der bayrischen Justizhoheit ist die systematische Sabotage der republikanischen Gesetze. Das münchner Gericht, vor dem Fechenbach stand, wußte um das Wesen des bayrischen Staates Bescheid; deshalb behandelte es die Geheimnisse der separatistischen Mordorganisationen als „Staatsgeheimnisse". In einem Verfahren, das, wie sich ein Verteidiger ausdrückte, allen Rechtsgebräuchen zivilisierter Staaten Hohn sprach, wurde Fechenbach zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die bayrische Reaktion war umso bedenkenloser bereit, Fechenbachs Vernichtung durch eine Rechtsbeugung, der jedes Mittel passend war, zu erreichen, als sie noch aus einer Reihe andrer Gründe an Fechenbach Rache nehmen wollte. Fechenbach war der Privatsekretär Eisners gewesen; nachdem der Meister beseitigt war, gestand man auch dem Schüler kein Daseinsrecht mehr zu. Durch die Veröffentlichung des Ritter-Telegramms war außerdem der Papst in einige Verlegenheiten geraten; in Bayern glaubte man wahrzunehmen, daß die Kurie seit dieser Veröffentlichung der wittelsbachischen Reaktion gegenüber zurückhaltender geworden war. Die münchner Machthaber erstrebten für ihre Separationspläne die aktive Unterstützung durch den Vatikan, indem Fechenbach, der Urheber der Telegramm-Veröffentlichung zugrundegerichtet wurde. Die Opferung Fechenbachs war als der Preis gedacht, für den sich die bayrischen Separatisten den päpstlichen Segen erkaufen wollten. Schließlich sollte Fechenbach auch noch dafür zu büßen haben, daß er die Kreise des ostjüdischen Antisemiten Coßmann gestört hatte. Coßmann will der monarchistischen Restauration den Boden bereiten, indem er der Welt einzureden versucht, die alten deutschen Machthaber seien ganz und gar unschuldig am Kriege gewesen. Fechenbach hatte einige Dokumente bekannt gemacht, durch welche diese Coßmännerei erbärmlich Lügen gestraft worden war. Die veröffentlichte Erzberger-Denkschrift verdarb Coßmanns Konstruktionen ebenso gründlich wie der Brief des bayrischen Diplomaten Graf Lerchenfeld, den Fechenbach der Welt mitzuteilen gewußt hatte.

Fechenbachs journalistische Tätigkeit, die der bayrischen Reaktion so lästig geworden war, hatte sich durchaus dem Dienst der Republik gewidmet gehabt. Seine Verurteilung war deshalb auch eine freche Herausforderung der Republik. Das Fechen-

bach-Urteil sollte Keinem mehr einen Zweifel erlauben, daß das Reich nicht imstande sei, Die zu schützen, die innerhalb der bayrischen „Staatshoheit“ die Sache der Republik verfechten. Tatsächlich hat das Reich den Fehdehandschuh, den ihm Bayern hinwarf, nicht aufgehoben. Es schweigt, obschon der Sachverständige Thimme den Spruch des Volksgerichts als Fehlurteil gebrandmarkt hat. In Bayern deutet man dieses zurückhaltende Schweigen der Reichsregierung ganz richtig als klägliche Schwäche; man hat dort eine feine Witterung dafür, wie sich im Grunde die Republik selbst preisgibt, indem sie ihre besten und ergebensten Vorkämpfer schutzlos läßt.

Sollte das Fehlurteil gegen Fechenbach einerseits allen Republikanern die ganze bejammerungswürdige Ohnmacht der Republik fühlbar machen, so wollte es andrerseits mit dreistem Uebermut zeigen, um wieviel nachdrücklicher Bayern reaktionäre Mordgesellen zu schützen verstehe. Indem die Aufhellung dunkler reichsverderberischer Pläne durch einen Republikaner als Landesverrat mit erschreckender Furchtbarkeit bestraft wurde, sollten die deutschen Mordorganisationen, die nach dem Rathenau-Mord einigermaßen zaghaft geworden waren, mit neuer Zuversicht erfüllt werden. Es lag wohlüberlegte Absicht darin, den Fechenbach-Prozeß am gleichen Tag beginnen zu lassen, wo in Leipzig vor dem Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik die Spießgesellen der Rathenau-Mörder zur Verantwortung gezogen wurden. Wo immer auch im Reich reaktionäre Verschwörer sich aufhielten, sollten sie wissen: Hier in Bayern sind jederzeit unbedingt zuverlässige Schlupfwinkel zu finden; nicht der völkische Mörder und der monarchistische Rebell sind hier vom Zuchthaus bedroht, sondern einzig Der ists, der die Kühnheit hat, in Bayern den Wegen dieser „Edelsten der deutschen Nation“ nachzuforschen.

Unbehindert vom Reich — auch der Auswärtige Ausschuß des Reichstags fand aus „staatspolitischen Bedenken“, von denen sich Bayern niemals angekränkelt fühlt, nicht die Kraft, dem himmelschreienden Unrecht, das an Fechenbach geschieht, ein Ende zu bereiten — suchen die Volksgerichte nach neuen Opfern unter den wenigen Republikanern, die noch offenes Bekenntnis zum Reich innerhalb der bayrischen Grenzen wagen. Noch sehen wir gegenwärtig das Volksgericht am Werke, den Republikaner Puttkamer zu verderben, und schon nehmen wir wahr, wie Schlingen geflochten werden, durch die Nürnbergs wackerer Oberbürgermeister Luppe zu Fall gebracht werden soll.

(Fortsetzung folgt)

# Die Korrumpierung der Presse von Fritz Wolter

Deutschland war vor dem Kriege — neben England — das einzige große Land, das eine saubere Presse hatte. In Oesterreich konnte man die Journalisten für ein Butterbrot kaufen. In Frankreich wurde der Handelsteil an die Banken seitenweise verpachtet, die Seite zu 800 000 Francs. In Italien waren Verleger und Zeitungsschreiber einzeln käuflich. Die amerikanische Presse stand seit jeher im Dienste

des Industrie- und Finanzkapitals. Die deutsche Presse aber war, als Ganzes betrachtet, unbestechlich. Die Korrumpierung durch die Regierungen Oesterreichs und Preußens, die in der Zeit des Hegemoniestreits die deutsche Presse verseucht hatte, hörte nach 1866 allmählich auf. Bismarck konnte auf dieses gröbste Mittel der Preßpolitik verzichten und mußte darauf verzichten, als in Berlin und in den größern Provinzstädten eine Anzahl kapitalkräftiger Verlage entstanden waren. Korrupt blieb freilich noch der Handelsteil. Es war gang und gäbe, daß die Redakteure im Pressezimmer der Börse am Monatsersten ein Couvert mit Geld — zehn oder zwanzig Taler — erhielten. Die Ersten, die mit diesem schönen Brauch Schluß machten, waren, um die Mitte der achtziger Jahre, Wiener vom Berliner Tageblatt und Cohnstaedt von der Frankfurter Zeitung. Aber erst um die Jahrhundertwende führten Norden, Bernhard, Münch und Buchwald die Säuberung der Handelspresse durch. Es blieb allein im Feuilleton, namentlich in der Musikkritik, und im lokalen Teil die unausrottbare Sippschaftskonnexion. Im engern Sinne korrupt sind die Journalisten der großen deutschen Blätter vor dem Kriege nicht gewesen und sind es auch heute nicht. Geldgebern außerhalb des Verlagshauses sind sie auch jetzt noch unzugänglich.

Umso betrübender ist der Prozeß, der sich innerhalb der Verlage in den letzten Jahren abgespielt hat. Die deutschen Journalisten haben fast widerstandslos vor der Korrumpierung der Verlage durch die Schwerindustrie kapituliert. Daß die Verleger selbst vor dem Industriekapital kapitulierten — wer will ihnen das verdenken! Das Zeitungsgewerbe ist ein Geschäft, und das gutgehende Zeitungsgeschäft ist die beste Gewähr nicht immer für kulturelle Höchstleistungen, aber für die Sauberkeit der Presse. Das Charakteristikum der neudeutschen Zeitungskorruption, eben der Korrumpierung durch die Industriemagnaten, ist grade, daß diese das Verlagsgeschäft nicht als Selbstzweck, nach kaufmännischen Methoden, betreiben, sondern, ohne Rücksicht auf die Rentabilität, als Nebenbetrieb ihrer andern Unternehmungen. Die Zeitung gehört nicht mehr zu den Einnahmequellen, sondern zu den Reklamekosten: sie ist die wirtschaftspolitische Propagandamaschine, das letzte Glied des vertikalen Trusts.

Der erste Industrielle in Deutschland, der bewußt darauf ausging, sich die öffentliche Meinung gefügig zu machen, war der „Eisenbahnkönig“ der Gründerjahre: Bethel Henry Strousberg. Der geniale Bankerotteur war auch darin den Gründern von heute ein leuchtendes Beispiel. Seine Zeitungsgründung ist die ‚Post‘, das spätere Organ der Freikonservativen Partei, das besonders am Anfang der neunziger Jahre unter dem Einfluß des Herrn v. Stumm eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Eine zweite berliner Zeitungsgründung, die von der Industrie ausgehalten wurde, war der ‚Deutsche Kurier‘, der kurz vor dem Kriege von den Herren Fuhrmann und Hirsch-Essen als Organ des rechten Flügels der Nationalliberalen ins Leben gerufen wurde, sich aber nicht durchsetzen konnte, mit der ‚Post‘ verschmolzen und schließlich mit ihr zusammen von Scherls ‚Tag‘ aufgesogen wurde. Das eigentliche berliner Organ der Schwerindustrie waren vor dem Kriege die ‚Berliner Neuesten Nachrichten‘ — in Berlin bekam man sie kaum zu sehen —, politisch freikonservativ, nach Bismarcks Entlassung forciert bismärckisch, aber ebenso wie die ‚Rheinisch-West-

fälische Zeitung' unverhohlen im Dienste der Rüstungsindustrie. Die Auflage dieser Blätter ist immer gering gewesen: die ,Berliner Neuesten Nachrichten' sind nie über 20 000, die ,Post' wohl nie über 10 000 Exemplare hinausgekommen. Trotzdem ist der schwerindustriellen Presse gelungen, durch die aufreizende nationalistische Tonart dem deutschen Reich im Ausland viele Feinde zu machen, und es gehört zu den Treppenwitzen der Weltgeschichte, daß in den kritischen Julitagen des Jahres 1914 ausgerechnet die ,Rheinisch-Westfälische Zeitung' und die ,Post' als einzige bürgerliche Blätter entschieden gegen den Krieg Stellung nahmen.

Das alles waren aber nur Vorläufer. Die planmäßige Korrumpierung der Presse durch die Großindustrie fängt erst im Kriege an. Den Beginn kann man etwa vom Jahre 1916 datieren, als Herr Hugenberg, damals noch Vorsitzender des Krupp-Direktoriums, sich auf den Aufkauf von Zeitungen und Korrespondenzen warf. Das erste große Blatt, das zu Fall kam, war der ,Berliner Lokal-Anzeiger'. Wie der alte August Scherl aus seinem Hause, das doch immerhin sein Lebenswerk war, herausgedrängt wurde — das gehört zu den unerquicklichsten Affairen des deutschen Zeitungswesens in den letzten Jahrzehnten. Aber der Lear-Tragödie — der König Lear der Zimmer-Straße bekam freilich noch sechs Millionen mit auf den Weg — folgte dann ein höchst erquickliches Satyrspiel. Gewisse Interessenten suggerierten dem kreuzbraven Bethmann Hollweg, daß Mosse sich des Verlages Scherl bemächtigen wolle, und daß man diese Tempelschändung aus patriotischen Gründen um jeden Preis verhindern müsse. Bethmann Hollweg fiel darauf herein und besorgte etliche Millionen, um den Verlag Scherl zu sanieren und in die Hand zu bekommen. Aber als die Sanierung fertig war, stellte sich plötzlich heraus, daß Bethmann Hollwegs Antagonisten, eine von dem kölner Kommerzienrat Louis Hagen geführte Gruppe rheinisch-westfälischer Industrieller, über die Mehrheit des Gesellschaftskapitals verfügten — und die Millionen der Bethmannianer waren perdü.

Der andre entscheidende Einbruch der Schwerindustrie in die berliner Presse war im Sommer 1920, nach dem Tode Reimar Hobbings, der Ankauf der Norddeutschen Verlagsanstalt und damit der ,Deutschen Allgemeinen Zeitung' durch Hugo Stinnes. Die Ungeheuerlichkeit dieses Handels bestand darin, daß hier ein Schwerindustrieller das offiziöse Blatt des Reiches und Preußens erwarb, um darin eine ausgesprochen regierungsgegnerische Politik zu treiben. Der Vertrag, den Bethmann Hollweg im Jahre 1917 mit Reimar Hobbing geschlossen hatte, war so unglücklich, daß der republikanischen Regierung nichts übrig blieb, als Herrn Stinnes für seine antigouvernementale Propaganda weiterhin zu subventionieren. Zugleich mit der ,Deutschen Allgemeinen Zeitung' gingen die immer noch offiziös benutzte ,Industrie- und Handelszeitung' und der ,Kladderadatsch' in den Besitz von Stinnes über.

Hugenberg und Stinnes sind heute die Hauptexponenten des Industriekapitals in der deutschen Presse. Wenn man auch noch zwischen der Stinnes-Presse und der Hugenberg-Presse zu unterscheiden pflegt, so sind sie doch längst keine Konkurrenten mehr, sondern arbeiten brüderlich Hand in Hand. Hugenberg sitzt nicht nur im Aufsichtsrat von Deutsch-Luxemburg und Gelsenkirchen, die Stinnes beherrscht: auch in

der Presse ist die Kuppelung vollkommen. So ist Hugenberg, das Haupt des Vera-Konzerns, der Wortführer in der ‚Telegraphen-Union‘, der größten Konkurrenz des W.T.B.; zu den Geldgebern der T.U. gehört aber auch die Riebeck-Montan-Gesellschaft, deren Aufsichtsratsvorsitzender Hugo Stinnes ist, und als Vertrauensmann von Stinnes fungiert in der T.U. der rechts-volksparteiliche Abgeordnete Carl Cremer. Eine andre „Lötstelle“, an der die Verbindung zwischen Hugenberg und Stinnes offenkundig wird, ist die ‚Miva‘, die Mitteldeutsche Verlagsanstalt, die in Erfurt, Halle und andern thüringischen und sächsischen Städten Zeitungen unterhält. Hier ist ebenfalls die zum Stinnes-Trust gehörige Riebeck-Montan Geldgeberin, die Interessen des Herrn Stinnes werden durch seinen Generaldirektor Vögler wahrgenommen, und im Aufsichtsrat sitzt Herr Hugenberg. Auch zwischen der Hugenberg- und der Stinnes-Presse Berlins bestehen die freundschaftlichsten Beziehungen: der Verlag des ‚Berliner Lokal-Anzeigers‘ besorgt die Spedition der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘. Die Besitzverhältnisse des Verlags Scherl hat man dadurch maskiert, daß als Gesellschafter der August Scherl G. m. b. H. ein Namensverein eingetragen ist. Doch ist wahrscheinlich, daß sich unter den Mitgliedern des ‚Deutschen Verlagsvereins zu Düsseldorf‘ neben dem Reichswirtschaftsminister Becker auch ein Vertreter der Stinnes-Gruppe befindet. Die Allianz zwischen Stinnes und Hugenberg ist also so eng, daß es nicht mehr viel besagt, wenn es heißt: die ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ gehören Hugenberg, die ‚Frankfurter Nachrichten‘ gehören Stinnes. Es ist derselbe Topf.

Daneben wirken von den rheinisch-westfälischen Magnaten namentlich die Herren Ottmar Strauß und Otto Wolff segensreich für die Aufklärung des deutschen Volkes. Sie haben frühzeitig in München Fuß gefaßt, und auch im Rheinland tut ihr Geld seine Schuldigkeit. Sie widmen sich ebenso wie Herr Thyssen mit besonderer Vorliebe der Zentrumspresse, um die katholische Bevölkerung von den sündigen demokratischen Bestrebungen Erzbergers und Wirths abzuhalten. Ganz im Sinne der Schwerindustrie wirken ferner die Gebrüder Huck, die Beherrscher der Generalanzeiger-Presse, die von Berlin aus die ‚Münchner Zeitung‘, die ‚Dresdner Neuesten Nachrichten‘ und etlickhe andre große Blätter dirigieren.

Wenn es trotz den Massenaufkäufen der letzten Jahre doch noch eine Anzahl unabhängiger Zeitungsverleger in Deutschland gibt, so kann man die von der Industrie unabhängigen größern Korrespondenzbüros schon an den Fingern einer Hand herzählen. Die Korrespondenzen liefern aber das Rohmaterial der Zeitungen, und da heute nur noch ein paar ganz große Blätter sich eine eigne telegraphische Berichterstattung leisten können, so sind tatsächlich weit mehr als neun Zehntel aller Blätter vollständig den Korrespondenzbüros ausgeliefert. Da andrerseits die Unterhaltung eines Telegraphenbüros mit Auslandkorrespondenten gegenwärtig ein recht unlukratives Geschäft und besonders einträglich nie gewesen ist, so bot sich hier der Großindustrie eine vorzügliche Gelegenheit, wie es in der Jesuitensprache heißt, conquista espiritual — „geistige Eroberungen“ zu machen. Es kommt hinzu, daß die Erwerbung von Korrespondenzbüros weit unauffälliger ist — die Mehrzahl der Zeitungsleser weiß ja überhaupt nicht, daß es derlei Dinge gibt —, und daß man von diesen Nachrichtenzentralen

aus weit größere Wirkungsmöglichkeiten hat, als sie ein einzelnes Blatt gewährt. Daher hat schon lange vor dem Kriege das Industriekapital versucht, die Korrespondenzen in die Hand zu bekommen. So war an den von Schweinburg begründeten ‚Berliner Parlamentarischen Nachrichten', die um 1900 eine bedeutende Rolle spielten, neben dem Finanzminister Miquel auch schwerindustrielles Kapital beteiligt. Auf den Spuren Miquels wandelte der rührige Herr v. Podbielski, der 1913 aus mehreren ältern Telegraphenbüros die ‚Telegraphen-Union', die jetzige Nachrichtenagentur des Vera-Konzerns, zustandebrachte. 1921 erhielt die T.U. einen beträchtlichen Machtzuwachs durch Aufkauf des großen Dammert-Büros in der Voß-Straße, das 75 Journalisten und insgesamt 250 Angestellte beschäftigte. Dr. Dammert selbst begründete in der Jäger-Straße ein Konkurrenz-Unternehmen, das von Strauß und Wolff finanziert wird.

Im größten Maßstabe versuchte Stinnes, Korrespondenzbüros aufzukaufen und auszubauen. Dabei verfolgte er von vorn herein den Zweck, den Nachrichtendienst zugleich für seine Privatgeschäfte zu verwenden. Die 70—80 kaufmännischen Vertreter, die Stinnes im Ausland unterhält, sollten auch die öffentliche Korrespondenz mit politischen und wirtschaftlichen Nachrichten versehen. Der Ueberbau dieses halbprivaten Korrespondenznetzes ist der ‚Deutsche Uebersee-Dienst', ein Unternehmen von etwas dunkler Herkunft. Es wurde 1914 kurz vor Ausbruch des Krieges als ‚Export-Revue' von der deutschen Industrie, wahrscheinlich unter Mitwirkung des Auswärtigen Amts zur Beeinflussung der auswärtigen Presse gegründet. Die Pläne, die ungewöhnlich kindisch und dilettantisch ausgearbeitet waren, wurden in einem englischen Blaubuch von dem Botschafter in Berlin Goschen ausgedeckt und scheiterten dann ohnehin am Ausbruch des Krieges. Daraus entstand der ‚Deutsche Uebersee-Dienst', ein kleines Korrespondenzbüro, ehe Stinnes es übernahm und nun, nach Fusionierung mit dem 1916 gegründeten ‚Transocean-Dienst' (seit April 1920: Internationaler Funkendienst), in großem Rahmen, mit 200 Angestellten, aufzog. Daneben kaufte Stinnes den ‚Bäckler-Dienst', eine vielbenutzte Parlamentskorrespondenz auf, die heut als ‚Schnell-Dienst' der Telegraphen-Union angegliedert ist. Ferner wurde am 1. Januar 1921 der ‚Weltdienst' ins Leben gerufen, ebenfalls ein Stinnes-Unternehmen.

Der planmäßige Feldzug der Großindustrie zur Eroberung der deutschen Presse blieb bei den Korrespondenzen, den Rohstoffabteilungen des Zeitungstextes, nicht stehen. Ebenso wichtig war, das Annoncenwesen in die Hand zu bekommen. Diesem Zweck dient die zum Stinnes-Hugenberg-Konzern gehörige ‚Ala', die Tochtergesellschaft der auch von der Schwerindustrie unterhaltenen Ausland-Anzeigen G. m. b. H. in Essen. Die ‚Ala' stellt heute, nach der Fusionierung mit Haasenstein & Vogler und Daube, ein mächtiges Unternehmen dar, das namentlich auf die Provinzpresse von großem Einfluß ist. Der Kampf, den die Annoncenexpedition von Mosse während des Krieges im Berliner Tageblatt gegen ihr einziges Konkurrenzinstitut führte, ist merkwürdigerweise ganz abgeflaut: die Interessensphären scheinen gegen einander abgesteckt zu sein. Auch der ‚Ala' hatte das englische Blaubuch vorgeworfen, daß sie sich die Korrumpierung der ausländischen Presse zum Ziel gesetzt hätte.

Außer den eigentlichen Zeitungsbetrieben verfügt heut die Schwerindustrie über eine stattliche Zahl großer Druckereien, so Stinnes über die Akzidenzdruckerei von Büxenstein in Berlin, in der mehrere deutschnationale Blätter hergestellt werden, und es gehört zu den groteskesten Zügen des Kapitels Stinnes, daß die Stinnesschen Druckereien vom Reich ausgiebig mit der Herstellung von Papiergeld beschäftigt werden, daß der größte Inflationsgewinner also zugleich der größte Notendrucker ist.

Dem Vorbild von Stinnes eifert die oesterreichische Inflationskrösus, der 30 jährige Herr Bosel, nach, der in Wien bereits eine Tageszeitung, den ‚Morgen', unterhält und nun auch Berlin mit einer Montagszeitung beglücken will. Die Unbefangenheit des neuen Blattes wird dadurch verbürgt, daß der künftige Chefredakteur zugleich Herausgeber einer Wochenschrift ist, in der erst vor kurzem eine Campagne gegen die Invasion der oesterreichischen Inflationsritter geführt wurde. Freilich galt die Campagne nicht Herrn Bosel, sondern dessen größtem wiener Konkurrenten: Camillo Castiglioni.

Ueberblickt man das freundliche Bild, das die Finanzierung der deutschen Presse gegenwärtig bietet, so muß man sagen, daß wir nicht mehr allzuweit entfernt sind von Zuständen, wie sie Zola in seinem ‚Geld' von der französischen, Upton Sinclair in ‚100 Prozent' von der amerikanischen Presse zeichnet. Ja, Deutschland stellt sogar die Methoden des Auslands in den Schatten: die deutsche Schwerindustrie gibt sich nicht mit kleinlichen Korruptionen von Journalisten und Verlegern ab: sie kauft den ganzen Betrieb auf — und die Sache ist erledigt. Geld spielt dabei keine Rolle. Die Korrespondenzbüros erfordern sämtliche hohe Zuschüsse, die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' hat Herrn Stinnes im letzten Jahre 30 Millionen — nach heutigem Werte wenigstens 1 Milliarde — gekostet, trotz den Masseninseraten, womit die Stinnes-Unternehmen die D.A.Z. füllen; selbst die ‚Ala' rentiert sich nicht. Aber was bedeutet eine, was bedeuten hundert Milliarden für die Schwerindustrie, wenn ihr gelingt, sich die öffentliche Meinung gefügig zu machen? Durch eine Steuervorlage, die sie zu ihren Gunsten umbiegt, läßt sich doppelt und dreifach herausholen, was man für die „Aufklärung" der Bevölkerung ausgibt.

Das Bedenklichste der neudeutschen Preßkorruption ist jedoch nicht, daß die Geldgeber vrsuchen, sich durch Stimmungsmache privatwirtschaftliche Vorteile zu verschaffen, sondern ist die Art, wie sie Preßpolitik treiben. Die Preßpolitik unsrer Großindustrie ist ebenso wie ihre gesamte politische Betätigung: von einem entsetzlichen Dilettantismus. Der Prototyp des politischen Dilettanten ist Hugo Stinnes. Derselbe Mann, der mit dem Marquis de Lubersac ein Lieferungsabkommen für Frankreich über viele hundert Goldmillionen abschließt, läßt in seiner Presse eine Hetze gegen Frankreich zu, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn ein eifriger Leser der D.A.Z. auf den Stinnes des Lubersac-Abkommens ein Attentat verübte. Derselbe Mann, der als Mitglied der Deutschen Volkspartei im Reichstag sitzt, läßt zu, daß in seiner Presse ein chauvinistischer Pogromton angeschlagen wird, der eines Wulle würdig ist. Für eine Preßpolitik dieser Art gibt es nur eine Erklärung: Stinnes selbst ist heute nicht mehr geistig Herr in seinem Hause. Auf dem langen Weg über seinen Generaldirektor Minoux, die Subdirektoren, den Kapitänleut-

nant Humann bis zu den Adepten des Herrn Lensch wird aus den Intentionen, die Stinnes gibt, etwas ganz Andres. Die verwilderten Marineoffiziere, die in den Stinnesschen Zeitungsbüros Unterschlupf gefunden haben, sind ihrem Brotherrn über den Kopf gewachsen. Sie treiben auf eigne Faust einen Bürgerkrieg, mit dem Hugo Stinnes gewiß nicht immer einverstanden ist. Gleichwohl trifft ihn und seine unmittelbaren Helfer die Schuld, daß man diesen Ton der Seemannsschenke in den Redaktionsstuben großer Zeitungen hat einreißen lassen.

Aber da die Qualität leider nicht den Erfolg einer Zeitung entscheidet, so darf man auch die Gefahren, die die schwerindustrielle und namentlich die Stinnes-Presse für Deutschland birgt, nicht gering einschätzen. Verwirrung im Innern, Mißtrauen und Deutschenhaß im Ausland: das ist das Resultat der schwerindustriellen Preßpolitik. Es wird Zeit, daß das Volk, daß die Republik, daß Reichstag und Regierung diese Gefahren erkennen und entschlossen den Kampf gegen die weitere Korrumpierung der Presse aufnehmen.

---

# Zu diesem Krieg von Friedrich Vischer

In Friedrich Vischers ‚Auch Einer', erschienen 1879, wird auf den Seiten 59 bis 61 anno 1866 das folgende Gespräch geführt:

Er faßte sich schnell, und als wäre ihm mit den letzten Worten das Stichwort von außen gegeben, auf ein andres Thema einzugehen, nahm er die deutsche Frage auf . . . Er brach in bittere Klage aus über die Verachtung, die noch auf der Nation laste.

„Fast gleichen wir ja," rief er aus, „den Juden, die auf Kohlen sitzen, wo das Gespräch auf ihr Volk führt . . . Sie werden sehen, aus diesem Wirrwar entsteht etwas. So gewiß glaub' ichs, meine es schon zu sehen, daß mir schon vor den nächsten Folgen bang ist, wenn das Deutsche Reich aufgebaut sein wird."

„Da sind Sie doch mehr als eine Wetter-Kassandra. Was für Folgen?"

„Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben — vielleicht erleben wirs, geben Sie acht — und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsre Heere habens ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge."

Ich erschrak, wollte es nicht glauben und erschrak doch.

(Und an dieser Stelle angelangt, erlaube mir der Leser eine kurze Unterbrechung. Seit es nach und nach kam, wie es nun gekommen, seit Unehrlichkeit, Betrug, Fälschung, Fäulnis so mancher Art tiefer und tiefer in das Blut unsrer Nation sich einfrißt, muß ich täglich dieser Prophetenworte gedenken. Ja, ich bekenne, vielleicht hätte ich trotz meinem Vorsatz es doch unterlassen, den unbequemen Sonderling zu schildern, wenn nicht diese Weissagung zu melden wäre, die so leidig eingetroffen ist.)

Auch Einer legte mir, den er sehr nachdenklich sah, jetzt die Hand auf den Arm und sagte:

„Nehmen wirs auch nicht zu schwer. Eine anständige Minorität wird bleiben. Eine Nation kann so was überdauern; es bedarf dann eines großen Unglücks, und das wird kommen in einem neuen Krieg. Dann werden wir uns aufraffen müssen, die letzte Faser daransetzen, und dann wirds wieder besser und recht werden."

(Ob auch dies in Erfüllung gehen wird?)

# Und das Licht scheinet in der Finsternis . . .

In diesem Drama, das keines sein will, keins zu sein brauchte und schließlich doch eins geworden ist, sind alle Adligkeiten des Herzens, auch die größte, die schönste: Gerechtigkeit. Vor dem Kriege war Tapferkeit nötig, um einer Doppelmacht wie Militarismus und Kapitalismus, die von Gerechtigkeit nichts wissen will, mit solch einem Frontangriff zuzusetzen. Während des Krieges verstand die Doppelmacht mit raffiniert verlogener Brutalität sich trefflich zu schützen. Bei Kriegsschluß wäre die Aufführung eine billige Spekulation auf die Aktualität des Werkes gewesen, wenn nicht grade diese die Wirkung damals eher gehindert als verstärkt hätte; denn mit tiefem Mißbehagen mußte die Lehren des Kommunismus ein bourgeoises berliner Premierenpublikum predigen hören, für das Tolstois Mahnung an die Reichen, das Eigentum mit den Armen zu teilen, schon deshalb keine Gesetzeskraft erhalten darf, weil es die Heerschau von Pelzen und Brillanten genannt: berliner Premiere dann kaum mehr geben wird. Heute, wo die Volksbühne einen Abschnitt ihrer Geschichte mit dieser Dichtung schließt, bleibt als tiefster Eindruck bestehen: der Anblick eines Menschen, dem es um nichts als um die Wahrheit geht. In dem eine Ueberzeugung, ein Glaube, eine Sehnsucht lebt, aber nicht die bornierte Sicherheit, daß er die Weisheit gepachtet hat. Der grübelt und zweifelt, mit sich ringt und für Andre kämpft, Probleme wälzt und jeden Einwand abwägt, Anläufe nimmt und zurückweicht, sich nicht ängstet in dieser Welt und doch davor ängstigt, Unrecht zu haben und Unrecht zu tun. Aus dem Gewissen einen Feigling und einen Heiland macht. Fünf Bilder zeigen einen skeptischen Evangelisten, einen sündig-schwachen Bußprediger, einen unterliegenden Asketen: Leo Tolstoi, der sich hier Sarynzew nennt, nicht um sich zu verstecken, sondern um sich zur Strafe für seine Fehlbarkeit noch fehlbarer zu schildern, als er war. Es entsteht ein Bekenntniswerk hohen Ranges und seltenster Art zugleich: worin der Bekenner zu schlecht wegkommt, zu wenig leistet, zu glanzlos erscheint. Sarynzew führt die Worte der Bergpredigt im Munde, aber setzt es nicht durch, danach zu handeln: das war auch Tolstois Schicksal. Sarynzew will sein Hab und Gut den Armen geben, wird aber durch die Rücksicht auf seine Familie aus der Bahn gelenkt: so ist es auch bei Tolstoi gewesen. Sarynzew eifert gegen die Kunst: das hat auch Tolstoi getan. Und nur durch Eins unterscheidet er sich zu seinem und unserm Vorteil von diesem Sarynzew. Der erlahmt an der Umwelt, läßt resigniert Alles beim Alten und begnügt sich damit, am Grabe die Hoffnung auf bessere Zeiten aufzupflanzen. Kein Tadel soll ihn treffen: er hat immerhin einmal aufbegehrt; und das wird nicht ganz vergebens gewesen sein. Tolstoi dagegen? Auch er also ist als Täter seiner Gedanken ermattet (und erst in seinen allerletzten Tagen doch noch in den Schnee gelaufen). Vorher aber hat er — nicht nur seine Lehre zum tausendsten Mal

ausgesprochen, sondern seinen Zwiespalt, seine Halbheit, seinen Zusammenbruch gestaltet, gestaltet! Der unerschrockene Mensch hat sich vor allem Volk die Brust aufgerissen, und der Feind der Kunst hat als Künstler eine leuchtende Schönheit geschaffen.

Denn mögen die Vorgänge auch durchaus kunstlos aneinandergefügt sein: unkünstlerisch wie die meisten Tendenzstücke sind, ist dieses in keinem Zuge geworden. Man sitzt drei Stunden vor — ja, vor Gerede und würde in unermüdlicher Andacht noch einmal drei Stunden davorsitzen, weil unter der Hand, unter solchen Händen dies heilige Gerede eine Form gewinnt, von der ein hypnotisierender Zauber ausgeht. Sarynzew steckt mit seinen Ideen einen jungen Fürsten an. Der muß deshalb ablehnen, seine Mitmenschen zu erschießen, und gerät schnell genug in Konflikt mit den Militärbehörden. Es brauchte nicht einmal undichterisch zu sein, diese Vertreter der Staatsgewalt, und gar der zaristischen, als besonders verhärtet zu malen; und es brauchte der Makellosigkeit der ganzen Dichtung keinen Abbruch zu tun, wenn sie für die fünf Minuten ihres Bühnendaseins hingewischt wären. Tolstoi aber kann nicht anders als behaupten, daß alle Kinder Gottes im Grunde gut sind; und er kann nicht anders als aus noch so unbedeutenden Nebenfiguren runde, volle leibhaftige Menschen machen. Man sehe diesen General, diesen Gendarmerieoffizier, diesen Militärarzt. Man sieht sie wirklich. Sie gewinnen — wer weiß, wie das geschieht? — durch drei Sätze Gesicht, Haltung, Persönlichkeit, kommen dem Fürsten nicht mit Brutalität, sondern mit Verständnis entgegen und haben genau so recht wie er. Durch die Widersetzlichkeit dieses Fürsten wird das Bühnenstück bunt, durch seine Auslegung von Sarynzews Lehre wird es dramatisch. Es hätte nämlich nicht genügt, dessen Lehre nur durch ihn selber vertreten und ihn mit ihr Schiffbruch leiden zu lassen. Sie mußte auch, eben von dem Fürsten, konsequent befolgt werden. Wohin führt sie dann? In den Irrsinn. Kapitulation oder Irrsinn: dies oder das ist das Ende eines hochgearteten Daseins, das nichts weiter erstrebt hat, als den Mühsäligen und Beladenen wohlzutun und mitzuteilen, als, mit einem Wort, das Reich Gottes auf Erden begründen zu helfen. Die Frauen fallen von solchen Männern ab, die sie und sich selbst enttäuschen und Schaden über Schaden anrichten. Die Welt verlacht sie oder sperrt sie ein. Die Kirche schließlich flucht ihnen. Tertullian hat gesagt: Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin. Aber wenn sie eine Christin sein will, so wirkt das als eine Unnatur, gegen die mit Feuer und Schwert angegangen wird. Das ist das Ergebnis, zu dem Tolstoi kommt, und von dem man annehmen sollte daß es niederschmettert. In Wahrheit tröstet, stärkt und erhebt es. Warum? Weil Leo Tolstoi es ist, der zu diesem Ergebnis kommt; und weil er als Leo Tolstoi auf einem Wege dazu kommt, in dessen Finsternis das Licht scheinet: das Licht seines Genius und das Licht seines heißen, edeln, unendlich demütigen Herzens.

# Der Graf von Charolais von Alfred Polgar

Der Graf von Charolais' ist ein romantisches Schauspiel und ein geistiges Ausstattungsstück. Seine Menschen haben wenig Gesicht, aber viel Zunge. Das Schicksal, das sie gegen einander wirft und verdirbt, ist eine Macht, die von außen stößt. Man kann sagen: Gottes Ratschluß; man kann auch sagen: Pech gehabt! Ein rätselvolles „Es" treibt sein Spiel mit den Menschen, schuldlos fallen sie in Schuld. Die griechische Tragödie setzte hinter solchen Vorfall Götter und Götter-Zwecke; der neuere Dichter ein melancholisches Fragezeichen.

‚Der Graf von Charolais' ist ein Schauspiel in zwei Etagen. In der ersten erleidet der junge Charolais eine Art Antigone-Schicksal. Der Leichnam des geliebten Vaters ist, altem Gesetz gemäß, von Gläubigern gepfändet worden. Alles Bemühen des Sohnes, ihn zu lösen, scheitert . . . bis der oberste Richter im Land (in Charolais fils den tugendvollen Mann sehend, den er für die eigne Tochter sucht) die Sache durch Opfer an Geld und Gut großherzig erledigt. Nachdem dies geschehen (drei Akte sind verbraucht), übersiedelt das Stück mit all seinem geistigen und menschlichen Fundus auf eine andre Ebene. Auf dem Plan erscheint ein Jüngling, der die keusche Gräfin Charolais — drei Jahre ist ihr Kindchen schon alt — verführt. Das geschieht in einer sonderbaren Szene: Mond-Winternacht, Einsamkeit, ein feuerdurchlohter Kamin und ein ihm entfallendes glühendes Scheit spielen die Rolle stummer Dämonen im Dienst des Verhängnisses. (Heutiges Verstehen würde solche Ueberrumplung einer Tugendhaften: Hypnose nennen.) Der Graf erfährt, was geschehen. Aus dem schwermütigen Sanfterl, als das wir ihn bisher gekannt, wird — im Herzumdrehen sozusagen — ein pathetischer Rächer gekränkter Lieb' und Ehre. Verwunderlich, daß sein Affekt keine einfache Affekthandlung, sondern einen, augenblicks bis auf das i-Tüpfelchen fertig erdachten, ziemlich komplizierten und ziemlich theatralischen Rache-Plan gebiert. Der Verführer ist rasch erwürgt, über die Frau muß der eigne Vater — vom Schwiegersohn in die Richter-Rolle gezwungen — das Urteil sprechen. Das heißt, er müßte und dürfte natürlich nicht (kommt doch die Beklagte nicht einmal zum Wort), aber, von dem Furchtbaren, das auf ihn einstürmt, ganz vertattert, spielt der Greis die sinistre Rechts-Komödie mit und erkennt auf Tod. Zur Vollstreckung des Urteils käme es nicht, wenn nicht der Graf der Gräfin verhieße, ihr Söhnchen zu einem Weiberverächter im Allgemeinen und Mutterverächter im Besondern zu erziehen. C'est plus fort qu'elle. Sie erdolcht sich.

„Keiner kann Keinem Gefährte hier sein", aber Jeder Jedem Stichwort. Dieses Drama redet sich mit beachtenswert schönen Reden zwischen Ereignissen hindurch, die uns gleichgültig lassen, und um Menschen herum, die nur wie zur Orientierung der wandernden, ruhenden, ausblickenden Worte dastehen. An viele Dinge wird gerührt, die gestern noch ewig waren, heute das nicht mehr sind. Es ist ein Kriterium der harten Stunde, in der wir atmen, daß die rüstigsten Ewigkeiten ins Kränkeln und

Hinsiechen kamen. Sohn und Vater, Mann und Weib: die Fundamente der Beziehungen sind ins Wanken geraten; Betrachtung, aufgebaut auf ihnen, hängt in der Luft, und dramatisches Geschehen, abgeleitet von ihnen, entbehrt der Ananke. Vor achtzehn Jahren schien der ‚Graf von Charolais' ein Menschheitsdrama, heute scheint er ein Gesellschaftsstück. Die Hauptrollen spielen nicht seelische Inhalte, sondern konventionelle Formen, in denen diese stecken.

Hinter dem Werk spürt man den vornehmen, gütigen Menschen, der Gelegenheiten wahrnimmt, sein Herz auszuschütten, und viel Sorgfalt dran wendet, das Entschüttete in sprachlicher Reinheit auskristallisieren zu lassen. Nicht immer ist die Bildkraft der Rede zwingend. Wenn der Wirt, der Tenorist war und das Organ verlor, sagt: wie seine Stimme hoch und höher, sei auch der Busen der Mädchen hoch und höher gestiegen, so denkt der Hörer beunruhigt, wie das bei einem ebenso faszinierenden Bassisten gewesen wäre.

*

Das Burgtheater spielt den ‚Grafen von Charolais'. Herr Aslan, drei Akte lang sehr blaß, weich, zerknirscht, in hamletischen Depressionszuständen, erwacht in der zweiten Hälfte des Stücks zu hartem Theater. Frau Wolgemuth ist die Gräfin, Das bißchen Profil, das der Dichter der Figur verliehen, zieht sie mit Anmut und Feinheit nach. Dem greisen Richter gibt Herr Devrient menschliche und amtliche Würde. Herr Höbling ist des Charolais ritterlicher, erztreuer Freund. Dieser Schauspieler hat eine beträchtliche Kunst der sehr raschen, leidenschaftgespornten Rede. Er galoppiert über die Verse, daß man meint, jetzt und jetzt müsse er herunterfallen. Er bleibt immer oben, aber immer auch hat der Hörer den Eindruck einer glücklich bestandenen Gefahr. Mondlicht, Kaminbeleuchtung, Deklamation, lebende Bilder . . . so schön, süß, blitzblank wird doch immer noch nirgends in deutscher Welt Theater gespielt wie bei uns in der prangenden Burg.

---

# Geld und Brot von Morus

### Die Ruhrhilfe.

Der ‚Temps' das offiziöse Blatt Poincarés, hat kürzlich den Bericht des Finanzkomitees über die Kredite für die Ruhraktion veröffentlicht, der in diesen Tagen der Kammer vorgelegt werden wird. Demnach fordert die französische Regierung für die Zivilmission und Kontrollkommission im Ruhrgebiet 25 Millionen, für die Eisenbahnregie 128 Millionen und für die militärischen Operationen 97 ½ Millionen Francs, insgesamt rund 250 Millionen Francs. Poincaré selbst hat vor einigen Tagen über die bisherigen Ausgaben wesentlich niedrigere Zahlen genannt: bis zum 1. Mai habe die Ruhrarmee 61 Millionen und die Zivilverwaltung im Ruhrgebiet 2 ½ Millionen gekostet. Diesen Ausgaben stünden an Einnahmen aus Zöllen, Ausfuhrlizenzen und Geldbußen 36 Millionen und aus Koks- und Kohlebeschlagnahmungen 36 ½ Millionen gegenüber, sodaß sich ein Ueberschuß von 9 Millionen Francs ergibt.

Wir nehmen an, daß Herr Poincaré, wie Minister in solchen Fällen zu tun pflegen, die günstigen Ziffern etwas nach oben und die ungünstigen Ziffern nach unten abgerundet hat, und wir wissen, daß die Verluste, die der französischen Wirtschaft durch die Einstellung der Reparationslieferungen entstehen, viel größer sind als die Besatzungskosten. Immerhin dürfte von Interesse sein, der französischen Ruhrbilanz die deutsche gegenüberzustellen. Da finden wir an „Einnahmen" allenfalls die etwas fiktiven „Ersparnisse" an Reparationsleistungen, die im Jahr 1922 etwa 50 Millionen Goldmark pro Monat betrugen, von Januar bis Mai also 250 Millionen Mark. Die schwebende Schuld also ist in der Zeit vom 10. Januar bis zum 10. Mai von 2,2 auf 10,2 Billionen angestiegen. 8 Billionen sind bei einem Dollarstand von 50 000 noch annähernd 700 Millionen Goldmark. Legt man aber den Markwert zugrunde, zu dem die Schuld tatsächlich aufgenommen wurde, so ergibt sich eine Zunahme der Reichsschuld um etwa 1 ¼ Milliarde. Man kommt demnach zu einem deutschen „Ruhrdefizit" von rund einer Milliarde Goldmark, ungerechnet den weit größern Verlust, den die Wirtschaft durch den Rückgang der Produktion im besetzten Gebiet erlitten hat.

Wenn die Franzosen, nicht ohne Ueberhebung, ihre wirtschaftlichen Erfolge im Ruhrgebiet öffentlich demonstrieren, so muß man anerkennen, daß sie auch öffentlich Rechenschaft abgelegt haben, als die Ausbeute noch lächerlich gering war. Von der deutschen Regierung kann man das leider nicht sagen. Sie hält nach wie vor das Schweigen oder richtiger: das Verschweigen für die höchste Klugheit des Staatsmannes. Aber es hat sich schon einmal gezeigt, daß ein gefährliches Unterfangen ist, der Bevölkerung — das Ausland weiß ja doch Bescheid — die wahre Lage zu verschweigen. Es wird allmählich Zeit, daß der Reichswirtschaftsminister öffentlich darlegt, wo die Goldmilliarde geblieben ist. Es muß endlich klargestellt werden, in welcher Weise der Kredit an die Industriellen im besetzten Gebiet vergeben wird, in welcher Form die Rückzahlung vereinbart ist, was für Entschädigungen bisher gezahlt worden sind, wieviel Geld das Reich für Kohlenankäufe ausgegeben hat und derlei mehr. Was bisher über diese Fragen, bei denen es sich um Billionenbeträge handelt, aus den Geheimkabinetten der Ministerien und der Reichsbank durchgesickert ist, klingt nicht eben verheißungsvoll. Die Meinungsverschiedenheiten in der Kreditfrage zwischen dem freigebigen Dr. Becker und dem weniger spendabeln Dr. Hermes bestehen fort. Das Kabinett erkennt zwar die guten Grundsätze des Finanzministers an, aber in der Praxis scheint Herr Dr. Becker die Oberhand zu behalten. Die Fälle, daß Industrielle den relativ billigen Reichsbankkredit, den sie zu Lohnzahlungen erhalten, zur Devisenspekulation und zu privaten Geldgeschäften benutzen, wiederholen sich noch immer. So mußte jüngst die Regierung zugeben, daß ein großer rheinischer Industrieller 4 Milliarden Mark, die er zum Reichsbankdiskont erhalten hatte, sofort zu weit höherm Zinssatz als Ultimogeld weiterverliehen hat.

Wichtiger noch als derartige Winkelzüge Einzelner ist die grundsätzliche Regelung der Kreditfrage. Die Markkredite, die im März und April von der Reichsbank gegeben wurden, können heute schon mit weniger als der halben Summe Goldmark zurückgezahlt werden, und die Verluste, die dadurch dem Reich entstehen, gehen sicherlich in

die vielen Milliarden. Daß die Reichsbank das Risiko der Geldentwertung trägt, wäre allenfalls da berechtigt, wo die Betriebe völlig eingestellt und die Arbeiter weiter entlohnt werden mußten. Es ist aber überall da unangebracht, wo produziert wird und die Produktion, wenn auch nicht gleich, so doch später, dem jeweiligen Geldwert entsprechend abgesetzt werden kann. In der Tat ist man in letzter Zeit dazu übergegangen, der Stahlindustrie wertbeständige Kredite zu geben, und auch die Kredithilfe für den Kohlenbergbau will man, auf der Grundlage des jeweiligen Kohlenpreises, wertbeständig machen. Das ist ein erfreulicher Anfang, aber es genügt nicht. Die Ruhrkredite müssen grundsätzlich wertbeständig ausgegeben werden.

Gewiß kann man nicht, da der passive Widerstand von der Regierung und von dem größten Teil des Volkes gebilligt wurde, von den unmittelbar Beteiligten verlangen, daß sie allein die Kosten des Abwehrkampfes tragen sollen. Sie müssen selbstverständlich entschädigt werden, Aber die Art und Höhe der Entschädigungen, auch der vorläufigen, muß vom Reichstag festgesetzt werden und nicht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit auf dem Verwaltungswege. Und es ist nicht geeignet, das Vertrauen zur Regierung zu heben, wenn die ‚Rote Fahne' bisher unwiderlegt, berichten kann, daß „in der streng vertraulichen Sitzung des Reichsverbandes der deutschen Industrie vom 11. April mit dem Regierungsvertreter Herr Geheimrat Weinholz (vom Reichsministerium des Innern) mitteilen ließ, die Regierung habe die Regierungspräsidenten ermächtigt, bis zu 80 Prozent der angemeldeten Ersatzansprüche sofort auszuzahlen", und daß der Regierungsvertreter obendrein noch darum bat, die Entschädigungsgeschichte doch nur recht vertraulich zu behandeln.

Nein, mit der Methode der vertraulichen Behandlung muß endlich aufgehört werden. Die „Ruhrhilfe" muß von dem ganzen Volk getragen werden, sie muß daher auch vor dem ganzen Volk erörtert werden. Dieses durchzusetzen, ist Pflicht des Reichstags. Die Regierung aber sollte klug genug sein, rechtzeitig auf das „Moratorium der Wahrheit" zu verzichten, ehe sie den letzten Kredit verliert.

**Außenhandelskontrolle**

Die Kreise, die am deutschen Außenhandel beteiligt sind, drängen seit langem mit zäher Beharrlichkeit auf Abschaffung der peinlichen Ausfuhrkontrolle. Sie haben zwei Ziele: sie wollen völlige Freiheit in der Ein- und Ausfuhr in Bezug auf Menge und Preis, und sie wollen von der Ausfuhrabgabe loskommen. Den entscheidenden Vorstoß nahmen sie vor, als die Mark auf 20 000 eine Zeitlang stehen blieb und gleichzeitig die Spanne zwischen Inland- und Auslandpreisen auf ein Minimum zusammengeschrumpft war. Da klang höchst plausibel, daß der ganze Apparat zur Ueberwachung der Ein- und Ausfuhr nur unnötiger Ballast sei, der viel koste und nichts einbringe. Es fanden sich bald gewichtige Fürsprecher, und auch der Reichswirtschaftsrat befürwortete unter diesen besondern Umständen die Lockerung der Außenhandelskontrolle.

Aber Gottes Mühlen mahlen langsam, und bis die Regierung so weit war, die entsprachenden Bestimmungen zu ändern, war der Dollar schon wieder von 20 000 auf 50 000 geklettert. Jetzt endlich, wo die Differenz zwischen den Warenpreisen in Deutschland und im Ausland

so groß ist wie je, kommt die Regierung mit einer Verordnung über die „Erleichterung der Ausfuhr“ heraus. Zur Zeit braucht die deutsche Exportindustrie, soweit sie seit der Abschnürung des Ruhrgebiets noch leistungsfähig ist, keines besondern Anreizmittels. Der Marksturz, mit dem die Preiserhöhung noch nicht ganz Schritt gehalten hat, wirkt ohnehin als Exportprämie, und wenn die Regierung jetzt die Zügel der Ausfuhrkontrolle schleifen läßt, so beschleunigt sie durch ein politisch höchst unerwünschtes Valuta-Dumping den fatalen „Ausverkauf Deutschlands“.

Nur auf einer höchst zweischneidigen Maßnahme glaubt das Wirtschaftsministerium bestehen zu müssen: auf dem Zwang zur Valutafakturierung. Eine große Anzahl Waren, heißt es in dem neuen Ukas, soll ohne besondere Bewilligung ausgeführt werden können, wenn die Exporteure sich verpflichten, 40 Prozent der Devisen, die sie für die Ware erhalten, der Reichsbank zur Verfügung zu stellen. Gewiß ist diese Devisenablieferungspflicht für die Reichsbank bequemer, als wenn sie ihren Devisenbedarf auf dem freien Markt decken muß. Aber diesem Vorteil der Zwangsfakturierung in fremden Valuten steht doch der Nachteil gegenüber, daß dadurch die Nachfrage nach deutscher Mark auf den ausländischen Börsen vollständig erlahmt ist. Der deutsche Export mag noch so steigen: der fremde Importeur braucht sich um die deutsche Valuta nicht zu kümmern — er zahlt ja in seiner eignen Währung.

Oder sollte die Reichsbank gar — wer wagt, so unkeusche Gedanken zu hegen? — die Devisenablieferungspflicht aufrechterhalten, um, nach dem Fiasko der letzten trefflichen Devisenverordnung, sich nun doch für die Zentralisierung des Devisenhandels zu rüsten?

### Die Brotversorgung

In der letzten Sitzung vor den Osterferien hat der Reichstag in aller Eile die Reste der Zwangswirtschaft für Brotgetreide beseitigt. Das Umlageverfahren war, weiß Gott, nicht viel wert, und es war völlig wertlos geworden, seitdem man sich vom den Landwirten dazu hatte drängen lassen, einen „Umlagepreis“ zu bewilligen, der zeitweise über dem freien Marktpreis lag. Trotzdem glaubte die Landwirtschaft, das Umlageverfahren nicht „tragen“ zu können, und wehrte sich dadurch, daß sie nur einen Bruchteil der vorgesehenen Menge ablieferte.

Deshalb hat die Regierung diesmal auf jedes Zwangsverfahren verzichtet. Sie will für das kommende Wirtschaftsjahr 3½ Millionen Tonnen Brotgetreide im freien Handel erwerben, um wenigstens die ärmere Bevölkerung einigermaßen sicherzustellen. 2¼ Millionen Tonnen sollen im Ausland aufgekauft werden, 1¼ Millionen sollen zum freien Marktpreis auf Grund von Lieferungsverträgen vom Handel und von landwirtschaftlichen Genossenschaften erworben werden. Nur wenn durch die Lieferungsverträge bis zum 15. Juni nicht die genügende Menge aufgebracht werden kann, soll, wiederum zum durchschnittlichen freien Marktpreis, das notwendige Getreide auf dem Wege der Umlage geliefert werden.

Aber auch diese gewiß bescheidene Sicherung hat bei den Landwirten die „allerlebhafteste Kritik“ erfahren. Der volksparteiliche Reichstagsabgeordnete Hepp, der Vorsitzende des Reichslandbundes, schreibt mit dichterischer Anmut in der Deutschen Allgemeinen Zei-

tung, der neue Gesetzentwurf sei „auf die Blütenträume derjenigen landwirtschaftlichen Kreise, die in einem gewissen Ueberschwang der Gefühle von dem ‚Kurs Luther' eine neue Aera erwartet hatten, als ein Reif gefallen". Der Reichstag, der sich gleich nach der Pfingstpause mit dem Gesetzentwurf beschäftigen muß, wird nunmehr zu entscheiden haben, ob ihm die Blütenträume profitgieriger Landwirte oder das tägliche Brot unterernährter Stadtkinder wichtiger sind.

---

# Das Kegelspiel als Ausdruck der abendländischen Seele

von Fritz Gillis

Eine Untersuchung im Spenglerschen Geiste

Ebenso wie das Kind an der Mutterbrust ist auch das Spiel ein großes Sinnbild kosmischen Lebens.

Zum ersten Mal wird hier der Versuch einer Morphologie des Spiels gewagt. Sie fehlte bisher infolge des gänzlichen Mangels einer neuen Metaphysik. Spiel ist Ausdruck eines Seelischen, es ist Symbol, also Ausdruck eines Weltgefühls, ebenso wie ein Ornament (Hakenkreuz) auf einem altertümlichen Topf. Es ergibt sich daraus, daß es in jeder Kultur Ausdruck einer besonders gearteten Seele sein muß.

Die abendländische Kultur hat es hierin, wie auch sonst, zu einer imponierenden Höhe gebracht. Sie hat das Soldatenspiel und das Kegeln geschaffen, ersteres der Schwarm des Kindes, der sich zu grausigem Ernst steigern kann, letzteres aber alle Merkmale eines Gefühls enthaltend, das durch die Einzigkeit seiner Erscheinung alles Dagewesene an seelischem Ausdruck übertrifft.

Ein gotischer Dom, Eisbein mit Sauerkraut, das Kegelspiel sind gleich große Aeußerungen der abendländischen Seele. Nur die faustische Seele ist fähig gewesen, das Kegeln zu erfinden, und fähig, es richtig zu vollbringen.

Das Schachspiel dagegen ist die Erfindung eines Fellachenvolkes, es ist das Spiel mit dem Kriege, das nie Ernst werden kann und Ernst werden soll. Das Schachspiel ist das Ergebnis des Geistes, in dem alles Seelische erkaltet ist, es ist minderwertig im historischen Sinn. Der Schach-König wird „matt", er wird auf Winkelzügen belauert, umstellt, bis er dem Dolchstoß im Rücken erliegt. Beim Kegeln ist der König der Mittelpunkt eines kraftvollen Kampfes. Es ist Alles ins Dynamische gesteigert. Das Gefühl der Weite und Tiefe ist, echt faustisch, durch die schier endlos gedehnte Kegelbahn ausgedrückt. Kugeln und Kegeln sind die Kräfte, die mit einander streiten. Daß die Kugel rund ist, ist die Entdeckung der faustischen Mathematik. Ihre wuchtige Bewegung ist gotische Dynamik. Vom Standpunkt der Morphologie gehört sie auf eine Stufe mit der Fernwaffe. Das abendländische Urproblem, das Raumproblem, wird „spielend" gelöst.

Man betrachte den Kegelspieler. Er ist mit seiner Seele beim Spiel, weshalb er sich zumeist den Rock auszieht und in Hemdsärmeln seine gigantischen Würfe schleudert. Man sehe, wie er, durch rein dynamische Bewegung, den Körper beim Wurfe zusammenballt, um sich selbst der Form der Kugel oder des Kegels anzupassen. Der griechische Diskuswerfer ist Statue, ist Punkt! Der gotische Kegler ist Dynamik, sein Spiel ist als Mikrokosmus, was das Planetensystem als Makrokosmus. Die Nichtumkehrbarkeit des Kugellaufs entspricht der abendländischen Schicksalsidee. Wie viel Rasse liegt in der Mitteilungstechnik der Kegler. In Namen wie:

‚Kegelverein Scharfe Kante‘ liegt der unverbrauchte Tatendrang des Blutes. Ebenso wie der Vorsitzende eines Königlichen Kriegervereins ist der Leiter eines Kegelklubs nicht Gelehrter oder Schulfuchser oder altweiberhafter Menschheitsschwärmer, er ist Tatenmensch, Krieger, Diplomat. Er mag die Verachtung des Zivilisierten sein, er ist aber „Zeitgenosse“ Alexanders oder Napoleons. Im Faust ist es Wagner, der die Worte spricht:

„Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang“,

während diese Töne grade an Fausts Seele rühren („Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein“).

Die Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Kegelstürze ist abendländische Kontrapunktik. Man hat das bis heut noch nicht gesehen, weil man das Wesen der Morphologie noch nicht kannte. „Acht um den Dicken“ — beachte die Kraft der Sprache — ist nichts andres als die Anhänglichkeit am angestammten Herrscherhause, Alles erstirbt in Ehrfurcht vor dem Träger der Dynastie. Hierin liegt mehr Blut (— „in Form sein‘ —) als in allen philosophischen Systemen zusammen, es kann höchstens mit der englischen Vollblutzucht verglichen werden. Es ist ein und das Selbe, was als faustische Seele erscheint: der gotische Dom, Ludendorff, Eisbein mit Sauerkraut, der Don Juan, Wilhelm II., das Kegelspiel.

Der große Kegelspieler ist der Caesar der Zukunft.

---

# Saison von R. A. Sievers

Clothilde, komm! Was nützt das schlechte Leben!
Die Lerchen steigen, wenn die Mark auch fällt!
Die Welt ist blöd? Ja, ja, so ist das Leben
und bleibt so, bis der Globus einst zerschellt!
Doch woll'n mit deplazierten Kümmernissen
wir uns den schönen Frühlingstag entsüßen?
Verbannen wir die Sorgen! (Fort mit Schaden!)
Komm, wir gehn baden!“

Herr Stinnes ist ein überaus potenter
Regent im Königreich der Inflation.
Wird auch Germania täglich insolventer,
Herr Stinnes denkt: „Mein Gott, was tut das schon!
Pounds kann man nicht, doch Reichsmark ruhig missen —
Muß man heroisch tun wie Fritzchen Thyssen?
Und werden klapprig Frau Germanias Waden,
Dann geh sie baden!“

Ein putziges Metier ist das Regieren:
Da eben jauchzt noch Einer himmelhoch —
schon muß er eine Note stilisieren
und pfeift auf ein Mal auf dem letzten Loch.
Hamburg liegt, Gott sei Dank, sehr dicht am Meere —
ich glaube fast, daß es das Beste wäre,
Sie schlössen, lieber Doktor, Ihren Laden
und gingen baden!

# Bemerkungen

## Warum grade Worowski?

1.

Mit einem guten Freunde aus den Geburtstagen der russischen Revolution, dem indischen Freiheitskämpfer Chattopadaya, kamen wir auf dem Umweg über Lord Curzon, über das „indische Regime" im londoner Foreign Office auf Worowski zu sprechen.

Es gab eine Zeit, etwa um das Jahr 1921, da in Downing Street ein Zwiespalt zwischen hoher Bürokratie und leitendem Staatssekretär bestand. Die hohe Bürokratie des empfindlichen Außenamtes ist sozusagen „indisch geschult". Sie liebt Methoden, die dort im Südosten, aber auch in Persien, in Mesopotamien und in Afghanistan eingeübt worden sind. Sie besteht aus ganz besonders distinguierten Gentlemen, denen es daher umso leichter fällt, Leute, die keinem exklusiven Club angehören, entweder zu bestechen oder erschießen zu lassen. Tertium non datur. Ihre vornehme Abgeschlossenheit bringt mit sich, daß Zutritt zu ihrem Herzen nur entweder Lords mit Ahnentafel oder Spitzel und Meuchelmörder haben.

Um jene Zeit wurde in Downing Street ein leiser Versuch gemacht, in Europa annähernd europäische Außenpolitik zu treiben. Historisch war dieser Versuch wohlbegründet in dem langsamen, aber stetigen Verfall der englischen Vormachtstellung in Europa. Die englische Kohle ist nicht mehr ein solch entscheidender Faktor wie früher (Wasserkräfte, amerikanische Konkurrenz), das englische Eisen noch weniger, zumal wenn man es selbst beim besten Willen nicht kaufen kann.

2.

Die Versuche einer Europäisierung der englischen Außenpolitik scheiterten. Eine nicht unwesentliche Rolle spielte dabei der passive Widerstand, den die hohe Bürokratie den Bestrebungen des verantwortlichen Leiters entgegenstellte (siehe: das republikanische Deutschland). Hier wurde ein Versuch gemacht, das heilige Prinzip der Kontinuität englischer Außenpolitik zu durchbrechen. Einfach ausgedrückt, heißt dieses Prinzip: Nicht anrühren die Autonomie unsrer Räuberbande in Indien!

Statt diesen Grundsatz zu beachten, ging die Leitung des Außenamts gar so weit, daß sie einen liberalen Vizekönig nach Bombay sandte. Beabsichtigt war: ein Todesstoß für die Auftraggeber Lord Curzons, für den äußersten rechten Flügel der Konservativen. (Es ist, wie wenn man Hermann Müller-Franken als Feldkuraten nach Döberitz delegierte.) In Wirklichkeit wurde es ein Todesstoß für das neue System. Tja, wer Mächtigern eine Grube gräbt . . .

Die paar Tage des kurzen Daseins benutzte das neue System dazu, eine neue Politik gegenüber Rußland einzuschlagen. Schon im Jahre 1921 verstand die hohe Bürokratie, die Absendung einer scharfen Note nach Moskau durchzusetzen.

3.

In dieser Note war auf Worowski besonders hingewiesen. Er wurde beschuldigt, Organisator der revolutionären Propaganda im Osten zu sein. War Worowski „schuldig" oder nicht? Das werden wohl die Spitzel des

Foreign Office am besten wissen. Jedenfalls wurde Worowski zum Symbol gemacht: sein Leben und sein Tod wurden zu einem einseitig verabredeten Chiffresystem. Sollte Worowski einmal niedergeknallt werden, so konnte Moskau das Zeichen mit Hilfe des Schlüssels, der in der Note von 1921 enthalten ist, mühelos entziffern.

Der Note von 1921 folgte kein Revolverschuß. Es waren Tage der Unsicherheit in London ebenso wie in Bombay. In England: fast zwei Millionen Arbeitslose, revolutionärer Aufschwung; in Indien: Gandhi, Boykottbewegung.

Man wartete ab. Inzwischen suchte man unmittelbare Gefahren abzuwehren und Feindschaften abzuschwächen, da sich die Freundschaft mit Frankreich immer schwieriger gestaltete. Fast zwei Millionen Arbeitslose: eine Folge der deutschen Hungerkonkurrenz. Diese wieder: eine Folge der Politik des Freundes auf der andern Seite des Kanals.

4.

Gegen Frankreich wurde man immer nervöser; also zeigte man sich allen Feinden Frankreichs ein wenig liebenswürdig.

Daß Frankreichs Ruhraktion eine katastrophale Zuspitzung seines Verhältnisses zu England herbeiführen werde, konnten nur komplette Idioten denken. Ergo gab es höchstens eine Handvoll Politiker, die gleich am Anfang vom Gegenteil überzeugt waren und genau sahen, daß Poincaré mit der Ruhrbesetzung und vor allem mit deren wirtschaftlichen Folgen nicht an letzter Stelle eben die Verbesserung der englisch-französischen Beziehungen bezweckte.

Dies ist auch — wenigstens für den Augenblick — vollständig geglückt. Die Ausschaltung der deutschen Konkurrenz setzte in England Kohlenproduktion, Stahlwerke, Spinnereien und Webereien wieder in Betrieb. Der englische Kapitalismus gewinnt seine Ruhe zurück; die allgemeine Nervosität schwindet, und Lord Curzon findet Zeit, in trauter Gemeinschaft mit der hohen Bürokratie seines Amtes die Note von 1921 „einer gewissenhaften und eingehenden Prüfung zu unterziehen“.

In dieser Note heißt es aber von ungefähr: „Die Fäden der revolutionären Propaganda im Osten laufen in den Händen Worowskis zusammen . . .“

*Dimitri Gregoriew*

## Mathematik der Operette

Weil aber auch im Vergnügen der Deutschen Ordnung sein muß, so sind ihre Schwänke und Operetten sinnreich und logisch, durchdacht und aufgebaut. Frag mich nicht, wie — aber gebaut sind sie. Wat heißt hier Wirbel!

Die Schwiegermutter hat einen Chauffeur, der fast genau so aussieht wie der Mann ihres Lieschens, das Sonnabend abend nach Naumburg gefahren ist, woselbst sich auch der Onkel des Dienstmädchens aufhält, in das der Neffe verliebt ist. Das wird im ersten Akt genau auseinandergesetzt. Ohne Witz, ohne Behagen, aber mit viel Stumpfsinn. Und dann — aberst dann — beginnen im zweiten Akt jene Verwicklungen, welche.

Das sind einfach „Ibsen und die Folgen“. Die „Hotelmeldezettelgenauigkeit“, von der S. J. neulich beim Borkman sprach, kannst du in allen Possen antreffen. Es darf „Un-Sinn“ sein — aber eine Art Sinn muß es doch enthalten. Und Niemand ist so stolz auf seine Exposition wie ein deutscher Schwankdichter.

Als ich einmal mit einem von ihnen sprach, da sagte mir der mit tief bedauernder Miene: „Aber man kann doch nicht gleich auf der ersten Seite komisch sein!“

Nein, Ihr braucht Vorbereitungen dazu. Und ich dachte an Chaplin . . .

Komik ist in Deutschland, wenn etwas, das nach dem ganzen rationalen Verlauf der Dinge

eigentlich hätte geschehen müssen, nicht oder doch ein wenig anders geschieht, als man es erwarten darf. Das kann bestenfalls Witz sein — Komik ist es nicht.

Und daß eine Figur auftritt, sinnlos, vor sich hin summend wie ein amerikanischer Excentrik — welche Wesen man auf unsern Litfassäulen als „Excentriker" angepriesen bekommt —, daß Jemand sofort, auf der Stelle, beim Aufgehen des Vorhangs Heiterkeit um sich verbreiten kann: das hat sich hier noch nicht herumgesprochen. Wir sind ordentlich und honett — und wissen allemal, was sich gehört.

Welche Ordnungsliebe noch im Spaß! „Man muß aber sagen, wo der Erbonkel geblieben ist — er darf nicht einfach aus dem Stück verschwinden!" Als ob es in dem Trubel, wenn er uns nur amüsiert, darauf ankommt, wo er geblieben ist! Er ist eben fort — basta. Welche Langatmigkeit im Motivieren, in den Schlüssen und vor allem in den Anfängen! Wie schwerfällig knarrend setzt sich so eine Maschinerie in Bewegung!

Und es ergibt sich als Fundamentalsatz der deutschen Librettisten fast aller Kaliber dieses:

„Die Summe der Quadrate über den drei Operettenakten ist gleich dem Rechteck aus Kassenrapport und gesundem Menschenverstand."

Quod erat demonstrandum.

*Peter Panter*

### Beiläufigkeiten

S p r a c h m a t h e m a t i k

Es gibt Worte, die sich mit der Zeit selbst in die Potenz erheben. Das Wort „Schlagwort" ist längst ein Schlagwort geworden.

C a v e D e u m !

Sogar das Alphabet ist eine Falle Gottes: die gleiche Lautverbindung die unter dem einen Breitegrad „Sternenglanz" bedeutet, steht unter dem andern für „Bauchgrimmen".

M i t t e l a l t e r l i c h e s

Wenn eine Frau einen Mann verläßt, ist immer der Mann schuld. Die Bestrafung der Frau wegen Ehebruchs ist mehr als eine Barbarei: es ist eine — Selbstunterschätzung des Mannes.

*Harry Kahn*

### Berliner Rennbericht

*Mai 1923*

Schwante dir das nicht schon
Jahre?
Ja, mein Sohn, nun kommts ins
Klare!
‚Rennsport': Es schlägt leicht und
sehr
„Augias" — „Revolutionär"!

*

Augias hatte die auf Erden
allergrößten Rinderherden;
der Agrar-Kapitalist
tronte auf 'nem Berg von Mist.

Solchen Dreckstall zu bereinen,
mußte Herkules erscheinen.
Heute ist kein Gott parat —
daher dieses Resultat!

Wers lang hat, der läßts lang
hängen!
Mist vor Geist mit vielen Längen.
Mensch, nimm deine Zeitung her:
Augias schlägt Revolutionär!

*Fero*

### Liebe Weltbühne!

Als Eugen d'Albert zum siebenten Mal geheiratet hatte, schrieb Heinrich Grünfeld an ihn: „Ich gratuliere, lieber Freund. Sie haben selten eine so reizende Frau gehabt."

# Antworten

**Kosmopolit.** In Nummer 14 hat Arnold Zweig die Wiederkehr der ‚Auslandspost' angekündigt. Jetzt schreibt mir ihr erster Herausgeber, Paul Marc: „Nach den vielen Anfragen, die auf diesen schönen Begrüßungsartikel hin an uns gelangt sind, muß ich Ihnen die wenigstens für mich betrübliche Mitteilung machen, daß unser Versuch, die ‚Auslandspost' in Hamburg zu etablieren, gescheitert ist, und daß sie nunmehr wieder in München und zwar im Verlag Richard Pflaum, Herrn-Straße 10, erscheinen wird. Die münchner Redaktion untersteht der Leitung von Efraim Frisch. Das erste Heft soll Anfang Juni ausgegeben werden." Hoffentlich bleibts bei diesem Termin. Bei der Beschaffenheit der deutschen Presse kann wirklich hier nur Eile retten.

**Kölner.** Sämtliche Lektoren deiner Universität haben ihre Lehrtätigkeit im Sommerhalbjahr eingestellt, weil ihre Forderung: das 900-fache Friedenshonorar abgelehnt worden ist. Aber für die kürzeste Straßenbahnfahrt verlangt deine Stadt den 5000 fachen Friedenspreis.

**Briefschreiber.** Du beklagst dich, keine Antwort erhalten zu haben, trotzdem du Rückporto beigelegt hättest. Wisse: dieses genügt nicht. Ebenso nötig ist, daß du deine Adresse auf den Briefbogen schreibst. Die habe auf dem Couvert gestanden? Die Couverts werden sämtlich bei der Oeffnung der Eingänge weggeworfen; unmöglich, auch noch diese Makulatur aufzuheben. Und daß die ganze Registratur durchsucht wird, ob vielleicht schon ein Brief von dir mit Adresse existiert: solch einen Anspruch wirst selbst du nicht erheben.

**Patriot.** Dein Leibblatt schreibt: „Gerüchte innenpolitischer Art, Furcht vor neuer Geldversteifung und das Damoklesschwert einer neuen Reichsbankintervention zu Gunsten der Mark ließen keine Stimmung aufkommen." Was in den nächsten Monaten mit der Mark geschehen wird, ist vorläufig gar nicht auszudenken. Aber schon heute steht fest, daß diejenige Stimmung aufkommen wird, die du brauchst, um aus vollem Herzen und voller Kehle die Wacht am Rhein zu singen, wie du sie auffaßt.

**Statistiker.** Am 16. Mai verkündet der Sonderkorrespondent deiner Zeitung aus dem Ruhrgebiet: „Die Franzosen geben an, daß sie jetzt 20 000 Tonnen täglich verladen. Die deutschen Feststellungen rechnen immerhin mit einem Durchschnitt von 15 000 Tonnen täglich." Am 18. Mai macht die „Wochenschrift", die zu diesem berliner Tageblatt gehört, „aus einem französischen Geheimprotokoll" die Mitteilung: „Allerdings: Kohlen haben wir aus dem Ruhrrevier nicht erlangen können." Das heißt vielleicht doch: mit Entsetzen ‚Ulk' treiben.




**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

# Außenpolitik und Sozialdemokratie

von Arthur Goldstein

Das Fiasko aller deutschen Außenpolitik der nachbismarckschen Zeit — von Caprivi bis Cuno — ist von so grandioser Sinnfälligkeit und gleichzeitig von so folgenschwerer Tragik nicht nur für Deutschland und den europäischen Kontinent, sondern auch für das Schicksal des gesamten europäischen Sozialismus, daß man meinen sollte, die deutsche Sozialdemokratie hätte Grund genug, die Macht, die sie parlamentarisch sowohl wie außerparlamentarisch hat und haben könnte, mit äußerstem Nachdruck einzusetzen, um dem tiefbedrohlichen Zustand Europas ein Ende zu bereiten.

Die beiden Kardinalfehler der wilhelminischen wie der republikanischen Aera waren und sind: Illusionspolitik und Inkonsequenz in Verbindung mit völliger Ziel- und Programmlosigkeit. Auch die Methoden sind dieselben geblieben: Unwahrhaftigkeit, Zweideutigkeit, Geheimniskrämerei, Schönfärberei nach innen, großsprecherisches Bluffen nach außen. Illusionär und inkonsequent war die Politik der rein sozialistischen Regierung Ebert-Haase mit ihrer Spekulation auf die Hilfe Wilsons anstelle einer freundschaftlichen Annäherung an das damals noch revolutionäre Rußland. Illusionär und inkonsequent war die politische Rechnung der nachfolgenden Koalitionsregierungen. Anstatt einer Realität wählten auch sie ein Phantom als Grundlage ihrer Politik und zwar das Phantom einer Friedensrevidierung, die erhofft wurde ohne die notwendig vorausgehende Anstrengung, die Undurchführbarkeit der Friedensbedingungen auf Grund eines wirklichen Versuchs der Erfüllung zu demonstrieren. Illusionär und inkonsequent war Wirths „Erfüllungspolitik", die das Versailler Problem als reines Wirtschaftsproblem zu bewältigen gedachte. Zu dem richtigen Grundakkord einer wirtschaftlichen Verständigung mit der Entente kam leider als mißtönende Begleitmusik der vieldeutige Rapallo-Vertrag, der in der ganzen Welt als politische Orientierung am neurussischen Sowjet-Imperialismus mit deutlicher Spitze gegen Frankreich aufgefaßt werden mußte. Und endlich über die Illusionspolitik des Herrn Cuno noch ein Wort zu sagen, ist wohl überflüssig in dem Augenblick, wo die ihm nächststehenden Gesinnungsfreunde und Parteien einzusehen beginnen, daß wir am Vorabend einer tatsächlichen Revision des Friedensvertrages stehen — nur freilich im Sinne des französischen Militarismus. Die deutsche Außenpolitik ist also wieder einmal im Begriff, eine Bataille zu verlieren, und wenn auch diesmal Ruhe die erste Bürgerpflicht sein mag, so wird die Aufgabe der Sozialdemokratie sein, endlich aus der zwar parteipolitisch bequemen, indessen für das republikanische Deutschland allzu verhängnisvollen „loyalen Opposition" herauszutreten und vermöge ihrer Stärke und Bedeutung ein außenpolitisches Programm durchzusetzen, dessen Verwirklichung allein die wirtschaftliche und politische Einheit der jungen deutschen Republik zu bewahren oder richtiger: schrittweise zurückzuerobern vermag.

Aber welches ist das außenpolitische Programm der Sozialdemokratie? Man muß sich darüber klar sein, daß rein sozialistische Außen-

politik nur dort in Frage kommen kann, wo der Sozialismus de facto die Staatsmacht in Händen hat und die gesamte Wirtschafts- und Gesellschaftssphäre eines Landes in seinem Sinne entscheidend umzugestalten vermag. Die Basis für jedwede Staatspolitik ist das Wirtschaftssystem des Landes. Unter der Herrschaft des Kapitalismus besteht keinerlei Möglichkeit einer sozialistischen Staatspolitik, selbst dann nicht, wenn die verfassungsmäßige Regierung ihrer parteipolitischen Zusammensetzung nach rein sozialistischen Charakter aufweist. Auch ein sozialistisches Kabinett bleibt da letzten Endes immer nur Exponent kapitalistischer Wirtschaftspolitik, weil es wohl oder übel den verfassungsmäßig zugesicherten Schutz des bürgerlichen Privateigentums garantieren muß — zu einer Zeit, wo die breiten werktätigen Massen die kapitalistische Ordnung als solche anerkennen und über sie nicht hinausstreben. Die Existenz einer sozialistischen Regierung, die in der bürgerlichen Demokratie wurzelt, besagt weiter nichts, als daß die beiden polaren Gesellschaftsklassen — Bourgeoisie und Proletariat — sich in politischer Hinsicht ungefähr die Wage halten. So besteht im Augenblick weder in Deutschland noch in den übrigen kapitalistischen Staaten Westeuropas die geringste Aussicht auf staatspolitische Betätigung nach sozialistischen Grundsätzen und Methoden, die solchen Namen verdienen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die sozialistischen Parteien Westeuropas und zumal die deutsche Sozialdemokratie sich in außenpolitischer Hinsicht den Luxus der Passivität leisten dürften. Die Unmöglichkeit, im Augenblick sozialistische Außenpolitik zu treiben, heißt nicht: Verzicht auf außenpolitische Betätigung überhaupt. Dann bliebe doch aber nur die Möglichkeit einer bürgerlich orientierten Außenpolitik? Und wäre das nicht gleichbedeutend mit Negation sozialistischer Grundprinzipien? Wer hier von Abfall, Verrat am Sozialismus oder dergleichen sprechen wollte, müßte logischer Weise auch die deutsche Sozialdemokratie des Verrats am Sozialismus bezichtigen, weil sie für die bürgerliche Demokratie eintritt. Jeder sozialistisch geschulte Arbeiter aber weiß, daß für den Sozialismus die bürgerliche Demokratie nur ein Etappenziel ist, niemals jedoch das Endziel selbst. Indem die Sozialdemokratie die bürgerliche Republik fast gegen das gesamte Bürgertum verteidigt, treibt sie sozialistische Politik im großen Stil. Ueberhaupt ist die betonte Gegenüberstellung von bürgerlicher und sozialistischer Politik in einer Uebergangsepoche, wo der Kapitalismus dem Wirtschaftsleben noch ganz und gar sein Gepräge verleiht, besser zu vermeiden. Die Taktik der Sozialdemokratie muß heute zufrieden sein, wenn ihrem Einfluß gelingt, die Politik der herrschenden Klassen in Bahnen zu lenken, die der Entwicklung zum Sozialismus günstig sind.

Die deutsche Außenpolitik erscheint unserm braven Bürgertum als ein Labyrinth, worin es vergeblich nach dem Weg ins Freie sucht. Die bürgerliche Ideologie wird auch in Zukunft das Rätsel nicht lösen. Es ist darum nicht lösbar, weil das Problem von der deutschen Bourgeoisie falsch gestellt wird. Die Fragestellung aber ist schief, weil sie unter einer illusionären Hypothese zustandekommt. Die idealistische Philosophie von Kant bis Hegel ist daran schuld, daß die bürgerlichen Politiker Deutschlands das Wesen der geschichtlichen Dialektik nicht begreifen. Die so notwendige Desillusionierung, die der Marxismus als Grund-

prinzip sozialistischen Denkens aufstellt, ist ihnen völlig fremd. Sie bringen nicht fertig, zwischen Tatsachen und Illusionen zu unterscheiden. Es ist wahrhaftig keine neue Entdeckung, daß Deutschland heut im Bewußtsein der Welt eben nur noch als geographischer Begriff existiert. Das ist eine Tatsache, die als solche nur von Wenigen erkannt wird. Aber sogar die Wenigsten machen den Versuch, sich über den Sinn dieser Erkenntnis volle Klarheit bis in die letzten Konsequenzen zu verschaffen. Denn auch der Gedanke, daß Deutschland nur noch als Objekt der Weltpolitik eine Rolle spielt, spricht erst eine halbe Wahrheit aus. Die ganze Wahrheit lautet: daß die Zeit für Deutschland selbst als politisches Subjekt aller geschichtlichen Voraussicht nach für immer zu Ende ist. Die Hoffnung so vieler bürgerlicher Kreise auf einen künftigen Befreiungskampf gegen den französischen Militarismus ist nicht nur absurd wegen der tatsächlichen Unmöglichkeit, einen modernen Krieg gegen die stärkste Militärmacht der Welt mit ihren europäischen und kolonialen Bundesgenossen zu führen. Sie ist auch völlig utopisch, weil unhistorisch angesichts der Gesamtentwicklung des geschichtlichen Werdens.

Das neunzehnte Jahrhundert war sozusagen der Geburtstag der europäischen Nationalstaaten, bedingt durch die Entwicklung des Kapitalismus in den einzelnen Ländern des Kontinents. Bonapartes europäische Politik mußte früher oder später scheitern an den nationalen Notwendigkeiten des aufstrebenden Kapitalismus in Europa. Das zwanzigste Jahrhundert steht sinnfällig unter dem Zeichen des Imperialismus, dessen Höhepunkt analog der fortschreitenden internationalen Vertrustung des Kapitals (siehe das Chester-Abkommen) offensichtlich mit der Verwandlung selbständiger Nationalstaaten in Glieder eines einheitlichen Staatensystems zusammenfallen dürfte. Der Nationalismus, der heute durch die Straßen Europas gellt, ist kein Gegenbeweis. Er ist weiter nichts als der Todesschrei jener kleinbürgerlichen Gesellschaftsklassen, die — mit der bürgerlichen Ideologie des neunzehnten Jahrhunderts belastet — die Zeichen der imperialistischen Aera von heute nicht begreifen können. So erscheint der Untergang Europas, das heißt: desjenigen von gestern, allerdings unabwendbar, und unter eben dieser Perspektive ist das politische Schicksal Deutschlands zu betrachten.

Man wird vielleicht unter dem Eindruck der europäischen Landkarte, die wir dem Versailler Vertrag verdanken, den Einwand erheben, daß die neueste Tendenz zur Bildung selbständiger Nationalstaaten die des neunzehnten Jahrhunderts bei weitem in den Schatten stellt und somit unsre These praktisch widerlegt. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wohl hat die Erhebung der oesterreichischen Nationalstaaten sowie der ehemaligen russischen Randstaaten samt Polen in den Rang politischer Gebilde mit staatlicher „Souveränität" ein Bild europäischer Kleinstaaterei in potenziertem Maße gezeitigt. Indes ist der Unterschied zum neunzehnten Jahrhundert evident. Damals große historische Bewegungen, aus deren Schoß Großmächte wie Deutschland und Italien hervorgehen, fähig, mit den bereits bestehenden Großmächten England, Frankreich, Rußland in erfolgreiche Konkurrenz zu treten. Heute die künstliche Schaffung von Zwergstaaten aus den Leibern der ehemaligen Großmächte Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland. Das heißt: alle diese neuen Staatengebilde

sind weiter nichts als Trabanten der beiden großen Fixsterne England und Frankreich. Und jetzt schon läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen, daß eine in großen Umrissen einheitlich vorgehende anglo-amerikanische Politik, die sich übrigens bereits anzubahnen scheint, die französischen Aspirationen in diejenigen Schranken zurückweisen wird, die einem Lande von der wirtschaftlichen Bedeutung Frankreichs zukommen. Die Zusammenballung riesiger Staatensysteme unter dem Zepter des anglo-amerikanischen Großkapitalismus mit entsprechender Abgrenzung der beiderseitigen „Einflußsphären" ist durchaus keine Utopie, sondern die historisch notwendige Wirklichkeit von morgen.

Für die Sozialdemokratie aber erwächst daraus die Pflicht, nicht mehr geschichtlich überlebten, kleinbürgerlich-nationalen Phantomen nachzujagen, sondern ihre bisherige Außenpolitik einer gründlichen Revision zu unterziehen und aus der gegenwärtigen Weltsituation die praktisch-politischen Schlußfolgerungen zu ziehen, die im Interesse des Sozialismus notwendig sind. Dabei ergeben sich für das außenpolitische Programm der deutschen „Labour Party" folgende Richtlinien:

1. Der Imperialismus des zwanzigsten Jahrhunderts ist die politische Erscheinungsform des Kapitalismus auf seiner höchsten Entwicklungsstufe, der gemäß seiner internationalen Vertrustung die Souveränität der von ihm wirtschaftlich-politisch abhängigen Staatengebilde aufhebt zugunsten einer seinem Wesen mehr entsprechenden überstaatlichen Organisation (Völkerbund).
2. Die Sozialdemokratie als Repräsentantin des geschichtlichen Fortschritts und politische Verkörperung der Arbeiterklasse hat die Aufgabe, unter konsequenter Abweisung aller kleinbürgerlich-nationalen Ideenkreise das Hauptaugenmerk auf den Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft als Ganzes zu richten.
3. Das Problem der deutschen Außenpolitik liegt für den Sozialismus nicht in der Frage: Anglophile Politik oder deutsch-französische Verständigung? Bei den übernationalen Tendenzen der imperialistischen Entwicklung, die der sozialistischen Epoche naturgemäß vorausgehen muß, betrachtet die Sozialdemokratie die rascheste Liquidation des deutsch-französischen Konflikts als Selbstverständlichkeit im Interesse einer Unterordnung der machtpolitischen Ziele des französischen Militarismus unter die — historisch betrachtet — höhern wirtschaftspolitischen Gesichtspunkte der anglo-amerikanischen Politik.
4. Bei der Beendigung des Ruhrkonflikts wird darum der Schwerpunkt nicht zu suchen sein in der Erhaltung einer imaginären politischen Souveränität des Deutschen Reiches, die seit dem Versailler Vertrag nicht mehr existiert, wohl aber in der Wiederherstellung der deutschen Wirtschaftseinheit, die einen wesentlichen Faktor bildet für die Gesundung des europäischen und außereuropäischen Wirtschaftslebens und außerdem für die Entwicklung des Sozialismus schlechthin.

Das sind, wie gesagt, Richtlinien, die nichts Fertiges, Definitives darstellen und kein vollständiges Programm bedeuten sollen. Es sind eben nur Fingerzeige für die Aufstellung eines außenpolitischen Programms, unter sozialistischer Perspektive gesehen. Wir müssen darum auch auf eine nähere Erläuterung verzichten, wobei wir allerdings einem etwa möglichen Mißverständnis gleich von Anbeginn vorbeugen möchten: Es könnte vielleicht Dieser oder Jener auf die Vermutung kommen, als ob wir darum, weil wir der überragenden Bedeutung

der deutschen Wirtschaftseinheit das Wort reden, mit der Preisgabe der politischen Einheit Deutschlands einverstanden wären. Ein solches Mißverständnis kann natürlich nur dann entstehen, wenn man politische Einheit mit staatlicher Souveränität verwechselt. Die Erhaltung der politischen Einheit Deutschlands ist eine pure Selbstverständlichkeit, weil ohne sie der Gedanke der Wirtschaftseinheit eine Fiktion bliebe. Wenn wir die primäre Bedeutung der deutschen Wirtschaftseinheit in den Vordergrund stellen, so darum, weil wir im Gegensatz zu Herrn Stresemann der Meinung sind, daß die Rettung des einheitlichen deutschen Wirtschaftskörpers nicht in Frage gestellt werden darf durch Rücksichten auf eine Scheinsouveränität, die mit Wesen und Wortlaut des Versailler Vertrages nicht zu vereinbaren ist. Die Realität der Wirtschaft erscheint uns solider als die Ideologie der politischen Souveränität. Unsres Wissens ging die Errichtung des deutschen Zollvereins der Gründung der Reichseinheit voraus. Die geschichtliche Dialektik scheint demnach doch der materialistischen Auffassung Recht zu geben. Die Lehren der Geschichte sind freilich das Letzte, was sich beim deutschen Bürgertum als Bewußtseinsinhalt kristallisiert. Und man wird sich mit dieser negativen Tatsache abfinden müssen. Anders dagegen bei der Sozialdemokratie. Denn — offen gesagt — ihre Haltung im Ruhrkonflikt war und ist mehr als unzulänglich. Ton und Inhalt des ‚Vorwärts' in den ersten Tagen der Ruhrbesetzung war so, daß die Redaktion der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' die politische Verantwortung hätte übernehmen können. Das war das erste Stadium, das man ohne Uebertreibung als das nationalistische registrieren kann. Als sich dann schließlich unter dem immer empfindlicher werdenden Druck der Ruhrbesetzung und den wohltätigen Peitschenhieben des foreign office im bürgerlichen Lager ein letzter Rest von Vernunft zu regen begann, hielt die Sozialdemokratie nun auch ihrerseits die Zeit für gekommen, der Regierung Cuno nicht etwa grundsätzlichen Kampf anzusagen, sondern an deren — nun, sagen wir höflich: Politik zahme Kritik zu üben. Es gab für die Sozialdemokratie nur zwei Möglichkeiten. Entweder sie erkannte die Ruhrpolitik des Herrn Cuno im Prinzip als richtig an. Dann mußte sie ihr unter Uebernahme der vollen politischen Verantwortung bis ans Ende Gefolgschaft leisten. Hielt man dagegen diese Art von Politik im Interesse des deutschen Volkes und vom sozialistischen Standpunkt aus für verfehlt, dann blieb nur offene Kampfansage mit allen Konsequenzen. Parteileitung und ‚Vorwärts'-Redaktion glaubten, der hier zwingenden Alternative ausweichen zu können, und entschlossen sich, was in entscheidenden Situationen für eine sozialistische Partei immer ein Grundübel bleibt, zum Kompromiß. Es mag parteipolitisch klug erscheinen, der Firma Cuno, Becker, Helfferich & Cie. die Verantwortung für eine Politik aufzubürden, die sichtbar vor aller Welt deren Firmenstempel trägt. Aber über aller Parteipolitik steht das Wohl und Wehe der deutschen Republik und das Schicksal des Sozialismus. Auch das Gespenst einer neuen Dolchstoßlegende hätte die Partei nicht veranlassen dürfen, einer Aufgabe auszuweichen, die zu erfüllen sie, als Hauptstützpunkt des neuen Deutschland, verpflichtet war. Die Liquidierung der unseligen Ruhrpolitik steht nun einmal auf der Tagesordnung der europäischen Geschichte. Das bürgerliche Deutschland hat sich auch diesmal unfähig erwiesen, ein Problem

zu lösen, das es selber aufgeworfen hat. Will die Sozialdemokratie so lange passiv beiseite stehen, bis die Kostenrechnung des Herrn Poincaré derart angewachsen ist, daß die deutsche Arbeiterklasse, das heißt: das deutsche Volk darunter zusammenbricht? Will sie abermals auf einem Trümmerfeld, das ihr gnädigst die deutsche Bourgeoisie überläßt, ihre Wahrzeichen aufpflanzen? Will sie warten, bis die Einheitsfront der Ententemächte perfekt ist? Hat sie Sehnsucht nach einem pariser Diktat, das die letzten Reste der wirtschaftlichen und politischen Einheit Deutschlands zerfetzt? Wenn sie das Alles nicht will, dann möge sie rasch handeln und mit eiserner Faust die bayrische Vendée und ihre norddeutschen Helfferiche zum Schweigen bringen. Andernfalls wird man die Geburt der neuen Sozialistischen Arbeiter-Internationale, so groß auch ihre politische Bedeutung erscheinen mag, vorerst mit einem heitern, einem nassen Auge begrüßen müssen. Denn es ist nicht einzusehen, daß die ausländischen Bruderparteien ihre internationale Pflicht erfüllen sollten zugunsten der deutschen Sozialdemokratie, solange für diese in Krieg und Nichtkrieg die kapitalistische Parole: Burgfriede das innenpolitische Stichwort bleibt.

---

## Graefe, Wulle und ihr Vorläufer von Hans Mark

Philipp Scheidemann hatte einen guten Tag, als er mit den Deutschvölkischen abrechnete. Er hatte vollen Erfolg, als er den drei Helden der ‚Freiheitspartei', den Graefe, Henning, Wulle, und dem Kreuzzeitungs-Redakteur Grafen Westarp, die gegen Polizei und Minister und Staatsgerichtshof eiferten, die Geschichte des Sozialistengesetzes erzählte. Er hätte freilich noch mehr erzählen können, aus älterer und aus neuerer Zeit. Zum Exempel, daß es in Preußen schon einmal einen Staatsgerichtshof gegeben hat, von den Ministern willkürlich zusammengesetzt, als Friedrich Wilhelm an Manteuffel — nach der Freisprechung Waldecks — dekretierte: „Lieber Otto, ich brauche einen Gerichtshof, der verurteilt." Er hätte erzählen können, wie in der Zeit der Reaktion und des Konflikts die Justiz „zur feilen Dirne herabgewürdigt" wurde, worüber dazumal Gneist und Twesten und Simson flammende Reden hielten. Aber noch ein andres Stückchen Geschichte hätte ihm verstärkten Beifall eintragen können.

Nämlich die Wulle und Genossen haben einen Vorläufer gehabt, dessen Mitläufer sie heute vielleicht nur sind. Erschien da um die Osterzeit 1912 ein Buch, das von der Kreuzzeitung über den grünen Klee gelobt wurde: ‚Wenn ich der Kaiser wär.' Es machte Aufsehen und hatte Anfang 1914, vor dem Weltkrieg, schon die fünfte Auflage. Es wirkte in der Tat sensationell, nach zwei Richtungen.

Erstens nach außen. Die Feinde Deutschlands hatten ihre Freude dran, noch mehr als an Bernhardis Trompetenstößen. Denn hier hieß es unverblümt, man müsse „den Krieg herbeisehnen als den Erwecker aller guten, gesunden, starken Kräfte im Volke". Wir seien keineswegs saturiert: „Heer und Flotte sind auch Waffen des Angriffs." „Ein Glück ist, daß unsre Offiziere von diesem Geist erfüllt sind." Wir brauchen Land und müssen

es schaffen „im guten oder im bösen“. Darum müssen „wir tätige äußere Politik treiben, sagen wir ruhig: aggressive“. Man müsse den Feinden zuvorkommen; ein Krieg mit England habe keine Schrecken — nur nicht aus ängstlicher Rücksicht die Auseinandersetzung aufschieben! Auch mit Frankreich werde man fertig werden „und zwar im Angriff“; es muß „ein deutscher Angriffskrieg sein“. Mit Rußland desgleichen. Und dann wird annektiert im Westen wie im Osten, Belgien, Gibraltar, Cypern eingeschlossen, und nicht nur annektiert, sondern „evakuiert“; wir müssen „das Land ohne Bewohner erwerben“, die Bewohner hinaus werfen. „Heilig sei uns der Krieg!“ Dreimal heilig ward er gepriesen im vorausgenommenen Blutrausch.

Zweitens wirkte das Buch sensationell im Innern. Et hoc meminisse juvat. Ganz besonders, weil ganz zeitgemäß. „Wenn ich der Kaiser wär’“, was tät’ ich? Die Verfassung ändern; gehts nicht anders, durch Staatsstreich. Hoch die „nationale Diktatur“! Sie stammt nicht von Henning und nicht von Hitler: sie ist eine Erfindung schon der Vorkriegszeit. Und dann Ausnahmerecht, aber gründlich!

> Man greife zurück auf den Entwurf des Sozialistengesetzes, den Bismarck im Jahr 1878 dem Reichstag vorgelegt hat, und lasse ihn Gesetz werden ohne die Verwässerungen, die damals vom Parlament beliebt wurden. Danach wäre zu verbieten Alles, was Bestrebungen dient, die darauf ausgehen, die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu untergraben oder solches befürchten lassen; also Versammlungen, Vereine, Zeitungen, Zeitschriften solcher Tendenz werden nicht geduldet.

Damit nicht genug; auch nicht mit dem Kautschuk des ersten Entwurfs. „Man muß einen Schritt weiter gehen“, sagt der staatserhaltende Weltverbesserer. Man muß die Masse von der Führerschaft befreien,

> indem alle Reichstags- und Landtagsabgeordneten, alle Parteibeamten, alle Herausgeber, Verleger, Redakteure sozialistischer Zeitungen und Zeitschriften, alle sozialistischen Gewerkschaftsführer — kurz: alle im Dienst der sozialistischen Propaganda Stehenden aus dem Deutschen Reich ausgewiesen werden . . . Man wird nicht sentimental sein dürfen . . .

Solche Menschen seien nicht gleichberechtigte Bürger, hätten den Schutz der Gesetze längst verwirkt. Jeder von ihnen — „vom Deutschen Reich sei er ausgestoßen!“

Keine Halbheit, keine Schwäche, keine Sentimentalität — ganze Arbeit mit festem, hartem Willen!

> Jeder neu auftretende Führer muß sofort des Landes verwiesen werden, wenn er revolutionär wirkt; jede parteilos gegründete Zeitung, die Miene macht, sozialistisch im Sinne der Staatsfeindlichkeit zu wirken, muß unterdrückt werden; jede Versammlung . . .

Ein Extra, versteht sich, wie bei Graefe, Wulle & Co., für die Juden. Sie werden unter Fremdenrecht gestellt. Soweit sie das Bürgerrecht noch nicht erlangt haben, werden sie ausgewiesen, „rücksichtslos bis auf den letzten Mann“. Soweit sie landsässige Bürger sind, werden sie ausgeschlossen von allen Aemtern, „einerlei ob gegen Entgelt oder im Ehrenamt, einerlei ob für Reich, Staat und Gemeinde“. Ausgeschlossen vom Militärdienst, vom Wahlrecht, vom Beruf als Anwalt, Lehrer, Thea-

terleiter, Bankier, Landwirt, Zeitungsbesitzer, von der Mitarbeiterschaft an Zeitungen, die nicht als jüdische kenntlich gemacht sind. Dafür haben die Juden „doppelte Steuern zu zahlen wie die Deutschen“. So ungefähr meint das die Deutschvölkische Freiheitspartei auch und predigts namens der Freiheit!

Es wird schon richtig sein, daß der Mann, der der Welt kund und zu wissen gab, was er täte, wenn er der Kaiser wär', der Vorläufer der Hakenkreuzler-Häuptlinge ist, daß sie Geist von seinem Geiste sind. Doch wer ist dieser Mann? Er nennt sich auf dem Titelblatt Daniel Frymann. Und wer ist Daniel Frymann? Gottfried Keller hat eine Novelle geschrieben, die Berthold Auerbach zuerst in seinem Volkskalender veröffentlichte und mit dem packenden Titel versah: ‚Das Fähnlein der sieben Aufrechten‘. Man kann darüber in ihrem Briefwechsel lesen. Der Fahnenträger dieser Aufrechten in der Novelle heißt Daniel Frymann. Der Judenfresser, der sich diesen Namen anno 1912 beilegte, hatte vermutlich keine Ahnung, daß der Titel des Schriftwerks von einem Juden stammt. Aber in einem Büchlein: ‚Abwehr-ABC‘ vom Jahre 1920 ist zu lesen, daß der neue Daniel Frymann kein Andrer sei als — Herr Heinrich Claß, der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, der Gebieter der ‚Deutschen Zeitung‘, die bei den Angriffen auf Ausnahmerecht, Staatsgerichtshof, Severing, Scheidemann, Republik im Vordertreffen steht. Schon 1918 wurde öffentlich die Frage gestellt, ob Herr Heinrich Claß sich hier die Maske Frymanns wie in einem andern Fall die Maske Einhards vorgebunden habe. Ein Nein ist nicht bekannt geworden. Aber die Kreuzzeitung war des Lobes voll für das Buch, und der Flotten- und Wehrvereins-General Keim, der fleißige Mitarbeiter der Deutschen Zeitung, nicht minder.

Philipp Scheidemann mag sich das Buch geben lassen; es wird ihm gute Dienste leisten. Mitläufer jenes Daniel Frymann sind die Deutschvölkischen oder Nachläufer. Jedes Zwerchfell wird erschüttert, wenn just sie von Freiheit reden, wenn sie sich über Verletzung der Rechtsgleichheit beschweren. Mit dem Maße, womit sie messen wollten, wird ihnen noch lange nicht gemessen. Denn die Republik ist weit entfernt, Herrn Daniel Frymanns Rezept zu befolgen: „Keine Halbheit, keine Schwäche, keine Sentimentalität — ganze Arbeit mit festem, hartem Willen!“

Scheidemann hat auch auf die Reichswehr-Parademärsche vor Hohenzollernprinzen hingewiesen. Vielleicht trägt er gelegentlich nach, daß im Jahre 1921 ein Aufruf zur Unterstützung der Deutschen Zeitung des Herrn Claß umlief, worin männiglich belehrt wurde, dieses Blatt habe von jeher in tapferster Weise die völkischen Anschauungen vertreten, seit dem Zusammenbruch mit aller Schärfe „die Fahne des völkischen Gedankens festgehalten, mit doppelter Schärfe den Einfluß des Judentums bekämpft, die Wiederaufrichtung einer starken Reichsgewalt unter preußischer Führung verlangt und die neuen Machthaber rücksichtslos bekämpft und bloßgestellt“. Wer war der Lobredner? Wer der Werber? Der Brief trägt die Unterschrift: Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen. Wann wird die Reichswehr vor ihm präsentieren?

# Wirtschaftsführer von Frank Faßland

## XXIV

## Stumm

Krupp und Stumm: das waren vor dem Kriege zwei der stärksten Pole deutscher Eisen- und Waffenmacht, das waren auch zwei industrielle Gipfelpunkte, die von den Strahlen der kaiserlichen Gnadensonne am hellsten beschienen wurden. Wilhelm der Zweite, der sich seine Industriefreundschaften dort suchte, wo die Industrie am effektvollsten war und sich im blanksten Glanz weltwirtschaftlichen Prestiges spiegelte, verkehrte mit und bei diesen Beiden nicht nur amtlich, sondern auch sozusagen familiär, was nicht hinderte, daß sich diese beiden Industriefreundschaften des Kaisers gegenseitig keineswegs gewogen waren. Und zwar nicht nur aus sachlichen, sondern auch aus persönlichen Gründen. Krupp freilich, dessen Rang als erster deutscher Industrieller von Keinem, geschweige denn von dem „König Stumm" des etwas abgelegenen Saarabien (das doch immer nur ein Industrierevier zweiter Klasse war) erschüttert werden konnte, verhielt sich in diesem Wett- und Widerstreit, wie immer, vornehm reserviert; aber Stumm, allzeit ein scharfer Hasser, haßte den Rivalen um des Kaisers Gunst ebenso herzhaft, wenn auch nicht ebenso offen, wie er die jüngern Stahlfürsten des Saar-Reviers, die Brüder Röchling, und wie er — doch mit einer andern Sorte Haß — die Sozialisten und fast noch mehr die Kathedersozialisten haßte. Zwischen Krupp und Stumm bestand aber auch ein sachlicher Gegensatz. Krupp machte die stärksten Kanonen, Stumm die stärksten Panzerplatten (in seinem Dillinger Hüttenwerk), und immer, wenn Krupp die Durchschlagskraft seiner Kanonen verstärkt hatte, mußte Stumm auch die Festigkeit seiner Panzerplatten verstärken — oder manchmal vollzog sich dieser „friedlich-industrielle" Wettkampf, der durch Vorbereitung des Krieges den Frieden erhalten sollte (bis der Friede sich diese teuflischste aller Tendenzen nicht länger gefallen ließ) auch in umgekehrter Folge.

Aber noch in einem andern Punkt wetteiferte Stumm mit Krupp: nämlich in der Sozialpolitik. Krupp hatte schon lange vor der Verkündigung der staatlichen Arbeitergesetze Krankenhäuser, Arbeiterwohnungen, Pensionskassen, Schulen und Konsumanstalten errichtet. Er betrieb die patriarchalische Sozialpolitik aus einer wirklich patriarchalisch-sozialen Empfindung heraus, wohl in Erinnerung an seine eignen kleinen und schweren Anfänge, gewiß nicht ohne politischen Hintergedanken, aber doch auch nicht ohne eine innerlich noble Unternehmergesinnung. Er rechnete dabei im Geheimen wohl auf die Dankbarkeit seiner Arbeiter und hoffte deren Infizierbarkeit mit den Giften des Marxismus durch gute prophylaktische Behandlung zu verhüten oder doch wenigstens herabzusetzen. Auch Stumm fühlte sich als Wohltäter seiner Arbeiter und ließ sich dieses Gefühl etwas kosten. Aber er forderte gebieterisch ihre Dankbarkeit und wandte neben dem Zuckerbrot, das er den Arbeitern in rationell bemessenen

Dosen bot, die Peitsche, manchmal sogar die Knute in einer Weise an, die als patriarchalisch höchstens noch im russischen Sinne gelten konnte. Arbeiterwohlfahrt betrachtete er als ein Geschenk, das freiwillig gewährt wurde, nicht als Recht, das der Arbeiter von dem Unternehmer oder gar vom Staate verlangen durfte. Noch unbeugsamer als Emil Kirdorf in Westfalen stritt Stumm im Saar-Gebiet gegen jedes gewerkschaftliche oder politische Recht, das die Arbeiter oder ihre politischen Parteien begehrten. Der „Herr-im-Hause-Standpunkt" war ihm das einzige Gesetz, das er in Arbeiterfragen gelten ließ. Dieses Gesetz suchte er noch härter zu schmieden als seine Panzerplatten, und gegen die Koalitionen und Organisationen der Arbeiter wehrte er sich mit einer fanatischen Heftigkeit, die ihn in die erste Reihe der politischen Scharfmacher führte. Um diesen Kampf mit voller Verve durchfechten zu können, ließ er sich in den Reichstag wählen, wo er der kleinen, aber nicht einflußlosen Reichspartei (die sich später in die Freikonservative Partei umwandelte) beitrat und mit einer Offenheit, die zwar nicht seiner politischen Intelligenz, aber immerhin seinem politischen Charakter Ehre machte, gegen Alles wütete, was nach Sozialismus und Sozialpolitik aussah. Er schuf sich in der nun längst selig entschlafenen ‚Post' ein Zeitungsorgan, das er publizistisch grade so selbstherrlich kommandierte wie seine Industriewerke an der Saar. Er ließ sich auch dieses Instrument seiner politischen Tendenzen etwas kosten, gradeso wie die Instrumente seiner patriarchalischen Sozialpolitik, war aber ganz ohne den Ehrgeiz und die Fähigkeit, ein Organ daraus zu machen, das aus einem andern Grunde als aus dem der politischen Tendenz gelesen werden konnte. Diese politische Tendenz war die der vollständigsten politischen und sozialen Reaktion. Krupp hielt sich dem politischen Kampf vornehm fern — Stumm sprang mit beiden Fußen in die politische Arena, und überall dort, wo für Umsturz- und Zuchthausvorlagen gestritten wurde, führte er das Treffen, ohne doch verhindern zu können, daß es schließlich elend verloren wurde.

Die Firma Gebrüder Stumm zu Neunkirchen im Saar-Bezirk ist von Carl Ferdinand Stumm, der im Jahre 1836 geboren wurde, nicht errichtet worden: er übernahm sie von seinen Vätern — aber er hat sie groß gemacht. In der Dynastie der Stumms war Carl Ferdinand das Selbe wie Alfred in der Dynastie der Krupps. Dem Neunkirchener Werk, das er auf Stahl- und Walzwerkproduktion ausbaute, gliederte er die Halberger Hütte an, und er erwarb schließlich die Dillinger Hüttenwerke, die er zu einer der größten Panzerplattenfabriken nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas entwickelte. Im Jahre 1888 wurde er — teils seiner industriellen Leistungen, teils seiner politischen Tätigkeit und seiner höfischen Beziehungen wegen — zum Freiherrn von Stumm-Halberg erhoben, und seinen Verwandten öffneten sich die Pforten der sonst nur dem Feudaladel vorbehaltenen diplomatischen Karriere. So sehr seine Werke aber auch wuchsen und gediehen — zwei Dinge fehlten seinem industriellen Königreich: einmal der männliche Erbe und zweitens die eigne Saar-

Kohle. Stumm hatte, ebenso wie Friedrich Alfred Krupp, nur Töchter; wie in der Dynastie Krupp übernahm nach Stumms Tode sein Schwiegersohn, der Generalleutnant Conrad von Schubert, die Leitung der Firma und bis zu einem gewissen Grade auch das politische Erbe König Stumms. Aber ihm fehlte doch in dem einen wie in dem andern das leidenschaftliche Temperament des Schwiegervaters, und besonders die politische Betätigung, die dem alten Stumm mehr die Konsequenz seiner wirtschaftlichen als seiner politischen Weltanschauung (und grade darum kein Luxus, sondern ein wirkliches Bedürfnis) gewesen war, wurde dem kühlern, mit seiner Zeit oekonomischer rechnenden Schubert bald zur Last. Was die Kohle anlangt, so gehörte sie im Saar-Gebiet bekanntlich seit langem dem preußischen Staat. Das Verhältnis war hier umgekehrt wie in Westfalen, wo der Staat als Kohlenverbraucher von den Bergherren abhängig zu werden drohte und darum durch die Hibernia-Aktion Bresche in den Ring der Kohlenproduzenten zu schlagen versuchte. Im Saar-Revier waren die Eisenindustriellen als Kohlenverbraucher Kostgänger des Staates, allerdings mit der Einschränkung, daß sie für ihre Hochöfen den Saar-Koks nur in geringem Umfang verwenden konnten und meist auf Koksbezüge aus Rheinland-Westfalen angewiesen blieben. Aus dieser Konstellation zog Stumm früh genug die Konsequenzen, indem er sich eine westfälische Kohlenzeche, die Gewerkschaft „Minister Achenbach" zulegte. Aber das war doch nur etwas Halbes, und konnte nur zum Teil den Mangel heilen, daß Stumms Eisenwerke nicht wie die westfälischen Werke auf eigner Kohle lagen.

Durch den unglücklichen Kriegsausgang geriet die Saar-Industrie als erste von allen deutschen Grenzindustrien — und es ist das Verhängnis Deutschlands, dieses Reiches der von allen Seiten umringten und gefährdeten Mitte, daß fast alle seine Kern- und Schwerindustrien in den Grenzbezirken lagen — in eine höchst schwierige und zwiespältige Lage. Das Saar-Land war zwar durch die „großen Vier" nicht von Deutschland abgetrennt worden (für eine solche Abtrennung hätte auch die kühnste Verdrehung des Nationalitätenprinzips keine Handhabe bieten können); aber für seine politische Verwaltung und wirtschaftliche Ausnutzung war ein fünfzehnjähriges Zwischenstadium geschaffen worden, an dessen Ende eine Volksabstimmung über das Verbleiben des Landes bei Deutschland oder seinen Uebertritt zu Frankreich entscheiden sollte. Die im Besitz des preußischen Staates befindlichen Kohlenbergwerke an der Saar wurden Frankreich — angeblich als Ersatz für die im Kriege zerstörten französischen Gruben, tatsächlich als Kohlenbeigabe für die Eisenindustrie der reannektierten elsaß-lothringischen Gebiete — zur Ausnutzung übertragen mit dem Recht des Rückkaufs durch Deutschland für den Fall, daß die Volksabstimmung nach fünfzehn Jahren zu Gunsten des Deutschen Reiches entscheiden sollte. Der faktische Uebergang der politischen und wirtschaftlichen Verwaltung an Frankreich, besonders aber die französische Schlüsselgewalt über die Kohle gestalteten die Lage der Saar-Industrien und beson-

ders der Eisenindustrie zweifellos recht schwierig. Möglichkeiten der Schikanierung und Drangsalierung unabhängig und in deutschen Sinne geführter Unternehmungen waren in reichem Maße gegeben und wurden von den französischen Machthabern skrupellos ausgenutzt; denn deren Politik ging natürlich darauf hin, das Land und die Wirtschaft während des fünfzehnjährigen Zwischenstadiums mit französischen Tendenzen zu durchdringen und innerlich annexionsreif zu machen.

Es entstand nun die Frage, wie sich die deutschen Industriebetriebe im Saar-Gebiet diesem Druck gegenüber verhalten sollten. Wenn sie sich patriotisch oder national verhielten — wie man dies ihrer politischen Parteirichtung und Betätigung gemäß von ihnen verlangen durfte —, so mußten sie dem Druck widerstehen, selbst um den Preis vorübergehender geschäftlicher Nachteile und finanzieller Einbußen. Denn es handelte sich nicht nur um die Erhaltung des Deutschtums und des deutschen Besitzes in einem Landesteile, der nach dem Ausgang des Krieges als vorerst verloren galt, also um die Fundierung einer politischen und wirtschaftlichen Irredenta in einem vom Feinde annektierten Lande, wie auch kleinere und geringwertigere Nationen sie politischen Entscheidungen entgegensetzen zu müssen glaubten, die sie als Vergewaltigung ihrer nationalen Volksinteressen, ihrer nationalen Ehre oder auch nur nationaler Aspikationen empfanden: es handelte sich an der Saar nicht um eine bereits gefallene, sondern um eine erst bevorstehende Entscheidung dieser Art, und für ihren Erfolg in deutschem Sinne war von höchster Wichtigkeit, daß die Stützen des Deutschtums in dem umstrittenen Lande nicht nur erhalten blieben, sondern nach Möglichkeit versteift wurden. Oder mußte die Volksabstimmung nach fünfzehn Jahren nicht aufs äußerste gefährdet werden, wenn der deutsche Industriebesitz, die Brotgeberschaft und Quellen des Reichtums in dem Abstimmungsgebiet schon lange vorher den Abstimmungsgegnern ausgeliefert wurden? Aber die große Industrie empfindet nur national, wenn die Nation unter der Fähigkeit und der Tendenz der Expansion steht: ihr nationales Prinzip ist ein wirtschaftliches Eroberprinzip. Geht es der Nation gut, so ist die Großindustrie ihr treu; ist die Nation aber zum Abbau oder zur Einschrumpfung gezwungen, so sucht die große Industrie eher den Ausweg in das Internationale, ehe sie sich Nachteilen oekonomischer Natur aussetzt oder auch nur auf Vorteile dieser Art verzichtet. Die rheinisch-westfälische Industrie unter Führung des 'großen Patrioten und Franzosenhassers Kirdorf hat nicht nur ihre lothringischen, sondern auch ihre luxemburgischen, ja sogar ihre deutsch bleibenden Aachener Werke an französisch-belgische Konkurrenten verkauft (gegen hohe Valuta natürlich). Und die Erben des reichsparteilichen Politikers Stumm waren im Saar-Gebiet die Ersten, die unter dem Druck der französischen Schikanen in der Kohlenbelieferung 60 Prozent ihrer Neunkirchener, Dillinger und Halbacher Werke unter Ausnutzung ihrer alten Beziehungen zu französischen Wirtschaftskreisen an die Franzosen verkauften, statt ihren Besitz bis zum Zeitpunkt der Volksabstim-

mung und als Fundament für diese Volksabstimmung durchzuhalten. Stumms Erben haben erklärt, und die schwerindustrielle Presse im Reich hat ihnen gläubig nachgebetet, daß sie unter dem Zwang der Ereignisse gestanden hätten, daß die Fortarbeit der Werke und damit die Zukunft der Arbeiterschaft (die in solchen Fällen immer herhalten muß) gefährdet gewesen wäre, wenn die Franzosen die Kohlenbelieferung eingestellt oder erschwert hätten. Nun, die Röchlings, die ganz in der gleichen Lage waren, haben weit länger Widerstand geleistet, haben sich sogar von den Franzosen ins Gefängnis sperren lassen und haben schließlich den Erfolg erzielt, daß sie die Majorität ihrer Werke behalten durften, daß nur 35 Prozent den Franzosen ausgeliefert zu werden brauchten, 65 Prozent ihnen belassen wurden. Freilich hatten diese Röchlings auch nie zu den Größen des Alldeutschtums, zu den Hofgängern Wilhelms II. und den nationalen Wortführern gehört: sie waren vom König Stumm Zeit seines Lebens als Eindringlinge in das heilige Land Saarabien, als industrielle Parvenus betrachtet worden. Und doch zeigten sie — in der kritischen Stunde — mehr nationalen und mehr unternehmerischen Charakter. Dafür machten aber Stumms Erben mit ihrer leichtern Anpassung an die politische Augenblickslage und an die geschäftliche Konjunktur das weitaus bessere Geschäft.

Für die 60 Prozent ihrer Geschäftsanteile, die sie an eine französische Montangruppe verkauften, erhielten sie rund 200 Millionen Francs, und zwar zu einer Zeit, da der französische Franc noch eine weit bessere Valuta war als jetzt. Mit diesen 200 Millionen Francs begaben sich Stumms Erben auf den Aktienmarkt und wandelten sie in Sach- und Industriewerte der deutsch bleibenden Reviere um. Der Gedanke war verteufelt gescheit, und er wurde mit einer finanziellen Meisterschaft in Szene gesetzt, die umso frappierender wirkte, als damals, im Jahre 1920, wo die Hauptkäufe des Stumm-Konzerns ausgeführt wurden, der große Taktiker der Ueberfremdung Hugo J. Herzfeld überhaupt kaum noch in Aktion getreten war, und selbst Hugo Stinnes erst im Entwicklungsstadium seiner Konzentrationspolitik stand. Sachwerte und Warenpreise waren in jener Periode der halbstarren, vielfach noch mit Höchstpreisen arbeitenden Wirtschaft der Markentwertung noch keineswegs angepaßt, und ganz besonders die Aktienkurse standen lächerlich tief unter ihrem Substanzwert. Damals, als in Deutschland noch Wenige die große Kaufkonjunktur erkannt hatten und von diesen Wenigen nur ein kleiner Teil das Geld hatte, diese Konjunktur in großem Stil auszunutzen — damals verschaffte sich der Stumm-Konzern das erforderliche Geld durch seine geniale, aber gewiß nicht patriotische Francs-Transaktion und kam dadurch in die Lage, Aktienpakete, Majoritäten und einflußreiche Minoritäten vieler metallurgischer und montanindustrieller Gesellschaften an der Börse oder aus Privathänden zu wahren Spottpreisen zusammenkaufen. Diese „Stummschen Käufe" zählten monatelang zu den feurigsten Haussemotiven der berliner Börse, und das große Francs-Reservoir gab so viele Papiermillionen her,

daß es gradezu unerschöpflich zu sein schien. Eisenwerke aller Kaliber erwarb die Stumm-Gruppe damals, Hochofenwerke wie die Niederrheinische Hütte des Fürsten Henckel v. Donnersmarck, das Stettiner Eisenwerk Kraft desselben Industriemagnaten, die Norddeutsche Hütte in Bremen und eine Beteiligung an dem Lübecker Hochofenwerk, sodaß nahezu die gesamten roheisenerzeugenden Küstenwerke heute in Stummscher Hand konzentriert sind. Daneben wurde ein ganzer Kranz von weiterverarbeitenden Betrieben der Eisenindustrie, darunter die Gelsenkirchener Gußstahl- und Eisenwerke, die Annener Gußstahlfabrik, das Stahlwerk Oeking, die Eisen-Industrie zu Menden und Schwerte, das Gußstahlwerk Witten, die Vereinigten Preß- und Hammerwerke, ferner von Betrieben der Motoren- Automobil-, Eisenbahnbedarfs-, Werft- und Bauindustrie zusammengefügt und alledem die starke Grundlage einer mächtigen Kohlenbasis gegeben. Nicht weniger als zwei neue große westfälische Zechen, nämlich den Essener Bergwerksverein König Wilhelm und den Aplerbecker Aktienverein für Bergbau verleibte die Stumm-Gruppe, die vor dem Kriege nur auf sehr schmaler Kohlenbasis gestanden hatte, ihrem Konzern ein; ihr neuer Machtbereich und besonders auch die Gesamtheit ihres Besitzes an eisenschaffenden und eisenverarbeitenden Werken dehnte sich weit über den Umfang desjenigen hinaus, das sie vor dem Kriege im Saar-Land beherrscht hatte. Rechnet man hinzu, daß ihr doch immerhin auch 40 Prozent ihrer Saar-Werke erhalten geblieben sind, und daß Theodor Müller, ihr planender Kopf, trotz der französischen Aktien- und Aufsichtsratsmajorität die Saar-Betriebe ziemlich souverän weiterleitet, so kommt man zu dem Ergebnis, daß sich für die Stumms das nationale Unglück, das Deutschland und besonders ihre engere Heimat betroffen hat, in eine recht ansehnliche Mehrung ihres privatwirtschaftlichen Besitzes und ihrer Hausmacht umgesetzt hat. Die Opfer, die das Schicksal ihnen zugedacht, haben sie geschickt auf Andre abgewälzt: auf die deutsche Nationalwirtschaft, der sie einen Tragpfeiler zur Reparation fortgezogen, und auf die frühern Aktionäre der neuen Stumm-Werke, deren Besitz sie weit unter Preis und Wert aufgekauft haben.

Hat die Stumm-Gruppe der deutschen Volkswirtschaft für diese immensen privatwirtschaftlichen Vorteile, die sie sich zu verschaffen wußte, ein Aequivalent gewährt, etwa in Form einer wirtschaftlich vollendetern Produktionsgestaltung, einer verbesserten Produktionsoekonomie oder einer namhaften Steigerung der Erzeugung? Neue zusätzliche Produktion hat dieser Konzern ebenso wenig wie Stinnes oder ein andrer der großen Trustgründer als Ersatz für die dem Lande verlorengegangene Industrie geschaffen, sondern auch von Stumm ist nur alter deutscher Industriebesitz erworben, neu gruppiert und durch konzentrative Politik zusammengefaßt worden. Die Eigenart der Stummschen Konzentration liegt darin, daß fast nirgends räumliche Zusammenhänge zwischen den vereinigten Industriebetrieben bestehen oder geschaffen worden sind (wie dies bei den gemischten Betrieben der Vorkriegszeit noch meistens der Fall war), sondern

nur Verbindungen und Beziehungen zur Herbeiführung von Materialaustausch, gemeinsamer Absatzorganisation und dergleichen. Manchmal wird diesen Verbindungen ein methodischer und industrieller Gedanke, manchmal nur ein finanzieller Transaktionszufall, das Bedürfnis, flüssige Mittel anzulegen oder die Möglichkeit, irgendein nicht ungeeignetes Objekt vorteilthaft zu erwerben zu Grunde gelegen haben. Alle solche aus Methode und Zufall gemischten Kombinationen mögen sich zwar in einer Zeit bewähren, da geschäftliche Blüte noch kein Zeichen von wirtschaftlicher Gesundheit, sondern nur ein Zeichen von der Krankheit der Zeit zu sein braucht, wo auch das volkswirtschaftlich Ueberflüssige, Halt- und Grundlose privatwirtschaftlich reüssieren kann. Das endgültige Urteil über derartige Kombinationen wird erst von einer spätern Zeit gesprochen werden, die wieder ersichtlich machen wird, daß zwischen Geschäft und Wirtschaft ein großer Unterschied bestehen kann.

---

## Schriftstellers Notschrei von Otto Bruère

Herr Hans Hyan greift in Nummer 17 der ‚Weltbühne'. den Verlag Josef Singer A.G. Leipzig, dessen Verlagsdirektor ich bin, aufs schärfste an und unterstellt ihm Unmoral und Ausnutzung des „armen Schriftstellers". Daß dem nicht so ist, und daß die Sachlage anders ist, als sie Herr Hyan hinzustellen bemüht ist, möge nachstehende Darstellung beweisen.

Herr Hyan erhielt laut Vertrag vom 2. Dezember 1919 für vier Werke, die der Verlag erworben hatte, im voraus volles Honorar. So wurde es auch mit den spätern Neuauflagen gehalten.

Der Vertrag läßt gar keinen Zweifel darüber, daß mit dieser einmaligen Zahlung der volle Honorarbetrag gedeckt werden sollte und gedeckt war. Es handelt sich hier um ein Honorar nicht nach dem Absatz, sondern um ein Pauschalhonorar; mithin sind Ansprüche auf Nachzahlung von Honorar mit der Begründung, daß der Ladenpreis nachträglich erhöht worden sei, abzulehnen.

Die Verknüpfung der Honorarrechnung mit dem Ladenpreis ist hier nur eine technische und rechnerische, aber keine rechtliche. Da nun in grundsätzlich rechtlicher Bedeutung dieser Unterschied der Honorarmethoden sich immer mehr bemerkbar macht — entweder ein Anteilhonorar gemäß dem Schicksal des Buches oder eine geschlossene vorherige Abgeltung unabhängig von dem weitern Schicksal des Buches —, so ergibt sich deutlich, daß es sich im vorliegenden Fall um die zweite Methode handelt, bei welcher der Verfasser von dem weitern Schicksal des Buches und seines Preises unabhängig ist. Es ist sogar ausdrücklich in dem Vertrage gesagt, daß die Feststellung des Ladenpreises dem Verleger obliegt, und durch die Tatsache, daß der Autor schon vor Erscheinen des Buches sein Honorar erhalten soll, ergibt sich zugleich die unabwendbare Folge, daß eben ein zu dieser Zeit der Honorarzahlung gültiger und angemessener Ladenpreis zur Grundlage der vollständigen Abfindung des Honorars für den Verfasser gemacht werden muß.

Diese Auffassung wird im gesamten Verlagsbuchhandel geteilt, und auch die Organisationen der Autoren haben begonnen, diese Rege-

lung für richtig zu halten. So heißt es in einem Beschluß der Lauensteiner Tagung der deutschen Buchhändler: „Alle durch die Geldentwertung nötigen Preiserhöhungen rechtfertigen einen Anspruch auf Nachhonorierung nicht, da die Preiserhöhungen nur Markentwertungsausgleiche sind und der Autor durch die bei Erscheinen erfolgte Zahlung des Honorars einen dem damaligen Stande des Geldwerts entsprechenden Betrag erhalten hat, den er so verwenden konnte, daß er einer weitern Geldentwertung enthoben war. Selbstverständlich hat der Autor das Recht, den Pauschalbetrag sofort nach erfolgter Verständigung über die Höhe des Betrages abzufordern.“ Auch in den von den schönwissenschaftlichen Verlegern herausgegebenen Richtlinien für die Honorierung schönwissenschaftlicher Bücher ist der oben bezeichnete grundlegende Unterschied in den Honorarmethoden scharf und klar herausgearbeitet, und es heißt dort: „Erhält der Verfasser bei Ausgabe sein Honorar in einem bestimmten Prozentsatz vom Ladenpreis, so entfällt für ihn jeglicher Anspruch auf Honorarzahlungen bei spätern Preiserhöhungen, soweit diese — was fast ausnahmslos der Fall sein wird — lediglich die seit Ausgabe der Auflage eingetretene Geldentwertung auszugleichen bestimmt sind. Der Autor hat ja sein Honorar in höherwertigem Geld bei Ausgabe der Auflage schon vorauserhalten und konnte sich daher einer später eintretenden Geldentwertung durch entsprechende Maßnahmen entziehen.“ Selbst das Organ der Deutschen Schriftsteller und Schriftleiter ‚Die Feder‘ stellt sich auf diesen Standpunkt.

Die von manchen Juristen viel zu lange festgehaltene Ansicht, daß Mark gleich Mark sei, liegt im Sterben. Wer die Rechtsprechung des Reichsgerichts in dieser Hinsicht verfolgt hat, die unter anderm in der Entscheidung vom 19. Dezember 1922 sogar für die strafrechtliche Wucherfrage die Anerkennung der Anpasung an den veränderten Geldwert berücksichtigt, der wird ohne Zweifel zu der Ansicht gelangen, daß eine Anpasung an den veränderten Geldwert keine Preiserhöhung ist, und daß dieser Rechtssatz sich je länger je mehr unbedingt Geltung verschaffen wird. Das im Buchhandel eingeführte System der Grundzahl und Schlüsselzahl ist ein sehr erheblicher Schritt auf diesem Wege gewesen, der weite klare Ausblicke gestattet. Hiernach sind Erhöhungen der Grundzahl wirkliche Aenderungen des Ladenpreises, Veränderungen der Schlüsselzahl dagegen, die übrigens jetzt einheitlich von den buchhändlerischen Spitzenorganisationen festgesetzt wird, nur Anpassungen an die Wertwandlung der Mark und mithin nur von begrenzter zeitlicher Bedeutung.

Was nun die ‚Erinnerungen Deutscher Kriminalisten‘ anbelangt, so möchte ich zu diesem Fall Folgendes erklären. Es ist stets Herrn Hyans Absicht gewesen, die besten seiner vielen, bei verschiedenen Verlegern erschienenen Arbeiten möglichst in unsern Händen zu wissen. Wiederholt erklärte Herr Hyan schriftlich, mir gegenüber mündlich, daß der Verlag Josef Singer A.G. von ihm dazu ausersehen sei, seine künftigen Arbeiten zu bringen, insbesondere sein Lebenswerk, die Erinnerungen. Er tat es umso lieber, als er von mir die Zusicherung erhielt, größere Werbemaßnahmen vorzunehmen, als sie gemeinhin üblich sind. Dies geschah denn auch. Herr Hyan schloß aber auch mit dem Verlag Josef Singer A.G. diesen Vertrag deshalb, weil er ihn als Entschädigung gelten ließ für einen ohne unsre Schuld nicht zu-

standegekommenen Kriminalroman, den der Verlag gebracht hätte. Wenn der Erste Band der Sammlung nicht rechtzeitig erschien, so trägt nicht zuletzt der Autor die Schuld daran, insofern, als der Verlag einzelne Teile des Manuscripts, so das Vorwort, nicht rechtzeitig und vertragsmäßig erhielt. Eine große Schuld an dem verspäteten Erscheinen trägt auch die Druckerei, die trotz dringlichen Vorhaltungen den Druck nicht rechtzeitig ablieferte. Allerdings muß zugegeben werden, daß der Zeitraum von zwei Monaten, selbst wenn die rechtzeitige Ablieferung des gesamten Manuscripts erfolgt wäre, sehr knapp bemessen war, besonders wenn die Lage, wie sie im Herbst vorigen Jahres bestand, berücksichtigt wird. Es lag begreiflicherweise im ureigensten Interesse des Verlags, mehr noch als des Autors, eine frühzeitige Herausgabe erfolgen zu lassen, einmal wegen des bevorstehenden Weihnachtsfestes, dann aber wegen der wöchentlich wiederkehrenden Tariferhöhungen der Buchdrucker und Buchbinder. Wir haben dadurch, daß sich die Geschicke gegen uns wandten, einen großen materiellen Schaden erlitten, der durch den erhöhten Preis bei Erscheinen des Buches lange nicht ausgeglichen wurde.

Was nun das Honorar für diesen Band anbelangt, so stehen Herrn Hyan keine Zahlungen mehr zu. Im Gegenteil: Er erhielt mehr herausbezahlt, als ihm zukommen sollte. Wenn Herr Hyan diese Berechnungsmethoden, wie sie der Verlag aufstellte, ablehnt, einzig mit der Begründung, sie seien zu kompliziert und unverständlich, so ist dies eine Entgegnung, die auf Beachtung nicht rechnen kann. Grade die Grund- und Schlüsselzahl-Methode des Buchhandels gewinnt immer mehr Anerkennung, nicht nur als ein gerechter Maßstab, sondern auch als eine willkommene Hilfe in der Bewältigung der Schwierigkeiten einer angemessenen Honorierung der Autoren, zumal wenn angesichts der schweren Notlage der Schriftstellerkreise diese vielfach Vorschüsse erhalten.

Gäbe es keine sachgemäße Umrechnung solcher Vorschüsse auf die endgültige Honorarzahlung, so wäre nicht einzusehen, wie im Laufe der Zeit Herr Hyan außer der ersten Zahlung von 40 000 Mark weitere Vorschüsse erhalten und annehmen konnte, die mit Summen von 10 000 Mark begannen und mit 250 000 Mark endeten. Darin liegt die nicht abzuleugnende Anerkennung einer Anpassung der Vorschußsummen an den veränderten Geldwert, und wenn der Verfasser die daraus ihm erwachsende Gunst höherer Nennbeträge annahm, so gab er zweifellos damit der grundsätzlichen Umrechnung aller Empfänge je nach dem Geldwert am Zeitpunkt ihrer Zahlung recht. Man kann unmöglich nur den guten Tropfen für sich in Anspruch nehmen und den bittern dem Vertragsgegner aufbürden wollen. Herr Hyan hat also für den Band ‚Auf Leben und Tod‘ bereits viel mehr Honorar erhalten, als er zu beanspruchen hat, sodaß eine Addition der Nennwerte der Vorschußbeträge und deren Abzug von dem jetzt zu errechnenden Millionenhonorar völlig unrichtig ist. Diese Nennbeträge sind nicht gleichwertig. Wollte man anders urteilen, so gäbe es ja keine einfachere Methode, Sinn, Inhalt und Beträge eines Vertrages umzuändern, als daß man eine weitgehende Vorschußwirtschaft walten läßt und das Entgegenkommen des Verlegers bestraft, indem man ihn nicht nur zu früherer Zahlung, sondern eben dann auch noch zu einer viel höhern Zahlung veranlaßt.

Herr Hyan wirft mir vor, ich hätte ihn bei einem andern Verlage geschädigt. Dem muß ich auf das Bestimmteste widersprechen. Die Sachlage ist folgende. Herr Hyan ließ sich nicht von der Ansicht abbringen, daß er keinen Anspruch auf Differenzhonorare habe, da ja eben alle Auflagen seiner bei uns erschienenen Bücher stets im Voraus honoriert worden seien. Er wies durch einen Brief jenes Verlegers nach, daß man seine Forderung, die auf gleicher Basis stand, hier anerkannte. Da ich trotzdem skeptisch blieb und den Verleger aus diesem Grunde aufsuchte, hörte ich, daß die Zuschrift irrtümlich erfolgt und eine Berichtigung schon vorgenommen worden war. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die Schwierigkeiten, die Herr Hyan später mit dem Verlag hatte, nicht erst durch mein Zutun eingetreten sind.

Wenn Herr Hyan glaubt, daß sein Buch starken Absatz findet, so ist seine Meinung irrig. Trotz der starken Propaganda, die der Verlag für die neue Serie im allgemeinen, für den ersten Band im besondern entfaltete, läßt der Verkauf zu wünschen übrig. Daran ändert auch nichts der niedrige Preis, der absichtlich tiefer angesetzt wurde, als die Kalkulation ergab. Er ist nicht allein „übertrieben hoch", wie Herr Hyan ihn hinstellt, sondern auffallend billig, was jeder Fachmann und mancher Laie erkennen muß.

Der Flucht in die Oeffentlichkeit hätte es nicht bedurft, sondern Autor wie Verleger hätten sich geeinigt, lag doch auf beiden Seiten die beste Absicht dazu vor. Ein Vergleich, der beide Teile befriedigt hätte, wäre zustande gekommen, wenn nicht späterhin durch den Anwalt des Herrn Hyan Ansprüche gestellt worden wären, die unberechtigt waren, und wenn er nicht Forderungen erhoben hätte, die der Verlag als entwürdigend ablehnen mußte.

Herr Hyan möge sich trösten. Zu den „vielen Millionen", die der Verlag für dieses Buch vielleicht einnimmt, muß er, um aus dem Erlös eine weitere Auflage bringen zu können, weitere Millionen hinzulegen.

---

# Alt-Heidelberg von Peter Panter

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrschte noch sittig verschleierte Scham;
Man trug sich fein ehrbar und fand es nicht schön
In griechischer Nacktheit auf Straßen zu gehn."

*Langbein (1813)*

Im Deutschen Theater zu Berlin, wo einst Max Reinhardt Meister war, hat man ‚Alt-Heidelberg' gespielt, jenen Reißer aus unsrer Väter Tagen, einen anachronistischen Buntdruck. In allen Schaufenstern liegen „Rheinlieder" aus, mit bunten Umschlägen wie aus den achtziger Jahren: blondgelockte Mädchen kredenzen wackern Jünglingen ein Glas edeln Weines, der Rhein fließt romantisch und unbeschreiblich grün bedruckt vorüber, und innen steht ein schönes, altes Lied. Die Sehnsucht nach dem Früher ist allgemein. Deutschland spielt: gute alte Zeit. Es ist, wie wenn eine Welt vor ihrem endgültigen Untergang noch einmal Alles, Alles rekapitulierte, was je dagewesen ist, und vor allem das Schlechte: ein Haus ist heruntergebrannt, und das Erste, was die Leute unverändert wieder aufbauen wollen, sind die

sehr unhygienischen Toilettenräume. Sie waren so romantisch... Noch nie war die Sehnsucht nach dem Bürgerlichen so groß wie heute — noch nie so groß die Wertschätzung jener spezifisch bürgerlichen Tugenden, ihre Pflege und ihre falsche Vergötterung.

Wie nun jede Zeit das Bestreben hat, sich die vorige als harmlos, ruhig und still-vergnügt und satt-zufrieden vorzustellen — im Gegensatz zu jener bösen, bewegten und übeln, in der man zu leben grade das Pech hat: so lügt sich diese die Jahre 1870 bis 1914 in eine freundliche Epoche leiser Beschaulichkeit um und zurecht, und, nicht genug damit, will sie sie auch noch nachahmen. Drollig und tragisch zugleich, wie dieses Kostüm in dieser Zeit wirkt. Es geht ja nicht, auch wenn Ihr euch noch so anstrengt. Es geht ja nicht, vom „Heim" zu reden, wenn selbst die paar Quadratmeter Holzplanke den Wohnungsämtern unterliegen; es geht nicht, vom „frisch-fromm-fröhlichen" Studenten zu sprechen, wenn er gezwungen ist, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen; es geht nicht, von der „keuschen deutschen Jungfrau" zu fabeln, wenn Kunigunde den ganzen Tag über im Bureau die schnatternde Schreibmaschine bedient. Es geht nicht.

Aber wie in einem Anilinglanz sonnen sie sich in dieser versunkenen, maßlos überschätzten Epoche. Sie ist nicht nur zeitlich vorbei — sie ist auch mausetot, und wenn es nicht so graue, so bürgerliche Dinge wären, die man da aufwärmt, so könnte man an die Romantiker gemahnt werden, die Kreuzfahrer sein wollten, als Stevenson am Bau der ersten Lokomotive bastelte. Vorbei, vorbei. Und heute? Heute pumpen sie sich die Formen aller Kulturen, um die Leere ihrer eignen zu verkleistern, und wo ein Loch ist, da stellt ein altes Schmuckstück bald sich ein. Es gibt einen medizinischen Begriff von den „ausgeschliffenen Bahnen", die das Denken leichter läuft, weil es sie so oft gelaufen ist (man erinnere sich, zum Beispiel, an das kleine Einmaleins). Kriege sind über uns hereingebrochen, Volksbelustigungen, denen man in Deutschland den Namen „Revolution" anhängte, Krachs und Börsenbaissen — aber voll Sehnsucht rutscht Alles die geliebte, alte, ausgeschliffene Bahn. Wie einst im Mai . . . Aber damit ist es doch vorbei. Und sie wollen es nicht sehen. Und je härter und erbarmungsloser die Zeit wird, desto verzweiflungsvoller klammert sich eine ganze Generation von alten Jungen an die Dinge, an denen einst ihr Herz hing. Nun grade — nun erst recht . . . Und stemmen sich gegen den rollenden Stein der Zeit, gegen die ganze Erde — aber es hilft nichts, es hilft nichts, es hilft nichts. Vor dem Sterben fallen manche Kranke in Euphorie — das heißt: es geht ihnen noch einmal sehr gut, noch einmal blühen sie, scheinbar, auf, noch einmal werden die Wangen rot, die Augen glänzend, noch einmal . . . Und sie hoffen und fühlen sich federleicht und wohl und ganz gesund und denken, morgen aufzustehen und heraus zu dürfen . . . Und ahnen nicht, daß sie morgen in der Tat hinausdürfen, durch die Tür, die Füße vorneweg . . . So ist das mit unserm Alt-Heidelberg.

Sie spielen die alten Possen. Sie weinen über die alten Schmachtfetzen. Sie baden sich in den alten Vorstellungen. Sie schmunzeln über die alten Scherze. „Alte Sachen? Alte Sachen?“ Noch niemals ist in diesem Artikel der Absatz so reißend gewesen wie heutzutage. Man fühlt: Im Leben ist das zwar Alles dahin, so wollen wir es wenigstens auf den Bühnen, den Ansichtskarten, den Filmen — so wollen wir wenigstens da das alte, geliebte, schlechte Leben vorgetäuscht sehen, und wenn wirs noch so teuer bezahlen müssen . . . Alt-Heidelberg, du feine . . . !

Auch das wird vorübergehn. Eine neue Generation wird kommen, die da nichts mehr weiß von der Väter Idealen und nichts mehr von ihren Wünschen und Hoffnungen. Und es wäre geschmackvoll und vernünftig, diese Prozedur abzukürzen und beizeiten Schluß mit einer Serienaufführung zu machen, deren Besetzung immer schlechter und deren Publikum immer wahlloser wird. Liebe Direktion Deutschland! Wir bitten um ein neues Stück . . .

---

# Goldschwindel und Papiermarkttaumel

von Morus

### Die Auslandsdepots der Reichsbank

An der berliner Börse erhalten sich hartnäckig die Gerüchte, daß Herr Havenstein noch einmal zu einem großen Schlage ausholen will. Man kann nicht grade sagen, daß die Burgstraße sich darob sonderlich ängstigt, denn man weiß ja, daß der Spuk auch diesmal bald wieder vorübergehen würde. Aber man glaubt, immer noch, daß hinter den grandiosen Vorbereitungen der Reichsbank doch irgendetwas stecken müsse, daß auch die allerhöchsten Herrschaften bei ihren Maßnahmen sich doch etwas denken müssen.

In der Tat nimmt die Goldversendung der Reichsbank allmählich einen Umfang an, der die größte Beachtung verdient. Die Reichsbank ging in die „Stützungsaktion“ mit einem Gold-Kassenbestand von 955 Millionen Mark, neben 50 Millionen, die schon seit Juni 1922 bei der Bank von England deponiert waren. In den ersten Wochen der Stützungsaktion wurden 15 Millionen nach England gesandt und 1 Million verbraucht. Der erste große Abbau wird in dem Reichsbankausweis vom 23. März bekanntgegeben. Danach sind weitere 100 Millionen nach ausländischen Zentralnotenbanken gebracht; aber, wie die Reichsbank hinzufügt: „diese Dispositionen haben lediglich den Zweck, der Reichsbank in der Möglichkeit vorübergehender schneller Darlehnsaufnahme im Auslande eine größere Bewegungsfreiheit bei etwa nötig werdenden Devisentransaktionen zu sichern“. Am 15. April sind abermals 19,5 Millionen an ausländische Banken versandt worden, sodaß nunmehr 84,5 Millionen Goldmark bei den ausländischen Zentralnotenbanken lagern. Die Reichsbank betont ausdrücklich, daß diese Depots noch völlig unberührt, weder angegriffen noch lombardiert seien. Am 18. April folgte der Zusammenbruch der Markstützungsaktion. In dem nächsten Reichsbankausweis vom 23. April fehlen abermals 65,3 Millionen, die ins Ausland gebracht sind. Gleichzeitig berichtet die Reichsbank zum ersten Mal von größern Lombardierungen der Auslandsdepots. Für die Aufnahme eines Lombarddarlehns seien 85 Millionen

Goldmark in Anspruch genommen worden, und da nach dem Reichsbankgesetz von 1875 als Goldreserve nur die wirklich zur freien Verfügung stehenden Bestände aufgeführt werden dürfen, so habe sich der ausländische Goldbestand auf 165 Millionen vermindert. Im nächsten Wochenbericht fehlen wieder 52,5 Millionen Goldmark, die angeblich im Ausland deponiert, aber nicht beliehen sind. So geht es nun munter weiter. Am 6. Mai sind 13 Millionen ins Ausland gebracht, während das Auslandsdepot nur mit 6 Millionen neu belastet wird. Am 15. Mai hat sich das Auslandsdepot durch Lombardierung um abermals 12 Millionen Goldmark verringert und der berliner Kassenbestand um 60 Goldmillionen, die zur Einlösung der fälligen Rate der sogenannten belgischen Schatzwechsel verwandt sind.

Seit Beginn der Ruhrcampagne hat sich also der inländische Goldbestand der Reichsbank um 323 Millionen Goldmark, das heißt: um mehr als den dritten Teil verringert, und 111 Millionen sind nach Angaben der Reichsbank völlig verbraucht worden. Der Verbrauch ist nicht verwunderlich, wenn man berücksichtigt, daß immerhin der Reichsbank gelungen ist, die „Stabilisierung" über zwei Monate durchzuhalten. Freilich stellt die Verminderung der Goldreserven nur einen Teil der Opfer dar, die die Reichsbank zur Stützung der Mark bringen mußte. Den größern Teil bilden die Verluste des Devisenbestandes, der außerordentlich zusammengeschrumpft zu sein scheint, denn sonst hätte die Reichsbank wohl nicht die belgischen Schatzwechsel in letzter Woche mit barem Golde eingelöst. Wie erheblich früher der Devisenbestand der Reichsbank war, geht daraus hervor, daß die verunglückte Intervention nach dem Rathenau-Morde, die der Reichsbank rund 200 Millionen Goldmark kostete, ausschließlich aus dem Devisenfonds und ohne Inanspruchnahme des Goldbestandes durchgeführt werden konnte.

Höchst merkwürdig ist aber die „Depotpolitik" der Reichsbank. Es leuchtet dem gewöhnlichen Sterblichen nicht recht ein, weshalb man ohne dringenden Grund so große Teile des Reichsbankgoldes ins Ausland schickt, und weshalb man immer neues Gold versendet, bevor man das alte beliehen hat. Es ist verständlich, daß die Reichsbank in dem Kampf gegen die Devisenspekulation ihre Pläne nicht vorher der Oeffentlichkeit unterbreitet. Aber diese berechtigte Verschwiegenheit darf nicht so weit gehen, daß man monatelang Transaktionen vornimmt, die allem gesunden Menschenverstand zu widersprechen scheinen, ohne dazu eine halbwegs plausible Erklärung abzugeben. Die Wochenausweise, zu denen die Reichsbank gesetzlich verpflichtet ist, sind doch nicht dazu da, den wahren Sachverhalt zu verschleiern, sondern sie sollen darüber Auskunft geben, wie es tatsächlich mit den Finanzen der deutschen Zentralnotenbank steht. Es wird Herrn Havenstein und seinen Getreuen wohl nicht entgangen sein, daß man im Publikum bereits größtes Mißtrauen gegen die Richtigkeit der Reichsbankausweise hegt, und daß es nicht an Skeptikern fehlt, die die schönen Berichte von den unberührten Auslandsdepots für aufgelegten Schwindel halten. Wir möchten uns diesen Skeptikern einstweilen nicht anschließen, halten aber eine möglichst rasche und ehrliche Erklärung über dies seltsame Versandgeschäft für unbedingt erforderlich.

### Das Ende der Kriegsanleihe

Die soziale Umschichtung und die Ungerechtigkeiten gegen einen Teil der Bevölkerung, die durch die fortgesetzte Markentwertung her-

vorgerufen sind, wären nie so kraß geworden, wenn unsre Juristen nicht so völlig versagt hätten. Gesetzgebung und Rechtsprechung wetteifern darin, den Vorgang der Geldentwertung zu ignorieren. So wurde die Ausplünderung des Gläubigers durch den Schuldner legalisiert. Selbst dort, wo die sozialen Härten ganz offensichtlich waren, wo dem verarmten Gläubiger ein mächtiger und zahlungskräftiger Schuldner gegenüberstand, glaubte man nicht einschreiten zu müssen, wenn die Schuld mit tausendfach entwertetem Gelde zurückgezahlt wurde. Die Ersten, die die Situation ausnutzten, waren die ländlichen Hypothekenschuldner, die ihre Hypotheken spielend leicht abtrugen. Es folgten die großen Aktiengesellschaften, die rücksichtslos ihre in Goldmark aufgenommenen Obligationen kündigten, um sie in Papiermark zurückzugeben. Die Versuche, die von den Schuldnerverbänden gemacht wurden, um diesem Zustand ein Ende zu setzen, scheiterten an dem Widerstand der Juristen, die formale Bedenken dagegen erhoben, eine Gläubigerkategorie günstiger zu stellen als alle andern. So ist erst jüngst der Antrag Düringer, die Hypothekengläubiger wenigstens für die nächsten zehn Jahre zu schützen, an dem Widerstand des Reichsjustizministers Heinze gescheitert.

Als letzter Grund dieses merkwürdigen Verfahrens wird zwar nicht immer öffentlich ausgesprochen, aber unter vier Augen angegeben, daß man doch dem größten Goldmarkschuldner, dem Staate, nicht zumuten könne, seine Anleihen in gutem Gelde zurückzugeben oder auch nur einigermaßen „aufzuwerten". Es ist schon früher an dieser Stelle dargelegt worden, daß zwischen dem bankrotten Schuldner-Staat und den zum Teil sehr potenten privaten Schuldnern zwar nicht formaljuristisch, wohl aber wirtschaftlich ein beträchtlicher Unterschied besteht. Gleichwohl halten wir es für höchst bedenklich, wenn nunmehr auch der Staat von dem „Recht", Goldmarkschulden in Papiermark zurückzugeben, in aller Form Gebrauch machen will. Dem Reichstag liegt jetzt ein Gesetzentwurf vor, der darauf hinzielt, mit den kleinen Anleihegläubigern kurzen Prozeß zu machen. Das Finanzministerium schlägt vor, alle Anleihekonten unter 5000 Mark im Reichsschuldbuch zu löschen und die Gläubiger entweder in Papiermark auszuzahlen oder, wenn sie es verlangen, ihnen für den gleichen Nennwert Schuldverschreibungen auszuhändigen. Schuldverschreibungen soll aber nur erhalten, wer sich ausdrücklich meldet, und der schlaue Ministerialrat, der diesen trefflichen Gesetzentwurf auf dem Gewissen hat, gibt sich dabei der Hoffnung hin, daß bei den hohen Postgebühren nicht allzu viele der kleinen Zeichner sich melden werden. Ausdrücklich wird in der Begründung des Reichsfinanzministeriums hervorgehoben, daß man es vorerst nur auf die Kleinsten der Kleinen, nämlich auf die Kriegsanleihezeichner abgesehen hat, während man die Gläubiger der Vorkriegsanleihen noch schonen will, weil der gegenwärtige Kursstand der Reichsanleihe den Ankauf der kleinen Schuldbuchforderungen und Schuldverschreibungen „ohne übermäßige finanzielle Aufwendungen" nicht erlaubt.

Wie groß die finanziellen Aufwendungen im Ganzen sein würden, ergibt sich daraus, daß im Reichsschuldbuch zurzeit 920 000 Beträge unter 5000 Mark und 100 000 Konten zu je 100 Mark stehen. Würde das Reich sich also dazu verstehen, aus freien Stücken wenigstens den kleinsten Gläubigern durch eine Aufwertung der Schuld um das — sagen

wir — Zehn- oder Zwanzigfache seinen guten Willen zu bekunden, so wäre dazu nur ein Bruchteil dessen notwendig, was jede Gehaltserhöhung der Beamten und was die Ruhrhilfe an einem Tage kostet. Die Mißstimmung, die durch diesen törichten Gesetzentwurf grade in der Provinzbevölkerung gegen die Regierung entstanden ist, kommt am besten in einem Leitartikel der kreuzbraven nationalliberalen ‚Magdeburgischen Zeitung‘ zum Ausdruck, der ‚Eine grobe Taktlosigkeit‘ betitelt ist und mit Recht darauf hinweist, daß dieser Plan des Reichsfinanzministeriums geeignet sei, die verarmten Schichten des Mittelstandes aufs neue gegen die Republik rebellisch zu machen. Auf solche Stimmungen Rücksicht zu nehmen, heißt nicht: veraltete Mittelstandspolitik treiben, sondern ist ein Gebot politischer Klugheit.

**Der Sturm auf die Börse**

Der Vorstand der berliner Börse hat vor einigen Tagen ein Manifest erlassen, wonach wegen Ueberfüllung der Börsenräume eine neue Zulassung zum Börsenbesuch bis auf weiteres nicht erfolgen kann. Der vierte Börsensaal, der im Dezember vorigen Jahres zu Nutz und Frommen der deutschen Wirtschaft eröffnet wurde, hat also nicht ausgereicht, um dem Andrang zu genügen. Die Zahl der Börsenbesucher, die vor dem Kriege 3457 betrug und bis zum August 1922 auf 6082 gestiegen war, ist seitdem munter weitergestiegen.

Das Verbot des Börsenvorstandes trifft die Burgstraßen-Aspiranten umso schwerer, als grade in diesen Tagen die Effektenbörse wieder in dulci jubilo schwelgte. Die Stinnesschen Aufkäufe brachten neues Leben in den Montan- und Oelmarkt, und die andern Papiere hielten sich dran, mit dem Anstieg des Dollars zu wetteifern. Die emsige Arbeit der Papiergeldpresse tut das Ihre, um den Kauflustigen die nötige Munition zuzuführen. So kann denn, wenn nicht peinliche politische Ueberraschungen dazwischen kommen, die Hausse noch etliche Zeit anhalten. Wer zweifelt noch, daß es mit Deutschland aufwärts geht?

---

# Sandor Rott, ein Komiker von Alfred Polgar

Es gab auf dem Kunst- und Naturgebiet der Jargonposse drei Rott. Den kürzlich verstorbenen Max, auch der „kleine Rott“ geheißen, mit den Aeuglein, die so schauen konnten, daß die Luft Gansfettflecke bekam, mit dem unnachahmlichen Grinsen, bei dem das ganze Gesicht auseinandergelaufen wäre, hätten die Ohren das Zerfließende nicht aufgefangen und zurückgestaut. Nie wird wieder Einer so vollendet die schadenfrohen Zaungäste des Lebens spielen, die Nutznießer von Zufallsvorteilen, die Zerdrückten und Geduckten, die es kommerziell verwerten, daß sich Jeder an ihnen die Stiefel abwischt, die Schwarzfahrer der Liebe und des Verdienens, die pfiffigen dummen Auguste (die Isidor heißen), die strahlenden Ohrfeigengesichter, die absoluten Ohne-Charakter, unverwundbar in all den tausend Mißlichkeiten, die Glinger & Taussig ihnen bereiteten.

Dann war in Wien Benjamin da, Benjamin Rott, ich glaube: ein Bruder oder Vetter des Max. Sie sangen Duo, zum Beispiel das herrliche Lied vom Tandelmarkt: „Da drunt’ am Tandelmarkt — da wird gehandelt stark — e zerrissenes Gilet — und a Hosen voller Flöh’ — und ein Dutzend Taschentiecher —

und von Paul de Kock de Biecher.“ Nach jeder Strophe tanzten sie, in schwarzsamtenen Escarpins, einen wilden jüdischen Step, der mit dem energischen Vorsetzen des rechten Fußes auf die Ferse seinen Abschluß fand.

In Budapest aber wirkte und wirkt Alexander Rott, Alexander der Große. Ich sehe ihn noch, obgleich das schon lange her ist, wie er dalag, aus guten Gründen sich totstellend, und Einer kam, meinte: „Der Kerl ist tot, er stinkt ja schon“, und Rott setzte sich, den Feind außer Hörweite, eine Sekunde lang auf, sagte leise: „Krepier!“ und war wieder tot. Und wer, der ihn als Donaufischer gesehen, könnte ihn vergessen, wie er — der sein Klassenlos, das nachher mit dem Haupttreffer gezogen wird, in der Bedürfnisanstalt aus Zerstreutheit verbraucht hat — nun mit der großen Angel hereinstürzt, es zu retten. Auf der Bühne war die öffentliche Anstalt in erschütternder Naturtreue hingebaut. Die dicke Frau, deren Tochter Rott liebte, saß davor, und während des ganzen Spiels ging ohne Unterlaß die eiserne Tür, durchschritten von sehr eiligen Passanten. Oh, wie das die Lebendigkeit des Bühnenbildes erhöhte! Ich war lange nicht in den Folies Caprices — Budapest liegt weit, seit es in Zentralafrika liegt. Aber wenn ich den Namen der unheimlichen Stadt höre, höre ich immer auch die schmetternde Türe und eine leise Stimme, die, ohnmächtig und gleichmütig, „Krepier!“ sagt.

Nun ist Alexander als Gast zu seinen wiener confrères gekommen, zu seinen Landsleuten im Geiste, empfangen und geehrt, wie es dem Oberhaupt der orthodoxen Budapesterei gebührt.

Leider zeigt er sich in einer Rolle, die des Jargons entbehrt. Sie schmeckt nur ein bißchen nach ihm, wie Wasser in einem nicht gewaschenen Weinglas nach Wein schmeckt. Aber was für ein Genie der frechen Spaßigkeit dieses bewegliche Männchen ist, merkt man auch hier, wo sein Spiel nicht aus der Kraftquelle des Jargons schöpft. Alexander Rotts Komik hat ungemeine Schärfe, eine ganz eigenartige lautlose Heftigkeit. Die schlimme Miene, die sein aggressives Schafsgesicht zum schlimmen Spiel macht, dessen Opfer er ist, sagt Alles, was sein Mund verschweigen muß. Unwiderstehlich die Impertinenz des Blicks . . . indeß die Unterlippe schmollt ob des Leids und Unrechts, das der arme Mensch erdulden muß. Die hoch fistulierende, kratzende Stimme ist so komisch wie der Sanguinismus der Gesten, der, erkennt er seine Ohnmacht, sofort zum vollkommensten Phlegma sich beruhigt.

Rott wäre der Schauspieler für Figuren eines jüdischen Molière.

Man mußte viel über ihn lachen, aber noch mehr über seinen Partner Glinger. Etwas Elementar-Menschliches ist bei dem immer in die saftige Ordinärheit des Spiels mitverkocht. Tut er zum Beispiel dem fremden Wickelkind schön, so schmeckt auch ein dicker Tropfen echter urstupider Onkel-Süßlichkeit aus diesem verlogener Schöngetue. Umso gewisser fällt man dann vom Sessel, wenn Herr Glinger seine spezielle Einstellung zu dem speziellen Wickelkind mitteilt: „ . . . seht aus wie e Ratz!“

# Der arme Vetter

A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht. Das Drama dieser allgemeinmenschlichen Sehnsucht wird immer wieder gedichtet werden. Hans Ivers Mutter träumt, wie ihrem Kinde ein Lichtstrahl oder ein Funke einverleibt wird. Ernst Barlach setzt diesen Traum fort: der Funke in Hans Iver beleuchtet ihm seine Mitwelt; macht ihm auch deren allzu häßliche Stellen erkennbar; erregt ihm den Wunsch, zu bessern und zu bekehren; bringt ihm die Einsicht, daß das unmöglich ist; schützt ihn nicht vor der Verzweiflung darüber; und wird von ihr ausgepustet. Aber Kraft bleibt erhalten. Bevor Hans Iver freiwillig stirbt, springt der Funke über. Auf Fräulein Isenbarn, die ihren Bräutigam Siebenmark plötzlich mit andern Augen sieht, romantischen Gelüstes von dem Philister Aufschwung fordert und . . . Der Funke springt weiter. Denn Siebenmark verschließt sich dem Anspruch nicht. Er wird mit sich unzufrieden. Er gibt sich die Sporen, hinaufzugelangen. Aber nicht einmal der rasende Wille reicht aus. Und Lena entgleitet ihm zu Hans Iver, der sie nicht gut mehr enttäuschen kann.

Um die Drei, deren Seelen sich und einander blutig schinden, geistert und dampft das Leben zugleich. Ein Dutzend Mitbürger warten am und im Wirtshaus von Lüttenbargen nachts auf den Elbdampfer. Zeit genug, sie sich so entfalten zu lassen, wie die Nacht, wie der Grog, wie die Heide, wie der Nebel über dem Fluß, wie die Anwesenheit überlegener Erscheinungen, wie die Liebe verschiedener Arten und Grade gebieten. Trotz den niederziehenden atmosphärischen und alkoholischen Einflüssen kommt über sie alle eine Ahnung, daß sich hier Geschicke erfüllen, die sie selber nicht zu erleiden von der Natur bevorzugt oder benachteiligt sind. Demgemäß setzen sie ihnen Zynismus oder Galgenhumor oder Gefräßigkeit oder Schwermut oder Resignation von ziemlich primitiver Beschaffenheit und kürzerer oder ein bißchen längerer Dauer entgegen. Wenn der Morgen graut, ist das Schiff mit seiner Menagerie von Passagieren auf und davon, Hans Iver seinen Wunden erlegen, das Liebespaar nicht mehr ein Paar, und zwei Bratenröcke gespenstern den Epilog.

Ernst Barlachs Dramatik bezeugt ihn in hohem Maße als Bildhauer. Er ist inwendig voller Figur, voller Gestalten und schlägt diese mit prachtvollem Schwung aus dem Stein oder schnitzt sie andächtig aus dem Holze. Es macht ihm nichts und braucht uns Genießern eines obotritischen Phantasiereichtums noch weniger zu machen, daß er bei mancher mittendrin aufhört, um sich der nächsten zuzuwenden. Die Halbfertigkeit ist keine Unfertigkeit, weil die Konturen, die da sind, Niemand falsch weiterziehen wird. Der Bildhauer nähert sich dem Dramatiker, indem er seine Gestalten bewegt und diejenige Luft zwischen ihnen herstellt, darin sie ohne Beklemmung zu atmen vermögen. Aber der Bildhauer wird nicht ganz zum Dramatiker, weil seiner Fähigkeit, Gestalten zu schaffen, durchaus nicht die Fähigkeit entspricht, zwölf Szenen Gestalt über jede einzelne hinaus zu geben, sie vor Einförmigkeit zu bewahren, sie vorwärtszutreiben und zusammenzureißen.

Freilich ist das von Barlach nicht zu verlangen. Sein Platz ist bei den genialen Träumern von der zerfließenden Form, nicht bei den taghellen Talenten der festen Faust. Er geht nicht logisch vor, baut nicht architektonisch auf, sondert nicht wachen Sinnes aus, was etwa aufhält, und verteilt nicht bewußt Akzente. Er schleudert seine Gesichte aus sich heraus, schwelgt in ihnen, kümmert sich nicht um ihren Zusammenhang unter einander, beläßt sie in ihrer ebenso wunderlichen wie wunderbaren mystischen Sphäre und — ist dabei doch ein Realist ersten Ranges, nämlich Einer, der mit einem Griff die Vielfältigkeit des Daseins packt, seine Vielfarbigkeit abmalt, seine Vielstimmigkeit hört, anschlägt und tönend macht. Hier lebt ein deutscher Knut Hamsun. Vier Wirtshaustische — ein Mikrokosmos. Ernst und Heiterkeit, Weisheit und Albernheit, Gemeinheit und Schönheit torkeln unlöslich durch einander. Man versteht mit dem Kopf nicht jede Absicht. Aber ist der Kopf vor der Kunst nicht immer unzulänglich? Es werden einem Schauer übers Gebein gejagt. Und das ist mehr. Das ist Alles.

Dem Staatstheater fehlt eine dramaturgische Zentrale. Der eine Regisseur hackt dem Ersten Teil des ‚Faust' die Hälfte weg, und der andre wagt sich an kaum eine Silbe des ‚Armen Vetters' heran (wo's doch dem Leser in den Fingern zuckt, ringsum produktive Striche zu machen). Dies, dies allein hat verhindert, daß das letzte Ereignis des Theaterjahres das stärkste wurde. In der vierten Spielstunde mußte selbst eine Aufnahmefreudigkeit wie meine ermatten. Und wieviel hatte Jürgen Fehling getan, um die zu belohnen! Welch eine Gelegenheit für den Waterkantler! Der Brodem der Gegend bedrückt dir förmlich die Brust. Aus der Wirklichkeit aber steigt die Unwirklichkeit des Spoekenkiekers Ernst Barlach auf — dank Fehlings Mangel an Röhren- und Druckwerk, seinem Verzicht auf alle modischen Mätzchen, seinem Respekt vor der Sache, seinem Gefühl für die Schwerlosigkeit des Details und seinem Vergnügen an den belebenden musikalischen Einlagen.

Eine Fülle von einprägsamen Gesichtern. Legal — wie man sich einen Aetznatronlaugenfabrikanten vorstellt. Walter Werner — ein Zollbeamter mit haftendem Menschenton. Gronau — ein Vater in rührend komischer Aufgeregtheit um seinen Sohn. Nicht nötig, alle Lobstriche zu verteilen, da Jedem und Jeder einer gebührt. Aber ein volles Lob der fast nie versagenden Elsa Wagner, die durch entwirklichenden Gang und karikierendes Gelächter einer geilen Schachtel die Peinlichkeit nimmt. Kalser kommt dem Hans Iver dichter auf Leib und Geist als je einer Rolle und bringt nur die wichtigsten Sätze nicht deutlich genug. Für Lena Isenbarn könnte dem Dichter Johanna Hofer vorgeschwebt haben, so völlig entspricht sie ihrem Wesen. Auch George war zu drei Vierteln Siebenmark, wie die Siebenmarks leiben und leben. Erst wo er außer sich gerät und über sich zu geraten versucht, blieb er allzu sehr in sich stecken. Insgesamt: ein tiefbeglückender Abend. Auf einem der Prospekte sah man die Elbe in die Nordsee münden. Dorthin, dorthin . . . A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht.

# La Paloma von Erich Weinert

Chanson

Mein Vata, det war en Seemann,
der hieß bloß Theodor Lehmann,
Mutta war aus Italjen —
det liebt' sich un fand sich:
Jeboren bin ick in Danzig.
Det sind meine Personaljen.
Sie kooften ne kleene Stampe;
die hieß ‚De reemische Lampe'.
Det war ne vahaune Kiste.
Ick habe zu Hause jeschuftet.
Da kam mal 'n Artiste,
mit dem bin ick denn in de Jejend vaduftet.
Denn fuhren wir
per Achse nach N.O.
    Wer kann dafier?
    Ick bin nu eemal so.

Ick war in ne kleene Destille,
da war imma en mächtjet Gebrille;
da ham wa jetanzt un jefressen.
Et jab ooch Matrosen.
Ick schwärmte for weite Hosen.
Uff den eenen, da war ick vasessen,
nach den hatt' ick imma jetrachtet,
doch hat er mir janich beachtet.
Da kam er mal mit ne Kalle.
For mir hatt' er jakeen Intresse.
Da kam mir de Jalle,
und ick haute ihr jleich mit et Jlas in de Fresse.
Man brachte mir
nach 't Polizeibiroh.
    Wer kann dafier?
    Ick bin nu eemal so.

Vor mir, da ham se Bange.
Ick fackle jeweehnlich nich lange.
Und kiekt mir son Hinterkriecher
wie en Hund in de Ogen,
den hab ick jleich wat vabogen.
Die ollen eelichen Viecher,
die immer bloß betteln und schmusen,
die kann ick forn Dod nich vaknusen.
Un heer ick det fade Jekleehne,
denn zuckt et mir in de Finger,
denn wer' ick jemeene
un hau ihn rechts un links en paar Dinger.
Denn uff de Tür!
Un raus und ab Trümoh!
    Wer kann dafier?
    Ick bin nu eemal so.

Kommt aber son stämmija Bruda,
denn bin ick en zahmet Luda.
Un packt er mir int Jenicke
un fragt nich, ob er darf,
und sagt bloß: Uff dir bin ick scharf,

du sießet vawejnet Sticke!
Un drickt er mir blaue Flecke,
un schmeißt mir bis an de Decke,
denn beiß ick en in de Backen
un kiss en un fang zu lachen
un kriej en zu packen,
det uns beeden man bloß so de Rippen krachen.
Un ob ick frier
un hungre — ick bin froh!
Wer kann dafier?
Ick bin nu eemal so.

# Bemerkungen

### Der Schwergeprüfte

Dem gewesenen k. u. k. Außenminister, der die Rolle Bethmanns in Oesterreich spielte und die Kriegserklärung an Serbien in die Welt jagte, hat das anders geartete Ende einen höchsteignen Genickfang versetzt: es hat den Wohnsitz der entthronten Exzellenz der Tschechoslowakei vermacht. Deswegen hat der vaterländische Minister a. D. die entlaufene Heimat nicht mehr beschritten. Einmal aber mußte es sein. Private Angelegenheiten wollten es. Dabei ergibt sich dies: Es gehört weniger Mut dazu, einen Krieg einzufädeln, als vor ein betrogenes Volk zu treten.

Die prager Regierung sagte zu der Ministerreise Ja. Bebend stieg der gelb-schwarze Staatsmann in den Zug; richtete es so ein, daß er in stockfinsterer Nacht im Heimathafen landete; durch entlegenste Straßen schlich er der Besitzung zu. Kein Hund bekam ihn zu Gesicht.

Aber Jemand mußte es doch gepfiffen haben. Als er an der letzten Ecke stand; als er den Filzhut tiefer in die Stirn drückte; als er den Kopf bibbernd vorschob: da schoß ihm vom nahen Schloß ein leuchtendes Transparent entgegen. Er griff sich an die Brust, lächelte und las: „Sei uns willkommen, Schwergeprüfter!“ Und unter mitternächtigem Triumphbogen standen in Reih und Glied Männlein und Weiblein des tschechisch-klerikalen Turnvereins. Ihre Kehlen probierten altoesterreichische Empfangsreminiszenzen. Und ihre Paradeuniformen glänzten.

Der Schwergeprüfte rückte den Filzhut manierlich, klappte den Rockkragen herunter und schritt gerührt mitten auf dem Damm seinem Volk entgegen. Am Eingang zum Schloß stand die gesamte Notabilität der klerikalen Partei. Der Kaplan der Schloßkirche gab dem Heimgekehrten den Segen, wobei er in Erregung mit dem Behang klimperte. Die Männlein und Weiblein vom Turnverein kramten in altoesterreichischen Empfangsreminiszenzen. Das Transparent strahlte: „Sei uns willkommen, Schwergeprüfter!“

So hat nun jedes Volk seine Schwergeprüften und empfängt sie entsprechend. Und die von Gott gekrönten und nur von den Sozialdemokraten entthronten Exzellenzen glauben immer: Jetzt wird uns das Volk nicht mehr anbeten. Ach, eh solch ein Volk seine Götter entthront, muß es viel, viel mehr erleben als einen verlorenen vierjährigen Krieg und einen Schmach- und Vernichtungsfrieden.

*Bruno Manuel*

### Nichtraucher

Es ist nicht Jedermanns Sache, sechzehn und eine halbe Stunde — so lange fährt man mit dem Schnellzug von Breslau nach München — in einem Milieu von Tabaksqualm, Zigarettenstummeln und Zigarrenasche zu verbringen. Was mich betrifft, so hatte ich mir tags zuvor meinen Platz in einem „Nichtraucher-Coupé“ gesichert.

Bei Abfahrt des Zuges war der Zettel mit dem kategorischen Aufdruck vom Fenster gerissen; ein neuer Zettel — erklärte, beinah entschuldigend, der Schaffner, den ich interpellierte — war jetzt nicht zur Stelle; auf den Rest Papier, der noch an der Scheibe klebte, mit eigner Hand das Wort „Nichtraucher“ zu schreiben, kam dem pflichtbewußten Mann nicht in den Sinn, und gewiß kam es ihm auch nicht zu. Der Herr immerhin, der mir gegenüber saß, dem Aussehen nach ein Ausländer, beeilte sich sogleich, seine Zigarette auszudrücken, ich konnte ihn nicht hindern; ein andrer rettete die eben in Brand gesteckte Pfeife ins benachbarte Coupé.

In Görlitz überflutete eine Horde zigarrenrauchender Männer den Wagen. Nun war die Situation nicht mehr zu halten. Meine Erzählung von dem weggerissenen Zettel wurde belächelt; nicht ungläubig, doch achselzuckend. Ich beharrte nicht und bemerkte nur, daß, den ganzen Zug entlang, jedes Coupé entweder als „Raucher“ oder als „Nichtraucher“ gekennzeichnet sei; so wäre dieses jetzt offenbar weder das Eine noch das Andre. Aber begreiflicherweise hatte Niemand Sinn für solche Spitzfindigkeiten. Ein deutscher Mann, dem es um die Zigarre geht, versteht keinen Spaß.

Der Schaffner fiel um. Nichtraucher? Er erinnerte sich nicht. Die Einteilung war freilich die einfachste, rechnerisch so einleuchtend wie plausibel in ihrer ohne Zweifel statistisch erprobten Zweckmäßigkeit. Raucher — Raucher — Nichtraucher — Raucher — Raucher — Nichtraucher. Man brauchte, um das System herauszubekommen, nur den Korridor des Wagens abzuschreiten. Nein, der Beamte, dessen Lebenstätigkeit zum nicht geringen Teil darin besteht, prüfend die Korridore abzuschreiten, hat dafür kein Auge. Ueberhaupt hatte er mit der Sache nichts zu schaffen; für ihn lag kein Grund vor, sich hineinzumischen; die Frage: „Raucher“ oder „Nichtraucher“ war von der Abfahrtstation zu regeln. (Ich hatte mich also nach Breslau zu wenden.)

Es blieb dabei: wo nicht das Wort „Nichtraucher“ klebt . . . denn „Sie wissen, meine Herren, daß in Preußen nur Das Gesetzkraft hat, was durch die Gesetzsammlung publiziert wird. Die Gesetzsammlung wird gedruckt in der Deckerschen Oberhofbuchdruckerei. Die Originale der Gesetze werden in gewissen Staatsarchiven verwahrt, in andern Archiven, Bibliotheken und Magazinen die gedruckten Gesetzsammlungen. Setzen Sie nun den Fall, daß eine große Feuersbrunst entstände, etwa wie der Hamburger Brand, und daß nun alle diese Staatsarchive, Bibliotheken, Magazine und die Deckersche Oberhofbuchdruckerei abbrennen, und daß dies durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände auch in den andern Städten der Monarchie stattfände und auch inbezug auf die Bibliotheken der Privatleute, in denen sich Gesetzsammlungen vorfinden, sodaß nun in ganz Preußen kein einziges Gesetz in beglaubigter Form mehr existierte. Das Land wäre dann durch dieses Unglück um alle seine Gesetze gekommen, und es bliebe ihm gar nichts übrig, als sich neue Gesetze zu machen“, sprach Ferdinand Lassalle; er fügte noch Einiges hinzu, was aber nicht mehr zur Sache gehört.

*Klaus Pringsheim*

### Beiläufigkeiten

Aussprechen, was ist

Alle Welt verlangt das heute. Aber alle Welt vergißt, daß die Voraussetzung dafür heißt: sehen, was ist. Wie könnte es sonst kommen, daß die Welt von „losem Mund" spricht, wo nur fester Blick ist, und daß sie ein „ungewaschenes Maul" Dem nachsagt, der einfach ... gewaschene Augen hat?

Psychogenese

Schlechte Eigenschaften pflegen die Menschen „heilige Gefühle" zu nennen. Das ist sogar ihre Größe: aus der Gier ist die Liebe geworden, aus der Furcht die Religion entstanden. Ich glaube beinahe, das Wort „Seele" bezeichnet ursprünglich nichts andres als: die Fähigkeit zu lügen.

*Harry Kahn*

### Infolge einer Schauspielerin

Wenn ich doch ein Wort nur wüßt'
— 's gibt wohl keines weit und breit —,
das da „sagt", wie Maienzeit,
das da „sagt", wie Frühling ist.

Brauchs zum Briefe an Christinen,
die ich ausersah zum Schätzchen:
da solls stehn an seinem Plätzchen,
flugs mir zum Vergleiche dienen.

Lange sann ich, konnt' keins finden,
bis mirs, im Theater just,
plötzlich zuflog — welche Lust! —
in der Näh von Rosalinden,

Die gelacht, geschluchzt, getollt
und mir so das Wort geschafft:
„Bergnerhaft!" „Bergnerhaft!"
Das enthält, was ich gewollt!

*Richard Leopold*

# Antworten

**Dunkelmänner.** Die Finsternis in Deutschland wird bald so tief sein, wie Ihr sie euch seit jeher gewünscht habt. Der Staatsanwalt hat Joachim Ringelnatz angeklagt weil der sich, in Nummer 42 von 1922, durch Gebrauch eines Wortes wie „Beischlaf" der sexuellen Aufklärung meiner Leser schuldig gemacht hat, und jetzt ist „wegen Vergehens gegen § 184 die Beschlagnahme des Werkes ‚Ecce homo' von George Grosz angeordnet worden, da ein wesentlicher Teil der Abbildungen das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des Beschauers in geschlechtlicher Beziehung verletzt, das gesamte Werk somit einen unzüchtigen Charakter hat". Den haben für die Behörden selbstverständlich nur Werke der Kunst. Bei einer Schweinerei wie ‚Lissi der Kokotte' wird einfach Achtzehnjährigen der Zutritt verboten und damit erreicht, daß zweihundert Häuser von Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen voll sind.

**Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft der Elbgemeinden.** Der Mitteilung, die du mir für Nummer 20 gemacht hast, schickst du die folgende hinterher: „Die Rechtsungültigkeit der Bayrischen Volksgerichte ist bekanntlich vom Amtsgericht Hamburg ausgesprochen worden. Darauf erklärte die Bayrische Regierung im Bayrischen Staatsanzeiger, die Rechtsgültigkeit der Bayrischen Volksgerichte stehe außer allem Zweifel; sie stützten sich auf den Versailler Bündnisvertrag und den Artikel 178 der Weimarer Verfassung. Daß die Rechtsgültigkeit nicht außer allem Zweifel steht, wird ja dadurch bewiesen, daß ein deutsches Gericht sie ihnen amtlich abspricht! Daß sie sich auf den Versailler Bündnisvertrag und die Weimarer Verfassung stützen können, ist grade in dem hamburger Gerichtsbeschluß eingehend widerlegt! Wichtiger als solche schwachen Erklärungen der Bayrischen Regierung wäre eine Mitteilung darüber, ob der Rechtsweg beschritten, das heißt: ob gegen den hamburger Beschluß Beschwerde bei der zuständigen Stelle eingelegt worden ist. Im übrigen muß der Wortlaut des hamburger Beschlusses der Oeffentlichkeit bekannt gegeben werden, denn ganz unabhängig davon, ob er von höherer Instanz bestätigt werden wird oder nicht: er enthält die erste große vollständige Sammlung des tatsächlichen und rechtlichen Materials über die Bayrischen Volksgerichte.

Das Berliner Tageblatt spricht ihm wissenschaftliche Gründlichkeit zu, und mit Recht. Seine Kenntnis ist namentlich nötig für die Parlamentarier Bayerns und des Reiches als Material für die unzweifelhaft bevorstehenden Kämpfe um die Bayrischen Volksgerichte." Die man, wie im neuen Deutschland alle Kämpfe ums Recht, zu spät beginnen und zu schwächlich führen wird.

**Transocean-Dienst.** Du bestreitest, daß richtig sei, was Fritz Wolter voriges Mal in seinem Artikel über die ‚Korrumpierung der Presse' von dir behauptet hat. „Die Transocean G.m.b.H. ist nicht 1916, sondern im April 1915 gegründet worden. Sie ist weder 1916 noch zu irgendeinem andern Zeitpunkt mit dem Deutschen Uebersee-Dienst fusioniert worden, sondern ist seit ihrer Begründung ein durchaus selbstständiges Unternehmen, auf dessen Geschäftsführung und Redaktion weder Herr Stinnes noch irgendeine wirtschaftliche oder politische Gruppe einen Einfluß hat." O, wie ist es hocherfreulich, solche Gründung noch zu finden, heute, wo mit jedem Tage mehr und mehr . . . Dazu schreibt mir freilich Fritz Wolter: „Auch ohne Aufforderung wäre berichtigt worden, daß in meinem Aufsatz über die Korrumpierung der Presse versehentlich von einer Fusion des ‚Deutschen Ueberseedienstes' mit der ‚Transocean G. m. b. H.' die Rede war, während tatsächlich beide Gesellschaften organisatorisch als selbständige Nachrichtenbüros — der ‚Deutsche Ueberseedienst' in der Krausen-Straße, die ‚Transocean G. m. b. H.' in der Budapester Straße — geführt werden. Der Zusammenhang besteht außer gewissen entwicklungsgeschichtlichen Parallelen — beide arbeiteten früher mit Reichsmitteln und wurden dann ‚privatisiert' — in dem finanziellen Ueberbau oder Unterbau. An dieser Tatsache ändert auch die sehr vorsichtige Formulierung des Dementis nichts. Wie wenig im übrigen der Chefredakteur der ‚Transocean G. m. b. H.', Wilhelm Schwedler, von dem die Berichtigung stammt, über die Finanzierung der Presse im allgemeinen und der Nachrichtenbüros im besondern unterrichtet ist, hat er in seiner voriges Jahr erschienenen, sonst recht klugen und lesenswerten Schrift über die ‚Nachricht im Weltverkehr' (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte) bewiesen. Dort heißt es auf Seite 31: ‚So ist auch schließlich ein ganz Großer, dessen publizistische Berater sehr hochfliegende Pläne hatten, Hugo Stinnes, der Sache müde geworden und hat die Internationale Information, die das deutsche Reuterbüro werden sollte, schon im embryonalen Zustand von der Telegraphen-Union übernehmen lassen.' Daß Stinnes und Hugenberg (Internationale Information und Telegraphen-Union) eine Finanzgruppe bilden, ist Herrn Schwedler noch im Jahre 1922 offenbar unbekannt gewesen. Eine Seite später aber macht er eine interessante Enthüllung: ‚Alle, die mit dem Nachrichtenwesen zu tun haben, oder die dafür interessiert werden sollen, müssen sich darüber klar sein, daß mit Auslandsnachrichten kein Geschäft zu machen ist. Wer das behauptet, ist ein Illusionist, ein Greenhorn oder etwas Schlimmeres.' Ich bin zu wenig Illusionist, um anzunehmen, daß das Nachrichtenbüro in der Budapester Straße hiervon eine Ausnahme macht."

**Bayer.** Ernst Niekischs Betrachtungen über dein Land werden das nächste Mal fortgesetzt und beendet.

**Heidelberger.** Keine Angst: über Fechenbach soll Mierendorff nicht vergessen werden. Jetzt liegt die Urteilsbegründung vor — und Keinen überrascht, daß sie mühselig konstruiert ist und auf unhaltbaren Kombinationen beruht. Ueber den Professor Lenard wird gesagt: „Ebenso erstaunlich wie sein törichter, eigensinniger und gefährlicher Ungehorsam gegenüber den Weisungen der vorgesetzten Behörde war die unaufrichtige Art, mit der er ihn durch Ausreden verteidigte . . . Die staatsfeindliche Gesinnung Professor Lenards und die Art seines hartnäckigen Widerstandes verbunden mit abwegigen Gedankengängen

zur Selbstverteidigung seines Verhaltens bildete den Schlüssel zu allen nachfolgenden Geschehnissen, an denen er ein großes Teil Schuld trägt." Ueber den Studenten Mierendorff wird gesagt: „Das Gericht glaubte ihm ohne weiteres, daß er keine Gewalttätigkeiten an Sachen oder Personen zu verüben beabsichtigte." Die natürliche Folge? Der Verächter der Republik ist frei, ihr Beschützer zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Und was tut man, um Mierendorff vor dem Gefängnis zu bewahren? Gegen Lenard ist heute noch kein Disziplinarverfahren anhängig Er hat kurz nach dem Vorfall einmal einen verklausulierten Rüffel von Senats wegen am Schwarzen Brett bekommen. Damit scheint man sich begnügen zu wollen. Hätten nicht die studentischen Delinquenten die Angelegenheit in aller Welt Mund gebracht: man hätte sie einfach totgeschwiegen. Für Mierendorff haben sich bis jetzt eingesetzt: der Hamburger Demokratische Studentenbund; der Freiburger Republikanische Lehrerbund; das Heidelberger Republikanische Studentenkartell. Nur die Hauptorganisation: das Kartell Republikanischer Studenten Deutschlands und Oesterreichs hält es, wohl weil sein Sitz München ist, für ratsam, ehern zu schweigen. Eine energische Geste dieses Kartells — und die Universitätsbehörden würden vielleicht doch eingeschüchtert werden. Denn Mierendorff, selbstverständlich, hat Disziplinarverfahren und Sperrung des Doktordiploms zu befürchten. Aber dieses offiziellste Kartell hat keinen Instinkt dafür, daß, mindestens in diesem Falle, mehr wert ist, eine Meinung öffentlich zu bekunden, als auf vorsichtigen Wegen durch die ministeriellen Vorzimmer Einfluß zu nehmen. Cum tacent, clamant — und zwar, wie immer im Sinne der Gegner.

**Idiot der Reichshauptstadt.** Dein Leibblatt erfreut dich mit einer lichtvollen Betrachtung über den Unterschied zwischen deutschem und amerikanischem Opernbetrieb. Daß in Amerika nur bezahlt wird, wer wirklich singt, hat „den Vorzug, daß es die Direktion vor Absagen schützt, daß die Mitglieder sich bemühen, um jeden Preis, damit sie nicht des Honorars verlustig gehen, selbst bei Schnupfen, Heiserkeit, Verstimmung aufzutreten, und daß hierdurch die gemeinsame Arbeit gefördert wird". Das hat sich der Setzer nicht zweimal sagen lassen: er ist bei heftigster Erkältung zur Tat der gemeinsamen Arbeit geschritten und hat diese dadurch gefördert, daß er ein Spalte weiter Georg Rutkays ‚Walzer' nachrühmt, er werde „gewandt und prickelnd vorgetragen, mit mondänem Witz und mit feindosierten Spannierungen". Die Kritik aber, die an den Spannierungen vielleicht doch zu üben wäre? „Die Kritik aber . . .", sagt die Kritik, „warum soll sie sich störend in das gute Geschäft mengen?" Das soll sie nur in den Fällen, wo kein Abkommen zwischen Bühne und Zeitung besteht. Da aber zwischen dem Trianon-Theater und dem Berliner Lokal-Anzeiger eines besteht, wonach du, sein Abonnent, zu Rotters billiger gelangst als zu ihren Kollegen, so soll sie Gift, Galle und alle andern geschäftsstörenden Ingredienzien für Ernst Barlachs ‚Toten Tag' aufbewahren und für das proletarische Neue Volkstheater, mit dem kein Geschäft zu machen ist.

---

**Mitteilung.**

Die Druckpreise sind abermals Mitte Mai um 10 %, Ende Mai um 15 % erhöht worden. Wir bleiben hinter dieser Steigerung weit zurück, wenn wir den Preis der Einzelnummer nur auf 800 Mark erhöhen und die Abonnenten bitten, für Juni eine Nachzahlung von 1500 Mark auf beiliegender Zahlkarte zu leisten.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| | | Rumänien | 80 Lei |
| | | Schweiz | 5 Franken |
| England | 5 Schilling | Spanien | 6 Pesetas |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

# Neuer Krieg in Sicht? von Otto Baum

Tatsachen, die nur neben einander gestellt werden müssen: Marschall Foch begibt sich nach Warschau, um an den Truppenübungen teilzunehmen und zusammen mit Pilsudski das polnische Heer zu inspizieren. Ebendort wird der rumänische König höchst feierlich empfangen, wobei er sowohl von seinem Ministerpräsidenten wie von seinem Außenminister begleitet ist.

Während Pilsudski am 1. Mai die Parade abnimmt, wird bei ihm eingebrochen, und wichtige politische Dokumente — über deren Natur man sich geflissentlich ausschweigt — kommen abhanden.

Am 4. Mai erklärt Trotzki in Charkow auf der Siebenten Ukrainischen Parteikonferenz: „Vielleicht werden wir schon nach einem oder nach zwei Jahren genötigt sein, unsre Grenzen zu verteidigen, neue Opfer zu bringen, unsre friedliche Arbeit zu unterbrechen."

Am 5. Mai verbreitet die Russische Telegraphen-Agentur die Nachricht, daß in ganz Swojet-Rußland eine neue Registrierung aller Kriegspflichtigen angeordnet sei. Im Sommer habe man die Absicht, die Reservisten zu zweimonatiger Uebung aufzurufen.

Am 12. Mai wird aus Konstantinopel gedrahtet, daß eine bedeutende Ladung Kriegsmunition nach Odessa gebracht und in mehreren Güterzügen nach Zentral-Rußland befördert worden sei.

Am 13. Mai hält Trotzki auf dem Moskauer Gouvernements-Kongreß für Textilarbeiter eine Rede über die auswärtige Politik, worin er sagt: „Nach einer Periode verhältnismäßiger Stille sind wir neuerdings in eine Strömung wütender Angriffe und Drohungen gegen die Sowjet-Republik gelangt. Wir sind stark geworden. Die Schlüssel unsrer Landesverteidigung befinden sich in den Händen der Industrie. Früher oder später werden wir gezwungen sein, Krieg zu führen, und es wird ein Kampf auf Leben und Tod sein."

Das sind Zeichen, die innerhalb zweier Wochen am politischen Horizont des östlichen Europa sich bemerkbar gemacht haben. Sie sind handgreifliche Symptome einer innern Krise, die dort durchgemacht wird und über Nacht die unheilvollsten Formen annehmen kann. Während im Westen der Bürgerkrieg entbrannt ist und gewaltige Industriebezirke in den Zustand akuter Gärung, fieberhafter Aufregung versetzt sind, bereitet sich im Osten ein neuer Ausbruch des militaristischen Wahnsinns vor, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind.

Ob das Signal zum Kriege von Rußland oder von Polen ausgehen wird, ob es zunächst nur ein Zweikampf sein wird, bei dem Frankreich die Rolle des geheimen Schürers und Hetzers spielt, oder ob dem reiselustigen Marschall gelingen wird, sofort eine Koalition zustande zu bringen, sodaß Polen, Rumänien und die Tschechoslowakei gleichzeitig losschlagen: das Alles ist nebensächlich. Worauf es ankommt, ist die unbestreibare Tatsache, daß sowohl die auswärtige Politik Rußlands wie die Politik der

führenden imperialistischen Mächte Rußland gegenüber in jenes Stadium getreten ist, wo sie nur mit Waffen fortgesetzt werden kann.

Jene zwitterhafte, kopflose, kurzsichtige Einstellung zu Rußland, die sich die europäischen Regierungen leisten, ist auf die Dauer sicherlich unhaltbar und muß zu unübersehbaren Komplikationen führen. Dieses Schwanken zwischen geheimen Interventionsgelüsten und öffentlichen Handelsverträgen, dieses Balancieren zwischen faktischer Anerkennung und formeller Absage, diese Unentschlossenheit, die, wie das Wechselfieber, aus einem Extrem ins andre fällt und heute ihre Fühler nach Moskau ausstreckt, um sich morgen stolz in die Brust zu werfen — was für ein lächerliches Schauspiel! Aber Lächerlichkeit führt in der Weltgeschichte immer zu einem tragischen Schluß. Es sind immer Andre, die für die Kopflosigkeit und Unfähigkeit der Diplomaten büßen müssen. Jetzt scheint der Augenblick gekommen, wo man versuchen möchte, das russische Problem endgültig aus der Welt zu schaffen, indem man nach fünfjährigem Hin- und Herschwanken den Knoten einfach durchhaut.

Nun, Rußland scheint ja diesem Willen auf halbem Wege entgegenzukommen. Auch dort ist man der ewigen Ungewißheit müde. Auch dort heißt es nunmehr: Biegen oder brechen. Nachdem die kaltblütige Ausdauer Lenins erloschen ist, kann sich die fieberhafte Energie Trotzkis ungehemmt auswirken. Sie hat nicht die Geduld, die elastische Tragfähigkeit des großen Lenkers der bolschewistischen Umwälzung und will es daher mit der tollwütigen Besessenheit eines Hasardeurs versuchen.

Für Europa ist die kriegerische Entwicklung, die sich im Osten anbahnt, die größte Gefahr und die folgenschwerste Enttäuschung. Dieser Krieg, der den ganzen Osten buchstäblich in den Zustand wildester Barbarei zurückwerfen, der auf Jahrzehnte hinaus alle Möglichkeiten friedlichen Aufbaus zerstören würde, brächte mit sich nicht nur Tod, Hunger und Pestilenz, sondern auch eine solche Verrohung der sozialen Zustände, eine solche Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse, daß die Folgen des Weltkriegs daneben als eine Lappalie erscheinen würden.

Atembeklemmend aber ist die Gleichgiltigkeit, womit die Demokratien Europas jene Entwicklung in dem östlichen Wetterwinkel unsres Kontinents hinzunehmen scheinen. Ein russisches Sprichwort sagt: Solange es nicht donnert, bekreuzigt sich der Bauer nicht. Aber in dieser psychologischen Verfassung scheint sich gegenwärtig die ganze Menschheit zu befinden. Wartet sie auch auf Blitz, Donner und Regenstürze, um sich dann gottergeben zu bekreuzigen?

Für die arbeitenden Klassen Europas gibt es gegenwärtig keine andre Aufgabe, als eine zielbewußte Vorbeugungsaktion gegen den Krieg, der sich vor ihren Augen vorbereitet, ohne daß sie ihn sieht. Solche Aktion wäre die entscheidende Probe ihrer Macht, ihrer Entschlossenheit, ihrer Organisation, ihrer Lebensfähigkeit. Noch ist es wahrscheinlich nicht spät, zu handeln. Aber jeder neue Tag der Versäumnis macht die Gefahr unabwendbarer.

# Erster Hahnenschrei in Italien von Max Tann

Rom, Mitte Mai 1923

Schneller, als zu erwarten war, zeigen sich die ersten Schwierigkeiten der fascistischen Diktatur. Die Feiern und Feste, die alle Augenblicke stattfinden, genügen eben doch nicht, um eine sehr politisch empfindende Bevölkerung auf die Dauer von den entscheidenden Vorgängen des öffentlichen Lebens abzulenken. Es gibt bereits eine Menge Anzeichen, daß der Fascismus seinen Höhepunkt überschritten hat; aber man muß sich selbstverständlich hüten, sie zu überschätzen. In der Kammer, die soeben zusammengetreten ist, wird die Opposition vermutlich noch keine ernsthaften Angriffe unternehmen, und auch im Lande halten sich Führer wie Parteien nach wie vor sorgsam zurück. Aber die Anzeichen sind da.

Einige Aufmerksamkeit erregte die Eröffnung des lombardischen Provinziallandtages, dessen Vorsitzender Giolitti bei diesen Gelegenheiten eine allgemeinpolitische Rede zu halten pflegt. Der „alte Fuchs“ hat diesmal seine große Rede nicht gehalten, und diese Unterlassung bekam umso mehr das Gesicht einer Demonstration, als er den neuernannten fascistischen Präfekten, der der Sitzung beiwohnte, mit keinem Wort erwähnte. Bei der ungeheuern Autorität Giolittis hat dieses Schweigen größere Bedeutung als eine ausweichende banale Rede.

Die großen Zeitungen, die sich eine eigne Meinung bewahrt haben, demonstrieren dagegen nicht mehr nur mit Schweigen. Der ‚Mondo‘, die ‚Stampa‘, der ‚Corriere della sera‘ schlagen gelegentlich schon einen recht scharfen Ton an, und die Blätter der Popolari machen kein Hehl mehr aus ihrer Mißbilligung der mussolinianischen Gewaltherrschaft. Der letzte Anlaß, der ziemlich heftige Polemiken hervorgerufen hat, ist vielleicht nicht besonders wichtig; aber er ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Der Exgeneralissimus Cadorna hat sich nämlich in einem Artikel gegen Foch gewandt, der für sich den Ruhm in Anspruch nimmt, durch seine Ratschläge die Piave-Schlacht zum Stehen gebracht zu haben, und in einigen Kreisen ist darauf der Plan aufgetaucht, dem General durch eine größere Manifestation ihre Zustimmung auszudrücken. Die Regierung hat aufgefordert, derartige Kundgebungen zu unterlassen, da mit dem Namen Cadorna für einen Teil des italienischen Volkes die Niederlage von Caporetto verknüpft sei. Cadorna ist allerdings nicht Fascist, und, wenn man in Betracht zieht, daß der Kriegsminister des Kabinetts sein Nachfolger im Armeeoberkommando General Diaz ist, erhält diese Einmischung der Regierung einen recht übeln persönlichen Charakter.

Die Opposition gegen den Fascismus hat in Sizilien sogar bereits zu Straßendemonstrationen geführt, in deren Verlauf es durch das Eingreifen der nationalen Miliz zu Blutvergießen gekommen ist. Ich habe hier früher darauf hingewiesen, wie grade in Sizilien der Boden für eine antifascistische Bewegung gegeben ist, sowohl des besonders starken Partikularismus wie des anarchischen Charakters der Bevölkerung wegen. Sicherlich haben auch die Maffia und die Freimaurerei, die einzigen Autoritäten

auf der Insel, ihre Hand im Spiel. Die Demonstrationen sind von einer neuen Partei ausgegangen, über deren Ziele Niemand Näheres weiß. Gewiß ist nur so viel, daß sie in erster Linie aus Eisenbahnern besteht, und daß sie über eine Geheimorganisation verfügt, deren Leitung sich angeblich in Rom befindet. Sie nennen sich Soldini, nach der volkstümlichen Bezeichnung des Fünfcentesimi-Stückes, das sie mit dem Bild des Königs nach oben als Abzeichen tragen. In Messina und Catania und in bescheidenem Umfang auch in Palermo haben Trupps ihrer Anhänger unter dem Ruf: „Es lebe der König! Nieder mit dem Fascismus!“ die Straßen durchzogen, und trotz vielen Verhaftungen dauern zur Zeit diese Kundgebungen noch an. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt sichs dabei nicht um eine einheitliche Bewegung, und auch das Bekenntnis zur Monachie ist wohl nur eine Deckung zur Betonung der Legalität. Aber ob die Soldini nun Monarchisten oder Demokraten, Sozialisten oder Kommunisten, Freimaurer oder Separatisten oder von allem etwas sind: in jedem Falle sind sie Antifascisten, und sie geben damit die Stimmung eines bedeutenden Teiles der sizilianischen Bevölkerung wieder. Die Maßnahmen der Regierung haben denn auch bisher so gut wie gar keinen Erfolg gehabt.

Noch ernster sind die Zwistigkeiten, die in den Reihen der fascistischen Partei selbst ausgebrochen sind, und die man getrost als Krise bezeichnen kann. Die Gewerkschaft der Eisenbahner hat lebhaft gegen den Verkauf der Eisenbahnen an die private Hand protestiert, und die Regierung hat deshalb die Sache vorläufig aufgeschoben, obgleich eine Anzahl Verträge schon perfekt war. Im Allgemeinen jedoch haben die Gegensätze im fascistischen Lager weniger sachliche als persönliche Gründe. Es zeigt sich einfach, daß Italiener Italiener bleiben, auch wenn sie schwarze Hemden tragen, das heißt: daß sie viel zu freiheitsgewohnt und individuell sind, um eine Oligarchie, die sich nicht einmal durch besondere Fähigkeiten auszeichnet, zu ertragen. Beinahe täglich finden politische Duelle zwischen Führern des Fascismus statt, in Rom hat eine Abteilung von Unzufriedenen ein paar Stunden die Parteileitung besetzt gehalten, aus der sie erst mit Hilfe der Gendarmerie vertrieben wurden, Massenaustritte und Massenausschließungen sind an der Tagesordnung, und sogar zwei Abgeordnete haben die Partei verlassen müssen.

Die Regierung hat indessen ihr wankendes Prestige durch einen großen Bluff zu befestigen versucht. Der Schatzminister hat in einer großen Rede mit Applomb erklärt, daß die von ihm gemachten Ersparnisse sich auf 2,5 Milliarden Lire belaufen. Diese Rede wurde mit Bedacht in der mailänder Scala und nicht in der Kammer gehalten, die achtundvierzig Stunden später zusammentrat und sich zur Stunde mit dem seit dem Sommer 1921 geltenden Zolltarif beschäftigt. So sind die Zahlen des Ministers in die Oeffentlichkeit gegangen, und die Kritik kommt in jedem Fall erst hinterher. Aber das Kabinett scheint die Dauer der Täuschung doch überschätzt zu haben. Es gibt immerhin eine ganze Menge Leute, die rasch begriffen haben, daß das Defizit von den 4 Milliarden, die für Zinsen an Amerika und England

gezahlt werden mußten, überhaupt keine Notiz nimmt, und daß 1,5 Milliarden „Ersparnisse" einfach in dem Kontrahieren neuer Schulden bestehen. Und auch die Rest-Milliarde wird von allen Kompetenten mit zweifelnden Blicken angesehen; vielfach werden die angeführten Zahlen, besonders in den Etats für Heer, Miliz und Eisenbahnen, überhaupt nicht geglaubt. Aber selbst wenn die fascistische Regierung im nächsten Etatsjahr die vorgesehenen Einschränkungen durchführen sollte, weiß die Bevölkerung recht gut, auf wessen Kosten sie gemacht werden: nämlich nicht durch neue Steuern oder irgendwelche Maßnahmen zu Lasten der Besitzenden, sondern ausschließlich zu Lasten der Beamten, von denen tausende entlassen und deren Gehälter trotz der anhaltenden Teuerung herabgesetzt sind, ohne daß die Regierung sich um die erworbenen Rechte kümmert.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß infolge all dieser Umstände die Regierung rascher, als in ihrem Plan lag, zu Wahlen schreiten wird. In den letzten Tagen wird wieder viel davon gesprochen, daß die Aenderung des Wahlgesetzes der Kammer noch in diesem Sommer vorgelegt werden soll, und die Wahlen würden dann schon im November oder spätestens im Frühjahr stattfinden. Wie sich allerdings das neue Wahlgesetz gestalten, und ob den Fascisten gelingen wird, eine Mehrheit dafür zu finden, weiß kein Mensch. In keinem Fall wäre die baldige Ausschreibung von Neuwahlen ein Zeichen der Stärke. Auch die Regierung scheint zu fühlen, daß die Flitterwochen, in denen man sich nichts Böses sagt, vorüber sind, und sie legt natürlich Wert darauf, sich eine sichere Mehrheit zu schaffen, solange ihre Macht noch im Wesentlichen unberührt ist. Denn so symptomatisch auch die mitgeteilten Tatsachen sind — noch ist nicht Morgen. Aber der Hahn hat zum ersten Mal gekräht.

---

## Der Hamburger Kongreß von Eugen Lanz

Ungarn — Italien — Bayern; Fascismus — Stinnes — Völkerbund; Ruhrkrieg — neue russische Wirtschaftspolitik . . . und doch: vielleicht beleuchtet keiner dieser Faktoren und nicht einmal sie alle zusammen so blitzartig die tiefste Tragik des internationalen Sozialismus, der ganzen revolutionären Arbeiterbewegung wie der Kongreß in Hamburg. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, durch die Wiederaufrichtung der Arbeiterinternationale einen neuen, siegreichen Abschnitt der sozialistischen Bewegung einzuleiten, und seine Verhandlungen machten nur Eines besonders schmerzlich offenbar: wie schrecklich der Krieg, wie furchtbar die letzten Jahre das so stolze Gebäude des internationalen Sozialismus verwüstet haben. Kindisch, sich an schönen Worten und großen Gesten zu berauschen, nur allzu billig, zu Spott oder bitterm Sarkasmus seine Zuflucht zu nehmen. Denn trotz alledem: Von der Entwicklung dieser neuen Internationale hängt nicht nur das Schicksal der sozialistischen Parteien, nicht der Arbeiter allein, sondern der ganzen Menschheit ab. Und da gibt es Keinen, in welchem Lager er auch stehen mag, der nicht die Pflicht hätte, sich über Das, was in Hamburg geschah, mit größter Gewissenhaftigkeit Rechenschaft abzulegen.

*

Der Hamburger Kongreß bezeichnet den vorläufigen Abschluß des offenen revolutionären Kampfes der letzten fünf Iahre. Die Auflösung der sogenannten 2½. Internationale, der „Wiener Arbeitsgemeinschaft“, die den Auftakt zum eigentlichen Kongreß bildete, dokumentiert diese Liquidation besonders deutlich: Die Führer der linksozialitischen Parteien halten die Periode der akuten revolutionären Bewegungen bis auf weiteres für abgeschlossen und wollen durch die Vereinigung mit den großen Massen des in der 2. Internationale organisierten Proletariats wenigstens die reaktionären Gewalten eindämmen, indem sie sich auf die Hauptstützpunkte des bisher eroberten Geländes zurückziehen. Und deshalb kämpfte die Opposition unter Führung des Deutschen Ledebour und der russischen Sozialrevolutionäre von vorn herein auf verlorenem Posten. Vergeblich wandte der greise, ewig junge Ledebour sein ganzes Temperament auf, vergeblich verschoß der Russe Steinberg, der ehemalige russische Volkskommissar für Justizwesen, die scharfen Pfeile seiner doktrinären Dialektik: sie konnten die Majorität, die Majorität konnte sie nicht überzeugen, weil sie getrennt waren durch eine grundsätzlich verschiedene Auffassung der gegenwärtigen weltpolitischen Lage. So sprachen sie eigentlich an einander vorbei: die Opposition, die aus der Auffassung, daß die weltpolitische Situation akut revolutionär sei, die Forderung nach einer gesonderten revolutionären internationalen Organisation, die Mehrheit, die aus ihrer Auffassung, daß bis auf weiteres nicht mit entscheidenden revolutionären Aktionen zu rechnen sei, die entgegengesetzten Forderungen ableitete. So wogte der hitzige Kampf unentschieden hin und her, während beide Teile doch vermieden, auf den Kernpunkt der ganzen Frage einzugehen. Da sollten die Bolschewiki die Schuld an dem siegreichen Vormarsch der Reaktion haben, da wurden organisatorische, dort taktische Maßnahmen empfohlen, wo es doch das Eingeständnis galt, daß die politischen, die materiellen Niederlagen der Arbeiterklasse letzten Endes nur in einer schweren Krise der sozialistischen Strategie ihre Ursache haben.

*

Das wurde auch aus den Reden auf dem Einigungskongreß offenbar. Den Höhepunkt der Tagung bildete unstreitig die Rede des Oesterreichers Otto Bauer. Dieser gewiß bedeutendste Kopf der Internationale bot eine meisterhafte Analyse der gegenwärtigen politischen Lage und legte in einer ebenso klugen wie schön gebauten Rede die Wurzeln und Triebkräfte der europäischen Reaktion bloß. Der Aufgabe, aus dieser Analyse die entsprechenen Schlüsse zu ziehen, die Mittel zur Ueberwindung dieser konterrevolutionären Gefahren zu zeigen, entledigte er sich mit einem, ihm selbst gewiß am meisten ungenügend erscheinenden, Appell zur — Einigkeit.

*

Und hier scheint das Kernproblem zu liegen. Ein Blick in das Parkett: da saßen nicht nur die Vertreter sozialistischer Arbeiterparteien, nicht nur Parteisekretäre, Gewerkschaftsführer, Journalisten und Arbeiter — da saßen Minister, Präsidenten und hohe Regierungsmitglieder von heute, gestern und morgen. Da saß der Belgier Vandervelde und der Deutsche Hermann Müller, da sah man den massigen Kopf Brantings und die Diplomatenfigur des oesterreichischen Präsidenten Seitz. Da saßen neben fanatischen „Advokaten der Revolution“ behäbige Kleinbürger und — gewiß sehr tüchtige und brave — Philister,

die mit nur schlecht verhehltem Mißvergnügen auf diese romantischen Revoluzzer in ihren Reihen blickten. Und sie alle sollen nun in einer einigen großen internationalen Parteiorganisation zusammenwirken, sich nicht nur verständigen über irgendwelche fernen Ziele, sondern über gemeinsame Aktionen, gemeinsamen Kampf. Es wurde Vieles und Schönes über die Einigung gesagt, und nichts verkehrter, als dieses leidenschaftliche Bekenntnis zur internationalen Solidarität nicht ernst zu nehmen, oder die subjektive Ehrlichkeit des einen oder des andern Führers zu verdächtigen. Aber: werden diese tschechoslowakischen Sozialdemokraten, werden die Polen, die heute die Mitverantwortung für die Gschicke ihrer Nation, für die bürgerliche Regierungspolitik ihres Landes tragen, überhaupt die Kraft haben, aus — nun: aus ihrer eignen Haut herauszufahren?

*

Nicht, als ob diese Einigung zu Unrecht vollzogen wurde. In der so furchtbar verfahrenen Situation, in der sich heute die sozialistische Arbeiterbewegung befindet, in dieser so äußerst kritischen Zeit, gab es gewiß keinen andern Ausweg mehr; aber da hätte wenigstens der Versuch unternommen werden müssen, die leere Form einer mystischen Einigung mit dem blutvollen Sinn einer einheitlichen Kampfgemeinschaft zu erfüllen. Nicht einmal dieser Versuch wurde unternommen. Der schwarze Tag des August 1914 darf sich nicht wiederholen, erklärte Friedrich Adler unter stürmischem Jubel des Kongresses. Wie das verhindern? Indem man die Diskussion über das Problem der Landesverteidigung, der Teilnahme der Sozialisten an Koalitionsregierungen — bis auf weiteres vertagt und sich darauf beschränkt, zu erklären, daß sozialdemokratische Minister nicht Mitglieder der Exekutive der Internationale sein dürfen. So konnte es kommen, daß man in allen Zungen der Welt das Selbe sprach und — ganz Verschiedenes meinte. So bewegten sich die theoretischen Diskussionen auf dem Kongreß und in den Kommissionen auf einem Niveau, das unter dem der letzten Vorkriegskongresse lag. So — wird es nicht weitergehen können.

*

Ein Lichtblick: die Engländer. Wie hat man ehedem die englische Partei belächelt und auf sie ob ihrer theoretischen Unreife herabgesehen! Doch heute bietet die deutsche Sozialdemokratie, einst der Stolz der Internationale, ein recht ungünstiges Bild neben der Labour Party. Die Engländer im Saal sind großenteils keine Marxisten, sind herzlich schlecht beschlagen in den Theorien und Programmen des Sozialismus — aber sie sind, sehr zum Unterschied von den Deutschen, Politiker, die sich weniger von nicht oder schlecht verstandenen Theorien als von einem gesunden Klasseninstinkt leiten lassen. Die Schule des englischen Bürgertums, die sie durchschritten, verleugnet sich nicht in der Art, wie sie alle Probleme — und besonders das russische — frei von dem Ehrgeiz, theoretisch „Recht behalten zu haben“, nur im großen internationalen Rahmen sehen.

*

Die russische Frage hat auf dem Kongreß, selbstverständlich, eine wichtige Rolle gespielt. So verständlich sein mag, daß die sozialdemokratischen Führer nicht umhin können, ihrem Groll über die Verfolgungen und ewigen Angriffe der Bolschewiki Ausdruck zu geben, so

berechtigt die schärfste Kritik an der Spaltungstaktik der Kommunistischen Internationale und namentlich an dem gegenwärtigen Kurs der offiziellen Sowjet-Politik ist: die Rede des Menschewistenführers Abramovitsch war — kein Heldenstück. Sie war taktlos, da sie mit Rücksicht auf das Ultimatum Curzons in einem denkbar ungünstigen Augenblick gehalten wurde, sie war aber überdies flach und abwegig. Oder was soll man sagen, wenn man dies Hauptargument eines sozialistischen Theoretikers hört: eine demokratische Regierung in Rußland wäre die beste Gewähr gegen alle Bedrohungen durch den englischen Imperialismus! Als ob die Demokratie und das bewundernswert untadelige Verhalten der Arbeiter in Oesterreich auf die Herren vom Völkerbund besondern Eindruck machten und sie in ihren so lohnenden Ausplünderungsversuchen erschütterten! Dem ungeheuern Problemenkomplex der russischen Revolution wird man nicht gerecht, wenn man sich, wie es die menschewistischen oder sozialrevolutionären Emigranten tun, in die Toga des sozialistischen Priesters kleidet, der die russische Revolution wegen ihres abscheulichen Verbrechens, die heiligen Gesetze der marxistischen Lehrbücher verletzt zu haben, feierlich exorziert. Wobei wir die Frage ganz außer Acht lassen wollen, ob grade dieser Kongreß, dessen Teilnehmer zu zwei Dritteln aus Arbeiterführern der nähern Gefolgschaft Scheidemanns und Noskes bestehen, nicht besser daran getan hätte, auch ein wenig der Irrtümer, Fehler, Sünden in den eignen Reihen zu gedenken. Ist man aber schon gezwungen, den Mantel des brüderlichen Verständnisses und der gegenseitigen Duldsamkeit über die vergangenen Jahre zu breiten, um wenigstens den bescheidensten Anfang zu einer neuen internationalen Arbeitsgemeinschaft zu machen, so muß nach jeder Richtung hin mit dem gleichen Maße gemessen werden. Denn darüber gibt es keine Täuschung: Von einer wirklichen Arbeiterinternationale kann so lange nicht gesprochen werden, wie die Millionen der den kommunistischen Parteien Rußlands, Frankreichs, Deutschlands, der Tschechoslowakei folgenden Arbeiter verbittert abseits stehen. Diese zur freudigen und bewußten Mitarbeit heranzuziehen: das ist die größte, die schwerste und die wichtigste Aufgabe der neuen Internationale; die rückhaltlose Verständigung über die gleich und fernerhin gemeinsam zu unternehmenden Schritte das Mittel; die unumschränkte Wahrheit, die Entschlossenheit, frei Das auszusprechen, was ist, die Voraussetzung dazu. Nur so kann die „Internationale" der Tat entstehen. Nur so kann die Internationale der „Tat" entstehen — der einzigen, die der ganzen Menschheit den Frieden und den Aufstieg aus dem gräßlichen Irrsinn des Heute zu bringen vermöchte.

---

# Zu diesem Krieg von Eichendorff

Ein Soldat spricht:

Ein schöner Morgen! Stern und Feuer erlöschen.
Fern aus den Dörfern übers stille Feld
Kräh'n schon die Hähne rings, und Lerchen singen
In klarer Luft und wissen nichts vom Krieg.
Wie Heimweh fassen mich die alten Töne.
Krieg ist ein Meer von Blut und Langerweile.
Schämt' ich mich nicht, ich lief' in alle Welt.

# Bayern von Ernst Niekisch (Fortsetzung und Schluß)

9

Wie sollte sich Bayern nicht gegen die Republikschutzgesetzgebung sträuben! Es gibt so viele hochstehende Männer in Bayern, die Grund haben, den Staatsgerichtshof zu fürchten. Der Rattenschwanz reaktionärer Verbrechen bleibt ungesühnt nur dann, wenn in die bayrische Justiz- und Polizeihoheit nicht eingegriffen wird. Man ist ohne Bürgschaft, ob auch die Reichskriminalpolizei an unaufgeklärten Morden, unaufgelösten Mörderorganisationen, monarchistischen Verschwörungen, reichsverderblichen Vorbereitungen, unabgelieferten Waffen blind vorübergehen werde. Der bayrische Separatismus fürchtete, durch die Republikschutzgesetzgebung lahmgelegt zu werden. Für ihn war die Sachlage dermaßen kritisch, daß selbst vor offener Auflehnung gegen das Reich nicht zurückgeschreckt werden durfte.

Nach außen hin durfte man freilich die wahren Beweggründe des Widerstands nicht verraten. Oft erprobte jesuitische Falschmünzerkunst bewährte sich neuerdings. Bayern, so sagte man — das Bayern des Ausnahmezustandes gegen links, der himmelschreienden Klassenjustiz, der Volksgerichte —, Bayern widerstrebe aus Achtung vor den Grundsätzen der Demokratie und der Volksfreiheit. Bayern fühle sich berufen, für Demokratie und Volksfreiheit zu kämpfen.

Einigermaßen zögernd setzte Bayerns Auflehnung ein. Der Graf Lerchenfeld, der, seitdem er Kahrs Erbe angetreten hatte, aus unbestreitbar deutscher Gesinnung das Verhältnis zwischen Bayern und dem Reich zu bessern versucht hatte, ließ anfänglich erklären, die neue Republikschutzverordnung sei erträglicher und erheblich besser als die, welche nach Erzbergers Ermordung erlassen worden war. Waren aber schon bisher alle seine persönlich guten Absichten an den separatistischen Bestrebungen seiner Partei gescheitert, so vermochte er sich auch diesmal nicht durchzusetzen. Seine voreilige Zustimmung zu der Republikschutzverordnung mußte er in Abrede stellen; da er ein schwacher Mann war, unterwarf er sich den separatistischen Heißspornen und leitete sogar gegen bessere Ueberzeugung den unheilvollen Feldzug gegen das Reich. Er war nicht stark genug, den Entschluß zum Rücktritt zu fassen. Trotzdem konnte er das Mißtrauen, das seine Partei ihm in steigendem Maße entgegenbrachte, nicht mehr beseitigen; sein Sturz war seit dem Augenblick beschlossene Sache, wo er Geneigtheit bekundet hatte, Reichsrecht über Landesrecht zu stellen.

Die Bayrische Volkspartei war sich zuerst im Zweifel darüber, wie weit sie den Widerstand gegen den Willen des Reiches treiben dürfe. Da kam Hilfe von außen. Poincaré stürzte die Reichsregierung durch seine Androhungen von Zwangsmaßnahmen in furchtbarste Verlegenheiten. Die außenpolitischen Schwierigkeiten banden der Reichsregierung die Hände. Bayern konnte unbesorgt sein.

Die Bayrische Volkspartei überblickte die Möglichkeiten, die sich aus dieser Situation herausholen ließen. Die Volksleiden-

schaften wurden aufgepeitscht. Dr. Heim behauptete, gehorsame Unterwerfung unter die Republikschutzgesetze bedeute das Ende Bayerns. Finis Bavariae! erscholl es von allen Kanzeln. Die Geheimorganisationen machten mobil. An den Grenzen Thüringens und Sachsens wurde für Quartiere vorgesorgt. Abordnungen aus dem bayrischen Oberland eilten nach München; sie erboten sich, bewaffnet gegen Berlin zu ziehen; die aufsässige Arbeiterschaft sollte durch die Proklamation des Lieferstreiks zur Botmäßigkeit gebracht werden. Große Straßenkundgebungen erzeugten das notwendige Getöse; außerhalb warb man für Geld Kreaturen, die nach München reisten, die Straße füllten und lautes Geschrei erhoben. Die Presse schrieb giftiger, reichsfeindlicher denn je.

Nun konnte man aus der Defensive zur Offensive übergehen. Zuerst hatte man die Republikschutzgesetze abwehren wollen. Jetzt schien die Gelegenheit günstig, Teile des separatistischen Programms zu verwirklichen. Man proklamierte: der föderalistische Aufbau des Reiches müsse gegen „blöde, mechanistische Unitarisierungsbestrebungen sichergestellt werden". Anfänglich hatte man sich angemaßt, Vorkämpfer der echten Demokratie zu sein. Von nun an spielte man die Rolle des Vorkämpfers für die Rechte der deutschen Länder.

Die Reichsregierung fühlte sich schwach. Sie glaubte sich nicht fähig zu kraftvollem Handeln und schlug Verhandlungen vor.

Bayern triumphierte. Nun war anerkannt, daß Reichsgesetze nicht ohne weiteres in Bayern rechtskräftig sind, selbst wenn sie mit Zweidrittelmehrheit zustandegekommen waren. Ihre Rechtsverbindlichkeit hängt ab von einer ausdrücklichen Zustimmungserklärung Bayerns. Niemand kann mehr bestreiten, daß das Reich ein Bundesstaat ist, entstanden durch Verträge einzelner Staaten — die man gegebenenfalls auch einmal kündigen kann. Die Reichsregierung ließ sich ja sogar auch noch bewegen, ausdrücklich — entgegen dem Geist und der wahren Absicht der Weimarer Verfassung — den bundesstaatlichen Charakter des Reiches festzustellen.

In der Tatsache allein, daß Verhandlungen mit Bayern geführt und der bundesstaatliche Charakter des Reiches durch die Reichsregierung anerkannt wurde, liegt das Verhängnisvolle des berliner Protokolls. Bayern hat hier erreicht, daß das Reichsgefüge gelockert, daß der erste Punkt des Bamberger Programms erfüllt wurde. Alle übrigen Einzelzugeständnisse der berliner Vereinbarung sind hiergegen von unwesentlicher Bedeutung.

Darum fand sich Bayern mit dem Protokoll ab und traf Anstalten, die hochgehenden Wogen der Volksseele, die gemäß einer ausdrücklichen Anweisung an die Pfarrvorstände zum Kochen gebracht worden war, wieder zu besänftigen. Dabei fühlten sich die bayrischen Verfassungsfeinde ihrer Sache dergestalt sicher, daß sie ganz offen aussprachen, es handle sich nur um einen Waffenstillstand, der mit dem Reich aus Zweckmäßigkeitsgründen abgeschlossen worden sei.

Bayern hat sich in seinem Streit mit dem Reich eine Plattform ertrotzt, von der aus es unter günstigen Bedingungen jeder-

zeit wieder den Kampf für seine separatistischen Ziele aufzunehmen vermag. Der Spalt im Reichsbau klafft; Bayern wird zu sorgen wissen, daß er Schritt um Schritt erweitert werde. Bayern hat dabei noch den Vorteil, daß das Reich in Erinnerung an den Ausgang dieses jüngsten Konflikts eingeschüchtert ist und von vorn herein kaum noch reichsstärkende Maßregeln ergreifen wird, von denen anzunehmen ist, daß sie den bayrischen Widerspruch hervorrufen werden.

Der münchner Hindenburg-Rummel von Ende August 1922, der zu einer großen Kundgebung für Rupprecht Wittelsbach ausartete, und an dem die bayrischen Minister mitwirkten, war eine Veranstaltung, die den Feldzug gegen das Reich wirksam abschloß und nach allen Seiten hin dartun wollte, daß Bayern sich keinesfalls als den Besiegten der deutschen Republik empfinde. Alle Separatisten marschierten mit ihren nationalistischen Verbündeten auf; indem sie patriotische Lieder sangen, bramarbasierende Reden hielten und anhörten, Republikaner im Zeichen der schwarzweißroten Flagge verprügelten, in alkoholgesättigter Begeisterung durch die Straßen lärmten, schmeichelten sie ihrem Selbstgefühl und genossen die Wonne, vor sich selbst als siegfriedhafte Helden zu erscheinen. Die Drahtzieher und die Kundigen schürten das nationalistische Feuer; Hindenburgs Anwesenheit mußte alle naiven Gemüter Deutschlands davon überzeugen, daß der bayrische Reichsverrat eben doch kein Reichsverrat, sondern eine gewaltige nationale Tat gewesen sei. Und schließlich lag in der Feier eine nicht zu mißverstehende Drohung gegen das Reich: Wir Bayern sind nicht klein zu kriegen; hütet euch vor uns — sonst schicken wir euch die Götter des teutschen Olymps, Hindenburg und Ludendorff, auf den Hals. Für uns ist sogar Hindenburg — wer aber ist für euch, Ihr republikanischen berliner Schächer?

Auf dem münchner Katholikentage, der sich ungefähr zur selben Zeit abspielte, gab der Kardinalerzbischof Faulhaber dieser übermütigen Verhöhnung des Reiches und dreisten Kampfansage an die Republik den kirchlichen Segen. Indem der streitbare Kardinal erklärte, die Revolution sei Meineid und Hochverrat gewesen, wollte er vor dem frommen katholischen Bayernvolk Ebert und seinen Genossen an der „Futterkrippe“ das Kainszeichen auf die Stirne drücken.

10

Auch die fränkischen Kreise werden von der Bayrischen Volkspartei beherrscht; irgendwelche Hoffnungen auf die Reichstreue Frankens ruhen auf ebenso schwankem Grund wie die Auffassung, daß die bayrischen Demokraten und Sozialdemokraten noch ein halbwegs beachteter Machtfaktor seien. Die separistische Bayrische Volkspartei bestimmt uneingeschränkt die bayrische Regierungspolitik. Das Ziel dieser Politik ist klar: es ist, gemäß dem Bamberger Programm, die Auflösung des Reichs. Mit unheimlicher Zähigkeit schreitet diese bayrische Politik von Erfolg zu Erfolg. Das Reich wagt nicht mehr, seiner Autorität innerhalb der bayrischen Grenzen Geltung zu ver-

schaffen. Es unternimmt nichts gegen die verfassungswidrigen Volksgerichte; es duldet die unerhörten bayrischen Justizskandale; es erträgt stillschweigend die Förderung der Hitlerei durch bayrische Behörden; es läßt Heims Landesverrat ungesühnt; es hebt nicht die empörende Ausnahmeverordnung auf, mittels deren Bayern die Republikschutzgesetzgebung umgeht und den Staatsgerichtshof in Zukunft für Bayern ausschaltet. Bei dieser Schwäche des Reichs schwillt das bayrische Selbstgefühl. Bayern glaubt, nicht einmal mehr den Schein wahren zu müssen. Die Fahne der Republik wird in München verhöhnt, in den Kot getreten; bayrische Minister beteiligen sich ostentativ an Geburtstagsfeiern des „Kronprinzen". Mit dem Ausdruck unverhohlener Verachtung lehnte Bayern ab, das Gedächtnis der Männer von 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt zu ehren; ihm liegt die Erinnerung an den Wittelsbacher Maximilian II. näher, dem ein starkes Reich widerwärtig war, und der sich 1848 französische Hilfe gegen die Paulskirchenmänner erbettelte. Ganz im Gegensatz zu dem Geist von Frankfurt und Weimar erstrebt Bayern einen Staatspräsidenten, dem die Aufgabe zugedacht ist, sowohl Widerpart des Reichspräsidenten wie Platzhalter Rupprecht Wittelsbachs zu sein. Es wehrt sich gegen das Aufkommen einer republikanischen Tradition; ihm liegt im Sinne, ähnlich wie es in Ungarn geschieht, die monarchistische Ueberlieferung zu pflegen. Der Ruhrkonflikt ist Bayern nur eine Gelegenheit mehr, unter Ausnutzung der Notlage des Reiches verhängnisvolle Pläne vorwärtszubringen. Die Reichsregierung wird von München aus gedrängt, törichte Noten zu schreiben und in wahnwitzigem Starrsinn zu beharren; man ist dabei an der Isar klug genug, um zu wissen, daß eine ungeschickte Außenpolitik dem Reiche gesteigerte wirtschaftliche Schädigungen, moralische Niederlagen und neue Verluste des politischen Ansehens zufügen wird. Diese Folgen will man in Bayern; sie lockern das Reich auf und zersetzen sein Gefüge. Nur wenn dieser Reichsauflösungsprozeß fortschreitet, kommt es dazu, daß Bayern restlos den Bayern gehören wird.

Noch scheuten sich bisher Reichsregierung und Reichstag, diesen Dingen ins Gesicht zu sehen. Immer wieder wich das Reich vor den unerträglichsten bayrischen Anmaßungen zurück, nur um Bayern bei guter Laune und bei der Stange zu halten. Damit kam das Reich in die unerquickliche Lage des Liebhabers, der seiner Geliebten zum Ekel ward und vergebens hofft, durch schwächliche Nachsicht und würdelose Selbstwegwerfung sie zu rühren und wiederzugewinnen.

Die Einheit des Reiches und die „Staatspersönlichkeit" Bayerns können neben einander nicht lange mehr bestehen. Entweder geht das Reich zugrunde oder — die „Staatspersönlichkeit" Bayerns. Für jeden Deutschen und Republikaner kann da die Wahl nicht schwer sein. Der Separatismus wird dreist, wo ihm des Reiches Geduld begegnet; er wird kleinmütig, wo er auf den Beweis der Kraft stößt. Die Einheit des Reiches ist zu retten, wenn Bayern spürt, daß das Reich noch kraftvoll zuzupacken versteht.

# Die Verstümmelten von Berthold Viertel

Hermann Ungars Erstling: ‚Knaben und Mörder‘ hat auf die Herzen der Zeitgenossen einen Druck ausgeübt, der manch schmerzlichen Anerkennungsschrei entlockte. Das zweite Buch des Autors, der Roman: ‚Die Verstümmelten‘ (den ich als Manuscript und deshalb vollständiger als die Leser des Buches kennen lernen durfte), hatte es schwer, zu erscheinen. Er zog Verleger elektrisch an und stieß sie mit versengter Empfindlichkeit wieder ab. Von Anfang an interessierte und erschreckte das ungemilderte Wesen dieses Werkes in unerlaubter Weise. Leser, die nach dem Manuscript griffen, fühlten sich gepackt und nicht eher wieder losgelassen, als bis sie eine neue Art von Gedankensünde begangen hatten. Ein peinlich Peinigendes war abzuschütteln und mußte doch in Welt und Zukunft. Deshalb fand sich auch schließlich der Verleger (Ernst Rowohlt), der das Wagnis zu leisten hatte. Das Buch erschien und hatte sofort die Kraft, die Waschzettelhaftigkeit dieser Epoche zum Schweigen zu bringen. Der Nachruhm, der heute vor der Empfängnis eines künstlerischen Lebewesens einzusetzen pflegt, blieb hier hartnäckig Wochen und Monate nach dem Erschienensein aus. Für die Verstummten und für die Verstimmten müssen aber mit Recht die ‚Verstümmelten‘ verantwortlich gemacht werden. Ein abscheuliches Buch! Nicht, daß die Greuel Leibes und der Seele, die es berichtet, sonst von der Generation verschwiegen worden wären: nur daß hier, von allem Stilschmuck entblößt, eine besonders schmerzhafte Art von „nüchtern“ und „sachlich“ den Leidensgehalt unabweisbar macht. Gegenständlicher als vor den beneidenswerten Abstraktionen des Expressionismus ist hier die Häßlichkeit der Welt geworden, weil die Dinge nicht erst vorsorglich „gestimmt“ werden wie Instrumente, die in einem Orchester spielen sollen. Die Dinge haben ihre Atmosphäre in sich hineingefressen, damit sie nicht als Milderung zwischen ihnen weben könne. Gestalten, die nicht Vegetation sind und die Kuhdungwärme der Erde entbehren müssen, weil sie aus einem sich jedes Blühen verbietenden Nihilismus wachsen (immerhin aus einem Absoluten also), werfen nicht einmal Schatten, wie weiland Schlemihl. Nur in Licht und Schatten zu malen, wäre immerhin für unsre literarische Gewohnheit die stilistische Begütigung einer Schwarz-Weiß-Kunst. Auch der abstrakteste Schatten ins Metaphysische hinüber beruhigt noch die Gespensterfurcht der erwachsenen Kinder vor jener entsetzlichsten erfrorenen Gegenständlichkeit, die genannt werden soll: Einsamkeit ohne Hoffnung. Hier setzt sich das Psychologische und das Physiologische, das Handgreiflich-Reale und das Metaphysische gleichermaßen in den trockensten Bericht einer Sprache um, von der man nicht weiß, ob sie aus Fieber oder aus Erfrorensein so nüchtern ist. Daher kommt es, daß, was dem Einen als zu abgeschmackt und überholt im naturalistischen Sinne erscheinen mag, den Andern unnatürlich und gewiß nicht lebenswahr anmuten muß. Das Buch bringt seine eigne Art von Nacktheit mit, die weit weniger erträglich ist als die natürliche Nackt-

heit der hautumkleideten Geschöpfe; sie ist verwandt der Nacktheit, wie sie George Grosz in seiner neuen Mappe ‚Ecce homo' unter den Kleidern phosphoreszieren macht — eine an den Beinen und am Geschlecht sichtbare Unsittlichkeit der Seele (denn an die George-Grosz-Gesichter könnten wir uns inzwischen bis zur Abhärtung gewöhnt haben). In verwandter Weise legt die apokalyptische Satire eines George Grosz den Geschlechtsteil der Zeit als das phantastisch-reale Gesicht der Menschheit bloß! Vor so radizierter Tatsächlichkeit möchte man, nach Innen gerissen, einen Schrei der Gewissensangst tun: Jeder Mensch seine eigne Deformation! So geht es schließlich nach allen aktivistischen und andern sentimentalischen Fluchtversuchen in dieser Zeit ekelhaft lapidar zu, wenn ein Künstler sich gegen- und gemeinverständlich machen will. Aehnlich dräuten vor zwei Jahren in Dresden von dem monströsen Monstrebilde ‚Die Barrikade' des Malers Dix die angeklebten Requisiten herab und erschlugen nicht nur die Zuschauer, sondern ringsum die Ordnung der Expressionisten, deren Grundrisse sich plötzlich mit brutal-monumentalen Handgreiflichkeiten erfüllten. Es war kein Bild: es war eine Katastrophe. In Katastrophen dichtet auch Hermann Ungar.

So hat mich nicht gewundert, daß der erste ernsthafte Kritiker dieses Buches: Otto Flake (in Nummer 18 der ‚Welbühne') durch ‚Die Verstümmelten' einen goldenen Schnitt zu legen versuchte, der aber — und das ist das besondere Maß der Ungarschen Maßlosigkeit — nur wieder Verstümmelte ergeben konnte. Jeder Satz, der rechts und links übrig bliebe, wäre doch wieder nur der Krüppel Falta, der an Gift und Eiter zunimmt, je mehr Glieder man ihm vom Torso schneidet; wäre wieder nur das Opfer unsrer Verdrängungen, der Heilige Polzer, der zu lechzen scheint nach dem Glück des Messers, das ihn erledigte, und nach unsrer Schuld, sich von ihr vergewaltigen zu lassen; oder der Samariter, der zugleich der Schlächter ist. Alles und Jedes furchtbares Symbol einer Zeit, die den Krieg überlebt hat und nun dazu verdammt scheint, das unauffindbare Zwischenglied zwischen Christus und seinen Henkern zu suchen. Gar eine „Frau Porges", üppige fleischfressende Pflanze, zuchtlos wucherndes Organ, wird absurd vor der Selbstzucht eines kühlenden Intellekts. Das Buch verträgt eben die Stubenluft nicht, in der ein feiner Gelehrter der Schriftstellerei sich europäisch abklärt. Die „Utopie der Gemeinheit", als welche Otto Flake von seinem vornehmern Standpunkt aus ‚Die Verstümmelten' richtig wahrgenommen hat, verfügt über eine ihm unglaubliche Glaubwürdigkeit, zu der man sich in ebenso unvornehmer Weise bekennen muß wie zu den Blättern des George Grosz. Wer hier den ersten Stein wirft, indem er für unwahrscheinlich erklärt, was sich unter den zeitgenössischen Kleidern begibt, muß schon sehr hoch werfen, um sich nicht selbst zu treffen. Flake tut es mit den Worten: „Es stehen erotische Grobheiten in dem Roman, die nicht dem Leben abgelauscht sind, sondern Zwangsvorstellungen des Dichters selbst entspringen." Flake „sagt sie ungern", und ich wiederhole sie ungern. Seine Kritik zeugte von ungewöhnlicher intellektueller Sauberkeit, Her-

mann Ungars Buch aber ist nur ein gottverlassenes Ecce homo. Käme nichts darin vor als die wahrhaft großartige Szene, in der ein Geschlechtshöriger sich ein Ungetüm von Weibtier christlich angelobt, indem er es zur Beichte zwingt: es müßte das Verständnis der Menschen für eine so armselige Glorie im Herzen geöffnet, im Verstande verriegelt werden.

---

# T. U. und Dammert von Fritz Wolter

Um die Mißverständnisse zu beseitigen, die vielleicht aus dem komprimierten Bericht über die schwerindustriellen Korrespondenzbüros in meinem Aufsatz: ‚Die Korrumpierung der Presse‘ (Nummer 21 der ‚Weltbühne‘) entstehen konnten, sei hier in extenso die Gründungsgeschichte der ‚Telegraphen-Union‘ erzählt.

Im Juli 1913 schlossen sich die beiden Korrespondenzbüros ‚Deutscher Telegraph‘ und ‚Preßzentrale‘ unter der Firma ‚Telegraphen-Union‘ zusammen. Der ‚Deutsche Telegraph‘ war eine noch junge, mit Familienkapital arbeitende Gründung Dr. Rudolf Dammerts. Die Preßzentrale war von Alexander Moszkowski gegründet worden. Die Geldleute, die dahinter standen, waren: der Schwiegersohn Carl Fürstenbergs, Henoch, der Graf Oppersdorf, Podbielski und ein Russe namens Morsino, ein äußerst betriebsamer Herr, den der rührige „Pod“ gern bei Geschäften benutzte, von denen die Oeffentlichkeit besser nichts erfuhr. Die Kapitalien, um die es sich bei dem ganzen Unternehmen handelte, waren nicht grade riesenhaft: Podbielski selbst hatte 5000 Mark eingelegt. Zu diesen beiden Korrespondenzen kam weiterhin das ‚Telegraphenbüro Herold‘ in Frankfurt am Main, das sich vornehmlich damit beschäftigte, die ‚Frankfurter Zeitung‘ weiter zu verarbeiten, und im Dezember 1913 das alte ‚Hirschsche Telegraphen-Büro‘, das sich seit fünfzig Jahren recht gut vom Ausschneiden der berliner Blätter nährte und besonders Börsenberichte herausgab. Diese vier Korrespondenzen sind der Grundstock der Hugenbergschen T. U. Die Eroberung durch die Hugenberg-Gruppe vollzog sich nicht offen, sondern als Aufkäufer der Schwerindustrie trat ein kleiner Verlag in Westend auf, der nach und nach die Majorität der Geschäftsanteile erwarb. Der Mittelsmann für die Schwerindustrie war der Legationsrat von Schwerin, ein Mitinhaber des Hirsch-Büros. Die T. U. hat sich dann im Lauf der Zeit mit einem ganzen Ring von Korrespondenzen umgeben, wie dem ‚Parlamentsdienst‘, dem ‚Deutschen Handelsdienst‘, den ‚Kulturbeiträgen‘, dem ‚Aufbau‘, dem ‚Berliner Dienst‘, dem ‚Kommunalen Leben‘.

Seine größte Eroberung war der Aufkauf der ‚Dammert G. m. b. H.‘ — die Firma heißt noch jetzt ‚Telegraphen Union und Dammert Verlag G. m. b. H.‘ — im Frühjahr 1921. Die ‚Dammert G. m. b. H.‘ war zehn Jahre vorher auch von Rudolf Dammert gegründet und zu einem sehr beträchtlichen Unternehmen ausgebaut worden. Als den Zeitungen und mehr noch den Korrespondenzbüros die Luft knapp zu werden begann, machte die Hugenberg-Gruppe den Versuch, sich bei Dammert hilfreich zu betätigen. Dammert lehnte ab, aber bald darauf fiel er auf die Verführungskünste des Regierungsrats Schwarz — ein den Lesern der ‚Weltbühne‘ von andern Gelegenheiten her wohlvertrauter Name — herein, durch dessen Vermittlung die rheinischen Großindustriellen Strauß und Wolf 60 Prozent der Anteile erwarben, während

Dammert selbst mit 40 Prozent beteiligt blieb. Diese Koalition mit der Schwerindustrie hat Rudolf Dammert schwer büßen müssen. Denn eines schönen Tages hatten Strauß und Wolf — denen übrigens in Berlin noch eine andre sehr verbreitete Korrespondenz gehört: das Lewinsche ‚Zentralbüro für die deutsche Presse', das für die Provinz fertige Matern liefert —, im Zusammenhang mit andern Transaktionen, das Dammert-Büro hinter dem Rücken seines Gründers und Leiters an Hugenberg verkauft.

Dammert war charaktervoll genug, daraufhin auszuscheiden und sich ein neues Büro, den ‚Presse-Verlag Dr. Rudolf Dammert' in der Jäger-Straße zu gründen, der sich durch Nebenunternehmungen des Herrn Dammert — das ‚Russisch-Romantische Theater', Einrichtung von Funkstationen und andres — mit Mühe über Wasser hält. Mit Dammert in Verbindung steht ferner der ‚United Telegraph', der früher mit rumänischem Kapital arbeitete. Als politische Nachrichtenbüros aber sind Dammerts Agenturen heute mit W.T.B. und der von der Stinnes-Hugenberg-Gruppe finanzierten T.U. nicht mehr konkurrenzfähig. Das Schicksal Rudolf Dammerts, eines Mannes, der zweifellos um die Ausgestaltung des Nachrichtenwesens und namentlich des Funkendienstes seine Meriten hat, zeigt eklatant, wohin die Korrumpierung der deutschen Presse führt.

---

## Richard Alexander von Peter Panter

Als ich volljährig wurde und mein Geld ausbezahlt bekam — es war eine Zangengeburt, eine ganze Phalanx von Onkeln stand davor —, gingen wir selbdritt bummeln. Im ersten Uebermut und in einem Anfall von Größenwahn steckte ich mir zweihundert Mark ein und lud den Dicken und den Kleinen auf die berliner Kirchweih. Anfing es bei Richard Alexander.

Ich kann Ihnen noch die Loge zeigen, in der wir damals gesessen haben. Und vor Lachen sind wir beinah herausgefallen.

Ich besinne mich genau auf das Stück, das gespielt wurde. Es handelte sich darum, daß Richard Alexander — Schwerenöter und Mann von Halbwelt — eine junge maskierte Dame zu sich ins Séparée (französisch: Spielzimmer) geladen hatte und sie sich dort, eine Weile vergeblich, bemühten, sich gegenseitig auszuziehen: sie ihn finanziell, er sie richtig. Mit der Maske fing er an. Und die nahm sie auch schließlich ab. Alexander konnte fünf Minuten lang nicht weiterspielen — so lachten die Leute. Ihm gegenüber saß ein Miesnick — was, Miesnick!: ein Mädchen, mit dem das Lokal aufgewaschen wurde, ein Lappen von einem Mädchen . . . Und er tat gar nichts, sondern jedes Mal, wenn er wieder ansetzen wollte, zu sprechen, dann mußte er sich leise abwenden und ein bißchen mit der Stimme kiksen. Und dann fing das Lachgeschrei im Theater wieder von vorn an, und er hatte doch gar nichts getan.

Wie oft haben wir noch über ihn gelacht! Immer kam da ein Akt vor, in dem spazierte er in Unterhosen umher — sie waren berühmt, diese Unterhosen! —, und jener große Augenblick, wo er „Himmel, meine Frau!" murmelte, badete das ganze Haus in ein unendlich wohliges Entzücken. Ich weiß noch, wie ich einmal

neben einer richtigen Dame saß, und Jener sang den ganzen Abend: „Mit fester Hand — aber mit zitterndem Stift!“, und man hatte nicht das häßliche Rottergefühl, daß nun jede Frau im Theater vogelfrei wäre . . . Den letzten entscheidenden Millimeter hat er niemals überschritten.

Das mit der „festen Hand“ war in jenem Stück, wo er zur Freude von ganz Berlin bei Manheimer Anprobieren gelernt hatte, weil das in dem Stück vorkam und er es richtig machen wollte. Und nun zupfte er den Damens so fachmännisch unten an den Kleidern herum, daß die ganze Konfektion verständnisinnig und tief geschmeichelt lächelte: ja, wirklich — das war wie im Leben.

Als er ging, machte er keinen Ehrenabschiedsgalabenefizabend — sondern eines Tages stand in der Zeitung, er spiele an dem und dem Tag zum letzten Mal. Ich schrieb ihm damals in der ‚Schaubühne‘ ein kleines Gedicht auf — es fing an:

„So sans Adieu — und ohne alle Feier . . .?“

Und er schickte mir einen großen Karton, auf dem war er in allen seinen hundert und aberhundert Rollen abgebildet — in allen jenen französischen Possen, die das Entzücken unsrer Eltern gebildet hatten.

Es war Theater aus der Zeit, wo die Börseaner noch mit den Goldstücken in der Hosentasche klimperten — das Vergnügen hatte einen andern Klang. Die reichen Leute und viele andre fuhren in die Blumen-Straße hinaus — sie hätte noch hundertmal weiter sein können, sie wären doch alle gekommen, es war eine Tradition, die sich da gebildet hatte: auf der Bühne und in den Logen, zwischen den Kulissen und im Parkett.

Seine Späße klebten nicht, nichts wurde mit schweißiger Hand serviert, Alles blieb nett und amüsant, und man brauchte sich nicht zu schämen, mit Andern gelacht zu haben. Ob er ein Komiker war, weiß ich nicht — aber er war komisch. Er war es: in seinen langen Beinen zuckte die Lustigkeit, in seiner Nase steckte die Komik, in seinem Kehlkopf gluckste der Humor. Er hat Hunderttausende froh gemacht.

Ja, in jener ersten Nacht gingen wir dann noch weiter: in den Kaiserhof — es gab meinen Lieblingswein, roten Aßmannshäuser, und die Beiden immer injeladen, nicht bloß uffjefordert! —, und dann rollten wir ins Cabaret zu Claire Waldoff, die uns mitteilte, daß nach ihren Beinen ganz Berlin verrückt sei, und uns wissen ließ, daß er Hermann heeße. Und sie lag mit all ihrer Drolerie und ihrer großen Keßheit durchaus an der Panke . . .

Und so zogen wir umher und kamen morgens um sechs Uhr nach Hause — als es schon blaugrau auf den Straßen war und die ersten Männer zur Arbeit gingen und man sich ein bißchen vor den Bäckerjungen und den Zeitungsfrauen schämte, weil man noch auf war und sie schon . . .

Die beiden Andern sind auch etwas Rechtes geworden: der Dicke ist ein reicher Bankier, der mit Ausnahme seiner Steuern alles nach Dollars berechnet — und der Kleine ist ein höherer Beamter von untadliger monarchistischer Gesinnung, und also durchaus befähigt, in der Republik Karriere zu machen Nur ich bin übrig geblieben. Aber es war doch schön.

Das ist mir eingefallen, als ich las, daß Richard Alexander gestorben ist.

Er hat ja noch vor kurzem in Berlin gespielt — aber ich habe es mir nicht angesehen, weil ich mir die Erinnerung nicht verderben wollte. Die Erinnerung — das ist ja doch das Schönste.

Was bleibt sonst von den Schauspielern? Einer hat mal von der „verständlichen Gier" gesprochen, mit der sie ihren irrsinnigen Beruf ausüben: heute pritschelt der Beifall noch in ihren Ohren — morgen sind sie passé, vergessen, überholt . . .

Diesen kleinen Kranz auf deinen Hügel, Richard Alexander.

---

## Schweiger von Alfred Polgar

Der Privatgelehrte Forster hat in einem Wahnsinnsanfall ein Kind erschossen. Der Psychiater, in dessen Klauen er gerät, übt an ihm ein sonderbares Heilverfahren: In Forsters Bewußtsein wird die finstere Tat zugedeckt, ummauert, mit ihr das ganze frühere Leben des Kranken. (Wie man sieht, eine glatte Umkehrung der psychoanalytischen Methode.) Sozusagen geheilt entlassen, beginnt der neugeborene Verstorbene ein zweites Leben. Er ist jetzt nicht mehr Forster, der Privatgelehrte, sondern Schweiger, der Uhrmacher. Er nimmt ein Weib, zeugt mit ihr ein Kind und tastet sich an ihrer liebevoll stützenden Hand ins sichere Glück eines friedvollen tätigen Seins. Aber das Schlimme, eingekerkert in den Verließen seiner Seele, rumort und stört mit dumpfen Klopfsignalen. Mann und Weib, so innigst sie einander zugetan, können zusammen nicht kommen: das Geheimnis zwischen ihnen ist viel zu tief. Die Frau spürt was von der Finsternis, die das helle Bild des Mannes umrahmt, und ihrem Gemüt widerfährt auch sonst mancher Stoß, dem Zweifel zu. Etwa von Frau Strohschneider, einer Provinzspiritistin, die mit Schweigers Seele in Rapport steht und Bekenntnisworte dieser Seele schwarz auf weiß in ihrer Hebammentasche hat. Man erfährt bei dieser Gelegenheit das Neue — mir wenigstens war es neu —, daß die Geister sich, mit Zuhilfenahme medialer Finger, in ihrer eigensten Handschrift manifestieren. Also ist es schon sehr gespenstisch, belastend, schwefelfarben in dem stillen Uhrmacherheim, es hat sich in ihm schon sehr viel psychischer Stickstoff angesammelt, als das Erscheinen jenes Psychiaters — er heißt Professor von Viereck, und der Name ist signifikant für diesen Quadratschädel und seinen Quadratgeist — die kranke Ruhe zu scheinbar gesundem Konflikt löst.

Der Professor gibt Schweiger die Schlüssel zu dem Bewußtseinskerker, in dem Forster gefangen sitzt. Jenem, meint er, drohe von diesem keine Gefahr mehr, die böse Tat von einst müsse nicht mehr verbannt bleiben aus der Erinnerung, sie könne ohne Risiko heimkehren ins Gedächtnis Dessen, der sie tat. Der Grund, aus welchem der Psychiater den in Schweiger versperrten Forster losläßt, ist ein politischer. Schweiger soll auf ein sozialistisches Programm kandidiert werden, Viereck aber ist alldeutscher Monarchist. Deshalb also kommt er, zerbricht die moralische Potenz des ausgezeichneten Schweiger (indem er in

ihm das Bewußtsein begangener Untat wachruft), verspricht: „Sie können ohne Angst der Entdeckung und Brandmarkung leben", fordert aber hiefür als Gegenleistung den Schwur, „daß Sie die sozialdemokratische oder kommunistische Partei nicht hier und nicht anderswo unterstützen werden, daß Sie ihr weder als aktiver noch passiver Wähler zustoßen wollen". Hier möchte ich mir die philologische Anmerkung gestatten, daß man „passiver Wähler" nicht gut sagen kann. Man spricht wohl vom aktiven und passiven Wahlrecht, das heißt: vom Recht zu wählen und vom Recht gewählt zu werden. Aber ein „passiver Wähler" wäre ein Wähler, dessen Soll sein Haben überstiege. Sofort nachdem Viereck die politische Erpressung begangen, bricht er sein Versprechen und erzählt, was er weiß, der Frau Anna Schweiger. Dennoch und grade deshalb, sollte man meinen, müsse sich jetzt Alles zum Guten wenden. Nun steht ja nichts mehr zwischen den zwei Prachtmenschen, die einander so innig zugetan, deren in Eins verschmolzene Willen so zielbewußt und kräftig nach oben tendieren. Nun ist ja der Feind, der drohend im Dunkeln lauerte, aus seinem Schlupfwinkel aufgescheucht, kann bekämpft und besiegt werden. Es kommt anders. Frau Anna erträgt die Wahrheit nicht, läßt Schweiger allein und entäußert sich des Kindes. Warum sie, die immer von ihrer opferfrohen, zu Allem bereiten Liebe seelenvoll zwitscherte, nun, da solche Bereitschaft zuhöchst von Nöten wäre, hysterisch versagt — Gott weiß es, vielleicht auch Werfel, sein Prophet.

Törichtes Handeln der Frau: das kann im Drama tiefste Wahrheit sein, lebendigstes Leben. Wenn sie aber ihr törichtes Handeln gescheit motiviert, bekommt das Spiel sofort Leichenfarbe der Literatur. „Weshalb hast du mein Kind getötet?" fragt Schweiger. „Ein Kind von Einem, der auf Kinder schießt? Was sollte es für ein Mensch werden!" erwidert die vererbungstheoretische Gans. Und weiter: „Warum bist du kein Messerstecher, Raubmörder, Lustmörder?! Wenn du's wärst, ich könnte bei dir bleiben, ein Kind haben! Aber so, nie! Nie!" Sie kann nämlich ihre Furcht vor dem Prinzip des Bösen in ihm, das sich zweck- und sinnlos auswirkt, nicht meistern. Ich bin überzeugt, sie könnte es, wenn sie nicht eine geborene Pragerin wäre. Greifen wir, um das Motivisch-Dunkle, das über dem Tun der Frau Anna lastet, erhellt zu bekommen, nach der Exegese, die die Rückseite des Theaterzettels bietet. Frau Schweiger verläßt ihren Mann, „weil die Einsamkeit in ihm sich bereits zum Chaos ausgeweitet hat, zum Chaos, dem sich das Weib als Hüterin alles Werdens ewig verweigern muß". Und bis nun stand doch grade das Chaos in dem Ruf ausgezeichneter Trächtigkeit und Gebärfähigkeit! Anna also verläßt ihren Mann. In ihm, ausgeliefert dem Teufel der „Einsamkeit von innen", kommt das Böse wieder hoch. Er würde wieder auf Kinder schießen, das ist schon einmal seine infernalische Spezialität, wenn nicht rechtzeitiger Sprung aus dem Fenster solche Reprise der Untat verhinderte und das Trauerspiel beschlösse.

Diese Inhaltsangabe zieht nur die Hauptstraßen des dramatischen Planes nach. Man muß sie sich verbunden denken durch

ein kompliziertes Netz ober- und unterirdischer Gedankengänge, die zu durchschliefen Geschmeidigkeit, Neugier und Muße eines Dachses erforderte. Aus rechter Distanz gesehen, macht dieses Gängenetz aber durchaus den Eindruck eines zweckvollen Systems und lobt das baumeisterliche Ingenium seines Schöpfers. Im idealen Mittelpunkt steht das Problem des Bösen, des Bösen an und für sich. Sein Sinn im Schöpfungsganzen, seine biologischen Bedingungen, seine gedankliche und metaphysische Faßbarkeit werden erörtert, ebenso die Methoden, wie es dem Guten dienstbar zu machen — „Das Böse ist des Menschen beste Kraft", sagt Friedrich Nietzsche —, wie es abzuwehren und auszulöschen sei. Auch die Frage der ethischen Verantwortlichkeit steht auf dem Tapet, und um die schwankende Linie, jenseits deren für das Böse das Asylrecht des Wahnsinns beginnt, werden heftige Grenzkämpfe geführt, die ergebnislos verlaufen. Der Kooperator sagt: „Das Böse ist ein Mittel der Gnade" — verkehrte Moralquart über die Hand — und differenziert spitzfindig zwischen „wahnsinnig" und „sinnlos". Ungefragt bleibt die wichtigste Frage: die nach dem Lustgewinn aus der bösen Tat (womit erst über Sinn oder Sinnlosigkeit ihrer Verübung entschieden würde).

Dieses Trauerspiel entwickelt, wie ‚Spiegelmensch' und ‚Bocksgesang', einen erschreckenden kosmischen Appetit. Gekoppelt mit dem Temperament des Dichters, wirkt er fast schon als Gefräßigkeit. In drei Akte wird hineingeschlungen, was problematisch auf Erden und zwischen Erd' und Himmel, Beziehung von Mann und Weib, Mutter und Kind, Welt und Individuum, Gott und Mensch, Wollen und Müssen, Religion, Wissenschaft, Politik, Glaube, Ueberglaube, Diesseits, Jenseits, Zeit- und Ewigkeitsprobleme. Es ist ein verwirrendes Gedränge zur Diskussion, das der Autor nur mit Mühe bändigt, und von dem man (obzwar, nur nicht stoßen!, ein Jeder drankommt) wirklich nur sagen kann, was der Lokalbericht bei so überfüllten Angelegenheiten zu sagen pflegt: Ein Wunder, daß kein Malheur geschieht.

Franz Werfels Bühnenwerk, so cerebral- und poetisch-ausgiebig, würde freier atmen, wenn es nicht an thematischer Obstipation litte. Sehr gesund und kräftig aber ist das Theaterstück, das in dieser verfetteten Gedankendichtung steckt, sicher gefügt und reich an erregendem Geschehen. Mord, Selbstmord, Abtreibung, Geisterseherei, ein brennendes Schiff, manifester Irrsinn: das Spannungs- und Irritationsbedürfnis des Zuschauers kommt auf seine Rechnung. Des Gedankens Blässe wird allenthalben Farbe der Entschließung angesundet.

Direktor Kramers Ensemble leistet sich keine Persönlichkeiten, hält aber künstlerisches Niveau von mehr als Durchschnittshöhe. Von dem prager Deutschen Theater wird gutes, gescheites, interessantes Theater gespielt. Die wiener Hörer schienen sich in dem spukhaften Uhrmacherhaus ziemlich mühelos zurechtzufinden, ein wenig nur verwirrt durch seine vielen, in der dramatischen Zugluft heftig schwingenden Türen, die sich einerseits in den Tiefsinn, anderseits in die Absurdität öffnen. Man kann da sehr leicht irre gehen.

# Patrioten von Morus

## Die Garantien des Reichsverbands der deutschen Industrie

Man war bisher gewohnt, daß aus der Kanzlei des Herrn Geheimrats Bücher, des geschäftsführenden Präsidialmitgliedes des Reichsverbands der deutschen Industrie, nicht grade Meisterwerke der Staatskunst kamen. Herr Bücher, Neffe des großen leipziger Nationaloekonomen, von Haus aus Botaniker und Kolonialforscher, ein besonderer Kenner des Kautschuks, bringt mit Geschicklichkeit fertig, die widerstrebenden Kräfte im Reichsverband zusammenzuhalten. Aber die Außenpolitik ist nicht seine Sache. Sooft der Reichsverband in Fragen der großen Politik Stellung nahm, war es danach. Die Angst, daß auch ja nicht die Verbandsinteressen zu kurz kommen, beherrscht die Kundgebungen der mächtigsten deutschen Organisation so sehr, daß darüber die primitivste Rücksicht auf die Wirkung im Ausland außer Acht gelassen wird.

Daher verwundert es nicht mehr, wenn das Präsidium des Reichsverbands mit dem Reichskanzler in einem Tone verhandelt — nun etwa: wie Lord Curzon mit Herrn Cuno zu sprechen pflegt. Es überrascht auch nicht, daß die Industriellen selbst im Augenblick der größten Gefahr innenpolitische Geschäfte machen wollen, daß sie als „Gegenleistung“ für die Garantieübernahme ein ganzes Register von Wirtschaftsmaßnahmen fordern: Abbau der Außenhandelskontrolle; Aufhebung aller Demobilmachungsvorschriften; Milderung der Steuersätze; Erhöhung der Tariffreiheit; tatsächliche Abschaffung des Achtstundentages; und einiges mehr. Es entspricht nur den Erwartungen, daß die deutsche Industrie trotz all diesen Kautelen eine Summe garantieren will, über deren Geringfügigkeit man im Ausland spotten muß.

Aber erstaunlich ist, wie schlecht durchdacht die Denkschrift des Reichsverbands in rein wirtschaftlicher Beziehung ist. Wenn man schon das Mißverhältnis zwischen der geringen Leistungsfähigkeit der deutschen Privatwirtschaft (die jährlich höchstens 500 Millionen Goldmark, davon die Industrie 200 Goldmillionen, herauswirtschaften kann) gegenüber der fast unbegrenzten Ertragfähigkeit der Staatsbetriebe („in absehbarer Zeit jährlich etwa 600 Millionen Goldmark, bei günstiger Entwicklung der Wirtschaft eine Milliarde und mehr“), wenn man dieses ungeheuerliche Mißverhältnis schon hinnimmt, so hätten sich doch die Industriellen einmal die Frage vorlegen müssen, wie denn die Regenerierung der Reichs- und Staatsbetriebe „nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen“ vor sich gehen soll, und welche Folgen sie haben würde. Damit, daß man aus den Eisenbahnen eine Aktiengesellschaft macht und der Eisenbahnminister künftig Generaldirektor heißt, ist es doch nicht getan. Zugegeben, daß Vieles in unsern Staatsbetrieben nach privatwirtschaftlichen Methoden besser verwertet werden könnte: schwieriger schon die Abholzung der überflüssigen Beamten, deren „wohlerworbene Rechte“ verfassungsmäßig garantiert sind und von den dem Reichsverband nahestehenden Rechtsparteien besonders liebevoll respektiert zu werden pflegen. Am schwierigsten aber die Tariffrage. Die erste Reform der stinnesierten Eisenbahnen wäre sicherlich eine Anpassung der Fahrpreise, der Güter- wie der Personentarife, an den Weltmarktpreis. Das würde aber eine erhebliche Preissteigerung sämtlicher

deutschen Produkte bewirken. Die Wirkung würde noch krasser werden, wenn gleichzeitig, wie der Reichsverband verlangt, die Reste der Zwangswirtschaft abgebaut werden und die Kohlen-, die Kali- und die Getreidepreise beliebig steigen. Gewaltig aber müßten die Löhne und damit die Gestehungskosten der deutschen Fabrikate steigen, wenn nun auch noch, nach den Vorschlägen des Reichsverbands, die Zwangsmieten abgebaut würden und die städtischen Wohnungspreise in die Höhe schnellten. Es ist einigermaßen rätselhaft, wie die deutsche Wirtschaft und namentlich die Exportindustrie, die heute schon nicht mehr in allen Zweigen konkurrenzfähig ist, mit dem Ausland konkurrieren soll, wenn sie mit solch einer Verteuerung der Löhne rechnen muß.

Ich gebe zu, daß die hier berührten Fragen, besonders die Frage der Zwangsmieten, Probleme sind, über die sich streiten läßt. Aber bedauerlicherweise haben die Herren vom Reichsverband anscheinend überhaupt nicht gesehen, daß hier Probleme von größter wirtschaftlicher Tragweite für die gesamte deutsche Wirtschaft und nicht zuletzt für die Industrie liegen. Die Denkschrift ist der bündigste Beweis dafür, daß die Führer der deutschen Industrie nicht in der Lage sind, sich über den engsten Interessentenstandpunkt zu erheben.

## Der Untersuchungsausschuß über den Marksturz

Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß über den Zusammenbruch der Stützungsaktion arbeitet in Deutschland so: 1.) Er tritt zusammen sechs Wochen nachdem das Unglück geschehen ist. 2.) Er beginnt mit einer dreiviertelstündigen Beratung darüber, ob die Verhandlungen öffentlich sein sollen oder nicht. 3.) Ehe die erste Vernehmung, die des Reichsbankpräsidenten, stattfindet, entspinnt sich wiederum eine Debatte darüber, wieweit über die Sitzung öffentlich berichtet werden soll. 4.) Der Reichsbankpräsident beginnt sein Referat damit, daß er erklärt, über die entscheidenden Ziffern, wieviel die Reichsbank bei der ganzen Aktion verloren hat, und wieviel Devisen sie noch besitzt, werde er nichts sagen. 5.) Als der Reichsbankpräsident die ersten halbwegs neuen Zahlen nennt, erhebt Herr Doktor Helfferich Einspruch. 6.) Obwohl Herr Havenstein ausdrücklich erklärt, daß die Zahlen, die er nennt, schon ad usum delphini präpariert sind, untersagt der Vorsitzende, der Zentrumsabgeordnete Lange, ohne vorher eine verfassungsmäßige Abstimmung darüber vorgenommen zu haben, die Veröffentlichung der Zahlen. 7) Nachdem diese ruhmreiche Sitzung vorübergegangen ist, finden zwei geheime Sitzungen statt, ehe man wieder einen „Volkstag“ ansetzt.

So sind die Verhandlungen — so werden die Ergebnisse sein. Herr Havenstein hat ja schon das Stichwort gegeben. Die Devisenbeträge, um die es sich in den kritischen Tagen handelte, waren viel zu groß, als daß ein Einzelner an dem Marksturz schuld sein könne. Am 13. April wurden 13,7 Millionen, am 14. April 18,2, am 16. April 24,2, am 17. April 31,9 Millionen, am 18. April 50 bis 60 Millionen Goldmark an der Börse verlangt. Da gab die Reichsbank nach, nachdem sie vorher an 15 Börsentagen mit 278,5 Millionen Goldmark eingesprungen war.

Kein Einzelner, auch Stinnes nicht, kann diese Summen verschlungen haben. Zugegeben. Aber ein Einzelner oder mehrere Einzelne

können den „Stimmungsumschwung“, der im selben Augenblick einsetzte, wo der Mißerfolg der Dollarschatzanleihe bekannt wurde, durch wohlberechnete Massenankäufe beschleunigt haben. Weiß Herr Havenstein nicht, daß eine Lawine durch einen Schneeball ausgelöst werden kann? Und ist, wer in Kenntnis der Sachlage nahe dem Pulver mit Feuer spielt und die Bombe zum Platzen bringt, unschuldig?

Nein, wahrhaft unschuldig ist nur dieser Herr Havenstein — so unschuldig, daß man wünscht, er möge bald zur Belohnung seiner lautern Beamtenunschuld ein otium cum honore genießen.

### Stinnes und sein Oeltrust

Wo erst eine Million ist, sagte man vor dem Kriege, da stellt sich bald die zweite ein. Die Zahlen heißen heute anders; in der Sache aber hat sich nicht viel geändert, höchstens, daß die ganzen Reichen noch schneller ihr Kapital vermehren können als früher.

So vergeht kaum eine Woche, ohne daß Deutschlands reichster Mann, Hugo Stinnes, neue große Unternehmungen aufkauft. Daß man von seinen Käufen viel öfter hört als von Transaktionen andrer Großindustrieller, liegt einmal daran, daß Stinnes, im Gegensatz etwa zu Thyssen, fast gar nicht baut, also nicht neue produktive Werte schafft, sondern sein Surpluskapital so gut wie ausschließlich zum Aufkauf bestehender Werke verwendet; sodann daran, daß er vielfach aus „Billigkeits“-Gründen kauft, ohne dabei von vorn herein eine bestimmte organisatorische Idee zu verfolgen. Deshalb sagt man wohl nicht zu Unrecht, daß der Aufbau des Stinnes-Konzerns lockerer und innerlich weniger begründet ist, als das bei kleinern Konzernen der Fall zu sein pflegt. Verbindungen von einer Gesellschaft zur andern, von einem Betrieb zum andern sind wohl regelmäßig da; aber sie sind oft nachträglich und künstlich geschaffen, nicht zum Zweck größtmöglicher Produktivität notwendig entstanden. Grade die Aufkäufe, die Stinnes letzthin in Oberschlesien gemacht hat, scheinen mehr zufälliger als konstruktiver Art zu sein.

Den neuesten Erwerbungen dagegen liegt offenbar eine bestimmte Idee zugrunde. Bei der Bedeutung, die heute das Oel in der Industrie und in der Schiffahrt hat, ist nur natürlich, daß der Stinnes-Konzern sich bemühte, sein eigner Oellieferant zu werden. Die bisherigen Oelinteressen von Stinnes waren verhältnismäßig gering. Die großen argentinischen Petroleum-Konzessionen, die er zusammen mit der ‚Deutschen Petroleum A.G.‘ in Argentinien besitzt, sind noch nicht sonderlich ausgebaut, sein europäischer Besitz ist gering. Jetzt erhält er einen starken Zuwachs durch Angliederung der Api, der Aktiengesellschaft für Petroleum-Industrie, an die Riebeckschen Montan-Werke. Zugleich werden die dem Sichel-Konzern nahestehenden Olea-Mineral-Oel-Werke in Frankfurt am Main fast vollständig in den Stinnes-Konzern einbezogen, und der neue Oeltrust wird ergänzt durch einige große Oelhandelsgesellschaften in Hamburg und Stuttgart. Dazu sucht Stinnes jetzt in der Tschechoslowakei das Naphta-Monopol zu erlangen, daß die Standard Oil Company vor kurzem gekündigt hat. Bekommt er das, so wäre ein neuer kräftiger Vorstoß des Reiches Stinnesien nach dem Südosten Europas geglückt, an dessen Durchdringung er gemeinsam mit Castiglioni seit längerer Zeit arbeitet.

# Der Untergang des Abendlandes

von Hans Reimann

Ei verdammt, wir sitzen in der Patsche und im Narrenhaus!
Ei verdammt, die Uhr läuft ab, und bald ists gänzlich mit uns
Wenig Jahre noch, dann naht das Ende: [aus!
Japan reckt begehrlich seine Hände,
Der Chinese, gelb und stumm,
Bringt uns um. Tschinnbumm.

Schaut empor: der Globus schwankt im Winde, und der Mond hängt
Doch getrost, das Alles ist verhältnismäßig relativ! [schief . . .
Alkohol, du Elixier der Weisen,
Alkohol, dich will ich ewig preisen!
Gebt der Seele Medizin!
Per aspera ad Yohimbin.

Stuart Webbs, Courths-Mahler, Spengler, Klante, Dinter, Mia May,
Harry Piel, Fern Andra, Pola Negri, Raffke, Schweinerei,
Jeßner, Minimax, Odol, Khasana.
Arthur Rebner, Einstein und Hautana.
Im Hotel zur Nachtigall —
überall Krawall.

Kukirol, Devisen, Kastner, Schünzel, Lubitsch, Kokain,
Pixavon, Gebrüder Hoehl, Macholl, Sankt Afra, Burgeff Grün,
Stinnes, Sternheim, Steinach, Kaloderma,
Hanns Heinz Ewers, Orgesch, Antisperma,
Baby, Onkel, Großmama,
Hallelu — hurrah!

Brüllt und schreit, schmiert eure Namen breit und reißt die Mäuler
weit!
Haß und Neid, Revanche, Krieg und Streit, Essenz der großen Zeit.
Unterm Pulverfaß glimmt noch der Zunder.
Jeder rutsch den eignen Puckel runter!
Indexziffer, Affentrott,
Bankerott — mit Gott.

Zeit ist Geld, und Geld ist Macht und Sieg. Rennt den Papieren nach!
Ausverkauf! Verramscht nach Uebersee die ziemlich schwarze
Strömt ins Cabaret, schluckt Abführpillen, [Schmach!
Schiebt und liebt und dankt dem Herrn im Stillen,
Daß er euch noch atmen läßt!
Nichts steht fest — Prost Rest!

Hakenkreuz, Jakobi Weinbrand, Rückforth, Mampe, Grammophon,
Salem Gold, Batschari, Reemtsma, Maggi, Steuerkommission.
Hitler, Pipifax, Odol, Khasana,
Arthur Schnitzler, Keyserling, Hautana . . .
Die Sache im Westen wird gemacht!
Gib fein acht — wenns kracht!

Dollarkurs, Franz Lehar, Cuno, Warburg und Poincaré,
Moassi, Valuta, Ullstein, Arnolt Bronnen, Lao-Tse,
Stinnes, Sternheim, Chaplin, Kaloderma,
Hanns Heinz Vampir, Orgesch, Antisperma . . .
Das Abendland geht unter — letzter Trick!
Totschick! Mit Musik!

# Bemerkungen

## Aus Klein-Dalldorf

Um die Lücken meiner kriminalpsychologischen Kenntnisse zu erweitern," schrieb ein Referendar in seinem Lebenslauf, „besuchte ich gelegentlich auch eine Irrenanstalt." Dem tat ich neulich nach, als ich nichts Besseres zu tun hatte. Was kann man denn in diesen Läuften Sinngemäßeres tun? Dort traf ich neben guten alten Bekannten ganz neue Dessins — Kinder ihrer Zeit.

Da war Einer schwermütig geworden, weil er nicht zum Reichskanzler ausersehen worden war, trotzdem er die besten Beziehungen nach Südamerika und den Philippinen hatte und als Vorsitzender des Reichsverbands der Minderbegabten in der Abfassung von Entrüstungs- und Protestschreien Jahre lang vorbildlich gewirkt hatte. Neben dem „Kanzler" ein meschuggener Maler, der die Versuche nicht aufgab, das „bittere Ende", bis zu dem „wir" den Abwehrkampf führen werden, an den Wänden seiner Zelle im Bilde festzuhalten. Dann kam ein früherer Angestellter von Max Klante; der hatte den Finanzministerien des Reiches und der Länder ein totsicheres System, aus Papiermark Gold zu machen, unterbreitet. Ueber die Ablehnung, die er von den Schwachverständigen erfuhr, wurde er traurig, wäre aber hierob noch nicht in Wahnwitz verfallen: da wurde ihm die neue Devisenordnung unter die Nase gehalten mit der amtlichen Erklärung, damit werde man bestimmt die Devisenkatastrophe meistern — und da war es passiert.

Noch eine ganze Reihe drolliger Typen folgten. Ein alter Parlament—arier, bei dem die liebe Gewohnheit, sein Vis-à-vis mit Dreck zu beschmeißen, Manie geworden war: er richtete grauenhafte Verheerungen an. Ein Großindustrieller, den seine Verwandten hierher gebracht, weil sie einwandfrei festgestellt hatten, daß der Kerl seine sämtlichen Steuererklärungen wahrheitsgemäß abgegeben hatte. Ein Anhänger des großen Baader, der verhältnismäßig sehr vernünftig „Dada" machte und nach Auskunft des Wärters nur deshalb als gemeingefährlich galt, weil er alles Ernstes behauptete, seine Sprache sei das einzige Mittel, die Völkerversöhnung herbeizuführen. Ein ehemaliger Staatsanwalt, mit einem großen Spaten in der Hand, der, wie er selbst sagte, dabei war, den Wucher an der Wurzel auszujäten; und dann kam der clou: ein spanferkelrosiger dicker Schieber, der darüber in einen lebensgefährlichen Dauerlachkrampf verfallen war. Den Jungen müssen Sie sich selber ansehen.

*Hugo Grotius*

## Stinnes und sein Lensch

Wohl Wenige werden wissen, daß Stinnes ernsthaft nach der Rheinisch-Westfälischen Zeitung getrachtet hat. Aus tausend Gründen. Einer davon wird die Eitelkeit des Benjamin gewesen sei, den die alte reine „Industrie" heute als eine Art Gemischtwarengroßhändler empfindet und demgemäß als nicht ganz ebenbürtig behandelt. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung ist aber grade für die „Industrie" das tonangebende Organ.

Zu vorsichtiger Sondierung wurde Herr Lensch entsendet. Er bereitete sich für diese höchst heikle diplomatische Mission so vor, wie er sich für seine Redaktionstätigkeit vorzubereiten pflegt. Er erschien nicht im Zeichen des Merkur, sondern des Bacchus. Er vergaß, daß die heitere Grundstimmung, die für die Abfassung von Leitartikeln über den Bankerott des Marxismus eine wichtige Voraussetzung ist, minder angebracht ist bei Verhandlungen, bei denen einem die Natur der Sache den Zwang auferlegt, etwas Rücksicht auch auf die Gefühle des Partners zu nehmen. Beim ersten Glas Wein — für Herrn Lensch war es nicht das erste — schlug seine Heiterkeit in kindische Naivität

um. Er stellte Fragen, die keine Fragen mehr waren, und er machte Andeutungen, die nicht einmal ein Marktweib der Hereros hätte mißverstehen können.

So zerschlug sich die „vorsichtige Sondierung“ am Frohsinn des Herrn Lensch. Damit aber zerschlug sich auch das Geschäft. Wir haben deswegen noch lange keinen Grund zu der Annahme, daß nüchterne Vorschläge des Hauses Stinnes ein glücklicheres Schicksal erlebt hätten.

Die Moral von der Geschicht': Heiteres Volk bleibe bei der hohen Politik und finde sich ab mit der Rolle eines Apostels des zehnstündigen Arbeitstages. Für Sondierungen und für Diplomatie aber ist selbst ein Marineoffizier, wenn er einmal trocken ist, tauglicher als ein dauernd nasser Chefredakteur.

*Heinz Gortner*

**Sataniel**

Ignatz Waghalter, dieser vortreffliche, von allen Seiten hoch geschätzte Dirigent, muß komponieren. Er braucht diese Erlösung aus der treu geübten Pflicht, Andern zu dienen. Er will zu sich. Aber es stellt sich heraus, daß Ignatz Waghalter nicht genau weiß, wo er wohnt; er verfehlt die eigne Tür. Und das ergibt ein Mißverständnis, will sagen: eine Oper.

Waghalters musikalische Natur ist nicht ganz leicht zu erklären. Als Dirigent sieht man ihn selten vor Werken schwersten Kalibers. Vollblütig, rassig, energisch, erzwang er sich die melodiösen Werke der Romanen und Slawen als seine Domäne. In ‚Carmen‘, ‚Aida‘ und ‚Traviata‘ entfaltet sich sein robustes und leidenschaftliches Musikantentum am schönsten. Er hat lebendigen Sinn für die musikalische Pikanterie; aber er rafft auch zusammen und erringt musikdramatische Gestaltung.

Geht jedoch Waghalter den Stimmen der eignen Brust nach, so hört er einen Wiener Walzer, ach — und leider einen, wie ihn vor ihm Andre besser geschrieben haben. Weiche zärtliche Melodien klingen auf, von einer sanften himmlischen Herzenssentimentalität, die von der zeitgenössischen Operette längst überwunden ist. Ihm, der mit großem Talent Darsteller des musikalischen Blenders ist, fällt so gar nichts Blendendes ein. Und er schreibt naiv, sinnlich, sentimental vor sich hin. Er ist dabei in jeder Sekunde ehrlich; er kann sich nicht ein bißchen verstellen; er tut nicht, als ob; er heuchelt weder Tiefsinn noch Dämonie. Das ist sein menschliches Verdienst. In sonderbar kindlicher Unbefangenheit griff er zu dem Textbuch des Herrn Pordes-Milo, schrieb in derselben Unbefangenheit viele, viele Seiten Partitur, und als er damit fertig war, führte er sein Werk auf: tüchtig, zusammenraffend, schmelzend — und ahnte noch immer nichts.

Also er sah nicht, daß dieses Textbuch unmöglich ist; er sah leider noch weniger, welche Möglichkeiten — immerhin — in diesem Textbuch stecken.

Die Hölle nimmt Anstoß daran, daß die polnische Bauernwitwe Marina ein zweites Mal in Ehren heiraten und eine brave Frau und Mutter werden will. Sataniel, ein junger talentvoller Höllengeneral, erhält den Auftrag, Marina zu verführen. Er gibt sich widerwillig mit dieser Kleinigkeit ab. Allmählich fängt es an, ihm Spaß zu machen. Als ihm dann ein eifersüchtiger Unterteufel etwas höllisches Liebespulver in den Wein mischt, wird er gar sentimental. Die Verführung wird vereitelt. Sataniel wird jedoch von seiner vorgesetzten Höllenbehörde entzaubert, sodaß er mit ziemlich gereinigtem Teufelsgewissen wieder in die Hölle hinabfahren kann. Aber jener eifersüchtige Unterteufel, der auch vom Liebestrank genommen hat, ist für Jahrzehnte zur Sentimentalität verurteilt und muß auf Erden menschliche Liebe leiden.

Dieser Umriß zeigt, wohin die musikalische Reise immerhin hätte gehen können. Eine Einzelheit bezeichnet sie näher: das Milieu ist

polnisch-bäuerlich. Sataniel und sein höllisches Gefolge erscheinen im verführerisch höfischen Gewande des Rokoko; nur durch die weißen Perücken lugen dezente Hörnerchen. Was lag hier näher als der Gegensatz von Volks- und Kulturmusik, diese mit einigen diabolischen Kennzeichen versehen? Waghalter hat es nicht gesehen, oder nicht sehen wollen. Er kann sich auch nicht verstellen, und wo der Sinn des Textbuchs eine komische, ironische Sentimentalität erfordert, gibt er eine echte, ernst gemeinte.

Waghalter schreibt in diesem Fall auch keine Operette. Die Faktur ist durchaus opernmäßig, und eine besondere Geschicklichkeit darf man aufrichtig bewundern. Das Textbuch, dessen Ungeschicklichkeiten nicht sämtlich aufgezählt zu werden brauchen, zeichnet sich insbesondere dadurch aus, daß es dem lyrischen Erguß durchaus keinen Raum bietet. Bei der Lektüre glaubt man gar nicht, daß dieser nicht abreißende und doch so kurzatmige, holprige, in elendem Deutsch geschriebene Dialog überhaupt komponiert werden könne. Da ist es Waghalter doch gelungen, weite Strecken des witzlosen Gestammels lyrisch zu binden oder auch zu dramatischen Steigerungen zu führen. Waghalter strebt zur Form, sein technisches Können ist nicht zu unterschätzen, nur sein Material ist nicht edel, ist unbeträchtlich, und der zwingende Gedanke, wär' er auch operettenmäßig, will sich nicht einstellen.

Die Aufführung des Deutschen Opernhauses zeigte bei äußerm Glanz süßlichste Genremalerei der übelsten Art. Da gab es Tanz- und Traumbilder von verwegenstem Kitsch. Rein musikalisch wurde unter der fein gestaltenden Hand des Komponisten ungleich Besseres geleistet. Hertha Stolzenberg war darstellerisch und gesanglich ganz vortrefflich, und Hansen war ihr ein geschmackvoller und stattlicher Partner.

*Paul Schlesinger*

## Filme

Was den ‚Absturz' zu einem der wenigen außerordentlichen Filme macht, ist die Art der Asta Nielsen, ein Lebensschicksal so zu entwickeln, daß eben Schicksal, inneres Schicksal des Charakters zutage tritt. Den Charakter so anzulegen, daß er nicht in einzelnen, sozusagen zweidimensionalen „Stadien" umgeblättert wird, sondern auf jeder Stufe — denn es handelt sich hier nicht um einen, sondern um eine Reihe von „Abstürzen" — elastisch bleibt. Daß im unwirklichen Glimmer der Opernszene mit den temperamentgeschwellten, aber schematischen Gesten der großen Sängerinrolle, in der Canaillerie der Souperverbrüderung bei gutmütiger Rücksichtnahme auf den Freund schon das Ende in der Dachkammer beschlossen liegt, wo trotz aller Herabgekommenheit die Ueberlegenheit des Ewig-Weiblichen noch handgreiflich ist. Und daß in diesem Ende doch wieder der Anfang glaubhaft durchschimmert. Ebenso, wie in dem technisch fabelhaften Virtuosenstück des von der zuckenden Unterlippe aus mählich das ganze Gesicht überflutenden Weinens im Sanatorium nicht nur der Mensch, sondern in der Gestuftheit dieses Ausbruchs zugleich die reich entwickelten Ausdrucksmöglichkeiten der großen Künstlerin sichtbar werden: wie die Verliebte und die Weltdame beim Stelldichein mit dem Fischer instinktiv zu den Mitteln kindmäßiger Verwendung vom Matrosenmätzchen greift; wie die Schloßherrin im Gespräch mit dem Freund die Ungeduld eines Kindes verrät; wie die Cabaretsängerin bei aller Ungelenkheit im fremden Milieu noch immer mit der Sicherheit der einstigen Größe vorträgt; wie die Dirne und sehnsüchtig Liebende erst vor dem Spiegel die Wahrheit zu ahnen beginnt und unwillkürlich zu den altgewohnten Schönheitskünsten zu greifen versucht ist. Die Logik, die sich aus dieser Breite der Anlage ergibt und die in einzelnen Handlungsgesten auftauchende Symbo-

lik — beides ist so stark, daß es über alle Bedenken gegen die Verschrobenheiten des ungewandten Manuscripts hinwegträgt. Wie schön ist bei Asta Nielsen die umfassende Klarheit, mit der durch sehr wenige, aber ungeheuer eindringlich und schlagend wirkende Mittel bei jedem neuen Einsatz das neuerreichte Stadium bildhaften Ausdruck gewinnt, sodaß jeder Text entbehrlich wird! Und schließlich: wie wird in einem physisch anscheinend unverändert fortlebenden Menschen das Sterben und Gestorbensein dargestellt!

*

Wir haben nur die eine Asta Nielsen (die sich an großen Aufgaben noch immer fortentwickelt und Virtuosengemeinplätzen, wie der viel umstrittene Schluß der ‚Tänzerin Navarro' beweist, absichtlich aus dem Wege geht). Wie hilflos selbst gewöhnlich passable Darstellerinnen auch vor dankbarsten Aufgaben stehen, beweist die Szene Lil Dagovers unter den Vertriebenen in der ‚Prinzessin Suwarin'. Und es ist ein trauriges Zeichen, wenn man in ethnographischen Szenen zu „echten" Darstellern seine Zuflucht nehmen muß, wie der ‚Wettlauf ums Glück' das tut. Auf die Echtheit des Märchens kommts an. Hier ist die ethnographische Echtheit sogar nur wie in einem Museum vorhanden. Sie wird nicht wirksam, denn die Echten sind keine Schauspieler. Es sind ihnen ein paar Tricks beigebracht worden, die sie mit der Würde und der Geschicklichkeit echter Naturelle absolvieren. Denn allerdings sind es Naturelle. Diese Liebesszene: nur die beiden Gestalten zu einander stehend, ohne Kuß, aber von sanfter Eindringlichkeit; diese Gesten, die aus dem innern Bewegungszentrum des ganzen Körpers kommen; diese Biegsamkeit des Körpers in jedem einzelnen Rückenwirbel der Betenden; diese wunderbare kontrapunktisch differenziert gleitende Rhythmik der Tanzszene — das sind sehr rare Dinge. Desgleichen die Tierbilder und die erstaunliche Fähigkeit, durch richtige Ausschnitte fremde Landschaften zu suggerieren.

*

Wir haben also (einzelne) bedeutende Spieler, und wir haben technisches Können. Wenn wir so viel Geschmack hätten, große Stoffe nicht à la ‚Bigamie' in Manuscript, Regie und Darstellung rettungslos zu verkitschen; wenn wir vermieden, uns mit schlechtgemachten Verlogenheiten wie der ‚Prinzessin Suwarin' aufzuhalten; wenn wir Dichter hätten: wir könnten wirklich prachtvolle Filme machen.

*Roland Schacht*

**Auch**

Gegen den Herausgeber des ‚Miesbacher Anzeiger', der sich nach wie vor weigert, vor dem Staatsgerichtshof der Republik zu erscheinen, hat nun auch das Schöffengericht München einen Vorführungsbefehl erlassen.

**Trüffelsucher**

Finster bleibt die Welt und duster,
bis dem Paragraphenschuster,
der, vernagelt und bezopft,
meint, daß Grosz mit seinem Zeichenstifte
unser Sexualgefühl vergifte,
Einer tüchtig auf den Finger klopft.

Stets bereit, was zu verpatzen,
steigt man nun auch Ringelnatzen
preußisch (mit Elan) aufs Dach,
weil er in 'nem trefflichen Gedichte,
in 'ner äußerst menschlichen Geschichte
grad' heraus mit deutschen Worten sprach.

Kaum verklungen ist der ‚Reigen',
da stimmt man aufs neu die Geigen
zu der Gala-Künstlerhetz'.
Republik, du „freieste der Welt",
erhöre
unser Bitten endlich und beschere
uns das Anti-Schnüffler-Schutzgesetz.

*R. A. Sievers*

# Antworten

**Wilhelm Schwedler.** Fritz Wolter hat sich in Nummer 21, wo er über die Korrumpierung der Presse spricht, auch mit Ihrer ‚Transocean G. m. b. H.‘ befaßt. Sie haben in Nummer 22 repliziert, Fritz Wolter hat dupliziert, und jetzt schreiben wieder Sie mir: „Nachdem ohne mein Zutun und gegen meine Absicht mein Name im Anschluß an die von uns gesandte Berichtigung genannt worden und dabei eine Stelle aus meinem Buch: ‚Die Nachricht im Weltverkehr‘ zitiert worden ist, muß ich noch einmal auf diese Angelegenheit eingehen. Fritz Wolter zitiert aus meinem Buch Seite 31: ‚So ist auch schließlich ein ganz Großer, dessen publizistische Berater sehr hochfliegende Pläne hatten, Hugo Stinnes, der Sache müde geworden und hat die Internationale Information, die das deutsche Reuterbüro werden sollte, schon im embryonalen Zustand von der Telegraphen-Union übernehmen lassen.‘ Damit ist gemeint, daß Hugo Stinnes die ‚Internationale Information‘ aus seinem Privat- und Lieblingsunternehmen, der D.A.Z., ausgeschaltet und der ‚Telegraphen-Union‘ überantwortet hat, wo sie, ähnlich wie früher ‚Expreß-Korrespondenz‘ und ‚Deutscher Telegraph‘, aufgesogen worden ist. Damit ist dokumentiert, daß die besondern Absichten, die Hugo Stinnes mit diesem Unternehmen hatte, aufgegeben wurden. Daß Stinnes an der ‚Telegraphen-Union‘ ebenfalls beteiligt ist, weiß nicht nur ich, sondern es wissen viele Andre, die sich mit der Materie weniger genau befaßt haben. Sonst nämlich hätte ich bei der meiner Ansicht nach ziemlich klaren Ausdrucksweise, deren ich mich befleißige, einfach gesagt, daß das Unternehmen an die ‚Telegraphen-Union‘ verkauft worden ist.“ Fritz Wolter hat, erfreulicherweise, dazu nichts mehr zu sagen.

**Münchner.** „Ach, das ist köstlich!“ singt der Basilio des Mozart, auf den nach einigen Jahrzehnten Meyerbeer folgte. Der war zwar nicht Franzmann, sondern Berliner (sodaß es ein Stück aus dem Tollhaus Deutschland ist, ihn während der Ruhr-Besetzung vom Opernspielplan zu stoßen) — aber unstreitig war er Jude. Dies hat bei der Hitler-Versammlung vom ersten Mai die Kapelle der Reichswehr nicht gehindert, seinen ‚Fackeltanz‘ loszulassen. Wird nun bei der nächsten Gelegenheit Kol Nidre gespielt werden?

**Dunkelmänner.** Die ‚Germania‘ befaßt sich mit einem kleinen Roman oder einer größern Novelle Leopolds von Wiese, betitelt: ‚Nava‘ und erschienen bei Eugen Diederichs, dem Verleger der ‚Tat‘, von dem euer offenbar analphabetisches Leiborgan behauptet, daß er „auf die niedrigsten Instinkte eines lüsternen Publikums spekuliert“. Die Geschichte spielt auf Ceylon, und der ‚Held‘, schreibt die ‚Germania‘, „brennt in wilder Gier nach einem Rodia-Mädchen, das die ‚Ehefrau‘ seines Freundes ist“. Und nun zitiert das liebe Blättchen zwei Stellen: „Aber irgendeine Gewalt hielt mich jedesmal an der Tür fest. War es Freundestreue? Aber erwartete George überhaupt eine solche Kasteiung von mir? Wußte er doch, daß Nava schon durch viele Hände gegangen war. Oder graute mir etwa vor dem Mädchen, das lüstern nach Menschenfleisch war? Statt des Widerwillens gegen Nava packte mich ein Gefühl des Ekels vor meiner Blässe und Saftlosigkeit, vor meiner ‚Kultiviertheit‘. In diesem Ge-

fühle der Ermattung und der Selbstverachtung erstarb meine Brunst. Ich legte mich zu Bett und schämte mich bis zur Wut." Und am folgenden Morgen: „Ich setzte mich in den Schaukelstuhl Navas und horchte auf ihren Schritt. Sie würde kommen und mich zu ihrem Bette oder zu dem Tigerfelle da drüben hinüberziehen. Wieder diese elende Passivität und dieser feige Wunsch, verführt zu werden, statt zu verführen! Ich sann nach, woran das läge." Unsereins findet dabei, moralisch wenigstens, wirklich nichts. Leopold von Wiese ist aber nicht nur Belletrist, sondern auch Professor für wirtschaftliche Staatswissenschaften und Soziologie an der Universität Köln und Direktor am Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften. Und deshalb „scheint" eurer ‚Germania': „Wer ein solches Buch schreibt, der hat vor dem Ernst der gegenwärtigen Stunde den Anspruch verwirkt, Lehrer unsrer Jugend zu sein. Wer so über die Frau denkt, ist nicht würdig, an einer Hochschule im bedrohten Westen, wo deutscher Ernst gegen französische Frivolität sich zur Wehr setzt, deutscher Mädchen Lehrer zu sein." Also weil ein Rodia-Mädchen „schon durch viele Hände gegangen", denkt Leopold von Wiese „so" nicht über eine, sondern über die Frau; denn ärgere Beispiele als jene zwei Stellen werden nicht beigebracht. Wenn er jetzt nur auch über die Frau ‚Germania' so denkt, wie sie es verdient.

**Kleingläubiger.** Es fängt an, dich ungeduldig zu machen, daß du in dem Streit um Fechenbach immer von einem Ritter-Telegramm hörst, aber seinen Wortlaut nicht erfährst. Vielleicht sei seine Veröffentlichung doch nicht so harmlos gewesen, wie wir, Fechenbachs Verteidiger, sie hinstellten. Sonst sei ja doch kaum erklärlich, daß man Fechenbach so ungeheuer schwer bestraft habe. Nun, das Ritter-Telegramm hat jetzt, in einer Broschüre des Kammergerichtsrats Freymuth (verlegt von der Neuen Gesellschaft zu Berlin) seinen geheimnisvollen Wortlaut preisgegeben. Nämlich: „Der Papst billigt ein scharfes Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien. Der Kardinal-Staatssekretär hofft, daß dieses Mal Oesterreich standhalten wird. Er fragt sich, wann es denn sollte Krieg führen können, wenn es nicht einmal entschlossen wäre, mit den Waffen eine ausländische Bewegung zurückzuweisen, die die Ermordung des Erzherzogs herbeigeführt hat, und die in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage Oesterreichs dessen Fortbestand gefährdet. In seinen Erklärungen enthüllt sich die Furcht der römischen Kurie vor dem Panslawismus. Gezeichnet Ritter." Dieses Dokument, nachdem Eisner es immer wieder in Volksversammlungen verlesen hatte, Ende April 1919 dem genfer Journalisten Payot ausgehändigt zu haben, hat Fechenbach elf Jahre Zuchthaus eingetragen. Und ein Land, das solchen Justizmord hinnimmt, bildet sich ein, daß die Welt an ihm keinen vollziehen lassen wird.

**Mitglied der Deutschvölkischen Freiheitspartei.** Seit der Berufung des Herrn Cuno sind, außer Montan- und Kohlen-Werten, in ganz unnormaler Weise Schiffahrts-Werte, insbesondere Hapag, an der Börse gestiegen. Es sei ferne von mir, diese Entwicklung mit der Tatsache, daß grade Cuno — sagen wir: regiert, in irgendeinen Zusammenhang zu bringen. Was aber hätten Sie, was hätten die Ihren angestellt, wenn die Aktien der A.E.G., solange Rathenau Außenminister war, einen derartigen Hochflug genommen hätten?

---

# Das neue deutsche Angebot von *.*

Die deutsche Reparationsnote, die am Morgen des 8. Juni das Licht der deutschen Oeffentlichkeit erblickte, nachdem das Ausland schon früher Gelegenheit gehabt hatte, sie zu bewundern, zeichnet sich, in erfreulichem Gegensatz zu frühern Noten, durch Kürze aus. Das ist ein Vorzug, der zur Nachahmung reizt.

Zunächst: Was enthält die neue Note Neues? Anzuerkennen ist die Entschlossenheit und Deutlichkeit, womit das Bekenntnis abgelegt wird, daß wir zu Reparationen verpflichtet sind, und daß alle Stände, alle Berufsklassen, alle Schichten der Bevölkerung dazu herangezogen werden müssen. Man entsinnt sich zwar dunkel, das schon einmal gehört zu haben. Neu aber ist der Plan der Eintragung einer Goldhypothek auf allen Besitz. Wie diese Zwangsumlage auf die einzelnen Schichten und Klassen verteilt werden soll, ohne daß es zu den schwersten innern Konflikten kommt, bleibt Geheimnis des Kabinetts Cuno. Und wenn das Kabinett dieses Geheimnis besitzt, so bleibt weiter Geheimnis, warum man so lange gewartet hat. Das hätte uns vielleicht die ganze Ruhrkrisis erspart. Da aber Herr Cuno persönlich so oft wiederholt hat, daß er ein ehrlicher Kaufmann ist, der nichts verspricht, was er nicht halten kann, so nehmen wir ohne weiteres an, daß das Kabinett in der Lage ist, alle diese Pläne durchzuführen, vorausgesetzt, daß sie die Zustimmung der Gläubiger, das heißt: der alliierten Regierungen finden. Danach sieht es bis jetzt nicht aus. Schon am Abend des 8. Juni lagen Pressestimmen aus dem Ausland vor, die zur Genüge beweisen, daß die Aufnahme der neuen Note so ist, wie diejenige der Note vom 2. Mai: England verhält sich abwartend, man könnte immerhin sagen: wohlwollend; Belgien lehnt kühl und ziemlich bestimmt ab; Frankreich spricht das entschlossene, brutale Nein, das es für alle diese Vorschläge gehabt hat. Das in recht anständiger, würdevoller und knapper Form zum Ausdruck gebrachte Ersuchen um Zulassung an den Verhandlungstisch einer internationalen Konferenz begegnet auf französischer und belgischer Seite der kategorischen Forderung, zunächst einmal den passiven Widerstand abzublasen.

Hier liegt leider der Schlüssel zur Behebung der schlimmsten Schwierigkeiten vergraben, und je länger er vergraben liegt, desto mehr rostet er. Und er wird im Laufe der Zeit möglicherweise so verrosten, daß er gar nicht mehr brauchbar sein wird. Es stehen hier zwei Behauptungen einander schroff gegenüber. Die deutsche Regierung behauptet, der Widerstand sei nicht von ihr hervorgerufen und organisiert worden, sondern entspringe dem Willen der Bevölkerung, auf den das Kabinett in Berlin keinen Einfluß habe. Ohne peinliche Erinnerungen an einen „Chiffrierfehler" in der Uebermittlung der Note vom 2. Mai wecken zu wollen, muß man doch sagen, daß es kein Beweis für die Stärke einer Regierung ist, wenn sie wirklich keinen Einfluß auf eine solche Monate dauernde politische und wirtschaftliche

Aktion hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß jeder Streik zusammenbricht, wenn die Streikkassen erschöpft sind und keine Streikgelder mehr bezahlt werden können, wie auch jeder Krieg aufhört, wenn die Kriegskassen erschöpft sind. Der passive Widerstand ist nichts andres als ein etwas modifizierter Streik. Alle Folgerungen bleiben dem Leser überlassen. Das Ausland hat sie längst gezogen. Degoutte und Tirard sollen, wie aus Paris gemeldet wird, Vorschläge darüber machen, was die deutsche Regierung zu tun habe, um den passiven Widerstand aufzugeben (oder aufzuheben). Wird man nun einen Beschluß des Kabinetts verlangen oder vielleicht einen Beschluß des Kabinetts und des Reichstags und seine Bekanntgabe im Ruhrgebiet? Wir möchten nicht in Einzelheiten gehen, um nicht dem Gegner Material in die Hände zu spielen oder gar ihm praktischen Rat zu erteilen. Die Regierung selbst sollte das Praevenire spielen und nicht auf den Zwang warten.

Man hoffe nicht auf den moralischen Beistand der englischen Regierung, denn heute ist die Reparationskrise nicht eine Frage der politischen Moral und auch nicht eine wirtschaftliche Frage, sondern ein völker- und massenpsychologisches Problem, ein politisches Problem. In unlösbarer Verbindung damit stehen allerdings eine Menge wirtschaftlicher Fragen. Vor allem Fragen der Finanzgebarung des Deutschen Reiches. Das Kabinett Cuno wird sich bei allen Maßnahmen, die es in diesen Tagen zu treffen hat, vergegenwärtigen müssen, daß es ins Amt gekommen ist bei einem Dollarstand von etwa 7000. Bei Veröffentlichung der Ergänzungsnote war der Dollar an nahezu 80 000. Wie er stehen wird, wenn diese Erörterungen erscheinen, läßt sich noch gar nicht absehen; vielleicht ist er wieder etwas gesunken, vielleicht steht er an 100 000. Dafür sollte man nicht einfach die Spekulation verantwortlich machen. Das ist eine billige Ausrede. Das lawinenartige Anwachsen des Papiergeldumlaufs, der schwebenden Schuld redet eine zu deutliche Sprache, als daß man mit solchen Argumenten auf die Dauer arbeiten könnte. Mit dialektischen Künsten ist heute nichts mehr getan: es muß gehandelt werden. Vor allem darf sich die Sozialdemokratie ihrer Verpflichtung, aktiv in den Gang der Ereignisse einzugreifen, nicht entziehen. Kann das Kabinett Cuno der furchtbaren Schwierigkeiten nicht mehr Herr werden, so muß ein anderes Kabinett heran, und die Sozialdemokratie muß helfen, ein solches Kabinett zustande zu bringen, auch wenn sie selbst nicht miteintritt. Sie muß dann wenigstens die Parteien, die die gegenwärtigen Schwierigkeiten, wo nicht hervorgerufen, so doch zu solcher Höhe haben anwachsen lassen, dazu zwingen, den Stier bei den Hörnern zu packen. Gelingt das nicht, so stehen wir vor einer Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, deren Folgen gar nicht abzusehen sind.

*

Als dies hier geschrieben wurde, war Herrn Cunos Rede aus Münster noch nicht nach Berlin gedrungen — sonst hätte man anders geschrieben. Einen Kommentar zu dieser Rede muß sich versagen, wer nicht mit dem Gesetz zum Schutze der Republik (alias Presseknebelungsgesetz) in Konflikt zu geraten wünscht.

# Agrarisches von Moritz Heimann

Den Gegensatz zur bourgeoisen Lebensanschauung bildet nicht die proletarische, sondern die agrarische.

Die proletarische ist selbst nur, und nicht etwa durch allmähliche Verderbnis, sondern von Hause aus, eine bourgeoise, ein Spezialfall von ihr, enger als sie, unvergleichlich redlicher, von tieferer Leidenschaft und, weil es für den Blinden kein Schielen gibt, vor Heuchelei bewahrt.

Daß das wirtschaftliche Gefüge einer Zeit ihre Ideen bestimmt, ist eine Theorie, die als solche schon durch ihre Fruchtbarkeit gerechtfertigt wird, und um dieser Fruchtbarkeit willen leidet sie weniger darunter, daß Gegner sie bekämpfen, als daß Anhänger sie kompromittieren. Dies geschieht, wenn sie bis zu dem Grade wörtlich genommen wird, als ob die Zeit nur so ein Schneidemesser wäre, das von einem imaginären Stroh die Ideen als Häcksel niederrieseln ließe; wenn sie, zum Beispiel, in plumper, mechanischer Direktheit Schopenhauers Pessimismus mit Verachtung der widersprechenden Chronologie, nämlich mit Vertauschung der produktiven Jahre Schopenhauers und der seines durchgesetzten Ruhmes als das „geistige Abbild des Bürgertums, das, erschreckt durch den Lärm der Waffen, sich zitternd wie Espenlaub auf seine Rente zurückzog . . ." erklären zu können glaubt. Das ist ein Quiproquo, durch welches das Problem bis zur Fälschung verschoben wird, und würde eine Unredlichkeit heißen müssen, wenn es nicht selbst ein Ausdruck des selben bourgeoisen Denkens wäre, dem es mit Redlichkeit bemüht war auf die Schliche zu kommen.

Die bourgeoise Anschauung, das ist nicht einfach die kapitalistische, als welcher sich zu entziehen es an Edelmut, Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit zu keiner Zeit ganz und gar fehlen kann; sondern es ist die, bewußt und unbewußt, von dem Aufschwung der Fabriken, Manufakturen und Industrien hergeleitete. Sie gewahrt mit Erstaunen und allmählichem Triumph, daß viel, daß immer mehr von dem, was den Menschen, einem Volke, einer Gesellschaft not tut, „gemacht" wird; sie erleidet daran eine des großartigen Stolzes nicht entbehrende Stärkung, aber auch Verholzung des Willens; und sie gibt das Wachstum für den plausiblern Begriff der Vermehrung hin.

Indem der orthodoxe Sozialismus seiner Kritik der Gegenwart und seinem Aufriß der Zukunft die Verhältnisse der Industrien zu Grunde legte, war auch er im Banne der neuen bourgeoisen Anschauung und hat sie deshalb nicht besiegen, sondern nur in zwei Aeste gabeln können, von denen jeder an dem andern rivalisierend sich kräftigte und üppiger in die Höhe schoß. Bourgeoisie und Proletariat sind nicht die zwei Hälften der Menschheit, sondern sie gehören zusammen, sie machen zusammen erst eine Hälfte aus — und nicht einmal die Hälfte. Jetzt endlich beginnt die Selbstbeschwichtigung der Sozialdemokratie, daß auch, wenn Alles so weit wäre, die Landwirtschaft ins Schema zu bringen und womöglich in die berühmte Expropriation der Expropriateure zu bequemen sein würde, unsicher zu werden; und immer öfter liest man in sozialistischen Zeitschriften

Aufsätze, die wörtlich in agrarischen stehen könnten. Das ist eines der wichtigsten und eines der hoffnungsreichsten Zeichen unsrer lebendigen Unruhe — und es ist zugleich das Eingeständnis der sozialdemokratischen Niederlage.

Ein indirektes, versteht sich. Das direkte würde ja schon technisch undurchführbar sein, auch wenn es psychologisch nicht absurd wäre; und überdies braucht eine Niederlage noch nicht den verlorenen Krieg, ein verlorener Krieg noch nicht die verlorene Zukunft zu bedeuten. Für eine so gewaltige Bewegung wie die sozialdemokratische ist nicht weniger als für ein Volk die gute Zuversicht eine Pflicht; für beide sind Niederlagen keine Widerlegung; aber beide müssen sich vor dem verhängnisvollen Irrtum hüten und, wenn es an der Zeit ist, mit kräftigen Mitteln schützen, die Hoffnung immer wieder auf den alten, wohlbekannten, bisher scheinbar einzigen, doch nun verschütteten Weg aussenden zu wollen: und nicht nur Deutschland wird von woanders herkommen, als wohin alle Augen, die stieren und die wahrhaft sehnsüchtigen, ausschauen.

Ueber den Hamburger Kongreß, so gewiß er nicht vergeblich war, lag eine nicht zu bannende Melancholie; man las die Berichte in einer Stimmung, als läse man den ‚Florian Geyer', es war, als ob Alle wüßten, daß die Internationale bestenfalls nur eine Defensivstellung bedeuten würde — und was nun? Die Kunze von der Mühlen nehmen den Schluß des Dramas vorweg und rufen zum Fenster hinaus: „Sassa! Der Florian Geyer ist tot!" — sie werden sich an seinem Schwerte schneiden.

Denn in ihrem Vorwitz sind sie der ungeheuern Paradoxie nicht gewachsen, daß zwar die Sozialdemokratie schwach ist, die Arbeiter aber, als eine ihrer selbst bewußte Klasse, stark sind wie je, und eher noch stärker als je. Das sehen und verstehen sie nicht und lassen sich weder warnen noch belehren. Wunders was, glauben sie, habe sich ereignet, daß Theorien und Richtlinien, die auf die Namen Marx und Engels zurückführen, ihre Ohnmacht erleiden, und betrügen sich darüber, daß eine unerschütterte und unerschütterbare Macht, von denselben beiden Männern geschaffen, reale Tatsache ist.

Auch die Arbeiter selbst wissen nicht um diese Paradoxie. Sie stehen verlegen, verwirrt, vertrotzt vor dem Widerspruch, daß sie stark sind in ihrer Einigung und grade von dem Wichtigsten nichts zu leisten vermögen, um dessentwillen ihre Einigung vollzogen wurde. Es wird Kampf und Krampf kosten, von schwerer Art und langen Jahren, ehe sie erkennen, daß es mehr als einen Sozialismus gibt.

Durchfliegen wir die Geschichte an dem Leitfaden, den die sogenannte materialistische Geschichtsbetrachtung uns in die Hand gibt, und der unter andern Vorzügen den einzigartigen hat, daß er nicht abreißt, so sehen wir von den zwei Komponenten des modernen Sozialismus die eine als logisch und notwendig, die andre als dogmatisch an. Die Arbeiter treten bewußt als Klasse und mit dem Anspruch der Klasse auf, das ist logisch und notwendig. Der wirtschaftliche Ausdruck dieser neuen Gesellschaftslage werde der kommunistische Sozialismus sein, das ist ein Sprung ohnegleichen; es ist ein ideologisches Dogma und

hat als solches eine grandiose Wirkung getan — nichtsdestoweniger ist es ein Sprung. Die Unterschiede zwischen allen bisherigen, einander ablösenden Wirtschaftsformen sind winzig gegenüber dem, der zwischen der gesamten Vergangenheit und dieser verzückt geschauten Zukunft klafft; ja, es handelt sich nicht einmal um einen Unterschied dem Grade nach. Denn alle jene Wirtschaftsformen und ihre Kämpfe hatten das eine Prinzip gemeinsam: Menschen wollen sich selbst und Dinge besitzen; — darüber hinaus führt kein Schritt, sondern ein Sprung, und den verweigert auch in diesem Falle die Natur.

Es gibt mehr als eine Art von Sozialismus. Daß, zum Beispiel, unter Umständen der Staat eine ist, konnte man zur Genüge deutlich aus dem Angebot der Industrie erfahren. Ein sehr kluges, ein sehr törichtes Dokument. Was kann geschickter sein als die Einleitung, die durch das einfache Mittel einer überflüssigen und unerbetenen Belehrung den Lenker der Politik deklassiert, zu einem Manne, der Anweisungen empfängt — und was kurzsichtiger als der Schluß, der die Karten aufdeckt! Für Kapitalisten ungebrochenen Triebes ist der Staat nach außen hin ein Beauftragter, und im Innern Polizei; Alles, was er mehr sein will, galt ihnen früher als störender Zwang im allgemeinen, heute als Sozialismus. Nie werden sie darum Politiker werden; und weil sie es nicht sind, bringen sie es nicht dazu, die augenscheinliche Ohnmacht der Sozialdemokratie mit der ebenso augenscheinlichen Macht der Arbeiter in einen und denselben Blick zu fassen. Von den beiden Phaenomen sehen sie nur das ihnen erwünschte und glauben die Zeit gekommen, es zu benützen. Sie werden sich schneiden.

Die Sozialdemokratie ihrerseits leidet, aus dem entgegengesetzten Grunde, gleichfalls am Staat: sie ist ihm, in der gleichen zentralistischen Tendenz, zu ähnlich. Das macht ihr ein Unbehagen, eine nervöse Scheu vor Mißdeutung, vor Verwechselung und Verwischung, und schon um sich intakt zu erhalten braucht sie den Hintergrund der Internationale. Aber nun spürt sie in allen Gliedern die dumpfe Pein, daß die Internationale ihr zum schöpferischen Tun wahrscheinlich nicht helfen wird, und überrascht erlebt sie es in jeder zugespitzten Situation, daß sie zu selbstloserer, hilfreicherer Nationalität gezwungen ist als jede andre Volksgruppe. Was sie aber erlebt, das wird sie über kurz oder lang auch denken müssen, so will es ja ihre eigne Lehre.

Aus dieser Lage erklärt es sich nicht als Zufall, sondern als Symptom, daß immer mehr Sozialisten angefangen haben, agrarische Probleme zu gewahren, ernst zu nehmen und zu behandeln. Dem feierlichen orthodoxen Bekenntnis zum Trotz läßt sich die Einsicht nicht mehr abweisen und abspeisen, daß dieses Volk, in das man hineingeboren ist, kein Provisorium, keine Abzahlung — kein Hindernis bedeutet, sondern das zugewiesene Arbeitsfeld. Wer aber Deutschland sagt, mit welcher Betonung immer, der kann sich nicht blind stellen davor, daß ein Drittel seiner Menschen im Ackerbau lebt. Deutschland, ach was, ist ein Industriestaat — damit ist es im alten Sinne vorbei; nicht zuletzt die Arbeiter wissen heute, was jedes Pfund Brot mehr,

im eignen Lande erzeugt, ihnen zugute wiegt. Denken wir an den Kampf um die Schutzzölle zurück, als an ein sehr einfaches und um so lehrreicheres Schema. Der Schutzzoll verteuert das Brot über den Preis des Weltmarkts hinaus, also ist er zu verwerfen; der Schutzzoll ist nötig, um den inländischen Ackerbau bei Gedeihen zu erhalten, also ist er durchzusetzen: ein Dilemma. Der Konsument als solcher hat ein Recht auf das möglichst wohlfeile Brot; doch als Glied der Gesamtheit hat er ein Interesse daran, daß die Landwirtschaft prosperiere: schon löst sich das Dilemma. Der Konsument darf nicht, gegen seinen Vorteil, angehalten werden, den Zoll zu bezahlen; doch die Gesamtheit muß es, zu ihrem Vorteil. Also bezahlt der Staat den Zoll, und das bedeutet, über leicht zu erkennende Zwischenglieder, die Verstaatlichung des Getreidehandels. Damals noch nicht, aber heute schon ist das Sozialismus — und es wird nicht mehr lange dauern, bis ein neuer Graf Kanitz auf der „linken Seite des Hauses“ aufsteht.

Indessen, eine veränderte Taktik gegenüber den agrarischen Verhältnissen würde nichts besagen, eine veränderte Politik wenig. Wessen der Sozialismus bis in Saft und Blut hinein bedarf, das ist ein fast anonymes Element. Wir wollen hier nicht poetisch werden, nichts vom Mysterium des Wachstums sagen, vom Säen auf übermorgen, vom wechselseitigen Durchdringen von Arbeit und Himmelsglück. Andrerseits wollen wir uns sehr in Acht nehmen, nicht von Landwirten zu reden, wenn wir Landwirtschaft meinen, und umgekehrt; diese Volte wird immer wieder geschlagen. Gibt es nicht zu denken, daß kein Beruf in so hohem Grade wie der des Landwirts zur vielseitigen Intelligenz praedestiniert und trotzdem so rückständig ist? Vielleicht wird seine Intelligenz allzu unmittelbar und restlos von der Praxis aufgesogen, sodaß kein Ueberschuß mehr da ist, sich vagabondierend zu versuchen; womit es denn auch zusammenhinge, daß der größte Reformator der Landwirtschaft, Thaer, nicht in ihr geboren, sondern eines Arztes Sohn und selbst Arzt war.

Wem aber klar ist, daß die aufbauende Arbeit von Deutschland langsam und auf lange Sicht zu geschehen hat und durch Beschlüsse und Gesetze von heut auf morgen nicht getan ist, der ist für sein Teil rückständig genug, wenn er die Rückständigkeit „des Landes“ nur immer wieder, mit Erbitterung oder Resignation, konstatiert. Insbesondere sollten die Sozialisten, von ihrer eignen Geschichtsauffassung her, aus ihrem notgedrungenen Nationalismus, ohne innern Widerstand lernen, daß das bourgeoise Vorurteil gegen „das Land“ Tatsachen mißachtet, wie jeder andre Vogel Strauß. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist zu sehr Tatsache, als daß man hoffen dürfte, ihn durch den Primat der Stadt zu entscheiden — den Primat der Fabrik, des zentralen grünen Tisches und der Bureaukratie. Nachdem seit den Steinschen Reformen vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit, die Entwicklung der Städte unsre Zivilisation bestimmt hat, ist die Lage von Grund aus verschoben. Die Stadt von heute ist nicht mehr die von damals. Sie ist mit sich selbst so ins Gedränge gekommen, daß sie in ewiger Asymptote nur immer Fehler mit Fehler ver-

bessern kann. So wenig wie ein berliner Pfarrer Seelsorge treiben kann, sondern entweder ein Agitator oder durch ein Grammophon ersetzbar wird, so wenig kann die große Stadt, und sie ist das Modell für jede, eine neue Schule, eine neue Rechtspflege schaffen

Vom Dorf her ist die neue Schule, die neue Rechtspflege und der eine Strom, von zweien, der neuen Verwaltung, möglich; hierzu müßte jeder Sozialist Verwandtschaft fühlen, der von den Betriebsräten praktischen Sozialismus erhofft und erwartet. So abenteuerlich es sich anhören mag: Dorf, Betriebsrat und — Goethe, diese Drei ziehen am selben Strang; vielleicht ziehen sie einmal die Glocke in Schwung.

---

## Die neue National-Galerie von Adolf Behne

Aufgabe eines National-Museums ist es, die künstlerische Tradition des Landes sichtbar zu machen und zu überliefern (Louvre, Prado). Unsre National-Galerie hat eine viel schwierigere Aufgabe. Eine lebendige Tradition der deutschen bildenden Kunst existiert in keinem Bewußtsein. Es wäre Aufgabe eines Deutschen Museums, das Bewußtsein einer deutschen Tradition, das heißt: eines gemeinsamen Willens der Generationen vorzubereiten, die Elemente dieses einheitlichen Willens aufzusuchen, zu sammeln, Tradition allmählich zu schaffen. Das Kaiser-Friedrich-Museum tut wenig, um für die ältere Zeit die Arbeit zu fördern. Die National-Galerie steht also nahezu vor einer Unmöglichkeit, da ihr Bereich erst sehr spät, mit dem Termin 1800, beginnt. Dennoch: sie muß mit der Arbeit vorangehen.

Ludwig Justi hat seine Neuordnung der National-Galerie jetzt zu Ende geführt. Die Voraussetzungen, Materialien seiner Arbeit waren eine Riesenzahl von deutschen Bildern aller Grade bis zum seichtesten Dilettantismus und eine Reihe von Räumen, die in der Mehrzahl schlecht, ja unbrauchbar sind.

Die Aufgabe läßt sich so formulieren: Jedes Bild durch seinen Platz zum Teil eines Ganzen machen. Die Planmäßigkeit bezieht sich also nicht nur auf die Musterung des Bildmaterials und nicht nur darauf, das endgültig für die Galerie aufgenommene Material an und für sich gut zu hängen, sondern sehr wesentlich darauf, daß durch den ganz bestimmten Platz innerhalb der Folge der Räume, der Wände jedes Bild seine Stellung innerhalb des Ganzen erhält — und dieses „Ganze“ kann nichts andres sein als eben die innere Struktur der neuern deutschen Malerei, die Entwicklung ihrer Tradition. Die Ordnung der ausgewählten Bilder kann also nicht so oder so in den verfügbaren Räumen vorgenommen werden — rein praktisch-technisch, sondern die gegebene Folge der Räume muß bewußt zu einem Gestaltungsmittel gemacht werden: in diesen Räumen, diesem Grundriß folgend, diese ausgewählten Bilder auf diese Weise geordnet zu sehen, ergebe ein Gesamtbild der neuern deutschen Kunst. Das bedeutet, daß Auswahl und Gruppierung von vorn herein in Beziehung sein müssen zu den gegebenen Räumen und ihrem Grundriß. Denn es ist sehr wesentlich der Platz, die Beziehung zu dem Platz der andern (und welcher?) Bilder, der das einzelne Werk aus seiner Stummheit befreit, es sprechend und wirksam macht. Wird nicht in diesem gestaltenden Sinne für jedes Bild der Platz im Hause abgewogen, so wird die

schönste „Sammlung“ niemals eine Sammlung sein, sondern ein Chaos, eine Menge bleiben. Soll die Zuordnung der gewählten Bilder eine Einheit werden, so kann sie das nur, indem sie die durch den Grundriß bestimmte Bewegung des Betrachters zu einem gleichberechtigten Faktor der ganzen Arbeit macht.

Ein Beispiel: Justi suchte für Feuerbachs ‚Gastmahl‘ einen endgültigen Platz. Er fand, daß es an der Stirnwand des Erdgeschosses, in der den Kabinetten vorgelagerten Breithalle, ruhig und gut wirke — und wer wollte bestreiten, daß diese Stelle unendlich viel besser sei als die frühere im hohlen Treppenhause? Aber auf diese Weise kommt Feuerbachs ‚Gastmahl‘ zu einem Platz, der ihm im Ganzen keineswegs gebührt. Es ist — von den sonderbarerweise stehengelassenen schlechten Plockhorst-Bildern des alten Kaiserpaares und Steffecks bedeutungsloser Schlachtenmalerei abgesehen, die an dunklen oder abseitigen Stellen so gut wie untergehen (aber sollte man solche Plätze nicht lieber leer lassen, als sie durch Bilder vierten, fünften, sechsten Ranges füllen?) — das erste Bild, das die Galerie dem Besucher darbietet. Und es wird sehr nachdrücklich dargeboten. Wir müssen gegen diese Anordnung Einspruch erheben. Es scheint uns bedauerlich, daß an der Stelle, die den ersten Eindruck in diesem Hause vermittelt, eine blasse aesthetische Künstlichkeit statt einer stärksten Lebendigkeit steht.

Der Vorgang ist typisch: Justi suchte für eines der berühmtesten Bilder der Galerie einen günstigsten Platz — und indem er es an diesen stellt, erreicht er, daß der erste Eindruck von deutscher Kunst falsch ist! Da nun das ‚Gastmahl‘ schon in der Mitte der Wand hängt, müssen rechts und links kleinere, aber unter sich gleich große Feuerbachs hängen: das ‚Ricordo da Tivoli‘ und das ‚Konzert‘, zwei innerlich trauervolle Beispiele eines deutschen Edel-Akademizismus, die durch die feierliche Art der Darbietung also immer weiter jede gesunde Auffassung von Kunst sollen erschweren helfen. (Am dekorativen Symmetrie-Schema haftet Justis Hängen durchaus. Troyons Tierstück gehört, auch wenn es weitaus das größte Format des Franzosen-Saales ist, niemals in die Mitte der besten Wand, von wo aus es die ‚Medea‘ des Delacroix, die wichtigste Neuerwerbung Justis, in die Ecke drängt.) Dieser Empfang ist wirklich eine bittere Enttäuschung. Durch die falsche Placierung Feuerbachs — falsch, weil nicht in Rücksicht auf das Ganze vorgenommen — bekommt die Entwicklung der Galerie von Anfang an eine schiefe Tendenz, die Tendenz zum verkappten Akademizismus. Nach unserm Dafürhalten hätte man — umgekehrt wie hier geschah — von der grundlegenden Wichtigkeit eben dieser Wand innerhalb des Ganzen ausgehen müssen. Das ‚Gastmahl‘ paßt nur der Größe nach hierher — und das ist kein Anspruch. Hierher mußte ein Werk, in dessen Lebendigkeit aller mögliche Reichtum unsrer Kunst leuchtet — auch wenn sein Format weniger gut paßte. Hier mußte der künstlerische Maßstab gegeben werden für alles Kommende, und es mußte die Möglichkeit geschaffen werden, von dieser Stirnwand aus die ganze Entwicklung abzurollen, so wie sich ja von hier aus faktisch die Räume entwickeln. Vom ‚Gastmahl‘ aus kann man das deutsche Bildungsphilisterium aufrollen, aber nicht das Beste der deutschen Malerei. Das ist wahr: wenn man etwa die ‚Ruderer‘ des Hans von Marées hierher gehängt hätte — wie ist jetzt gegen alle

Wahrheit Marées schlimm in den Hintergrund gedrückt! —, so wäre der Platz nicht voll ausgenützt worden. Nur daß das Bild des Marées einen Raum künstlerisch beherrscht, der reichlich größer ist als jener, den Feuerbach — füllt. Und zudem: es gibt ja Mittel, Flächen zu proportionieren, und ein ausgezeichnetes Mittel hat Justi selbst — vorübergehend — im Ersten Cornelius-Saal gezeigt. Als dieser Raum noch nicht fertig war, trug er die Riesenwände, auf denen die Salonbilder immer nur schwimmen werden, mit Papierfetzen verschiedenster Farbe beklebt — Zeitungsbogen, Packpapieren. Die Zufalls-Wirkung war ausgezeichnet und hätte einen Hinweis geben können, derartige Wirkungen bewußt in den Dienst der Wandabstimmung zu stellen. Es zeigte sich hier, zum Beispiel, daß es gar nicht erforderlich ist, die Wandfarbe eines Raumes einheitlich durchzuführen, am wenigsten bei derartigen Dimensionen, und daß durchaus die Möglichkeit besteht, die Farbe — nicht willkürlich, sondern in funktionaler Beziehung zu den Bildern — zu wechseln.

Wieviel hat nun Justi durch seine Neuordnung der Galerie beigetragen, eine Tradition der deutschen Malkunst wenigstens vorzubereiten?

Für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat er viel Gutes, ja Ausgezeichnetes geleistet. Die Räume im obersten Stockwerk: Nazarener, frühe Berliner, Düsseldorfer sind hervorragend gut — mit manchen höchst erfreulichen Ueberraschungen. Der Raum für Kaspar David Friedrich ist freilich mißlungen, weil dieser Saal für diesen Maler geographisch falsch ist. Vorbildlich im Mittelgeschoß die Kabinette Raysky, Waldmüller, Spitzweg, Gärtner. Der große Krüger-Raum mit den neuen Paradebildern, die mit Menzels ‚Hochkirch‘ Justi der Galerie gesichert hat, war in seiner ersten Fassung ein Meisterstück — schade, daß jetzt Justi die vielen kleinen Bilder hereingenommen hat! Ein großes bedauerliches Versäumnis ist aber zu korrigieren: in der Darstellung Karl Blechens ist der gute Wille zu schnell erlahmt. Blechen bedeutet für die Tradition der deutschen Malerei im neunzehnten Jahrhundert einen besonders kostbaren Schatz, der auch hier wieder ungehoben blieb. Blechen ist mit einer ganzen Reihe von Arbeiten ausgestellt, doch spürt man, daß hier nur kühle Hochachtung am Werke war.

Es würde zu weit führen, die Neuordnung Saal für Saal durchzusprechen. Je mehr der Gegenwart zu, umso anfechtbarer wird im Allgemeinen die Leistung. Die Höhepunkte sind nicht, räumlich und darstellerisch herausgehoben; viel zu sehr — trotz mancher Ansätze zu einer historischen Gliederung — bleibt ein illustratives Chaos. Warum fünf Lugos, warum die ‚Salontiroler‘, warum sogar wieder Anton von Werners blöden Kriegskitsch ausgraben?! Man könnte gewiß auch diesen Kitsch ausstellen, müßte dann aber den Mut zum Merz-Gedanken haben! (Aus den Bildern eines Museums und seinen Sälen ein Ganzes, ein neues, einheitliches Kunstwerk zu gestalten, ist übrigens durchaus „Merz“. Vergleiche, was Kurt Schwitters im ersten Heft seiner Zeitschrift ‚Merz‘ schreibt:

„Es ist im Kunstwerk nur wichtig, daß sich alle Teile auf einander beziehen, gegen einander gewertet sind.“

„Und ist die Arbeit noch so schlecht,
Merz macht schon Alles recht.“)

Warum sieht die Galerie konstant an Adolf Hölzel vorbei? Unhaltbar ist das Mißverhältnis zwischen Karl Haider und Hans Thoma. Man hänge doch einmal diesen herrlichen Frauenkopf Haiders (aus dem Durchgang!) neben einen Kopf von Thoma, der, gegen die Wirklichkeit, zum „deutschen Meister" gekrönt werden soll.

Manche Lücke wird kaum je ausgefüllt werden können, zum Beispiel: Runge, Wasmann. Wäre es nicht richtig, daß die großen Galerien unter einander in einen Austausch träten? In die berliner National-Galerie gehört ein Runge. Wenn nun Hamburg der National-Galerie ein oder zwei Bilder Runges dauernd liehe, so könnte es von uns manches erhalten, was ihm noch je zu erwerben schwer fallen dürfte. Muß man Museen wie Geldschränke behandeln? Es kommt ja nicht so sehr darauf an, was die Museen besitzen, als was sie vermitteln. Und das kann durch Austausch sehr gefördert werden, besonders wenn er international würde. Zum Beispiel wäre es herrlich, einmal eine Kollektion russischer Ikone im Kaiser-Friedrich-Museum zu sehen.

Justis National-Galerie bringt Vieles, das rückhaltlos anerkannt werden darf. Die notwendige Arbeit zur Vorbereitung einer deutschen Tradition stellt sie bisher nur unvollkommen dar, wobei die unendlichen Schwierigkeiten des Hauses sicherlich einen großen Teil der Schuld tragen.

---

# Ein Wucherer von Alexander Puschkin

*Nach Dante*

Und weiter gingen wir. Mir wurd' es nicht geheuer:
ein Teufelchen, den Huf geklemmt unters Gesäß,
briet einen Wucherer am Spieß im Höllenfeuer.

Es tropfte glühendheiß sein Fett in ein Gefäß,
und prasselnd schmorte er in der verfluchten Hitze.
Und ich: Sag', welch ein Sinn ist der Tortur gemäß?

Da sprach Vergil: Mein Sohn, das ist von tiefem Witze:
das Blut der Menschen sog er unbarmherzig aus,
und schwitzen ließ er sie und trieb sie auf die Spitze —

und wärmte sich daran in seinem warmen Haus.
Da brach der Sünder aus in gellende Gebete:
„O werft, Ihr Teufel, mich doch in den Schnee hinaus!

O, daß ich nicht ertrank im kalten Strom der Lethe!
Ich büß' hundert Prozent! Das ist mehr als genug!"
Dann platzte er ganz laut. Und ich, verlegen, drehte

mich weg, da spürte ich — o Gott — einen Geruch,
als wäre irgendwo ein faules Ei zerbrochen,
als hauchte mir die Pest ins Antlitz ihren Fluch.

Ich hielt die Nase zu, kaum daß ich es gerochen —
da riß der Führer mich und rannte, schneller, schneller,
und, ohne daß wir Zwei auch nur ein Wort gesprochen,

hielten wir keuchend still in einem leeren Keller . . .

*Nachdichtung von Sigismund v. Radecki*

# Über die Liebe

Im Welt-Verlag zu Berlin erscheint nächstens ein Buch mit dem kurzatmigen Titel: ‚Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito und seiner Jünger: Monsieur Delhaie, Mister Cool, Karl Schmidt, Ercole Bambucci, Alexej Tischin, Ilja Ehrenburg und des Negers Ayscha in den Tagen des Friedens, des Krieges und der Revolution in Paris, Mexiko, Rom, am Senegal, in Moskau, Kineschma und andern Orten, ebenso verschiedene Urteile des Meisters über Pfeifen, über Leben und Tod, über Freiheit, über Schachspiel, das Volk der Juden und einige andre Dinge.‘ Als Herausgeber zeichnet, da der Meister am 12. März 1921 gestorben ist, der Jünger Ilja Ehrenburg. Die Uebersetzung stammt von Alexander Eliasberg. Hier folgt eine Probe.

Böse Zungen behaupteten, Jurenito sei ein Wüstling, er schände kleine Mädchen und führe in einem eignen Schrankkoffer irgendein Monstrum, ein Halbweib, das er auf einem Berggipfel der Anden gefunden habe, zur Befriedigung seiner unmenschlichen Wollust mit sich. Dies Alles ist eine gemeine Lüge. Von der fleischlichen Liebe und der Leidenschaft sprach der Meister immer ruhig, rein und leicht, ohne Befangenheit, ohne Pausen, ohne zu kichern und ohne lüsterne, speicheltriefende Worte. Die gleiche Aufmerksamkeit schenkte er einer Schülerin der fünften Klasse, deren Busen unter der Schürze erst keimte, und die ihn verschämt um ein Autograph für ihr Poesiealbum bat, und dem großartigen Schauspiel der Paarung rotäugiger Rinder.

Als er einmal zufällig an einem Stier vorbeiging, der sich voll Wut und Qual über eine Kuh gestürzt hatte, nahm der Meister seinen Hut ab und antwortete auf den verständnislosen Blick des Mister Cool: „Ich wiederhole nur Ihre langweilige, konventionelle Geste. Ziehen Sie auch den Hut, Mister Cool! Wenn man schon seinen Kopf entblößen soll (was übrigens auch hygienisch ist), so nicht vor den verblichenen Schönen mit goldenem Heiligenschein, nicht vor einer Leiche, die schon zu riechen anfängt, inmitten welker Blumen, sondern vor dieser Gebärde des Ackerers, der die harte Scholle aufreißt, vor dieser in Schmerz geworfenen Saat, vor dem Schweiß, vor dem Blut, vor dem Leben.“

*

Ich erinnere mich, wie Jurenito einmal unserm Missionar, als er ihn des Morgens im Garten traf, sagte: „Mister Cool, gestern abend fand ich auf meinem Nachttisch eine schmutzige und gemeine Broschüre. Ich beobachte in meinem Zimmer die höchste Reinlichkeit, schlafe immer bei offenem Fenster, denn ich liebe die frische Luft, und kann derartige Dinge nicht dulden. Seien Sie so gut, Ihre Tätigkeit an einen Ort außerhalb meines Schlafzimmers zu verlegen.“ „Sie scherzen wohl? Ich habe Ihnen nur das bedeutende und hochmoralische Werk unsres jungen Predigers Hail: ‚Vom Eheleben nach der Lehre des Apostels Paulus‘ hingelegt.“ „Ich meine eben diese schlüpfrige Literatur. Früher gab es Staubfäden und Stempel, Böcke und Ziegen, Jünglinge und Mädchen. Dann kamen Ihre Apostel und Propheten, Kirchenväter und Kastraten, erklärten das Große für schändlich, das Würdige für kaum erlaubt und erfanden die himmlischen Strafen, das ekelhafte Geflüster in verborgenen Ecken und die speicheltriefende Andacht vor der ‚Reinheit‘, das

heißt: vor der Kraftlosigkeit. Statt des ersten Menschen, der im Frühjahr ein lustiges Weib in das Gras warf, stellten sie im Hinterhof, irgendwo neben dem Abtritt ein Bett auf, auf dem der Mensch mit Rücksicht auf seine menschliche, das heißt: gemeine, elende Schwäche, mit Genehmigung der sündlosen Kirche mit seiner legitimen Gattin schlafen darf. ‚Heiratet lieber nicht', rief Ihr Lieblingsapostel. Haben Sie schon darüber nachgedacht? Zeugt lieber keine Kinder! Man hat den Kultus der Mutter errichtet, hat ihre Brust mit einem Heiligenschein umgeben, sie in den Tempel geführt, aber den Weg zu diesem Tempel mit Schmutz begossen und von den Mönchen bespucken lassen. Natürlich konnten sie nicht die ganze Menschheit kastrieren — dazu reichte ihre Gewalt nicht —, und darum wurden sie ‚tolerant'. Wundern Sie sich nun nicht, wenn die Welt nach alledem zu einem großen ‚Toleranzhaus' geworden ist. Sie haben verkündet: ‚Das Fleischliche ist schlecht', und Millionen haben daran geglaubt. Sie haben Büßerhemden angezogen und sich einer ganz aussichtslosen Beschäftigung gewidmet: sie denken Tag und Nacht nur daran, wie sie den Stöpsel in der Flasche mit kohlensauerm Wasser zurückhalten könnten. Die erwärmte Flüssigkeit treibt aber immer stärker den Stöpsel hinaus. Wo, in welchem Lupanar denkt man so viel an die Fleischeslust wie in der Zelle des Asketen oder in der Kammer der Alten Jungfer? Sie denken daran, ohne es selbst zu wissen, mit ihrem Körper, in ihrer Ermattung, in der Sehnsucht nach der ewigen Jungfrau oder dem himmlischen Bräutigam. Die Andern — die Meisten — sagen sich aber: Gut, soll es gemein sein. So wurde das, was ein herrlicher Tempel werden konnte, zu einem Abladeplatz für Fäkalien. Statt des schönen Mythos haben sie ein Zigarettenetui mit doppeltem Deckel: auf dem äußern Deckel ist eine Landschaft oder ein Vergißmeinnichtsträußchen, und auf dem innern, geheimen, für die Freunde bestimmten — etwas gar nicht Schönes. Dieses Zigarettenetui, das heißt, verzeihen Sie: Ihr moralisches Büchlein, Mister Cool, mußte ich mit Rücksicht auf Reinlichkeit und Hygiene eiligst aus meinem Zimmer entfernen."

*

Der Meister haßte das Institut unsrer Ehe, dem er sogar die moderne Prostitution vorzog. Auf diesem Gebiete hatte er einige heftige Zusammenstöße. So kam einmal zu uns ein Bekannter Jurenitos, ein gewisser Vicomte Lenideau, heftig erregt und mit dem Stock fuchtelnd. Nachdem er die letzten Reste seiner Erbschaft im Kasino von Biarritz verspielt und alle denkbaren und undenkbaren Schulden gemacht hatte, lernte er eine alte Amerikanerin, eine Miß Hops, kennen, die nach Liebe, zärtlichen Geständnissen und einem Wappen auf der Visitenkarte dürstete. Das Weitere ist klar, und es ist nur noch zu bemerken, daß Miß Hops von einer ganz ungewöhnlichen Häßlichkeit war, sodaß ihr Gesicht an etwas ganz andres, schamlos Entblößtes erinnerte, damit aber eine nicht weniger ungewöhnliche Leidenschaftlichkeit verband und von ihrem Verlobten ganz ungeniert am Strande verlangte, er möchte sie bald um die Taille nehmen, bald ihren Busen berühren. Als die Hochzeitsanzeige eintraf, war der Meister tief betrübt und um die Zukunft des Paares besorgt. Er ging nicht zur Hochzeit, schickte aber als Geschenk ein großes, hübsches Tuch mexikanischer Provenienz und

einen Auszug aus dem ‚Kalender für Landwirte' über die Methoden der Paarung eines Hengstes mit einer Eselin. Dem Hengst zeigt man in solchen Fällen erst eine Stute und verbindet ihm dann fest die Augen. Indem Jurenito das Tuch schickte, empfahl er die gleiche Methode zur Erreichung eines beiderseitigen Ehеglücks. Wie ich schon sagte, kam der Vicomte am Tag nach der Hochzeit zum Meister mit einem recht eindeutig geschwungenen Spazierstock in der Hand. Aber der Meister sah selbst seinen Fehler ein: „Es war unverzeihlich von mir — ich schickte Ihnen Alles außer . . . der Stute. Aber ich dachte, daß Sie hier einen großen Bekanntenkreis haben. Ich begreife Ihre Entrüstung vollkommen. Kennen Sie Mademoiselle Tonette? . ." Der Vicomte senkte den Stock, lachte und ging, nachdem er sich einige Adressen aufgeschrieben hatte.

*

Der Meister sagte: „Wenn zwei Menschen gemeinsam ein Handelsunternehmen gründen, so interessieren sie sich für die beiderseitigen Vermögen und geschäftlichen Fähigkeiten, nicht aber für die Liebe zur Poesie oder für die Geschicklichkeit im Fußballspiel. Wenn man in einem Garten einen Baum anpflanzen will, so philosophiert man nicht darüber, was die Erde sei: Staub oder ein Heiligtum, man bewundert sie nicht als Landschaft und läßt sie nicht von einem Grundstücksmakler schätzen, sondern man beachtet nur, ob sie für den Baum geeignet ist. Wenn man einen Stehkragen kauft, so läßt man sich niemals durch die schöne Farbe oder den billigen Preis verführen, eine zu große oder zu kleine Nummer zu wählen. Wenn man aber zwei Menschen zwecks Verheiratung zusammenführt, so erforscht man Alles mit Ausnahme dessen, was den eigentlichen Zweck des Unternehmens darstellt. Man stellt fest, wie groß die Mitgift der Braut ist, und wieviel silberne Löffel sie besitzt, was für ein Gehalt der Bräutigam bezieht, und ob er Aussicht auf Erhöhung hat, ob er gerne Bridge spielt, ob sie eine Leberpastete zuzubereiten versteht, ob sie einen guten Charakter haben, ob ihre Lungen gesund sind, ob sie fremde Sprachen beherrschen. Nachdem man dies Alles festgestellt hat, führt man sie nicht in ein Kontor, nicht in eine Wohltätigkeitsanstalt und nicht in ein Philologieexamen, sondern geleitet sie mit verschämt gesenkten Augen zu einem breiten, bequemen Ehebett und wundert sich hinterher über die Statistik der unglücklichen Ehen. Oh, diese Heuchler, Väter und Gatten, alle diese Allerweltskuppler, die die irdische Freude durch die abgegriffenen Aktenfaszikel der Notare schleifen, diese Makler für plombierte Ware und alle die Patres, Pastoren, Popen und Rabbiner, die zu diesen Geschäften erhabene Wörtchen flüstern — welches Lupanar wird nicht vor ihrer Anwesenheit erröten?"

*

Einmal traf es sich, daß wir in Mailand, wo wir im Hause des Abgeordneten Strecotini verkehrten, dessen Eheglück störten. Dieser würdige Mann war ein unansehnlicher Schwächling, hielt sich aber für einen wahnsinnigen Revolutionär, für einen unverstandenen Bahnbrecher. Er liebte es, in unsrer Gegenwart gegen die „Besitzerinstinkte" und die „spießbürgerliche Gesinnung" des modernen Bourgeois zu wettern, wobei er seinen Hemdkragen herunterriß, schwitzte und mit der Faust auf ein hübsches Empire-Tischchen haute. Seine Frau, eine

wohlbeleibte Italienerin, hörte diesen Reden mit einem kaum wahrnehmbaren spöttischen Lächeln zu. Dabei blickte sie immer öfter und immer zärtlicher unsern Alexej Spiridonowitsch an. Einer dieser vielversprechenden Blicke wurde vom Genossen Strecotini aufgefangen, der seine Anklagerede gegen das „verdammte Eigentum“ an der pathetischsten Stelle abbrach und seine Frau mit einem angeblich dringenden Auftrag in die Redaktion schickte.

Gegen Abend erhielt Alexej Spiridonowitsch einen Brief: „Bürger, ich hielt Sie für einen anständigen Menschen, für einen russischen Sozialisten und ließ Sie in mein Haus ein. Sie haben aber alle heiligen Sitten verletzt und sich unterstanden, zudringlich gegen meine Frau zu sein. Da ich ein Feind der spießbürgerlichen Vorurteile bin, unterlasse ich es, Sie zu einem Duell zu fordern, bitte Sie aber, sich nicht mehr in meinem Hause zu zeigen. Mit sozialistischem Gruß Strecontini.“

Alexej Spiridonowitsch erfuhr erst aus diesem Brief von den Gefühlen der Gattin des Abgeordneten, und als er am nächsten Tag im ‚Avanti‘ das Inserat sah: „Mein Engel. Beachte nicht den Tyrannen. Ich bin dein. Komm um Drei in die Galerie!“ (die Schnelligkeit des Erscheinens und die geschickte Raumausnützung des Inserats zeugten vom praktischen Sinn der Frau Strecotini), erriet er sofort, wer gemeint war, gab seinen Pessimismus auf und ging sich rasieren.

Dieser kleine Vorfall erheiterte den Meister außerordentlich. „Was hast du angestellt, Alexej Spiridonowitsch? Du hattest vergessen, daß der Feind des Eigentums nicht nur eine eigne Wohnung mit hübschen Möbeln, sondern auch eine eigne Gattin besitzt. Aber Gatte oder Gattin sind, wie jeder Gegenstand, mein oder dein. Jeder Anschlag auf sie stellt einen vom Gesetz verfolgten Diebstahl dar. Einen Mann kann man sich wie einen guten, alten, schon gebrauchten Kleiderschrank anschaffen, aber natürlich mit der Bedingung, daß ihn fortan Niemand mehr benütze, und daß man den Schlüssel dauernd in Verwahrung habe. Und die Frau muß im allgemeinen wie ein neues und unbenütztes Bett sein und darf nur ihrem Besitzer dienen. Und das hast du mißachtet. Du bist ein Räuber und kein Bürger, ein Verbrecher und Uebertreter der heiligen Sitten des größten Revolutionärs der Erde.“

*

Der Meister sprach zu uns oft von der irdischen Liebe des Menschen der Zukunft, er zerriß gleichsam die schweren Nebelschleier der Jahrhunderte, und wir staunten und bebten vor der unbeschreiblichen Majestät der abertausende von in Freude und Nacktheit vermählten Menschenpaare, nicht der schwammiger und formloser Körper, wie wir sie in Bädern sehen, sondern neuer, stahlharter und dabei dennoch freier. Er sagte uns, daß der Weg zu diesen künftigen Festen auf den Gefilden des Weltalls ein schwieriger und wilder sei. Er führe über die Verneinung der Liebe, über die Beschimpfung des Körpers, über die Verschleierung des Antlitzes und über die Rationierung der Fleischeslust. Es nahe aber die Stunde, da werde der Mensch oder sein Urenkel (denn was bedeutet die Zeit?) die dunkeln, atavistischen Erinnerungen und das Lechzen nach Schaffung der besten aller Welten zu einer einzigen seligen, bisher noch nie gewesenen Umarmung vereinen.

# Staatsopernkrise von Adolf Lercher

Schon während der Spielzeit war der Zustand der Staatsoper kritisch. Durch den Kampf um Kroll wurde er nicht gebessert. Und jetzt ist dank Leo Blechs Entlassungsgesuch die akute Krise da. Das Anerbieten des Deutschen Opernhauses ist in materieller Hinsicht exorbitant. Nicht leicht, sich solchen Verlockungen zu entziehen. Aber man wird doch nicht fehlgehen, bei Blech auch künstlerische und persönliche Motive anzunehmen. Es ist bekannt, daß er schon vor fünf Jahren, nach Hülsens Sturz, und noch später, nach Dröschers Weggang, den Direktorposten erstrebte, aber nicht erhielt. Verständlich, daß ein Opernpraktiker von seiner Bedeutung sich auf die Dauer in einer Nurkapellmeisterposition nicht mehr wohl fühlt und nach einer so omnipotenten Stellung, wie sie ihm Charlottenburg bietet, mit beiden Händen greift. Er wird diesen Entschluß bald bedauern; wie wir ihn schon jetzt bedauern.

Bei so vielen und vielfältigen Krisenursachen besteht zweifellos die Notwendigkeit gänzlicher Neuorientierung. Wann hat die Oeffentlichkeit das Recht, Wahrheiten zu erfahren, wenn nicht in diesem Augenblick? Was man in dem größten Teil der berliner Presse las, war mehr oder weniger parteiisch gesehen, oft auch sachlich schief dargestellt. In der Regel ohne Schuld der Rezensenten. Die urteilen nur nach Vorstellungen, zu denen sie geladen sind. Wer dagegen mindestens drei Abende jeder Woche im Zuschauerraum der berliner Staatsoper verbringt und als Musiker mit Fachohren hört, darf sich eher als mancher zünftige Journalist zu einem Urteil befugt glauben.

An der Spitze der Staatsoper steht Max von Schillings. Eine Persönlichkeit? Zweifellos. Ein souveräner Musiker? Sicherlich. Ein Intendant? Ohne Frage von schöpferischen Führereigenschaften. Aber er hat zwei schwere Fehler: er erliegt persönlichen Einflüssen, und er dirigiert leidenschaftlich gern. Verwunderlich, daß ein Mann seiner Prägung grade in diesem Punkt der Selbsterkenntnis ganz ermangelt. Musikertum und Dirigentenfähigkeit sind zwei verschiedene Dinge — eine Binsenwahrheit. Schillings ist als Dirigent eine unerfreuliche Erscheinung. Die Sympathien des berliner Publikums besitzt er nicht; es heißt seit langem: Wenn Schillings dirigiert, meide man das Opernhaus! Die Ovation bei der Neueinstudierung der ‚Elektra' besagt nichts, weil sie anscheinend inszeniert und durchaus nicht unumstritten war. Er ist am Pult ohne suggestive Potenz, ja sogar ohne die Dirigiertechnik, die man für die berliner Staatsoper schließlich haben muß. Seine Vorstellungen sind verwahrlost: in ‚Salome' erlebte ich unlängst, daß die rechte Hälfte des Orchesters der linken streckenweise um mehrere Takte voraus war (dieses Orchester auseinanderzubringen, ist schon ein Kunststück). Die wenigsten Sänger können unter ihm ihre Partien. Die Angstzustände, die Jeden von uns bei der Neueinstudierung des ‚Tristan' in der Kurwenal-Szene des dritten Aktes befielen, sind noch in Erinnerung. Die Fälle ließen sich häufen. Wenn Schillings auch nicht direkt an Blechs Stelle Generalmusikdirektor werden will, so möchte er doch die Neuorientierung zu einer Befestigung seiner Dirigentenposition benutzen: es war, zum Beispiel, sehr durchsichtig, daß er mit der Neueinstudierung von Straußens ‚Elektra' (für die Titelpartie hatte er nicht einmal eine Vertreterin im Ensemble) die

zum großen Teil aus Straußianern bestehende Kritik für sich zu gewinnen hoffte. Schillings an Blechs Stelle: das wäre eine groteske Zumutung an das berliner Publikum, eine Provokation.

Die Verlegenheiten dieses Spieljahrs rührten unter anderm daher, daß Blech, nachdem die Urlaube längst verteilt waren, entgegen den ursprünglichen Abmachungen einen viermonatigen Auslandsurlaub verlangte und auch erhielt. Schillings und Stiedry waren in Barcelona, und so entstand die berühmte kapellmeisterlose Zeit. Viele Wochen war Fritz Stiedry nach seiner Rückkehr allein, und er hat sich in dieser Zeit so bewiesen, daß es eigentlich selbstverständlich wäre, ihm, dem bisherigen koordinierten Ersten Kapellmeister, Blechs Stelle zu übertragen. Stiedry hat nicht nur die Sympathien des berliner Publikums; er hat eine stattliche Anzahl fanatischer Verehrer, vor allem in Musikerkreisen; er hat im Ausland große Erfolge errungen — warum zögert man? Stiedry hat in den letzten Jahren dem Spielplan Physiognomie gegeben. Er war es, der alle seltenern Opern herausgebracht hat: ‚Barbier von Bagdad‘, ‚Otello‘, ‚Palestrina‘, ‚Christelflein‘ und ‚Gianni Schicchi‘. Er hat Uraufführungen wie ‚Notre-Dame‘, ‚Schahrazade‘ und ‚Fredigundis‘ gewagt. Er hat ‚Figaros Hochzeit‘ im Lauf der Zeit zu einer besondern und einheitlichen Ensembleleistung gestaltet. Sein ‚Rosenkavalier‘ und sein ‚Tannhäuser‘ gehören zu den besten Vorstellungen der berliner Staatsoper. Die eine ‚Tristan‘-Aufführung, die er in der letzten Spielzeit dirigiert hat, eine geniale Improvisation, hat ihm einen sensationellen Erfolg gebracht. Stiedry ist eines der schärfsten Dirigentenprofile der Gegenwart — haben wir denn ihrer so viele, daß wir die wenigen, die uns bleiben, bleiben wollen, durchaus aus Deutschland hinausekeln müssen? Warum zögert man eigentlich noch mit seiner Ernennung? Grund:

Der Name Otto Klemperer ist gefallen. Erst hieß es, er sei schon verpflichtet, dann, offenbar aus offiziöser Quelle, die Verhandlungen befänden sich erst im Anfangsstadium. Wie dem immer sei: ein Engagement Otto Klemperers wäre zu begrüßen, wenn es gelänge, ihn und Stiedry als gleichberechtigte Dirigenten anzustellen — eine in jeder Beziehung ideale Lösung. Herr von Schillings kann hier einmal seine oft gerühmten diplomatischen Fähigkeiten beweisen. Klemperer ist — daran kann nicht gezweifelt werden — eine Persönlichkeit von Rang. Von seinen beiden berliner Konzerten war der Schönberg-Abend gut, der Mahler-Abend ausgezeichnet. Aber der Versuch, Berlin durch die Nachricht von dem Abschluß des Engagements für die Staatsoper vor ein Fait accompli zu stellen, ist ein zu durchsichtiges Manöver besonders vordringlicher berliner Musikkritiker. Die Bedingungen, die Klemperer für Charlottenburg formuliert hatte, sind bekannt. Danach ist kaum anzunehmen, daß er für Berlin wesentlich geringere formuliert hat. Sie annehmen hieße: Klemperer die Staatsoper auf Gnade und Ungnade ausliefern. Man müßte ihn genauer kennen als wir Berliner, um dazu mit gutem Gewissen zu raten.

Wer auch für die durch Blechs Weggang entstandene Vakanz in Frage kommt: es wird in Zukunft Aufgabe des Intendanten sein, für Frieden zwischen den leitenden Persönlichkeiten zu sorgen. Der Zustand eines Krieges Aller gegen Alle ist unerträglich und unfruchtbar. Herr von Schillings darf nicht auf die Stimme seiner privaten Ratgeber, die ihn immerzu am Dirigentenpult sehen wollen

und damit weder ihm einen guten Dienst tun noch den Frieden unter den Kapellmeistern fördern, sondern er muß auf die Vorschläge seiner künstlerischen Vorstände hören. Ueberhaupt: bevor diese Cliquenwirtschaft nicht aufhört, wird die berliner Staatsoper nicht vorwärtskommen. Man stellt durchaus mangelhafte Sänger an (wie Herrn Bolz), nur weil sie mit dem Intendanten befreundet sind. Das Ensemble ist lückenhaft: die Tenöre sind bis auf Herrn Soot überhaupt ausgestorben, und das Koloraturfach ist gänzlich verwaist, als ob es nicht eine ganze Anzahl guter Koloratursängerinnen in Deutschland gäbe (Arkandy, Folkner und andre). Von dem Gelde, das man im letzten Jahr für Aushilfsgastspiele weggeworfen hat, hätte man das Ensemble ohne große Schwierigkeiten vervollständigen können: man sollte ein paar Correpetitoren in der Provinz nach guten Kräften suchen lassen. Ein paar Ansätze sind schon gemacht: Leider, Lorentz-Höllischer, Strozzi, Roth und Abendroth dürften wertvolle Errungenschaften für die nächsten Jahre sein. Manche Verwendbarkeit (Bindernagel, Bettendorf, vor allen Marherr) bleibt mangels wirklich sachlich interessierter Regisseure in der Entwicklung stecken; dem nur begrenzt verwendbaren Armster, dem provinziellen Ziegler und manchem Andern sind Stellungen eingeräumt, die ihnen nicht zukommen. Es wird viel zu wenig geprobt, viel zu wenig für Disziplin gesorgt: der Organismus zerfällt nach und nach. Zugegeben, daß heute schwer ist, den Apparat aufrecht zu erhalten — aber was hätte nicht Alles vermieden werden können! Viele Mitglieder sind während ihrer Anwesenheit nicht genügend beschäftigt worden. Man muß den Spielplan eben nach den vorhandenen Kräften einrichten: da sie verhältnismäßig seltener vorhanden sind als früher, müssen sie eben mehr ausgenützt werden. Es fehlt der geschickte Organisator, den Schillings in Stuttgart an Herrn Gerhäuser gehabt hat.

Möge die Neuorientierung Besserung bedeuten!

---

## Von Shaw von Alfred Polgar

Blanco Posnets Erweckung'. Blanco Posnet, ein Hinterwäldler unter vielen, hadert mit Gott und den Menschen. Wenn er gegen Gott polemisiert, springt er (im wiener Deutschen Volkstheater zumindest) in der Leidenschaft des Streites auf einen Stuhl, ja sogar auf den Tisch, um seinem hohen Widersacher näher zu sein. Es geht ihm übel, die Leute sind nichtswürdig (ein Lieblingswort Posnets), die Heuchler obenauf, Recht und Tugend unten durch. Der Himmel legt seiner Seele, die Menschen seinem Hals Schlingen. Blanco Posnet hat ein Pferd gestohlen und ist auf der Flucht vor den Verfolgern. Da begegnet ihm ein Mütterlein, das sterbenskranke Kind im Arm. Sie will zum Arzt. Der Arzt ist weit, die Todesgefahr, für Posnet wie für das Kindchen, nahe. Ein Pferd, ein Pferd, das himmlische Königreich für ein Pferd! Blanco Posnet wäre nicht von Shaw, wenn er zögerte. Er übt die selbstmörderische Samaritertat, die Mutter hat das Pferd, die Verfolger haben den Dieb. Nun soll er baumeln. Das hinterwäldlerische Gerichtsverfahren, kurz, einfach, aber immerhin einem, wenn auch primitiven Rechts-Komment gehorchend, entfaltet sich. Alles ist gegen

Posnet, und „die Jungs" seifen schon den Strick . . . Da kommt jene Mutter, die nicht von Shaw wäre, wenn sie jetzt nicht käme. Posnet, wie gesagt böse auf den lieben Gott, krümmt sich unter dessen Zudringlichkeit. (Das Deutsche Volkstheater stellt ihm hiezu eine eigne Barrenstange zur Verfügung, an der Herr Jakob Feldhammer schön die Kippe macht.) Aber es nützt ihm nichts. Wenn Gott gut sein will, können sich die Menschen auf den Kopf stellen, und er hilft ihnen doch. Also die Lynchlust der wilden Burschen und Mädchen schmilzt hin, da sie hören, wie's zugegangen. Selbst der Hauptbelastungszeugin, der sittlich verderbten Ortskanaille, bleibt jetzt der Eid in der tränenfeuchten Kehle stecken. So geht der Dieb frei. „Erweckt", wie die schlimme Dirne, wie der harte Sheriff, der sogar sammelt für das Mütterchen. Gottes Finger hat Posnet im Schlund gekitzelt. Er erbricht das Böse, und es ist ihm jetzt lange nicht mehr so übel wie vorhin.

Blanco Posnet ist ein enger Verwandter des „Teufelsschülers", mit dem er auch die Galgennähe, die Sehr-Apropos-Errettung und den bezaubernd ungenierten Blick dem Tod ins Auge gemein hat. Shaw-Menschen sind bekanntlich nie geistreicher, gelassener, fideler als knapp vor ihrer Hinrichtung Und nie reckt sich ihr Charakter grader, als wenn es schief geht. Dieses Stück nennt der Dichter: „Ein Melodram". Das ist es auch, obzwar er es vorsichtig so nennt, damit man nicht auf den Gedanken komme, es dafür zu halten. Alles Bittere des Vorganges ist, chemisch gesprochen, ein Zucker-Derivat. Das Harte und Rohe hat nicht Lebensfarbe, sondern die Lackfarbe der veristischen Oper. Und der scharfe Wind, der wider gemeine Meinung von Gut und Böse, Recht und Unrecht weht, ist ein außerordentlich temperamentvoller Zephir. Bekömmlich Schauspielern wie Zuschauern, anregend Appetit und Kreislauf, oft auch die Dessous geltender Moral sachte lüpfend. Bernard Shaw ist ein genialischer Diener am Werk, eine reinlichere, bessere, lügeärmere Welt zu bauen. Dennoch möchte man oft zu ihm sprechen: O, Sie Schlimmer!

Im Deutschen Volkstheater wird Blanco Posnet kräftig und amüsant erweckt (Regie: Hans Brahm). Es geht laut her, zwanglos. Die ganze Aufführung hat was Wetterhartes, Freiluftiges. Das hat auch der trotzige Posnet des Herrn Feldhammer plus einem Einschlag jünglinghafter Zartheit und Grazie. Es schwingt ein feiner lyrischer Unterton in der Flegelhaftigkeit, mit der er den Menschen und dem lieben Gott seine Meinung sagt. Dem Sheriff Werner-Kahles traut man gerne Autorität über die Jungs zu. Frau Janower ist eine rührende Mutter. Keine trägt ein Umhängtüchel so ergreifend wie sie. Prächtig Fräulein Woiwode, als cholerische Prostituierte in Röhrenstiefeln, mit einem Tempo daherfegend, das die ungemäßigte Zone, in der das Stück spielt, fühlbar macht. Und wie sie die Beine grätscht — da ist schon der ganze Hinterwald drin.

*

‚Die große Katharina'. Scherzo, Sketch, Capricio, wie man will. Jedenfalls ein erquicklich heiteres, respektloses Ding, ohne

Schwere, blühend in Grotesk-Farben. Pretiöses England und barbarisches Rußland stoßen drollig zusammen. Shaws Ulk-Rußland ist ein komisches Fabelreich, bewohnt von gewalttätigen Halbwilden, stark, verschlagen, schamlos, Naturmenschen, die noch ganz täppisch das Spiel Zivilisation spielen. Man kann sich denken, wie's unter ihnen einem geschniegelten Offizier Georgs des Dritten ergeht, wenn er noch dazu das pechige Glück hat, dem genialischen Luder auf dem Thron, Mütterchen Katharina, zu gefallen.

Das Deutsche Volkstheater gibt dem Spiel einen reizenden szenischen Rahmen. Im Hintergrund, rundpanoramisch, eine Stadt aus der Spielzeugschachtel. Im Vordergrund ein zierliches luftiges Gerüst, tragend ein System von Vorhängen, mit deren Hilfe allerlei Rokokoräume, Zelte, Pavillons, Zimmer rasch hergestellt sind. Dies geschieht, wie das Herein-Hinaus der Versatzstücke, auf offener Szene, über die ein Schleier von Musik fällt. Das Ganze ist sehr hübsch. Maxen Reinhardt talentiert nachempfunden. Eine übermütige, nur im Rüpelspaß ein bißchen zu umständliche Darstellung setzt die Bilder in den graziösen Rahmen. Herrn Werner-Kahles versoffener Potemkin ist ein beklemmendes Monstrum. Ganz charmant der Engländer des Herrn Günther, der sein Phlegma wirklich nur verliert, wenn er muß. Von bezaubernd luderhafter Souveränität Frau Wagners Katharina. Eine Riesenkatze, weich, grausam, verspielt, Funken im Aug und im Pelz.

---

# Not und Noten von Morus

### Das deutsche Memorandum

Wilhelm Cuno hat das erste Extemporale verhauen. Das Ausland hat ihm einstimmig das Prädikat „Ungenügend" gegeben, und die wohlwollendsten Beurteiler in Deutschland haben die Arbeit für „mangelhaft" erklärt. Cuno mußte nachsitzen und die Arbeit noch einmal schreiben.

Das Ergebnis liegt jetzt vor. Es ist zwar auch diesmal keine reinliche Klausur geworden, in der ein ganzer Kerl zeigt, was er aus eigner Kraft kann. Cuno hat sich wieder vor und während der Niederschrift bei seinen Klassenkameraden Rat geholt, und er ist nicht gut beraten worden. Deshalb weist die Arbeit zum Teil dieselben Fehler auf wie die erste. Wieder schlägt Cuno, der anscheinend noch immer auf den Goldonkel aus Amerika wartet, diesmal sogar gleich am Anfang seines „Memorandums", eine „unparteiische, internationale Instanz" vor, die über Höhe und Art der Reparationszahlungen entscheiden soll, obwohl sämtliche europäische Alliierten mit dürren Worten das „neutrale" Schiedsgerichtsverfahren abgelehnt haben. Kann mans ihnen verdenken? Haben sie nicht schon einmal ein neutrales Schiedsgericht über eine deutsche Frage eingesetzt, in dem ein Chinese und ein Brasilianer saß, und das dann, als der Urteilsspruch über Oberschlesien nicht ganz so ausfiel, wie man ihn sich bei uns gewünscht hatte, von den Deutschen mit Hohn und Spott überschüttet wurde? Unter einem neutralen Schiedsgericht versteht man in Deutschland Keynes, Cassel, Nitti, allenfalls Jenks; kurz: die paar

Deutschenfreunde, die in ihrer Heimat und in der ganzen Welt als Außenseiter gelten. Und wenn man ein andres Schiedsgericht bestellte, das auf keinen Wink Poincarés parierte, aber so zusammengesetzt wäre, wie es der Weltmeinung entspricht, und grade deshalb „neutral“ wäre — was dann? In Deutschland würde ein Geschimpfe anheben, wie es vor zwei Jahren nach der oberschlesischen Entscheidung anhob, die „neutralen“ Richter wären sämtlich bestochene Poincaristen, und W.T.B., B.T. und T.W. würden abermals mit vereinten Kräften einen Haßgesang gegen Frankreich singen.

Mit dem Punkt 1 des deutschen Memorandums ist es also — ganz abgesehen von der wieder viel zu phrasenreich geratenen Präambel — eine mißliche Sache. Dann aber kommt Punkt 2, und dunkel wird, Herr Cuno, deiner Rede Sinn. „Die deutsche Regierung hatte die Ausgabe großer Anleihen in Aussicht genommen.“ Bei wem? Bei den deutschen Sachwertbesitzern, die kapitalkräftig genug sind, Woche um Woche ein neues großes Auslandsunternehmen aufzukaufen? O nein: die sind ja, wie ihnen jetzt im Untersuchungsausschuß über die Stützungsaktion an jedem Vormittag bescheinigt wird, so schwach bei Kasse, daß die 50 Millionen Dollarschatzanleihe, die sie ihrem Vaterland geopfert haben, eigentlich schon über ihre Kraft gingen. Anleihen zeichnen soll einzig das Ausland — auf Deutschlands schöne Augen hin.

Doch Cuno hat schon etwas zugelernt. „Solange sich die Ausgabe von Anleihen in großen Beträgen als undurchführbar erweist, ist die deutsche Regierung auch damit einverstanden, daß an Stelle der Kapitalsummen ein System von Jahresleistungen tritt.“ Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten . . . Was für Jahresleistungen? Was für ein System? Steckt hinter diesem geheimnisvollen Satz ein System des Positivismus, oder ist es wieder nur eine Philosophie des „Als ob“?

Nachdem so die Stimmung der Leser nicht grade günstig vorbereitet ist, kommt der entscheidende dritte Abschnitt: die „ins Auge gefaßten Sicherheiten“. Drei Unterabschnitte: Eisenbahnobligationen, die jährlich 500 Millionen Goldmark bringen sollen; 500 Millionen aus den „Garantien“ der Privatwirtschaft; und eine dritte, variable Summe aus Zöllen und Verbrauchssteuern. Genau so, wie der Reichsverband der deutschen Industrie es befohlen hat. Immerhin: produktive Pfänder; nur — und das scheint uns das Gefährlichste der neuen Note zu sein —: die Sicherheiten gelten erst vom 1. Juli 1927 ab. Also ein vierjähriges Moratorium, während dessen Frankreich nichts erhalten soll oder jenes mysteriöse „System von Jahresleistungen“?

Herr Cuno oder die eigentlichen Verfertiger der Note scheinen selbst empfunden zu haben, daß dies vielleicht ein bißchen wenig ist. Deshalb versichern sie im vierten Abschnitt noch einmal ausdrücklich Deutschlands Verhandlungsbereitschaft. „Die deutsche Regierung wiederholt ihr Ersuchen, eine Konferenz zu berufen, um den besten Weg zur Erfüllung dieser Verpflichtung zu vereinbaren.“ Daß auf dieses Memorandum — memento mori! — die Konferenztüren von selbst aufspringen und die Abgesandten Cunos mit offenen Armen empfangen werden, ist unwahrscheinlich. Aber vielleicht, vielleicht zeigt sich doch irgendwo ein Türspalt, von dem aus man, mit Klugheit und Ehrlichkeit, weitergelangen kann.

**Die Stützungsaktion**

Freundliche Leser, die von Zeit zu Zeit meiner gedenken, werfen mir, in der Art, wie freundliche Leser das zu tun pflegen, vor, daß ich anfangs für die Markstützungsaktion eingetreten und nun umgefallen bin. Doch so eifrig ich auch in den Februar- und März-Heften der ‚Weltbühne' nach meinen Jubelhymnen auf die Stützungsaktion gefahndet habe — ich habe sie nicht entdecken können.

Ich war und bin auch heute der Ansicht, daß jeder Widerstand gegen die Markentwertung zu begrüßen ist. Die Unterstützungsaktion war der erste, ernsthafte Versuch der Reichsbank, sich gegen die Entwertung ihrer eignen Noten zu wehren. Sie hat dem Marksturz so lange tatenlos zugesehen, daß man fast annehmen muß, Herr Havenstein und die andern Greise des Direktoriums hätten sich jene Geldlehre zu eigen gemacht, die der sonst anscheinend sehr kluge Herr Loeb vom Bankhaus Mendelssohn & Co. neulich im Untersuchungsausschuß alles Ernstes vortrug: daß bei einem Dollarstand von 50 000 der Papiergeldumlauf nur 22 Prozent des Goldbestandes ausmachte. Nach dieser Rechenmethode könnte man sich eigentlich freuen, wenn die Mark möglichst schnell sinkt, so schnell nämlich, daß die Notenpresse nicht mehr mitkommt. Aus dem weisen Konsilium — „ein feines Konsiliumchen", würde Pallenberg sagen — erhob sich Niemand, um Herrn Loeb darauf aufmerksam zu machen, daß überall, wo der Währungsverfall ins Stadium der galoppierenden Schwindsucht tritt, die Golddeckung scheinbar zunimmt; und wenn die Mark einmal den Nullpunkt erreicht haben wird, dann wird das letzte Pfund Gold, das die Reichsbank besitzt, unendlich mal so viel wert sein wie ihr gesamter Notenumlauf.

Derselbe Herr Loeb erklärte, er sowohl wie das Reichsfinanzministerium und das Reichsbankdirektorium seien sich von vorn herein darüber klar gewesen, daß die Stützungsaktion „in dem denkbar ungünstigsten Augenblick" begonnen wurde. Dieser denkbar ungünstigste Augenblick mußte nämlich erst abgewartet werden, weil Herr Havenstein nur unter dem Druck der patriotischen Phrase sich zur Intervention auf dem Devisenmarkt bereit fand. Das Unglück an der Stützungsaktion war eben, daß man sie nicht als vorbereitende Friedensmaßnahme, als einen Schritt zur endgültigen Stabilisierung ansah, sondern daß man sie von vorn herein als Kriegsmittel betrachtete. Anstatt — wie es hier von Anfang an gefordert wurde — den Ruhrkampf (wenn man ihn schon glaubte aufnehmen zu können) durch Steuern zu finanzieren, verpulverte man den Goldschatz der Reichsbank und vervierfachte obendrein noch den Notenumlauf. Das ist der letzte Grund für den Zusammenbruch der Stützungsaktion. Was selbstverständlich nicht ausschließt, daß Diejenigen, die den äußern Anstoß dazu gegeben haben, mitschuldig sind — so schuldig, daß dieser köstliche Untersuchungsausschuß vorzieht, nicht darüber zu sprechen.

Das einzig Belangvolle, was bisher von dem Achtmännerkollegium zutage gefördert wurde, ist die anfangs hinter verschlossenen Türen behandelte Affäre Mendelssohn. Man wußte, daß die Reichsbank die börsentechnische Durchführung der Stützungsaktion durch das Bankhaus Mendelssohn & Co. hat vornehmen lassen. Die Leitung der Börsenintervention an den inländischen Börsen lag in der Hand des Herrn Loeb,

der jetzt als Sachverständiger oder als Zeuge (je nach dem) täglich im Untersuchungsausschuß vernommen wird. Die strategische Oberleitung, namentlich über die Aktion an den ausländischen Börsen, hatte Herr Mannheimer, der Mitinhaber und Chef des amsterdamer Geschäfts der Firma Mendelssohn & Co. Herr Mannheimer, einer der geschicktesten Arbitrageure Europas, unterhält seit langem herzliche und einträgliche Beziehungen zur deutschen Reichsbank. Er kam als Sohn einer mittellosen Witwe in jungen Jahren nach Paris und war dort in einer Bank für den russischen Exporthandel tätig. Als der Krieg ausbrach, kehrte er, noch nicht dreißigjährig, nach Deutschland zurück, fand einen bombensichern Unterstand bei der Kriegsmetallgesellschaft und rückte, dank seiner kaufmännischen Gewandtheit, bald zum Direktor auf. In dieser Stellung trat er in Fühlung mit der Reichsbank und wurde dann von ihr, als Kenner des ausländischen Bankgeschäfts, mit nach Holland geschickt, um bei den dortigen Arbitragegeschäften der Reichsbank Verwendung zu finden. In Amsterdam arbeitete er sich in kurzer Zeit zum ersten Devisen-Einkäufer der Reichsbank empor, und nachdem er diese Funktion ein paar Jahre lang ausgeübt, hatte er soviel „überspart", daß er wagen konnte, sich zur Aufnahme in das alte berliner Haus Mendelssohn & Co. zu präsentieren. Die Mendelssohns schlugen zu und sie haben an ihrem neuen Compagnon keinen Schaden gemacht. Das große Auslandsgeschäft der Firma Mendelssohn & Co. in der Nachkriegszeit ist vor allem das Werk Mannheimers.

Auch der technische Anfangserfolg der Reichsbank-Intervention ist zum guten Teil Mannheimer zuzuschreiben. Umso seltsamer ist, daß die Reichsbank diese Verbindung mitten in der Stützungsaktion gelöst hat. Seit den letzten Tagen des März hat die Reichsbank die Intervention an den Börsen außerhalb Berlins in eigne Regie genommen, und genau um dieselbe Zeit setzte die Nachfrage am Devisenmarkt wieder ein. Herr Havenstein hat bisher den Ansturm auf dem Devisenmarkt von dem Tage an datiert, wo der Mißerfolg der Goldanleihe bekannt wurde, vom 29. März; aber es bedarf noch einer genauen Nachprüfung, ob und was für Zusammenhänge zwischen der Trennung von Mannheimer und dem Umschwung auf dem Devisenmarkt bestanden haben. Dieser Fall muß in voller Oeffentlichkeit geklärt werden.

### Die Teuerung

Die Teuerungsdebatte im Reichstag ist auch diesmal wieder verpufft. Die Forderung der Arbeiter, endlich zu einem einigermaßen wertbeständigen Lohn zu kommen, wurde von der Sozialdemokratie, zwischen dem üblichen Phrasengeklingel, nur so nebenher erwähnt, und so konnte die Regierung sie mit ein paar verbindlichen Worten abtun: Wir bedauern — es geht halt nicht.

Die Hauptschuld liegt darin, daß die Gewerkschaftsführer selbst noch nicht recht wissen, was sie wollen. Die sofortige Einführung von „Goldlöhnen", das ist: von Weltmarktlöhnen, die außer den Kommunisten der christliche Gewerkschafter Baltrutsch und der frühere Staatssekretär Professor Hirsch fordern, würde höchst wahrscheinlich Deutschland auf dem Weltmarkt vorläufig konkurrenzunfähig machen und eine schwere wirtschaftliche Depression zur Folge haben,

ohne den Nutzen eine Stabilisierungskrise, nämlich die Stabilisierung zu bringen. Etwas Andres aber ist: den Lohn nach dem Binnenwert der Mark automatisch zu erhöhen oder — diese Konsequenz müßten die Arbeiter auf sich nehmen — herabzusetzen. Ein derartiger „Indexlohn" ist gewiß volkswirtschaftlich auf lange Sicht nicht unbedenklich, weil er — man denke an das oesterreichische Vorbild vom vorigen Herbst — unter Umständen preistreibend und damit indirekt geldentwertend wirkt. Doch darf man ein wichtiges Moment nicht übersehen. Wenn der Indexlohn den Arbeitnehmern die berechtigte Angst vor weiterer Geldentwertung nimmt, so hemmt er auf der andern Seite das Interesse der Unternehmer an der Geldentwertung. Denn das jetzige Lohnsystem hat bei sinkendem Geldwert, wie die Erfahrung in Deutschland lehrt, eine fortgesetzte Senkung des Reallohns zur Folge. Dadurch aber wird der Unternehmer am Weitersinken der Mark interessiert.

Trotzdem stehen ein Teil der freien Gewerkschaften und auch der ‚Vorwärts' dem Indexlohn ablehnend gegenüber. Sie begründen ihren Standpunkt damit, daß bei dem Indexlohn die Vorteile der Zwangswirtschaft, besonders der Zwangsmieten, ganz und gar dem Unternehmer zufließen, weil der Index auf Grund der Lebenshaltungskosten, also unter Berücksichtigung der Zwangsmieten, festgestellt würde. Statt dessen begnügt man sich, ein „wertbeständiges Einkommen" für Arbeiter und Angestellte zu fordern. Ein schönes Wort — ein völlig verschwommener Begriff. „Volle Anpassung" der Löhne und Gehälter an die Geldentwertung ist nur möglich auf Grund eines festen Index. Der Indexlohn ist kein Ideal: er ist ein Notbehelf. Wer ihn ablehnt, trägt die Verantwortung dafür, daß die Not der Arbeitermassen weiter wächst.

---

# Die Redensart von Peter Panter

Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher
*Hebbel*

Ich kannte eine angesehene, stattliche Dame, die hatte die Gewohnheit, mit offenen Augen am Tage zu schlafen und niemals zuzuhören, wenn Jemand mit ihr sprach. Die Leute erzählten ihr lange Geschichten, wie sie so die Leute erzählen: Ehescheidungsklatsch, Dienstbotennöte, Geldgeschichten, was weiß ich — und sie schlief und hörte durchaus nicht zu. Wenn aber der Andre zu erzählen aufgehört hatte und schwieg und eine teilnehmende Antwort erwartete, dann fuhr meine Dame auf und sagte ein Wort, „das" Wort ihres Lebens, eines, das sie stets sagte, nach jeder Geschichte, und das auch zu allen paßte: „Ja, ja! Etwas ist immer —!"

Dies war ihre Antwort, und was darüber war, das war meist vom Uebel. Aber dieses Wort wird bleiben. Etwas ist wirklich immer. Arthur Schopenhauer hat ja das Glück als den unglücklosen Zustand definiert und damit das Malheur als das Primäre angesehen. Und von ihm stammte ja auch jener grandiose Ausspruch, er habe als Jüngling beim Klingeln der Türglocke empfunden: „Ah — jetzt, jetzt kommt es!" — und später, im Alter, wenn es an der Tür klopfte: „Jetzt — jetzt kommts!" Und

es kam immer etwas. (Einmal sogar eine Nähterin, die er die Treppe hinunterwarf.) Gäbe es keine Sorgen, man müßte sie erfinden. Aber, unbesorgt, wir sind nie unbesorgt. Etwas ist immer. Hundegebell; Liebeserhörung bei zu engem Kragen; guter Rotwein, aber ein grober Kellner, höflicher Kellner, aber ein schrecklicher Surius; Obermieter, die uns auf dem Kopf herumtrampeln, weil sie Flußkähne statt der Stiefel tragen; unerwünschter Familienzuwachs; Konkurs, Weltkrieg und Verdauungsbeschwerden — etwas ist immer. Aber wir sind mit daran schuld.

Unser Apparat ist viel zu groß. Kein Wunder, wenn immer irgendein Rad zerbrochen ist, eine Kette schleift, eine Schraube quietscht. Mit dem Aufwand, den wir heute treiben, eine lange Reise zu tun, haben die Griechen früher ihre kleinen Kriege absolviert, und Ruhe geben wir nie. Ich kann mir unsre Börsianer so richtig im Paradies, wie sie in dasselbe kommen, vorstellen: es zieht, das Eintrittsgeld war zu hoch, einen Kurszettel gibt es nicht, und so haben sie es sich überhaupt nicht vorgestellt. (Verkauft Eva Ansichtskarten? Nein. Also: Paradies-Baisse, Krach, Umzug in die Hölle. Den Rest siehe oben.) Etwas ist immer Es hat nie eine treffendere Redensart gegeben. Und, wissen Sie, der ganze Spektakel hat eigentlich so wenig Sinn. Denken Sie sich, was wir in den letzten acht Jahren alle miteinander angegeben haben, und was ist dabei herausgekommen? Dieses Europa. Etwas ist immer, es ist ein bißchen viel für einen einzelnen Herrn. Und die Einwohnerschaft dieses Kontinents ist reichlich nervös geworden, so nervös, daß sie ordentlich danach sucht, wenn einmal nichts ist — ärgerlich schweift der Blick umher, daß er etwas finde, was nicht stimmt. Denn bei uns ist etwas nicht in Ordnung, wenn Alles in Ordnung ist,und etwas ist immer, und zum Kampfe ist der Mann, ausgerechnet, auf der Welt. Wie sagt der Kinoregisseur? „Licht! Bewegung! Großaufnahme!"

Glück ist der Zustand, den man nicht spürt, sagt der Weise.

Wo gibt es noch reine Freuden? Ich glaube: nur noch in dem alleinseligmachenden Zustand, wo Jener, glücklich lächelnd, in der Droschke saß und den Kutscher fragte, wieviel Uhr es sei. Und der Kutscher antwortete: „Elf Uhr, Herr!" Und Jener, im Vollbewußtsein der irdischen Seligkeit: „Gestern — oder — heute?" Siehe, das ist das Glück. Aber der hat am nächsten Morgen einen unfreundlichen Kater und muß büßen, daß er den Flug von der Erde versucht hat. Und kraucht wieder unten — und etwas ist immer.

Wir aber sehnen uns. Nach jenem Zustand, der uns glücklich und leicht mache — nach jenem legendären kleinen weißen Häuschen, das ein Hort der Zufriedenheit sei und eine Ruhestätte vor allem Jammer. Dahin möchten wir so gern einmal.

Ich möchte heim — mich ziehts dem Vaterhause,
  Dem Vaterherzen zu.
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
  Zur stillen, tiefen Ruh.
Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim kehr ich mit bescheidenem Verlangen;
Noch hegt mein Herz nur einer Hoffnung Keim:
  Ich möchte heim.

Aber das Heim hat keine Zentralheizung, nebenan ist eine Lederfabrik mit übelduftendem Schornstein, das Weib unsrer Wahl ist dick geworden, und der Junge ist auch nicht so, wie wir ihn uns dachten: zum Diplomaten zu klug, zum Filmschauspieler zu häßlich, zum Bankier zu dumm und für einen bürgerlichen Beruf ungeeignet. Da sitzest du vor einem Idealhäuschen, die Linden rauschen, der Bach murmelt, der Mond scheint. Und in deinem Herzen keimt eine leise kleine Sehnsucht auf nach der großen Stadt, nach ihrem Lärm und nach ihrem Aerger. Ruft deine liebe Adelheid? Laß sie rufen. Aber sie ruft, lauter und nicht melodiöser. Und seufzend gehst du ins Haus . . . Und laß dir nichts erzählen von feinen Inschriften für deinen Grabstein. Ich habe eine für dich, wie nach Maß gearbeitet, verlaß dich drauf, sie paßt wundervoll. Schreib:

Etwas ist immer.

---

## Wens trifft! von R. A. Sievers

Man muß von Zeit zu Zeit mal in der Bar sein
und mit Amanda sich im Tanze drehn.
Man mag dann auch im Kopf nicht mehr ganz klar sein,
die Welt wird daran nicht zu Grunde gehn.
Was flüstert Ihr vom „Kampfe der Geschlechter"?
Komm mit ins Grüne, Mary, süßer Schatz!
Ich bin, Gott steh mir bei, kein Kostverächter:
Wens trifft, den hats.

Von Zeit zu Zeit verhungert mal ein Dichter.
(Die Mitwelt zeigt sich ungemein gerührt.)
Von Zeit zu Zeit verknackt ein deutscher Richter
'nen roten Juden so, wie sichs gebührt.
Dann halten seine Freunde laute Reden,
ein „flammender Protest" ist jeder Satz.
Doch wenns drauf ankommt, bleibt man bei dem blöden:
Wens trifft, den hats.

Von Zeit zu Zeit wirds in Europa brenzlich:
dann wirft man Noten in den Brand hinein.
Derweil vertagt das deutsche Parlament sich
und wills, wenns schief geht, nicht gewesen sein.
Hält man in Deutschland das für demokratisch,
such ich in Dalldorf Republikersatz.
Dort gilt ja auch — mir scheint das symptomatisch:
Wens trifft, den hats.

Von Zeit zu Zeit muß man mal national sein:
dann steigt der Dollar und der Brotpreis auch.
Den Patrioten kann das ganz egal sein —
bei ihnen waren Sentiments nie Brauch.
Man kann im Ruhrgebiet noch so passiv sein:
Für Reichskredite schafft man aktiv Platz —
die Industrie muß halt auf dem Qui vive sein:
Wers kriegt, der hats.

# Bemerkungen

### Marschallküsse

Wenn Könige einander besuchen, dann ist üblich, daß die obligate Ehrenkompagnie einen Parademarsch aufführt. Nun sind freilich Könige in Europa selten geworden; und nur die Ehrenkompagnien und die Parademärsche sind geblieben. Aber in Ermangelung von Königen werden jetzt Parademärsche auch hohen militärischen Würdenträgern gewährt, die sowieso gleich hinter dem König stehen.

Das ist nicht allein in der deutschen Republik Sitte. Auch in der Tschechoslowakei versteht man sich auf zeremonielle Artigkeiten. Aber ein Unterschied besteht doch.

Deutschland hat seine militärischen Würdenträger immer bei der Hand. Sie wohnen in entlegenen Villen; und wenn sie gelegentlich Zerstreuung brauchen, dann kommen sie in eine Stadt und finden die stramme Ehrenkompagnie mit dem obligaten Parademarsch programmäßig am Bahnhof vor.

Die Tschechoslowakei hat keine militärischen Würdenträger sofort greifbar, weil die Tschechoslowakei keine große Vergangenheit hat. Militärische Würdenträger gibt es prinzipiell nur da, wo es große Vergangenheiten gibt. Die Tschechoslowakei muß warten, bis das befreundete Ausland einen militärischen Würdenträger auf Besuch schickt.

Jetzt war Marschall Foch in Prag. Die ausgeruhten Beine der tschechischen Ehrenkompagnie flogen ausgezeichnet. Der gerührte Foch griff mit königlicher Miene in seine Rocktasche und holte ein Dutzend Kreuze der Ehrenlegion hervor, die er den devoten Offizieren neben den übrigen Behang heftete. Dazu bekam jeder einen Ritterschlag mit dem Marschallsäbel und einen Kuß auf beide Backen. Die Musik gab ihren Marseillaise-Segen.

Ich halte es für ein zeremonielles Manko, daß in Deutschland die Marschall- und Präsidentenküsse nicht heimisch sind. Sie tragen enorm zur Belebung vaterländischen Geistes bei. Der patriotische Wetteifer, der im Volk zum Ausbruch käme, würde es bezahlt machen, wenn Präsident Ebert oder Marschall Hindenburg gelegentlich die Lippen spitzte. Nicht zu reden von dem Anblick für Götter und Filmphotographen.

*Bruno Manuel*

### Der kontingentierte Ehrendoktor

„Rektor und Senat der Technischen Hochschule Dresden haben den ‚Mitteilungen des Verbandes der Deutschen Hochschulen' zufolge auf Anregung der Abteilungen neuerdings zur Frage der Ehrendoktor-Promotionen Stellung genommen und bei den Beratungen feststellen müssen, daß die Zahl und die Art der Ehredoktor-Promotionen an technischen Hochschulen in den letzten Jahren unangenehmes Aufsehen in den verschiedensten Kreisen erregt haben. Sie sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß es für die einzelnen Hochschulen als einzig sicheres Mittel, eine übermäßig große Zahl von Ehrenpromotionen zu verhindern, nur die freiwillige Beschränkung der jährlich zulässigen Ernennungen für jede Abteilung gibt. Dementsprechend haben Rektor und Senat beschlossen, künftig jeder Abteilung nur eine Ernennung im Jahr zuzugestehen."

Die Kontingentierung des Ehrendoktors in Dresden ist nur ein Mittel gegen die Zahl, keineswegs aber gegen die Art der Promotionen. Ueber die Zahl hat sich kein Mensch aufgehalten; ob in Deutschland ein paar tausend Doktoren mehr oder weniger herumlaufen, ist gleichgültig. Daß die Art der Ehrendoktor-Promotionen Aufsehen erregt haben sollte, ist auch noch zuviel gesagt; höchstens Gelächter

hat sie erregt. Man lachte darüber, daß in Karlsruhe oder Darmstadt der Ehrendoktor ebenso käuflich ist wie ein Pfund Tilsiter in einem Käseladen. Zwischen Karlsruhe und Darmstadt besteht eine regelrechte Interessengemeinschaft: der zahlungsfähige Kandidat wird zunächst von der Stadt der einen Hochschule zum Ehrenbürger ernannt und sodann von der andern auf Grund der bereits öffentlich anerkannten Verdienste zum Ehrendoktor promoviert. Der Ehrenbürger ist nur ein Umweg zum Ehrendoktor. Mit dem Ehrenbürger kann man nicht viel anfangen; wie komisch würde das klingen, wenn frühmorgens das Dienstmädchen seinen Morgengruß also vorbrächte: Guten Morgen, Herr Ehrenbürger! Wie hübsch macht sich dahingegen: Guten Morgen, Herr Doktor! — wie schon bei Heine nachzulesen ist.

Die Industrie korrumpiert mit ihrem Gelde jede Gesinnung und Ueberzeugung; der käufliche Ehrendoktor ist eine dieser Korruptionserscheinungen unter vielen andern. Ob man für ein paar Papiermillionen Inserate vergibt oder für den Herrn Direktor oder Generaldirektor den Ehrendoktor kauft: beides ist für die Industrie Reklame; im einen wie im andern Falle wird das Reklamekonto belastet. Die Kontingentierung des Ehrendoktors bedeutet nichts weiter, als daß die Preise und Vermittlungsspesen für den Ehrendoktor steigen werden.

*Anton Binder*

## Abrechnung folgt!

In rastloser Tätigkeit zimmerte das Volk wie ein Mann an dem Aufbau des Staates; Arbeitgeber und -nehmer, ergraute Generale und kampffrohe Jugend standen unter Hintansetzung persönlicher Interessen in Einheitsfront. Und trotz den schweren Zeiten fand Deutschland noch Muße, seine Pflege auch den schönen Künsten angedeihen zu lassen.

„In dem Ermittlungsverfahren gegen Malik-Verlag gegen George Grosz wegen Vergehens gegen § 184 wird die Beschlagnahme des Werkes: ‚Ecce homo‘ sowie die das genannte Werk betreffende Einladung zur Subskription angeordnet, da ein wesentlicher Teil der Abbildungen das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des Beschauers in geschlechtlicher Beziehung verletzt, das gesamte Werk somit einen unzüchtigen Charakter hat und demgemäß der Einziehung unterliegt.“

In diesem Text, der das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des Beschauers in sprachlicher Beziehung nur geringfügig verletzt, sieht man förmlich den stahlharten Busen, an dem die Mutter Germania die deutsche Kunst ohne geschlechtliche Beziehung nährt. Wer anders auch als der feinsinnige Verfasser „dieses“, der die Beschlagnahme einer Grosz-Mappe sowie — obgleich ers nicht wollte! — „die Einladung zur Subskription anordnete“, wäre geeignet, die Tradition der Dürer, Cranach, Grünewald und Siegesallee hochzuhalten, so hoch, daß sie den untern Schichten gar nicht mehr erreichbar ist?

Gewiß: Kunst ist was Famoses — es sei hier nur an das Plakat des Arthur-Ruhr-Kampf erinnert, das den dezent blutenden Kopf eines vergeistigten Arbeiters idealisiert! Aber darf man wie George Grosz, auf dessen Bildern jeder Strich ein Dolchstoß ist, dem Vaterland in die sittliche Rückenpartie fallen, grade da es alle Augen nach außen offen halten muß und höchstens ein Hühnerauge den innern Krebsschäden zuwenden kann?

Und das ist noch nicht das Schlimmste! Viel schlimmer ist, daß dieser Grosz schon wieder eine neue Serie: ‚Abrechnung folgt!‘ hat folgen lassen, worin gemeiner Weise kein Blatt so gemein ist, daß man ein nettes, kleines Ermittlungsverfahren anstrengen könnte gegen Malik-Verlag gegen Grosz und wegen gegen § 184!

Denn ein gezeichneter Hintern ist — bildlich gesprochen! — eine solide juristische Basis; aber dieser Grosz zeichnet auch das andre „Gesicht der herrschenden Klasse“

so, daß die Unsittlichkeit seiner Menschen bereits dort anfängt, wo sie sonst aufhört! Nämlich im Gesicht!

Dabei hatte man dem jungen Mann Gelegenheit zur Förderung gegeben: man wollte ihm einen Karikaturentwurf gegen französischen Militarismus übertragen! Aber was tat er? Er lehnte ab — er hatte die Frechheit, das Schandurteil von Essen mit dem bedauerlichen Unfall eines Herrn Liebknecht zu vergleichen. Warf sich dem jüdischen Kapitalismus in die Arme, indem er geschäftstüchtig auf den Geschmack der großen Masse, der Proletarier, Invaliden, des Straßenpöbels spekulierte und aufreizenden Schund fabrizierte, von dem sich jeder Deutsche mit Abscheu wendet, zumal er solchen viel „doller" und noch dazu photographisch treu in Postkartenformat kaufen kann!

Zwar nackte Frauen . . . unter uns: sowas kann ja mal vorkommen! Aber in dem durch Gottes unerforschlichen Ratschluß beschlagnahmten ‚Ecce homo', steht ein ehrwürdiger, würdegebeugter Herr, in Zivil anscheinend Oberlehrer, im Hemd und neben ihm seine ergraute Gattin — nakkend! In solchem Zustand sehen wir gewiß Alle nicht hübsch aus. Deswegen erdachte ja auch der sittliche Mensch kleidsame Trachten und schmucke Uniform!

Besonders die Familie scheint es dem jungen Wildfang in dem neuen Abrechnungswerke angetan zu haben! Und da muß man sich an den Kopf oder sonstwohin fassen und fragen: Gibt es denn nicht genug Paragraphen, dagegen einzuschreiten? Wollte man nämlich der Verbreitung solcher Blätter: verhungerter Kinder, in Staub gezogener Weihnachtsfeiern, zerrütteter Familienverhältnisse ruhig zusehen — ein unermeßlicher Geburten- und Soldatenrückgang wäre die Folge! Es handelt sich um Wohl und Wehe des deutschen Volkes! Denn wir alle samt allen Richtern, die über diesen Grosz zu urteilen haben werden, sind persönlich beleidigt!

Unser Grundsatz muß sein: Die Kunst dem Volke und Der Freiheit eine Gasse! Aber nicht: Die Kunst der Gasse und Die Freiheit dem Volke!

Mit der Beschlagnahme ist es nicht getan! Denn wollte man in Deutschland Alles verhüllen, was unzüchtigen Charakter hat: die Sonne würde nicht aufgehen in diesem Lande!

Abrechnung folgt!
Ober, einen starken Mann!
Ecce homo!

*Walter Mehring*

**Exzentrisches Theater**

Heißt ‚Die Gondel', ist in der Bellevue-Straße 4, wurde am 1. Juni eröffnet, und da mußt du hingehen. Den Titel finde ich ungeschickt und die Reklame nicht minder. Früher war etwas Andres in dem Lokal. Jetzt sieht es grün und rot aus, wimmelt von kandierten Früchten und patinaüberhauchten Bronzefratzen, und von der Decke baumelt etwas herunter, was ich mir unter einer Sykomore vorstelle (von Professor Ernst Stern). Die platzanweisenden Mädichen tragen rote Schuh und rote Strümpfe und grünen Glasbatist (auch von Professor Ernst Stern) in den Haaren. Zwischen den Rippen des Bühnenrahmens bricht kalkiges Licht hervor. Das Ganze wirkt ein bißchen wie unter Wasser, wie verwunschen. Die Musik ist brillant. Das beweist schon das als Auftakt hingefetzte Stückchen von Debussy. Langsam kleckert Publikum herein. Die Kellner wetteifern mit den verehrlichen Gästen in der Hervorbringung von Geräuschen. Man merkt infolgedessen kaum, daß der Conférencier Max Bing vor der Gardine steht und Diverses erzählt. Späterhin, wenn sich der Ansager Paul Nikolaus (einst Peter Natron) hinzugesellt, fällt es auf, daß oben gesprochen wird. Dann kommt Nummer I: ein Landsknechtsbild aus irgendeinem Jahrhundert, verkörpert von vier Damen und vier Herren. „Bong," sagt man sich, „das ist russisch

auf deutsch. Was dem einen sein Blauer Vogel ist, ist dem andern seine Gondel. Die Leutchen scheinen teils Idealisten zu sein, teils das Gegenteil, nämlich in Geld zu schwimmen. Es wird eine ungemein geschmackvolle Pleite ergeben.“ Ja, Scheibenhonig. Es folgen paradiesische Schnadahüpfl und die Illustration zu „Muß i denn“, und das ist beides original und ganz vortrefflich gemacht; und hernach wird Robert Schumanns abgedroschener, doch immerhin fröhlicher Landmann (Kunststück!) so vorgeführt, daß man ihn wieder gern mag, und schließlich krauchen die letzten kritischen Bedenken hinweg, wenn die von Paul Leni überlebensgroß in karikierter Plastik aufgebaute Jazz-Band zu funktionieren anhebt. Dazwischen blättert man in der Zeitschrift der ‚Gondel‘ (Kinder, wo habt Ihr bloß das Papier her?), liest Peter Tigers Prolog und Franz Bleis von mir längst gehegte Wünsche und einen rührend modern aufgetakelten Artikel Hans Brennerts; und schaut sich die Büldln an. Und auch das Publikum. O Gott. Was sich da breit macht! Menschen, die keinen Sinn dafür haben, wie hier in ehrlicher Arbeit und unter asketischem Verzicht auf Zote und tausendmal Dagewesenes ein Programm geschaffen wurde, das von einem anständigen, empfänglichen Publikum (also von dem Publikum, welches sich das Vergnügen, die ‚Gondel‘ zu besuchen, leider nicht mehr leisten kann) bejubelt werden würde. Die Konzessions-Angelegenheit ‚Am Rhein‘ findet natürlich vor diesen oberflächlichen, denk- und gefühlsträgen Zeitgenossen Gnade: ein altheidelbergelndes Quartett in ausgiebigen Reimen sein Inneres preissingend und dabei (wie mir Walter Mehring schelmisch ins Ohr flüsterte) Glühbirnenbowle konsumierend. Die zum Quieken ulkige Parodie auf den ‚Trompeter von Säkkingen‘ wurde von insgesamt fünf Herrschaften beklatscht, wohingegen die Schlußnummer frenetischen Beifall erzwang, obwohl sie die beste szenische Darstellung ist, die ich in einem deutschen Cabaret erlebte. ‚Der Gassenhauer‘ nennt sich das (Worte: Theobald Panter, Musik: Hans May, Bühnenbild: Paul Leni). Wie hier der Hunger, den der kleine Mann aus dem Volke nach Gutem, Wahrem, Schönem empfindet, greifbare Formen angenommen hat, wie hier die tiefe Sehnsucht nach Tingeltangel in drei troglodytenhaften Droschenkutschern aufgezeigt wird: das ist phaenomobil.

Habt vielen Dank, Ihr Wackern. Es war sehr schön.

*Hans Reimann*

## An ein Gegenüber

Im Stimmenwald, beim Kerzenschein,
da trinken krumme Männer Wein
und sprechen vom Theater,
von Jesus und Gottvater.
Du bist in alldem so allein.
Manchmal fällt ein Gedicht mir ein
von Goethe oder Lichtenstein:
dann wehst du tief in mich hinein —
ich aber bin ein schiefer Zwerg
mit einem roten Barte,
und meckere: Astarte!

Wer du wohl sein magst, schmale Frau,
halb Spanien und halb Friedenau —
riechst du nicht nach Lavendel?
Was soll ein Angebändel!
Ich habe mich um Mitternacht
so fest in dich hineingedacht,
ich habe über dir gewacht
und mich mit einem Freund verkracht —
willst du noch mehr Beweise!?
Ich küsse dich ganz leise
auf deinen falschen Namen
und geh hinaus und warte
ewig auf dich: Astarte!

*Hans Salomon*

## Liebe Weltbühne!

Von Artur Schnabel war ein ganz besonders exzentrisches Tonstück aufgeführt worden. Ein Kritiker schrieb: „Der Schnabel komponiert, wie ihm der Vogel gewachsen ist.“

# Antworten

**Bücherfreund.** „Demnächst erscheint: ‚Die Sklaverei — ihre biologische Begründung und sittliche Rechtfertigung'. Dies ist „das richtige Buch für unsre demokratische, humane, alle Unterschiede der Menschen übersehende Zeit." Der Autor Franz Haiser ist „der unbeugsamste und folgerichtigste Verkünder der Lehre vom Herrenmenschentum und der Herrenrasse". Man ist ja wohl dickfellig geworden, aber hiervon doch einen Augenblick überrascht. Dann liest man am Fuß des Börsenblattsinserat: I. F. Lehmanns Verlag in München. Und da ist man nicht mehr überrascht.

**Bayer.** Fechenbach? Lesen Sie die letzte Nummer der ‚Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft'. Da übt der münchner Professor Kitzinger an dem Schandprozeß eine Kritik, der in diesen Blättern nichts hinzuzufügen ist.

**Dr. Rudolf Dammert.** Sie schreiben mir: „Der Aufsatz ‚T.U. und Dammert' in Nummer 23 der ‚Weltbühne' skizziert im allgemeinen zutreffend den Aufbau der T.U. Nur muß ich in aller Bescheidenheit die ‚Meriten' ablehnen, die ich mir im Funkdienst erworben haben soll. Es ist zwar richtig, daß ich als einer der ersten Journalisten in Deutschland die Bedeutung erkannt habe, die die Erfindung der Funkentelegraphie und drahtlosen Telephonie für die Erleichterung und Verbilligung politischer und wirtschaftlicher Nachrichtendienste haben könnte. Um der deutschen Presse diese technische Errungenschaft dienstbar zu machen, habe ich seit Jahren mit allen behördlichen Instanzen, die zur Verhinderung dieser Nutzbarmachung eingesetzt sind, in Eingaben und Denkschriften vergeblich gerungen. Hierüber ließe sich ein umfangreiches Kapitel schreiben. Da die ‚Ausgestaltung des Nachrichtenwesens', soweit es sich um Funkendienst handelt, in Deutschland mit Gefängnis bedroht ist, habe ich allerdings meine Studien über die organisatorischen Möglichkeiten drahtloser Nachrichtendienste nur im Ausland verwerten können. Es war also in Deutschland gar keine Gelegenheit vorhanden, sich auf diesem Gebiete verdient zu machen. Und noch eine kleine Korrektur. Der ‚United Telegraph' hat niemals mit rumänischem Kapital gearbeitet. Die Gesellschaft ist zwar ursprünglich in der Schweiz gegründet worden, die Aktien befinden sich aber seit mehreren Jahren ausschließlich in deutschem Besitz." Fritz Wolter hatte allerdings gar nicht behauptet, daß Sie Funkstationen im Inland angelegt haben oder anlegen, und daß die Aktien des ‚United Telegraph' sich jetzt noch in Händen von Ausländern befinden.

**Gewerkschaftler.** In einem Filmatelier müssen Ueberstunden gemacht werden, die bekanntlich mit einem Aufschlag von 100 Prozent bezahlt werden. Nachdem die Arbeiter mit sanftem Druck sich von der Direktion ein Abendbrot von je drei Butterschrippen und einem halben Pfund Wurst (angeboten waren drei Margarinestullen mit einem Viertelpfund Wurst) gesichert hatten, wollte ein jüngerer Beleuchter mit etwas lebhafter Bewegung zugreifen. „Mensch," ruft ihm ein älterer Kollege zu, „langsam! langsam! Zeit ist Geld!" Es dürfte nicht leicht sein, den Zeithumor unsrer Arbeitsverhältnisse knapper und drastischer zu fassen.

**Zeitungsleser.** Trotzdem die Notiz in Perlschrift gesetzt war, habt Ihr sie alle entdeckt: „Dem Direktor des Ufa-Palastes, Ignatz Wilhelm, ist jetzt vom deutschen Reichswehrminister das Eiserne Kreuz II. Klasse und vom oesterreichischen Heeresminister die Große oesterreichische Tapferkeitsmedaille verliehen worden." Dabei ist weniger tapfer, wer in diesen Zeiten ‚Fridericus Rex' aufführt, als wer es nicht tut. Jedenfalls ernenne ich hiermit den Direktor des Ufa-Palastes zum Ignatz Wilhelm II.

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.**
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.

# Die Not des Geistes von Meridionalis

Mit dem Gesamtkreis der Tatsachen und Probleme, die das Schlagwort: „Die Not der geistigen Arbeiter“ zusammenfaßt, hat sich jetzt der heidelberger Soziologe Alfred Weber beschäftigt, und er hat es so getan, daß sein kleines (bei Duncker & Humblot verlegtes) Büchlein über das Versprechen jenes Titels hinaus zu einer Untersuchung über die Not des Geistes überhaupt und damit zu einer schweren Anklage für die Zeit, eine tiefernste Warnung an Staat und Gesellschaft wird. Er scheidet nämlich das (bisherige) Renten-Intellektuellentum von einem (zukünftigen) Arbeits-Intellektuellentum und erblickt in der — nach ihm bereits im Zug befindlichen — Ablösung der einen Form durch die andre das einzig mögliche Heil. Ueber diese Typologie wie über ihre einzelnen Definitionen läßt sich streiten; es läßt sich auch anzweifeln, ob der von Weber gewiesene Weg der richtige oder der allein mögliche ist. Woran sich jedoch schlechterdings nicht mäkeln läßt, das ist die Voraussetzung, von der Weber selbst den Erfolg dieser seiner Wegbereitung abhängig macht. Als „Mutterboden“ seines „Arbeits-Intellektuellentums“ fordert er nämlich einen „öffentlichen Geist“, der von dem heutigen so verschieden ist wie möglich. Ja, er geht so weit, „die Abstellbarkeit“ des Verfalls des geistigen Lebens von einer „völligen Umstellung des öffentlichen Geistes abhängig“ zu machen. Zur Schaffung einer ausreichenden oekonomischen Basis der geistigen Arbeit erklärt er, mit Recht, selbst die (an sich ja so fragwürdige) Anwendung des gewerkschaftlichen Gedankens im Interesse des neuen Intellektuellentyps für unzulänglich. „Das vermag voll nur etwas andres . . .: die Beeinflussung der Qualität des öffentlichen Geistes.“

Daß die Qualität des öffentlichen Geistes tatsächlich auf einem Tiefpunkt angelangt ist, wie er kaum je in der Menschheitsgeschichte da war, und daß daher — jämmerlicher Trost! — eine Beeinflussung nur im positiven Sinne möglich ist, das werden wohl höchstens jene Inflationsmilliardäre zu bestreiten wagen, die die einzigen wirklichen Nutznießer dieses Zustands sind. Denn grade, daß sie es sind, die sich Luxusausgaben von Montesquieu und Kierkegaard in ihre Bücherschränke stellen, ihre Schlafzimmer mit Giorgiones und Gauguins tapezieren, ist Konsequenz und Symbol dessen, was, nach Webers nicht neuer, aber treffender Formulierung, die Schuld trägt an der Zerrüttung des öffentlichen Geistes in Europa und vornehmlich in dessen Mitte: „die schrankenlose Herrschaft des Oekonomischen, die seit dem Kriege und durch den Krieg ausgebrochen ist“. Aber diese Gefahr ist doch wohl viel akuter, als selbst Weber glaubt.

Es ist in diesen Blättern mehrfach darauf hingewiesen worden, und zwar mit einem Befremden, das sich nicht sehr von Entsetzen unterschied, wie Männer, die heute Deutschlands Geschicke bestimmen, durchdrungen sind von dem Primat der Wirtschaft über die Politik. Wenn einer der nichts als machtgierigen

Zusammenraffer, deren „Vertikaltrusts" ein hirn- und fingerfertig metaphysizierendes Schranzentum bereits als „industrielle Fürstentümer" begrüßt — wenn einer dieser neuen Feudalherren daran gehen kann, dem Staat eines seiner schwersterkämpften und schwerstentbehrlichen „Regalien" (der terminus technicus für die Sozialisierungen der absolutistischen und pseudokonstitutionellen Epochen), die Eisenbahnen nämlich, zu entwinden, indem er sich auf einen von den Regierenden selbst falsch verstandenen und falsch angewandten Begriffspopanz der Rentabilität beruft (warum brauchen eigentlich Brücken und Straßen nichts „abzuwerfen", wo Bahnen und Posten es müssen? warum müssen sich Auslandsvertretungen „selbst erhalten", wo es die Inlandsvertretungen, Parteibonzen und Diätenschmarotzer, nicht brauchen?); wenn derselbe „industrielle Territorialfürst" (er wird wohl bald den Titel „Raubgraf vom Rhein" erhalten) gestern nach London, heute nach Rom und morgen nach Paris fährt, um, je nach seinen „reichsunmittelbaren" Hausmachtsinteressen, für oder gegen die Reichsregierung zu unterhandeln, ohne daß ein sonst so hochnotpeinliches Paß- oder Finanzamt nur zu fragen, geschweige zu mucken wagt; und, wenn dann noch der Nachfolger Bismarcks nach und während einer staatlichen, sittlichen, geistigen Katastrophe, zu deren Entwirrung ein Staatsmann vom Rang eines Stein grade gut genug wäre, es schwarz auf weiß gibt, daß er „die beherrschende Stellung der Politik" für diese Katastrophe verantwortlich macht, also — sit venia imagini — mit einem Federzug den hohen Ast absägt, auf den ihn das Vertrauen seiner Volksgenossen (oder die Verzweiflung ihrer Ratlosigkeit?) gesetzt hat: dann, ja, dann ist es wahrhaftig an der Zeit, mit einem Wort, dessen Schärfe und Schlagkraft schon allein Alfred Webers kleine Schrift rechtfertigt, von der „Mediatisierung des Staates" zu reden.

Ohne alle Frage: Der deutsche Staat ist heute mediatisiert, und er wird es von Tag zu Tag mehr. Er war während des Krieges mediatisiert durch militärische Hausmeier, und er ist es nach dem Krieg durch industrielle Hausmächtler. Es ist einigermaßen lächerlich, von einem demokratisch gewordenen Deutschland zu sprechen. Wen es Demokratie dünkt, daß der bunte „Rock des Königs" dem schwarzen Cutaway des „königlichen Kaufmanns" gewichen, daß die Diktatur des Maschinengewehrs und des Bataillonsbefehls abgelöst ist von der Diktatur der Fördermaschine und der Bankbilanz; kurz: wer sich dabei beruhigt, daß der Primat des Militärischen über das Politische einfach ersetzt oder besser: reibungslos übergegangen ist (da ein enges Konnubium zwischen Militär und Industrie ja schon immer bestand und noch heute, enger als je, besteht) in den Primat des Oekonomischen über das Politische — der mag auch weiterhin von der Demokratie des neuen Deutschland faseln, mag weiterhin gallische Raubgier oder gar, spottend seiner selbst und nicht wissend wie, angelsächsischen Krämergeist für die Trostlosigkeit unsrer Lage verantwortlich machen.

Verantwortlich ist etwas ganz andres. Nichts außer uns, sondern etwas in uns, zwischen uns. Das Substrat des Staates ist — auch eine längst in Deutschland vergessene Binsenweis-

heit, ohne deren ständig erneuerte und erneuernde Erinnerung jedoch Demokratie nicht möglich ist — das Substrat des Staates ist das Volk; die Ausdrucksform, in der es sich als sittliches, das heißt: als denkendes, fühlendes, wertendes Wesen äußert, ist die Gesellschaft. Im gleichen funktionellen Verhältnis wie Staat und Politik stehen daher Gesellschaft und öffentlicher Geist. Das ausgezeichnete Wort, das Alfred Weber für unsre politischen Zustände gefunden hat, kann somit, eine Ebene tiefer, auch auf unsre gesellschaftlichen Zustände angewandt werden: man kann hier gradezu von einer Mediatisierung des öffentlichen Geistes durch die Wirtschaft sprechen. Wer daran zweifelt, der lese nur aufmerksam die von Weber als Anhang gegebenen Tabellen, insbesondere die zur Vergleichung der Einkommensverhältnisse von Arbeitern und Beamten. Jedermann kennt heute die Beispiele vom Magistratsassessor, der bis vor kurzem auch absolut weniger verdiente und heute noch relativ (das heißt: unter Ansetzung der Vorbildungs-, Fortbildungs- und Repräsentations-Kosten) weniger verdient als sein Türsteher; vom Schuldirektor, der weniger zu verleben hat als sein Pedell; vom Ingenieur und Architekten, die elender bezahlt sind als ihre Schlosser und Maurer. Grade die letzten Beispiele zeigen die schlechterdings unsittliche Perversion der Verhältnisse — unsittlich deshalb, weil sie eine Umkehrung von Mittel und Zweck ist. Denn die Kopfarbeit des Baumeisters ist die Voraussetzung der Handarbeit des Steinträgers, nicht umgekehrt; und der Zweck ist das Haus, der Mörtel nur das Mittel, nicht umgekehrt. Wer einen Grundriß zeichnet, schafft einen neuen Geistwert; wer Ziegelsteine und Zement zur Mauer verbindet, einen neuen Sachwert. Und dies ist der springende Punkt: die Schaffung von Sachwerten wird heute ausschließlich — eben diese Ausschließlichkeit bildet den Unterschied gegen frühere Zeiten — höher bewertet als die Schaffung von Geistwerten. Der Währungsverfall, die Geldflucht „in die Sachwerte“ und durch sie die (von höchster historischer Warte nur zu begrüßende) Unterhöhlung der Thesaurierungs-Ideologie haben diese Pervertierung der Wertskala keineswegs hervorgerufen, sondern sie nur vergrößert und vergiftet; denn deutliche Anzeichen dafür machten sich längst vor der Thronbesteigung der Göttin Valuta bemerkbar, über der eben, wie Kronos über Zeus, seit einem Jahrtausend der Titane Kapital thront. Was aber bedeutet diese Umkehrung anders als die Mediatisierung des Geistes durch die Wirtschaft?

Wie der deutsche Staat hier selbst mit dem allerschlechtesten Beispiel vorangeht, dafür ist Beweis genug der sinnlose „Holzfiskalismus“ (wie es Weber nennt), mit dem die Finanzminister der deutschen Länder, hypnotisiert von dutzendstelligen Etatziffern, hinter denen kümmerliche Goldmillionen stecken, außer den deutschen Wäldern die Organe der deutschen Geistesarbeit (Zeitschriften, Zeitungen, Verläge, Bibliotheken) niederlegen oder in immer größere, immer schmählichere Abhängigkeit von Wirtschaft und Wohltätigkeit bringen. Oekonomie hat ursprünglich den Sinn von Sparsamkeit. Und so kann unter den heutigen Umständen einer derartigen Finanzgebarung, soweit sie mit greifbaren Zahlen hantiert, noch etwas wie Logik, wenn auch die

kurzbeinige der Selbstbelügung, zugestanden werden. Was aber soll man dazu sagen, daß nach den bittern Erfahrungen, die wir durch die Vernachlässigung des Pressewesens im Dienste der Außenpolitik gemacht haben, in unsrer heutigen Lage, in der wir keine andre Macht in Händen haben als die, die wir in unserm Hirn haben, der Posten des „Presse-Attachés" bei den Auslandsvertretungen nach einer kleinen Probierzeit (die allerdings durchwegs ungeeignete Personen mit Kinkerlitzchen vergeudet haben) wieder aufgelassen wird? Sparsamkeit? Economy, Horatio . .! Oder gar: daß, wie jüngst mitgeteilt wurde, irgendeine hohe Reichsstelle die dringend benötigte wichtigste Zeitung der für Deutschland doch als politischer wie kultureller Ansatzpunkt so eminent wichtigen Schweiz nicht mehr halten kann?! Weil, bei einem Notenumlauf von Billionen, im Monat der Preis eines Mittagessens für einen mittlern Devisenhändler eingespart werden muß! Das ist schon keine Mediatisierung des Geistes mehr, sondern die Immediatisierung der von Staatswegen befohlenen (und aus den Steuern der Bürger besoldeten) Geistlosigkeit!

Die Mediatisierung des Geistes durch die Wirtschaft aber ist nichts andres als der (vorläufige) Endpunkt einer Entwicklung, die uns in die — bei unsrer schicksalhaften Mittelstellung zwischen den Festlands-Großmächten Europas gradezu verhängnisvolle — Konstellation gegen See- und Ueberseemächte gebracht hat, deren Lebensinteressen keineswegs mit den unsern zu kollidieren brauchten; die uns damit notwendig in den Krieg, ebenso notwendig in die Niederlage getrieben hat, und, wenn sie weitergeht, zum völligen Ruin Deutschlands führen muß. Es ist deshalb jetzt die elfte Stunde, daß mit dieser den (psychologischen und biologischen) Gegebenheiten des deutschen Menschen völlig fremden — ihm aber keineswegs von „Fremdstämmigen" aufoktroyierten — Entwicklung endlich radikal Schluß gemacht wird. Es war darum hoch an der Zeit, daß dem deutschen Staat einmal die Warnung zugerufen wurde (und es wird nötig sein, sie seinen Lenkern noch oft und laut zu wiederholen), die Alfred Weber am Schluß seiner Broschüre ausspricht: daß „sein, des deutschen Staates, Leben verspielt sein wird, wenn er dem Kampf um den Primat des Geistigen über das Oekonomische weiter mit der halben Lauheit von heute zuschaut".

---

## Das sanierte Oesterreich von L. Lania

Analogien — sie sind meistens entweder sehr billig oder stimmen nicht ganz. Mark und oesterreichische Krone: wie oft hat die Aehnlichkeit der valutarischen Erscheinungen in Deutschland und Oesterreich zum Beweise gedient, daß man es gewissermaßen mit einem Naturgesetz zu tun habe, das sich in Deutschland ebenso und in denselben Formen auswirken müsse wie in Oesterreich, und gegen das anzukämpfen hier ebenso aussichtslos sei wie dort. Und jetzt, wo der Dollarkurs die Richtigkeit dieser Behauptung zu bestätigen scheint, da ist nicht weiter verwunderlich, daß man nun wieder überall die Meinung hört: Die Finanzkontrolle nach oesterreichischem

Muster wird ja doch das Ende vom Lied sein! Anders wird ja doch die Mark nicht stabilisiert und Deutschland nicht saniert werden!

Die Herrschaften, die geflissentlich das Rezept der Finanzkontrolle und der Rettung von Gnaden des Völkerbunds predigen, wissen schon, warum sie so gerne das oesterreichische Beispiel zitieren. Aber da die Sanierung Oesterreichs scheinbar wirklich sehr gut gelungen ist — sie hat aus der Krone im Vergleich zur Mark beinah eine Edelvaluta gemacht —: da lohnt sich, sie etwas eingehender zu würdigen. Der Zeitpunkt ist günstig: grade in diesen Tagen begeht der oesterreichische Bundeskanzler Seipel sein einjähriges Regierungsjubiläum, also der Mann, der die Krone gerettet, „Oesterreich wieder kreditwürdig gemacht" und „im Lande Ordnung und Zucht zur Herrschaft gebracht" hat. Wer wird nicht einen Seipel loben — einen Prälaten, einen ehrwürdigen Priester, Schutz und Schirm aller habsburgischen Legitimisten und gern gesehenen Gast am Hof Mussolinis und Horthys! (Von seinen Beziehungen zu den höchsten Herren des Völkerbunds gar nicht zu reden.)

Laßt uns die Ergebnisse dieser jetzt auch in Deutschland so hoch gepriesenen Regierungskunst einmal ganz nüchtern, rein wirtschaftlich betrachten. Wir wollen nicht „Verrat" schreien, weil Herr Seipel das Genfer Abkommen vom 4. Oktober 1922 geschlossen und damit in die formelle Aufhebung der Souveränität des oesterreichischen Staates, in die Einsetzung eines Völkerbundkommissärs und in die Einbringung eines „Wiederaufbaugesetzes" gewilligt hat, wonach dem Vertreter des Völkerbundes nicht nur die Verwaltung aller durch Kredite einlaufenden Mittel, sondern auch die Ueberwachung der gesamten Einnahmen und Ausgaben des Landes übertragen wurde. Wir wollen nicht wehleidig über die Zunahme der Arbeitslosigkeit, über die hohen — im Durchschnitt die Weltmarktparität überschreitenden — Preise jammern, nicht über die Härte der Sparmaßnahmen und den Abbau der Staatsbeamten. Aber: was ist der Ertrag aller dieser Opfer?

Gewiß: die Krone ist seit etwa einem halben Jahre stabil. Nun wird man nicht bestreiten, daß eine solche Stabilisierung der Valuta allein noch kein segensreiches Ergebnis der Sanierung ist, solange sie nicht eine wirtschaftliche Besserstellung der Bevölkerungsmassen zumindest anbahnt. Gewiß: die Deflationskrise, die jedes Volk durchschreiten muß, wenn es an die Regelung seiner Währungsverhältnisse geht, ist hart und in ihren Folgen für diese Massen sehr drückend. Aber dies scheint doch ein arges Mißverhältnis: auf der einen Seite Zölle, Warenumsatzsteuer, Entlassung zehntausender von Staatsangestellten, Sperrung von Spitälern, Schulklassen, Kriegsbeschädigtenheimen, Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit — auf der andern Seite ungeheure Profite der Großbanken. Und mit dem Schlagwort: Die Krone ist stabil! stimmt die noch immer wachsende Teuerung, wie sie der steigende Index aufzeigt, nicht recht überein. Schließlich ist für den Großteil der Bevölkerung der Index bedeutsamer als der Kurszettel von Zürich. Wiederum: die Hinaufschraubung der Preise für die vom Staat bewirtschafteten Produkte wie Salz und Tabak hat zu einem starken Verbrauchsrückgang geführt und so statt einer Erhöhung eine Verminderung der Staatseinnahmen gebracht. Der arge Rückgang in der Einfuhr von Fleisch und Zucker, ohne daß die inländische Aufbringung diesen Ausfall in nennenswertem Maße wettgemacht hätte,

zeigt sehr deutlich und drohend, wie breite Schichten der Bevölkerung immer mehr zum Darben, ja Hungern gezwungen werden: in den ersten drei Monaten des Jahres 1922 betrug die Einfuhr von Zucker 281 769, von Fleisch 49 604 Meterzentner; in den ersten drei Monaten des Jahres 1923: von Zucker 125 567, von Fleisch 39 380 Meterzentner. Im Rahmen der Sparmaßnahmen wurde die Zusammenlegung von Ministerien, die Auflassung des Außen- und Heeresministeriums durchgeführt — das Gehalt, das der Völkerbundskommissar Dr. Zimmerman bezieht, entspricht dem Gehalt von sechzig Ministern (12 000 englische Pfund im Jahr). Und dazu sollen noch die verschiedenen Finanz-„Berater" kommen: einer für die Tabakregie, einer für die Eisenbahnen, einer für die Notenbank, und so weiter. Ja, solch eine Sanierung ist ein „vornehmes, aber ein teures Vergnügen".

Was war nun eigentlich das Rettungsprojekt Ignaz Seipels? Als im Sommer 1922 die Währungskatastrophe die Krone ins Bodenlose stürzte und die wiederholt versprochenen Ententekredite noch immer nicht kamen: da fuhr Herr Seipel nach Verona und bot Italien die Zoll- und Währungsunion an. Seipel stellte Oesterreich zum Verkauf. Da konnten Jugoslawien und die Tschechoslowakei nicht uninteressiert bleiben. Und Herr Benesch setzte bei seinen großen Kollegen in Paris und in Genf durch, daß „die Unabhängigkeit Oesterreichs garantiert, daher auch materiell gesichert" wurde. Diese Spekulation auf die Rivalität der Nachbarmächte und die Verschacherung des Selbstbestimmungsrechts eines Volkes gegen Kredite: das war Seipels politische Idee, auf deren Verwirklichung er hingearbeitet — mit allen Jahrhunderte alten Methoden seines Standes hingearbeitet hat.

Doch seinem politischen Programm lag noch ein Gedanke zugrunde: die ganz richtige Erkenntnis, daß die internationale Finanzkontrolle, die Unterstellung Oesterreichs unter die direkte Herrschaft dieses Völkerbundes eine bedeutende Stärkung der Reaktion („Wiederaufrichtung der Ordnung") und der sicherste Schutz gegen den — „Bolschewismus" sei (Beschränkung der sozialpolitischen Errungenschaften der Revolution; Durchlöcherung des Achtstundentages; Aufstellung einer „verläßlichen" Wehrmacht). Da Oesterreichs Arbeiterschaft über wichtige Positionen verfügt, die mit den Mitteln der Rechtsparteien allein nicht zu nehmen sind, so ist für die anno 1918 aus ihrer unumschränkten Machtstellung verdrängten Mächte — „Pfaff, Adel, Kapital" — das Protektorat Genfs sehr ersprießlich.

Von sozialdemokratischer Seite wird oft darauf hingewiesen, daß eigentlich Herr Seipel beim Rettungswerk arg geprellt worden sei. Der hohe Völkerbund habe ihn um den Kaufschilling betrogen, da bisher der Vertrag wohl von Oesterreich mit ungeheuern Opfern durchgeführt, die Kredite dagegen noch immer nicht so wie versprochen zur Verfügung gestellt worden seien. Nun, Herr Seipel hat sich sehr gerne „betrügen" lassen. Oesterreich „wär' beinah saniert worden". Aber die Wiederaufrichtung der Macht des Klerikalismus in Oesterreich ist heute nach einem Jahr Seipel eine vollzogene Tatsache. Der Prälat und Theologieprofessor hat seinen Ruf als gewiegter und tüchtiger Parteiführer der oesterreichischen Christlichsozialen gerechtfertigt. Es wissen ihm — wie die tönenden Jubiläumsartikel der wiener Börsenpresse beweisen — nicht nur die Katholiken Dank dafür

# Die Krise des Fascismus von Max Tann

Rom, Anfang Juni

Die fascistische Partei befindet sich in voller Krise. In Piemont, der Lombardei, Toskana und Umbrien, also den Zentren des Fascismus, ist es zu freiwilligen und erzwungenen Massenaustritten gekommen, in Latium sind die Gegensätze so weit gediehen, daß eine Anzahl Schwarzhemden das Parteilokal besetzten und erst nach mehreren Stunden durch Carabinieri daraus vertrieben wurden, und in Süditalien, besonders in Neapel, wo der Fascismus niemals stark war, befindet er sich nahezu in Auflösung. Die rigorosen Mittel, mit denen die Parteileitung vorgeht, sind ebenso wenig wie das Schweigen der fascistischen Zeitungen mehr imstande, den beginnenden Verfall zu verheimlichen. Ueberall beginnt sich die „religiöse Hierarchie" zu lockern, und der nationalistische „Mythos" genügt nicht mehr, um die verschiedenen Kräfte, die sich unter dieser Phrase gegen den „Bolschewismus" zusammenfanden, nun auch zusammenzuhalten.

Einer der beiden ausgeschlossenen Abgeordneten, Misuri, hat sogar in der Kammer während der Debatte über das Budgetprovisorium heftige Angriffe gegen die Regierungsmethoden seiner alten Partei erhoben, und an dem Beifall, den ihm die Kammer spendete, haben sich mehrere fascistische Abgeordnete beteiligt. Auch ein Mitglied der Regierung, der Unterstaatssekretär im Ackerbauministerium Corzini, ging nach der Rede Misuris ostentativ auf ihn zu und umarmte und küßte ihn. Die Folge davon war, daß Corzini, als er am folgenden Tage auf der Regierungsbank Platz nehmen wollte, ein Schreiben des Präsidenten vorfand, worin ihm mitgeteilt wurde, daß sein Abschiedsgesuch genehmigt sei. Von fascistischer Seite wird allerdings behauptet, daß tatsächlich ein Abschiedsgesuch vorlag, da Corzini sich in gewerkschaftlichen Fragen schon vor einiger Zeit in Gegensatz zu dem „Großen Rat" gestellt hatte; aber die brüske Plötzlichkeit seiner Bewilligung bleibt in jedem Falle bestehen.

Der Hauptgrund dieser innern Schwierigkeiten liegt in Personenfragen. Da der Fascismus niemals ein sachliches Programm gehabt hat, ist allerdings eine Personalpolitik das einzige Fundament, auf dem sich seine Regierungshandlungen aufbauen. Der sich daraus notwendig ergebende Opportunismus wäre vielleicht noch zu ertragen, wenn seine Führer eben auch Persönlichkeiten wären. In Wirklichkeit ist Mussolini beinah der einzige unter ihnen, der eine gewisse politische Erfahrung besitzt; die meisten andern sind junge Leute, die erst seit Kriegsende im öffentlichen Leben stehen, und deren Vorbereitung zu ihrer Laufbahn in lyrischen Reden und strauchrittermäßigen Taten bestanden hat. Der Mangel an einigermaßen verwendbaren Personen ist so groß, daß Mussolini nicht imstande war, die bisher ausgeschiedenen fünf Unterstaatssekretäre zu ersetzen, und sogar der Posten des Arbeitsministers wurde von ihm nach dem Rücktritt der volksparteilichen Regierungsmitglieder eingezogen. Trotz diesem offen-

sichtlichen Mangel setzt der Fascismus seine „totale“ Herrschaft fort. In allen Kommunen regieren — sei es auf legale, sei es auf illegale Weise — seine Beauftragten und errichten dort kleine Lokaltyranneien, deren Eigenmächtigkeiten durch keine Sachkenntnis aufgewogen werden. Die Weisungen der Regierung beachten diese Miniatur-Mussolinis nur, soweit es ihnen paßt, und zwischen ihnen und dem „Haupt“ ist das gegenseitige Mißtrauen denn auch in sichtbarem Wachstum.

Mussolini, der immerhin nicht so dumm ist wie der größte Teil seiner Anhänger, sieht selbstverständlich die Schwierigkeiten, die sich aus dem Personalmangel ergeben; aber bisher ist ihm noch nicht gelungen, eine andre Politik durchzusetzen. Die intransigenten Fascisten haben seine Einsicht nur zum Anlaß genommen, um das Gerücht einer Trennung Mussolinis und der Partei zu kolportieren. Wie weit diese Intrigen schon gediehen sein müssen, läßt sich aus einer Rede ersehen, die der Ministerpräsident dieser Tage in Padua gehalten hat, wo er erklärte, daß „der Versuch, Mussolini vom Fascismus zu trennen oder den Fascismus von Mussolini, der nutzloseste, groteskeste und lächerlichste Versuch sei, den man sich denken könne“. „Vier geschichtliche Jahre haben lichtvoll bewiesen, daß Mussolini und der Fascismus zwei Aspekte derselben Natur sind. Sie sind zwei Körper und eine Seele oder zwei Seelen in einem einzigen Körper. Ich kann den Fascismus nicht verlassen, weil ich ihn geschaffen habe; ich habe ihn erzogen, ich habe ihn befestigt, ich habe ihn geprügelt, und ich halte ihn noch immer in meiner Faust! Daher ist es völlig nutzlos, daß die alten Weiber der italienischen Politik mir angestrengt den Hof machen: ich bin zu intelligent, als daß ich in diesen Hinterhalt mittelmäßiger Kaufleute von Dorfmessen fallen könnte. Ich versichere euch, liebe Freunde, daß alle diese kleinen Vipern, alle diese Politikaster die bitterste Enttäuschung erleben werden. Zu glauben, daß man mich für die parlamentarische Praxis einfangen könnte, ist absurd. Ich bin im Grunde ein Kind der Arbeit, aber ein zu aristokratischer Geist, um nicht die Abneigung gegen die niedrige parlamentarische Küche zu empfinden.“

Zu dieser ganzen mussolinischen Rede kann man nur sagen, daß wer schreit Unrecht hat. Dieser Feldwebelton vermag die Tatsache nicht abzuschwächen, daß der Fascismus sich in einer Krise befindet, die nicht antifascistischen, sondern ganz und gar eignen Ursprungs ist, und er ist eine mehr als schwache Antwort auf die Angriffe, die von Misuri und vielen Andern in der Kammer gegen die Regierung gerichtet wurden. Unterstrichen wird dadurch nur aufs neue, welche Gefühle Mussolini gegen das Parlament hegt, das ihm soeben ein neues Vertrauensvotum erteilt hat.

Wenn man die Beratungen der Kammer über das Budgetprovisorium betrachtet, dann gerät man freilich in lebhaften Zweifel, was erstaunlicher ist: die Unverfrorenheit der fascistischen Regierung oder die jämmerliche Feigheit dieser Volksvertretung. Eine Regierungsrede zur allgemeinen Politik wurde überhaupt nicht gehalten — besonders über das Reparationsproblem hat sich Mussolini seit seiner Präsidentschaft noch mit

keinem Wort geäußert —, und auch, was den Etat selbst betrifft, mußte die Kammer sich mit der Rede begnügen, die der Finanzminister in der mailänder Scala gehalten hat. Dabei ist in der Zwischenzeit immer deutlicher geworden, daß die von de Stefani mitgeteilten Zahlen zum großen Teil auf Bluff beruhen, an dessen Realität kein Mensch glaubt. Es wurden denn auch nur Reden gehalten, die man eigentlich als Oppositionsreden bezeichnen müßte. Aber als es dann schließlich zur Abstimmung kam, verweigerten außer den Republikanern allein die sozialistischen Parteien der Regierung das Vertrauen, während alle andern Gruppen mitsamt den Populari für die Regierung stimmten. Allerdings muß bemerkt werden, daß sich 214 Abgeordnete der Abstimmung fernhielten, sodaß in Wirklichkeit das Resultat: 238 gegen 83 nicht sehr stattlich ist. Die Kammer hat damit von neuem bewiesen, daß sie nicht fähig ist, die Führung des öffentlichen Lebens, die sie 1915 verloren hat, wieder an sich zu reißen.

Die Politik, die die bürgerlichen Parteien verfolgen, ist klar. Sie sind mit der Marschrichtung des Kabinetts im großen Ganzen einverstanden, und wenn sie seine sachliche Unfähigkeit, seinen Dilettantismus, seine Günstlingswirtschaft angreifen, so geschieht das nur, um an der Stellenverteilung teilnehmen zu können. Das Signal zu dieser „Opposition" ist in einem Interview der turiner ‚Stampa' gegeben, das, wenn nicht von Giolitti selbst, jedenfalls von einem seiner Freunde herrührt. Der Fascismus sträubt sich noch dagegen, seine Alleinherrschaft aufzugeben; aber wenn er nicht schließlich das Angebot der Liberalen annimmt, wird er an seiner technischen Unzulänglichkeit scheitern, noch ehe das Ende der Krise seine politische Basis in der Bevölkerung zerstört haben wird. Die Optimisten auf der Rechten und im Zentrum und die Skeptiker der Linken rechnen denn auch schon stark mit dieser Schwenkung, die der ‚Mondo' sehr treffend die Simonie des Fascismus nennt.

Ob das innere Gefüge der Partei — in Wahrheit ein gänzlich unpolitisches Gebilde mit einem romantischen Glauben anstatt einer sachlich fundierten Ueberzeugung — eine derartige Belastung ertragen kann, ist freilich eine Frage. Bezeichnend für die Situation ist, daß Misuri, als er die Kammer verlassen hatte, unmittelbar vor den Toren Montecitorios einem Anfall zum Opfer gefallen ist und schwere Verletzung davongetragen hat. Man sieht deutlich, wie der militärische Apparat der Fasci, dessen Verfassung einzig zur Entfaltung des Terrors geschaffen ist, nicht standhält, da es nun gilt, die materiellen Probleme zu lösen, denen sich heute mehr als je jede Regierung gegenüber sieht.

---

## Zu diesem Krieg von Lavater

Dunkler sah es noch nie aus. Die Verdienstlosigkeit ist itzt schon schrecklich. Alles stockt. Unabsehliches Elend ist vorzusehen. Wir werden durch heiße Gebuhrtsschmerzen hindurch müßen. Valete! Amate amantem. *8. März 1798*

# Bücher von Otto Flake

Der Marcan-Block-Verlag in Köln beginnt die Veröffentlichung des Nachlasses Gustav Landauers mit dem Neudruck zweier Bändchen, die den einzigen Roman und die zwei Erzählungen des — wie soll man sagen? zu früh ermordeten — Schriftstellers enthalten. ‚Der Todesprediger' erschien 1893, ‚Macht und Mächte' 1903; das dritte Stück des zweiten Bandes, eine Parabel, datiert von 1910.

Was ist von dem Dichter Landauer zu halten? Ich stelle das Positive voran: die überraschende Eindringlichkeit des Tons, die Vitalität der Figuren, denen ihre Ideen und Ueberzeugungen heiß machen, die temperamentvolle Sinnlichkeit.

Keine geringen Gaben. Ich habe jüngst bei der Lektüre der Meisternovellen eines andern jüdischen Autors eine Phantasie kennen gelernt, deren Eindringlichkeit, Vitalität und Temperament einem immer wieder erneuten Ueberfall auf die zum Objekt der Darstellung gewählten Frauen, einem Sichbemächtigen und zur Streckebringen entsprang. Nichts bei Landauer von dieser Vergewaltigung, die jede Distanz, damit jede Respektierung aufhebt und an den Paria denken läßt, der sich in der Vorstellung schadlos hält und rächt. Landauers Sinnlichkeit ist frisch, nobel, einfach.

Sein moralischer Wert wurzelt in diesem Adel, das Sinnliche erhebt sich zum Eros. Es gelingen ihm daher vier, fünf Frauengestalten, die in der Erinnerung haften. Er kontrapunktiert sie nach den Kategorien: irdische und seelische Triebe, Dämon und Mädchen. Beide sind ungedanklich gesehen, ungehemmt, elementar.

Landauer wuchs in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts heran. Es war die Zeit, da im deutschen Sozialismus noch die zwei Triebe mit einander rangen: der religiöse und der materiell-organisatorische, der Kampf aber, wie wir heute wissen, bereits zu Ungunsten der ersten Tendenz entschieden war.

Der Roman ‚Der Todesprediger' lebt diesen Streit noch einmal durch. Seinem Kern nach war Landauer ein vorwiegend religiöser Mensch, also prädestiniert, um die Relativität und Beschränktheit des organisatorischen Prinzips, mit andern Worten: des Kampfes um die Macht zu durchschauen. Sein Instinkt, sein tiefer mystischer Instinkt ließ ihn opponieren gegen Das, was bei den deutschen Aktivisten Eudämonismus heißt und in der Lehre gipfelt, daß der Sieg der Vernunft möglich sei und sowohl Freiheit wie Brüderlichkeit heraufführe.

So kam er in jenem Roman zu dem erstaunlichen und verblüffenden Gedanken, einen eben zum Sozialismus Bekehrten abtrünnig werden zu lassen und die Erlösung von aller sozialen Not in den Willen zum freiwilligen Sterben der Völker zu verlegen.

Man sieht, welche Extreme seine Seele überspannte, wie groß seine Anlage war. Aber hier setzt der Kompromiß und damit die Komplizierung ein. Der Konflikt, der in Wirklichkeit zu Grunde liegt, derjenige zwischen Gemeinschaftsliebe und Ich-

Errettung, wird nicht bewältigt. So steckt auch ein Eudämonist und Rationalist in Landauer.

Das klingt schon an, wenn er seinen Frauen als höchste Idee die freie Liebe mitgibt. Hier verführte ihn die Hingabe an die ihm teure Forderung des Natürlichen, in Wirklichkeit aber die Hingabe an die Logik, denn das Natürliche ist eine Vernunftforderung, der die Erlebnisforderung der Form und Bindung gegenübersteht. Nur die schlechten Philosophen sehen dieses Verhältnis umgekehrt. Wer wahr fühlt, wird nie dabei stehen bleiben, von irgendeinem positiv eindeutigen Moralrezept die Lösung zu erwarten, sondern er wird bis zur Erkenntnis der Unlösbarkeit des moralischen Problems vordringen, also den tragischen Charakter der Existenz lehren.

Bis zu diesem Punkt ist Landauer, der Poet Landauer wenigstens, nicht gekommen. Ich gebe den Inhalt der Schlußszene einer seiner Erzählungen, um zu zeigen, wie unmöglich und grotesk seine freie Moral endigt. Im Garten einer Villa zieht sich ein junges herzkrankes Mädchen ekstatisch nackt aus, unter dem Fenster eines Zimmers, in dem drei Personen und ein Toter weilen. Die Personen sind der Vater des Mädchens, Arzt und Verkünder der Souveränität des Menschen, sein Schüler und dessen Geliebte, der Tote ist der Mann der Geliebten, soeben von dem Arzt wissentlich bei einer Operation aus dem Wege geräumt, um dem Paar zum Glück zu verhelfen. Der Ruf des Mädchens lockt die Drei ans Fenster, sie eilen in den Garten und werfen wie sie die Kleider ab; die Tochter bekennt, daß sie die Geliebte ihres Vaters ist, und im Schein der Johannisfeuer stirbt sie am Herzschlag.

Dieser Dionysismus eines Nietzsche-Schülers ist peinlich. Ich kenne den Philosophen Landauer nicht genug, um zu ermessen, ob er das von Nietzsche gestellte Grundproblem des modernen Menschen, den Ausgleich zwischen Dionysisch und Apollonisch, das heißt: zwischen Freiheit und Bindung, Individualismus und Gesellschaft, Radikalismus und Form, weiter als der Erzähler Landauer verfolgt hat.

Im ‚Todesprediger‘ folgt auf die Phase des Todesgedankens noch eine dritte. Der Held wird durch eine Frau zum Leben zurückgeführt (ein wenig banal, nicht wahr?) und konzipiert die Lehre: Ihr müßt wieder jung werden, „Ihr sollt warm werden“.

Hier ist offenbar der Weg erkannt, aber die Ueberzeugungskraft fehlt. Es ist doch wohl charakteristisch für Landauer, daß er die drei Phasen seiner Hauptfigur in Sendschreiben, also in Programmen, niederlegt, daher diese Hauptfigur als ein Mann erscheint, der der Sklave des Augenblicks ist und durch den häufigen Wechsel nicht eben an Klarheit beim Leser gewinnt.

Ich weiß auch nicht, wieviel der reifende Landauer sich von der Frische seiner Jugend bewahrt hat. Imponierend ist, daß er die ganzen großen Probleme der Seele und des Geistes um den Sozialismus kristallisierte. Sein Unglück, seine Tragik dürfte gewesen sein, daß er einen Sozialismus vorfand, der die Form des Marxismus angenommen, das Religiöse durch den Federstrich einer Doktrin verbannt hat.

Daher auch Landauers Hilflosigkeit dem Problem der Tat gegenüber, das seinem geheimen Vorbild Nietzsche keine Schwierigkeit gemacht hätte. Ein kleiner Zarathustra steckt in dem jungen Landauer und ist kein sieghafter geworden. Aber die Zeit, in der Landauer lebte, war so arm an geistiger Kühnheit, daß man schon an den Versuch Landauers mit Respekt denkt. Der Respekt vermehrt sich angesichts der Reinheit des Wollens, von der ich schon sagte, daß sie aus einer zwar deutlichen, aber nicht schwelenden Sinnlichkeit erwachse.

*

Schwerer ist es, im Eros Wilhelm Speyers klar zu sehen, zumal da ich mich nur auf sein letztes Buch beziehen kann, den Roman: ‚Schwermut der Jahreszeiten‘ (der bei Ernst Rowohlt erschienen ist).

Nach der Lektüre der ersten Kapitel war ich entzückt und erwartete Außerordentliches. Der letzte Tag der Abiturienten eines Landeserziehungsheimes wird ausgebreitet, und der erste Schritt eines von ihnen ins Leben hinein erzählt — mit einer bei deutschen Autoren ungewohnten Präzision, Ueberlegenheit und weltlichen Eleganz, die gar nicht oberflächlich ist, jenes Tempo nicht zu vergessen, das der einzige Gewinn des Expressionismus bleiben wird.

Dennoch erweist sich dieser junge Walther als charakterschwach, insofern er nie zu Der gelangt, die auf ihn wartet, und nach der er sich sehnt, der stolzen, charakterstarken Christine. Die Weibchen, die er um ihretwillen haßt, machen ihn ihr untreu. Dagegen ist noch nichts zu sagen, ein sehr reiner Klang wäre denkbar, der des komplizierten Lebens selbst, melancholisch-einsichtig vom Dichter orchestriert, ähnlich wie in jener Erzählung Turgenjews, worin ein russischer Aeneas in Baden-Baden seine italienische Braut mit der reisenden Dido der hohen Aristokratie verrät, ‚Frühlingsstürme‘ ist der Titel, wenn ich mich recht erinnere.

Aber die rückblickend-melancholische Orchestrierung, die auch Speyer gibt, verdeckt nicht ganz unreine Züge im Wesen seines Helden. Ich möchte sagen: Daß er sie verdeckt, statt unnachsichtig ans Licht zu ziehen, ist die Problematik dieses im übrigen so fesselnden Romanes.

Daß man untreu ist und Mädchen verläßt, damit ist über Moral oder Unmoral natürlich noch nichts gesagt. Es kommt darauf an, warum Einer untreu ist — um seiner Freiheit willen, um des Triebes nach fernen Zielen willen, als Wanderer, Pilger, Gottsucher, und allgemein aus irgendeiner Größe heraus.

Das Alles kommt bei dem jungen Walther nicht in Betracht. Er quält, um die Qual zu genießen, sich und die Andern. Und ganz unten in ihm, vom Dichter noch mehr cachiert, liegt die Gier, die Frauen zu haben, das Dumpfe, Unrassige und Unadlige, das Umschleichende. Will sagen: Dieser Walther ist eine unproduktive Natur, er dringt weder zum Geist noch zum Charakter vor. Er ist dreiviertel sympathisch, nicht genug.

Drei Seiten vor dem Schluß steht der Schluß, der echter Abschluß gewesen wäre: Walther sieht seine Christine wieder, als

sie einen Andern, der auch an ihn glaubte und nutzlos auf ihn wartete, heiraten will. Sie rechnet schneidend mit ihm ab, das Urteil ist gesprochen, der Abgelehnte müßte es hinnehmen. Aber er verführt die Leidende durch das Wort, nur wieder für einen Augenblick. Warum? Weil er sie „haben" mußte. Dieses Rachebedürfnis läßt auf eine problematische Rasse schließen.

Ich bin mir bewußt, hier aufzudecken, was der Autor versteckte — nicht aus Unehrlichkeit versteckte, sondern weil er, vermute ich, jene Gier des Habenwollens bereits, auf Dreiviertel des Seelenwegs, selbst verurteilt. Das fehlende Viertel ist schuld, daß die Erschütterung ausbleibt und durch eine letzte, schon nicht mehr aufdringliche, aber doch letzte Sentimentalität ersetzt wird.

---

# Das Kronprinzenpalais von Adolf Behne

Auch das Kronprinzenpalais hat eine Neuordnung erfahren . . . von ihr ist leider nur Ungünstiges zu berichten.

Bisher, wenn man die Galerie besuchte, konnte man sich trotz allem und allem nie ganz enttäuscht fühlen, weil Tschudis Kollektion der Franzosen, die Manet, Renoir, Cézanne, immer wieder das große künstlerische Erlebnis waren.

Sie sind jetzt aus dem gelben Saal des Mittelgeschosses herausgenommen und in die anschließenden zwei Kabinette gebracht worden.

Die Bilder sind noch immer herrlich — gewiß! aber weshalb sind sie auf Strafplatz gekommen? Sie sind schlecht zu sehen, hängen zwischen Türen und Oefen in zu engen Räumen, und . . . das Bedauerlichste! . . . ihre wunderbare Einheit ist auseinandergerissen. Grade diese Bilder aber haben ein bestimmtes Recht auf ihr Zusammen. Ja, es wäre sinnvoll gewesen, wenn Justi die Franzosen aus der National-Galerie, die Delacroix, Millet, Courbet, Daumier, zu diesen ihren Vollendern in das Kronprinzenpalais noch herübergeholt hätte. Denn die für die deutsche Kunst infolge der Uebermenge des Materials leider unvermeidliche Zerreißung in zwei Museen auch für die knappe Handvoll französischer Bilder mitzumachen, ist unnötig und willkürlich. Jene und diese Generation der Franzosen gehören auf das allerengste zusammen, und ihr Beieinander innerhalb der deutschen Kollektionen könnte uns den Blick schärfen für die Bedeutung und den Wert einer lebendigen Tradition . . . und für manches andre.

Warum wurden die Franzosen umgehängt?

Ich glaube nicht, daß die Aenderung aus politischem Ressentiment geschah — obwohl es mich ein wenig stutzig macht, daß Justi ein Bild, das er 1919 magazinierte, weil es ohne künstlerische Qualitäten sei (und ist), eben heute wieder aufhängt: Anton von Werners Siebziger Musketiere am französischen Kamin. Ich glaube nicht an bewußte Politik. Denn es muß anerkannt werden, daß Justi vor kurzem durch die Erwerbung eines Delacroix und eines Troyon die französische Kollektion wesentlich vervollständigt, und daß er den ältern französischen Bildern in der National-Galerie doch einen ausgezeichneten Raum gegeben hat. Aber vielleicht bestand das Gefühl, daß es des Guten zu viel wäre, wenn dann die Franzosen auch im Kron-

prinzenpalais einen besten Raum hätten, ja, es bestand wohl der Wunsch, zu zeigen, daß wir den Raum auch mit deutschen Bildern herrlich füllen könnten.

Justi machte aus dem Raum einen Corinth-Saal.

Es ist selbstverständlich, daß eine moderne deutsche Galerie die Pflicht hat, Lovis Corinth so gut wie irgend möglich zu repräsentieren. Ergibt sich aus der Repräsentation die Gestalt eines großen Meisters, so wird sich jeder Kunstempfängliche freuen. Hier aber, so scheint uns, ist zunächst der Wunsch der Vater des Gedankens. Es gehört jetzt zum guten Ton bei allen Kunstfreunden und Kennern, Lovis Corinth enthusiastisch zu huldigen. Leider nimmt man auch offenbare Versager zum Anlaß, wie bei den letzten Ausstellungen der Berliner Sezession (notabene: in der jüngsten Ausstellung interessierte am meisten ein Grigoriew-Porträt von Max Band). Der Corinth-Saal des Kronprinzenpalais ist einstweilen, um bei der Wahrheit zu bleiben, ein Saal, dessen Bilder jenen Corinth, der berechtigter wäre, hier zu hängen als die Manet, Renoir und Cézanne . . . bestimmt nicht repräsentiert.

Man hat also das Gefühl, daß hier gegen ein sonnenklares Recht der Kunst nach irgendwelcher Museumsraison gehandelt wurde.

Und das bedeutet uns für Justi eine tiefe Enttäuschung.

Aber die Neuordnung des Museums bringt deren mehr. Ich will hier nicht auf einzelne Bilder eingehen, so unverständlich es, zum Beispiel, ist, daß nun auch die eine kleine Landschaft von Hölzel, die wir (in der Sammlung Felix Königs) hatten, verschwunden ist — wofür wir einige banale Gartenlauben neu zu sehen bekommen. Wichtiger und bezeichnender ist der Charakter, den die Säle des Erdgeschosses jetzt im Ganzen angenommen haben.

Das Niveau ist wirklich nicht höher als ‚Verein Berliner Künstler' und ‚Große Berliner Kunstausstellung', und das besonders Peinliche ist die immer deutlicher spürbar werdende Neigung Justis zu einem Ideal des Feinen, Vornehmen und Gebildeten. In der National-Galerie begrüßt uns die edel gelegte Bügelfalte Anselm Feuerbachs, im Kronprinzenpalais empfängt uns ein Saal mit Bildnissen schöner Frauen und bedeutender Männer, der jedes Spießers und Schiebers Herz gewinnen muß. Der Geschmack eines „vornehmen Salons" in Reinkultur! Entzücken am Geschraubten, Mondänen, Süßlichen.

Soll wirklich dieses geleckte Kunst-Surrogat, dieser schlimmste und bedenklichste Kitsch hier den Ton angeben? (Mir ist so, als habe Justi einmal Paula Modersohn ausgestellt???)

Wenn ich die beiden Vorgänge zusammenhalte: die Aufteilung der Franzosen und damit die Zerstörung ihrer Mission und den Aufbau dieses Erdgeschosses, dann fühle ich, daß hier ein böser Streich geschah, und es ist vielleicht das Traurigste, daß er ohne volle Empfindung der ganzen Verantwortung getan wurde.

Niemals werden wir Hugo von Tschudi genügend danken können, daß er diese Kollektion der Franzosen trotz Kaiser und Dilettant in die Galerie gebracht hat. In diesen Bildern ruht die große Lehre, daß Kunst Einfachheit, Menschlichkeit und Güte ist, Wille, Liebe und Hingabe an die Menschen und auf diesem Boden ein großes Können und ein großes Wissen.

Die Verkünder dieser Lehre werden versetzt, und gleichzeitig richtet man Säle ein, in denen gelehrt wird, Kunst sei etwas Vornehmes, Feines und Gebildetes.

Daß ein Mann, der sein Museum auf diese Einsicht stellt, der neuen Kunst gegenüber versagen muß, ist naheliegend. Wir wollen in einem Schlußaufsatz Justis Verhalten zur neuen Kunst noch kurz betrachten.

---

# Nestroy im Burgtheater von Alfred Polgar

Das Burgtheater hat für ‚Einen Jux will er sich machen' die hübschesten Biedermeier-Möbel und -Trachten, Vatermörder, Reifröcke und Capothütchen, herzige altwiener Gärtchen- und Straßenprospekte . . . aber wenig taugliche Spieler.

Eine Figur im guten Nestroy-Format ist der kalbsäugige Hausknecht Melchior des Herrn Maierhofer. An seiner Breite, Gutmütigkeit und saftigen Viecherei konnte man schon Freude haben. Warum wurde der Meister ottakringerischer Diktion, Herr Walter Huber, nicht auf einen wichtigern Posten als auf den des Hausknechtes Kraps berufen? Sein Dialekt — er durchtränkt ihn bis in die Haarspitzen — und die echte Lokalfarbe seines Humors hätten dem Christopherl, auch dem Weinberl, wohlgetan. Immer muß sich der arme Huber unter Römern und Griechen herumtreiben, und weht endlich einmal die rechte Heimatluft auf der Bühne, in der er sagen könnte: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein . . . ", läßt man ihn nicht. Den Gauner Rab spielt Herr Danegger. Wenn er seinem schlottrigen Komplizen Kraps sagt: „Mir scheint, du zid'rst", ist das sehr spaßig. Wenn er es zum dritten Mal sagt, ist es noch immer spaßig. Vom siebzehnten Mal ab sinkt die Humorkraft des Diktums. Reizend ist Fräulein Seidler als Vorstadt-Preziöse, und einen würzigen Gewürzkrämer macht der wackere Herr Baumgartner. Hingegen ist es um die zwei eigentlichen Helden, Weinberl und Christopherl, übel bestellt. Herr Treßler kann nicht wienerisch. Daß er es nicht mit den Lippen kann, wäre noch das Wenigste — obgleich seine o für a, sein „frogen" und „sogen" eine wahre Marter sind, und die „Wattschen", die er mit drei t spricht, wirklich weh tun —, aber er kann es auch sonst nicht. Seine Mimik, sein Gang, sein Lachen, seine Körper-Chiffrensprache wie seine geistige Transpiration sind antiwienerisch. Er nimmt der Figur das Allerwesentlichste, die Grazie, und gibt ihr dafür Späße. Er schäkert mit sich und amüsiert sich über sich, er läuft neben seiner Rolle her, mit ihr durch nichts verbunden als durch den Text. Schade um so viel ins Leere verpuffte, schöne Spielfreude. Auch der Christopherl Hans Thimigs war ein ziemlich trockener Knabe, von einer Absichtlichkeit im Einfältigen, der sich die komische Wirkung verweigerte. Mitsammen aber unterhielten sich die Beiden ganz gut, lachten sich bucklig über ihre Verlegenheiten und Verwegenheiten, schlugen sich auf die Schenkel, sprangen und tirilierten einander zu Dank und Ergötzen.

Dennoch: nicht umzubringen ist die alte „Posse mit Gesang“, konserviert im Nestroyschen Spiritus, in dieser Essenz wienerischen Geistes, die noch nichts verloren hat von ihrer belebenden wohligen Schärfe.

Unvergleichlich heitere Landschaft der engen Horizonte! Fata morgana einer allerfidelsten Kleinbürgerei, holder Trug der Wienerluft-Spiegelung. Weich im Raume stoßen sich die Menschen. Pathetische Substanz wird zerbröselt und weggeweht von Gelächter.

Nestroy hat den absoluten Humor der Welt, in der er zu Hause, gesehen, ihre konstitutionelle, nicht zufällige Possierlichkeit. In den Figuren (die er, sie entdeckend, erfand) scheint der Typus auf seine letzte Spaßigkeitsformel gebracht, seine innerste Komik befreit, herausgesprengt aus allen Bindungen. Naturalistisch ist an diesen Figuren, trotz ihrer himmlischen Echtheit, gar nichts. Von den Sternen, unter denen sie geboren, leuchten nur die goldpapierenen. Eine beglückende astrologische Konstellation, der die Hausknechte und Lehrbuben die Lucidität ihrer Dummheit, die Commis ihre hinreißende Beredsamkeit, die Kutscher, Kellner, Wächter das Bezaubernde ihrer Gefräßigkeit, Grobheit und Habgier verdanken. Nestroys Dichtung ist das schönste Monument, das je dem Mutterwitz eines Volkes errichtet worden.

Er selbst, dieses Witzes souveräner, schonungsloser Gebraucher, sah durch ihn den Charakter der wienerischen Menschen in allen Farben und Ultrafarben. Und baute aus solcher Buntheit den heitern Regenbogen seines Possenwerkes: als Zeichen der Versöhnung zwischen Schöpfer und Kreatur.

---

# Markflucht von Morus

**Der Auslandsbesitz der deutschen Konzerne**

Im Reichstag erlaubte sich neulich ein sozialdemokratischer Redner, darauf hinzuweisen, daß die deutschen Kapitalisten vorziehen, ihr Kapital im Ausland anzulegen. Worauf der deutsche Reichswirtschaftsminister Becker die treffliche Antwort gab: „Wir brauchen doch diese Pioniere im Ausland für die Hebung unsrer Wirtschaft. Selbst wenn durch die Verschiebung solcher Gelder ins Ausland dem deutschen Steuerfiskus Mittel verloren gehen, schätze ich den der deutschen Wirtschaft daraus entstehenden Verdienst viel höher ein.“

Wie groß die Verdienste sind, die der deutschen Wirtschaft aus der Verschiebung solcher Gelder ins Ausland entstehen, sieht man aus einer Zusammenstellung, die der Deutsche Metallarbeiter-Verband soeben über den „Auslandsbesitz deutscher Konzerne“ veröffentlicht hat. Nach dieser Aufstellung — die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — besitzt der AEG-Konzern im Ausland, abgesehen von 138 Filialen und Vertretungen, 90 Unternehmungen ganz oder teilweise. Er wird aber noch weit übertroffen vom Stinnes-Konzern. Die Aufstellung unterscheidet dabei zwischen den ausländischen Unternehmungen und Beteiligungen der Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union, 79 an der Zahl — neben 243 ausländischen Vertretungen und Geschäftsstellen — und dem Auslandsbesitz des Stinnesschen Privatkon-

zerns, der Hugo Stinnes G. m. b. H., die sich bereits auf 30 Unternehmungen erstreckt. Während die Auslandsunternehmungen der AEG aber größtenteils bereits vor dem Kriege bestanden, datiert der Auslandsbesitz des Stinnes-Konzerns zum beträchtlichen Teil aus den letzten Jahren, so die Alpine Montan und die jüngst erworbenen (und noch nicht mitgezählten) oberschlesischen Gesellschaften, die der Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union angegliedert sind; und die Unternehmungen und Beteiligungen der Hugo Stinnes G. m. b. H. sind ausschließlich in der Nachkriegszeit erworben.

Hinter dem Auslandsbesitz dieser beiden Mammut-Konzerne bleiben die andern Konzerne der Metallindustrie weit zurück. Immerhin werden noch 10 ausländische Unternehmungen des Krupp-Konzerns, 5 vom Mannesmann-Konzern, 5 vom Thyssen-Konzern aufgezählt; dazu etliche Auslandswerke von Haniel, Klöckner, Stumm und andern Industriemagnaten.

Dieser Auslandsbesitz ist die Basis, auf der sich so merkwürdige Kapitalverschiebungen abspielen wie die des ‚Phönix', der seine Aktienmajorität gegen „Valutakredite", angeblich aus Angst vor französischer Ueberfremdung, an ein holländisches Bankkonsortium abgibt. Denselben Weg zum alleinseligmachenden Gulden gedenken die ebenfalls zum Otto Wolff-Konzern gehörenden Rheinischen Stahlwerke zu gehen, während die A.G. für chemische Produkte vorm. Scheidemandel es vorzieht, sich in eine holländische Aktiengesellschaft umzuwandeln. An allen diesen Transaktionen dürfte der Reichswirtschaftsminister mehr Freude haben als der Reichsfinanzminister.

Ueberblickt man den Auslandsbesitz der großen deutschen Konzerne, so erscheint die amtliche Schätzung, die vor einigen Monaten das gesamte deutsche im Ausland investierte Kapital auf 2,2 Milliarden Goldmark bezifferte (gegenüber 18 Milliarden Nominalkapital in der Vorkriegszeit), als viel zu niedrig. Zu dem deutschen Realbesitz kommen aber noch die deutschen Guthaben im Ausland, die in deutschen Industriekreisen auf 1 Milliarde Goldmark geschätzt werden. Auch diese Summe dürfte sehr niedrig gegriffen sein, wenn man in Betracht zieht, daß viele deutsche Guthaben auf ausländischen Decknamen geführt werden. Näher der Wirklichkeit wird wohl eine Schätzung des englischen Handelsministeriums kommen, wonach die deutschen Guthaben im Ausland 240 Millionen Pfund Sterling, also 4,8 Milliarden Goldmark betragen.

Selbstverständlich sind diese Guthaben nicht nur Geld, das aus Angst vor dem deutschen Steuerexekutor nach dem Ausland verschoben worden ist. Sie setzen sich zum erheblichen Teil aus den Gewinnen der deutschen Auslandsunternehmungen zusammen und sollen nicht nur der Thesaurierung dienen, sondern der Erwerbung oder Neugründung andrer ausländischer Unternehmungen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß ein Teil der Männer, die ihr Kapital gegenwärtig lieber im Ausland arbeiten lassen als in Deutschland, an so etwas wie eine „Mission" glauben, daß sie sich wirklich für Pioniere der deutschen Wirtschaft im Ausland halten und, ebenso wie der Reichswirtschaftsminister Becker, davon überzeugt sind, daß sie dem Vaterlande damit einen großen Dienst leisten.

Aber eine andre Frage ist, ob wir uns, nachdem wir mit diesem Expansivismus eben so fürchterlich Schiffbruch gelitten haben,

wieder auf denselben Weg wagen sollen. Wirtschaftsbeziehungen zum Ausland müssen aufrechterhalten und gepflegt werden. Denn ohne ausländische Verbindungen und Vertreter kann der Exporthandel, auf den Deutschland angewiesen ist, nicht wieder in Schwung kommen. Aber der Expansionsdrang, den das deutsche Kapital neuerdings an den Tag legt, ist ungesund, weil er in keiner Weise der deutschen Wirtschafskraft entspricht. Die Eroberungen, die Herr Stinnes und die andern „Pioniere" im Ausland machen, müssen erkauft werden mit der Ueberfremdung und Aushöhlung der deutschen Binnenwirtschaft. Es nützt nichts, daß die Pioniere vordrängen und sich selbst reichlich verpflegen, wenn inzwischen das Gros des Heeres verhungert.

**Die Kreditgeschäfte der Reichsbank**

Zu den vergnüglichsten Gesprächen im Untersuchungsausschuß über die Markstützungsaktion gehörten die Erörterungen über unser Kreditwesen. Als die Sozialdemokraten von der Reichsbank verlangten, sie solle endlich aufhören, langfristige Papiermarkkredite zu geben, stellten sich die Vertreter der bürgerlichen Parteien einmütig vor Herrn Havenstein und rechneten heraus, daß bei dem ganzen Geschäft höchstens die Privatwirtschaft Geld verliere, nie und nimmer aber die Reichsbank. Tags darauf schwang der hamburger Exportkaufmann Dauch, Mitglied der Deutschen Volkspartei, einen Lobeshymnus auf Goldkonten und Goldkredite. Mit Papiermark könne kein vernünftiger Mensch mehr rechnen, und nun muckte die Linke auf: die Arbeitnehmer könnten nicht mit Goldmark rechnen, denn sie bekämen nur Papiermarklöhne.

Zwischen beiden Feuern stand stark, unerschütterlich und unabsetzbar der Reichsbankpräsident, umgeben von seinen weißbärtigen Paladinen. Herr Havenstein blieb dabei, daß die Reichsbank sich auf Goldmarkkredite nicht einlassen könnte, weil das Risiko der Markschwankungen zu groß sei. Man wird Herrn Havenstein zugeben müssen, daß die jetzige Methode, langfristige Papiermarkkredite zu einem Diskontsatz von 18 Prozent im Jahre zu geben, für die Reichsbank mit weniger Risiko verbunden ist. Denn von Risiko kann man nur sprechen, solange Gewinnchancen da sind. Diese Chancen hat der Papiermarkgläubiger gegenwärtig nicht. Zweifellos: die Methode des Herrn Havenstein ist sicherer, sicherer nämlich inbezug auf den Verlust der Reichsbank. Im ganzen letzten Jahr hat es wohl nur wenige Tage gegeben (Ende April und Anfang Mai 1923), wo der Außenwert der Mark geringer war als drei Monate vorher. Sonst war er regelmäßig weit niedriger, und der Binnenwert der Mark hat sich im letzten Jahr ausschließlich abwärts bewegt. Die Papiermarkgeschäfte der Reichsbank sind also mit 99 Prozent Sicherheit Nieten. Ein Beispiel: für einen Dreimonatswechsel über zwei Millionen, den die Reichsbank am 10. März diskontierte, zahlte sie damals rund 100 Dollar, abzüglich des Diskonts von 4½ Prozent, also 95½ Dollar, zurück erhielt sie am 10. Juni, am Einlösungstage, noch nicht 25 Dollars. Sie hat also bei dem Geschäft über 70 Dollar verloren.

Welch gewaltige Summen auf diese Weise der Reichsbank verloren gehen, kann man daraus ermessen, daß der Bestand der Reichsbank an diskontierten Handelswechseln gegenwärtig ungefähr 3000 Milliarden beträgt, die zum sehr großen Teil auf drei und sechs Monate laufen. Die Privatwirtschaft hat die Gelegenheit, sich auf Kosten der

Reichsbank mühelose Gewinne zu verschaffen, auszunutzen verstanden, und es ist wohl kein Zufall, daß in derselben Zeit, wo der Dollar auf das 45 fache stieg, der Wechselbestand der Reichsbank sich auf das 400 fache erhöht hat. Herr Havenstein hielt freilich diese Vermehrung der diskontierten Wechsel für ganz natürlich. Denn Industrie und Handel mußten doch, wenn die Mark rasch sank, mit dem nötigen Betriebskapital versorgt werden. Wir halten es nunmehr für ganz natürlich, daß Herr Havenstein, wie die Fama geht, sein Privatvermögen in Reichsanleihe angelegt hat.

**Stinnes und die Gemüsefrau**

Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß das bisherige Wechselgeschäft der Reichsbank für sie selbst unvorteilhaft und für die Privatwirtschaft vorteilhaft ist, so liefert ihn die Pressestelle des Herrn Stinnes. In der D.A.Z. wird nachgewiesen, wie schlimm es auf der Welt bestellt wäre, wenn die Reichsbank statt Papiermark-Wechsel Goldmarkwechsel begäbe: „Man stelle sich einmal die Folgen vor: Der ganze Warenverkehr wird auf Gold, respektive auf Festmark gestellt. Denn wenn Wechsel- und Giroverkehr auf Gold lauten, so wird natürlich jede Gemüsefrau gezwungen, ihre Ware in Festmark zu bezahlen und sich bezahlen zu lassen. Sie trägt vermutlich eine Tabelle unter der Schürze, auf der die Festmark-Grundzahlen ihrer Waren ausgezeichnet sind und multipliziert die dort gefundenen Zahlen mit dem Entwertungsfaktor der Papiermark. Sobald der Kunde die ‚wertbeständige' Ware in der Hand hat und sie selber das Geld, stürzt sie zur nächsten Depositenkasse, wo sie ihr Depot hat ... Und wie dieser Gemüsefrau, so geht es Allen, die ihre Waren für Papiergeld verkaufen, leider mit zwei sehr sehr wichtigen Ausnahmen, nämlich mit Ausnahme des Staates und mit Ausnahme der Gehalts- und Lohnempfänger."

Herr Stinnes als Beschützer des Staates und der Arbeiter — welch trautes Bild! Zwar hat die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' ganz vergessen, daß ihr Besitzer noch vor wenigen Monaten im Reichswirtschaftsrat für Goldlöhne eingetreten ist. Aber der Redakteur der D.A.Z. muß ja am besten wissen, ob Herr Stinnes inzwischen dazu übergegangen ist, Goldlöhne zu zahlen oder nicht. Bleibt noch Stinnes als pater patriae. Man weiß, wie besorgt Herr Stinnes um die Finanzen des Deutschen Reiches ist, wie er nur aus Mitleid mit dem Fiskus dem Reich die Eisenbahnen abknöpfen möchte, wie rege er sich bei der Zeichnung der Goldanleihe beteiligt hat, wie er Alles getan hat, die Stabilisierungsaktion zu unterstützen. Kein Wunder, daß er jetzt das Reich vor weiterer Entwertung der Mark beschützen will; wenn man nämlich allgemein zur Festmarkrechnung überginge, so hätte der Staat statt des Papiermarkdefizits künftig ein „Festmarkdefizit" — „denn es ist ausgeschlossen, daß die zum Teil exzessiven Sätze der Besitzsteuern in Gold gezahlt werden können" —, und anstelle der Papiermarkinflation würde eine „Festmarkinflation" treten.

Und noch etwas würde eintreten, wovon in dem Artikel der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' freilich nichts zu lesen ist: das Ende der Inflationsgewinne, die Herrn Stinnes jetzt ermöglichen, in der einen Woche die oberschlesischen Gruben, in der andern Woche ein paar Petroleumgesellschaften anzukaufen und in der nächsten Woche zarte Bande mit Schneider-Creuzot anzuknüpfen. Und das wäre allerdings — Götterdämmerung.

# Requiem von Ignaz Wrobel

„Das Ganze Halt! Jetzt wird es dionysisch.
Jetzt singt ein Chor. Ich lächle metaphysisch.
Wie wird die schwarzgestrichne Kiste groß!
Ich schweige tief.
Und bin mich endlich los."
*Theobald Tiger: ‚Letzte Fahrt'*

Am 24. Mai ist er sanft entschlafen, und am 27. Mai haben wir ihn begraben. Es war eine erhebende Feier.

*

Es war so überraschend schnell gegangen. Am Mittwoch hatte er noch Spengler gelesen und andern Unfug getrieben, als um dreiviertel sieben Uhr abends zwei Freikarten für eine neue Operette einliefen. War es nun die Gelehrsamkeit des 18 prozentigen Industrie-Philosophen oder der Schreck — kurz: Wrobel bekam Atembeschwerden, und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, ließ er den Halsspezialisten rufen. Bevor der noch in der Eile den letzten Teuerungsindex errechnen konnte, glitt der Patient dahin, und Alles war aus. Der schwer erschütterte Mediziner saß im Vorzimmer des Toten — es war die erste Nasenscheidewand in seinem Leben, die unoperiert davongekommen war —, und als ihm nun eröffnet wurde, daß er als Vermächtnis alle Jahrgänge der ‚Weltbühne' geerbt hatte, da weinte der große und starke Mann bitterlich.

Wir Andern aber formierten den Trauerzug und setzten uns langsam in Bewegung. Vorn rollte der Dichter selbst — zum Glück war der Sarg geschlossen, denn der Anblick des im Wagen fahrenden Wrobel hatte stets den Neid und den Abscheu aller Vorübergehenden erregt. Immer hatte er in den großstädtischen Automobilen nach der Melodie gesessen: „Wie gut, daß Ihr lauft!" Das konnte er dieses Mal nicht sagen. Schwer zogen die Pferde an der ungewohnten Last. Bekanntlich hatte Wrobel falsch ausgesehen — die tiefe Tragik seines Lebens bestand darin, daß Jeder, der ihn kennen lernte, beleidigt fragte: „Sie sind Herr Wrobel? Sie habe ich mir ganz anders vorgestellt!" Und auf die bescheidene Frage, wie man sich ihn denn vorgestellt habe, erfolgte jedes Mal die Antwort: „Nun — hager, blau rasiert und mit einer Intellektual-Brille versehen!" Und dann hatte Wrobel jedes Mal zu bedauern — aber es half ihm nicht: er sah falsch aus. Das also fuhr im vordersten Wagen.

Dahinter folgte eine unübersehbare Reihe von drei Droschken. In der ersten saß die republikanische Partei Deutschlands; ein Mitglied hatte auf dem Bock Platz genommen, weil es eine Sondergruppe bildete und sich mit den andern nicht vertrug. Im zweiten Wagen saßen die Geliebten des Dichters — von jeder Haarfarbe eine zur Auswahl. Die Damen hatten sich sofort mit einander verständigt, denn sie waren sich über die zahllosen Lächerlichkeiten des lieben Verstorbenen vollkommen einig: er schnarchte, machte Plüschaugen, bevor er mit den Mädchen geschlafen hatte, und war im Ganzen von einem stinkenden Geiz. Alle in diesem Wagen hatten ihn wirklich geliebt, ehe sie ihn

persönlich kannten; auch gaben sie ihn für eine freundliche Erinnerung aus: an die Zeit der Kopulation selbst mochte keine gern zurückdenken. Die dritte Droschke war leer — der Kutscher fuhr aus Langerweile mit, und weil er hoffte, auf dem Friedhof eine gute Fuhre zu bekommen.

Der Friedhof war stippevoll. Als der Wagenzug räderknirschend das schmiedeeiserne Tor erreicht hatte, senkten sich alle Zylinderhüte. Der Sarg wurde durch das Spalier getragen. Hinter Trauerbosketts aus frischem Suppengrün setzte sich ein unsichtbarer Chor in musikalische Bewegung — der Direktor Rudolph Nelson dirigierte ihn, leicht verärgert, daß man ihn so aus seiner Ruhe gestört hatte, würdevoll und eingedenk der hohen Vorschüsse, die da zu Grabe getragen wurden. Er konstatierte mit Befriedigung, daß auch hier Alles ausverkauft war, nickte mit dem kleinen dicken Kopf aus dem tadellosen schwarzen Ueberzieher, sah zu Käthchen Erlholz, seiner Frau, hinüber, die dastand und sich furchtbar mopste — und der Chor begann:

„Mir ist heut so nach Tamerlan!“

Das war eines jener zahllosen Chansons des Verstorbenen, angefertigt für die Kreise, die er so zu verachten vorgab; mit der einen Hand kritisierte er sie, mit der andern zapfte er ihnen den Sekt ab. Er war eben eine problematische Natur . . .

Die Leute schritten langsam zur Trauerhalle.

Unter den Erschienenen bemerkten sich u. a.:

Herr Pallenberg; Frau Massaray; der gefeierte Emil Jannings, der, wie alle vernünftigen Leute, gegen Begräbnisse eine schwere Antipathie hatte, aber gefaßt war, aussah wie ein trauernder aegyptischer Koloß und dachte: „Mensch, wenn ich bloß erst wieder zu Hause wäre — !“; zwei Zeitungsherausgeber, die dem Verstorbenen für alle seine Arbeiten zusammen so viel Honorar gezahlt hatten, wie ihre Autofahrt nach dem Friedhof kostete; der Nachmaler Szafranski, fett, sauber rasiert und durchaus erfüllt von einer tiefen Verehrung für Stifter im Hause und den Kapitalismus im Leben; kleine Damen, die sich in Rheinsberg hatten verführen lassen und dem Toten dafür dankbar waren, obgleich der gar nichts davon gehabt hatte; mit einer Hand in der Hosentasche: Georg Bernhard — sie hatten sich beide wirklich geliebt, er und Wrobel: sah doch Jeder am Andern, was aus ihm einmal hätte werden können; Claire Waldoff; Paul Graetz, der sein wirklich ernstes Gesicht aufgesetzt hatte („Denn er war meiner!“) — und der in guter Haltung daherschritt, weil er der einzige berliner Komiker war, weit und breit; eine Abordnung von Nazis, die der Tote so geschätzt hatte... Und Gussy Holl stand da, entzückend ließ sich ihr helles Blond zu dem feinen Schwarz ihres neuen Tuchkleides —: „Doktor, rat mal, was das Kleid gekostet hat?“ Aber der Doktor konnte es ihr nicht mehr sagen — zum ersten Mal in seinem Leben war er pathetisch geworden und lag da in seinem Sarg und schwieg. Und alle Lebenden haben Unrecht vor einem Toten.

Die Republik hatte einen amtlichen Vertreter geschickt. Das heißt: eigentlich hatte der bei Wrobels Begräbnis gar nichts zu suchen, sondern er war ausgesandt worden, um namens der

Reichsstelle für die Förderung deutscher Gebrauchskatzen zu dem Tode des Oberförsters Karnowsky sein amtliches Beileid auszusprechen. Der hohe Beamte aber hatte sich im Friedhof geirrt und ging nun hier ahnungslos mit. Er wurde späterhin wegen Teilnahme an einem öffentlichen Unfug pensioniert. Denn die deutsche Republik gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist.

In einer Ecke stand Oberschriftleiter S. J. Der kleine Mann trippelte von einem Fuß auf den andern und schrie ununterbrochen: „Ich brauche aber noch ein Gedicht für die nächste Nummer! Mir fehlen zwanzig Zeilen! Die Nummer ist hin!“ Erst dem Zureden seiner Lieblingsmitarbeiter Alfred Polgar und Wilhelm Scheuermann gelang es, ihn einigermaßen zu beruhigen . . .

Nun war die Menge in die Trauerhalle gelangt. Der Zug stockte, hielt. Ein schwarz begehrockter Herr trat vor und hielt ein weißes Blatt in der Hand. Alle Köpfe entblößten sich. Alfred Holzbock stand mit völlig kahler Platte da; seine Haare waren im Zylinder verblieben. Und der Redner sprach:

„Geehrte Trauerversammlung! Wir stehen am Grabe von Kaspar Theobald Peter Kurt Ignaz Wrobel. Ein schwerer Schlag hat uns und ihn getroffen. Der Entschlafene wurde geboren am 9. Januar 1890 in Podejuch bei Stettin und besuchte dortselbst bis zu seiner endgültigen Pubertät die Fürsorgeanstalt für geistig zurückgebliebene, aber uneheliche Kinder; im Jahre 1908 wurde er in die Schule für eheliche Kinder versetzt. Nachdem ihm zugleich mit General Mackensen das Doktorat einer deutschen Universität für den Wiederbeschaffungspreis von 350 Mark verliehen worden war, trug er einen vom damaligen Kaiser entliehenen Rock und bekleidete denselben vom Jahre 1915 bis 1918. Nach siegreicher Durchdringung Rumäniens trat der Verblichene in eine berliner Zeitungsredaktion ein, woselbst er durch rasche Verjagung der zahlungsfähigen Inserenten und Abonnenten bald eine beliebte Persönlichkeit wurde. Als nur noch der Chefredakteur und er das von ihm redigierte Blatt lasen, wurde er Stellungsloser und bezog von der Stadt Berlin eine Rente.

Geehrte Trauerversammlung! Der Verstorbene ist ein glücklicher Mensch gewesen. Das Leben in diesem sonnigen Lande war ihm stets eine Freude, und zauberte dasselbe ewiges Lächeln auf seine reichlichen Züge. Er hat die Stille geliebt und die Unabhängigkeit: wollte er Unabhängigkeit, so ging er spaßeshalber zur U.S.P.D., und wollte er Stille, so ging er zur Deutschen Demokratischen Partei.

Er hat ein schönes Dasein gehabt. Er hat alle Frauen bekommen, die er begehrt hat — und er hat aus Vorsicht nur die begehrt, die er bekommen konnte. Stets in der Lage, seine Neurasthenie für weisen Verzicht auszugeben, war er immer bereit, um eine Arbeit zu ersparen, mehr Arbeit aufzuwenden, als die Arbeit selbst gekostet hätte. Er war Misaut von reinstem Wasser.“ (Hier murrte die Zuhörerschaft und verbat sich antisemitische Aeußerungen. Aber der Redner fuhr fort.)

„Er interessierte sich für die verschlungenen Fäden der deutschen Justiz — diese Knoten von deutschen Richtern aufgelöst

zu sehen, war ihm immer eine schöne Freude. Wie liebte er das muntere Völkchen der freien Künstler: diese unordentlichen Bürger! Wie liebte er die Geschäftsleute, die sich den Künstler heranholten und tief beleidigt waren, wenn er seine Individualität nun auch etwa bei ihnen adhibierte!

Ja, er liebte dieses Land! Umgeben von Unterordnung und Ueberorganisation, bewunderte er den reichen deutschen Sinn für die politische Realität und für das deutsche Rokoko des alten Fridericus Cserepy! Ging es den Künstlern hier nicht gut? Der Verstorbene konnte nicht genug rühmen, wie gut sie es hatten: vor einem bunten Parkett von Kohlenwucherern und Brothändlern durften sie zarte Blümchen in den grauen Läufer des Lebens wirken! Und so wirkten sie denn auch. Ja, er liebte dieses Land —! Dieses Land, in dem sich jede Stadt einbildete, der Nabel der Welt zu sein — und in dem daher kein Kopf existierte. Das Land, wo jedes Rindvieh seine Art, Gras zu käuen, für eine Stammeseigenart ausgab, und wo jede Gegend von traditioneller Individualität war! Und wo sich eine Umwälzung so abspielte, daß sich die Gehröcke von Zeit zu Zeit mit neuen Bäuchen füllten — aber Gehröcke waren und blieben es.

Er ist zu früh dahingegangen. Was hätte aus ihm noch werden können! Die Angebote allererster Häuser liegen auf diesem Sarg — zu spät! zu spät! Auch er wäre berufen gewesen, die Bilanz legitimer Verbrecher durch schwer philosophische Darlegungen bekömmlicher zu machen und ihnen für ihr schweres Geld auch noch das zu leihen, was zu ihrem vollen Glück fehlte: den Geist und die Gesinnung.

Geehrte Trauerversammlung! Und wenn der Verstorbene Sünden begangen hat, so hat er sie durch zehn Jahre schweren Jacobsohn abgebüßt!" (Hier begannen die Damen zu schluchzen.) „Stets ist es ihm gelungen, an der ‚Weltbühne' durch die Grazie seines Stils über die Hohlheit seines Kopfes hinwegzutäuschen! Er hat durchgehalten. Er glaubte an keinen Zusammenbruch. Er sah, daß die Pazifisten zumeist beleidigter Landsturm ohne Waffe waren — und er sah, wie der altdeutsch angestrichene Apparat nur funktionierte, wenn er sich mausig machen konnte.

Und weil die meisten Erfolge auf Mißverständnissen beruhen, so darf gesagt werden: Er hat viel Erfolg gehabt. Und aus diesem Paradeis mußte er hinfort, aus diesem schönen Lande scheiden! Wie wird er es ohne Deutschland da drüben aushalten? Ohne diese Nation von Biertrinkern, Diensttuenden, Dienstthabenden und Dienstmännern? Ohne diese herzigen Knaben, die schon in früher Jugend in Sportclubs und Wandervereinen sich für die hohe Aufgabe ihres Lebens übten: organisiert zu werden, um selbst einmal zu organisieren? Wie werden ihm seine betulichen Landsleute fehlen, denen man nur eine Arbeit und einen Zweck vorzuhalten brauchte, um zu bewirken, daß sie sich besinnungslos, vor Eifer glühend in dieselben stürzten und Alles um sich herum vergaßen — auch, wozu sie eigentlich auf der Welt waren! Wie wird ihm all das fehlen!

Unser Leben währet siebenzig Jahre — und was das angeht, so ist ihm immer nach achtzig zu Mute gewesen. Wir, die wir

nach einander und unbeirrbar an Kaiser und Vaterland, an Sozialistengesetz und Lex Heinze, an Kriegsanleihe und Ruhrabwehrkampf geglaubt haben — siehe, wir stehen da und grüßen dich! Ich spreche für Alle: für den nationaldeutschen Juden, der zusammenzuckt, wenn ihn einer ernsthaft an seine Nase faßt, und für den Kegelbruder, der tief, tief unter seiner antideutschen Karikatur steht — für sie alle rufe ich dir ins Grab nach, Ignaz Wrobel:

Glückliche Reise —!"

Der Redner schwieg. Leise spielte der Wind mit den abgeschabten Rockschößen der Pressevertreter, die da auf dem Rasen standen: ganz rechts die Herren von der Ruhrpropaganda, ganz links einige Kommunisten, die am liebsten links von sich selbst gestanden hätten — und auf dem goldenen Mittelweg: Friedrich Stampfer.

Sie hoben den Sarg und trugen ihn hinaus. „Von Erde bist du", sprach Einer und warf die drei Hand voll nach unten. Die Schollen verhielten sich vorschriftsmäßig: sie polterten dumpf.

Ueber und über mit Kränzen bedeckt war der Boden. Atlasschleifen lugten aus dem Grün hervor; Schmöcke notierten sich die Inschriften:

„Seinem Ehrenmitglied der Verband Berliner Absteigevermieterinnen." — „Dies war mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Jes. 42, 1. Gustav Noske." — „1000 Tränen! abzüglich 20 % Freiexemplaren gleich 650 Tränen vergießt der Drei-Masken-Verlag." Und auch Präsident Ebert hatte einen Kranz geschickt, auf dem stand das einzige Wort, das der umgängliche Herr in den letzten Jahren zu sagen pflegte, wenn man ihn nach irgendetwas Politischem gefragt hatte: „Einigkeit und Recht und Freiheit!" So lagen da viele schöne Kränze.

Das Trauergefolge zerstreute sich. Die Nazis gingen in ihren Club, wo sie beim Spielverbot aus dem Begräbnis neuen Operetten- und Filmstoff schöpften, Georg Bernhard diktierte in einer Ecke dem Totengräber, weil sonst grade Niemand da war, seinen neuen Leitartikel, und wenn der Totengräber ein bedenkliches Gesicht machte, diktierte er das Gegenteil; die jungen Mädchen hielten die von Mama gemopsten Spitzentaschentücher vor die Augen und fuhren dahin, sich wiederum verführen zu lassen; und Pallenberg, Massary, Jannings und Holl — nicht ungefilmt gingen sie davon.

Noch einmal trat Claire Waldoff an die Grube, sah hinunter und sagte mit heiserer Kehle: „Gar nich ignorieren!" Und trat ab, um aufzutreten.

Der Friedhof war leer. Am Grabe stand einsam S. J. und alliterierte leise vor sich hin. Die märkische Sonne bestrahlte seine holdseligen Züge — denn dafür war sie Sonne —, und ihr freundlicher Schein fiel auch auf den granitenen Grabstein, mit dem sich der gute Ignaz Wrobel rechtzeitig eingedeckt hatte. In silbernen Buchstaben war da zu lesen:

HIER RUHT EIN GOLDENES HERZ UND EINE EISERNE SCHNAUZE.

GUTE NACHT —!

# Bemerkungen

### Vorschlag für Nationaltage

In Rumänien hat man immerzu Gelegenheit, Feste zu feiern. Aber nicht alle Rumänen sind dafür zu haben. Besonders nicht die czernowitzer Rumänen, die im Grunde ihrer Herzen gar keine Rumänen sind. Die czernowitzer Rumänen haben keinen Sinn für nationale Gedenktage, die für die bukarester Rumänen große Ereignisse sind. Aber da in den czernowitzer Behörden bukarester Rumänen sitzen und sogar viel zu sagen haben, haben sie die czernowitzer Rumänen wissen lassen, daß sie an den Nationaltagen ihre Feierstimmung zum Ausdruck bringen müssen, indem sie die Nationalfahnen zum Fenster heraushängen.

Nun haben sich viele czernowitzer Rumänen Fahnen gekauft und hängen sie an den Nationaltagen zum Fenster heraus. Aber die meisten haben sich nur ganz kleine Fahnen gekauft, um zu zeigen, daß ihre Feierstimmung doch nicht groß ist. Der Patriotismus der bukarester Rumänen, die in den czernowitzer Behörden sitzen, ist umso größer. Sie haben jetzt Mindestmaß für Fahnen festgesetzt. So wird nun an den Nationaltagen der Patriotismus der czernowitzer Rumänen mit der Elle gemessen, und wessen Begeisterung das Mindestmaß nicht erreicht, dem wird von Amts wegen durch die bukarester Rumänen in den czernowitzer Behörden eine Fahne in offizieller Größe zugeschickt samt der Rechnung, deren Bezahlung auch von Amts wegen erfolgen muß.

*

Wenn nun die bayrischen Preußen in München das hören, dann wird Herr Ludendorff den Oberst Bauer gleich zum Ministerpräsidenten Knilling schicken, und sie werden auf der Stelle eine Verfügung ausarbeiten, wodurch den Münchnern gesagt wird, an welchen Nationaltagen sie die schwarzweißroten Fahnen zum Fenster herauszuhängen haben.

Für Bayern empfiehlt sich aber, Höchstmaße für Fahnen festzusetzen, damit sich unten auf der Straße nicht Liebespärchen in den Tuchfalten verstecken können.

*Bruno Manuel*

### Was ist unzüchtige Kunst?

Die „Fälle" George Grosz und Joachim Ringelnatz haben wieder einmal die Frage akut werden lassen: „Was ist unzüchtige Kunst?"

Daß die Werke dieser Beiden dazu nicht gehören, ist klar; die Tatsache aber, daß gegen sie und Künstler von ihrer Bedeutung solche Anklagen überhaupt erhoben werden können, läßt angebracht erscheinen, den zuständigen Stellen einmal eine Definition des Begriffes „Unsittliche Kunst" von unzweifelhaft sachverständiger Seite vorzuführen.

Diese Definition wird gegeben in einem Brief des Verlags Wilhelm Borngräber an einen Schriftsteller, der ihm ein Manuscript angeboten hatte, worin allerlei kulturhistorisch interessante Episoden dichterisch verwertet wurden. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

> „Das uns von Ihnen freundlichst eingesandte Manuscript haben wir eingehend geprüft, sind aber doch gezwungen, Sie ablehnend zu bescheiden. Wenn auch die künstlerische Qualität des Manuscriptes nicht angezweifelt werden kann, so kann man doch andrerseits eine solche Veröffentlichung, die im Moment der Revolutionswirren kaum auffiel, heute nicht wagen. Der Stoff ist etwas zu stark und nicht mit der Vorsicht bearbeitet, die unbedingt erforderlich ist, um eine Beschlagnahme zu verhüten. Allein die zweite, biblische Anekdote von Onan und seiner Familie wäre geeignet, dem Verlag sowohl als auch dem Verfasser große Unannehm-

lichkeiten zu bereiten. Wenn wir also schon aus diesen Gründen gezwungen sind, von dem Erwerb des Manuscriptes abzusehen, so haben wir doch andrerseits den Eindruck, daß Sie für eine Mitarbeit im ‚Reigen' wohl in Frage kommen könnten, und wir gestatten uns deshalb, Sie zu einer solchen Mitarbeit einzuladen.

Dabei wäre aber Voraussetzung, daß der Stoff viel zahmer in der Handlung, damit aber pikanter in der Andeutung und Verschleierung der Situation gebracht würde, denn das Publikum liebt die grobe Eindeutigkeit nicht, dagegen sehr die Verschleierung der eigentlichen Angelegenheit, die leicht, aber pikant zu erraten sein muß, mit einem Worte: das Zweideutige, das aber auch einen anständigen Nebensinn haben kann."

Ich will nicht Polizei sein. Ich will sogar zu Gunsten des Verlages annehmen, daß er den Weg von Johannes Secundus und Montesquieu zu Jolanthe Marés unfreiwillig gegangen ist. Sicher ist, daß der Verlag ganz bewußt unzüchtige Literatur herausgibt. Der Staatsanwalt aber, der Grosz oder gar Ringelnatz irgendeine Zweideutigkeit nachweisen kann, muß erst noch geboren werden. Denn etwas Eindeutigeres als die Blätter von Grosz oder gar das von Ringelnatz gebrauchte Wort „Beischlaf" dürfte es kaum geben. Woraus (im Hinblick auf Borngräbers Brief) auch für den Vollidioten folgt, was für vernünftige Menschen gar nicht erst zu beweisen war!

*R. A. Sievers*

## Ballade

Während des Krieges hat sich in irgendeinem französischen Dorf — war es in der Bretagne oder in der Normandie oder irgendwo im Süden? — folgende Geschichte zugetragen:

Eine alte Bäuerin, der man ihr Pferd wegholen wollte zum Militär, entfloh mit dem Tier in der Nacht vor dem festgesetzten Termin. Am andern Morgen fand man die Leichen der Beiden im Fluß.

Ich weiß nichts weiter von dieser Bäuerin und ihrer Geschichte, nicht mehr als das, was über solch einen Fall in den Zeitungen zu stehen pflegt. Aber ich glaube, sie zu kennen, diese große, hagere, starkknochige alte Frau, in ihrer einsamen Ferme vor den Toren des Dorfes, allein mit ihrem Pferd. Ich glaube, sie zu sehen, jene Nacht: das Licht in der Stube, das Licht im Stall; der Schall der Hufe auf dem Pflaster im Hof; und den Weg der Beiden zum Fluß hinunter.

Lieber töten als verraten und verkaufen! Lieber sterben als sich trennen!

Es ist Nacht. Die Leute schlafen. Die Beiden sind ganz allein auf der Welt. Eine alte Frau mit ihrem Pferd. Leidenschaftlich, einsam und groß.

*Hans Siemsen*

## Auf eine Eisverkäuferin

Du braune Eisverkäuferin
vom Faubourg Saint-Antoine,
nimm Geld für Kuß und Kühle hin!
(Mich schmerzt mein hohler Zahn.)

Sieh Wolken ob den Häusern wehn!
Gelüstet dich nach Wald?
Dein Vaterhaus . . . Es war so schön . . .
Der Bach im Sommer kosend kalt . . .

Wie du die Waffel lächelnd gibst,
bist du in Fernen schon,
die du noch immer liebst,
der Stadt zum Hohn.

Sieh Kinder eifrig dich umstehn!
Es ist so heiß.
Für zehn Centimes, es schmeckt so schön,
gib ihnen Eis!

Vanille ist wie Wolke süß,
und Himbeer rinnt ins rosa Herz.
Weißt du noch, wie er dich verließ? . . .
Du wolltest sterben erst vor Schmerz . . .

Die Sonne sengt. Die Stadt verbrennt.
Gib ihnen Eis!
Ob einer deinen Kummer kennt?
Wer weiß . . .

*Ossip Kalenter*

## Antworten

Bayer. Selbst auf Sie hat die Kritik, die die letzte Nummer der ‚Zeitschrift für die gesamte Strafrechtspflege' an dem Fechenbach-Prozeß übt, einigen Eindruck gemacht. Kein Wunder, da die Hauptsätze lauten: „Ein solches Delikt (wie die Veröffentlichung des Ritter-Telegramms), auch wenn es ein Verbrechen ist, verjährt nach § 22 des Preßgesetzes in sechs Monaten. Diese Frist war zweifellos abgelaufen. Es ist also, wenn nicht Alles trügt, in Sachen des Ritter-Telegramms der Angeklagte wegen eines bereits verjährten Verbrechens zu einer Zuchthausstrafe von zehn Jahren verurteilt worden." Und nichts geschieht zur Wiedergutmachung dieses ungeheuerlichen Justizmords. Denn Ausschußberatungen und Parlamentsreden helfen dem armen Fechenbach nicht.

Kosmopolit. Am Anfang der Ruhr-Besetzung war nicht zu vermeiden, daß hier dem Literarischen Echo zum Vorwurf gemacht wurde, den regelmäßigen französischen Literaturbericht sistiert zu haben. Der Verleger begründete das in einem Brief an mich mit den Worten: „Der politische Geist des französischen Volkes findet jetzt in Deutschland so lauten Widerhall, daß man das Echo seines literarischen Geistes nicht hört; wird jener weniger lärmend, wird man diesen wieder vernehmen." Ich erwiderte ihm: „Grade wenn man in diesem Getobe das Echo des französischen literarischen Geistes nicht hört, haben Sie die kulturelle Verpflichtung, Alles aufzubieten, daß man es möglichst bald wieder höre." Das war am 22. Februar. Am 1. Juni bringt das Literarische Echo einen Leitartikel über ‚Geistige Kämpfe im modernen Frankreich', und der schließt so: „Nach der Niederlage von 1871 hieß es in Frankreich: Der deutsche Lehrer hat den Krieg gewonnen. Frankreich studierte und übernahm die deutschen Methoden des höhern und niedern Unterrichts. Wenn Deutschland nach der Niederlage von 1918 mit der grundsätzlichen und vollständigen Ablehnung der französischen Sprache, Literatur und Kunst antworten würde, so wäre das ein Zeichen von Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Damit wird nicht einer Frankreich freundlichen Haltung Deutschlands oder im besondern des Literarischen Echos das Wort geredet. Was das Literarsche Echo betrifft, so ist ja bekannt genug, daß unsre Zeitschrift eine Anthologie von Stimmungen und Tatsachen ist. Unsre Auslandsbriefe tragen rein informatorischen Charakter. Das Material, das sie enthalten, soll die Kenntnisse über die betreffenden Länder vertiefen und erweitern. Dadurch dienen sie nicht den fremden Ländern, sondern Deutschland." Na also. Eben diese Selbstverständlichkeiten habe ich vor vier Monaten ausgesprochen. Damals verwechselte sich das Literarische Echo mit der Deutschen Zeitung und wünschte, daß ich das auch täte. Und sämtliche Blätter vom Schlage der Deutschen Zeitung entschieden sich, vor die Wahl zwischen Cohn und Jacobsohn gestellt, begeistert für Cohn. Aber Einsicht — nicht etwa der Deutschen Zeitung, sondern des Literarischen Echos — ist der erste Schritt zur Besserung. Der zweite wird hoffentlich die Wiederaufnahme des französischen Literaturberichts sein.

**A. H. S.** Anno 1913 hat der amerikanische Milliardär John D. Rockefeller einen Fonds gegründet, worin alle seine philantropischen Bestrebungen zentralisiert sind. Von Zeit zu Zeit wird Rechenschaft abgelegt. Nach dem Bericht von 1923 sind in einem Zeitraum von zehn Jahren 76 757 000 Dollars zur Verteilung gelangt. Ich setze die Ziffer nicht in Papiermark hierher, weil sie zuviel Raum einnehmen würde. Von dieser Riesensumme kamen 25 Millionen der medizinischen Wissenschaft zugute und 22 Millionen Kriegs- und Nachkriegs-Hilfswerken. Man kann über die Art, wie der Gründer des Petroleumtrusts sein enormes Vermögen angesammelt hat, verschiedener Meinung sein: daß er es nützlich auszugeben versteht, muß man ihm lassen. Was tut Herr Stinnes mit seinen Milliarden? Bis jetzt habe ich nur gelesen, daß er Hunderte von Millionen an die Korrumpierung der deutschen und der ausländischen Presse gewendet hat. Oder sollte Herrn Stinnes die Bescheidenheit verbieten, seine Wohltaten an die große Glocke zu hängen? Es wäre eine falsche Bescheidenheit.

**Sechzehnjähriger.** Du schreibst mir: „In der ‚Staatlichen Erziehungsanstalt' zu Naumburg finden allwöchentlich zweimal unter Leitung von zwei ‚Erziehern', Offizieren a. D., Feldübungen im Schützengraben statt. Die ganzen Anlagen sind noch von der weiland Kadettenanstalt geblieben. Die Teilnahme ist ‚selbstverständlich' fakultativ. Es machen aber fast Alle mit, und wer nicht mitmacht — na, der kann sich gratulieren." Flieh, auf, hinaus ins weite Land!

**Deutscher.** Deine Justiz ... Ein sogenannter Schriftsteller Hoffmann-Kutschke hatte dem Judentum vorgeworfen, den Krieg verschuldet und seinen unglücklichen Ausgang herbeigeführt zu haben. Für diese Behauptung erscheinen 9 Monate Gefängnis und 100 000 Mark Geldstrafe höchstens darum als zu hart, weil die Diagnose Sonnenstich zu lauten hat und solchen Zeitgenossen die Kaltwasserheilanstalt zu verordnen ist. Aber der General Ludendorff sagt in seinen Kriegserinnerungen, daß der Orden Bnei Brith als Glied des internationalen Judentums an der Entfesselung des Weltkriegs sowie an der deutschen Niederlage mitgewirkt hat. Man sollte meinen, daß eine bestimmte, namhaft gemachte, greifbare Korporation noch eher gegen eine so widerlich blöde Verleumdung geschützt werden müßte als das ziemlich robuste Judentum im Allgemeinen. Nicht doch. Das Amtsgericht Berlin hat die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt, und das Landgericht I Berlin hat die Beschwerde ob dieser Ablehnung zurückgewiesen. Da es eine dritte Instanz nicht gibt, ist hiermit die Sache Bnei Brith wider General Ludendorff erledigt. Aber deine Justiz, Deutscher, urteilt bekanntlich ohne Ansehen der Person.

---



*

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| England | 5 Schilling | Rumänien | 80 Lei |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Schweiz | 5 Franken |
| Holland | $2\frac{1}{2}$ Gulden | Spanien | 6 Pesetas |
| | | Skandinavien | 5 Kronen |
| | | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33, Wilhelm 1943.
Verantwortlich für die Anzeigen: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

# Goethe und der Betriebsrat von Moritz Heimann

Goethe als Politiker — eine Verbindung, der man seit einiger Zeit ziemlich oft begegnet. Eben erst hat Hermann Bahr Goethe sogar den „stärksten politischen Kopf" genannt, „der zwischen Friedrich dem Großen und Bismarck unter Deutschen erschien" — wer sich etwas denken kann dabei, bekommt einen Thaler preußisch Courant. Ein Politiker als absoluter Herrscher, einer als konstitutioneller Minister und einer als privater Betrachter: das sind drei Erscheinungen, die man kaum ergiebiger mit einander vergleichen kann, als vergliche man blau, sauer und würfelförmig. Denn nur der Betrachter Goethe kann doch wohl gemeint sein, nicht der Praktiker; als für Weimar, Napoleon gegenüber, Not am Mann war, hat der Kanzler v. Müller die politische Arbeit geleistet.

Doch auch Bahrs Bemerkung können wir immerhin als brauchbar gelten lassen, nämlich als Aeußerung des allgemeinen, höchst eigentümlichen, ohne Wanken sichern und doch nicht eindeutig zu begründenden Gefühls, daß wir in Goethe, über den unerschöpflichen Dichter hinaus, einen Lehrer, Lenker und Gesetzgeber haben — wir wissen nur nicht recht, worin, wohin. Der Herrscher über Form und Stil konnte er nicht werden, weil bei ihm selbst, vom Götz bis zur Helena, der Formen und Stile zu gegensätzige sind. Man kann auch nicht sagen, daß er, wie Dante, die Kultur seiner Zeit und seiner Nation zusammengefaßt und dadurch ein Fundament für Jahrhunderte gelegt habe; von dem, was er zusammengefaßt hat, gehört zuviel seiner einmaligen, individuellen Bildung an. Selbst in der Sprache hat ihm die Geschichte nicht Aufgaben gestellt wie dem Dante, dem Chaucer oder Luther; denn Lessing, Winckelmann, Wieland, Herder hatten das Instrument vollkommen ausgebildet. Vollends unmöglich ist es, aus seinem überströmenden Gedankenmaterial Theorien und Dogmen herauszukristallisieren, ohne nach der einen oder andern Seite hin zu fälschen.

Und dennoch dieses untrügliche Gefühl, daß er der heimliche Kaiser ist, dessen Reich in die Jahrhunderte zu wachsen angefangen hat und von dieser Welt sein wird! Ironie liegt heute für uns über der berühmten Zusammenkunft in Erfurt, bei der sich Napoleon wie ein Flegel benahm, weil er auch nicht von weitem ahnte, wer da vor ihm stand; wer? sein und alles Seinigen Nachfolger.

Wenn wir in Goethe — nicht nur ein Vorbild, sondern den Führer zu erkennen suchen, so hilft uns dazu vielleicht die Erfassung eines Augenblicks, in welchem seine stete Führerschaft über sich selbst, zur Lebensentscheidung gezwungen, ihre bedeutendste Erprobung durchmacht: das ist seine Kapitulation in Weimar. In Weimar bleiben oder nicht: die Entscheidung hierüber wurde auch eine über seine posthume Mission. Was Weimar ihn ge-

kostet hat, das liegt auf der Hand; was es ihm eingebracht hat, ist gleichfalls Allen wohl vertraut, nur daß es von den Einen hoch, von den Andern niedrig eingeschätzt wird und also jenachdem als Ausgleich für den wahrscheinlichen Verlust gelten gelassen oder bestritten wird.

Daß er einen kleinen Herzog, einen kleinen Hof und ein kleines Land in musterhafter Weise betreut hat — in einziger Weise, auch wenn man nicht auf Conseilsitzungen und Rekrutenaushebungen schöne Dichtwerke, die an ihrer Stelle hätten werden können, aufrechnet —, ist, Tag für Tag, erwiesen. Ob er aber ohne die örtliche und höfische Einwurzelung revolutionär geblieben wäre und revoltierender auf das gesamte Deutschland gewirkt hätte, könnte zweifelhaft sein, selbst wenn man aus seinem Entschlusse, in Weimar zu bleiben, alles Zufällige wegläßt und darin einen Ausdruck seiner innersten Tendenzen erblickt; — denn Tendenzen können sich entweder unmittelbar oder mittelbar manifestieren ,und, ob so oder so, darüber entscheidet kein Mensch allein.

Aber in der Tat hat Weimar Goethen etwas gegeben, was einem Deutschen bürgerlicher Herkunft auf keine andre Weise so vollkommen hätte gegeben werden können. Es hat ihm erlaubt, als sozialer Mensch tätig und produktiv zu sein und sich nicht passiv oder kritisch aufreiben zu müssen. Er war in der Lage, auch seine Umwelt zur Produktivität zu zwingen, und was zu dienen fähig war sich dienstbar zu machen. Bis ins Gespräch hinein, da er die Themen zu bestimmen seine offizielle Autorität zur persönlichen hinzu besaß, konnte er das Negative, das ihm verhaßt und unfruchtbar war, abwehren und jede seiner Stunden zur Fülle bringen. Da der unbedingt produktive Zug der wesentliche seiner Natur ist, so büßt er in Weimar nichts ein, sondern er als Einziger erleidet keinen der Verluste, die jedem Andern, sogar dem Tapfersten, schmerzvollen Abbruch zufügen mußten. Und wenn auch dieser Andre, etwa Schiller, etwa Herder, keine Verwundung erfährt, die nicht schließlich in eine Kraft umgesetzt wurde, so war es für Goethe, als einen ungeheuer inhaltsreichen und sehr guten Menschen, doch der wahre Segen, daß er eine Tugend nicht aus der Not zu machen brauchte, sondern aus der Realität, die dessen auch bedarf. Nicht ein Philister in Goethe blieb in Weimar, sondern der ganz aufs Positive, ganz aufs Produktive gerichtete Mann.

Und diese unmittelbare Produktivität ist es, die unsre Verehrung und den Versuch zur Nacheiferung mit einer Ratlosigkeit, ja einer bis zur Aufsässigkeit gehenden Ohnmacht durchzieht; wir wissen zu gut, daß sie unerreichbar geworden ist. Hundert Jahre gewaltiger Wirtschaftsverschiebung, das Anwachsen der Bevölkerung und, aus beiden Elementen, die Verknüpfung jedes Menschen in ein Netz, gegen dessen Kompliziertheit es kein Sträuben gibt, haben alle Bedingungen des Wirkens verändert. Goethe durfte tun, was er aus seiner Natur heraus mußte: jede Bedingung annehmen, um aus ihr das Gute zu machen; das heißt unter anderm: alle Politik von unten her verwerfen. Eben dieses können wir nicht mehr.

So trennt, scheint es, ein Abgrund Goethes Lebensform von der unsrigen, und wo wäre dann ihr Zukunfthaltiges, von dem wir immer wieder träumen und sagen? Aber die besten Willensregungen unsrer Zeit haben mit dem Lebenssinn Goethes ein Grundgesetz gemeinsam: daß Niemand die ihm zugewiesene oder zugeloste Aufgabe nur erleide. Wer sie nur erleidet, ist ein Sklave; erst wer sie tut, ein Mensch. Dieses hat Goethe gelehrt, und hat es mit einer Treue gelebt, daß er ein Recht hätte, sich den ersten Christen seit Christus zu nennen — was er beinah getan hat.

Ein heutiger Beamter, ein heutiger Arbeiter, den es auf diesen Weg gelüstet, hat keine andre Möglichkeit, als politisch bewußt zu denken und zu handeln. Der patriarchalische Staat Goethes konnte zentrifugal sein; der zentrifugale Beamten- und Industriestaat vernichtet Goethes Lebensideal schonungslos. Nur wenn dieser Beamten- und Arbeiterstaat der zentrifugalen eine zentripetale Bewegung mächtig entgegenströmen läßt, kann langsam, langsam der Goethische, nicht nur erleidende Mensch werden, ein Lebendiges, wie denn alles Leben, wiederum nach Goethes einfacher, aber praktisch unendlicher Lehre, aus Ein- und Ausatmen hervorgeht. Und erst indem der Einzelne ein tätiges Individuum ist, hört die Despotie auf, die schlimmer ist als der Despot.

Auch eine parlamentarische Regierung ist eine Despotie, wenn sie nicht ein Gleichnis von sich selbst in jeder Zelle der Verwaltung, in jedem Dorf, in jedem Wirtschaftsbetrieb zur Voraussetzung hat. Solange wir die Räte-Republik nur auf russisch zu lesen wissen, werden wir sie und uns mißverstehen. Wir sollten es einmal auf Goethisch versuchen.

---

# Der Beamtenskandal von Kurt Wiedhäuer

*Nicht mitzuschimpfen, mitzubessern bin ich da*

Also mit den Beamten ist es so. Vor dem Kriege schimpfte man über den Bürokratius. Lächerliche Anekdötlein wurden erzählt. Man ward auch einmal ungeduldig. Aber es blieb bei der Lächerlichkeit. Während des Krieges schimpfte man über die Ueberorganisierung und hier und da über den berühmten Dienstweg. Die kleinen Beamten nannte man Schreiberseelen, die großen Pedanten. Nach dem Kriege schwoll der Unwille ins Gigantische: Reaktionär oder Schieber waren noch die zärtlichsten Kosenamen. Idiot, böswilliger Kleinkrämer, „wie in Rußland", Tagedieb, Krebsschaden — so ging es weiter.

Frage: Stimmts oder stimmts nicht? Wenn man seine Bekannten einzeln fragt, weiß jeder haarsträubende und übrigens authentische Beispiele aus seiner eignen Praxis zu berichten. Jeder einzelne. Schwere Benachteiligungen an Zeit, Geld, guter Stimmung, Betriebsumständlichkeiten, die sich mit leichter Mühe vermeiden ließen. Nur ein paar Erinnerungen. Wie war das mit den Steuerformularen, die, als sie verteilt wurden, schon veraltet und unbrauchbar waren? Wie stehts mit dem Gerichtsverfahren? Vertagungen, Versäumnisurteile, Verschleppungen, Formelkram, Entscheidungen auf Grund rein formaler Ueberlegungen, die jeder Praxis und jedem ursprünglichen Empfinden Hohn sprechen. Das Münzwesen? Hundertmarkscheine, die unhand-

licher sind als Fünftausender. Ausprägung von praktisch unverwendbaren Münzen monatelang, um keine Leute entlassen zu müssen. Schlendrian und Verschwendung bei den Postämtern. Die Berliner Volks-Zeitung wies in einem unwidersprochen gebliebenen Artikel nach, wie von den Behörden ein großzügig angelegtes Siedlungswerk zu Grunde gerichtet wurde. Die ‚Germania' hat in mehreren Artikeln scharfe Anklagen erhoben wegen der Schwierigkeiten, die rheinischen Privatleuten gemacht werden, wenn sie für Requisitionen rechtzeitig entschädigt werden wollen. Die bittern Vorwürfe der Auslandsdeutschen über die unerhört langsame und langwierige Art, wie ihre Ansprüche durch einen Irrgarten von Behörden „erledigt" werden, sind vom vorigen Jahr her noch in Aller Gedächtnis. Der Skandal schreit gen Himmel.

Naive Gemüter meinen, er könnte behoben werden dadurch, daß man „diese himmelschreienden Zustände einmal gründlich in der Presse beleuchtet". Spart Porto und Entrüstung! Ich will euch verraten, was mit solchen Elaboraten geschieht. Vorausgesetzt, daß sie überhaupt gelesen werden, schiebt der Pressereferent des Amtes sie der kritisierten Stelle „zuständigkeitshalber zur gefälligen Kenntnisnahme und eventuellen Rückäußerung" zu. Nun ist der Angriff entweder, wie meistens, anonym. Dann kann er überhaupt nicht nachgeprüft werden, und es folgt entsprechende Antwort. Oder er ist allgemein gehalten, dann „verallgemeinert er ein einzelnes gewiß bedauerliches Versehen, wie es bei der jetzigen Ueberbeschäftigung, dem Personalmangel, dem Achtstundentag mit seinen bedauernswerten Folgen . . .". Oder er ist detailliert, aber in einzelnen Punkten unrichtig oder schief aufgefaßt. Dann werden die Unrichtigkeiten hervorgehoben, und der Fall gilt als erledigt, denn inzwischen sind bei der Pressestelle schon hundert andre Beschwerden eingelaufen. Oder er ist in allen Einzelheiten richtig, dann kommt wieder das bedauerliche Versehen heran. In ganz krassen Fällen ein Verweis. Und dann kann sich der Beschwerdeführer gratulieren für das nächste Mal, wo er wieder von dieser Behörde was will. Erdrückendes Material? Viele einzelne Fälle? Gibts nicht. Beschwerde führen immer nur Leute, die selten mit Behörden zu tun haben. Die andern werden sich hüten, die Beamten, auf deren Wohlwollen sie angewiesen sind, auch noch zu verärgern. Der Fall der Auslandsdeutschen? Ja, aber da kamen so viele Aemter auf ein Mal in Betracht, daß sich nicht lohnte, überhaupt anzufangen. In einzelnen Fällen kriegt auch der Minister mal so eine Beschwerde zu Gesicht. Dann erfolgt — geprüft wird Alles! — Rücksprache mit der zuständigen Stelle. Die fragt die untergeordneten Stellen. Und dann geht es wie „bei den Preußen". Der Zar ist weit. Bis so eine Sache „durch" ist und wieder zurückkommt, sitzt der Minister schon gar nicht mehr auf seinem Stuhl. Oder hat die Sache längst vergessen. Oder sie wird, wenn etwas dran war, während seines Urlaubs „erledigt".

Manchmal gibts Krach im Parlament während der Etatsberatung. Dann tritt jedesmal der Minister auf, flammende Entrüstung im Blick, kränkunggeschwellt die Männerbrust, und wendet sich mit pathetischem Hinweis auf die unter schwierigsten Verhältnissen jahrelang erprobte Pflichttreue im Dienste ergrauter Beamter gegen die unerhörte Art des Angreifers, einzelne, gewiß bedauerliche Fälle zu verallgemeinern, zitiert das berühmte schwarze oder räudige Schaf und

sagt bestenfalls strenge Untersuchung zu. Die Untersuchung läuft den Dienstweg wie oben und wird als nicht mehr aktuell beiseite gelegt. Selbst der kritisierende Abgeordnete hat ja mehr zu tun, als die fünfzig oder hundert Einzelfälle seines „Materials" dauernd „im Auge zu behalten". Die größte Chance haben die einflußreichen Wähler. Die gehen zu ihrem Abgeordneten, der zum Minister, der Klageführende wird zufriedengestellt. Der Mißstand bleibt.

Ist es naturnotwendig, daß er bleibt? Kann nicht gebessert werden? Halten wir uns nicht mit dem allerdings kaum ungerechtfertigten Einwand auf, daß die meisten Verbesserungsvorschläge von Leuten stammen, die selber gern Beamte wären, und die, wenn sies glücklich geschafft haben, ganz die gleichen Angriffsflächen bieten. Stürzen wir nur lieber gleich auf den beliebtesten Vorschlag: den von der Umwandlung der Aemter in Institutionen, die nach Privatbetriebsgrundsätzen arbeiten. Es gibt solche Leute. In einer Zeit, wo Betriebs- und Angestellten-Räte Entlassungen nach Möglichkeit (ich lasse gänzlich dahin gestellt, ob mit Recht oder Unrecht, Nutzen oder Nachteil) erschweren, rufen sie: Beamte müssen rausgeschmissen werden können! Alles Unheil kommt nur daher, daß man ihnen nicht kündigen kann! Also ein kleiner Kontraktbruch? Nein, nur die allmähliche Umwandlung. Keine neuen Beamten mehr einstellen. Nur noch Angestellte. Und Alles, was nicht taugt, fliegt wieder raus.

Dazu ist zu sagen: Erstens gibt es auch in Privatbetrieben dumme, faule, gleichgültige, unfähige Angestellte. Neuerdings sogar, wie mir scheint, recht viele. Und wenn sie nicht entlassen werden, so liegt das weniger an dem Betriebsrätegesetz als an der einfachen und traurigen Tatsache, daß der Ersatz ebenso dumm, faul, gleichgültig und unfähig zu sein pflegt; was jeder Geschäftsmann bestätigen wird. Aus einer Bevölkerung, die miserabel wohnt, sich minderwertig amüsieren muß, jahrelang Treber gefressen hat, sind keine Qualitätsleistungen herauszuholen. Aber das nebenbei. Ueberall, wo ein Beamter stirbt oder pensioniert wird, sitzt dann also ein Angestellter. Folge: Der Beamte, der keine Aufstiegsmöglichkeiten mehr hat, wird erst recht gleichgültig. Man stellt die Angestellten nur unten ein? Dann sitzt neben dem schlecht Bezahlten der besser Bezahlte und tut dieselbe Arbeit. Sehr aufmunternd für den schlecht Bezahlten! Aber der Angestellte, der Mann mit der Kündigung im Nacken, arbeitet ja auch für drei! Das tut er nicht. Denn so gut wird auch er nicht bezahlt, und außerdem erfordert die oft rein mechanische Behördenarbeit Zeit, die eben ein Einzelner, und wäre er ein Herkules, nicht auf den dritten Teil komprimieren kann. Und übrigens: Was sagt der Steuerzahler zu der Verteuerung? Schon jetzt wird gezetert über die zu hohen Gehälter der obern Stellen. Mit dem Erfolg, daß die für obere Stellen Begabten in Privatbetriebe abwandern. Und schließlich: Eine Behörde ist kein Privatbetrieb. Ein Amt bringt grundsätzlich nichts ein. Kann es nicht. Daher der Name Steuer. Der Vergleich mit dem Privatbetrieb hinkt. Eine Behörde ist ein gemeinnütziges Unternehmen (dem Sinne nach!).

Aber, zum Teufel: Man kann doch eine Behörde so organisieren, daß sie rasch und sicher arbeitet! Wer ist „man"? Sie träumen von den genialen Outsidern, die man an leitende Stellen setzt, und die dann neuen Schwung in die Sache bringen? Ja, fragen Sie mal rum bei

den großen Privatleuchten. Wie die herbeistürzen, um ihre Kenntnisse und Fähigkeiten auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Wir habens ja gesehen, als das Kabinett Cuno gebildet werden sollte. Nicht mal Minister wollen sie werden. Die sich dazu drängen, sind meistens die professionellen Besserwisser, die's sonst zu nichts Rechtem gebracht haben, aber guter Ratschläge und meinetwegen auch der Ideen voll sind. Wir habens ja erlebt. Die Wenigsten kennen den Betrieb und Geschäftskreis eines Amts, sind also Dilettanten. Die paar Steckenpferde, die sie mitbringen, werden ihnen bereitwilligst vorgeritten. In den meisten Fällen ist ihre Eitelkeit, vielfach auch ihre Sachkenntnis damit völlig befriedigt. Der Eifer läßt nach. Der Ideenflug erlahmt. Der Amtsbetrieb wird rasch langweilig. Sie wollten ja nur Schwung in die Sache bringen. Sie selbst eignen sich ja nicht zu Beamten. Sind unpünktlich, unordentlich, schlampig oder befangen in Detailfragen. Alles gar keine Bösartigkeit, sondern Natur der Sache.

Die jüngern Kräfte? Aber jede Reform geht auf Kosten der Bequemlichkeit. Reformierte sind auch Menschen. Reformer haben alle zu Reformierenden gegen sich. Können entsetzlich gepiesackt werden. Hohe Reformierte haben hohe Protektoren. Es regnet Verleumdungen, Tratsch, passiven Widerstand. Wer sollte sich auf einen immer ungewissen Erfolg hin so viel Unannehmlichkeiten aussetzen! Zumal, wenn er finanziell abhängig ist? Ist er aber unabhängig, geht er lieber in die Privatindustrie. Beispiele sind überflüssig.

Aber die Minister! Mit denen ist es ganz das Selbe. Entweder Outsider oder jüngere Kraft. Minister haben einfach keine Zeit zu Reformen. Sie kommen ans Ruder nach einer Kabinettskrise. Nach welcher eine Unmasse inzwischen aufgelaufener Geschäfte der Entscheidung harren. Zwischen Kabinettsberatungen, Reichstags- und Ausschußsitzungen, Ressortbesprechungen, Konferenzen und Empfängen, Feierlichkeiten und Reisen hat der neue Minister alle Hände voll zu tun, um nur das Laufende mit einiger Gewissenhhaftigkeit zu erledigen. Bis er zum Reformieren kommt, regnets schon die ersten Angriffe auf seine Amtsführung. Wechselt das Kabinett. Haben die Wähler Wünsche. Gibt es neue äußere und innere Krisen. Etatsaufstellungen. Urlaub. Nach dem Urlaub derselbe Dreh. Bis der Mann den Mechanismus auch nur einer mittlern Behörde kennen lernt, braucht er volle vierzehn Tage, ganze, volle Arbeitstage. Will er gar wissen, wie jeder Einzelne etwa — denn nicht Jeden lernt man rasch aus — seine Sache macht, größere Aufgaben zu bewältigen imstande ist, dann braucht er Monate. Woher die nehmen? Unter der absoluten Monarchie, wenn der Monarch was taugte und zuverlässig war, sodaß man einen Rückhalt an ihm hatte, ging es. Heute gehts nicht mehr.

Aber der Minister kann auf raschern Geschäftsgang dringen? Ukas! Jeder Eingang wird binnen zwei Tagen erledigt. Aber wie, wenn Rückfragen nötig sind? Wie, wenn der Rückgefragte grade auf Urlaub, krank, auf Dienstreise ist? Wie, wenn — und das ist heute bei den meisten Geschäften so — mehrere Ressorts in Frage kommen? Bis ein Eingang von Behörde zu Behörde, von Registratur zu Registratur, von Registratur zur Verteilung, von Verteilung zum Referenten, vom Referenten zum Dezernenten, vom Dezernenten zum Minister, von da die Stufenleiter — ohne die notwendigen Rücksprachen —

wieder zur Ausgangsbehörde zurück, die Stufenleiter wieder hinauf... Ach, und das ist nur der einfachste Fall!

Es ist also hoffnungslos? Ja, es ist hoffnungslos. Man übersieht, daß das Regieren heutzutage ein entsetzlich kompliziertes Geschäft ist, das, entgegen der Laienmeinung, nichts oder doch sehr wenig mit dem guten oder bösen Willen der beteiligten Beamten zu tun hat. Es handelt sich um einen Zustand. Um einen Zustand der Zivilisation. Ein Problem der gesamten geistigen Verfassung des gesamten Volkes. Ein Problem privater Loyalität sowohl wie der Organisierung staatlichen Lebens überhaupt. Wer sich einmal die Mühe macht, im Detail zu studieren, wie Friedrich der Große regierte, bekommt gewiß Respekt vor dem Mann. Aber es waren auch andre Zeiten. Wir sitzen einfach zu dicht auf einander. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist recht schön; aber es ist anwendbar nur, soweit die Leitenden noch die Möglichkeit einer im Einzelnen dokumentierten Synthese haben. Und da gibt es eben Grenzen. Rein mechanische, weil auch für den Begabtesten der Tag nur 24 Stunden hat. Das zu dichte Aufeinander schafft derartige individuelle Komplikationen, daß spezialisiert werden muß, daß also immer neue Instanzen mit verengerter Kompetenz geschaffen werden müssen, deren jede neue mechanische Arbeit, neue Zeitverluste und Verringerung des Ueberblickes zur Folge hat. Es ist ein Zustand, an dem der Einzelne nichts ändern, der nur durch den Willen der Gesamtheit verbessert werden kann.

Und diese Gesamtheit taugt nichts. Und verdient daher auch keine bessere Beamtenschaft. Man kann heute nicht einmal einen Anzug, nicht eine Teetasse kaufen, die einem ganz nach Wunsch ist —, wie will man tadellose Beamte verlangen? Es ist ein bekannter Zug, daß die Leute, die immerfort auf die gängelnde Polizei schimpfen, die Ersten sind, die Polizeieingriffe fordern, sobald ihnen selbst etwas nicht in den Kram paßt. Wie oft habe ich Leuten, die über die mangelhafte Justiz herzogen, vorgeschlagen, ihre Streitfälle dem Schiedsspruch eines unparteiischen Laien zu unterwerfen. Sie haben immer abgelehnt. Wozu gäbe es denn geschriebene Gesetze?

Viel, sehr viel Schuld haben die Regierten selbst mit ihrer beispiellosen Unbildung, Kleinlichkeit, Sturheit, Selbstüberschätzung. Schon einem Menschen klar zu machen, daß sein Fall ein Fall von Tausenden ist, kostet unendliche Mühe. Dazu diese Verlogenheit, diese Unfähigkeit, sich kurz zu fassen (und wenn das Vorzimmer gesteckt voll ist!), diese Würdelosigkeit, mit kleinen Listen und plumpen Schmeicheleien den Beamten gewinnen zu wollen, die Unfähigkeit, klare Antworten zu geben, einen Vorgang darzustellen, sachlich zu bleiben, die eigne Sache dem Gesamtwohl unter-, ja nur dem allgemeinen Zustand einzuordnen, diese Blindgläubigkeit gegenüber schlechten Ratgebern, dies Sichberufen auf andre Fälle, die nichts mit der Sache zu tun haben. Gewiß kann man eine Satire auf die Beamten schreiben — aber wehe, wenn einmal ein intelligenter und über der Sache stehender Beamter eine Satire auf das Publikum schreiben wollte!

Auf der andern Seite muß freilich zugegeben werden, daß die Beamten, abgesehen von Fällen notorischer Faulheit, Gleichgültigkeit, Stupidität, Verkalkung, einfach ungeschickt sind. Was den Laien am meisten und häufigsten empört, ist, sich nur als papierener Fall be-

handelt zu sehen. Ohne Wärme, ohne Anteilnahme, ohne Verständnis auch für seine Besonderheiten. Und wenns nur ein geheucheltes Verständnis wäre: wie Mancher wäre schon dankbar für nur ein menschlich nettes Wort, das zu finden weder Mühe noch Zeit kostet! Wie wenig Hilfsbereitschaft, wie wenig Verantwortungsfreudigkeit grade auch bei den mittlern und untern Stellen, wie wenig Schliff und Umsicht! Aber das Alles sind, wie man leicht sieht, nicht Dinge der Organisation. Es sind Dinge der geistigen Verfassung eines Volkes. Und die ändert man nicht durch Reformen und Revolutionen, die ändert jeder Einzelne durch das eigne mitreißende, gewinnender, imponierende Beispiel, durch Hilfe und Menschlichkeit im eignen Kreise. Kriegt Kinder und erzieht sie zu Menschen! Und wenn Ihr euch das nicht zutraut: Kriegt keine und sterbt aus! Das ist Alles, was man sagen kann, und das Einzige, wodurch gebessert werden kann.

---

## Zu dieser Revolution von Thackeray

Die Muse der Geschichte hat sich mit Zeremonien beschwert, so gut wie ihre Schwester vom Theater. Auch sie trägt Maske und Kothurn und spricht im Takt; auch sie beschäftigt sich noch heutigen Tages nur mit den Angelegenheiten der Könige und bedient sie unterwürfig und würdevoll wie eine Oberhofmeisterin, die nichts zu schaffen hat mit den Angelegenheiten der gewöhnlichen Leute. Ich habe noch den alten König Ludwig den Vierzehnten von Frankreich auf der letzten Staffel des Greisentums und der Abgelebtheit gesehen, dieses Sinnbild und Vorbild alles Königtums, der sich nur rhythmisch bewegte, der nach den Gesetzen seiner Hofmarschälle lebte und starb und in seiner Heldenrolle beharrte bis zuletzt — und ohne die Dichtung war er ein kleiner alter Mann mit Pockennarben, einer mächtigen Perücke auf dem Kopf und roten Absätzen an den Schuhen, die ihn größer scheinen lassen sollten, im Grunde nichts als ein Mann für die Frau von Maintenon, für den Barbier, der ihn rasierte, oder für Herrn Fargon, der ihn zur Ader ließ. Ob wohl die Geschichte je die Perücke absetzen wird, ob sie je den Schranzenstandpunkt vergessen wird? Ich sah die Königin Anna, wie sie die Parkhänge hinunterstürmte, das Pferd ihres kleinen Wagens lenkend, hinter dem Spürhunden her — ein rotes erhitztes Weib, nicht von ferne ihrem Standbild ähnlich. Sie war weder klüger noch gebildeter als du und ich, und doch knieten wir, wenn wir ihr einen Brief oder ein Waschbecken reichten. Warum aber soll die Geschichte knien bis ans Ende der Zeiten? Mir scheint, sie soll sich von den Knieen erheben und eine natürliche Stellung einnehmen, statt weiter den Rücken zu krümmen wie ein Kammerherr und sich rückwärts aus der Tür zu schieben, wo ein Herrscher zugegen ist.

# Französisches Soldatenlied von der Ruhr

von Klabund

Qu' est -ce qu' il y a
Pour moi?
Est-ce qu 'il y a une femme,
Dont je m' enflamme?
Qu' est -ce qu' il y a
Pour moi?

Rien du tout
Pour nous!
La guerre nous a pris
Les jours et les nuits.
Rien du tout
Pour nous!

Il fait partout beau jour *
A la Ruhr!
Combien de ,Temps' jusqu' à Berlin?
Beaucoup d' ,Soirs', beaucoup d' ,Matins' . . .
Il fait partout beau jour
A la Ruhr!

Le général Degoutte
En route.
Il danse le fox macabre
Avec la mort de Zabre.
Le général Degoutte
En route.

Le monde est degoutté
De la paix,
De la paix de Versailles
Faite par les quat' canailles.
Le monde est dégoûté
De la paix.

Le jour de boire est arrivé
Vot' sang, poing carré.
Allons sanglants de la patrie,
Il faut casser la tyrannie.
Le jour de boire est arrivé
Vot' sang, Poincaré!

Marchez en escapade,
Camerades!
Vous parlez de l'Humanité?
On va vus fusiller!
Marchez en escapade,
Camerades!

Je vois les hirondelles
Eternelles.
Salut aux oiseaux,
Ils portent le rouge drapeau.
Je vois les hirondelles
Eternelles!

# Justi und die Modernen von Adolf Behne

Im Katalog der Käsbachschen Sammlung, die jetzt durch Schenkung Grundstock eines öffentlichen Museums in München-Gladbach, der Vaterstadt Käsbachs, geworden ist, steht ein Vorwort Ludwig Justis, in welchem den Museen eine sehr wichtige Aufgabe den Schaffenden gegenüber zugewiesen wird: „Indem sie das Wesentliche betonen, tragen sie zur Klärung in dem Wirbel des Schaffens bei, stützen und ermutigen die besten Künstler. Die Art, wie diese Aufgabe verstanden wird, ist für die Gesamtheit des geistigen Lebens von größter Bedeutung. Sie richtig und fruchtbar zu lösen, dazu bedarf es einer besonders begabten Persönlichkeit, die durch Erfahrung und besonders durch sicheres Gefühl befähigt ist, unter dem Wust des Entstehenden das Wertvolle herauszufinden."

Justi rühmt dann Käsbach als einen Sammler, „der die Künstler, die jetzt in Deutschland überall als Führer des jüngern Geschlechts hoch geschätzt werden, schon zu einer Zeit in ihrer Bedeutung erkannt, erfühlt hat, als sie von der Allgemeinheit noch unbeachtet waren".

Diese Sätze charakterisieren ebenso gut die reinen Absichten Justis wie seine Grenzen.

Käsbach hat in der Tat vor bald zwanzig Jahren durch Mut und Vorurteilslosigkeit eine Kollektion zusammengebracht, in der zumindest die Bilder von Nolde, Feininger und Rohlfs große Werte darstellen. Diese Werte zu erkennen und ihnen zu vertrauen, das war vor zwanzig Jahren gewiß eine Leistung. Es ist aber heute keine Leistung mehr, die Repräsentation der zeitgenössischen Kunst mit Nolde, Feininger und Rohlfs abzuschließen — erst recht nicht, wenn von ihnen abgeleitete Größen fast mehr betont werden als die Potenzen. Justi, der Käsbach lobt, weil er, dem Allgemein-Urteil voraus, Künstler sammelte, die keinen „Namen" hatten, macht es uns unmöglich, ihm ein gleiches Lob zu widmen. Ich wüßte nicht einen Künstler, den Justi entgegen der konventionellen Einschätzung „gestützt und ermutigt" hätte in einem Abschnitt seines Schaffens, da ihm die Anerkennung eines Museums von Wert sein konnte. Justi hat eine Reihe von Ausstellungen lebender Künstler gemacht, aber es war darunter nicht einer, der nicht längst arriviert war. Heckel, Pechstein, Edwin Scharff sind Namen, für die Händler, Sammler und Kritiker sich seit langem und mit stärkstem Erfolg einsetzen. Ihre Ausstellung im Kronprinzenpalais rannte offene Türen ein.

Justi findet es gut, daß der Sammler, daß das Museum vorausgehe, fördere, ermuntere, stütze . . . aber er selbst wartet eifrig ab. Von dem, was heute in der Kunst geschieht, wird das Kronprinzenpalais vielleicht in zwanzig Jahren Notiz nehmen — bis dahin bekennt es sich zu den Führern, nein zu den Epigonen der vorigen Generation. Wie ängstlich, wie mißtrauisch klingen doch jene Worte Justis über das Schaffen der Zeit! Es ist ihm ein „Wirbel", ein „Wust", aus dem distanziert, behutsam, abwartend, vorsichtig!, vorsichtig!!, vorsichtig!!! die paar guten Stücke herausgeklaubt werden müssen — und die paar guten Stücke, das sind solche, die am ehesten irgendeine Aehnlichkeit mit dem Altertum haben. Ein Kubist mit Patina, ein altmeisterlicher Futurist, ein Konstruktivist mit Galerieton — sie hätten bei Justi immerhin Chancen.

Justi ist nicht der Meinung, daß das Museum die künstlerische Arbeit der Gegenwart in ihrer ganzen widerspruchsvollen Kompliziertheit und Schwierigkeit, in ihrer aufwühlenden Angespanntheit und in ihrer unerhörten Gewagtheit zu zeigen habe . . . er ist der Meinung, daß das Museum Bilder zeigen soll, die dem Streit der Meinungen entrückt sind, die sich aus dem Strudel, dem Wust, dem Wirbel gerettet haben. Was er aber Wirbel und Wust nennt, und wovor seine Feinheit flieht, das ist das Wichtige, das Lebendige, das Schöpferische — und Das, was er das Geklärte und Wertvolle nennt, sind leere Hüllen, die feierlich aufgebahrt werden. Die Futuristen haben die Museen Kirchhöfe genannt, und — weiß der liebe Himmel! — diese Kunst der Aestheten erinnert doch auf Schritt und Tritt an Webers Trauermagazin. Von der Eröffnung der letzten Akademie-Ausstellung (in der übigens Otto Dix um bürgerliche Anerkennung warb, wohl eine Folge der Auslieferung an den Kunsthandel?) brachten die Zeitungen Photos, die unverkennbar eine Trauerversammlung zeigen . . . „am Grabe des teueren Entschlafenen", und die Einladungskarte der National-Galerie zur Scharff-Ausstellung war offenbar die Kopie einer Grabinschrift. „Hier ruhet sanft . . . Friede seiner Asche!"

Nur fertige, anerkannte, zweifellose und hübsche Dinge gehören in ein Museum, das doch der Ort ist, an den man sich vor der Kunst der Zeit retten kann. Eine Ausnahme scheint das Museum in Worcester (Massachusetts) zu bilden, in dessen Katalog es heißt: „Der Unterschied zwischen der Kunst der Vergangenheit und der der Gegenwart ist der Unterschied zwischen einer Sache, die abgeschlossen, und einer, die in der Entwicklung begriffen ist. Deshalb ist es schwierig, die moderne Kunst zu verstehen. Man glaubt im allgemeinen, daß ein Museum dem Publikum nur sakrosankte Kunstwerke zeigen dürfe. Aber wenn man das Publikum des Rechts beraubt, im Museum die Entwicklungen der zeitgenössischen Kunst zu sehen, so ist das die widerlichste Intoleranz" (mitgeteilt im ‚Kunstblatt').

Es schien zunächst, als wolle Justi vorurteilslos die Entwicklungen der zeitgenössischen Kunst zeigen. Er hat einige Ausstellungen gemacht, die sehr dankenswert waren. Er brachte von den Aeltern van Gogh, Paula Modersohn, Hodler und Matisse. Er brachte in Gedächtnisausstellungen das Werk Franz Marcs und August Mackes. Er brachte innerhalb der holländischen Kollektion die radikale Malerei eines Piet Mondriaan, Theo van Doesburg und van der Leck (kaufte freilich den geschmackvollen Akademismus eines Schelfhout an). Er brachte die junge italienische Valori-Plastici-Gruppe und von den Deutschen wenigstens Paul Klee. Das war insgesamt ein vortrefflicher Anfang, eine schöne Aktivität. Aber immer mehr siegte die merkwürdige Neigung zum Gedämpften, Stilisierten, Literarischen, zum Feinen und Aesthetischen. Immer deutlicher wurde die Scheu vor allem Elementaren. Es war eine Unterlassungssünde, nicht neben Franz Marc und August Macke Wilhelm Morgner zu zeigen. Aber freilich, Marc und Macke — das waren schon Namen, und Wilhelm Morgners Nachlaß wäre auf denselben erbitterten Widerstand der Aestheten gestoßen wie der Lebende. Wichtiger war, den englischen Kolonial-Kitsch der ‚Indian Society of Oriental Art' zu zeigen, wichtiger war, die Ueberschätzung Hans Thomas auf die Spitze zu treiben. Die Entwürfe der deutschen Architekten für das Chicago-

Turmhaus auszustellen, was eine sehr willkommene Ent-Oelung des Kronprinzenpalais bedeutet hätte, wurde ebenso abgelehnt wie die Ausstellung der für das Göteborger Museum bestimmten Sammlung Gabrielson, die einen ausgezeichneten Ueberblick über die Entwicklung vom Expressionismus bis zum Konstruktivismus geboten hätte, also eben Das, was das Kronprinzenpalais schuldig bleibt. (Das Verdienst, die Gabrielsonsche Kollektion zusammengestellt zu haben, kommt dem Maler Artur Segal zu. Gabrielson gehört zum Typ der von Justi gelobten Sammler, die ihrer Zeit voraus sind — und aus eben diesem Grunde kam die Ausstellung seiner Kollektion für das Kronprinzenpalais nicht in Frage.)

Was das Obergeschoß des Kronprinzenpalais als Niederschlag der Sammeltätigkeit der letzten fünf Jahre darbietet, kann nur als ein Zerrbild der neuen Kunst bezeichnet werden. Soweit noch schöne und seelenvolle Galeriebilder gemalt wurden, ist die Entwicklung berücksichtigt. Wo die Entwicklung beginnt, zum elementar Bildnerischen vorzustoßen, ist das Interesse des Museums messerscharf abgeschnitten. Mit welchem Recht aber wird dem Publikum die unerhört mühevolle und entsagungsreiche Arbeit einer Generation von Künstlern vorenthalten, während mit immer stärkerer Einseitigkeit das tote Kunstgewerbe der Nauen, Scharff, Pechstein, Moll gezeigt wird? Sehr anfechtbar ist übrigens die Vertretung der Künstler selbst innerhalb der musealen Zone. Nolde, Feininger, Schmidt-Rottluff, Rohlfs sind durchaus unzulänglich vertreten, Heckel dagegen füllt einen eignen Raum mit Bildern, die so ziemlich seine schwächsten sind. Und das ist leider die Signatur dieses Museums: Kult der geschmackvollen Epigonen, Gleichgültigkeit gegen die elementaren Schöpfer.

Das Kronprinzenpalais hatte eine schöne, kurze Zeit der Aktivität — und baut sich jetzt entschlossen zu einem mondänen Salon um. Justis Beginn konnte Hoffnungen erwecken — der jetzige Zustand fordert zum Protest heraus.

Wir sagen das ungern, mit Bedauern, mit Schmerz. Denn Justi hat nicht geringe Verdienste. Aber sollen wir still sein, weil er selbst es ist, der nun Alles rückwärts revidiert?

Wenn man zeitgenössische Kunst zeigen will, so muß man sich schon entschließen, die Handschuhe auszuziehen. Die zeitgenössische Kunst, die so aussieht, wie die Renaissance, ist bestimmt die falsche.

---

## Borchardt und Stucken von Alfred Polgar

Rudolf Borchardt, aus dem magischen Stefan-George-Kreise, ist ein Dichter von blauestem literarischen Geblüt. Gemeinem und Gewöhnlichem sternenfern. Seine edlen Verse wie seine imponierende Prosa — gotisch in der reichen Gliederung ihrer kunstvollen, mit stetem Bezug auf einen gemeinsamen Gipfelpunkt emporstrebenden Perioden — nötigen zu gebückter Haltung. Eine Konsequenz teils der Andacht, die dieser Poet dem Leser auferlegt, teils der Plage, die er ihm verursacht. Für den Eindruck feierlicher Besonderheit sorgt, unter anderm, das Halb-Licht in der Tiefe der Borchardtschen Sprach-Architekturen. Es ist — wieder wird man an Gotik gemahnt —, als ob bemalte Scheiben vollem Licht-Einfall (gemeines Fensterglas

hätte ihn gestattet) wehrten. Erstaunliche Fülle der Visionen und Vokabeln. Borchardt wählt gerne die seltenen Worte und Formen. Er ist ein Sprachschatzgräber und liebt es, seiner Diktion durch Stücke aus dem Hort versunkner deutscher Schreibe antiquarischen Prunk zu leihen. So sichert er dem Werk Zusammenhang mit hohen Ahnen. Er hat, als Künstler, die olympische Geste. Profanes, das er anrührt, begibt sich allsogleich der Profanität, und sonntäglich glänzt der Wochentag, den sein Dichten streift. Er ist ein Schriftsteller zur mindestens dritten geistigen Potenz. Ich könnte mir ganz gut als Anekdote aus Borchardts Kinderzeit denken, daß er, befragt: „Rudi, was willst du werden?“, ohne Zögern, altklug-ernst, geantwortet hätte: „Klassiker!“ Seine essayistischen Schriften haben, im Behaupten und Wert-Bestimmen, etwas ablehnend Autoritatives, das sie weniger als geschrieben denn als „gegeben“ erscheinen läßt, fürstlichen Erlässen gleich. Ich weiß nicht, wo Rudolf Borchardt lebt, aber wenn zum Beispiel X. Y. die Stadt seines Wirkens, so dichtet er gewiß nicht in, sondern zu X. Y.

Nachdem ich so — kalten Herzens — meine Reverenz erwiesen, darf ich sagen, daß das dramatische Gedicht: ‚Verkündigung‘, in seiner dunkeln Gesättigtheit mit Gedanken und Bildern, in seiner tiefen Symbolik und im schweren Reichtum seiner sprachlichen Prägnanzen, für den Hörer Mühsal und Marter ist. Daß schon der Leser ohne Rettung erstickt in dieser Atmosphäre voll flimmrigen Staubes, und daß es ihm nur zu geringem Trost gereicht, den Staub als Diamantenstaub zu erkennen. Eine völlig lückenlose Kette von Bedeutung und Uebersinn, die nirgends Durchbruch ins Freie gestattet, nötigt zur baldigen Ergebung in Dumpfheit und Langweile. Eine Kompliziertheit, die durch ihre Pfropfung auf Schlichtheit nur noch üppiger treibt, verstellt — „Gehäg, drin alle Schöße durch einander streben“ — den Blick, und in der Trockenhitze hieratischer Luft schmachtest du nach Klarem, Kühlem, nach Erlösung durch Wasser. Zudem bietet die Sprache der Dichtung erhebliche Uebersetzungsschwierigkeiten. Was ein „schwinderer Fisch“ ist, kann man zur Not verstehen: offenbar der Komparativ von „schwinder Fisch“. Auch ein „Herzenspoch“, ein „barm dich mein“ macht wenig Mühe. Aber was heißt: „und mir es weinigst“? (nämlich das Blut), was: „wo du mein nicht ruchst“?, was ist ein „haderiger Stuhl“, was eine „Leinenwat“?, was heißt das: „Gott lebig küssen“? Die bescheidenen Wörterbücher meiner Bibliothek geben keine Auskunft, auch nicht Friedrich Kluge, Achte Auflage. Und bis man das germanistische Seminar telephonisch erreicht . . . du lieber Himmel! Und wenn man es erreicht, wer weiß, ob sie es dort wissen, und wenn sie es wissen, ob sie es mir sagen. Hingegen glaube ich aus Eignem eine Deutung des wunderlichen Wortes „Lauenen“ (in dem Vers: „Und ringsum donnern und posaunen . . . die schweren Wasser aus den Lauenen“) geben zu können. Ich halte es nämlich für einen Druckfehler. Aber vielleicht bedeutet es doch was (Lawinen?), und der Druckfehler steckt in dem andern Reimwort, im „posaunen“, das, kann sein, als „posauenen“ intendiert war.

Wie schon der Titel besagt, ist die Handlung des dramatischen Gedichtes heilige Handlung. Die Jungfrau, zu Höchstem auserkoren, liegt in Banden ihrer menschlich-fraulichen Bedingtheiten. Innere und äußere Stimmen, in schwierigen Idiomen sprechend, bedrängen sie, arg ist ihr Zwiespalt, der schon ein rechter Vielspalt ist, und durch böse profane und heilige Krisen muß sie, ehe ihr und uns die beglückend klare und eindeutige Verkündigung wird: „Du wirst ein Kind gebären." Bereitet schon die Lektüre der Dichtung Mühe, so ist, sie von der Bühne herab in raschem Fluß deklamiert zu hören — der Hörer kann dem Augenblick nicht gebieten: verweile doch, du bist so dunkel! — kaum erträgliche Qual. Und das Unternehmen, den obstinaten Tiefsinn anderthalb Stunden lang Theatergängern um die ratlosen Ohren zu schlagen, ein empörendes Unternehmen. Man kann sich, hat mans nicht erlebt, dieses Bild von Verlegenheit und Verlogenheit, das da Spieler und Hörerschaft miteinander boten, kaum vorstellen

In der Aufführung des Akademie-Theaters erschien der Text von Archaismen gereinigt. Frau Pünkösdy hat die Gabe, Holzschnitt zu sprechen, und ihre heiligen Posen, insbesondere die des Schlusses, gerieten sehr schön. Ungemein sanft und hoch schwebten aus Frau Bleibtreus Mund die wundervollen Verse der Mutter. Herr Höbling, der Breitbart unter den Deklamatoren, zerbiß mit Leichtigkeit die Kette überkunstvoll verschmiedeter Verse. Es krachte. Der Zuhörer wetzte gequält auf seinem hadrigen Stuhl und stöhnte: „Barm dich mein."

*

‚Die Gesellschaft des Abbé Chateauneuf', Tragikomödie in einem Akt von Eduard Stucken, ist ein viel simpleres dramatisches Gebilde. Das Tragische der Tragikomödie liefert die Liebe des Chevalier de Villiers zu Ninon de l'Enclos. Der gute Junge! Er ahnt nicht, daß Die, die er so hitzig verlangt, sein Muttchen ist. Als er es erfährt, schießt er sich tot. Mehr läßt sich von und zu dem bedauerlichen Vorfall — aus dem Stucken nicht höhern dichterischen Gewinn gezogen hat, als etwa Dumas père gezogen hätte — kaum berichten. Den komödischen Einschlag liefert das zeitgerechte Milieu, in dem die romantische und rührende Sache sich ereignet. Eine Tafelrunde aus dem galanten Säkulum, Herren und Damen — geschichtsbekannte unter ihnen — von graziöser Untugend und Witzigkeit, Gourmets der Liebe und des geschliffenen Wortes. Wie Bälle fliegen fliegefroh die Aperçus. Stichelreden, zierliche Ripostagen, Schlag- und Rückschlagfertigkeit im Doppelsinnspiel. Kein Wort, das nicht ein „mot" wäre. Es ist zu verstehen, daß in solchem geistigen Klima Tragisches sich nicht als tragisch behaupten kann, sondern rasch verdunstet. In der Luft bleibt ein fader Geruch von ironischem Bittersüß.

Aus der Mischung Gefühl-Geist ergibt sich, was sich ergibt, wenn Warmes mit Kühlem sich menget: Lauheit. Eine Temperatur, die dem Esprit, zumal es deutscher Esprit, nicht bekömmlich. Er schmeckt, ist die erste Prickel-Sensation vorbei, schal und grob. Ein karges Spiel. Nur der Mund seiner

Figuren bewegt sich. Ihr Uebriges bleibt ziemlich unbewegt. Da sie nicht recht leben, können sie auch nicht recht sterben. So stört der Schuß des armen Villiers unsre gemütliche Simmung so wenig wie die der Chateauneufschen Gesellschaft. Aber in der Tragikomödie muß es wohl so sein.

Die Kostüme des Akademie-Theaters strotzten. Welch ein Fundus tut sich auf! Der gelähmte Scarron — seine leichenbittern Schlager gehen einem auf die Nerven — hatte sogar eine kulturhistorisch echte Kratzgabel, mit der er sich in der Perücke kraulte. Frau Kallina als Ninon machte es den Zuschauern nicht übermäßig schwer, an jenen Reiz, der nie veraltet, zu glauben. Herr Schott, jäh gefundener Sohn einer verlorenen Mutter, war Jüngling aus der süßesten romantischen Schule. Goldlocken umflatterten ihn. Das Herren-Quintett führte Abbé Aslan. Seine Gesellschaft hatte mehr den Stil eines schlichten, deutschen Bierabends als den Stil Ludwigs des Vierzehnten. Den rettete allein der Fundus.

*

Ein seltsamer Abend. Die Schwierigkeit des ersten Stückes nützte der Dürftigkeit des zweiten, und dieses wieder wirkte, hinterher, Erhöhung des Respekts vor jenem. . . . Komische Figur macht das brave Burgtheater als im Irrgarten der Literatur herumtaumelnder Kavalier!

---

## Der tiefe Grund von Walter Mehring

Es haben sich Eisberge gelagert um Grönland rum,
Die wollen nicht schmelzen!
Jetzt sieht man dort täglich einen ölig glotzenden Trum
Von Seekühen sich wälzen.
Vergeblich lauert der Angekok, das Wild zu beschleichen.
Der Berg will nicht weichen!
Denn die Seekühe haben die Hauer ins Eis gekrallt!
Und davon ist der Sommer, der Sommer bei uns so kalt!

Es sitzt eine See-Alte inmitten dem Heringsschwarm
Und kämmt sich die Zotten;
Solch Haare schenken die Matrosen als Krakenarm
Hamburger Kokotten.
Und wenn die Alte sich kämmt, da kämpfen die Monstrositäten
Mit Zähnen und Gräten!
Und die Nordlichter funken Krieg am nördlichsten Kap!
Und deshalb murksen, murksen die Menschen bei uns sich ab!

Es starb bei den Eskimos vielleicht ein bedeutender Mann,
Von dem wir nichts wissen!
Es pirschte wie er sich an die Walrosse Niemand ran!
Jetzt liegt er zerrissen!
Und weil die Einen jagen draußen im Meer nach Delphinen
Und die Andern verdienen,
Und weil der Eskimo anders als der Börseaner spricht:
Deswegen verstehen, verstehen wir Alle, wir Alle uns nicht!

# Berlins Opernhäuser von Paul Schlesinger

In einem Augenblick, wo die lebhafte Debatte um Rechts- und Persönlichkeits-Fragen nah vor dem Abschluß steht, vielleicht sogar, wenn diese Zeilen gelesen werden, schon abgeschlossen ist — da noch einmal die Stimme zu erheben, erscheint unangebracht oder nutzlos. Wer indessen der Ueberzeugung ist, daß die Lösung, welche auch immer, doch nur eine provisorische sein kann, weil das Problem eigentlich weder künstlerisch noch wirtschaftlich in seinem ganzen Umfang zur Diskussion gestellt wurde: der ist versucht, einmal ganz ohne Rücksicht auf Rechtslage, Kunstauffassungen und persönliche Meinungsverschiedenheiten zu einem Standpunkt vorzudringen, von dem aus eine Sicht über die Opernhaus-Frage in ihrer Gesamtheit möglich ist. Hierzu drängt aber noch ein besonderes Gefühl: schon als sichs um Nikischs Nachfolge handelte, mögen Viele als unerträglich empfunden haben, daß über eine für das Musikleben Berlins so wichtige Angelegenheit von einem verhältnismäßig engen Kreis von Personen entschieden wurde, das Publikum selbst aber, das doch in lebhaftester Weise interessiert war, weder gefragt wurde noch überhaupt Gelegenheit hatte, sich zu äußern. Auch die Opernhaus-Frage wird ohne Mitwirkung des Publikums entschieden werden. Das ist umso bedauerlicher, als wir in Berlin ein wirklich hochentwickeltes musikalisches Publikum haben, das durchaus legitimiert wäre, seine Meinung zu sagen. Wir stimmen heute über alles Mögliche ab, mit und ohne Fug. Das demokratische Prinzip erheischt die Teilnahme des Einzelnen auch in den Fällen, wo dieser sich für höchst inkompetent erklären muß. In künstlerischen, namentlich musikalischen Fragen ist anstelle der alten Autokratie eine neue getreten. Um des lieben Friedens willen sei sie nicht näher skizziert; es ist indessen Zeit geworden, daran zu erinnern, daß unser Musikpublikum mündig geworden ist; die Fehler, die man hier gemacht hat, und die zukünftigen, die man nicht vermeiden wird, werden zeigen, daß gewisse Lösungen sich nicht erschweren, sondern erleichtern, wenn man von dem Vertrauen der zunächst interessierten ziemlich weiten Kreise des Publikums — man darf sogar sagen: des Volkes getragen ist.

Für das Problem selbst ist wichtig die eine Feststellung: Wir haben drei Opernhäuser. (Und nicht zwei.) Drei Opernhäuser, die einander in mehreren sehr wesentlichen Punkten gleichen. Einer ist: sie können sich alle aus eignen Kräften nicht ernähren. Die Oper ist nun mal kein Geschäft, war es nie, wird es nie sein. Ob diese drei Häuser von Staat, Stadt oder privaten Maecenen leben, ist zunächst gleichgültig. Sie brauchen Zuschüsse. Alle drei Opernhäuser weisen einen guten, oft nicht zu steigernden Besuch auf — die Bedürfnisfrage ist bejaht.

Aber noch in einem andern sehr wichtigen Punkte gleichen die drei Häuser einander: sie haben (im großen Ganzen) das nämliche Repertoire — sie leben künstlerisch von der Vergangenheit. Nicht wie bei der Schauspielbühne besteht für eines der Häuser die Hoffnung, durch zwei, drei neue Werke das Interesse des Publikums im weitesten Umfang zu beleben, die Kassen zu füllen. Es gibt zur Zeit überhaupt nur einen Komponisten in Deutschland, der dieses Interesses völlig sicher ist: Richard Strauß. Außerhalb Deutschlands

ebenfalls einen: Puccini. Wir kennen die Krise, in der sich unsre musikalische Produktion befindet. Es ist Ehrenpflicht, daß die Opernhäuser uns durch die Aufführung mehr oder minder problematischer Werke hie und da Kenntnis von dem gegenwärtigen Zustand vermitteln. Vielleicht gelingt dem einen oder andern Werk, sich auf dem Spielplan zu behaupten. Eine erhebliche Modifizierung der Tatsache, daß unsre Opernhäuser von der Vergangenheit leben, ist vorläufig nicht zu erwarten. Indessen: diese Vergangenheit steht nicht still. Unser Zeitgeschmack ist lebendig — das erweist er nicht nur durch wechselnde Begünstigung einzelner Werke, sondern mehr noch durch die nicht niederzuhaltende Wandlung des Darstellungsstils auf allen Gebieten.

In dem Bestreben, den Darstellungsstil zu entwickeln, ist unsern Opernhäusern eigentlich das fast einzige und jedenfalls vornehmste Konkurrenzmotiv gegeben. Hierzu darf man ja auch die gelegentliche Anwerbung hervorragender Gäste zählen, ebenso die Wahl von Werken, die eine Weile vernachlässigt waren. Daneben gibt es noch ein Konkurrenzmittel: die Unterbietung der Eintrittspreise. Indessen kann es sich hierin bei der Oper nicht so sehr wie auf andern Gebieten um die Beschaffung billigen Ersatzes handeln. Die Oper ist ihrer ganzen Art nach bis zu dem Grade aristokratisch, daß sie durchaus verbietet, unter ein gewisses Niveau zu sinken. So hat denn in der Tat das Deutsche Opernhaus keinen höhern Ehrgeiz gehabt als den, die königliche Oper an Qualität und Prunk der Darstellung möglichst zu erreichen. Die Große Volksoper machte sich die gegenwärtige Geschmacksrichtung zu nutze und versuchte, durch Vereinfachung des szenischen Apparats tiefere Wirkungen zu erzielen. Die Oper stellt nun freilich an Sänger, Chor und Orchester so hohe Ansprüche, daß der Niveauunterschied unsrer Bühnen nicht allzu groß ist. Einzelne bedeutende Künstler wurden mehrfach von einer Bühne an die andre ausgetauscht, ohne daß sich Ensemblestörungen ergaben. Die Unterbietung der Eintrittspreise wurde viel weniger durch geringere Qualität bewirkt als durch Gewinnung von mehr Plätzen, durch zweckentsprechende Organisation des Kartenverkaufs, durch Werbung eines Stammpublikums. Auch kam natürlich den jüngern Opernhäusern zugute, daß sie geringere Lasten zu tragen hatten als die Staatsoper mit der Fülle von Ehren- und Anstandspflichten, die sie aus der königlichen Zeit geerbt hat.

Die Frage, ob die Staatsoper, wie sie jetzt ist, in der Lage wäre, zwei Häuser gleichzeitig fruchtbringend in gutem künstlerischen Zustand zu erhalten, soll hier gar nicht erörtert werden. Aber es braucht weder theoretisch noch praktisch erwiesen zu werden, daß es eine Verschwendung an künstlerischen und materiellen Mitteln ist, wenn Berlin drei vollständige Ensembles unterhält, die in mehr oder minder ähnlichem Grade befähigt sein sollen, die Werke Mozarts, Wagners, Verdis (ich nenne mit Absicht nur diese drei so verschieden gearteten Hauptnamen des Repertoires) aufzuführen. Stellt man sich vor, daß es sich ja nur um knapp ein halbes Hundert von Werken handelt, die den Spielplan der drei Bühnen ausmachen, so versteht man weiter die immer wieder begegnende Tatsache, daß zwei Bühnen dasselbe Werk in einer Spielzeit neu einstudieren. Und nun vergegenwärtige man sich den ungeheuern Apparat, der für jede Opern-

aufführung mobil gemacht werden muß. Welche unnütz vertane Mühe und Kosten, wenn sie doppelt aufgewendet werden müssen! Und sie müssen aufgewendet werden, denn keine der Bühnen, kein Publikum will oder kann auf die Standardwerke verzichten: Lohengrin, Freischütz, Carmen, Figaros Hochzeit, Traviata.

Gibt es eine Lösung — wo ist sie? Wie immer in künstlerischen Dingen, darf man auch hier, wenn man zu einem vernünftigen Resultat kommen will, nicht mit der geschäftlichen Kalkulation, sondern muß mit der Untersuchung des künstlerischen Befundes beginnen. Wir haben drei Opernhäuser und zwei musikdramatische Hauptstile: den heroischen und den komisch-lyrischen. Aus der Berücksichtigung beider wird ein großes Opernensemble gebildet. Gewöhnlich bestehen zwei vollständige nach diesen Stilbegriffen gebildete Ensemblehälften (mit Ersatzkräften) neben einander. Gewiß findet an jeder Bühne ein lebhafter Austausch zwischen diesen beiden Hälften statt. Gelegentlich ruft die heroische Oper alle Kräfte auf die Bühne; oft macht auch die komische Oper auf der andern Seite eine Anleihe. Deshalb ist die Frage, ob ein normales großes Opernensemble in der Lage sei, zwei Bühnen mit Kräften zu versorgen, wahrscheinlich zu verneinen. Umso mehr gewinnt man die Gewißheit, mit zwei Ensembles drei Bühnen speisen zu können. Die Verschiedenartigkeit der Werke gibt genügenden Spielraum.

Der musikstilistische Idealzustand besteht in Paris, wo in der ‚Opéra' das heroische, in der ‚Opéra comique' das heiter-lyrische Genre mit ausschließlicher Liebe gepflegt wird. (Dieser Idealzustand war in Berlin nie verwirklicht; denn als die ‚Komische Oper' bestand, hat die Königliche auf ihr Universalrepertoire gleichwohl nie verzichtet.) Natürlich sind die beiden pariser Bühnen so reich, daß für keine eine Verlegenheit entstehen kann, das heißt: auch die Hauptfächer sind doppelt besetzt, von den Nebenfächern ganz zu schweigen. Wären die pariser Bühnen unter einheitlicher Leitung, so wäre es eine Kleinigkeit, mit dem unbeschäftigten Personal eine dritte Bühne auszuhalten, und zwar nicht mit minderwertigen, sondern mit hochwertigen Kräften, die sonst spazieren gehen.

In Berlin ist die dritte Opernbühne vorhanden: die Große Volksoper. Auch für uns wäre es ein Idealzustand, könnte man die Aufgabenbereiche zwischen Staatsoper und Deutschem Opernhaus in ähnlichem Maße abgrenzen, wie es in Paris geschieht: dann nämlich könnte jede der beiden Bühnen mit der zweiten Hälfte ihres Ensembles umschichtig in der Großen Volksoper spielen. Es ist mir keine der Schwierigkeiten unbekannt, die zu überwinden wären. Aber es ist dennoch gut, den Idealzustand anzustreben: vielleicht erreicht man dann das Mögliche.

Der Weg zum Ziel ist natürlich ungangbar, solange die drei Bühnen in Konkurrenz zu einander stehen. Ein Vorwärtskommen wäre nur möglich, wenn es gelänge, die drei Abonnentengruppen zu einer großen Operngemeinde zusammenzuschließen, die nicht allein das wirtschaftliche Bestehen der drei Bühnen zu garantieren hätte, sondern die sich damit auch das Recht sicherte, auf dem Wege der Wahl diejenigen Persönlichkeiten zu Leitern des Ganzen zu bestellen, zu denen sie in künstlerischen wie in administrativen Dingen das vollste Vertrauen hat.

# Die Ruhrhilfe von Morus

## Die Kredite der Ruhrindustrie

Fünf Monate, nachdem man sich auf den Ruhrkampf eingelassen hat, fängt der Reichstag an, sich etwas eingehender mit der Finanzierungsfrage zu befassen. Zwar ist der sozialdemokratische Antrag, die „Kriegskosten" durch Besitzsteuern zu decken, auf unbestimmte Zeit zurückgestellt. Es wird also vorläufig weiter, nach dem System Helfferich, mit der Notenpresse gearbeitet. Immerhin wagt man sich wenigstens allmählich daran, die bisherigen Finanzierungsmethoden der Regierung und der Reichsbank einer genauern Prüfung zu unterziehen.

Das Bild, das sich dabei enthüllt, ist allerdings alles andre als erfreulich. Es bestätigt sich, daß das Reich in größtem Umfange langfristige Papiermarkkredite gegeben hat, die ihr, infolge der fortschreitenden Geldentwertung, ungeheure Verluste bringen. Auch die äußre Form der Kredite ist schon höchst merkwürdig. Die Reichsbank hat in großem Maßstabe ohne Hinterlegung von Reichsschatzwechseln, auf die bloße Garantie des Reiches, den Ruhrindustriellen Geld geliehen. Den Hauptanteil bekamen die Zechenbesitzer. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat in Hamburg erhielt allein von der Reichsbank auf nicht wertbeständige Dreimonatswechsel fast 900 Milliarden Mark, von der Reichskreditgesellschaft 200 Milliarden und neuerdings noch einmal 200 Milliarden, die allerdings auf der Grundlage des Preises für die Fettförderkohle wertbeständig gemacht werden sollen, bis jetzt aber noch Papiermarkkredite sind. Außer diesen rund 1300 Milliarden erhielten die kleinern Syndikate wie das Rheinische Braunkohlensyndikat und das Aachener Steinkohlensyndikat besondere Kredite von 15 bis 20 Milliarden. Ferner wurde an Privatbanken 400 Milliarden ausgeliehen. Die landwirtschaftlichen Verbände wie die Winzer erhielten ein paar Milliarden, sodaß sich die Gesamtsumme dieser nicht wertbeständigen Kredite auf über 2 Billionen beläuft.

Zur Finanzierung der Eisenindustrie wurde die Stahlfinanzierungs-G. m. b. H. in Hannover gegründet. Zu ihr gehören Deutsch-Luxemburg, Bochum und Gelsenkirchen (Stinnes), die Thyssen-Hütte, Krupp, Phönix und Rheinstahl (Otto Wolff), die Gute Hoffnungshütte (Haniel), die Klöckner-Werke, Mannesmann, Stumm, Rombach (Spaeter) und Hoesch. Die Kredite an die Hüttenbesitzer wurden wertbeständig gemacht und zwar in einer Zeit, als man noch mit einer Besserung des Markkurses rechnete. Die Hälfte sollte auf Pfund lauten, die andre Hälfte auf der Grundlage der Eisenpreise zurückzahlbar sein. Die Pfundkredite aber paßten den Eisenindustriellen nicht. Solange der Teilungsmodus „Halb und Halb" bestand, nahmen sie von den 300 Milliarden, die für sie ausgesetzt waren, nur 66 Milliarden in Anspruch. Ende Mai drückten sie durch, daß allgemein, bis auf 5 Prozent, der Eisenpreis, den sie, bei einem Warenvorrat von rund 1½ Billionen Mark, in nächster Zeit bis zu einem gewissen Grade selbst regulieren können, als Berechnungsbasis dienen soll, und nun nahmen die Kreditansprüche so zu, daß vor einigen Tagen weitere 300 Milliarden bewilligt werden mußten. Bei dieser Gelegenheit wurden auch noch die letzten 5 Prozent Pfundkredite beseitigt.

Außer diesen großen Krediten für die Schwerindustrie werden noch recht beträchtliche Summen durch die „Hika", die Hilfskasse für gewerbliche Kredite ausgeliehen. Von den mehr als 100 Milliarden, die die „Hika" ausgegeben hat, ist auch nur ein kleiner Teil, etwa 5 bis 7 Milliarden, wertbeständig rückzahlbar.

Neben diesen Krediten — von denen freilich das Reich auch nur einen kleinen Teil wiedersehen wird — laufen die Entschädigungen auf Grund des Okkupationsleistungsgesetzes. Wie wir schon früher berichteten, werden durch das Reichsinnenministerium, ohne Prüfung, die angemeldeten Schadensersatzansprüche bis zu 80 Prozent bevorschußt. Und schließlich stehen die Kohlen- und Eisenindustriellen mit dem Reichswirtschaftsministerium in Verhandlung über Vergütungen des Reiches für die „unproduktiven Ausgaben", die durch die Besetzung des Ruhrgebiets entstanden sind: etwa für das Umschaufeln der Kohle und andre unnötige Arbeiten, die nur gemacht wurden, um die Arbeiter zu beschäftigen. Grade diese Scheinarbeiten, die nachträglich kaum kontrollierbar sind, werden der Regierung wahrscheinlich sehr teuer zu stehen kommen.

Aus dieser Uebersicht kann man sich ungefähr ein Bild machen, was für Summen der Ruhrkampf bereits verschlungen hat, und was er in Zukunft noch kosten wird. Dabei möchten wir noch einmal sagen, was bereits früher zu diesem Thema gesagt worden ist: Das Reich hat die Pflicht, die Ruhrbevölkerung, Unternehmer und Arbeiter, für die nachweislich entstandenen Verluste nach Kräften zu entschädigen. Aber die Regierung hat andrerseits, gegenüber dem ganzen Volke, die Pflicht, unnötige Ausgaben zu vermeiden und dafür zu sorgen, daß sich nicht einzelne Industrielle auf Kosten der Allgemeinheit bereichern. Dazu ist vor allem notwendig, daß sie die Ersatzansprüche sorgfältiger als bisher prüft und grundsätzlich nur wertbeständige Kredite hergibt.

### Wolff und Strauß

Der Verkauf der „Phönix"-Majorität nach Holland (über den wir bereits in Nummer 25 der ‚Weltbühne' berichtet haben), hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Namen Wolff und Strauß gelenkt. In der Tat verdienen die beiden Kölner Herren diese Aufmerksamkeit in vollem Maße, nicht nur, weil sie zu den größten Kriegsgewinnlern gehören und neben Stinnes vielleicht die größten Nachkriegsgewinnler sind. Das Interessanteste ist, daß auch sie, ähnlich wie Stinnes, die Politik in den Kreis ihrer Geschäfte ziehen.

Dabei besteht freilich zwischen dem Mühlheimer Inflationskönig und den Kölner Inflationsrittern ein wesentlicher Unterschied. Während das Ziel des Herrn Hugo Stinnes doch wohl ist, Geld in Macht umzusetzen, begnügen sich Otto Wolff und Ottmar Strauß damit, aus Geld mehr Geld zu machen. Hugo Stinnes treibt Politik, um sich die Politik unterzuordnen — Wolff und Strauß haben sich in die Politik gemengt, um bessere Geschäfte zu machen. Für Stinnes ist der Staat der Nebenbuhler, der niedergerungen werden muß — für Strauß und Wolff ist der Staat Einer, mit dem man sich gut stellen muß, um an ihm zu verdienen.

Die politische Betätigung der beiden Kölner läßt sich am ehesten mit der Siegmund Bosels, des Wiener Inflationskönigs, vergleichen.

Nur besteht halt der Unterschied, daß Bosel Einer ist und Wolff und Strauß Zwei sind. Bosel macht allein Politik und Geschäft. Die Kölner Kompagnons teilten sich die Arbeit: Wolff blieb im Geschäft, und Strauß ging in die Politik. Wie Bosel begann Ottmar Strauß als Politicus damit, daß er sich während des Krieges auf den Aemtern bei Heereslieferungen nützlich machte. Nach der Revolution stellte er sich entschlossen auf den bekannten Boden der Tatsachen und hatte für den neuen Staat zwar wenig Liebe, aber um so mehr Geld übrig. Er gab überall, wo es galt, „Ordnung zu schaffen". Er finanzierte das Regiment „Reichstag", und er „gründete", wie man eben sonst ein Unternehmen gründet, mit dem frühern preußischen Gesandten in Sachsen, dem Herrn von Berger, zusammen das preußische Staatskommissariat für die öffentliche Ordnung, indem er die nötigen Gelder zur Verfügung stellte. In diesem vortrefflichen Institut brachte er es selbst — wie er das, nach Abschaffung der Titel, bewerkstelligte, ist bis heut sein Geheimnis — zum Geheimen Regierungsrat. Die Parteien waren ihm alle gleich liebe Kinder. Zu seiner Tafelrunde im „Einsiedler" zu Potsdam, in der es garnicht einsiedlerisch, sondern vielmehr recht hoch und lustig herging, fanden sich außer dem Hüter der öffentlichen Ordnung von Berger, dessen Nachfolger Weismann und seinem Adjunctus, dem Regierungsrat Schwarz, auch nicht selten so hohe Herren wie der preußische Ministerpräsident und Sozialdemokrat Paul Hirsch ein.

Auch auf dem Gebiet der Zeitungsaufkäufe war Herr Strauß — worüber Fritz Wolter in Nummer 21 der ‚Weltbühne' ausführlich berichtet hat — recht tätig. Dabei verfolgte die Firma Wolff und Strauß — Herr Wolff ist Katholik, Herr Strauß Jude — auch hier ein gewisses Paritätsprinzip. Im Gegensatz zu Hugo Stinnes liebten die Kölner Herren die sanftern Tonarten. Sie legten sich nicht auf eine bestimmte Parteirichtung fest, sondern finanzierten in ihrer Heimat die ultramontane ‚Kölnische Volkszeitung' und das ‚Kölner Tageblatt', in Berlin die volksparteiliche ‚Zeit'.

Während dieser kleinen politischen Nebenbeschäftigungen ging das Kölner Geschäft recht gut und glatt und warf außer den Zechen im „Einsiedler" auch noch genug ab, um die Majorität des „Phönix", der „Rheinischen Stahlwerke" und einer Reihe andrer Industrie- und Schiffahrtsgesellschaften aufzukaufen, sodaß die Eisenhändler Wolff und Strauß heute zu den wenigen ganz Großen der rheinisch-westfälischen Industrie gehören.

Um so wunderlicher und betrübender ist es, daß die muntren rheinischen Herren neuerdings von so schweren Kreditsorgen bedrückt werden. Kreditnöte sollen es ja angeblich gewesen sein, die die Herren Wolff und Strauß bewogen haben, die ‚Phönix'-Majorität einem holländischen Konsortium zu übergeben; wobei man wohl annehmen kann, daß es sich um sehr treue Hände handelt, die die Aktien des Herrn Otto Wolff so gut verwalten werden, als blieben sie sein Eigentum. Kreditnöte sind es anscheinend gewesen, die Herrn Otto Wolff oder vielmehr drei zu seinem Konzern gehörige Firmen veranlaßt haben, aus der „Hika", die eigentlich nur zur Finanzierung der gewerblichen Mittel- und Kleinbetriebe geschaffen ist, ein Darlehn von 4 Milliarden Mark aufzunehmen und dieses Darlehn dann nicht nur für Lohnzahlungen, sondern auch für andre Kreditzwecke zu ver-

wenden. Dieses merkwürdige Kreditgeschäft, auf das wir bereits früher in der ‚Weltbühne' hingewiesen haben, ist am 7. März abgeschlossen worden. Trotzdem ist es dem Scharfsinn der Behörden bis heute noch nicht gelungen, den Fall einwandsfrei aufzuklären. Ein Beamter des Reichswirtschaftsministeriums, der nach dem Rheinland reisen sollte, um an Ort und Stelle Ermittlungen einzuziehen, erhielt — welch unglücklicher Zufall — keine Einreiseerlaubnis, und erst in den letzten Tagen kam man auf den Gedanken, einen Regierungsvertreter in Köln mit der Untersuchung zu beauftragen.

Kreditnöte haben schließlich Herrn Otto Wolff veranlaßt, von der Stahlfinanzierungs-G. m. b. H., also vom Reich neuerdings 68 Milliarden zu verlangen. Obwohl der Fall „Phönix" und der Fall „Hika" noch keineswegs aufgeklärt sind, hat der zuständige Reichstagsausschuß diesem neuen Kredit, wenn auch mit einigen Vorbehalten zugestimmt. Denn wir sind nun einmal so weit, daß Regierung und Parlament für ihre oberste Pflicht halten, mit den Wölfen zu heulen.

## Der Reichsverband der Industrie als Steuerkontrolleur

Herr Doktor Stresemann hat jüngst auf dem Parteitag der Deutschen Volkspartei in Neustrelitz das kraftvolle Wort gesprochen: „Die deutsche Finanzverwaltung ist ein einziger großer Saustall."

Um so erfreulicher ist es, daß nunmehr der Reichsverband der deutschen Industrie sich daran machen will, diesen Saustall zu reinigen. In einer Eingabe an den Steuerausschuß des Reichstags machen die Steuersyndici des Reichsverbandes allen Ernstes den Vorschlag, die Höhe der Vorauszahlung für die Einkommensteuer von dem Votum der Berufsvertretung, der der Steuerzahler angehört, abhängig zu machen. „Der Steuerpflichtige", heißt es in dem Prachtdokument, „kann eine Herabsetzung der Vervielfachung seiner Vorauszahlung beantragen, wenn er glaubhaft macht, daß sein voraussichtliches Einkommen der erhöhten Vorauszahlung nicht entspricht. Als Glaubhaftmachung genügt eine Bescheinigung der zuständigen Berufsvertretung."

Ueber die Steuerzahlungen des Herrn Sorge oder des Herrn Siemens oder des Herrn Stinnes entscheidet also künftig der Reichsverband der deutschen Industrie, über die Steuerzahlungen des Kürschnermeisters Schulze in Cüstrin die Cüstriner Kürschnerinnung. In der Tat: ein probateres Mittel zur Sanierung unsrer Finanzen läßt sich gar nicht denken. Vor allem aber: was brächte das für eine Vereinfachung unsres Verwaltungsapparates! Das Verkehrsministerium wird ohnehin abgeschafft, weil ja die Eisenbahnen privatisiert werden müssen. Das Reichswirtschaftsministerium behindert nur die „freie Wirtschaft" — also fort damit! Und nun wird auch noch das Reichsfinanzministerium mitsamt den Finanzämtern einfach in die Steuerstellen des Reichsverbandes der deutschen Industrie verlegt — und ein drittes Ministerium ist „gespart".

Wie gut ginge es dem deutschen Volke, wenn die Regierung sich nur etwas mehr nach den Wünschen des Reichsverbandes der Industrie richten wollte!

# Das Lied von der Präger Erde

von Rudolf Fuchs

## Der Sammler

Die Jahre fliehn. Es kommt bald dies, bald das.
Hinab. Hinauf. Die Richtung macht den Mann.
Der liebt die Schlacht, der stöhnt im Turmgelaß,
er aber, sieh — er sammelt Porzellan.

Ich sagte schon: die Richtung, nicht Geschick,
eins muß man haben, und das muß bestehn;
das Kind kann sterben, und die Frau wird dick.
Er aber, sieh — er sammelt Porzellän.

Was heute ewig gilt, ist morgen hin;
Gesundheit, Ehe, Macht und Ruhm zerbricht.
Er aber, sieh — er sammelt Porzullin.

Wie? Hypothek auf das gelobte Land?!
Selbst Grund und Boden ändern das Gesicht.
Er sammelt Porzellan. Das hat Bestand.

## Nationen

Ein alter Inder kam nach Prag,
er wurde glorios empfangen.
Er wollt' zu einem Schluß gelangen,
und widmete dem manchen Tag,
die beiden Völker klar zu unterscheiden:
„Sagt, wer ist der, wer jener von den beiden?"

Die Deutschen wären Kolonisten,
und man zitierte Masaryk,
die Tschechen eher Pazifisten,
nur leider hätten sie kein Glück.
Der Inder rief: „Ich kanns nicht unterscheiden!
Sagt, wer ist der, wer jener von den beiden?"

„Ich will es sagen! Die das Land bewohnen,
nur Zeitungsleser sinds, nicht Nationen.
Die prager deutschen Abonnenten raufen
mit denen, die die ‚Politika' kaufen.
Das sind die Mütter, die das Volkstum hatte —
längst in der Erde ruht der Geist, der Gatte."
Der Inder scheint die Wahrheit zu erkennen:
„Bei uns pflegt man die Witwen zu verbrennen."

## Deutsches Wohltätigkeitsfest

Das ist der Lenz. Prags Straßen schimmern naß.
Der will die neue Tat, der sinnt Verrat,
der schwärmt fürs Parlament (und den Senat?).
Der letzte Schnee zerrinnt am Schipkapaß.

Der Arbeitsmann hält den Achtstundentag
fast, wie der Hund den letzten Bissen hält.
Er liest sein Blatt: Was gibt es in der Welt?
Kommt wirklich Frühling, bleibt die alte Plag'?

Den Vorort zu betreten, ist nicht fein.
Der Arme kotzt dort seine Lunge aus.
Dort sollen, wie man hört, auch Tschechen sein.

Man tut, was man vermag, im ‚Deutschen Haus'.
Hier schenken Wein im freundlichen Verein
die deutschen Lebzeltmazzesdamen aus.

### Ein Volk jedoch

Die Samojeden habens auch nicht leicht.
Wenn ich nicht irre, schlafen sie auf Fellen.
Aus Schnee und Eis erbauen sie sich Zellen,
die Nacht ist lang, der bleiche Tag meist feucht.

Seht mir den Russen: aller Welt voran,
für alle Zeiten, blutiger Komet!
Geist Krapotkins um Mars und Venus weht —
Doch schwer zu brechen ist der alte Bann.

In England: Streik. In Deutschland: Polizei.
In Frankreich: Sieg und Phrasentyrannei.
In Böhmen ists, daß man einander höhnt.

Ein Volk jedoch fand ich mit sich versöhnt:
sie tanzen auf dem Markt, sie jubeln auf dem Dock.
Die Tschechojüden sinds. Sie preisen Vater Krok,
wenn nicht am Ende Aeltervater Schmock.

### Der Flugsandschmuser

Sag nichts! Er weiß. Er hebt die Hand, er weiß.
Weiß Alles positiv und effektiv.
Vor seiner Zunge bangt der weite Kreis;
nichts, daß er nicht beim falschen Namen rief'.

Silur, Devon — Pardon, er weiß Bescheid.
Wie oft saß Sonnenthal ihm vis à vis!
Lord Carnarvon . . . die Frau tut einem leid.
Ja, Ludendorff ist mehr als ein Genie!

Die Wandlung, die mit Lenin vor sich geht,
kennt er genau, er war als junger Fant,
sie wissen doch, selbst Marx-Apologet.

Und wie er spricht, verwandelt sich das Land:
aus seiner Richtung heißer Taifun weht —
mein Auge brennt, mir knirscht im Munde Sand.

# Bemerkungen

## Der Tote auf Madeira

Unter diesem Titel ist nicht, wie man vermuten könnte, ein neuer Film, sondern das Buch Karl Werkmanns, des letzten Sekretärs Kaiser Karls, erschienen, das, in großer Ausführlichkeit und auf viel glaubwürdiges Material gestützt, die Exiljahre, die beiden mißglückten Putschversuche und das jämmerliche Ende dieses Habsburger-Spätlings schildert, dessen Tragik es war, mit religiösem Fanatismus an die volksbeglückende Sendung seines Königsberufs noch zu glauben, als das Volk diese Art von Beglückung längst satt hatte. So seltsam und kaum faßbar ist die tiefe Inbrunst dieses Glaubens bei Einem, der für den Thron nicht geboren, nicht erzogen war, daß man die Skepsis versteht, die in Karls fieberndem Drang, Ungarns Herrschaft zurückzugewinnen, nur die trotzige Gier eines Verwöhnten nach Macht und Ueppigkeit sehen will. Immerhin: diese Skepsis weiß Werkmanns (im Verlag für Kulturpolitik zu München erschienenes) Buch zu entkräften. Ist der Autor auch nicht imstande, die Gestalt des Kaisers, den er im Elend, also als Menschen sah, lebensvoll zu zeichnen, so wird dennoch dessen tragischer Konflikt zwischen mystischem Herrscherwahn, schicksalhafter Herrscherpflicht und politischer Kurzsichtigkeit, diplomatischem Ungeschick erkennbar. Karl empfindet sich von dem Augenblick an, da die apostolische Krone des heiligen Stephan seinen Scheitel berührt hat, als geweiht und von höherer Gnade zum Retter des Landes erkoren, das sich in wüstem Parteihader zerfleischt. Und die innerste Ueberzeugung, daß die Dynastie Habsburg immer noch die stärkste bindende Kraft Mitteleuropas sei, scheucht alle Zweifel am Gelingen dieses Rettungswerks. Ungarische Legitimisten — solche, die in Karl die einzig mögliche, überparteiliche Autorität, und solche, die nur ihren Platz an der Hofkrippe zurücksehnen — bestärken seinen Wahn, und französische Politiker namentlich Paul Deschanel, tun das Gleiche. Immer wieder kann er es hören: Gelingt das Unternehmen, dann wird Frankreich das fait accompli anerkennen und gegen die Kleine Entente schützen. Aehnliche Stimmen dringen auch aus Italien. Hierüber war Vieles schon bekannt. Doch die Fülle dokumentarischer Belege für all das Intrigenspiel, all die Doppelzüngigkeit und Tartufferie innerhalb und außerhalb Ungarns, für die Haltung Horthys und die etwas weniger klare der Erzherzoge Josef und Albrecht geben Werkmanns Buch zeitgeschichtlichen Wert, so Vieles er auch — seine journalistische Herkunft vom hochoffiziösen wiener ‚Fremdenblatt‘ nicht verleugnend — vorsichtig verschweigt, umgeht und im Halbdunkel läßt, wie namentlich die Rolle der Kaiserin Zita. Die, gleich dem Kaiser, mit der Kraft ihres unbeirrbaren katholischen Gottesglaubens vom endlichen Sieg der gerechten Sache durchdrungen ist, gleich ihm mit der heitern Ruhe christlicher Märtyrer Schimpf und Haß, Demütigung und Leibesnot als zeitliche Prüfungen empfindet und trägt. An solchen fehlt es wahrhaftig nicht. Nur mit tiefster Empörung über eine Menschenquälerei, die mit keinerlei politischer Notwendigkeit entschuldbar ist, liest man, wie dieses Paar, Verbrechern gleich, in der Zelle eines Kanonenbootes, in der es keine Waschgelegenheit gibt, die Donau hinab und dann über das Mittelmeer eskortiert wird, wie die schwangere Frau, die zu ihrem erkrankten Kind in die Schweiz eilt, in Nachtzügen dritter Klasse über die Grenze fliehen muß, und wie diese beiden im reichsten Schloßprunk Aufgewachsenen dann auf Madeira das Gratisquartier einer verfallenen Villa beziehen, in

deren unheizbaren Räumen der Schimmel über die Wände kriecht und das Hungergespenst umgeht, bis der Kaiser diesem Elend erliegt — doch als Kaiser erliegt: Der Königsgedanke in ihm bleibt ungebrochen, und ein Blick auf den ältesten Sohn verklärt sein armseliges Sterben. Ein habsburgischer Jarl Skule auch er, „ein Stiefkind Gottes auf Erden" . . .

*Ernst Goth*

### Außerehelicher Verkehr

Vor fünfzehn Jahren, als ich also noch sehr, sehr jung war, habe ich ganz genau gewußt, daß gegen die herrschende Moral mit Feuer und Schwert vorzugehen, daß jede Ehe unheilig und das garantiert einzig wahre Menschenglück nur in der freien Verbindung der Geschlechter zu finden sei.

Heut muß ich in der Zeitung lesen, daß im Ausschuß des Reichstags, dem der Entwurf des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten überwiesen ist, ausgerechnet der sozialdemokratische Abgeordnete begutachtet hat, es käme Alles darauf an, der Männerwelt beizubringen, daß unehelicher Verkehr ein Verstoß gegen die Moral ist.

Vor fünfzehn Jahren würde mich diese Ansicht zu einer feurigen Argumentation veranlaßt haben. Heut guck ich mit einem unsichern Blick auf das Gutachten und weiß wahrhaftig nicht, ob der sozialdemokratische Abgeordnete eine Binsenwahrheit oder eine Unrichtigkeit, sondern fühle nur, daß er eine Ueberflüssigkeit gesagt hat.

Ich verzichte darauf, vor mir selbst theoretisch zu begründen, inwiefern dem so sei. Ich stelle mir nur ganz einfach vor, der sozialdemokratische Abgeordnete fange mit seinen Bekehrungsversuchen bei meinem guten Bekannten X an und wolle diesem Vertreter der Männerwelt „beibringen".

Nicht etwa, daß mein Bekannter X ein zynischer Wüstling wäre. Mein Bekannter X ist ein schlichter Geschäftsmann aus der Zigarrenbranche mit einer braven Frau, die er liebt und zwei Kindern. Es ist mir auch keineswegs bekannt, daß er seine Geschäftsreisen zur Verübung von Unzuchtsorgien benutze. Er referiert nur gelegentlich in seinem wiener Dialekt über Jugenderinnerungen und berichtet, die Zigarre im Schnabel, in einer so beruhigend unliterarischen Form und doch ohne Trivialität und obszöne Details schlichthin und herzgewinnend von neuen Erfahrungen, die er zum Thema gemacht hat. Wir hören ihm immer gern zu. Mit einem verzeihenden, gelassenen Lächeln. Er lächelt auch dabei. Liebevoll und weltweise.

Ich stelle mir vor, daß diesem Bekannten X der sozialdemokratische Abgeordnete seine Entdekkung beibringen möchte. Er würde eine faltenreiche Stirn ziehen und mit seinen Bedenken aufwarten. Aber wie er anfinge, würde mein Bekannter X ein Blinzeln in den Augen stehen haben. Ein Gott wohlgefälliges, breit auslaufendes Blinzeln. Und er würde irgendeinen Satz sagen, der beileibe nicht geistreich, aber so unendlich durchschlagend wäre, daß der sozialdemokratische Abgeordnete nicht weiter könnte und auch zu blinzeln anfinge. Und dann würde er sich ein wenig genieren und uns bitten, ihn nicht etwa für Herrn Brunner zu halten: er habe doch nur allgemein geredet, und es sei ihm darauf angekommen, eine Waffe gegen die Geschlechtskrankheiten zu schmieden, deren Bekämpfung doch schließlich Allen ehrlich am Herzen liege, und überhaupt sei der Reichstagsausschuß ja doch etwas andres als der Biertisch, und man müsse natürlich auch differenzieren.

Und mit einem Mal würden wir Alle blinzeln, und es würde darin die Erledigung der sozialdemokratischen Ansicht liegen, eine Erledigung, die absoluter wäre als die aus der Summe aller nur erdenklichen theoretischen Argumente konstruierte.

Diesetwegen habe ich etwas gegen die Meinung, daß unehelicher Verkehr wider die Moral verstoße, und ich halte sie in aller Binsenwahrheit und Unrichtigkeit für maßlos überflüssig.

*Hans Bauer*

## Franzi

In Max Brod ist lebendiges Gefühl für Lebendigkeiten. Das macht ihn erfrischend und immer lesenswert. Die Wirklichkeiten des Herzens sind ihm offen. Vielleicht erreicht er sie nicht; aber er sieht sie, und das ist schon viel.

Seine Geschichte: ‚Franzi oder eine Liebe zweiten Ranges‘ (bei Kurt Wolff in München) lebt von diesem Blick. Da ist die Tugend und ist Mondlandschaft, ein eisiger Wind weht durch die starrenden Großartigkeiten, hier ist „Leben mit einer Göttin“, aber welcher Mensch könnte es auf die Dauer ertragen! Ist nicht das uralte Märchen von dem Hirten, der nach einigen Jahren Liebe mit einer Unterwelt- oder Himmelsgöttin zur Erde wiederkehren muß, Symbol dieses Erlebens? Denn neben der Strenge, vielleicht unter ihr, zweiten Ranges (doch die Rangordnung kann falsch sein, kann ein Uebereinkommen sein, das morgen schon nicht mehr gilt) ist die Leichtigkeit des Lebens, ist die Naivität, ist „Sündhaftigkeit‘ ohne Schuld und hat die Kraft der Sonne. Aus Bösem wird Gutes, aus Gutem Böses in diesem Spiel. In Leben und Liebe „ersten Ranges“ war das Ergebnis Mondlandschaft. In Leben und Liebe „zweiten Ranges“ ist der Punkt gefunden, wo im Leben zu stehen möglich ist, wo Leben lebenswert ist. Das fühlt und erkennt Brod in sehr echter und schöner Weise, er quillt davon über, aber immer ein Skeptiker, niemals ein Pathetiker.

Schade, daß die Geschichte selber nicht ganz so überzeugend ist wie Brods Erkenntnis; daß er ihr mehr Wort als Gestalt gibt; daß er dem aktuell Kolportagehaften des Erzählten, statt es zu verdichten, in Burschikosität die Umrisse läßt. Schade auch, daß er durch die Fixierung der „Göttin“ als Jüdin den Kreis seiner Welt unnötig verkleinert. Und schließlich schade, daß der Erlebende und Erkennende manche Züge eines Psychopathen abbekommen hat; auch dadurch verkleinert sich Brods Welt.

Aber auch in seinen Schwächen, die vielleicht notwendig sind als Kinderkrankheiten eines neuen Weltgefühls, ist dieses Buch liebenswert. Es bemüht sich mit so tapfern Händen, die dunkeln lastenden Wolken der Selbstquälerei und Problemsucherei, die über dieser Generation hängen, zu zerreißen, es hat einen so innigen Ehrgeiz, dieses Geschlecht zu einer Heiterkeit in der Seele und im Blut zu erziehen. Brauchen wir solche Erziehung inmitten von Kathederhelden und Versammlungsrednern nicht sehr nötig?

*Oskar Maurus Fontane*

## Morgens um Acht

Neulich habe ich einen Hund gesehn — der ging ins Geschäft. Es war eine Art gestopfter Sofarolle, mit langen Troddeln als Behang — und er wackelte die Leipziger Straße zu Berlin herunter, ganz ernsthaft ging er da und sah nicht rechts noch links und beroch nichts, und etwas andres tat er schon gar nicht. Er ging ganz zweifellos ins Geschäft.

Und wie hätte er das auch nicht tun sollen? Alle um ihn taten es.

Da rauschte der Strom der Insgeschäftgeher durch die Stadt. Morgen für Morgen taten sie das. Sie trotteten dahin, sie gingen zum Heiligsten, wo der Deutsche hat: zur Arbeit. Der Hund hatte da eigentlich nichts zu suchen — aber wenn er zur Arbeit ging, so sei er willkommen!

Saßen da jüngst in der Elektrischen — so fangen jetzt alle deutschen Schriftstellergeschichten an, weil die armen Luder kein Geld bekommen, um sich Bücher oder Reiseerlebnisse zu verschaffen —

saßen da jüngst zwei ernste Männer in der Bahn und sahen, satt, rauchend, rasiert und durchaus zufrieden, durch die Glasscheiben. (Man wünscht sich in solchen Augenblicken ein Wunder — etwa, daß dem Polizeisoldaten an der Ecke Luftballons aus dem Helm stiegen —, nur damit Jene einmal Maul und Nase aufsperrten!) Da fuhr die Bahn an einem Tennisplatz vorüber. Die helle Sonne spielte auf den hellgelben Flächen — es war strahlendes Wetter, viel zu schön für Berlin. Und einer der ernsten Männer murrte: „Haben auch nichts zu tun, sehen Sie mal! Morgens um acht Uhr spielen! Sollten auch lieber ins Geschäft gehen —!"

Ja, das sollten sie. Denn für die Arbeit ist der Mensch auf der Welt — für die ernste Arbeit, die den ganzen Mann ausfüllt. Ob sie einen Sinn hat, ob sie schadet oder nützt, ob sie Vergnügen macht — („Arbeet soll Vajniejen machen? Ihnen piekt er woll?") —: das ist alles ganz gleich. Es muß eine Arbeit sein. Und man muß morgens hingehen können. Sonst hat das ganze Leben keinen Zweck.

Und stockt einmal der ganze Betrieb, streiken die Eisenbahner oder ist gar Feiertag — dann sitzen sie herum und wissen nicht recht, was sie mit sich anfangen sollen. Drin ist nichts in ihnen, und draußen ist auch nichts los: also was soll es? Es soll wohl gar nichts . . .

Und dann laufen sie umher wie Schüler, denen versehentlich eine Stunde ausgefallen ist — nach Hause gehen kann man nicht, und zum Spaßen ist man nicht aufgelegt — und dösen und warten. Auf den nächsten Arbeitstag.

Wobei betont sei mag, daß man auch im Sport dösen kann, der augenblicklich bei uns zu Lande wie das Kartenspiel betrieben wird: fein nach Regeln und hervorragend stumpfsinnig. So haben die Unterhaltungen nach ihren „Leibesübungen" eine fatale Aehnlichkeit mit den „Leichenreden" nach einem Dreimännerskat . . . Anderswo spielt man Fußball, bei uns ist man „Sportler". Aber schließlich ist es immer noch besser, zu tränieren, als im schwarzen Talar Unfug zu treiben . . .

Ja, sie gehen ins Geschäft. „Was für ein Geschäft treibt Ihr?" „Wir treiben keins, Herr. Es treibt uns."

Der Hund sprang nicht. Man hüpft nicht auf den Straßen. Die Straße dient — wir wissen schon. Und das verlockende, niedrig hängende Ruhrplakat — der Hund ließ es außer Acht.

Denn er ging ins Geschäft.

*Ignaz Wrobel*

**Der Schrei**

Meine nächste Großtat ist, den weltbekannten Roman ‚Buddenbrooks' von Thomas Mann, der nach Verfilmung förmlich schreit, zu drehen. Die Handlung des Romans, der von den Herren . . . filmreif gemacht worden ist, wurde in die Gegenwart verlegt."

**Liebe Weltbühne!**

Moritz Rosenthal wurde einmal gefragt, ob er den Pianisten X. kenne. Er erwiderte: „Persönlich ja. Dem Namen nach nicht."

# Antworten

**Bayer.** Jede Woche besucht mich einer von euch, um mir darzutun, daß euer Land besser ist als sein Ruf. Leider bekomme ich immer nur allgemeine Betrachtungen zu hören, von denen am merkwürdigsten ist, daß dazu die besondern Beispiele meiner eignen Landsleute in unüberbrückbarem Widerspruch stehen. So schreibt mir jetzt wieder ein Berliner: „Vor kurzem mußte ich, zwischen zwei Eisenbahnfahrten, sechs Stunden in München bleiben. Mit einem kleinen Republikanerband im Knopfloch ging ich über die Straße. Kaum hatt' ich mich von dem belebten Stachus entfernt, als auch schon eine Rotte dreizehn- bis fünfzehnjähriger Jungens und Mädchen teutonischen Adels mich belästigte, die unflätigsten Redensarten hinter mir herrief und Steine warf — alles eines Abzeichens wegen, dessen Träger sich zu der herrschenden Staatsform bekennt. Ich trat an einen Schutzmann heran, um mich von ihm zu einer Haltestelle bringen zu lassen. Der Herr erklärte: ‚Woans net das Schwarz-Rot-Gold da wegtun, koan i für Ihre Sicherheit net aufkimma', und wies mir mit dem Zeigefinger den Weg zur Straßenbahn. Als ich mich von diesem Feind losgelöst hatte, bekam ich aus der Gruppe der andern einen Steinwurf, der mich ein Brillenglas kostete. Immerhin bin ich lebendig aus München heimgelangt." Wenn aber hier die Reisenden gemahnt werden, die Gegend des Fechenbach-Prozesses zu meiden, dann erweisen mir ‚Miesbacher Anzeiger' und ‚Völkischer Beobachter', par nobile fratrum, die hohe Ehre, mich einen Vaterlandsverräter zu nennen.

**Deutscher Journalist.** „Aber während die Setzer und Drucker in ihren Verbänden Alles längst durchgesetzt haben, was sie wünschen, möchte man den Schriftsteller immer noch in seinem weißen Sklaventum festhalten." Das hat Einer 1887 geschrieben. Und heute?

**Adolf Lercher.** Sie schreiben mir: „Mein Aufsatz über die ‚Staatsopernkrise' in Nummer 24 hat eine Anzahl Damen und Herren veranlaßt, Briefe teils freundlichen, teils unfreundlichen Inhalts an mich zu richten. Daraus erscheint mir erwähnenswert der Hinweis, daß außer Herrn Soot sporadisch die Herren Hutt und Talén sich vernehmen lassen, und daß uns Herr Henke noch hin und wieder durch seine Anwesenheit erfreut — die Tenöre sind also nicht ausgestorben, sondern nur fast ausgestorben. Einer der Korrespondenten will wissen, wo Herr Aravantinos geblieben sei. Vielleicht fragt er einmal Herrn Dr. Hoerth. Ich habe ja doch von einem ‚Krieg Aller gegen Alle' gesprochen." Ob zum Frieden zu kommen ist, wenn man die Vorschläge ausführt, die in dieser Nummer mein Musikkritiker Paul Schlesinger macht? Eine spätere Sorge. Zunächst sollte man sie auf alle Fälle auszuführen versuchen.

**Berliner.** Wieviel du, mit uns Andern, daran verloren hast, daß Karl Kraus in diesem Winter zu keinem einzigen Abend hergekommen ist: ersieh es aus dem zehnfachen Heft der ‚Fackel', das, halb zur Entschädigung, halb zur Vergrößerung unsres Schmerzes, Mitte Juni er-

schienen ist. Das Alles von dem Schöpfer nicht auch gehört zu haben! Also genießt man die 208 Seiten dreimal hintereinander. Schon, wie solch ein Meisterwerk publizistischer Kunst gebaut ist! Auf der ersten Seite spricht Thomas Carlyle, auf der letzen Lionardo da Vinci. Dazwischen spricht Karl Kraus in den unzähligen Tönen, über die der Schriftsteller womöglich noch souveräner verfügt als der Vorleser. Das Register dieses Jahrhundertsatirikers reicht von Wilhelm Busch bis Voltaire. Was er, in mächtiger Steigerung, zu den grotesken Greueln der Zeit zu sagen hat: es wär' überwältigend lustig, wenns nicht so maßlos traurig wäre. Tatsächlich reißt er einem auf jeder Seite einen Lacher heraus; aber keinen, der nicht jäh in Schwermut erstürbe. Seine Formulierungen sind in Vers und Prosa von gleich erschöpfender Knappheit. „Dies Volk, das seine Kriegsschuld vergessen, hält seine christliche Pflicht für erledigt und sich für den Hunger sattsam entschädigt, wenn es nicht aufhört, die Juden zu fressen." Kann man den deutschen Nachkriegsantisemitismus mit tieferm Witz packen? Wer sich in ungeahntem Grade erheitert, belebt und erhoben fühlen will, der lasse sich vom Verlag ‚Die Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, die Nummer 622—631 kommen.

---

**Mitteilung**

Leider ist wieder eine beträchtliche Verteuerung unbedingt notwendig, da, von allen andern Erhöhungen abgesehen, allein die Druckpreise Anfang Juni um 70 Prozent gestiegen sind.

Trotzdem wird die ‚Weltbühne' ungefähr der wohlfeilste Gegenstand bleiben, den es in Deutschland gibt. Sie kostet vom 1. Juli an

**vierteljährlich 18000 Mark,**
**einzeln 1500 Mark.**

Wer an dem Blatt hängt, es ungern entbehren würde und nicht leicht hat, es sich zu gönnen, der nehme ein Abonnement (das, beim Verlag, an jedem Tage begonnen werden kann, und zu dessen Bestellung die beiliegende Zahlkarte benutzt werden möge). Denn da für Anfang Juli schon wieder ein neuer Drucktarif angekündigt ist, der die Herstellung abermals erheblich verteuert, so wird der Preis des Einzelheftes in kurzem auf mindestens 2000 Mark heraufgesetzt werden müssen. Die Bitte um Nachzahlung auf die Abonnementsgebühr aber wird frühestens Anfang, vielleicht erst Ende August geäußert werden. Und sie wird überhaupt nicht geäußert zu werden brauchen, wenn jeder Leser sich mit Erfolg bemüht, der ‚Weltbühne' einen Auslands-Abonnenten oder zwei deutsche zuzuführen. Werbematerialien — Probenummern, Abonnementsbestellkarten, Postscheckzahlkarten — werden auf Wunsch zur Verfügung gestellt.

*

**Auslandspreise für ein Vierteljahresabonnement der ‚Weltbühne'**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Amerika, China, Japan | 1 Dollar | Italien | 12 Lire |
| | | Rumänien | 80 Lei |
| | | Schweiz | 5 Franken |
| England | 5 Schilling | Spanien | 6 Pesetas |
| Frankreich und Belgien | 10 Francs | Skandinavien | 5 Kronen |
| Holland | $2^1/_2$ Gulden | Tschechoslowakei | 15 Kronen |

Ueberweisung im Wertbrief oder durch Scheck erbeten.

*

Wenn eine Nummer ausbleibt, tut der Abonnent gut, sich sowohl an die Post wie an den Verlag zu wenden, der nur auf Grund schriftlicher Reklamationen dafür sorgen kann, daß die Anlässe zu Beschwerden sich verringern.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Anzeigen-Annahme: Verlag der Weltbühne, Charlottenburg Königsweg 33, Wilhelm 1943.

Druck der Vereinsdruckerei G. m. b H., Potsdam.